Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

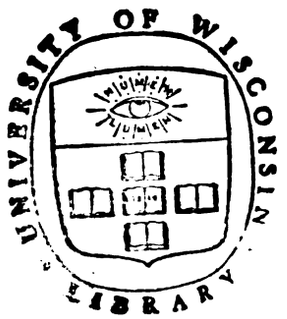
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Digitized by Google

1339.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Dreiundvierzigster Band.

(Nr. 1 — 25.)

EX BIBLIOTHECA

Berlin 1893.

Verlag der Gegenwart.

Digitized by Google

Digitized by Google

123363
OCT 17 1908
+X47
+G27
43
AP
.S2
43

Register.

Dreiundvierzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

	Seite
Die Vertheilung des Arbeitsertrages. Von Eduard v. Hartmann	1. 19
Zur Militär-Debatte im Reichstag. Von v. T.	17
Für Kaiser und Reich, gegen Reaction und Revolution. Von Georg Winter	33
Slovenisches Staatsrecht. Von Saxo	36
Der winterliche Arbeitsmangel. Von Rentamtmann J. G. Weiß	49
Die politische Lage und unser Heer. Von v. T.	65
Die Home Rule-Bill und ihre Schwierigkeiten. Von Otto Gaupp (London)	81
Die Bedeutung Egyptens für England. Von Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein	98
Ein Plebiscit-Reichstag. Von Freidank	113
Jesuitismus und Staatsbewußtsein. Von Johann Paul	129
Die Militärvorlage und unsere Parteien. Von Archivar Georg Winter	145
Erbrechtsreform. Von G. B.	147
Ungarische Wirthschaft. Von Saxo	148
Darwinismus wider Sozialismus. Von Otto Gaupp (London)	161
Sozialpolitische Ausblicke. Von Karl Walcker-Leipzig	163
Der deutsch-russische Handelsvertrag. Von N. Syrkin	177
Das Recht des Kapitals auf Antheil am Arbeitsertrage. Von Eduard von Hartmann	193
Die Lage der Landarbeiter in Deutschland. Von Georg Stamper	209
Die Frage verantwortlicher Reichsminister. Von Karl Walcker-Leipzig	225
Zur Revision der Unfallversicherung. Von J. Sabin	241
Der Sozialismus in England. Von Otto Gaupp (London)	257
Vatican und Kaiserschloß. Von Observator	273
Die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungs- oder Strafhaft. Von Landgerichtsdirector Raemisch	274. 290
Die Consequenzen der Militärvorlage. Von Pz.	289
Der neue Reichstag. Von Observator	305
Die Sozialpolitik und das Strafrecht. Von Ludwig Fuld-Mainz	306
Parlamentarismus und Corruption. Von Paul Dehn	321
Rumänische Streitschriften und Memoranden. Von Albert Schiel-Kronstadt	325. 340
Die Ehe im deutschen Zukunftsrecht. Von Justus	337
Vor den Wahlen. Von Georg Winter	353
Skeptische Politik in Frankreich. Von Ludwig Jacobowski	374

2. Naturwissenschaftliches und Medizinisches.

	Seite
Die Herrschaft des Messers. Von Medicus	3
Unser Apothekerwesen. Von Hermann Ahlgreen	99
Wahrheit und Dichtung über Blinde. Von einer Blinden	118
Aus Werner von Siemens' Lebenserinnerungen. Von Wilhelm Berdrow	132
Aerztliche Berufsthätigkeit in den Gefängnissen Von Dr. med. M. Alsberg	179
Th. Ribot und die neuere Psychologie. Von Eduard Sokal	215
Ueber die verschiedenen Methoden der Psychologie. Von Th. Achelis	248
Naturwissenschaftliche Bigotterie. Von Hieronymus Lorm	310
Jacob Moleschott. Von Albert Albu	354

3. Vermischte Aufsätze.

	Seite
Moltke als Mensch. Von J. Rosenstein.	7
Moslimische Proselyten im Abendlande. Von Professor Hermann Vambéry	52
Commissionsberathungen. Von P. Asmussen	66
Jüdischer Antisemitismus. Von einem Juden	68
Zur Lehre von Zeit und Raum. Von Carl du Prel	71
Der Prinz von Preußen und die deutsche Frage. Von Bruno Gebhardt	83
Die Ausstände im Kohlenbezirk Saarbrücken und Dortmund. Von einem Kgl. Geheimen Bergrath	114
Das baltische Deutschthum. Von Selmar Wallow	116
Die Verschwendung des Offiziermaterials. Von v. H.	196
Die sibirische Pacificbahn. Von W. Berdrow	210
Der Anachronismus. Von Armin Tille	213
Der Nord-Ostseekanal im Weltverkehr. Von S. Werblunski	226
Ganze, nicht halbe Schulreform. Von Kg.	228
Der Kochunterricht, eine pädagogische Modethorheit. Von einem Schuldirector.	243
Doppelgänger in der Sprache. Von Ernst Wasserzieher	259
Die Versorgung Europa's mit Brot. Von S. Werblunski	292
Die Bodenbesitzreform. Von Paul Siegfried	308
Unzureichende Gesellschaftskunde. Von F. v. S.	322
Die Cavallerie keine fechtende Waffe mehr. Von einem deutschen Stabsoffizier	342
Die Valutaregulirung in Rußland. Von N. Syrkin.	369
Erbgut und Lehngut in unserer Muttersprache. Von Ernst Wasserzieher	371
Die Entwickelungsgeschichte der Sozialidee. Von Conrad Dohany	375
Die Fortschritte der Technik. Von Eduard von Hartmann.	385

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

	Seite
Der Uebermüthige. Von Albert Roderich	9
Das alte Mütterchen. Von Alfred von Hedenstjerna	27
Abenteuer eines Bräutigams. Von Albert Hall.	42
Halali. Von P. Hann	59
Als der Vater nach Hause kam. Von Alfred von Hedenstjerna	76
Weggespült. Von M. Zehme	90
Hans, der Musikant. Von Heinrich Sienkiewicz	105
Vaterland. Von Alfred von Hedenstjerna	124
Erfüllte Wünsche. Von Hans Laupp	138
Durch Eis und Schnee. Von Alfred von Hedenstjerna	154
Das Kaffeehaus in Surata. Von Graf Leo Tolstoi.	169
Das Spiel ist aus. Von Augustin Filon.	187
Unschuld. Von C. Schroeder	201
Ausgeschlossen. Von F. Anstey	219
Renn-Lene und ihr Junge. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna	233
Ein Roman in neun Briefen. Von Fedor Mich. Dostojewski	250
Mutter und Sohn. Von P. Hann.	265
Die Trommel. Von Graf Leo Tolstoi	282
Im Nachtigallenhag. Von Domenico Ciampoli	297
Lotta. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna	316
Impromptu. Von Siegfried Schneider	332
Die Glocke. Von Jules Lemaitre	346

Digitized by Google

Seite

Ein reeller Spekulant. Von Alfred Freih. von Hedenstjerna 361
Wartburggedanken. Von Ernst Georg Zimmermann . . . 377
Das Sacrament. Von Magdalena Thoresen 381
Post festum. Von Karl Gjellerup (Dresden) 393

Aus der Hauptstadt. Von Caliban: In tyrannunculos! 12. Der allerneueste Kurs 28. Kommende Wahlen 43. Jesus Sirach 34, 27 61. Ein politisches Gründerjahr 76. Die gelöste Judenfrage 93. Deutschland im Sattel 107. Die Niederlegung der Börse 125. Das boxende Känguruh 139. Der Fall Saling 155. Bei Caprivi a. D. 170. Windthorst in Marmor 189. „Durchlaucht, die Gratulanten aus Berlin sind da!" 205. Aus den Tagen der Kugelfestigkeit 221. Die beleidigte Majestät 234. Finanzminister Neckec 253. Leo der Reformator 267. Krok von Böblingen II. 284. Die Militärvorlage 299. Die freisinnige Veruneinigung 317. Rothschild der Patriot 333. Wahlqual 348. An Deutschlands Rekrutenmütter! 361. „Ja — also!" 396.

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Eine provençalische Dichtung in deutschem Gewande. Von Moriz Carriere. 5
Aus Lenau's Knabenzeit. Von Leopold von Sacher-Masoch. 23
Die Shakespeare-Forschung und das Shakespeare-Jahrbuch. Von Ludwig Fränkel 25
Salvatore di Giacomo. Von Ant. Andrea 38
Ein norwegisch-amerikanischer Sittenschilderer. (Kristofer Janson.) Von Ernst Brausewetter. 55
Julien Gordon. Von L. H. Mann 57
Rudolf Lothar. Von Max Wundtke 73
Friedrich Hebbel's Briefwechsel. Von Ernst Heilborn . . . 87
Verdeutschen und Uebersetzen. Von Professor J. Mähly . . . 102
Zur deutschen Culturentwickelung. Von Georg Steinhausen-Jena 122
Die Stellung der Deutschen unter den Völkern. Von Karl Jentsch 135
Ein christlich-sozialer Roman aus England. Von E. Beyer . . 152
H. Taine und seine Stellung zu Deutschland. Von Ludwig Jacobowski 165
Strindberg und das Weib. Von Franz Servaes 166
Heinrich Ehrlich's Erinnerungen 181
Aus Berthold Auerbach's Studirzimmer. Von Ernst Heilborn 200
Ferdinand von Saar und seine Wiener Elegien. Von Karl von Thaler 218
Jung-Frankreich in der Literatur. Von Otto Krack 229
Klaus Groth. Von Eugen Wolff. 245
Ueber die nächsten Ziele der nationalen Kunst. Von Arnold Fokke 261
Ein deutscher und dänischer Dichter. (Karl Gjellerup.) Von Alfred Stoeßel 263
Der deutsche Atheismus und Materialismus dieses Jahrhunderts. Von Eduard von Hartmann 277
Gabriele d'Annunzio. Von V. Matthes 280
Die Londoner Tagespresse. Von Ernst Heilborn 327
Offizielle Geschichte. Glossen zur Münchner Historiker-Versammlung. Von Alfred Stoeßel 328
Flirt. Stimmungsbild aus Paris. Von Curt Grottewitz . . 330
August Comte und Herbert Spencer. Von Otto Gaupp (London) 356
Carl Baron Torresani. Von Josef Ettlinger 359
Buchkritik. Von Alfred Stoeßel 378
Moderne Lyrik. Ein Beitrag zur Beurtheilung moderner Literaturströmungen. Von Hans Schacht. 379
Erinnerungen an Gottfried Keller. Von W. P. 389

b. Bühne und Bühnenkritik.

Ibsen's Baumeister Solneß. Von Max Rieß 39
Das Theater der Zukunft. Von Otto Krack 85
Vom Dresdener Hoftheater. Von Verus 150
Die guten Manieren und das Theater. Von M. Kroschel . . . 278
Sardou und Sarah Bernhardt. Von Alexander Büchner . . 343

Dramatische Aufführungen: Der verlorene Sohn (Philippi) 14. Zwei glückliche Tage (Schönthan-Kadelburg) 14. Schulden (Moser-Trotha) 15. Familie Pont-Biquet (Bisson) 15. Heimath (Sudermann) 30. Der Deputirte (Malden) 62. Die Strindberg-Matinée im Residenztheater 63. Baumeister Solneß (Ibsen) 63. Kriemhilde (Meyer) 95. Der Komödiant (Lindau) 95. Der Talismann (Fulda) 108. Tosca (Sardou) 108. Vasantasena (Pohl) 126. Gäa (Goldschmidt) 140. Die Weber (Hauptmann) 157. Die beiden Champignol (Feydeau-Desvallieres) 173. Der Phonograph (Bisson) 173. Der Frosch (Hartleben) 175. Die Tragödie des Menschen (Madach) 190. Der Stolz der Familie (Lauffs) 206. Eine Palast-Revolution (Skowronnek) 206. Der eiserne Graf (Runkel) 206. Hanna Jagert (Hartleben) 238. Dämmerung (Rosmer) 239. Die Bohème (Murger) 269. Das neue Kleid (Tovote) 270. Brave Leut' vom Grund (Anzengruber) 270. Jugend (Halbe) 271.

6. Bildende Künste.

Allers' Bismarck-Zeichnungen. Von Cornelius Gurlitt . . . 13
Das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. Von Cornelius Gurlitt. 45
Pariser Kunsteindrücke. Von Ernst Zimmermann 69
Oeffentliche Denkmäler. Von Cornelius Gurlitt 140
Aus den Kunstsalons. Von Cornelius Gurlitt 156
Die „XI". Von Cornelius Gurlitt. 172
Aesthetische Streitfragen. Von Cornelius Gurlitt 184
Pariser Kunstbetrachtungen. Von Ernst Zimmermann. . . . 197
Malereien eines Jägers. Von Franz Servaes 222
Zur Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert. Von Georg Galland 231
Die neue Berliner Bau-Unordnung. Von Cornelius Gurlitt 236
Die Walter Crane-Ausstellung. Von Cornelius Gurlitt . . 268
Protestantischer Kirchenbau. Von Cornelius Gurlitt . . 294. 313
Der Kaiser und Wallot. Von Cornelius Gurlitt 301
Die Berliner Kunstausstellung. Von Cornelius Gurlitt 318. 350. 365. 398
Abseits von der großen Kunstausstellung. Von Franz Servaes 366
Die Sammlung Spitzer. Von Ernst Zimmermann (Paris) . 391
Von der „freien" Kunstausstellung. Von Franz Servaes . . 397

7. Musik.

Die erste Aufführung von Verdi's Falstaff. Von Rudolf Berger 101
Opern und Concerte: Der Millionenonkel (Zell-Genee) 15. Margitta (Meyer-Helmund) 46. Die Hexe (Enna) 47. Lachende Erben (Weinberger) 78. Fürstin Ninetta (Strauß) 78. Mireille (Gounod) 109. Die Rantzau (Mascagni) 142. Unter Räubern (Rubinstein) 286. Die Rebe (Rubinstein) 287. Ilka von Palmay im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater 287. Falstaff (Boito-Verdi) 364. Bellincioni, Prevosti, Padilla 383.

8. Notizen.

Literarische Neuigkeiten von: Bacchtold 127. Bernhardi 302. Beyer 303. Bibliographisches Institut 110. Bieber 303. Bierbaum 111. Boisgilbert 19. Bormann 31. Brennecke 335. Brockhaus 127. Busse 175. Byr 111. Düntzer 351. Ebers 15. Eckardt 303. Elbe 271. Embden 239. Entsch 110. Eucken 79. Flaischlen 111. Fritz 47. Ganghofer 47. Geiger 223. Griesebach 191. Grimm 110. Große 111. Gudden 287. Guhl & Koner 399. Haarmann 143. Hachette 175. Halevy 255. Hartleben 223. Heigel 79. Heigl 15. Henckel 255. Henne am Rhyn 63. Hesse-Wartegg 287. Hevesi 207. Jacobsen 143. Jonas 319. Kanngießer 31. Kürschner 271. 287. Limburg-Brouwer 223. Lindner 303. Mantegazza 111. La Mara 207. Meißner 175. Mertens 111. Meyer 287. Möser 255. Naaf 47. Nansen 207. Nöldecke 255. Perfall 175. Pfeilstücker 175. Philippson 111. Poschinger 303. Post 175. Prem 79. Rabe 79. Riehl 111. Ruseler 47. Seemann 191. Schlichtegroll 78. Schnitzler 78. Simmern 31. Specht 31. Springer 79. Stahn 47. Stern 255. Stilgebauer 78. Verlagsanstalt 159. Waldmüller 335. Walther 175. Weber 111. Wechsler 303. Wichner 399. Zola 207.

9. Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Lösung der Judenfrage 110. Verdi — Marchese von Busseto? 127. Nochmals unsere Archäologen 159. Tolstoi und Bernardin de Saint-Pierre 191. Studenti methodus 357.

Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 7. Januar 1898. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Vertheilung des Arbeitsertrages. Von Eduard von Hartmann. — Die Herrschaft des Messers. Von Medicus. — **Literatur und Kunst:** Eine provençalische Dichtung in deutschem Gewande. Von Moriz Carriere. — Moltke als Mensch. Von J. Rosenstein. — **Feuilleton:** Der Uebermüthige. Von Albert Roderich. — **Aus der Hauptstadt:** In tyrannunculos! Von Caliban. — Allers' Bismarck-Zeichnungen. Von Cornelius Gurlitt. — Dramatische Aufführungen. — Opern und Concerte. — Notizen. — Anzeigen.

Die Vertheilung des Arbeitsertrages.

Von Eduard von Hartmann.

Wenn man bei der Betrachtung der sozialen Fragen vom Einfacheren zum Schwierigeren aufsteigen will, so muß man zunächst die Frage nach der zweckmäßigen Vertheilung des Arbeitsertrages zwischen Arbeit und Kapital zurückstellen, um sich vor Allem klar zu werden über die zweckmäßige Vertheilung desjenigen Antheiles am Arbeitsertrage, der durch den Gang der geschichtlichen Entwickelung schon heute den Arbeitern zugewiesen ist. Es wird schon viel gewonnen sein mit einer deutlichen Sonderung dieser beiden Aufgaben, die gewöhnlich mit einander in unklarer Weise vermischt werden. Erst wenn man einen Einblick gewonnen hat, inwieweit den Beschwerden des Arbeiterstandes durch eine zweckmäßigere Vertheilung des ihm schon jetzt zufallenden Antheiles am Arbeitsertrage abgeholfen werden kann oder nicht, erst dann wird man beurtheilen können, welches Maß von Beschwerden auf Abhülfe durch andere Mittel angewiesen bleibt.

Die Vertheilung des Antheiles der Arbeit ist theils eine solche nach der Zeit innerhalb derselben Arbeiterklasse, theils eine solche nach der Gestalt der Güter, in welchen der Antheil am Arbeitsertrage den Arbeitern verabfolgt wird, theils eine solche unter den verschiedenen Arten und Klassen der Arbeiter. Wir wollen die erstere die zeitliche, die zweite die sachliche, die dritte die personelle Vertheilung nennen.

1. Die zeitliche Vertheilung des Antheiles der Arbeit am Arbeitsertrage.

Der Arbeitslohn wechselt theils nach der Jahreszeit, theils nach der Gesundheit und Krankheit des Arbeiters, theils nach der von den Marktconjuncturen abhängigen Arbeitsgelegenheit; andererseits wechseln die individuellen Bedürfnisse, wachsen von der Kindheit durch die Jugend zum Alter hin, theils mit der Abstumpfung und Schonungsbedürftigkeit des Körpers, theils mit der Verheirathung und dem Anwachsen der Familie bis zum Selbständigwerden der Kinder. Beide Veränderungen decken sich nicht. Thäten sie es, so bedürfte es keiner ausgleichenden, zeitlichen Vertheilung. Der Gegensatz zwischen wechselnden Bedürfnissen und gleichbleibendem Lohn, zwischen gleichbleibenden Bedürfnissen und wechselndem Lohn, zwischen steigenden Bedürfnissen und fallendem Lohn ist es, der eine zeitliche Vertheilung im Sinne der Ausgleichung erforderlich macht. Gegen Unfälle, Krankheiten, Invalidität und Altersgebrechlichkeit schützt ja gegenwärtig in Deutschland die obligatorische Versicherung die meisten Arbeiter, aber doch nicht bis zum vollen Ersatz für den Lohnausfall, so daß ein empfindlicher Mangel trotzdem bestehen bleibt, und auch jetzt noch eine Familie unter längerer oder häufigerer Erkrankung des Ernährers schwer zu leiden hat. Da das Invaliden- oder Krankengeld nothwendig geringer sein muß als der Lohn, um nicht der Simulation ein allzustarkes Motiv zu bieten, so ist auch eine Abhülfe für diese Leiden im Wege der Versicherung nicht möglich. Der Wechsel des Verdienstes nach den Jahreszeiten, wie er bei vielen Betrieben unvermeidlich ist, erfordert eine Uebertragung des reichlich fließenden Lohnes der Campagnezeit auf die Zeit der Arbeitslosigkeit (z. B. bei der Landwirthschaft, dem Baugewerbe, der Zucker- und Spiritusfabrikation u. s. w.). Es ist dringend geboten, daß diese Uebertragung nicht der erfahrungsmäßig unzulänglichen Vorsorge der Einzelnen überlassen bleibe, sondern durch die gesetzliche Vorschrift sicher zu stellender Lohnabzüge geregelt werde. Gegen unverschuldete Arbeitlosigkeit ist auf dem Wege der Versicherung nur insoweit anzukämpfen, als dieselbe durch Naturereignisse (wie Feuersbrunst, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, Ueberschwemmungen) hervorgerufen ist, weil diese sich als zufällige einer Wahrscheinlichkeitsrechnung unterwerfen lassen. Dagegen scheint eine Versicherung ausgeschlossen gegen eine solche Arbeitslosigkeit, die ganz oder theilweise von menschlichen Willensentschließungen abhängt, weil dann der Bestand der Versicherung als Motiv zur Herbeiführung der Arbeitslosigkeit mit in das Gewicht fallen könnte.

Endlich bleiben die Lohnschwankungen auf Grund wechselnder Conjunctur auch für die dauernd in demselben Betriebe beschäftigten Arbeiter unvermeidlich. In Zeiten aufsteigender Prosperität fordern die Arbeiter einen erhöhten Lohn, den sie erforderlichen Falls durch Ausstände oder Ausstandsdrohungen erzwingen; in Zeiten des Niederganges sehen die Unternehmer sich vor die Wahl gestellt, entweder den Betrieb aufzugeben oder die Selbstkosten durch Herabsetzung der Löhne zu ermäßigen und können diese Herabsetzung erforderlichen Falls durch Arbeitssperren oder Drohung mit solchen erzwingen. Die erhöhten Löhne der kurzen guten Zeiten werden von den Arbeitern verbraucht und führen dazu, sie an vermehrte Bedürfnisse und gesteigerte Lebenshaltung zu gewöhnen; die herabgesetzten Löhne der weit längeren schlechten Zeiten genügen dann natürlich den gesteigerten Ansprüchen um so weniger und vermehren die Unzufriedenheit des Arbeiterstandes. Es ist deshalb dringend wünschenswerth im eigensten Interesse der Arbeiter, die Lohnschwankungen auf ein Mindestmaß zurückzuführen. Schon jetzt bemühen sich die Fabrikleiter, durch Zahlung aus dem Kapital oder den Reserven in schlechten Zeiten den Arbeitern einen höheren Lohn zu zahlen, als

Digitized by Google

sie dürften, wenn sie ihnen nur einen Antheil am Arbeitsertrag überwiesen: sie zahlen sogar dann noch annähernd gleiche Löhne, wenn die Fabriken mit Verlust arbeiten, also gar kein Arbeitsertrag vertheilbar ist. Es ist demgemäß nicht unbillig, wenn sie sich auch in guten Zeiten sträuben, Löhne zu zahlen, die dem durchschnittlichen Antheil der Arbeit am Ertrage entsprechen, wenn vielmehr die Löhne trotz ihrer absoluten Erhöhung eine relativ kleinere Quote des Ertrages als im Mittel darstellen. Aber diese bisher schon geübte Ausgleichung genügt noch nicht. Es ist nöthig, daß die höheren Erträge der guten Jahre zur Bildung eines sicher zu stellenden Lohnreservefonds benutzt werden, der in schlechten Jahren zur Erhöhung der sinkenden Löhne dient. Die Arbeiter müssen es als in ihrem Interesse liegend erkennen lernen, die in guten Zeiten zulässige und von den Unternehmern bewilligte Lohnerhöhung nicht in die Hand zu bekommen, sondern in den Lohnreservefond abgeführt zu sehen, in dessen Rechnungführung einem Arbeiterausschuß Einblick zu gewähren ist. Die größeren Unternehmer sind längst daran gewöhnt, außer dem allgemeinen Reservefond mit den verschiedensten Spezialreserven, z. B. Erneuerungsfond, Verlustreserven u. s. w. zu rechnen, und haben es theilweise sogar schon mit Fonds zur Stetighaltung der Dividenden versucht, obwohl dieses löbliche Bestreben durch das neue Actiengesetz sehr erschwert wird; hier handelt es sich darum, einen Spezialreservefond zur Stetighaltung der Löhne hinzuzufügen, der nöthigenfalls unter staatliche Aufsicht gestellt werden könnte, wenn die Aufsicht des Arbeiterausschusses nicht genügend erscheinen sollte. Natürlich würde auch durch solche Einrichtungen keine unbedingte Stetigkeit zu erreichen sein, wohl aber ein etwas höherer Grad von Stetigkeit, als durch die gegenwärtigen Zustände.

Zur zeitlichen Vertheilung des Lohnes kann man auch die Frage rechnen, wie oft und zu welchen Zeiten der Lohn gezahlt werden soll. Der Mangel an Wirthschaftlichkeit macht es wünschenswerth, dem Arbeiter wöchentlich Geld in die Hand zu geben, sei es in Form von Vorschüssen, die am Ende des Monats verrechnet und beglichen werden, sei es in Gestalt festen Wochenlohnes. Die Verlegung des Löhnungstages vom Sonnabend auf den Mittwoch hat sich überall bewährt, wo sie versucht ist, und sollte allgemein zur Durchführung gelangen zu Gunsten der Weiber und Kinder und zum Nachtheil der Kneipen und Branntweinschenken. Neben den wöchentlichen Zahlungen für den laufenden Lebensunterhalt sollte aber weiterhin überall da, wo der Arbeiter die Wohnungsmiethe noch monatlich und nicht wöchentlich zu entrichten hat, ein entsprechender Mehrbetrag bei der letzten Löhnung im Monat gezahlt werden, der bei den drei vorhergehenden Löhnungstagen einzubehalten ist. Zahlungsunfähige Arbeitgeber müßten wegen verdienter und nicht bezahlter Löhne als Arbeitspreller unnachsichtig wegen Betrug und Unterschlagung bestraft werden.

Denkt man sich nun alle solche öffentlichen Einrichtungen zur gleichmäßigeren zeitlichen Vertheilung des Antheils der Arbeit am Arbeitsertrag durchgeführt, so bleiben diese alle doch nothwendig unzulänglich. Die obligatorischen Versicherungen dürfen, wie schon bemerkt, der Simulationsgefahr wegen, mit ihren Zahlungen dem normalen Arbeitslohn nicht allzu nahe kommen, die besten Einrichtungen für Stetighaltung der Löhne können ihr Ziel doch nur annähernd erreichen, und gegen die individuelle Arbeitslosigkeit kann es keine Versicherung geben. Der Staat und die Gemeinden können wohl bei eintretenden Nothständen durch öffentliche Arbeiten dem unqualificirten Arbeiter künstliche Arbeitsgelegenheit verschaffen, aber der qualificirte Arbeiter geht auch dabei leer aus, wenn ihn nicht die Noth zwingt, sich vorübergehend zur Leistung unqualificirter Arbeit zu bequemen. Das vielbesprochene „Recht auf Arbeit" kann immer nur ein Recht auf unqualificirte Arbeit sein, und nur insoweit als Recht gelten, wie der Staat es durch seine Rechtsordnung als Recht anerkennt, um größeren Uebelständen vorzubeugen. Aber da die unqualificirte Arbeit, wie der Staat sie bieten kann, immer nur einem kleinen Bruchtheil der Arbeiter zusagen wird, so hat auch die staatliche Anerkennung des Rechtes auf Arbeit praktisch nur eine geringe Bedeutung und unter normalen Verhältnissen eine verschwindend kleine. Die durch Vereinsthätigkeit versuchte Abhülfe gegen Arbeitslosigkeit bleibt ebenso unzulänglich, wie die öffentliche und private Wohlthätigkeit und hat nebenbei den Uebelstand, daß sie nur allzu oft den Unwürdigen und Arbeitsscheuen auf Kosten der fleißigen Arbeiter die Taschen füllt. Es bleibt kein anderer Weg übrig als die privatwirthschaftliche Selbsthülfe durch Zurücklegung von Ersparnissen in Zeiten normalen Verdienstes, die im Falle der Noth wieder aufgezehrt werden.

Daß der Arbeiter nicht sparen könne, auch wenn er wolle, ist thatsächlich unrichtig. Auch der schlechtgelohnte Arbeiter macht an sich oft genug die Erfahrung, daß er zeitweilig mit einer viel geringeren Einnahme leben *kann*, sobald er mit ihr leben *muß*. Es giebt keine Stufe der Bedürfnißlosigkeit, die nicht in irgend welchem Punkte übertroffen werden könnte. Der Kuli zeigt dem Russen, dieser dem Ostpreußen, dieser dem Rheinländer, daß man mit viel weniger auskommen kann, als jeder folgende denkt. Auch innerhalb jeder Gewohnheitssphäre gibt es einen nicht unerheblichen Prozentsatz an Individuen, die ihren Genossen den thatsächlichen Beweis liefern, daß man zurücklegen kann, wenn man nur will, und die Statistik der Sparkassen führt den Beweis der Sparfähigkeit der Arbeiter im Großen. Eine ganz andere Frage ist es, ob man dem Arbeiterstande zumuthen kann, Ersparnisse zum Zweck der Kapitalbildung zurück zu legen, wie es der wirthschaftliche Individualismus verlangt, damit der Arbeiter selbst allmählich Kapitalist werde. Diese Zumuthung halte ich entschieden für zu weit gehend, nicht als ob der Arbeiter sie nicht erfüllen *könnte*, wohl aber, weil sie ihm unbillige Entbehrungen zu Gunsten einer Concurrenz mit weit überlegenen Gegnern auferlegt, die seine moralischen Kräfte weit übersteigen. Hier handelt es sich nur um Ersparnisse für eigenen späteren Verbrauch, nicht um solche zur Festlegung als Kapital. Demnach kommt auch die Frage des menschenwürdigen Daseins hierbei gar nicht in Betracht, da die Voraussetzung festgehalten wird, daß der Arbeiter während seines Lebens die gleiche Lohnsumme verbraucht, ob er nun in Zeiten normalen Verdienstes zurücklegt oder nicht. Mir scheint jedenfalls eine mit den Bedürfnissen gleichen Schritt haltende Vertheilung der auf eine Lebenszeit entfallende Lohnsumme menschenwürdiger als die Abwechselung zwischen Zeiten etwas reichlicherer Befriedigung und Zeiten bitterer Noth und quälenden Elends. Theoretisch wird das auch kaum ein Arbeiter bestreiten, nur praktisch reicht die Selbstbeherrschung und wirthschaftliche Reife der meisten nicht aus, um das, was sie theoretisch als richtig anerkennen müssen, auch zu thun, d. h. um der Zukunft willen die Gegenwart zu verkürzen. Es ist einfach der Leichtsinn, die Unfähigkeit zur Ueberwindung anschaulich gegenwärtiger Motive durch abstrakte der Zukunft, in Verbindung mit falschen Vorstellungen von Menschenrechten, was die Arbeiter am Sparen zu rechter Zeit verhindert. Jede Steigerung der Sparmotive ist als etwas Segensreiches für den Arbeiterstand zu begrüßen; es wäre deshalb ein sehr weises Verfahren, wenn die Arbeitgeber möglichst allgemein, wie es jetzt schon bei einzelnen großen Unternehmungen geschieht, den Spareinlagen ihrer Arbeiter eine Jahresprämie von ein bis zwei Procent zuwendeten, um den Zinsgenuß derselben, und damit den Antrieb zum Sparen entsprechend zu erhöhen. Die geringe Mehrausgabe lohnt sich reichlich durch Erhöhung der Zufriedenheit und Wirthschaftlichkeit der Arbeiter.

In sämmtlichen Beamtenlaufbahnen ist jetzt der Grundsatz theils schon durchgeführt, theils in der Durchführung begriffen, daß mit Zunahme des Dienstalters entweder ein Aufsteigen in höhere Stellungen oder doch in höhere Gehaltsklassen eintritt. Dieser durchaus richtige und segensreiche Grundsatz ist auch bei Privatbeamten schon bis zu einem gewissen Grade anerkannt, aber noch nicht bei der Handarbeit auf Stücklohn und Wochen- oder Tagelohn. Die Schwierigkeit liegt hauptsächlich in dem Wechsel der Arbeitgeber. Der Schriftsteller findet darin einen gewissen Ausgleich, daß er als junger Namenloser selbst tüchtige Geistesprodukte schwer verwerthen kann, als älterer aber auf seinen einmal erworbenen

Digitized by Google

Ruf gestützt auch schwächere Erzeugnisse noch verhältnißmäßig gut entlohnt bekommt. Bei dem Handarbeiter fehlt ein solcher Ausgleich. Der Jüngling leistet dasselbe, wenn nicht mehr, wie der alternde Mann und jedenfalls mehr als der Greis; er erhält darum auch den gleichen Lohn wie diese, obwohl seine Bedürfnisse viel geringer sind. Der relative Ueberschuß der Entlohnung treibt ihn nothwendig zur Steigerung seiner Bedürfnisse bis zu einem Grade, den er später nicht mehr befriedigen kann, wenn er eine Familie ernähren muß. So wird die rohe Schwelgerei der Jungen und die Unzufriedenheit der Alten durch die Lohngleichheit beider systematisch gezüchtet. Die Abhilfe dieser Uebelstände kann nur auf dem Wege gesucht werden, daß den jugendlichen Arbeitern bis zur Verheirathung oder bis zum dreißigsten Jahre nur ein Theil ihres Lohnes ausgezahlt, der Rest aber sichergestellt wird. Die so erzielten Spareinlagen können dann theils zur Aussteuer bei der Verheirathung ausgezahlt, theils zu den Kosten der Wochenbetten und Kindtaufen benutzt, theils zur Waisenversicherung verwendet werden. Versicherung der Wittwen ist im Arbeiterstande überflüssig, wenn ausreichende Waisenversicherung und Unfall- und Krankheitsversicherung der Wittwen durchgeführt wird.

(Schluß folgt.)

Die Herrschaft des Messers.

Wenn man bedenkt, daß durchschnittlich alle vier Jahre eine Schrift erscheint, deren Verfasser das Kopernikanische System umzustoßen trachtet, so darf man sagen, daß es niemals an Leuten fehlen wird, die es als ihre ganz persönliche Verpflichtung ansehen, die Wissenschaft als solche zu bekämpfen. Wenn nun Ergebnisse, die ihre Richtigkeit während so langer Zeitspannen darzuthun Gelegenheit hatten, doch noch immer wieder angegriffen werden, so dürfte eine jüngere Wissenschaft, gegen die eben jetzt ein stärkerer Vorstoß gemacht worden ist, sich nicht sehr grämen. Es handelt sich dabei um die Chirurgie der letzten Jahrzehnte und die Angriffe, die ein Arzt in einer in Wien erschienenen Schrift, betitelt: „Unter der Herrschaft des Messers", gegen sie schleudert. Der Untertitel: „Ein Mahnwort von einem Freunde der leidenden Menschheit", läßt es als nöthig erscheinen, auf sie einzugehen, denn Alles, was für die leidende Menschheit gethan wird, hat ein Recht darauf, beachtet zu werden. Freilich ist wohl zu unterscheiden zwischen der Absicht und dem Erfolge des Handelnden. Schon Mancher hat geglaubt, der von ihm vertretenen Sache den größten Dienst zu erweisen, bis ihm nachgewiesen wurde, daß er im Begriffe ist, ihr sehr zu schaden. In dieser Lage dürfte sich der „Freund der leidenden Menschheit" schon, oder doch sehr bald befinden. Denn seine Behauptungen sind so ungeheuerlich, daß ihm selbst vor ihnen Angst werden würde, wenn er nicht auf außerhalb seiner Sache liegende Dinge mehr achtete, als wünschenswerth wäre.

Er stellt folgende wesentliche Behauptungen auf: Die Chirurgie ist im Begriffe zu *entarten*, denn es herrscht die sog. *Operationswuth*, in Folge deren mehr Eingriffe gemacht werden, als nothwendig ist. Daher kommt es auch, daß *trotz unleugbarer wissenschaftlicher Fortschritte* das *Resultat* sich gegen dasjenige früherer Zeiten *nicht geändert hat*. Es herrscht das *Messer* und nicht die *Wissenschaft*. Neben diesen wesentlichen Behauptungen laufen unwesentliche, nämlich die, daß es der heutigen Medizin an Philosophie gebricht, daß sie der richtigen Humanität verlustig gegangen ist und verroht. Daß eine Anzahl Aerzte der Humanität in sofern verlustig gegangen ist, als sie, wie der Verfasser behauptet, dem Patienten tödtliche Diagnosen in's Gesicht werfen, ist leider nicht zu leugnen. Es haben aber solche rücksichtslose Persönlichkeiten auf den Beifall der ärztlichen Gesammtheit nicht zu rechnen, sondern dürfen sogar sicher sein, entschiedenster Ablehnung zu begegnen. Wenn also „der Freund der leidenden Menschheit" gegen das Gebahren jener Herren energischen Protest einlegt, so darf er fest darauf rechnen, mit der weitaus überwiegenden Majorität seiner Kollegen in erfreulichster Uebereinstimmung zu sein. Anders freilich werden sie sich ihm gegenüber stellen müssen in Bezug auf seine Angriffe gegen die Vertreter der neuen Chirurgie, und sie haben einen berufenen Vorkämpfer gefunden in dem Professor an der Universität Wien, E. Albert, der zu der citirten Schrift die Antwort unter dem Titel: „Die Erfolge des Messers" bei Alfred Hölder in Wien hat erscheinen lassen.

Die neuere Chirurgie ist gegen die alte besonders durch drei Dinge ausgezeichnet. Sehen wir davon ab, welche Vortheile sie aus den Fortschritten der Anatomie, Physiologie und Pathologie gezogen hat, Fortschritten, die ja allen medizinischen Disciplinen in gleicher Weise zu Gute kommen, so bilden drei Ereignisse die bedingenden Momente für die Umgestaltung der Chirurgie. Diese sind die Einführung der Narcose, zuerst der durch Aether und dann der durch Chloroform, die Einführung der antiseptischen Wundbehandlung und endlich, als nächst bedeutendster Neuerung, der Operationsmethode an blutleeren Gliedern, die die Wissenschaft dem älteren Professor v. Esmarch verdankt.

Die alte Chirurgie, die ich rechne bis zu der allseitig als gültig angenommenen Thatsache des Blutkreislaufes, unterschied sich wenig von der mittleren, die ich bis zur Einführung der Antisepsis dauernd annehme. Man operirte geschickt, man erfand zuweilen ganz ausgezeichnete, auf rein anatomischen Thatsachen beruhende Kunstgriffe und Vorrichtungen, es gab aber eine Grenze für die Kunst insofern, als gewisse Eingriffe fast sicher den Tod herbeiführen mußten, und daher fast ganz verlassen wurden. Hierzu kam, daß man an Kranken operirte, die jeden Schnitt fühlten, ein Umstand, der an sich eine Reihe von Eingriffen verbot. Die Scheu vor ihnen ging, sofern sie nicht einer blöden Schneidesucht Platz zu machen hatte, so weit, daß manche Chirurgen tiefer in den Körper nicht eindrangen, wie z. B. Albrecht v. Haller, der es von sich selbst als Lehrer der Chirurgie erzählt und mit den Worten: nimis ne nocerem veritus begründet. Man wird heute billiger Weise darüber lächeln, daß ein Mann, der selbst Chirurgie nicht treibt, sie gelehrt hat. Das ist aber nichts Absonderliches für jene Zeiten, in denen die Medizin überhaupt fast nur Buchwissenschaft war. Als solche hat sie sich bis in dieses Jahrhundert hinein gehalten, und erst jetzt hat sich die Buchwissenschaft zur Erfahrungswissenschaft umgewandelt. Freilich ging diese Umwandlung nicht überall gleich schnell von Statten. Die Anatomie, Physiologie und Pathologie können leicht beobachten und Erfahrungen sammeln, denn sie arbeiten mit entweder todtem oder solchem Materiale, dessen Opferung für die Wissenschaft durchaus gerechtfertigt ist. Leichen und Thiere sind nicht besser als zu Erfahrungszwecken anzuwenden. Etwas ganz Anderes aber ist es mit den praktisch medizinischen Fächern. Die interne Medizin ist in dieser Beziehung noch am besten daran. Denn es handelt sich bei ihr nur um die Beobachtung des Krankheitsverlaufes und um seine Modificationen durch die Anwendung schon von vorneherein vernünftiger, weil nichts schadender Heilmittel. Die von ihnen, welche schaden könnten, werden in ihren Wirkungen auf Thiere genau untersucht und nach solcher Durchforschung erst am Krankenbette unter Anwendung peinlichster Vorsichtsmaßregeln verabreicht. Etwas sehr Schlimmes kann dabei kaum passiren, denn selbst seltenere Zufälle werden mit großer Sicherheit vorausgesehen, und in den wenigen Fällen, die in irgend einer Weise unglücklich verlaufen, bleibt ein für die Untersuchung unauflöslicher Rest zurück. Da wird es noch immer möglich, unberechenbare Dinge für den schlechten Ausgang verantwortlich zu machen.

Ganz anders steht die Chirurgie da. Sie beobachtet wohl den Verlauf der Verletzung oder der Krankheit, aber sie kann sich unmöglich damit zufrieden geben. Im Gegentheil wird sie ihrem Namen Ehre zu machen suchen und die Hand rühren zur Linderung mindestens, im besten Falle zur Heilung der Anomalie. Aber ihre Heilmittel sind ganz andere, wie die der inneren Medizin, sie sind nicht unberechenbar, sie wirken nicht

Digitized by Google

in die Ferne. An Ort und Stelle greifen sie an, an Ort und Stelle müssen sie wirken. Tritt der Erfolg nicht ein, so ist ein Fehler gemacht worden, der fast immer sofort nachzuweisen ist. Einige Beispiele werden nichts schaden. Nehmen wir eine so einfache und alltägliche Verletzung wie den Beinbruch. Was geschieht mit ihm? Er wird verbunden und nun soll er heilen, so zwar, daß die normalen Verhältnisse vollkommen wieder hergestellt werden. Nun heilt aber der Bruch nicht. In diesem Falle trifft den Arzt eine Schuld nicht, denn er kann nur vorsorgen, daß der von dem verletzten Knochen gebildete Ersatz die rechte Form annehme, nicht daß dieser Ersatz auch erzeugt werde. Heilt nun aber der Bruch, und zwar schief, so hat der Arzt, das ist zehn gegen eins zu wetten, einen Verbandfehler gemacht. Also schon bei einem so einfachen, unschuldigen Eingriffe ist der Chirurg geradezu verantwortlich zu machen, und dieses für die Ausübung des Berufes doppelt erschwerende Moment tritt erst recht in Wirksamkeit, wenn das Vorgehen des Chirurgen ein bedeutenderes wird, wenn er schneidend eingreift, wirkliche Verwundungen setzt, ja, wenn er sein Messer in lebenswichtige Organe zu senken sich veranlaßt sieht. Geschieht hier etwas Unglückliches, so kann dieses zweierlei Art sein. Einmal kann die Operation nicht von Erfolg begleitet sein, oder gar den Zustand verschlimmern, das andere Mal aber kann sie den Tod herbeiführen entweder sehr bald nachher, oder schon während sie vor sich geht. Der letzte Fall ist der äußerlich traurigste, aber thatsächlich leicht erträglichste, denn er ereignet sich wohl nur bei Patienten, die nichts zu verlieren haben und nur zu gewinnen. Die Operation wird an ihnen vollzogen, weil sie im eigentlichen Sinne des Wortes nicht mehr schaden kann. Fast ebenso liegen die Verhältnisse bei den Fällen, in denen der Tod bald nach der Operation eintritt. Aber nicht immer. Es sterben zuweilen Kranke nach Operationen, ohne daß man hätte daran denken können. Hier wird schon der Chirurg sich fragen müssen, ob er auch wirklich keinen Fehler gemacht hat, und hier kann auch der zur Frage Berechtigte sehr wohl Aufklärung verlangen, wie denn der Todesfall zu Stande gekommen ist, und nicht geleugnet kann werden, daß es sehr viel von seinem guten Willen abhängt, ob er den Operateur als frei von aller Schuld ansehen möchte oder nicht. Am schlechtesten steht der Chirurg eigentlich in dem äußerlich günstigsten Falle von den beiden, dann nämlich, wenn die Operation von Erfolg nicht begleitet ist, oder den Zustand verschlimmert. Hier kann man sich mit Recht fragen: Wozu ist operirt worden? oder: Wäre nicht durch einen unblutigen Eingriff, durch medicamentös-diätetische Behandlung ein besserer Erfolg erzielt oder mindestens der Fall nicht verschlimmert? Hat man die Chancen der Operation genau genug abgewogen, hat man mit der nöthigen Sachkenntniß und Geschicklichkeit eingegriffen? Solche Eventualitäten mußten hindernd auf die Entwickelung des mit ungenügenden Mitteln arbeitenden chirurgischen Handelns einwirken. Hierzu kamen aber noch Erfahrungen schlimmster Art in anderer Hinsicht. Wenn man bedenkt, wie viele Operirte in früherer Zeit, trotz der größten Geschicklichkeit der Aerzte, an Infectionen der Wunden starben, so kann man nur bewundern, daß man nicht verzweifelte, trotz der geradezu heimtückischen Zufälle, die Schliche der „gütigen Mutter Natur" durchkreuzen zu können.

Eine Veränderung brachte die Einführung des Chloroforms, aber nur insofern, als man ruhigere Operationen hatte und für gewisse Fälle eine eingehendere Untersuchung am narcotisirten Kranken. Die Chancen der Operationen aber wurden dadurch nicht wesentlich verbessert. Die Infectionen traten nach wie vor ein, und die Ruhe während der Operation verscheuchte nicht die Unruhe nachher.

Eine ganz andere Wendung aber nahmen die Dinge, nachdem Lister mit seinen Publicationen hervorgetreten war. Er gab die Methode der antiseptischen Wundbehandlung an, und wenn auch von seinem Verfahren heute in der Chirurgie fast nichts mehr zu Recht besteht, so ist doch Alles, was später auf dem Gebiete an Veränderungen und Verbesserungen ausgeführt ist, auf seinen Prinzipien aufgebaut. Man hat jetzt den Weg gefunden, den man gehen muß, um der Infection nicht mehr zu begegnen. Man hat sich eine Methode geschaffen, nach der man verfährt, wo auch immer man einzugreifen hat. Die Einführung der Antisepsis in die Chirurgie ist der weitaus bedeutendste Fortschritt, den die Wissenschaft gemacht hat und er ist so geradezu umwälzend, daß Statistiken aus der septischen Zeit für die Gegenwart ohne jede Bedeutung sind, soweit sie sich auf Operationen beziehen, deren unglücklicher Ausgang von Infectionen bewirkt zu werden pflegte. Das ist ganz selbstverständlich, denn gerade die Todesursache ist durch die Antisepsis unschädlich gemacht. Außerdem aber ging aus der Aufnahme des antiseptischen Verfahrens, dessen Erfolge bei unvermeidlichen Operationen sich so glänzend erwiesen, die Erweiterung der Chirurgie selbst hervor. Denn außer den nöthigen Operationen gab es noch einen großen Theil wünschenswerther, deren Vornahme jedoch unterblieb, weil man eben die Infection fürchtete. Es ist ganz klar, daß eine zielbewußte Chirurgie die Zahl der Eingriffe, die unterbleiben müssen, möglichst einschränkt. Denn überflüssig ist eine Operation an sich niemals, sie kann es nur für den vorliegenden Fall sein. Und es waren gerade sehr wichtige, die unterbleiben mußten, solche die lebensrettend hätten wirken können. In der vorantiseptischen Zeit war es z. B. einer der mächtigsten Eingriffe, die Bauchhöhle zu eröffnen, denn die außerordentliche Empfindlichkeit des Bauchfelles für Infectionen bewirkte, daß zumeist selbst bei geschicktester Ausführung des Eingriffes, der tödtliche Ausgang folgte. Heutzutage ist die Eröffnung der Unterleibshöhle eine der unschuldigsten Operationen, so unschuldig, daß sie geradezu zu einem diagnostischen Hülfsmittel geworden ist. Es wird kein Chirug, der seiner Sache sicher ist, Bedenken tragen, sie vorzunehmen, falls er auf anderem Wege unmöglich zu einer klaren Diagnose kommen kann, und der Fall ihm so zu liegen scheint, daß der Aufschub energischen Vorgehens Gefahr bringt. Die medizinische Literatur verfügt über eine große Anzahl von Fällen, in denen diese Praxis von der segensvollsten Wirkung war. Noch vor verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit hätte jeder für einen wissenschaftlichen Projectenmacher gegolten, wenn er gewagt hätte, einen solchen Umschwung auch nur für möglich zu halten. Heute ist er längst zur Thatsache geworden, und ihm sind Erweiterungen aller chirurgischer Gebiete gefolgt, die unbetretbar waren, so lange die, wie eine den Eingang wehrende Festung, davorliegende Laparotomie nicht besiegt war. Ich verfehle nicht, noch eine andere Gattung von Operationen hier zu erwähnen, deren Ausführbarkeit wesentlich auf der Ungefährlichkeit beruht, die sie durch die Antisepsis erhalten haben; ich meine die Gehirnoperationen. Wenn früher jeder Fall eines im Gehirn sitzenden Eiterherdes oder einer Geschwulst daselbst mit dem Tode endete, so sind auch hier die Verhältnisse andere, bessere geworden und werden es noch immer mehr werden. Unterstützt von der Physiologie, die wegen der grundlegenden Versuche zu diesen Ergebnissen der Thierquälerei beschuldigt wurde, trägt die Chirurgie keine Bedenken, die Schädelkapsel zu eröffnen, den vorher der Lage nach stimmten Abscеß oder Tumor zu entfernen, und sie sieht dem weiteren Verlaufe mit nicht mehr Unruhe entgegen, als man früher bei der Eröffnung des allerkleinsten Gelenkes haben mußte. Ich verzichte darauf, die Fortschritte der Chirurgie einzeln aufzuzählen, ganz besonders aber darauf, wie die Antisepsis vereinfachend auf eine Reihe früher sehr complicirter Eingriffe gewirkt hat. Das Einzige, was ihr gegegenüber gerechtfertigt ist, ist das Vertrauen.

Früher bedurfte selbst der kleinste Eingriff der sorgfältigsten Wundbeobachtung, und trotz größter Sorgfalt fielen sehr viele Operirte der Infection anheim. Heute ist das anders. Hat man aseptisch operirt und kunstgemäß verbunden, so kann man sicher sein, daß Nichts passiren wird. Dennoch werden auch eine ganze Reihe von Fällen ambulant behandelt, aus denen man früher klinische machen mußte, und nur die schwereren, bei denen der Verlauf in anderer noch als in Beziehung der Infection von Bedeutung ist, werden in der Klinik behalten. Daß von den letzteren eine Reihe zu Grunde geht, liegt in der Natur der Sache, von den sogenannten poliklinischen aber dürfte wohl

Digitized by Google

nicht einer einen schlimmen Verlauf nehmen. Was soll man nun dazu sagen, wenn der oben citirte „Freund der leidenden Menschheit“ folgende Berechnung anstellt:

Im Jahre 1856 wurden gemacht 184 Operationen
„ „ 1888 „ „ 2122 „
„ „ 1856 starben 7% = 12,88 Personen
„ „ 1888 „ 7,9% = 167,63 „
„ „ 1856 wurden geheilt 89% = 163,7 Personen
„ „ 1888 „ „ 78% = 1655 „

Diese Zahlen sind den Berichten der chirurgischen Klinik des Wiener Allgemeinen Krankenhauses entnommen. Nach ihnen hat sich, wie der Freund der leidenden Menschheit, der übrigens nicht ein Freund ruhiger Ueberlegung zu sein scheint, nachweisen will, trotz aller hygienischen Errungenschaften, trotz aller technischen und wissenschaftlichen Fortschritte die Zahl der Erfolge nicht nur nicht vermehrt, sondern sogar vermindert, und nur eins geht mit absoluter Deutlichkeit hervor, nämlich daß im Jahre 1888 mehr operirt worden ist, als im Jahre 1856, und daß die Schneidewuth es verhindert hat, die Früchte der wissenschaftlichen Bemühungen zu pflücken. Jeder aber, der nicht mit Zahlen allein, sondern auch etwas mit dem Verstande rechnet, wird aus ihnen den glänzendsten Beweis für die Chirugie entnehmen, wenn er nur die Ergebnisse der bisherigen Ausführungen aufgenommen hat. Denn unter den 184 Operationen des Jahres 1856 befanden sich ganz bestimmt eine große Anzahl solcher, die heute als poliklinisch überhaupt nicht mehr weiter in Betracht kommen, unter den 2122 Operationen des Jahres 1888 aber befinden sich eine große Anzahl solcher, die im Jahre 1856 überhaupt unterlassen werden mußten, weil sie ohne Weiteres mit dem Tode zu enden drohten. Es ist nun ganz klar, daß man die Anzahl der poliklinischen Operationen, die alljährlich vollzogen werden, nur auf 5000 anzunehmen und zu jenen 2422 zuzurechnen braucht, um ein ganz anderes Resultat zu erhalten. Die poliklinischen Operationen enden eben immer mit Heilung und nie mit dem Tode. Es ergibt sich also Folgendes. Im Jahre 1856 starben von 184 Operirten 12,8, im Jahre 1888 von 7122 Operirten 167,63. Es ergibt sich also für die Todesfälle:

Im Jahre 1856: 7%
„ „ 1888: 2,3%

Für die Heilungen ergibt sich:

Im Jahre 1856: 89%
„ „ 1888: 95%

So sind die Resultute in Wirklichkeit, und der Herr Freund der leidenden Menschheit hätte dem Gegenstande seiner Sorge keinen guten Dienst geleistet, wenn er sie davon abhalten wollte, der modernen Chirurgie für ihre endlosen Bemühnngen und Erfolge Dank zu sagen. Daß da und dort eine Operation unnütz gemacht wird, daß da und dort eine, die glücklich hätte verlaufen müssen, einen unglücklichen Ausgang nimmt, das ist nicht zu bezweifeln, aber daran ist nicht der Geist der modernen Chirurgie schuld, sondern die Unzulänglichkeit einzelner ihrer Vertreter. Wenn etwas Gutes in schlechte Hände kommt, wirkt es zwar schlecht, aber an sich bleibt es etwas Gutes.

Medicus.

Literatur und Kunst.

Eine provençalische Dichtung in deutschem Gewande.

(Mireio von F. Mistral.)

Von Moriz Carriere.

Die Versuche, eine Mundart innerhalb der gemeinsamen Schriftsprache oder ihr gegenüber zur Geltung zu bringen, werden immer nur gerathen, wenn eine große dichterische That ein Werk der Dialektpoesie in die Weltliteratur einführt, oder wenigstens im eigenen Volke allgemein bewundernde Theilnahme gewinnt. So geschah es nach mancherlei lyrischen Vorgängen mit dem Alemannischen oder Oberbayrischen durch Hebel und Kobell, im Plattdeutschen durch die „Stromtid“ von Fritz Reuter, einer Dichtung von so edel gesundem Sinn, mit so lebenswahren Charakteren, mit solcher Fülle des Humors nicht bloß in Situation und ergötzlichen Reden, sondern in der Plastik von Gestalten voll so echter Komik und so kernhafter Tüchtigkeit, daß wir wieder einmal einen Roman hatten, bei dem es uns so recht wohl wurde. Ueber ein ähnliches Werk aus der Provence mögen wir uns nun in Deutschland erfreuen.

Als 1870 Eduard Böhmer die Provence bereist und dann eine Schrift über die neuerwachte provencalische Dichtung veröffentlicht hatte, ward auch in der „Gegenwart“ darüber berichtet. Roumanille hatte seiner Mutter, einer schlichten Gärtnersfrau, seine französischen Gedichte durch Uebertragung in's Provençalische verständlich gemacht, und war dadurch selbst vom Zauber seiner heimischen Mundart ergriffen, dazu veranlaßt, an die mittelalterliche Literaturblüthe anzuknüpfen und neuprovençalisch zu dichten. Frederi Mistral schloß als Jünger zuerst sich ihm an und ward der Meister einer Genossenschaft, die sich etwas sonderbar Feliber nannte, was Schriftkunde bedeuten soll. Erst das Epos „Mireio“ aber von Mistral hat für sie den Sieg gewonnen. In's Französische, Spanische, Englische übersetzt erschien es auch Deutsch, aber in ungenügender Form; jetzt liegt es in poetisch treuer, schwungvoll fließender Nachbildung vor, die wir wie eigene Poesie genießen können: Mireio. Provençalische Dichtung von Frederi Mistral. Deutsch von August Bertuch.*) Es gibt ein prächtiges Bild von Land und Leuten der Gegend von Arles; dort am Meeresstrande spielt die zweite Hälfte, die erste auf einem reichen Bauernhof der Crau, einer steinigen Ebene zwischen den Alpinen und dem Meer. Es hebt ganz idyllisch an; zum Abendessen der Feldarbeiter kommt ein alter Korbflechter mit seinem Sohn Vincen, und während jener, in jungen Tagen Seesoldat, ein kriegerisch Lied zum Besten gibt, unterhält sich dieser von seinem Thun und Treiben mit dem hold aufblühenden Töchterlein des Hauses Mireio (Mirjam, Maria). Die Liebe beginnt im Herzen Beider zu keimen. Und die Olivenernte, das Pflücken der Maulbeerblätter wie die Beschäftigungen mit den eingesponnenen Seidenraupen, das Heumachen, wie der Zug der Schnitter nach dem Getreidefeld gibt mit dem stets hereinragenden Hintergrunde der Natur, der Landschaft, ein so klares und anschaulich treues Bild des Volkslebens, das uns an Theokrit und andere griechische Dichter gemahnt, so daß in dieser Beziehung wohl Lamartine sagen mochte: es sei wie wenn eine hellenische Insel herangeschwommen wäre zur Provence. Aber schon die große Ausdehnung der Naturschilderungen — auch in der Menge von Gleichnissen — trägt einen sentimentalen Zug, und wie die Dichtung sich höher hebt, überwiegt das romantische Gepräge; der altkeltische, altgermanische Volksglaube spielt ergreifend herein, und im zweiten Theil die christliche Legende und Mystik. Aber der Dichter hat als Sohn unserer Zeit die Feen und Kobolde wie die erscheinenden heiligen Frauen so behandelt, daß sie als Gebilde der aufgeregten Phantasie dort des verwundeten Vincen, hier der vom Sonnenstich getroffenen und sterbenden Mireio betrachtet werden können.

Gar anmuthig ist die Schilderung, wie beim Pflücken der Maulbeerblätter Vincen und Mireio ein Vogelnest entdecken: Das bedeutet Glück, wenn man die gefiederten Jungen nicht entschlüpfen läßt; da nimmt sie das holde Mädchen unter das Busentuch auf; aber der Ast bricht, auf dem Beide zusammengekommen; einander umfangend gleiten sie zu Boden. Nun steigt das Werk zu größerer Spannung, und bald zu leidenschaftlicher Bewegung empor Drei Freier kommen und werben um Mireio, ein reicher Herdenbesitzer, der seine Schafe und

*) Straßburg, Trübner. Eine Dramatisirung des Gedichts hat bekanntlich Gounod in seiner Oper „Mireille“ in Musik gesetzt.

Digitized by Google

Ziegen vorüber treibt, ein Rossezüchter aus der Wiese am Meer, und ein gewaltiger Herr und Bändiger von Stieren. Mireio versagt sich ihnen. Der Letztere aber hört ihr Liebesgeflüster mit Vincen, und findet am Abend in ihm den rechten Gegenstand, seinen Zorn auszulassen. Von Worten kommt es zum Ringkampf. Endlich wird der Wilde besiegt. Wie er sich wieder erhoben hat, stößt er seinen Stachelstock dem Gegner in die Brust und läßt ihn wie todt liegen. Aber wie er mit seinem Roß an die Rhone kommt und den Kahn zur Ueberfahrt besteigt, da ist gerade die verhängnißvolle Nacht, wo die im Fluß Ertrunkenen emporsteigen und dem Mörder dräuend erscheinen; das Boot wird leck, die Wogen verschlingen den Frevler. Von den Geistern aber heißt es gar sinnig:

Sie suchen ja, die armen Seelen,
Gehorsam göttlichen Befehlen,
Was sie an gutem Werk, an frommer That gesät
Auf ihres Erdenlebens Reise,
Ein jeglicher nach seiner Weise;
Und finden sie die Himmelsspeise,
Dann hurtig, gleich dem Lamm, das frisches Gras erspäht,

Ergreifen sie, was in der Krume
Sie einst gesät; dann wird zur Blume
Die gute That; und ist's zu einem Strauß genug,
Spricht Gott: geh' ein zum Gnadenhorte!
Und auf von fernem Prüfungsorte
Zu Petri offner Himmelspforte
Trägt den, der ihn gepflückt, sein Blumenstrauß im Flug.

Vincen aber wird scheintodt aufgefunden, zum Hofe gebracht, und wie er wieder aufathmet, im Geleite seiner Geliebten zur weisen, zauberkundigen Frau getragen, die ihn zur Genesung in die Feengrotte bringt. Die Gestalten des Volksglaubens treten uns hier entgegen, Naturgeister, wie sie eben so wohlthätig für den Menschen sind, als sie ihn auch zu ihnen herniederziehen und seiner geistigen Bestimmung abtrünnig machen; Sinnenlust, Trug der Einbildungskraft, wilde Begierden und vor Allem das schwarze Lamm, das gleich dem goldenen Kalb der Juden durch die Macht des Goldes die Herzen bethört. Taven, die Hexe, selber sagt:

So wie der Arzt aus schlimmsten Dingen
Das Beste weiß hervorzubringen,
So wir: durch Zauberkunst erzwingen
Wir von des Bösen Macht, was heilsam ist und gut.

Und so ist die Wanderung wie in Mozart's Zauberflöte zugleich ein Prüfungsweg der Läuterung.

„Den Ruhm erkauft man nie zu theuer,
Sein Weg führt stets durch's Fegefeuer;
Seid muthig, und der Sieg ist euer!"

Und so dringen sie vor bis zum Tropfsteintempel, wo der Zauberkessel schäumt, aus dessen heißer Welle Taven die Wunde beträuft, und mit dem Ausrufe des Heilandes dem Leidenden Heilung bringt.

Er kommt heim, bekennt seine Liebe dem Vater, der ihn sofort auf das Unmögliche hinweist, daß die Reiche des Armen Braut werden könne, aber auf des Sohnes dringende Bitte sich entschließt, für ihn zu werben. Er kommt unter die Schaar der zur Ernte heranziehenden Schnitter, wird mit ihnen gastlich bewirthet, und fragt dann den Vater Mireio's um Rath. Sein Vincen liebe eine vermögliche Pächterstochter und wolle nicht von ihr lassen, was sei zu thun? Ob er, der Vater, für den Sohn werben solle? Spart Euch den Gang, ruft der reiche Ramoum, weist den Sohn zur Ruhe, man stirbt nicht gleich aus Liebe. Zeigt dem Jüngling den Stock, wenn er nicht hören will. Da tritt Mireio hervor und betheuert: Sie sei es, die Vincen liebe, sie selber sei ihm entgegengekommen und werde ihm ewig angehören. Prachtvoll ist die Darstellung, wie Vater und Mutter gegen sie auffahren, wie nun auch Vincen's Vater das Recht des Herzens, der Armuth, der sittlichen Tüchtigkeit vertheidigt. Und während draußen die Schnitter tanzen und durch die Johannesfeuer springen, weint die Jungfrau einsam in ihrer Kammer um Vater und Mutter, die ihr stets sonst so gütig gewesen und jetzt so grausam sind, und gedenkt an das Wort des Geliebten: wenn sie je ein Ungemach treffe, solle sie sich zu den heiligen Frauen wenden.

Es ist die Legende der Provence: nach dem Tod Jesu hätten die Juden einige seiner treuesten Bekenner und Bekennerinnen auf ein Schiff gebracht und den Winden und Wellen preisgegeben. Die seien nach der Insel Camargue bei Südfrankreich getrieben worden und hätten die Provence zum Christenthum bekehrt. Darunter waren die drei Marien: Maria Magdalena, Maria Jacobea, Maria Salome. Sie haben am Meeresstrand später ein gemeinsames Grab gefunden, und über der Krypta ist eine Kirche mit einem Sanctuarium und dem Reliquienschrein im obersten Geschoß erbaut worden. Dorthin, nach der Gegend von Arles, aus der Crau über die Rhone hinüber beschließt Mireio zu wandern, Trost und Rath und Hülfe zu suchen.

So bricht sie in der Morgendämmerung auf, an den melkenden Hirtenfrauen vorüber, der heißen Sonne entgegen. Die Wanderung wird farbenhell geschildert während zweier Tage: der glücklich gefundene Quell, die Luftspiegelung der Fata Morgana, der Sonnenstich, der die Pilgerin trifft; das Seelenleben, die Landschaft in wunderbarer Wechselwirkung.

Ihre Eltern verzweifelt über das Verschwinden der Tochter, berufen alles Gesinde, alle fremden Arbeiter. Hier ist eine allzugroße Länge. Dreimal lesen wir, wie der ladende Bote voraneilt, wie er den Heumachern, den Schnittern, den Hirten immer dasselbe wiederholt, und es scheint fast, als ob das frisch gemähte Gras sogleich auf den Wagen geladen werde, und die Heuernte trifft doch wohl auch in der Provence so wenig wie in der Wetterau oder in anderen deutschen Gauen mit dem Weizenschnitt zusammen, wenn auch dort nicht erst Margarethe, sondern schon Johannes die Schnitter bringt. Die Hirtinnen haben das Mädchen gesehen, und die Eltern beschließen, ihr nachzueilen zu den heiligen Marien.

Ermattet kommt Mireio zur Kapelle der heiligen Frauen, betend sinkt sie nieder:

O heilige Marien, zu Blumen wandelt ihr
Der Armen bittre Thränen, seid gnädig denn auch mir!

Sie bekennt ihre Liebe zu Vincen:

Ich lieb' ihn, wie die Quelle zu Thal zu fließen liebt,
Ich lieb' ihn, wie der Vogel die Luft, die ihn umgibt,
Und nun soll ich das Feuer verlöschen, das nicht stirbt,
Soll wollen, daß im Blühen der Mandelbaum verdirbt!

Sie mögen ihr den Geliebten geben, der Eltern Herz erweichen:

O heilige Marien, in Blumen wandelt ihr
Die Thränen, die wir weinen, seid gnädig denn auch mir! . . .
Was blendet mich, was schau ich? Ist das des Himmels Thor?
Es wächst der Kirche Wölbung zum Sternenzelt empor.
O Seligkeit! sie kommen! Dem wolkenlosen Raum
Entsteigen meine Heiligen im goldnen Strahlensaum!

Und knieend sah die Weltentrückte
In Andacht athemlos Verzückte,
Ihr heißes Flehn erhört mit innigem Erbaun.
Hinauf nach Petri Himmelsthoren,
Den traumhaft starren Blick verloren
Schien sie, den irdischen Schleierfloren
Zum Trotz, das Jenseits schon in seinem Glanz zu schaun.

Und sie hört die Stimme der Heiligen. Wer denn glücklich sei auf Erden, wo jede Lust vergänglich, wo jede Rose dornenvoll, wo wir durch Leiden zu einem höheren, wahren Sein geläutert werden?

So manche, die zu lächeln scheinen
In eurer Welt, erstickt das Weinen;
Doch wer nach Labung lechzt, und wessen Herz verlangt
Zum Quell des Lebens durchzudringen,
Der muß mit Schmerzen ihn erringen,
Der Stein muß doch in Stücke springen,
Bevor sein Silberkern an's Tageslicht gelangt.

Wenn nun die Marien auch in einem ganzen Gesang ihre Geschichte erzählen, von Jerusalem auch die Meerfahrt und die Wanderungen in Südfrankreich und die Bekehrung der Heiden zum Christenthum, so fragen wir: ob das nicht besser anderswo vom Dichter mitgetheilt wäre; indeß er wollte offenbar zu den

Digitized by Google

vielen Naturbildern der Landschaft auch das Meer und einen Seesturm schildern, und das ist ihm gelungen.

Während Mireio, von der Entzückung verklärt, still kniet, sind die Eltern herangekommen. Es ist ihr Kind, sie haben es wieder! Sie wollen Versöhnung. Sie wollen für die Tochter sterben. Mireio wird zum obersten Raum emporgetragen, wo man das Meer und die Sonne erblickt, wo eine kühle Luft die Leidende erfrischt, wo nun auch Vincen die sterbende Geliebte findet mit heftigem Schmerzensausbruch, den sie mit dem Worte der ewigen Lebenshoffnung zu mildern weiß. Ein heller Stern wird den Liebenden frei von Zwang die schönere Wohnstätte sein. Im Tode lächelnd, in ihren Händen die der Eltern, des Geliebten sinkt sie nieder. Er kann nicht glauben, daß sie gestorben sei; sie ist so schön in der Verklärung. Er mag nicht von ihr scheiden, an ihrer Seite will er im Grabe ruhen, während von unten der Choral ertönt:

O, schöne Heilge, milde Frauen
Der bitternißgetränkten Auen,
Ihr lohnt mit reichem Fang der Fischer fleißig Mühn;
Schneeweiße Blumen unsrer Heiden,
Laßt ungetröstet und in Leiden
Die sünd'ge Schaar von Euch nicht scheiden,
Und wenn ihr Friede fehlt, laßt Frieden ihr erblühn!

Es ist das Martyrium der Liebe, das Mireio auf sich genommen, um die harten Herzen zu erweichen, zu versöhnen, und selbst Frieden zu finden. Und eine Stimme der Liebe für die Armen und Bedrückten, eine Mahnung für die Stolzen und Reichen, daß sie in Selbstsucht nicht selber das Heil sich zerstören, erklingt durch die ganze Dichtung.

Die tiefsinnigste Stelle steht in der Mitte, in der Feengrotte, wo die weise Frau über Vincen's Wunde, die sie aus dem Zauberkessel besprengt hatte, das Zeichen des Kreuzes mit den Worten einzeichnet: Christ ist geboren, Christ ist gestorben, Christ ist auferstanden — Christ wird auferstehen!

Er wird erstehn, dies ist mein Glaube . . .
Ich seh ihn fern im Straßenstaube,
Durch Kiesel und Gesträuch klimmt blutend er empor!

Seherisch verkündet sie, wie Jesus allein, ohne Veronica, ohne Simon von Kyrene, ohne die Marien, mit keuchendem Ermatten, ohne Hülfe das Kreuz trägt. Aber die Erbarmungslosen wird ein Schüttelfrost überfallen, wenn Feuer ihre Saaten verzehrt, wenn Schwerter und Speere klirren, Leichen auf Leichen sich häufen. Denkt der Dichter an eine furchtbare Zerstörung der religions- und liebeleeren Welt durch die atheistische, anarchistische Umsturzpartei? Er fährt fort:

St. Petri morscher Nachen
Zerbarst am Felsenriff mit Krachen!
Doch nun in neuem Boot, von Schaum und Gischt umtanzt
Die er besiegt in heil'gem Zeichen,
Seh ich den Fischer ohne Gleichen
Der Rhone stille Fluth erreichen;
Er hat das Gotteskreuz am Steuer aufgepflanzt.

O unermeßne Himmelsgnade!
Ich seh ein neues Land, Gestade
Voll hellen Sonnenscheins! Seh junger Mädchen Reihn
Im Farandoletanz sich wiegen
Und Früchtelast die Zweige biegen,
Ich seh auf Garben Schnitter liegen,
Rings um ein Faß geschaart, in fröhlichem Verein.
Und seh, erkannt in seinen Lehren,
In seinem Tempel Gott verehren.

Also eine neue Auferstehung Jesu als des Helden der Liebe, der Freiheit, des Friedens.

Moltke als Mensch.

Von J. Rosenstein.

Die seit dem Herbst vorigen Jahres im Erscheinen begriffene Sammlung von Moltke's Schriften liegt jetzt, soweit sie nicht technisch-militärischen Inhalts sind, mit der Herausgabe des siebenten, die Reden des Feldmarschalls umfassenden Bandes, abgeschlossen*) vor: ein kostbares Vermächtniß für das deutsche Volk in allen Kreisen. Die noch zu erwartenden rein militärischen Werke, von denen bisher zwei Bände erschienen sind, dürften für den größeren Theil des Publikums von etwas geringerer Bedeutung sein, so Werthvolles sie auch für die eigentlichen Berufsgenossen des großen Kriegers und sicher auch für den Geschichtsforscher enthalten werden. Das Urtheil, das sich gleich nach dem Erscheinen der ersten Bände der „Denkwürdigkeiten" bildete und fast einstimmig zum Ausdruck kam, ist durch die weiteren Veröffentlichungen nur verstärkt worden. Immer unvergleichlicher erscheint uns die Tüchtigkeit dieses seltenen Mannes, immer reiner und lauterer sein Charakter, immer liebenswerther die gesammte Persönlichkeit; erquickend und aufrichtend wirkt in den trüben Zeitläuften der Gegenwart das Bild, das sich von diesem Mann vor uns entrollt. Seine Anschauungen über Menschenwerth wurden nicht bestimmt durch die Größe der Erfolge, und es entspricht seinem innersten Wesen, wenn er als Achtzigjähriger schrieb: „Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Beharren in der Pflicht, auch da, wo das Ergebniß kaum in die äußere Erscheinung trat, wird den Werth eines Menschenlebens entscheiden" (Brief an den Oberhofprediger Schaubach in Meiningen V. S. 174). — Neben den Erinnerungen und Ueberlieferungen von Freunden und Bewunderern, sind es vorwiegend Briefe an die Nächststehenden, in denen uns Moltke vor Augen tritt, schriftliche Aufzeichnungen, die ohne irgend welchen Hinblick auf spätere Veröffentlichung entstanden waren, gänzlich unbefangen unter der Wirkung des Augenblicks, ein getreuer Spiegel dessen, was gesehen, erlebt, empfunden ward. Es befinden sich darunter ausführliche Schilderungen von Land und Leuten aus den verschiedensten Theilen Europas, namentlich aus Italien und England, wo er wiederholt und länger in seiner Eigenschaft als Adjutant zweier königlicher Prinzen geweilt hatte. Moltke verstand zu sehen und zu beobachten und das Gesehene so klar und treffend wiederzugeben, so verständig und anziehend in seinen Eindrücken zu beurtheilen, daß seine Schilderungen zu dem Mustergültigsten gehören, was die deutsche Literatur in dieser Art aufzuweisen hat. Moltke hielt darauf, daß seine Lieben, vor Allem seine Frau genau wußten, wie es ihm in der Ferne ging, und so gestalten sich seine Briefe als umfassende und eingehende Darstellungen, getragen von dem liebevollen Streben, die Empfänger der Briefe möglichst Alles mit sehen und erleben zu lassen. Wir verweisen in dieser Beziehung namentlich auf die Briefe an seine Frau aus England. — Wir können indessen bei diesen Darstellungen hier nicht länger verweilen, sondern möchten die Aufmerksamkeit auf denjenigen Theil der Aufzeichnungen lenken, die sich auf sein Verhältniß zu den ihm am nächsten stehenden Menschen beziehen; in seinem Wesen gegenüber den Eltern, namentlich der Mutter, sowie gegenüber den Brüdern, kannten wir ihn bereits aus den früheren Sammlungen; jetzt lernen wir ihn kennen, wie er sich zu den jüngeren Generationen, Neffen und Großneffen stellte; die Krone der Sammlungen aber sind die Briefe an Braut und Frau. —

Den Großneffen gegenüber ist er der zärtliche „Opapa", der ihrer Entwickelung mit warmer Fürsorge folgt und ein nachsichtiges Herz für tolle Streiche und kleine Unarten hat. Da ist namentlich der Sohn des Neffen Wilhelm, mit Namen Helmuth, der uns öfter in den Briefen begegnet: „ein ganz prächtiger Junge", schreibt der Großonkel am 8. Sept. 1886, „häßlich, mit ebenso großen Ohren wie ich, aber derb und tüchtig und nicht leicht anders als durch seinen Papa zu bändigen. Letzt kam er trotz Tamtam nicht zu Tisch und wurde erst nach langem Suchen am Mühlgraben gefunden, wo er mit seinem Sonntagshut Fische fing." (V. S. 79.) Derselbe Helmuth erscheint

*) Band 5, Briefe (zweite Sammlung) und Erinnerungen an ihn. Band 6, Briefe (dritte Sammlung) an seine Braut und Frau. Band 7, Reden. Berlin 1892, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Digitized by Google

einige Jahre später als ein „Schlingel", der in den Ferien nicht nach Hause darf; „es fehlt ihm gar nicht an Verstand und Anstelligkeit, letzteres besonders zu dummen Streichen; doch" — hier bricht der zärtliche Opapa wieder durch — „ist er ein ehrlicher guter Junge und ich hoffe, daß wir ihn in den Sommerferien wieder sehen." (V. S. 127.) Helmuth muß dem Großonkel ganz besonders nahe gestanden haben, denn als er seine Uhr ruinirt hat — es scheint die erste gewesen zu sein, und wem ist das bei einer ersten Uhr nicht zugestoßen — schickt ihm der Opapa „ganz ausnahmsweise" fünf Mark, mit dem dringenden Rath: „Im Uebrigen mußt Du Dich mit Deinem Taschengeld einrichten, und wenn Du kein Geld hast, Deine Uhr nicht todtrepetiren." (V. S. 131.) Auch das falsch geschriebene „Tercia", wo übrigens Helmuth am 26. März 1891 noch nicht war, geht dem jungen Mann nicht ungerügt vom Großonkel hin. — Von einer wahrhaft väterlichen Fürsorge war Moltke für den Neffen Wilhelm, den Sohn seines Bruders Adolf. Dieser war im Jahre 1863 auf dem Gymnasium in Altona, ein hochaufgeschossener Junge, der in Folge starker Erkältung an Blutspeien litt. Auf Moltke's Rath wurde er nach Wiesbaden geschickt, um sich in dem milderen Klima zu erholen und seine Gymnasialstudien zu beendigen. Der Onkel selbst brachte ihn bei einem Professor unter und sorgte väterlich für ihn. Er blieb mit ihm in fortlaufender Correspondenz und fand dazu auch während des Krieges 1864 noch im Hauptquartier Zeit. Wilhelm, der wegen seiner anfangs zarten Gesundheit für den Soldatenberuf nicht geeignet schien und studiren sollte, ist im Jahre 1866 doch in die Armee getreten und ein tüchtiger und kräftiger Soldat geworden. Der Onkel ließ es an einer Zulage nicht fehlen und ebenso wenig an gutem Rath. So schreibt er ihm am 23. December 1866: „Wenn in Zukunft Dir Jemand anbieten sollte, Deine Rechnungen zu bezahlen, ein Fall, der allerdings in Praxis recht selten vorkommt, so möchte ich Dir rathen, ihn nicht vierzehn Tage auf Antwort warten zu lassen ... Es ist aufmerksamer und klüger, dann bald zuzugreifen." Daran schließt sich dann noch ein mild kräftiges Wort über Borgen und Verborgen. „Wer einen Thaler mehr braucht, als er hat, ist immer ein armer Mann, ganz gleichviel, ob er 400 oder 4000 Thaler Zulage erhält."

Eine seiner Nichten, Fräulein Marie Ballhorn, die ihn seit dem Jahre 1839 kannte, schildert in ihren Erinnerungen (V. S. 227) in überaus anziehender Weise, wie er bei aller Schweigsamkeit und Zurückhaltung in der Gesellschaft außerordentlich gern mit Kindern verkehrte, sich viel mit ihnen neckte, ihnen die schönsten Geschichten erzählte und still in sich hinein lachte, wenn er all' die staunenden Kinderaugen auf sich gerichtet sah. Seine Liebe für kindliches, unbefangenes Seelenleben, so erzählte Frl. Ballhorn, mochte bei dem Feldmarschall auch wohl bei seiner Verlobung mitgewirkt haben, denn seine Braut war fast ein Kind, als er sich mit ihr verlobte. Wenige Tage nach ihrem sechzehnten Geburtstag war sie die Braut des schon vierzigjährigen Mannes. Die Briefe an die Braut umfassen die Zeit vom Mai 1841 bis April 1842. Es sind wahrhaft köstliche Briefe, und Niemand wird ohne Rührung lesen, wie tief beglückt der ernste, reife Mann in dem Bewußtsein war, sein Leben mit einem so jungen, edlen, holden Wesen schmücken zu dürfen, kein Zug von irgend welcher Sentimentalität, überall aber warme, treue Zuneigung, ein immer auf's Neue aus vollem Herzen bekundetes Glücksgefühl, liebevolles Streben, auf den Charakter der jugendlichen Braut, deren Leben sich nur in den engsten Kreisen bewegt hatte, im Hinblick auf die neuen Kreise, in die sie treten sollte, einzuwirken. Die Frage des Altersunterschiedes hatte natürlich Moltke zu denken gegeben. So schrieb er ihr: „Die aus der Verschiedenheit unseres Alters hervorgehende Art zu empfinden, macht, daß ich ohne unwahr zu werden, Dir nicht dasselbe lebhafte Gefühl bieten kann, wie sich's in Deinen schönen Augen ausspricht und wie Du es wohl als Erwiderung fordern darfst ... So viel ist gewiß, daß ich sowohl glücklicher sein, als auch Dir liebenswürdiger erscheinen werde, wenn ich Dich wirklich in Deiner Zukunft zufrieden sehe. Die Zweifel daran, gehen aus meinem Charakter hervor, die gute Hoffnung, die ich hege, aus der Vortrefflichkeit des Deinigen." (VI. S. 30.) Bei der tiefen Aufrichtigkeit seines Wesens und bei einer gewissen Anlage zur Selbstquälerei, peinigte ihn zuweilen der Gedanke, daß die Braut ihn überschätze. „Süße Marie, wenn es mir doch gelänge, Dich ein paar Jahre glücklich und zufrieden zu machen, wie gerne will dann abscheiden." Wir wissen aus den früheren Briefen Moltke's, daß er sehr scharf mit sich selbst in's Gericht ging, daß er in seinen jungen Jahren sich mit dem Gedanken herumschlug, keinen wirklichen Charakter zu haben, sondern ein ganz schwacher und haltloser Mensch zu sein. Mit dieser inneren Unsicherheit hatte auch gelegentlich noch der Vierzigjährige zu ringen. Nachdem er in einem langen Briefe der Braut die besten Lehren über die Eigenschaften gegeben hat, die zum Auftreten in der Welt gehören, kommt er auf sich selbst und sagt (VI. S. 63): „Gestehe ich es doch, gute Marie, daß ich diese schönen Lehren von mir selbst abstrahire. Mein ganzes Auftreten ist nur eine mit Zuversichtlichkeit und usage du monde übertünchte Blödigkeit. Die langjährige Unterdrückung, in welcher ich aufgewachsen, hat meinem Charakter unheilbare Wunden geschlagen, mein Gemüth niedergedrückt und den guten, edlen Stolz geknickt. Spät erst habe ich angefangen, aus mir selbst wieder aufzubauen, was umgerissen war, hilf Du mir fortan mich zu bessern." Es ist uns an einer anderen Stelle unserer Sammlung (I. p. 150) überliefert worden, was die Braut ihm darauf erwiderte. Es ist zu charakteristisch für Beide, um es nicht hier noch einmal wenigstens theilweise zu wiederholen: „Was mich bei Dir so rühren kann, ist die übergroße Bescheidenheit Deines Charakters und vor Allem die Gutmüthigkeit, die Du bei jeder Sache an den Tag legst. Sobald Du irgend Jemand unfreundlich begegnet bist, so thut es Dir nachher so leid, und Du suchst es auf alle Weise wieder gut zu machen." — Am 20. April 1842 führte Moltke die Braut, die eben in das siebzehnte Lebensjahr eingetreten war, heim. Ueber ihren Charakter und ihre ganze Persönlichkeit, über ihr Eheglück sind in dem ersten Bande unseres Werkes so eingehende und anziehende Schilderungen enthalten, daß wir nur Einzelnes aus dem vorliegenden Briefwechsel hervorzuheben haben. Doch mag auch noch einer Charakteristik gedacht werden, die Moltke nach mehr als fünfjähriger Ehe in einem Brief an seinen Bruder Adolf von seiner Gattin gibt. „Mein größtes Glück ist meine kleine Frau. Seit fünf Jahren habe ich sie selten traurig und nie verdrießlich gesehen. Launen kennt sie nicht und nimmt auch keine Kenntniß davon bei mir. Ein wirkliches Unrecht dürfte man ihr nie zufügen; sie würde es beim besten Willen nicht verzeihen können, denn bei aller Heiterkeit des Gemüths hat sie einen entschiedenen, festen und tiefen Charakter, den sie in allen Widerwärtigkeiten bewähren würde." So war Marie Moltke und so blieb sie in einer mehr als 26jährigen Ehe, in der sie, wie der Gatte wiederholt bezeugt, eine Quelle des Glücks für ihn war; an ihrer Charakterfestigkeit und Zuversicht hatte er sich in der Zeit großer Entschließungen oft aufgerichtet und gestärkt. Die vorliegende Briefsammlung erstreckt sich über die gesammten 26 Jahre; sie enthält ausführliche und sehr anziehend geschriebene Berichte über sein Ergehen und Erleben, überall derselbe warme Herzton tief innerlicher Beglücktheit. Besonders hervorzuheben sind die Briefe, die sich auf seine Reise von Rom nach Berlin im Jahre 1846 beziehen, als er nach dem Tode des Prinzen Heinrich dessen Leiche überzuführen hatte. Er blieb indessen an Bord der Korvette „Amazone" nur bis Gibraltar und fuhr dann über Spanien, Frankreich und Belgien nach Hamburg, eine Landreise von 400 Meilen in 18 Tagen. Sehr lesenswerth sind auch die eingehenden Briefe aus England, wohin er den Prinzen Friedrich Wilhelm auf seinen Brautfahrten und dann zur Vermählung begleitete. Ueber die Ansichten, die er in Betreff der Jahre 1848/50 hegte, und die auch hier wiederholt hervortreten, sind wir aus den früheren Briefsammlungen eingehender unterrichtet. Die Gattin war, wo möglich, noch strenger conservativ und royalistisch als er, der zum Maßhalten rieth. So schrieb er ihr am 17. Februar 1850 aus Magdeburg (p. 173): „Du bist nun mal

Digitized by Google

schwarzweißer Reaktionär, und das ist mir schon ganz recht, laß aber die freie Presse dem, der sie liebt; jedenfalls stehen interessante Sachen darin." Daß er nicht auf dem Standpunkt der Kreuzzeitung stehe, hielt er im Jahre 1855, zur Zeit des Orientkrieges, für geboten, offen auszusprechen (p. 208). Im Ganzen und Großen treten die politischen Ereignisse in den Briefen sehr zurück; namentlich nichts über die Regentschaft und den Verfassungsconflict; wesentlich mittheilsamer ist er über die Kriege von 1864 und 1866. Der letzte Brief an die Frau datirt aus Ilmenau, vom 30. August 1868. Es folgen dann noch andere Briefe an die Geschwister, sowie von seiner Schwester Auguste — Mariens Stiefmutter — und der Frau von Burt. Wir entnehmen diesen letzteren die tief ergreifenden Schilderungen der letzten Tage Mariens. Am Weihnachtsabend 1868 starb sie in Folge eines Gelenkrheumatismus, an dem sie 14 Tage schwer darnieder gelegen hatte. Der Gatte drückte ihr die lieben braunen Augen zu — so berichtet Frau von Burt — und sank dann auf seine Kniee und beugte das graue Haupt tief auf seine Hände und dankte Gott, daß er den Kampf beendet und das geliebteste Leben zu sich genommen. Das hat Moltke auch selbst ausgesprochen: „Sie schied in der Blüthe des Lebens und der Gesundheit, voll Stolz auf ihr Vaterland und ihren König, voll Liebe zu allen Menschen, nach einem kurzen, aber, soweit es hinieden möglich, glücklichen Dasein, und ich möchte sie nicht in dies Leben zurückrufen." Noch über 21 Jahre hat Moltke seinen Lebensweg einsam zurückgelegt, bis er seine Ruhestätte an der Seite der geliebten Frau fand, deren Ring ihn bis in den Sarg begleitet. Aus zahlreichen Stellen seiner Briefe ersehen wir, wie oft ihm das Herz in schmerzlich süßen Erinnerungen an die Dahingeschiedene überwallte, namentlich um die Zeit, wo sich der Todestag jährte. Und auf der Höhe seines Ruhmes, als er sieggekrönt, als der vergötterte Held seines Volkes, aus Frankreich heimkehrte, hat er es tief empfunden, daß ihm Marie nicht entgegeneilen konnte, wie nach den Siegen des letzten Krieges. Am 20. Dezember 1870, also kurz vor dem traurigen Gedächtnißtag, schrieb er an seine Schwester Auguste: „Wie sie mich 1866 nach dem Feldzuge freudig auf dem Bahnhof empfing, so hoffe ich, daß sie mich jenseits empfangen wird, wenn die Qual dieses Erdenlebens endlich abgelaufen sein wird, und darnach kann ich mich oftmals herzlich sehnen. Gern würde ich zuvor das große Werk glücklich zu Ende geführt sehen, bei welchem ich mitzuwirken berufen bin." Von den letzten Briefen, die sich zum größeren Theil auf Reisen nach Rußland, Italien und der Schweiz beziehen, haben wir nur den letzten hervorzuheben, der an seinen Neffen Henry gerichtet ist und die religiöse Frage berührt. Er entstammt Moltke's letztem Lebensjahre und wurde im November 1890 geschrieben. Er ist in demselben Geiste versöhnlicher Duldung gehalten wie die „Trostgedanken". Bei aller Gläubigkeit an Gott und Unsterblichkeit, wie sie Moltke stets und überall bekundet, bleibt er auf dem Standpunkt, daß der Moslem und der Heide ebenso gut selig werden kann, wie der Christ. — Unsere Besprechung des 7. Bandes der Sammlung, welcher Moltke's Reden enthält, kann eine kurz gefaßte sein. Die Reden, die Moltke im preußischen Herrenhause wie im deutschen Reichstage, dem er ununterbrochen angehörte, gehalten hat, sind der Nation bekannt; sie hat denselben mit der warmen Aufmerksamkeit und Theilnahme gelauscht, die sich an Alles knüpfte, was von diesem einzigen Mann kam, den Alle liebten und verehrten. Dennoch durften diese Reden in Moltke's gesammelten Werken nicht fehlen, sie verdienen es vollauf, aus dem engen Rahmen der Parlamentsberichte heraus dem deutschen Volk für alle Zeiten zugänglich gemacht zu werden. Sie beziehen sich vorwiegend auf Gegenstände militärischer Natur, und welchen besseren Berather könnte das deutsche Volk in diesen Fragen haben, namentlich jetzt, wo wir wieder vor einer hochwichtigen Entscheidung über die nothgedrungene Stärkung unserer Wehrkraft stehen. Der einzige nichtmilitärische Gegenstand von größerer Bedeutung, den Moltke in seinen Reden berührt hat, ist das Sozialistengesetz. Er hat bedauert, daß man es aufgehoben hat; er meinte, daß jetzt nur rücksichtslose Repression übrig bleibe. Im Uebrigen stand er auf dem Boden einer durch ein starkes Königthum durchzuführenden Sozialreform, wie sie durch die großen Arbeiter-Versicherungsgesetze angebahnt war. — Neu und höchst bemerkenswerth sind die in dem Bande enthaltenen Entwürfe zu Reden, von denen drei für das Zollparlament und einer für den norddeutschen Reichstag bestimmt waren. Sie sind außerordentlich bezeichnend für die Strömungen, die zwischen 1866 und 1870 das deutsche Volk in Nord und Süd beherrschten und dann durch die Großthaten des Krieges 1870/71 in ein Bett geleitet wurden, sie zeigen aber nicht minder, in welcher gewissenhaften Art Moltke vom Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn an seine Aufgabe als Mitglied des Reichstages auffaßte. Seine unermüdliche Pflichttreue hat er auch in dieser Stellung bewährt bis zum letzten Tage seines Lebens. Er hatte der Reichstagssitzung am 24. April 1891, dem letzten Tage seines Lebens, nicht mehr beiwohnen können, da gleichzeitig eine Herrenhaussitzung war. Von dieser kehrte er am Nachmittage jenes Tages in seine Wohnung zurück, die er lebend nicht mehr verlassen hat: getreu bis in den Tod.

Wir scheiden von dem Buche in der Ueberzeugung, daß seit manchem Jahrzehnt dem deutschen Volk in allen seinen Kreisen keine so köstliche Gabe zu Theil geworden ist, als die Erinnerungen an diesen großen und guten Mann, wie sie — zum größten Theile — von ihm selbst niedergeschrieben sind.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Uebermüthige.

Humoreske von Albert Roderich.

Gestatten Sie mir, geehrter Leser: Herr Erich Frei. — Er ist 35 Jahre alt, von hoher, schlanker Figur, hat sein männlich hübsches, angenehmes Gesicht und besitzt ein sehr bedeutendes Vermögen. Zur Kennzeichnung seiner geistigen und moralischen Beschaffenheit folgen hier einige Sätze aus einem Briefe, den Herr Frei vor kurzer Zeit dem Erzähler dieser Geschichte geschrieben hat.

. . . „Aus alledem also ersiehst Du, lieber Freund, daß ich hier in der ungeheuren, menschenwimmelnden Stadt nicht weniger einsam bin als in der großen abessynischen Wüste, die ich im vorigen Jahre durchstrich. Es ist mir Alles »öde, schal und unerspießlich.« All' das, was glückliche Menschen erhoffen dürfen, weil sie es nie erlangen können — das habe ich Elender Alles gehabt! Ich habe Alles genossen, was zu genießen war. Ich habe es sogar mit Verstand genossen. Ich würde jetzt mit Vergnügen einen nicht unbedeutenden Theil meines anspruchsvollen Verstandes für eine Thorheit hingeben, die mir ein wenig Zufriedenheit und Behagen schaffen könnte. Oh, ich weiß, was Du mir entgegnen wirst: Deine Kenntnisse, Dein Geist, Dein Reichthum! — Jawohl, vergiß nur nicht meine edle Mannesgestalt und meinen herrlichen, dunkelblonden Vollbart! . . . Ach, lieber Freund, mein Humor ist zum Teufel! Die Sorgen des Reichthums quälen mich. Die Sorge, für nichts und Niemanden sorgen zu müssen, macht mich trostlos. Ich möchte irgend etwas Nützliches thun, irgend etwas schaffen, werden, einerlei was — Kaufmann, Diplomat, Seiltänzer, Steinklopfer — ach, es ist so zu langweilig!" . . .

Erich Frei schlenderte nachlässig durch die Straßen der großen Residenz, mißmuthig, ziel- und planlos. Er war aus dem Viertel der Paläste und der großen Hotels in die Gegend des kleinen Mittelstandes gerathen. Seine gleichgültig umherschweifenden Blicke blieben plötzlich an einem kleinen Porzellanschilde haften, das an der Thüre eines hohen, grauen Hauses sich befand. Auf dem etwas beschädigten Schilde war zu lesen:

Meta Pilserich. 4. Stock.
Feinstickerei. Gelegenheitsgedichte.

Erich Frei blieb stehen und lächelte. Diese Zusammenstellung amüsirte ihn. Er sann einen Augenblick nach und stieg dann die vier hölzernen, ausgetretenen Treppen hinauf. Durch eine schmale, niedrige Thür trat er in eine ärmliche Wohnung. Ein blasses Kind führte ihn in ein spärlich möblirtes, enges, kleines Zimmer, in dem Frau Meta Pilserich an einer Stickerei arbeitete. Zwei andere blasse Kinder saßen in einer Ecke und spielten. Frau Meta Pilserich sah sorgenvoll und leidend aus. Sie stand von ihrer Arbeit auf, als der fremde Herr eintrat.

„Ich habe auf dem Schilde unten an der Thüre gelesen, daß hier auch Gelegenheitsgedichte angefertigt werden," begann Erich.

„Ach, mein Herr," erwiderte Frau Pilserich, „damit kann ich leider

Digitized by Google

jetzt nicht dienen. Die Gedichte macht mein Mann, und der ist schon seit drei Wochen im Krankenhause."

Das Elend rührte Erich. Wie unwillkürlich griff seine Hand in die Tasche. Da durchfuhr ihn ein Gedanke. Hier war etwas zu thun für ihn. „Hm, Madame, ich bin eigentlich auch nicht gekommen, um ein Gedicht zu bestellen. Nein, ich bin selbst Dichter. Aber ich habe kein Glück damit. Ich habe keinen Namen — man will meine Gedichte nicht drucken. Hm — es geht mir nicht besonders. Ich wollte fragen, ob Ihr Mann mich nicht als Gehülfen gebrauchen könnte. Ich beanspruche nur sehr geringes Honorar — man nimmt ja gerne irgend etwas " —

„Sie sehen doch aber nicht aus, als wenn Sie Mangel litten."

„Sie meinen, der Ueberzieher — der Hut — aus der Leihanstalt, liebe Frau — es galt einen letzten Versuch bei einem angesehenen Redacteur; man wird gar nicht vorgelassen, wenn man schlecht gekleidet ist."

„Ich weiß," sagte seufzend Frau Pilserich. „Aber Sie sehen ja, ich kann Ihnen nicht helfen — mein Mann ist ja im Krankenhause."

„Gerade deshalb können wir uns vielleicht gegenseitig helfen. Werden nicht noch Gedichte bei Ihnen bestellt?" — „Oh ja, dann und wann."

„So lassen Sie mich statt Ihres Mannes die bestellten Gedichte machen. Ich beanspruche nur den vierten Theil des Honorars. Sie werden das Geld gewiß auch gut gebrauchen können; dann ist uns Beiden geholfen." — „Ach, du lieber Gott, ja, das Geld könnte ich gebrauchen!"

Frau Pilserich warf noch einen forschenden Blick in das hübsche, offene Gesicht Erichs, und dann ward der Handel geschlossen. Am nächsten Tage schon trat Erich seine neue Stellung an. Zum ersten Male nach langer Zeit war er wieder heiter gestimmt. Er fühlte sich doch wieder ein ganz klein Wenig nützlich. Er hatte sich einen recht uneleganten Anzug angeschafft und saß nun drei Stunden täglich vier Treppen hoch in einem kleinen Dachstübchen an einem alten wurmstichigen Pulte und machte Gelegenheitsgedichte. Und die Sache machte ihm noch viel mehr Spaß, als er sich davon versprochen hatte. Namentlich bei den Besprechungen mit seinen verschiedenen Auftraggebern amüsirte er sich zuweilen köstlich. Er hatte auch schon beinahe 20 Mark Honorar eingenommen, wovon er der Frau Meta Pilserich, seiner Prinzipalin, wie er sie nannte, als deren dreiviertel Gewinnantheil 40 Mark herausgezahlt hatte. — Also Frau Pilserich saß im Wohnstübchen und stickte, und Erich Frei saß in der kleinen Dachkammer nebenan und dichtete, als eine junge Dame bei Frau Pilserich eintrat. Die junge Dame war auffallend hübsch, von anmuthiger Gestalt, und aus dem guten, frischen Gesichte blitzten ein Paar kluge, freundliche Augen.

„Hier bringe ich Ihnen wieder Arbeit," begann das junge Mädchen, ein kleines Packet auf den Tisch legend, „sind die anderen Taschentücher fertig?" — „Jawohl, gnädiges Fräulein."

„Sehr schön. Wo sind denn die Kinder, Frau Pilserich? ich habe da eben im Ausverkauf geradezu spottbillig ein Paar Kleidchen gekauft — ich versichere Sie, liebe Frau Pilserich, ganz unglaublich lächerlich billig."

„Ach, liebes, gnädiges Fräulein!"

„Ach Unsinn! — Wie geht es Ihrem Manne?"

„Ein wenig besser, Gott sei Dank!"

„Aber Sie selber sehen so leidend aus — Sie müssen sich schonen —"

„Ach, mir geht es ja auch viel besser. Ich habe jetzt Jemand, der für meinen Mann dichtet. Denken Sie, gnädiges Fräulein, in sechs Tagen hat er für meinen Antheil 40 Mark verdient!" — „Ach wirklich?"

„Jawohl, er muß ein sehr bedeutender Dichter sein!"

Die junge Dame lächelte. — „Wo ist denn der bedeutende Dichter?"

„Da drinnen; er sagte — ih, wie sagte er noch? Ja, die Kammer da wär' ein ganz famoser Stall für den Pegasus. Da ließ sich's prächtig drin dichten." — Die junge Dame lachte.

„Frau Pilserich, ich möchte den bedeutenden Dichter wohl kennen lernen. Ich werde mir auch ein Gedicht von ihm dichten lassen."

Sie klopfte an die Thüre der Dachstube und trat auf ein lautes „Herein" zu dem von seinem Pulte aufgesprungenen Gelegenheitsdichter.

Erich Frei stutzte einen Augenblick, als er das schöne Mädchen eintreten sah. Er faßte sich aber schnell und frug unter tiefer Verbeugung, womit er dem gnädigsten Fräulein dienen könne.

„Ich möchte ein Gedicht von Ihnen verfaßt haben."

„Oh, ganz außerordentlich gern — mit dem hervorragendsten Vergnügen. Bitte, nehmen Sie Platz, meine Gnädigste. Also, gehorsamst zur Sache: wie heißt er?" — „Wie er heißt?! Wer?"

Der Dichter lächelte geheimnißvoll. „Nur Vornamen, Gnädigste — selbstverständlich nur Vornamen, und auch dann noch grenzenlose Discretion meinerseits." — Die junge Dame runzelte die Stirn.

„Es handelt sich um ein Gedicht zur Gelegenheit einer — einer silbernen Hochzeit!"

„Ah, sehr schön — eine meiner bedeutendsten Spezialitäten. Vielleicht zur silbernen Hochzeit hochgeschätzter Eltern der Gnädigen?"

„Nein, nein — zur silbernen Hochzeit meiner — meiner — Herrschaft!" — „Herrschaft?! Gnädigste, eine Köchin sind Sie hoffentlich nicht!"

„Und wenn ich es wäre?"

„Das wäre traurig — mit solchen Augen kocht man schlecht."

„Ei — sieh! Nun beruhigen Sie sich — ich bin — Gouvernante — Stütze der Hausfrau!"

„Ah so — sehr wohl. Und die verehrte Herrschaft feiert silberne Hochzeit. Sehr schön. Belieben Sie ein Gedicht mit simpeln oder mit schweren Reimen?" „Was ist der Unterschied?"

„Die simpeln Reime kosten 15 Pfennig per Vers — die schweren 20 Pfennig. Ich habe sogar auch Verse für zehn Pfennig, dazu würde ich aber selber nicht rathen."

„Was nennen Sie denn simple, und was schwere Reime?"

„Oh, also zum Beispiel: Heut' sind es fünfundzwanzig Jahr, Daß sich verband das Jubelpaar, — das ist ein simpler Reim. Im 20-Pfennig-Vers würde ich ungefähr so sagen: Der keuschen Muse will es wohl geziemen, Daß sie heut singt vom Band des Gottes Hymen, —."

Das schöne Mädchen lachte laut auf.

„Bitte, geben Sie mir von diesen Versen. Darf ich Ihnen gleich zahlen? Wie viel macht es?"

„Also sagen wir zwölf Verse. Sie wollen es doch ein Bischen nett haben, nicht wahr?" „Gewiß."

„Also zwölf Verse à 20 Pfennig macht 2 Mark 31 Pfennig."

„Macht 2 Mark 40 Pfennig. Im Rechnen sind Sie anscheinend etwas schwach."

„Gnädiges Fräulein können daran sehen, daß ich ein wirklicher Dichter bin."

„Also hier ist das Geld. Es ist wirklich billig. Freilich, Schiller und Goethe haben verhältnißmäßig doch noch billiger gedichtet."

„Schlimm genug, mein gnädiges Fräulein, schlimm genug, diese Leute haben uns das Geschäft auch gründlich verdorben. Also, wohin darf ich Ihnen das Gedicht schicken? Bitte ergebenst um gütige Adresse."

„Hm — ich — ich werde mir das Gedicht abholen —"

„Ach, nein — Sie werden sich das Gedicht leider nicht abholen."

Das Mädchen stutzte. „Wie so wissen Sie das?"

„Das weiß ich von — Ihrer Herrschaft." — „Von meiner Herrschaft?!"

„Sie haben sich für »Stütze der Hausfrau« ausgegeben — das ist — gedichtet!"

Das schöne Mädchen erröthete. „Herr, wie können Sie — ich — ich — muß bitten —"

„Sehen Sie, jetzt haben Sie die Herrschaft schon verloren. Sie sind keine »Stütze der Hausfrau« mehr." — „Aber woraus schließen Sie das?"

„Aus Ihren Reden und Ihren — Handschuhen."

„Gut, mein Herr, wenn ich also keine »Stütze der Hausfrau« bin, dann sind Sie aber auch kein Gelegenheitsdichter!"

„Ah, und woraus schließen Sie das?"

„Aus den vierzig Mark Ueberschuß, die Sie der armen Frau da drinnen bei zehn bis zwanzig Pfennig pro Vers herausgezahlt haben."

„Hm, so — glauben Sie mir, verehrtes Fräulein — ich beschwindle die arme Frau trotz alledem."

„Das glaube ich wohl. Adieu, mein Herr!"

„Ich begleite Sie." Erröthend folgt er ihren Spuren.

„Sie werden mich nicht begleiten!"

„Dann werde ich hinter Ihnen herlaufen."

„Mein Herr, machen Sie Anspruch auf Tact und Bildung?"

„Allerdings." — „Dann — laufen Sie nicht hinter mir her!"

Die junge Dame verließ eilig die Wohnung der Frau Pilserich, und Herr Erich Frei blieb, in Gedanken versunken, in seinem Dichterstalle zurück. Dann begab er sich in das Zimmer der Frau Pilserich, die wie immer fleißig stickte, und fragte ohne Weiteres:

„Frau Pilserich, wer war die junge Dame, die eben bei uns war?"

„Ich weiß nicht. Ich sticke für sie. Sie hat mir wieder Taschentücher gebracht." — „Wie heißt sie denn?"

„Das weiß ich nicht. Ihren Namen hat sie nicht genannt. Sie bringt und holt die Sachen immer selbst ab. Sie ist eine gute, liebe Dame und bezahlt immer mehr als ich verlange. Sie hat mir heute auch Kleider mitgebracht für die Kinder."

„Hm — so —." Erich sann einen Augenblick nach.

„Was hat sie Ihnen denn heute zum Sticken gebracht, Frau Pilserich?" — „Ein Dutzend Taschentücher — ganz feine Taschentücher."

„So. Und da hinein sollen Sie ein Monogramm sticken, nicht wahr?" — „Ja, gewiß." — „Welche Buchstaben denn?" — „S. M."

„So — S. M. — Hm —." Erich sann wieder nach und ließ seine Blicke in dem kleinen Zimmer umherschweifen. Auf dem kleinen, wurmstichigen Holztische sah er zwei geöffnete Packete liegen. In dem einen lagen die Taschentücher, in dem anderen die Kinderkleidchen. Erich sah, daß die Umhüllung der Taschentücher aus einem feinen Seidenpapier bestand, während die Kleider in einem gröberen, großbedruckten Umschlag lagen. Erich las begierig, was auf dem Papier in großen Lettern gedruckt stand: Hermann Wolter, Confection und Modewaarenhandlung.

„Frau Pilserich, diese Kinderkleider müssen Sie mir 'mal für eine Stunde leihen!"

Eine Viertelstunde später betrat Erich mit einem großen Packete die Modewaarenhandlung von Hermann Wolter, Wilhelmstraße 22.

„Vor einer Stunde ungefähr hat eine junge Dame hier diese Kleider gekauft. Ich möchte gern den Herrn sprechen, der die Dame bedient hat."

Erich hatte sehr laut gesprochen, und es kamen mehrere der Angestellten herbei.

„Die Kleider habe ich verkauft," sagte ein sehr elegant gekleideter junger Mann mit einem Friseurladenkopfe.

„Aha! Das Fräulein ist nämlich im Zweifel, ob sie die Waaren bezahlt hat oder nicht."

„Oh gewiß — das Fräulein hat bezahlt. Das gnädige Fräulein bezahlt immer gleich."

„Dann läßt das Fräulein um eine quittirte Rechnung bitten."

„Mit dem größten Vergnügen!"

Zwei Minuten später hielt Herr Erich Frei ein für ihn unschätzbares Document in der Hand: Rechnung für Fräulein Moor, Hochwohlgeboren. 12 Meter Kleiderzeug à 2.40 = M. 28.20. Zahlung dankend empfangen. Nun eilte Erich in's nächste Restaurant und ließ sich den Adreßkalender geben. Darin fand er sieben Mal den Namen Mohr und drei

Digitized by Google

Mal den Namen Moor. Der erste dieser letzteren war ein Tischlermeister, der zweite ein Agent und der dritte war Wolfgang Moor, in Firma W. Moor & Co., Bankgeschäft.

„Das ist sie!“ rief Erich lauter, als er vielleicht beabsichtigte.

„Sie, Kellner, kennen Sie diese Firma?“

„W. Moor & Co.?! Oh ja, das ist unser erstes Bankhaus.“

„Aha, danke — hier — behalten Sie nur den Rest.“

Nun warf sich unser Freund in einen Wagen und fuhr zu dem Freunde, der zufälliger Weise auch der Erzähler dieser Geschichte ist.

„Kennst Du Wolfgang Moor, in Firma W. Moor & Co.?“

„Dem Namen nach, gewiß — einer der reichsten Männer der Stadt.“

„Was ist das für ein Mann?“ — „Sehr respectabel — hochangesehen —“

„Hat er Kinder?“ — „Eine Tochter.“ — „Oh, weißt Du, wie sie heißt?“

„Gewiß — mein Freund, der Maler Helms, verkehrt ja in dem Hause — er schwärmt für das Mädchen — warte doch — richtig — Sabine heißt sie.“

„Richtig! S. M. — Danke Dir tausendmal, lieber Roderich. Adieu!“

„Aber Mensch, was hast Du?“ — „Geht Dich vorläufig nichts an! Adieu!“

Herr Erich Frei warf sich wieder in seinen Wagen und ließ sich nach dem Telegraphenamte bringen. Er telegraphirte dringend an seinen Banquier in Berlin, der sein Vermögen verwaltete, wie folgt:

„Stehen Sie mit Wolfgang Moor & Co. hier in Verbindung? Wenn ja, senden Sie mir sofort allerwärmstes Empfehlungsschreiben und accreditiren Sie mich für hunderttausend Mark.“

Am folgenden Tage begab sich Erich Frei in's Bureau des Herrn Wolfgang Moor und überreichte das allerwärmste Empfehlungsschreiben, das durch die Accreditirung für hunderttausend Mark beinahe heiß gemacht worden war. Trotzdem Andere da waren, die den Chef des großen Hauses zu sprechen wünschten, ward Erich doch sofort vorgelassen und Herr Moor empfing ihn sehr freundlich und zuvorkommend.

Erich bezeichnete es als den Hauptzweck seines Besuchs, mit Herrn Moor über die Belegung eines größeren Kapitals zu sprechen.

„Darüber sprechen Sie besser mit meinem Geschäftsführer.“ sagte Herr Moser, „aber mein Freund in Berlin empfiehlt Sie persönlich so herzlich und dringend — ich rechne bestimmt auf das Vergnügen, Sie in meinem Hause zu sehen.“

„Es wäre mir eine große Ehre — aber — ich kann leider nur so kurze Zeit in Ihrer Stadt bleiben —“

„Also bitte — Sie speisen morgen bei mir zu Mittag.“

„Morgen? Ich muß morgen früh abreisen. Wenn ich heute von Ihrer Güte Gebrauch machen dürfte —“

„Mit dem größten Vergnügen. Aber wir sind ganz allein, meine Frau und Tochter und ich — wenn Sie ganz en famille —“

„Oh, ich versichere Sie — damit erweisen Sie mir die größte Freundlichkeit — und Sie werden dafür sagen, daß Ihre Damen meine Reisekleidung entschuldigen?“

„Gewiß — ganz ohne Umstände. Also bitte — um 5 Uhr — und, wenn es Ihnen recht ist, gehen Sie heute Abend mit uns in's Theater —“

„Oh ja, das ist mir sehr recht. Ich danke Ihnen!“

„Also auf Wiedersehen! —

Und damit geleitete Herr Moor seinen Gast an die Thür und übergab ihn dem Portier mit der Weisung, den Herrn zum Disponenten zu führen. Mit diesem hatte Erich seine geschäftlichen Angelegenheiten schnell erledigt und wandte sich darauf wieder an den Portier.

„Wo ist die Privatwohnung des Herrn Moor?“

„Hier im selben Hause.“ — „Bitte, führen Sie mich dahin.“ —

Der Portier hatte wohl bemerkt, mit welch besonderer Zuvorkommenheit der Fremde von seinem Herrn behandelt worden war, und richtete seine eigene Zuvorkommenheit genau danach ein. Er führte den Fremden in ehrerbietigster Weise in die Privatwohnung des Herr Wolfgang Moor. — — Hier übergab er seinen Empfohlenen einem Diener mit zweckentsprechender Anweisung.

„Ist die gnädige Frau zu Hause?“ fragte Erich den Diener.

„Die gnädige Frau ist ausgegangen.“ — „Und das Fräulein?“

„Das gnädige Fräulein ist zu Hause.“ — „Bitte, führen Sie mich zu ihr.“

„Wen darf ich melden?“

„Sagen Sie nur, ich käme von Frau Pilserich.“

Zwei Minuten später trat Herr Erich Frei zu Fräulein Sabine Moor in den Empfangssalon.

Die junge Dame empfing ihn mit einem Ausrufe des Erstaunens.

„Mein Herr — Sie! Wie kommen Sie — —“

„Gnädiges Fräulein, Sie hatten die Güte, mir einen Auftrag für ein Gedicht zur silbernen Hochzeit zukommen zu lassen. Aber Sie haben leider vergessen, mir freundlichst die Namen der zu besingenden Herrschaft mitzutheilen — —“.

„Schon gut,“ unterbrach mit gerunzelter Stirn das Fräulein den Dichter — „ich verzichte auf das Gedicht.“

„Ah, Sie ziehen Ihren hochgeschätzten Auftrag zurück?“ — „Ja!“

„Hm, schade, ist mir wirklich leid. Saß gerade hübsch im Pegasussattel. Nun, wie Sie wollen, gnädiges Fräulein. Ich zahle Ihnen natürlich das Geld zurück. Waren es nicht zwei Mark vierzig Pfennig?“

„Ja. Legen Sie es nur dort auf den Tisch!“

„Wie sie befehlen, Gnädigste.“

Erich zog ziemlich langsam eine Brieftasche hervor, nahm sehr bedächtig eine Banknote heraus und sagte:

„Habe leider kein kleines Geld. Hier sind hundert Mark. Bitte ergebenst mir herauszuzahlen.“

Das hübsche Gesicht des Fräuleins verfinsterte sich noch um ein Bedeutendes mehr. — „Herr, Sie sind, — was wollen Sie eigentlich?!“

„Ich will — Sie kennen lernen, mein Fräulein!“

„Das ist doch — o, Sie sollen mich sofort kennen lernen!“

Sabine trat zur Thür und streckte ihre Hand aus nach dem Knopfe der elektrischen Glocke.

„Halt, mein Fräulein,“ rief laut Erich Frei, „halt! lassen Sie sich vor einer großen Verlegenheit bewahren. — Wenn Sie das ausführen, was Sie jetzt vorhaben, wie können Sie dann nachher freundlich gegen mich sein, wenn wir zusammen speisen?“

„Wir zusammen speisen?! Haha!“

„Ganz gewiß, mein Fräulein, ich werde das zweifellose Vergnügen haben, heute Mittag an Ihrer Seite zu speisen. Und dann werden Sie freundlicher gegen mich sein, als in diesem Augenblcke, nicht wahr?“

Die junge Dame lachte ein wenig höhnisch.

„Ja, wenn Sie heute Mittag an meiner Seite speisen — dann will ich freundlicher gegen Sie sein.“

„Ich danke Ihnen. Und nachher im Theater sind Sie mir dann gar nicht mehr böse, nicht wahr?“

Der Aerger des Fräuleins verwandelte sich für einen Augenblick in Furcht. Der Mann war nicht bei Sinnen. Wie sie ihn aber so ruhig, gelassen und siegesgewiß dastehen sah, verwandelte sich ihre Furcht wieder in Aerger. — „Mein Herr, jetzt aber sage ich Ihnen — —“

Da öffnete sich die Thüre und Herr Wolfgang Moor trat in den Salon. „Ach, mein lieber Herr Frei — sehr freundlich, daß Sie ein wenig früher kommen. Liebe Tochter — Herr Erich Frei. Komme gerade, Dir mitzutheilen, daß Herr Frei heute Mittag mit uns speisen wird. Um fünf präcise, liebes Kind, ja? Sie entschuldigen mich so lange, mein werther Herr, nicht wahr? Ich habe noch eine ganz dringende Conferenz —“

„Ich bitte, daß Sie sich nicht stören lassen.“

„Sehr freundlich. Und dann, liebes Kind, präcise fünf Uhr. Sage es der Mama auch. Wir wollen nachher in das Theater. Also auf Wiedersehen.“

Herr Wolfgang Moor verließ schnellen Schrittes das Zimmer, und seine Tochter starrte ihm in höchster Verwunderung nach. — Dann wandte sie sich Herrn Frei zu, der ihr ruhig lächelnd in das Auge blickte. „Mein Herr, ich erwarte eine Aufklärung von Ihnen!“

„Fräulein Sabine, – ich will Sie kennen lernen!“

Sabine wandte sich vor Erregung zitternd ab.

„Fräulein Sabine, es ist noch eine Stunde bis fünf Uhr. Ich weiß, daß Ihr Herr Vater eine berühmte Gemäldesammlung besitzt. Wollen Sie mir die Bilder zeigen?“

„Sie sind der Gast meines Vaters — kommen Sie!“

An dieser Stelle nun muß es gesagt sein, daß mein Freund Erich Frei ein liebenswürdiger Mensch ist —, daß er ein hervorragend liebenswürdiger Mensch ist, wenn er sich besondere Mühe gibt, und daß er sich in der Gemäldegallerie, bei Tische und im Theater ganz besonders hervorragende Mühe gab, liebenswürdig zu sein. Und in liebenswürdigster Weise erzählte er auch der jungen Dame, wie er zu Frau Pilserich gekommen war. — Die Vorstellung war zu Ende, und Herr Wolfgang Moor und Familie legten den kleinen Weg vom Theater nach Hause zu Fuße zurück. Herr Moor und seine Frau gingen voran, Fräulein Sabine und Herr Erich Frei an ihrer Seite folgten in kurzer Entfernung.

„Mein Fräulein,“ begann Erich im Flüstertone, „wir werden uns gleich trennen müssen. Ich will Ihnen zuvor noch schnell ein Geständniß machen. Ich bin im Begriffe, mich in Sie zu verlieben. Noch kann ich zurück — wenn Sie sich nicht auch in mich verlieben können. Sabine, soll ich Morgen wiederkommen?“

Da entgegnete Sabine wie in krampfhaftem Schluchzen:

„Sie sind ein übermüthiger Mensch! Ich lasse nicht spielen mit mir!“

In diesem Augenblicke wandte sich Herr Wolfgang Moor zu dem jungen Paare und sagte:

„Ich habe da eben mit meiner Frau überlegt: wir könnten morgen einen kleinen Ausflug machen — wollen Sie mit uns, Herr Frei?“

„Ich kann morgen nicht, Papa,“ sagte schnell Sabine.

„Und ich,“ sagte mit einem kaum merklichen Zittern der Stimme Erich, „ich muß ja morgen früh abreisen.“

— — — Als zwei Tage später Erich Frei wieder bei Frau Pilserich erschien, erschrak diese über das veränderte Aussehen ihres Freundes.

„O Gott, wie elend sehen Sie aus!“ rief Frau Pilserich.

„Bin auch ein wenig elend. Und, was ich sagen wollte, Frau Pilserich, ich muß fort von hier. Es ist aus mit dem Gedichtemachen.“

„Ach, Du mein Gott, das fehlte mir gerade noch! Mein Mann ist wieder schlimmer geworden, und nächste Woche muß ich wieder im Krankenhaus bezahlen. Ach, lieber, guter Herr, verlassen Sie mich doch jetzt nicht! Gestern waren wieder zwei Herren hier und wollten Gedichte gemacht haben. Ich will Ihnen ja auch gern die Hälfte abgeben vom Honorar —“

„Ja, freilich, wenn Sie mir die Hälfte abgeben wollen! Hm, da kommt mir übrigens gerade eine Idee. Wenn es Ihnen so schlecht geht, dann schreiben Sie doch mal an das wohlthätige Fräulein, das Ihnen die Kinderkleider geschenkt hat.“

„Hab' ich auch schon gedacht. Aber ich weiß ja ihren Namen und ihre Adresse gar nicht.“

„Die weiß ich.“ Frau Pilserich blickte überrascht auf.

„Ich will Ihnen meinetwegen einen Brief dictiren an die Dame. Und wenn sie hierherkommen sollte auf diesen Brief, dann — Frau

Digitized by Google

Pilserich —, dann — dann möchte ich gern ein paar Minuten allein sprechen mit der Dame."

Frau Pilserich blickte noch überraschter auf.

„Ach so — ach Du mein — na ja, dann dictiren Sie mir nur den Brief." Und Erich Frei dictirte den Brief und sandte ihn ab.

Und die folgenden Tage erschien Erich bereits Morgens neun Uhr bei Frau Pilserich und saß bis Abends zehn Uhr in seinem Dichtergelasse. Am vierten Tage gegen Mittag erschien Fräulein Sabine Moor bei Frau Pilserich. Diese wohlmeinende Dame rief unter einem fürchterlich dummen Vorwande ihren Dichtergergenossen herbei und verließ dann mit einer fast ebenbürtig dummen Entschuldigung das Zimmer.

Die Beiden standen einander gegenüber. Sabine hochaufgerichtet, Erich das todtenblasse Gesicht auf die Brust gesenkt.

„Ich bin in Folge des Briefes gekommen, den Sie mir geschrieben haben," begann in hartem Tone Sabine. — „Den ich geschrieben habe?!"

„Ja, den Sie geschrieben haben! Der Brief ist auch ganz gut in seiner Art. Sie hätten nur auch der guten Frau Pilserich zugleich einen etwas plausibleren Vorwand eingeben sollen, unter dem sie uns Beide allein läßt." Erich fuhr empor.

„Und warum sind Sie gekommen, mein Fräulein?"

„Warum? Weil ich ein Weib bin. Ich wollte doch einmal sehen, wie sich jetzt Ihr Uebermuth befindet."

„Mein gnädiges Fräulein — wir sind jetzt quitt. Aber ich will etwas voraushaben vor Ihnen. Ich will großmüthig scheiden und Ihnen sagen: Ja, ich bin der Geschlagene — Sie haben gesiegt. Ich habe den Brief geschrieben —, weil ich noch hoffte. Jetzt wissen Sie, wie sich mein Uebermuth befindet —, möge der Ihrige weniger hart bestraft werden! Leben Sie wohl, mein Fräulein."

Sabine hatte sich abgewandt und reichte, wie zum Abschiede dem Manne die Hand. Er fühlte einen leisen Druck, der ihn zurückhalten zu wollen schien. „Sabine, um Gotteswillen!"

„Ich habe ganz vergessen, den zweiten Grund zu nennen, der mich hierher führt. Mein Vater will den Ausflug, von dem er Ihnen gesagt, morgen unternehmen, und ich soll Sie fragen, ob Sie uns begleiten wollen?"

„O, Sabine! Sabine! Und — warum haben Sie mich eben so fürchterlich gequält?"

„Weil ich Sie auch kennen lernen wollte, Sie Uebermüthiger!"

„Ach, meinen Uebermuth kennst Du noch lange nicht!"

Und Erich umfaßte die sich nicht allzu heftig sträubende junge Dame und küßte sie auf den Mund.

„Ach, Du mein Gott," rief entsetzt Frau Pilserich, die eben wieder in das Zimmer trat.

„Frau Pilserich," rief jubelnd Erich, „hier giebt es eine Aussteuer zu sticken — siebentausend fünfhundert Monogramme!"

Aus der Hauptstadt.

In tyrannunculos!

Als dem Grafen Caprivi seine Militärvorlage noch nicht gefährdet genug schien, und er deshalb, loyal wie immer, den Widersachern Zeit und Gelegenheit geben wollte, weiter gegen sie zu wühlen, brachte er rasch ein paar kleine Gesetzchen vor den Reichstag, welche den Gang der Hauptdebatte wohlthuend unterbrachen. Seine große Rede hatte, so verwunderlich es ihn immerhin dünken mochte, hier und da ehrliche Sympathien für die Heeresreform erzeugt; seine Rede war bei Weitem nicht so ungeschickt gewesen, wie die langer Hand vorbereiteten Stimmungsartikel jener Kreis- und Militärwochenblätter, von denen die Sage geht, daß sie alles nicht für Inserate gebrauchte Papier den reptilfeindlichen Männern des neuen Courses vollständig gratis zur Verfügung stellen. Die Regierung, ganz verdutzt durch den günstigen Eindruck, den Caprivi's beredte Redlichkeit gemacht hatte, beeilte sich, diesen Eindruck möglichst rasch zu verwischen, und statt, wie das der abgewirthschaftete Agrarier Bismarck und der korsische Parvenü zu thun pflegte, den Sieg durch unermüdliche Verfolgung des Feindes vollständig zu machen, bot sie Waffenstillstand. Bei einer Vorlage von so ungeheuer weittragender Bedeutung hätten andere Staatsmänner nicht gezögert, Zug um Zug zu spielen, die Entscheidung rasch herbeizuführen. In Frankreich ließ man, einer „lumpigen, gar nichts Neues" bietenden Skandalaffäre wegen in der Kammer Budget Budget sein und vernachlässigte die wichtigsten Geschäfte, um allem Volke zu beweisen, was die Coulissiers der Abendbörse schon lange sich erzählten: daß die Katze eine Katze wäre und die Herren Rouvier, Floquet und Clémenceau die Retter der Republik. Hier zu Lande aber ist es Brauch, die Herren Abgeordneten nicht mit ewigem Einerlei zu ermüden, und so schob man denn in die militärische Berathung die der lex Heinze ein und die des Gesetzes, Auswanderung betreffend.

Die Regierung liest statistische Tabellen, die Regierung liest sensationelle Prozeßverhandlungen, und wenn des Kaisers Majestät mit ein paar Erlaßzeilen stachelt, dann liest die Regierung doppelt aufmerksam. Da hat sie nun gelegentlich entdeckt, daß in gewissen Monaten des Jahres an die 20,000 Menschen aus der Heimath fortgegangen sind. Gleich kommt ihr der Gedanke, ob es nicht rathsam wäre, die Auswanderung in diesen Monaten ganz zu verbieten, im Uebrigen aber die Zwischendeckspreise zu erhöhen und den Emigranten möglichst viele Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Sie hofft zuversichtlich, dadurch die furchtbare, in Flammenschrift anklagende Zahl von 20,000 bedeutend herabmindern zu können. Wo des Confutse weicher Sinn und die zum Letzten entschlossene, großherzige nazarenische Menschenliebe allein zu helfen vermöchten, da will man's mit Paragraphen, Geldbuße und Haft versuchen, mit kleinlich-tyrannischen Zwangsmaßregeln und Chicanen, mit Schutzleuten und Reviervorständen. — Der Prozeß Heinze ließ einen Blick in schlimme Fiebersümpfe werfen; freilich verrieth er nichts, was nicht jeder Einsichtige schon Jahrzehnte lang gewußt hätte, aber dem Philisterium fiel vor Schreck die Nachtmütze von den Ohren, und seine Regierung gibt ihm nun als Beruhigungspille die lex Heinze. Prügelstrafe, Lattenarrest, Dunkelhaft, Fasten — was weiß ich! 's wird schon helfen, sagen die kleinen Polizeipolykratesse, welche die Menschennatur so gut kennen, wie Herr Alb. Moll den Goethe, wie Herr Lombroso den genialen Kopf und wie die Börsen-Enquête-Commission Börsenverhältnisse. Und hurrah hurrah hopp hopp hopp kommt zu Lattenarrest und Dunkelhaft, durch Fasten verschärft, die Unterdrückung der „obscönen" Literatur, und im Hintergrunde sieht man eine übelberüchtigte Gasse von Alt-Berlin wieder erstehen und die wunnige Zeit, wo in jeder Stadt neben der Kirche ein viel vergnügteres Haus sich zu erheben pflegte. Mag sein, daß dem Gesetzgeber einige unsere Berliner Theater den Anstoß dazu gaben, das zu legalisiren, was man in der Praxis lange schon übte, und den Enterbten Genüsse zu gönnen, die bisher immer ein Logenbillet und nachher Diamanten und Perlen kosteten.

Was die realistischen Dichter betrifft, an denen Herr Heinze sich rächen will, so wird ja manch leidlich kluger Familienvater im Lande sein, der den paragraphenschmiedenden Ministerialräthen nicht so ganz Unrecht geben möchte. Ein großer Theil unserer „naturalistischen Schriftsteller" wetteifert in schamloser Frechheit und Wüstheit der Phantasie erfolgreich mit den fürchterlichsten Colportageromanciers und ist nur deshalb ungefährlicher als diese, weil seine Verleger durch ungeheuer hohe Buchpreise anerkennenswerther Weise jeden Käufer abschrecken. Vorkommnisse, wie der bekannte Leipziger „Realistenprozeß", in welchem den Angeklagten nachgewiesen werden konnte, daß sie just die unsittlichsten Stellen ihrer Romane als Lockspeise in die Schaufenster hängen lassen wollten — Excesse solcher Art bahnen den Polizeimaßregeln der Sittlichkeits-Tyrännlein den Weg. Herr Heinze gibt dem Kinde seinen Namen, und eine aus Wachtmeistern und Nachtwächtern zusammengesetzte Literaturcommission verruinirt mit wenigen Axthieben das pornographische Schriftthum, bewirkt eins, zwei, drei die sittliche Wiedergeburt des deutschen Volkes.

Auf den ersten Blick scheint es allerdings, daß die Verurtheilung eines Zuhälters wegen Nachtwächtermord mit Goethe's römischen Elegien und den Schöpfungen Rubens' und Makart's nichts zu thun hat. Es wird sogar Leuten, die nicht in Ministerialbureaux aufgewachsen sind, einigermaßen schwer fallen, zu begreifen, daß an Frau Heinze's „ehebrecherischem Treiben" eigentlich die Statuen auf der Berliner Puppenbrücke schuld sind; aber immerhin wäre der Urheber der lex Heinze erst dann ad absurdum zu führen, wenn fragliche Bildwerke sämmtlich Winterüberzieher trügen und die Unsittlichkeit dennoch nicht aus der Welt verschwände. Wem die Lächerlichkeit einer Bestrebung, durch harte Preßgesetze, Verbot der bildnerischen Darstellung nackter Wahrheiten u. dgl. m. die Volksmoral zu heben, nicht ohne Weiteres einleuchtet, dem fehlt aller gesunder Humor und dem ist deshalb eine gute Carrière als moderner Solon sicher.

Zu den nothwendigen Requisiten eines modernen Politikers und Gesetzgebers gehört vor Allem die Unfähigkeit, der eigentlichen Ursache sozialer und sittlicher Krankheiten nachspüren zu können. Man verfällt vielmehr mit köstlicher Regelmäßigkeit auf das Naheliegendste und Plumpste, wie Kinder es thun; man züchtigt den Spiegel, weil er Grimassen schneidet; man reglementirt. Statt das Volk zu bessern, macht man es durch Polizeiverordnungen und fallenreiche Paragraphen auffässig.

Diese kleinliche, auf Schrauben gestellte Beherrscherei, diese Agathokles-gelüste bringen aber auch oft die Minister in directen Gegensatz zum Monarchen selbst. Man erinnert sich der schnell beliebt gewordenen und durchaus berechtigten Worte unseres Kaisers an die Nörgler, welchen er freundschaftlich rieth, den deutschen Staub von ihren Pantoffeln zu schütteln. Der Fürst fordert also jeden Unzufriedenen in anerkennenswerth unverblümter Form auf, sich davon zu machen; seine Regierung aber sinnt auf Mittel, den Leuten die Auswanderung zu erschweren. Der peinliche Widerspruch zwischen beiden Anschauungen muß jeden Patrioten verletzen und mehr noch, er ist geeignet, die monarchischen Gefühle im Herzen des auswandernden Volkes zu erschüttern. Es drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wer denn nun eigentlich der Herr im Lande ist, Graf Caprivi oder des Kaisers Majestät. Mit tiefem Schmerz wenden wir uns von solchem Schauspiel ab. Dem Bismarck, dessen tyrannische Gelüste aller Welt sattsam kundbar waren, hätte man so etwas schließlich zugetraut, Seiner Excellenz, dem Herrn Commandeur des 9. Armeecorps a. D. aber nun und nimmer. Nein, Polizeistaatsmänner sollen uns der unerhörten Segnungen des neuen Courses nicht berauben; unsere Vertreter im Reichstage, deren unentwegte Kühnheit in jedem Wahlaufruf herrlich sich offenbart, werden mannhaft für absolute Auswanderungsfreiheit eintreten. Diese letzte Waffe prinzipieller Opposition sollte man dem lieben Onkel Eugen Richter aus Berlin nicht entwinden; wenn er es einmal müde sein wird, in Friedeberg-Arnswalde an undankbare Wählersöhne Bonbons vertheilen zu lassen, muß ihm wenigstens das Weltmeer offen stehen.

Wie die Regierung mit ihren ethischen Gesetzen solchermaßen in

Digitized by Google

Gegensatz zum Volksbewußtsein, zum Kaiserwort tritt, so auch zu sich selber, zu ihrem eignen Wollen und Wünschen. Und dadurch wird die Sache tragikomisch. Es ist das spezielle Pech des sozialreformerischen und versöhnenden neuen Courses, daß gerade seine Sittlichkeitsbestrebungen den Stempel der Gehässigkeit an der Stirn tragen und ihre scharfe Spitze ausschließlich wider die ärmeren Volksschichten kehren.

Ich habe schon vor längerer Zeit darauf hingewiesen, daß die sozialen Reformthaten des Plusmachers Miquel von der Reichsregierung unaufhörlich gestört werden. Graf Caprivi ähnelte anfangs, natürlich nur in einem einzigen Punkte, dem durch seinen Collegen Goethe berühmt gewordenen Faust darin, daß, zwei Seelen, ach, in seiner Brust wohnten, und in jenen bösen Tagen, wo er noch keinen Eulenburg zur Seite hatte, sondern für dasselbe Gehalt Preußen und Deutschland regieren mußte, in jenen Tagen hat er zweifelsohne grausige Sozial-Kämpfe im eigenen Busen ausgekämpft. Miquel will Kapital und Besitz vernichten, wie ich in einem sehr glaubwürdigen Börsenblatt las, und Miquel will das Vermögen confiszieren, wie ich in mehreren sehr glaubwürdigen Börsenzeitungen mit politischem Beiblatt las. Den besten Beweis für Miquels sozialistische Gesinnung liefert die Thatsache, daß es im preußischen Abgeordnetenhaus keine Liebknechtianer gibt; die Kerle wissen ganz genau, daß der Finanzminister ihr Mann ist und wollen ihm das Leben nicht noch schwerer machen. Im Reiche aber, wo man der bevorstehenden großen Anleihen wegen das Kapital nicht verstimmen will und froh ist, den blutsaugerischen Agrariern ihre Liebesgabe gerettet zu haben, im Reich kujoniert man den armen Mann und treibt indische Kasten-Politik.

Die lex Heinze und andere Verschärfungen des Preßgesetzes, welche uns bevorstehen, haben mir während der Weihnachtstage wiederholt Annoncenblätter in die Hand gedrückt, aus denen ich mich über offene Dienerstellen informirte, denn man kann nicht wissen. . . . Unter den neuen Sittlichkeitsparagraphen wird es eine Kunst sein, als Chroniqueur unangefochten durchs Leben zu wandeln; jeden Augenblick kann man in Gefahr kommen, ganz unbewußt zur Ermordung eines Nachtwächters beizutragen. Ich habe nun unter der Rubrik „Vakante Placements" mit Ueberraschung gelesen, welche Tugenden heutzutage von den Dienstboten verlangt werden. Nie und nimmer hätte ich geglaubt, daß unser Geschlecht noch so sittenstreng ist. Denn Leute von musterhafter Ehrlichkeit, Pünktlichkeit, Treue, Aufrichtigkeit, Ergebenheit, Wachsamkeit, Discretion, Bildung u. a. m. müssen doch vorhanden sein, sonst könnte man sie nicht in Dutzenden von Exemplaren, wie ganz alltägliche Waare, verlangen. Mir entfiel nach der Lektüre der ersten Annoncen schon aller Muth; ich fühlte, daß meine moralischen Qualitäten hier nicht ausreichten, und nur ein brennender Wunsch blieb mir im Herzen übrig: Möchten doch die Herrschaften den zehnten Theil der Tugenden entfalten, die sie gewohnheitsmäßig von ihren Dienstboten verlangen! Nataly von Eschstruth fände dann im wirklichen Leben edelmüthig-aristokratische Helden für ihre Weihnachtsbücher.

Die Frage liegt nun aber nahe, warum denn eine hochwohlweise und einsichtsvolle Regierung gerade so viel für die Hebung der Sittlichkeit des niederen Volkes thut, warum man denn alle Reglements, Zuhälterparagraphen, Kasernirungspläne, Auswanderungshindernisse, Polizeistunden und Tanzverbote gerade so einrichtet, daß sie immer und immer nur die misera pleps contribuens, die Lumpenproletarier erster und zweiter Güte treffen. Meine Erfahrungen reichen bei Weitem nicht an die des Herrn Heinz Tovote in Friedenau bei Berlin heran; wie die meisten jüngstdeutschen Dichter verdanke auch ich meine Kenntniß des Berliner Lebens den Wiener Witzblättern, dem phantastischen Wirrwarr Krafft-Ebings und einer Kellnerin aus Pasewalk. Ich glaube aber bemerkt zu haben, und das „Kleine Journal" bestätigt es in seiner nicht nur bei Droschkenkutschern beliebten Montagsausgabe, daß Berlin W viel schlimmere Excesse in bacho et venere sieht als die östlichen und nördlichen Quartiere. Außer in London amüsiren sich große Herren und Kartenprinzen auch in unseren Mauern gottvoll, und nicht nur die Jobber-Aristokratie brillirt durch wüste Ausschweifungen. Ganz selbstverständlich können in diesen Zeitläuften, wo allein das Gold die Frauen verführt und schlecht macht, die jungen Männer der unteren Stände lange nicht so entsittlichend wirken wie ihre Concurrenten aus der jeunesse bornée. Die verlorenen Töchter unseres Volkes, unsere unglücklichen Schwestern, wer hat sie fast allsämmtlich ins Verderben gestürzt? doch nicht der Arbeiter, doch nicht der Vierzig-Thaler-Commis? Warum also wettert man mit Traktätchen und Gesetzen gegen die Kleinen, warum will eine hochwohlweise Polizei-Regierung ihnen mit papiernen und mechanischen Verordnungen ihr bischen Vergnügen beschneiden, ihren Sonnabendrausch, ihren Sonntagstanz, ihre Schauerromane? Ist Kauf und Verkauf abgelegter Tugend erst dann unsittlich, wenn es sich um einen niederen Kaufschilling als hundert Mark handelt? Ich kann es nicht für wahr halten. „Mais le vrai ce n'est pas toujours vraisemblable", sagt Voltaire. . . .

Das ist keine Unterhaltung für junge Damen, die noch ins Residenztheater gehen, gewiß nicht. Aber die Polizeiethik gutsituirter und lange schon kahlköpfiger Büreaukraten darf nicht unwidersprochen unserem Volke aufgedrängt werden. Herzlich zu danken ist den ultraconservativen Herren und dem wackeren Bebel, die im Reichstag mit flammenden Worten ein Machwerk zerpflückten, dessen Urheber aus den Mißerfolgen früherer gesetzgeberischer Versucher ähnlicher Art nichts gelernt haben. Mit Senfpflastern nicht und nicht mit Prügeln ist eine Krankheit zu kuriren, deren Sitz sich tief im Körper der modernen Gesellschaft befindet. Unsere Regierung vor heute ist unfähig, hier den Arzt zu spielen — man tadelt sie deshalb nicht; aber sie sprechen sich selber ihr Urtheil, wenn sie zu quacksalbern beginnen. Eine Regierung beweist dadurch, daß ihr Auge stumpf ist und ihr Horizont eng, daß ihr Blick spießbürgerlich auf der obersten Oberfläche der Dinge haften bleibt. Ihre Abwehrmaßregeln werden grausam ungerecht und kleinlich zugleich, tyrannunkultisch erscheinen.

Caliban.

Allers' Bismarck-Zeichnungen.

Der Schulte'sche Kunstsalon führte uns zu Weihnachten die Zeichnungen des Hamburger Künstlers C. W. Allers: „Fürst Bismarck in Friedrichsruh" vor, welche inzwischen als Prachtwerk vervielfältigt*) und auf's Reichste ausgestattet in allen Schaufenstern zu sehen waren und gewiß unter vielen deutschen Weihnachtsbäumen lagen. Ist es doch ein besonderes Vergnügen, den alten Herrn in seinem Heim belauschen zu können, sein Haus und seine Besucher, das engste Familienleben vor sich abgespiegelt zu sehen. Der Gegenstand ist höchst verlockend und Viele haben das Werk gewiß mit Ungeduld erwartet, seit man wußte, Allers sei in Friedrichsruh thätig, und mehr noch schöpfen daraus patriotische oder auch künstlerische Befriedigung.

Mir ist's vor den Zeichnungen eigenthümlich ergangen! Das was ich mir über sie sagte — das drucken zu lassen hatte ich eine zunächst unerklärte Scheu. Erst als ich ernster nachdachte, fiel mir ein, daß es doch viel zu trivial sei, um es öffentlich aussprechen zu können: denn wer auf kritische Reputation hält, sagt heute nicht mehr, ein Kunstwerk sehe wie eine Photographie aus, den Künstler habe billig auch ein photographischer Kasten ersetzen können. Das ist dem Realismus schon zu oft an den Kopf geworfen worden, als daß man es wiederholen dürfe, und das habe ich zu oft selbst für Thorheit erklärt, um es meinerseits vorbringen zu können.

Und doch — mir ist Allers zu realistisch! Ich finde zwar nicht, daß er eben sehr wahr sei. Wenn er uns Bismarck in ganzer Figur zeichnet, so glaube ich ihm nicht, daß unser alter Reichskanzler eine solche Mißgestalt sei, wie er sie uns gibt. Ich glaube ihm nur, daß der photographische Apparat die vorgestreckten Füße zu groß und den zurückgelehnten Kopf zu klein wiedergibt, daß die Zeichnung also nicht nach der Natur, sondern nach einer ungeschickten Aufnahme gemacht sei. Ich sehe auch sehr deutlich, daß Allers' Realismus an einer Eigenschaft des Künstlers selbst scheitert: Nämlich daran, daß Niemand über seinen Schatten springen und Niemand ein Kunstwerk schaffen kann, das größer ist als er selbst. Solange also Allers die Kaffeemakler vom Wandrahm in Hamburg darstellte, war sein Realismus für mich erträglich. Allers den Bismarck darstellend — das geht mir über mein Aufnahmevermögen: Ich sehe immer einen trockenen, witzelnden, hausbackenen Kleinkrämer und sehe nichts von dem Bismarck, den ich aus vielen Reden und mehr Thaten verehren lernte, ich sehe immer einen sehr geschickten Kunstfabrikanten, der, wie es scheint, alle Tage ein Dutzend Blätter fertig montirt auf den Markt bringt, aber nicht einen Mann, dem ich die Darstellung des Besten, was wir besitzen, anvertrauen möchte — und es thut mir leid, daß der Bismarck, den Lenbach malte, nun auch so verknotet wie durch Allers der Nachwelt überliefert wird.

Ich habe in den Zeitungen wiederholt gelesen, daß Allers viel „Gemüth" habe. Andere Leute haben das allem Anschein nach aus seinen Blättern herausgelesen. Ich habe mir ehrliche Mühe gegeben, das „Gemüth" in den Zeichnungen wiederzufinden. Zunächst sah ich die Absicht auf Realismus und zweitens die auf „Genialität". Von der letzteren wird unter Leuten, denen es ernst um die Kunst ist, bei Allers nicht wohl zu reden sein. Alle gut marktläufige Waare hat einen gewissen Stich: Bei dem Stand unseres Kunstverständnisses kann das wahrhaft Gute nicht der Menge gefallen. Gerade durch den Beifall, den er fand, ist er für Andere gerichtet! Ich bin aber keineswegs einer von Jenen, die von aller Kunst fordern, sie solle für die Nachwelt schaffen. Die Gegenwart von einem braven Knaben ist immer auch schon was! Und auch die schaulustige Mitwelt soll ihren Spaß haben, auch die Momentphotographie bringt Dinge, die zwar wenig oder gar nicht künstlerisch, aber doch sehr lustig zu betrachten sind. Und warum soll nicht auch dieses Halbschürige mit durchlaufen, Unfertigen zur Freude? Warum soll man Vielen die Freude an Zeichnungen verderben, die nur Umschreibungen der Photographie zu sein scheinen. Sie sind so natürlich, so gemüthvoll!?

Es mag sein, daß es der Abstand zwischen Bismarck und Allers ist, was mich drängt, gegen diese Zeichnungen Widerspruch zu erheben: Es ist die Plattheit, die sich an die Größe heranschleicht, der Kammerdiener, der uns von seinem Herrn erzählt, den er besser zu kennen glaubt, als Andere, der uns die rechte Stimmung nimmt, den Ganzen als Ganzes zu betrachten. Und das „Gemüth"! Es besteht darin, daß Allers den Kleinen im Geist die geistige Größe Bismarck's nahe zu bringen sucht. Bismarck der raucht und „Döntjes" erzählt, Bismarck als Spießbürger — das wollen die lieben Leute sehen, das vermögen sie zu begreifen, das ist wahr!

Es war für mich keineswegs eine Ueberraschung, als Allers mir klar vor Augen stellte, daß auch Bismarck nicht ununterbrochen Weltgeschichte macht, daß er ißt und trinkt und verdaut, wie andere Menschen. Ich lasse mir gern von dem äußeren Verlauf seiner Tage erzählen — nicht zu viel, aber genug, um mir mit innerstem Behagen klar darüber zu werden, daß in dem größten Deutschen die größte Schlichtheit des Denkens und Empfindens thront. Ich weiß wohl, was es für unsere

*) Verlag der Deutschen Verlagsgesellschaft Union, Stuttgart.

Digitized by Google

Nation werth ist, daß ihr Führer keine Liebesabenteuer und keine Schulden hat; daß man auch seinen Kammerdiener um Nachrichten über ihn angehen darf, ohne Furcht, der Nation ein Ideal zu zerstören. Aber ich bin nicht Mitglied der Goethe-Gesellschaft und werde nie Mitglied einer ähnliche Ziele erstrebenden Bismarck-Gesellschaft werden. Auch des Altkanzlers Waschzettel haben für mich nur Waschzettel-Werth. Und ich glaube nicht, daß es gut ist, alsbald mit der Verpfundung von Bismarck's Größe zu beginnen. Noch haben wir vor Allem daran zu thun, den Mann zu begreifen und der Nation zu zeigen, wer er war, ehe wir ihn wissenschaftlich tranchiren. Und ein solcher Realismus ist der von Allers, wie er auch in den Goethe-Gesellschaften wuchert. Der Realismus der Topfguckerei! —

Nur ein Mann im deutschen Volk hat Ursache, Allers für sein Buch dankbar die Hand zu schütteln: Es ist Lenbach. Selbst an der winzigen Kleinheit des Allerwelts-Zeichners kann man seine Größe messen. Wem es aber darum zu thun ist, seinen „Kunstsinn" zu üben, der vergleiche die erste beste Skizze jenes „Dichters" mit dem Bande der „Lustigen Person" aus dem Bismarck behandelnden malerischen „Vorspiel auf dem Theater", um zu unterscheiden zwischen dem für die Nachwelt Unverlierbaren und dem für den Augenblick Geborenen.

Wer diesen Unterschied zwischen Lenbach und Allers mit Redlichkeit gegen sich selbst bemerkte, wem er kräftig zum Herzen sprach — der versteht etwas von Kunst. Cornelius Gurlitt.

Dramatische Aufführungen.

Der verlorene Sohn. Schauspiel von F. Philippi. (Neues Theater.) Zwei glückliche Tage. Schwank von Fr. v. Schönthan und G. Kadelburg. (Deutsches Theater.) Schulden. Lustspiel von G. v. Moser und T. v. Trotha. (Lessing-Theater.) Familie Pont-Biquet. Schwank von Alexander Bisson. (Residenz-Theater.)

Ein paar Bühnenschriftsteller gibt es in deutschen Landen, die hinter siegreichen Dramatikern vorsichtig hinterher ziehen, sich mit ihnen in die Beute zu theilen. Wie die Vorbilder sich räuspern und spucken, das sehen sie ihnen ganz genau ab, und wenn das Premièrenpublikum, guten Geschäftsganges wegen, sich in der Gebelaune befindet, die Claque aber Hand und Fuß hat, macht die Imitation volle Häuser, zum Erstaunen des Theaterdirectors, zum größeren Erstaunen des Dichters, der allmählich und mit Recht die Menschen verachten lernt. Die unabhängige Kritik, einigermaßen verblüfft und doch in der Zwangslage, den starken Erfolg ratificiren zu müssen, spricht dann gerne von „vorzüglicher Mache" und lobt die Schauspieler.

Herr Felix Philippi ist von den Schlimmsten Keiner, und darum thut es mir eigentlich leid, daß am Sonntag im „Neuen Theater" nur August, der Chef der Claque, seinem Schauspiel „Der verlorene Sohn" applaudirte. Herr Philippi, obwohl ihm von Ibsen bis auf Bisson nichts Menschliches fremd ist, unterscheidet sich doch darin grundlegend von Lubliner und Anderen, daß er an einem Muster festhält und nicht Jahr um Jahr das Zugstück der vergangenen Saison copirt, 'mal Kotzebue, 'mal Benedix, 'mal Bauernfeld, dann wieder Raupach, dann Sudermann. Herr Philippi folgt, wie der Aehrenleser dem Schnitter, den Franzosen Sardou'scher Richtung und, last not least, dem über Allen thronenden und Alle in sich vereinigenden, vielbelesenen Blumenthal. Ein schönes und moralisches Thesenstück ist „Der verlorene Sohn", und von Ehrenschulden handelt es, von den Gefahren des Offizierthums im Allgemeinen und dem Werthe bügerlicher Arbeit. Womit aber der Director des Lessingtheaters sein Publikum vor zehn Jahren entzückte, das zieht heute nicht mehr. Der Schlaukopf weiß das und componirt jetzt blanke, blödsinnig fidele Possen; Philippi & Co. aber thun, als schrieben wir noch 1882. Damals hätte sein Schauspiel, mit Blumenthal'schen Dialoglichtern illuminirt, Glück gemacht; heute ließ es das Parkett eiskalt.

Der Genre geht nicht mehr, was ein einsichtsvoller Geschäftsmann, wie unser Dichter wissen müßte. Wen fesselt noch das Bühnenspiel mit Schachpupen? Herr Philippi glaubt sein Publikum zu kennen, und er thut ihm allerlei zu Lieb. Dem Tragödienvorwurf, der seinem Stück zu Grunde lag, brach er die scharfe, verletzende Spitze ab und bog die Figuren, bis ein „versöhnender Schluß" möglich war; Possen-Episoden entzückten die „höheren Ränge", Oberländer'sche Lieutenants und eselhafte Aristokraten das freisinnige Parterre; prachtvolle Tiraden von ehrlicher Arbeit, Sozialreform und „neumodischem Schwindel" (womit Herr Felix Philippi frei nach Richter die Sozialdemokratie vernichten will) ergriffen jedes fühlende Herz Und doch half Alles nichts. Herr Philippi hat eines erträumten Erfolges wegen rücksichtslos die Kunstform des ernsten Dramas gesprengt, und es ist eine Kühnheit, unter solchen Umständen noch immer von „glänzender Mache" zu sprechen. So voller Brüche stellt sich schon bei oberflächlicher Prüfung die Arbeit dar, voll verletzender Absichtlichkeiten, unrealistisch-aufdringlicher Parallelen, daß man fast fürchten muß, Sudermann existire für Herrn Philippi nicht — zum Glück beweist er an anderer Stelle deutlich das Gegentheil. Wir haben nie in die Lärmtrompete für Sudermann's „Ehre" gestoßen, aber das sei betont: Jeder deutsche Dramatiker muß in ihre Schule gehen. Auch durch ihren schweren Fehler belehrt sie. Philippi's Stück zeigt den bühnenerfahrenen Regisseur, aber den schlechten Mathematiker. Und wenn wir schon nicht verlangen, daß ein Schauspiel inneres, vollsaftiges Leben zeige — Poetenkunst ist Gottesgabe, deren Mangel Herr Philippi kaum beklagt —, den Schein des wahren Lebens zum mindesten, den soll uns der Dramatiker vorgaukeln.

Der Held, Secondelieutenant Kurt, interessirt uns viel weniger als z. B. sein Kamerad Tremplin, der doch nur einmal, dann freilich im Mantel des rothen Henkers, auftritt. Lieutenant Kurt ist ein blutloses Kerlchen, dem wir seine Ausschweifungen nicht glauben, der all diesen scenischen Aufwand, den Zorn seines Vaters nicht verdient, von dem wir freilich auch nun und nimmer annehmen können, daß er nach stattgefundener Versöhnung ein brauchbarer Mitarbeiter des Erzeugers wird.

Des Stückes Handlung ist die übliche, aus manchem Familienroman wohlbekannte. Den Stolz der — übrigens miserabel, ganz im Stile eines Liebhaber-Theaters dargestellten — Mutter will Papa aus seiner Offizierscarrière reißen, Schulden halber; das Menschlein sucht sich beim Jeu zu retten, plumpt aber noch tiefer hinein, und es blieb ihm nichts als die Kugel übrig, wenn nicht rechtzeitig ein minnig Mägdelein in sein Garçonzimmer stürzte, der Papa auf dem Fuße folgt.

Im beliebten Ton einer Berichtigung „auf Grund des § 11 des Preßgesetzes" muß man Herrn Philippi sagen: Es ist unwahr, daß dieser Vater diesen Sohn in ein Dragonerregiment thut, damit er dort „Arbeit und Pflichten" kennen lerne; unwahr ist, daß der von Gewissensbissen gequälte, halb und halb reumüthige Junge, den ein Glückszufall aus dem Schmutz herauszog, ohne Noth wieder hineinspringt; unwahr ist es, daß er ohne Noth sein Ehrenwort gibt, 250,000 Mark binnen 24 Stunden zu bezahlen, obwohl er ganz genau weiß, daß ihm Niemand mehr pumpt (aber freilich, Herr Philippi braucht dies Ehrenwort; es ist der Nagel, daran der Selbstmörder sich aufhängen soll). Es ist unwahr, daß dieser Vater die Viertelmillion Spielschulden lammesgeduldig begleicht... Alles ist unwahr.

Das Rechenexempel ging nicht auf, und die es lösen und uns plausibel machen wollten, hatten einen schweren Stand. Frl. Schweighofer, welche schon in der Fresco-Tragikomödie des berühmten Held auftiel, bestand mit Ehren in einer unglücklichen, leeren Rolle; Herr Worlitzich war ein braver Naturbursch, und Herr Hahn errang sich als Commerzienrath Engelhardt einmal rauschenden Applaus bei offener Scene. Der Rest ist Schweigen.

Von gewohnter Plattheit waren auch die fröhlichen Weihnachtsnovitäten. Im Deutschen Theater ein seichtes Schauspielerstückchen: „Zwei glückliche Tage", das sich auf einem bekannten Pariser (nicht Berliner!) Witzwort aufbaut: ein Villenbesitzer hat zwei glückliche Tage; wann er einzieht und wann er auszieht. Aus dem hübschen Wort hätte sich auf der Bühne etwas Gutes exemplifiziren lassen, aber es hätte dazu Geist, Humor und Menschenkenntniß gehört, worüber keiner der halben Dichter zu verfügen hat. Spaß, schaler Spaß in salopper Form ist es, was zusammengetragen und von den Schauspielern des theatermüden Herrn L'Arronge mehr schlecht als recht gespielt wird. Flegelhafte Gäste, die geradenwegs aus „Lolo's Vater" zu kommen scheinen, ein blöder Onkel, ein verdrehter Villenbesitzer, eine unmögliche Erbtante aus dem Adolf Ernst-Theater — nirgend im ganzen Stück eine Spur von Lebenswahrheit oder auch nur von Lebensmöglichkeit, kein Streben nach vernünftiger, geschlossener Handlung und deutschem Stil, nichts als krampfhaftes Haschen nach Augenblickswirkungen und guten Kassenrapporten. Immerhin ist uns Schönthan, der Theaterspekulant aus der Schule der Frau Director Strieße, noch lieber als der furchtbar ernsthafte Dichter des Goldenen Buches und anderer Gespreiztheiten der letzten Jahre, und wir begrüßen seine Rückkehr zu den anspruchslosen Scherzen der „Goldfische" als eine heilsame Selbsterkenntniß seines bescheidenen Talents.

Da ist uns G. v. Moser, der heitere Cavalier der Posse lieber, denn er will nie literaturfähig sein und gibt sich, wenn er nicht gerade für seinen genialen Freund Lindau schwärmt, immer liebenswürdig und vornehm. So auch in seinem neuen Stück, das bei aller Banalität thurmhoch über dem Erzeugniß von Schönthan steht.

Im Vergleiche zu diesen deutschen „Lustspielen" ist die Posse aus Paris: „Die Familie Pont-Biquet" ein Meisterstück. Der Verfasser des „Seligen Toupinel" war sonst im Aufbau seiner Kartenhäuser glücklicher, aber auch dieser Schwank ist so reich an drolligen Einzelheiten, daß man aus dem Lachen nie herauskommt. Dabei sind es nicht die abgestandenen alten Possenscherze der Schönthaniden, sondern oft frappant neue Einfälle und wahrhaft humorvolle Zerrspiegelungen tiefer Lebenswahrheiten. Wann wäre je einem unserer Schwankdichter die Figur eines Dagobert (schlechtweg!) eingefallen, der von seinen Abonnenten und Verehrern z. B. dem Prinzen von Wales spricht und ganz einfach ein Fischmensch ist! Oder der Ehemann-Untersuchungsrichter, der alle Welt scharf inquirirt und die Eigenthümlichkeit hat, nach gewissen Excessen für mehrere Stunden stocktaub zu werden, was zuletzt eine überraschende Lösung ermöglicht. Oder der leidenschaftliche Phrenolog, der bei seiner schlafenden Schwiegermutter den sinnlichen Höcker — „Hügelchen" verdeutscht der „ungallische" Uebersetzer! — entdeckt und aus Liebe zur Wissenschaft eine postlagernde Liebescorrespondenz mit ihr unterhält; als er jedoch in einem gefährlichen Abenteuer von ihr entlarvt zu werden droht, weiß er sie mit dem einzigen Wort „Robert!" magisch zu bannen, denn so unterschreibt sich ja ihr unbekannter Verehrer. Oder der Bauer, der in der Stadt eine Kuh kaufen will und dabei im Schlaf zu einer wilden Miß Carmen kommt, die in ihrer Wuth alle Möbel kurz und klein schlägt. Oder die gelungene Parodie einer Gerichtssitzung, wo der Richter-Stellvetreter den Kläger auf Grund ihm vertraulich ausgeplauderter Abenteuer zur Zurücknahme der Klage zwingt. Das Stück ist wie ein mathematisches Rechenexempel von größter Präzision, alles von einem komischen Centrum ausgehend und bis in seine letzten Verästelungen verfolgt. Die Herren Pansa und Alexander treffen den parodistischen Stil solcher Palais-Royal-Possen, wo auch der

Digitized by Google

Dichter mehr Caricaturen als Menschen vorschreibt. Daher war Herr Pagay übel berathen, als er in der zweiten Aufführung seinen Fischmenschen zu ernst und vornehm gab; nur wenn das Handwerk jeden Augenblick die Maske des correcten gentleman Lügen straft, wird der Part im Geiste solcher übermüthigen Farcen wirksam und dankbar. Die Damenrollen sind auch in Paris in schwachen Händen und werden daher schon vom Dichter als quantités négligeables verkürzt. Dort wie am Residenz-Theater verlangen der Director und sein Publikum nur hübsche Gesichter und schöne Kleider und Brillanten, und das wird, allen Standreden wider den heillosen Toilettenluxus der Schauspielerinnen zum Trotz, auch im neuen Jahre so bleiben!

Opern und Concerte.

Der Millionenonkel. Operette in drei Acten von Zell und Genée. Musik von Adolf Müller jun. (Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.)

Thackeray erzählt einmal von einem ehrsamen Londoner Kaufmann, der in sicherer Erwartung einer Expropriation in seinem schlecht gelegenen Laden wohnen bleibt und lieber dem wirthschaftlichen Verfalle zutreibt, als die Hoffnung auf die großartige Entschädigung der Enteignungsbehörde aufgibt. An diesen Londoner Geschäftsmann erinnert mich Herr Julius Fritzsche, der Director und Eigenthümer des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters. Seit vielen Jahren wartet er unverdrossen auf den Wiederaufschwung der Operette, aber die ersehnte neue „Madame Angot" kommt ebenso wenig von Paris, als ein anderer „Bettelstudent" von Wien. „Gasparone" hieß eigentlich sein letzter großer Erfolg, denn als er den „Mikado" deutsch gab, hatte die englische Operettengesellschaft bereits den Rahm abgeschöpft. Und er wartete und fristete sein Repertoire mit neuen Wiener Operetten, die er auch dann noch oft bis zur 50. Vorstellung auf dem Spielplan erhielt, wenn auch schon die erste ihr das Lebenslicht ausgeblasen hatte, bloß weil er über nichts Besseres verfügte. Sogar mit der Berliner Operette hat der unermüdliche Bühnenleiter es versucht, doch Ludolf Waldmann erwies sich nur schöpferisch in den schrecklichen Gassenhauern des Schunkelwalzers und der Kleinen Fischerin; sein „Incognito" fiel kläglich durch. Auch mit dem erprobten Mittel halb verkrachter Wiener Directoren versuchte es Herr Fritzsche: mit einem Cyclus, und so sahen wir sie denn alle nach einander wieder auf seiner Bühne, die Cancan-Schönheiten des Monsieur Offenbach und der Mademoiselle Schneider: vom Mädchen von Elisonzo bis zu Hoffmann's Erzählungen, — ein wohlgezähltes Dutzend Operetten, und eine jegliche mit einem Eifer inscenirt und einer Opulenz ausgestattet, als wäre ihr die 100. Aufführung sicher. Daß trotz alledem das Haus halb leer blieb und die Stücke sich in Folge dessen schneller ablösten, als es der Plan vorauszusehen ließ, zeigte so recht wieder den Verlegenheitscharakter dieser Ausgrabungen und das hatte zudem den Nachtheil, daß das Publikum daran gewöhnt wurde, hier nur noch Reprisen zu finden. „Ist das Stück wirklich neu?" fragte man sich mißtrauisch auch bei der letzten Erstaufführung.

Nun, der „Millionenonkel" ist wirklich eine neue Operette, wenigstens ziemlich neu. Der Text ist so französisch, daß es auch hinter der Zell-Genée'schen Verwienerung noch deutlich zu erkennen ist. Weiß Gott, wo die „trefflichen Minirer" diesmal den hübschen Stoff ausgegraben haben. Sie pflegen ihre Quellen bekanntlich nicht zu nennen. Im Original mag es ein übermüthiger Atelierscherz in der Art von Murger oder Henry Monnier sein, aber die Wiener machten aus den Béranger'schen Studenten und ihren Grisetten junge Maler und Akademieschüler, Studentinnen der Medizin (in Paris!) und Modellstehrinnen. Es ist daher nur eine wohl temperirte Fröhlichkeit, die in dem Verein „Allotria" herrscht, aber wir begreifen vollkommen, warum sie der junge Akademieschüler Fodor Cakow noch immer den heimathlichen Gestaden des Schwarzen Meeres vorzieht, wohin sein Onkel ihn zurückholen will. Der drohenden Enterbung gegenüber weiß die Allotria einen guten Ausweg: Fodor wird nach Bulgarien zurückkehren, aber die Freunde nimmt er mit. Der Onkel macht gute Miene zum bösen Spiel, doch wird ihm schließlich der Skandal zu arg. Hat da der ungerathene Neffe sein Stammschloß Balzik in ein Bad umgewandelt, welches das Franzensbad von Halbasien werden soll. Fodor selbst ist Badearzt für Damen, seine Freundin Kathinka Arzt für Herren, ihr Geliebter Wunibald Schwimmmeister, und die übrige „Allotria" spielt Badeverwaltung. Das fidele Bad blüht wirklich, denn die Nassauer strömen herbei, und der eben wuthschnaubend eintreffende Millionenonkel wird als hundertster Kurgast gefeiert. Aber er ist schlauer als Alle. Er markirt den Schwerenöther, schafft sich eine weibliche Leibgarde mit friedericianischen Blechmützen an und will Kathinka heirathen und den Neffen enterben. Alle reden ihm zu, das doch lieber nicht zu thun, und zuletzt gesteht er, bloße Allotria getrieben zu haben, um seinen Neffen zu curiren. Alles löst sich in Wohlgefallen auf. Fodor heirathet die geliebte kaukasische Fürstin, hinter der sich des Onkels Mündel verbirgt, und Kathinka begnügt sich mit ihrem Wunibald.

Was Zell und Genée dem ganz ohne Zweifel französischen Stoffe Neues zugefügt haben, besteht fast nur aus Reminiscenzen aus früheren Operetten und „Fliegenden Blättern." Der bulgarische Onkel muß ein russischer Oberst a. D. werden, um mit dem altbewährten Kautschukoff aus „Fatinitza" eine weiße Mütze zu tragen, zu fluchen und mit der Karbatsche zu knallen. Dazu die verliebt-brummigen Scherze des Obersten Ollendorf aus dem „Bettelstudent" und ein Füllhorn noch älterer Witze. Arm an Eigenart ist leider auch die Musik des Kapellmeisters am Wiedener Theater; munter, frisch, aber ohne durch Melodienreichthum irgend zu beunruhigen. Gleichwohl ist manche Nummer ganz wirksam, wie zu Anfang das Lied der Kellner der Restauration zum Robinson, das englisch-deutsche Lied, des Obersten Auftrittslied, und manche Feinheit ist im Orchesterpart verarbeitet. Indessen erregte nur eine Nummer die Begeisterung der Sachverständigen, der arg banale Gassenhauer: „Herr Oberst, so was thut man nicht", der uns wohl bald aus allen Leyerkasten entgegendröhnen wird. Das Beste hat sicherlich der fleißige Dramaturg des Theaters, Herr L. Hermann, gethan. Während seine Kollegen sich darauf beschränken, die eingereichten Theaterstücke zu lesen — oder auch nicht — und ihrem Brodherrn ohn' Ermatten die Waschzettel für die Zeitungen aufzusetzen, hat Herr Hermann, wie früher den Offenbach-Cyclus und das „Verwunschene Schloß", so auch diese Operette sehr geschickt bearbeitet und mehrere gute Einlagen verfaßt. Er ist neben Eduard Jacobson der einzige, der in Berlin noch ein Couplet zu schreiben versteht. Und wie das Stück, so war auch die Aufführung sorgfältig vorbereitet und Decorationen und Costüme reich und schön. Diese künstlerische Hingebung ist für Herrn Fritzsche charakteristisch. Nicht in den Pariser Bouffes und ebenso wenig im Theater an der Wien sieht man bessere Operettenaufführungen. Neben Daubray und dem unvergleichlichen Girardi darf Herr Wellhof mit Ehren genannt werden, und wir haben es aus Millöcker's Munde selbst, daß er der beste Ollendorf war. Ein prächtiger Bariton-Buffo ist auch Herr Klein, ein vortrefflicher Sänger und in seinem übersprudelnden Humor immer geschmackvoll. Die Damen Collin und Cornelli geben ihren Wiener und Pariser Colleginnen nichts nach. Die komische Alte Frl. Elise Schmidt findet höchstens bei der Desclausz, und in Wien überhaupt nicht ihres Gleichen; nur die Stimme will nicht mehr recht mit. Es wäre wirklich ein tragisches Verhängniß, wenn so viel ehrlicher Kunsteifer unbelohnt bleiben und das Ende von Thackeray's Kaufmann erleiden sollte.

Notizen.

Die Geschichte meines Lebens. Von Georg Ebers. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Ein durchaus fesselndes und liebenswürdiges Buch, worin ein bedeutender Mensch von sich und seinen Jugendjahren erzählt, und namentlich für Berliner ansprechend, denn die Schilderung von Ebers' Kinderzeit erzählt zugleich sehr ausführlich und anmuthig vom Berlin der Vierziger Jahre. Besonders schön ist seine geistig regsame, gütige Mutter, eine Holländerin, gezeichnet, von der ein liebliches Bild nach Schadow beigegeben ist — die Freundin von Humboldt, Rauch, Schleiermacher, Hegel. Auch das tolle Jahr 1848, die Berliner „Revolution", findet nach dem Tagebuch seiner Schwester anschauliche Behandlung, ebenso des Dichters Pensionszeit bei Keilhau, die Gymnasialjahre in Kottbus und Quedlinburg und das Corpsburschenleben zu Göttingen. Lepsius und Brugsch weihen ihn in die Alterthumskunde speziell Aegyptens ein, und zu Wildbad und Hirsau im schwäbischen Schwarzwald entsteht seine „Aegyptische Königstochter", nachdem sich schon im Jüngling zuweilen der Dichter mächtig geregt. Es gewährt einen eigenen Genuß, einen Blick in diese geistige Werkstatt zu werfen und Zeuge ernsten Ringens um das Ideal zu sein, und darum können wir diese Memoiren des beliebten Weihnachtserzählers bestens empfehlen.

Gedanken über die soziale Frage. Von Ferdinand Heigl. (Bamberg, Handels-Druckerei.) Der Verfasser, Rechtsanwalt in Bamberg, gibt uns in diesem Büchlein eine Schrift, die sich durch eine gefällige, einfache und klare Darstellung vortheilhaft empfiehlt. Er hatte dieser Broschüre halber vielfach mit Gegnern seiner Ansichten Auseinandersetzungen gehabt. Wir selbst können uns gleichfalls nicht auf seinen Standpunkt stellen, den er allerdings geschickt zu vertheidigen weiß. Die von Heigl entwickelten Gedanken führen zwar auf die possibilistische Theorie und versickern nicht in Utopien einer sozialistischen Zukunftgesellschaft, die bei der einmal gegebenen Menschennatur einfach unmöglich ist. Sein Programm ist auf praktische, in absehbarer Zeit erreichbare Ziele gerichtet, bei denen die bürgerliche, die individuelle Freiheit bestehen kann. Was wir vorweg tadeln müssen, ist, daß es eben ein Schriftchen ist, fast nur ein Flugblatt, somit Jedermann leicht zugänglich. Derlei populär gehaltene Schriftchen sind aber gefährlich, weil sie zumeist in Lesekreise Eingang finden, für die sie eigentlich nicht bestimmt sind. Unreife, confuse Köpfe, die keine schweren Denkstrapazen vertragen, werden über solche Lectüre nur noch confuser. Heigl will zwar hoffen, daß bei einem Anprall der „Enterbten" ein richtiges Empfinden die Schätze der Wissenschaft und die Erzeugnisse der Künste vor Vandalismus behüten werde; allein wir vermögen diese Hoffnung nicht zu theilen, wir fürchten vielmehr, daß bei einer derartigen Katastrophe sich eher Vischers Worte bewahrheiten würden: „Rom ist von den Gothen zertrümmert. Unsere Gothen werden die Knoten sein." k—l.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschien:

Der Rembrandtdeutsche

von

einem Wahrheitsfreund.

Preis 1 Mark.

Diese Schrift giebt die fesselndsten Aufschlüsse über die Persönlichkeit des Verfassers von „Rembrandt als Erzieher" und darf theilweise dem Rembrandtbuch ebenbürtig an die Seite gesetzt werden.

Verlag der Druckerei Glöß, Dresden.

Feinstes und billigstes Geschenk

für Jedermann ist die **hocheleganteKunstmappe**

„Im Waffenrock"

von Feodor Czabran.

Preis: 6 Mark.

Zu beziehen durch **jede Buchhandlung** oder **direct** von der **Verlags-Kunstanstalt** von **Gustav Lentzsch** in **Gera, Reuß,** gegründet 1860.

Gegen franco Einsendung von 6 Mark erfolgt **portofreie Zusendung.**

Verlag von E. Pierson in Dresden u. Leipzig.

Rudolf Lothar.

Der Werth des Lebens. Ein Mysterium. M. 2,—.

Der verschleierte König. Ein Bühnenmärchen. Zweite Aufl. M. 1,—, geb. M. 2,—.

J. B. Metzlerscher Verlag, Stuttgart.

Erinnerungen alter und neuer Zeit

von **Ferdinand Graf Eckbrecht**

Dürckheim.

2 Bde., eleg. geb. M. 12.—

Verlag von **Georg Siemens** in **Berlin** W 30.

Otto Rieth:

Architekturskizzen.

120 Handzeichnungen in Autotypie.
kl. Fol. Eleg. geb. Pr. 20 M.

Dr. phil.

zuletzt Leiter eines bek. litt. Untern. und Musikschriftsteller von Fach, sucht zum 1. April 93 (event. auch für später) anderw. Stellung als ständ. Musikreferent, Fach- oder Feuilleton-Redakteur mit gesichert. Eink. Off. unter B. 497 bef. die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A. G. Leipzig.**

Der Verein der **Bücherfreunde**

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3.75; für gebundene Bände M. 4.50.

Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

Verlagsbuchhandlung
Friedr. Pfeilstücker,
Berlin W., Bayreutherstr. 1.

Die Gegenwart
Nr. 40.

Diese **beschlagnahmte** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:
Anti-Vespasian,

ist vom Kgl. Landgericht I wieder **freigegeben** worden und kann durch alle Buchhandlungen, sowie bei Voreinsendung von 53 Pf. in Marken direct von uns wieder bezogen werden.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Hierzu eine Beilage: Carl Heintze, Berlin W.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 14. Januar 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Militär-Debatte im Reichstag. Von v. T. — Die Vertheilung des Arbeitsertrages. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Aus Lenau's Knabenzeit. Von Leopold von Sacher-Masoch. — Die Shakespeare-Forschung und das Shakespeare-Jahrbuch. Von Ludwig Fränkel. — **Feuilleton:** Das alte Mütterchen. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Der allerneueste Kurs. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Zur Militär-Debatte im Reichstag.

Zum zweiten und dritten Male erscheint die neue Militärvorlage im Deutschen Reichstag, und ihre Annahme wird immer zweifelhafter. Auch der militärische Standpunkt, wie er zu Gunsten der Vorlage am besten von Major Keim in seiner bekannten Schrift*) vertreten wird, läßt gar manche triftige Einwendung gegen eine so exorbitante Belastung des deutschen Volkes und deren Nothwendigkeit zu. In dem Wunsche, daß Deutschland in einem künftigen Kriege nicht geschlagen werden dürfe, stimmt Jedermann mit dem Major Keim überein, allein wir theilen seine Ansicht nicht, daß es der Einsetzung des letzten Mannes und des letzten Groschens für diesen Zweck bedürfe. Die Gefahr eines Krieges liegt für absehbare Zeit, wie der Reichskanzler selbst erklärte, nicht vor, und wenn dieser Krieg kommt, so haben wir in demselben die Allianz zweier Großmächte. Kein Staat der Welt außer dem an Nationalreichthum Deutschland beträchtlich überlegenen Frankreich bildet bis jetzt jeden Mann seiner wehrfähigen Bevölkerung oder auch nur annähernd so viel für den Krieg aus; auf dieser Bahn aber Frankreich zu folgen, würde der wirthschaftliche Ruin unseres ärmeren Landes sein, auch ist beim Einschlagen derselben nicht einmal die Garantie gegeben, daß die $4\,^1/_2$ Million zum Kriegsdienst auszubildender Männer auch thatsächlich in einem Kriege zur Verwendung und zur Geltung gelangen werden. Es liegt im Gegentheil die Annahme weit näher, daß die Entscheidung des Krieges schon mit Einsetzung mehrerer hunderttausend Mann, sagen wir selbst zweier Millionen, fallen wird und daß der unter großen Opfern ausgebildete Rest faktisch unverwerthet bleibt. Kein Staat, sei er auch noch so reich, hat die Mittel, die Waffen, Munition, Ausrüstung, Fahrzeuge, Pferde und besonders die Cadres für 4—5 Millionen Streiter bereit zu stellen und dauernd bereit zu halten, zur vollen Geltung vermögen diese Millionen daher nur zu gelangen, wenn die Mannschaft in den vorhandenen Cadres durch Gefechtsverlust und Krankheit größtentheils aufgebraucht wird. Derartig hartnäckig und langwierig aber werden die heutigen Kriege nicht geführt. Alle Verhältnisse drängen nach rascher Entscheidung, und der verlängerte Widerstand Frankreichs nach Sedan war, da keine sichere Aussicht auf eine fremde Intervention bestand, ein politischer und militärischer Fehler, aus dem die Nationen zu lernen vermögen.

Was den ziffermäßigen Nachweis der Ueberlegenheit des französischen und russischen Heeres über das deutsche betrifft, so erscheinen die Zahlen, welche Major Keim gibt, im Großen und Ganzen richtig, wir bemerken jedoch hinsichtlich ihrer Bedeutung das folgende. Wenn die nachgewiesene Ueberlegenheit des französischen und russischen Heeres um 70 Bataillone und 46 Batterien, bezw. 564 Bataillone und 185 Schwadronen, bei einer Minderzahl Frankreichs von acht Schwadronen, bezw. Rußlands von 46 Batterien*) in der That eine so bedrohliche wäre, wie Major Keim sie hinstellt, so würde die Regierung sicher nicht gezögert haben, bereits früher auf diese Gefahr nachdrücklicher hinzuweisen und umfassendere Maßregeln zum Schutz getroffen und beansprucht haben, wie die Heeresverstärkungen von 1888 und 1890. Allein es waren damals und sind noch heute, ganz abgesehen von der Qualität des deutschen Heeres, Momente vorhanden, welche diese Ueberlegenheit an Zahl wesentlich ausgleichen und compensiren. Dieselben bestehen einerseits in den militärischen Aufgaben, welche Frankreich durch den Schutz seiner ausgedehnten Colonien in Afrika und Indien, nämlich in Algier, Tunis, Senegal, französische Sudan, Goldküste, Annam und Tonkin ꝛc. erwachsen, und von deren Besatzungstruppen, mit Ausnahme derjenigen von Algier und Tunis, nicht angenommen werden kann, daß sie im Kriegsfalle rechtzeitig nach dem europäischen Kriegsschauplatz herangezogen zu werden vermögen, um dort noch an der Hauptentscheidung Theil nehmen zu können, während andererseits die Territorialtruppen in Algier unseres Erachtens nicht genügen dürften, um, wie Major Keim glaubt, die Ruhe und Ordnung in jenem häufigen Aufständen ausgesetzten Lande aufrecht zu erhalten. Bei Ausbruch des Krieges von 1870, den Frankreich, wie seiner Heeresleitung wohl bewußt war, gegen eine starke, numerische Ueberlegenheit unternahm, blieben trotzdem nicht weniger als sechs Infanterie-Regimenter, zwei Cavallerie-Regimenter und acht Batterien in Algier zurück, und sie wurden erst nach der Zertrümmerung der Hauptarmee zu den französischen Neuformationen nach Europa herangezogen. Auch auf die gemischte Brigade in Tunis, wo es für Frankreich einen wichtigen Besitzstand zu halten gilt, dürfte eine Verwendung in Europa nicht zu rechnen sein und wenn wir auch etwa $^2/_3$ der algerischen Truppen als dafür disponibel annehmen, so dürfte der Ausfall des französischen Heeres an Linien-Truppen für die Colonien von unvorherge-

*) Warum muß Deutschland seine Wehrmacht verstärken? (Berlin, Mittler & Sohn.)

*) Nach einer Berechnung des „Mil.-Woch.-Bl." beträgt die Ueberlegenheit nur 46 Bataillone und 46 Batterien, bezw. $425\,^1/_2$ Bataillone und 216 Schwadronen.

Digitized by Google

sehenen Fällen, Aufständen ꝛc. ganz abgesehen, immer noch etwa ein Armeecorps betragen.

Was andererseits die die numerische Ueberlegenheit Rußlands ausgleichenden Momente betrifft, so resultiren dieselben sowohl aus dem ungeheuren Raume, auf welche diese stärkere Truppenzahl vertheilt ist, wie aus dem besser entwickelten Deutschen und österreichischen Eisenbahnnetz. Jener Flächenraum ist über zehnmal so groß, wie der Flächeninhalt des deutschen Reiches (5,862,547 Quadrat-Kilometer gegenüber 540,419 Quadrat-Kilometer) und übertrifft denjenigen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns (1,165,976 Quadrat-Kilometer) zusammen um das fünffache. Man könnte einwenden und hat eingewandt, daß die Hauptmasse des russischen Friedensheeres bereits im westlichen Rußland dislocirt ist, und in der That stehen in den westlichen Generalgouvernements Wilna, Warschau, Kiew und Odessa nicht weniger als vierzehn russische Armeecorps und vierzehn Cavallerie-Divisionen nebst den entsprechenden technischen Truppen und Parks. Allein diese vier Generalgouvernements umfassen einen Flächenraum von 904,578 Quadrat-Kilometer, der nicht unerheblich größer als der 846,262 Quadrat-Kilometer betragende größte Theil Preußens und Oesterreich-Ungarns zusammen genommen ist. Wir haben die Mühe nicht gescheut, die Flächeninhalte der einzelnen russischen Gouvernements von Kurland bis Taurien, und ebenso diejenigen der östlichen und mittleren Provinzen Preußen von Posen bis Schleswig-Holstein und der Länder des österreichisch-ungarischen Staates, excl. Bosnien zusammen zu rechnen und zu vergleichen. Das in militärischer Hinsicht bemerkenswerthe Resultat dieses Vergleiches bestand darin, daß jenen vierzehn russischen Armeecorps gegenüber auf einem gleich großen Raume Deutschlands und Oesterreich-Ungarns elf deutsche und vierzehn österreichisch-ungarische Armeecorps dislocirt sind. Wenn man nun auch deutscherseits sieben bis acht dieser Armeecorps für die Verwendung auf der Westfront (neben den dort dislocirten) abrechnen muß, so bleiben doch, selbst wenn das österreichische V. Corps, wie anzunehmen ist, in Bosnien verbleibt, immer noch 17 bis 18 Armeecorps der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Heere und deren Reserveformationen für die Offensive gegen das westliche Rußland verwendbar.

Diesen Streitkräften aber stehen deutscherseits etwa zehn durch die östlichen Provinzen von Westen nach Osten durchgehende Bahnlinien, österreichisch-ungarischer seits dagegen sechs über die Karpathen führende Bahnlinien in Summa 16 für ihren Aufmarsch an der russischen Grenze zur Verfügung, während Rußland nur sechs derartige Bahnlinien besitzt.

Die Heere Deutschlands und Oesterreich-Ungarns vermögen daher bei Ausbruch des Krieges die gemeinsame Offensive gegen die numerisch-schwächeren Kräfte im westlichen Rußland — ein fernerer Ausgleich der russischen Ueberzahl — zu ergreifen, und eine Entscheidung herbeizuführen, bevor die Gesammtmasse der russischen Streitkräfte aus dem Innern Rußlands, in Russisch-Polen eingetroffen zu sein vermag. Man könnte uns auf die Anlehnung, welche den Russen hier zahlreiche Festungen gewähren, verweisen; allein bekanntlich hat die neueste Kriegsgeschichte den Werth der Festungen recht problematisch gemacht, und andererseits besitzt die Artillerie des Angreifers heute ein Geschützmaterial, dem weder Granitschüttungen noch Beton und Panzerthürme Stand halten. Gelingt es aber den verbündeten Heeren, an der mittleren Weichsel dem Gegner eine Schlacht zu liefern, worin derselbe unterliegt, wozu schon in Anbetracht ihrer Ueberlegenheit um mehrere Armeecorps und deren Reserve-Formationen, alle Aussicht vorhanden sein dürfte, so ist die Belagerung der Festungen der russisch-polnischen Festungsgruppe und damit das Festsetzen in denselben wesentlich erleichtert und das numerische Uebergewicht des russischen Heeres kommt derart voraussichtlich von vornherein nicht zur Geltung.

Die Vertheilung der beiderseitigen Streitkräfte auf die West- und Ostfront der Dreibundmächte aber könnte sich nach einer ungefähren Schätzung etwa folgendermaßen gestalten: drei französische Armeecorps und deren Reserveformationen und Territorialtruppen an der italienischen Alpengrenze. Ferner französische Truppen in ungefährer Stärke von einem Armeecorps und deren Truppen der zweiten Linie in den Colonien. Fünfzehn französische Armeecorps und deren Reserveformationen an der Ostgrenze Frankreichs gegenüber Elsaß-Lothringen. Drei bis vier deutsche und vierzehn österreichisch-ungarische Corps nebst deren Reserveformationen gegen die vierzehn Corps des westlichen Rußlands und deren Reservetruppen, somit verblieben sechzehn bis siebzehn deutsche Armeecorps und deren Reserveformationen gegen Frankreich zur Verfügung, zu denen, sobald die österreichische Brenner- und Murthal-Bahn von österreichischen Truppentransporten frei sind, eine Anzahl italienischer Armeecorps immer noch rechtzeitig zustoßen vermöchte, um am Kampfe gegen die Befestigungszone der französischen Ostgrenze Theil zu nehmen. Wie aber bei einer derartigen Gruppirung der Streitkräfte die numerische Ueberzahl Frankreichs und Rußlands an Truppen des stehenden Heeres und besonders Reserven, in bedrohlicher Weise zur Geltung kommen soll, ist uns nicht erfindlich. Wir müssen ferner bezweifeln, daß, wie Major Keim behauptet, die französische Armee sich alle die großen Vortheile, die wir 1870 der rascheren und planmäßigeren Mobilmachung, der Ueberlegenheit an Truppenzahl und Geschützen, einer musterhaften Kriegsvorbereitung, fester Organisation der Reservetruppen und des Ersatzwesens verdankten, inzwischen ebenfalls sämmtlich und in gleichem Maße angeeignet hat, denn bis jetzt hat das französische Heer außer von manchen Mängeln begleiteten Mobilmachungsversuchen in verhältnißmäßig kleinem Maßstabe, eine Probe im großen Stil in diesen Richtungen noch nicht abgelegt und bestanden. Die programmmäßig verlaufenen Armeemanöver in der Champagne, sowie die letztjährigen mit Heranziehung der Reservedivisionen in Poitou vermögen weder als gelungene noch als ausreichende Probe bezeichnet zu werden; ebenso aber ist der Truppentransport in so umfassender Weise, wie er bei der Mobilmachung stattfindet, auf dem französischen Bahnnetz noch nicht erprobt und bewährt.

Die strategische Situation des Dreibundes gegenüber den Zweibundsmächten berührt der Autor nur mit wenig Worten und legt dem Eingreifen Italiens, unseres Dafürhaltens, unverdient wenig Werth bei; der höchst wahrscheinlichen Cooperation der englischen Flotte erwähnt er gar nicht, dagegen exemplifizirt er an dieser Stelle auf die ungeheuren Räume Rußlands und sein Festungssystem als einen Faktor der schwierigen Ueberwältigung dieses Landes, der jedoch, wie wir sahen, in militärischer Hinsicht bei Beginn des Krieges gerade eine Schwäche desselben bildet. Auch die Behauptung, daß die central gelegenen Dreibundsmächte gegenüber den getrennten Heeren Frankreichs und Rußlands nicht im Vortheile seien, halten wir im Wesentlichen so lange für hinfällig, als nicht der Nachweis geführt wird, daß eine gegenseitige Unterstützung der östlichen und westlichen Heeresgruppen des Dreibundes nicht möglich ist, sobald in Folge einer nachhaltigen Entscheidung Truppen auf der einen oder der anderen Front für dieselbe frei werden. Möge jedoch Frankreich und Rußland noch so entscheidende Siege gegen ihre jeweiligen Gegner erringen, eine gegenseitige Unterstützung ihrer Truppen auf ein und demselben Kriegsschauplatz und Schlachtfelde ist abgesehen von Flottenexpeditionen von nicht in das Gewicht fallendem Umfange, durch ihre geographische Lage ausgeschlossen; es sei denn, beide Heeresgruppen träfen sich inmitten der Dreibundstaaten nach stetigen Erfolgen, in etwa ähnlicher Art wie die Heere der Alliirten dasjenige Napoleons bei Leipzig, jedoch unter doppelter Umfassung der Gegner.

Es ist gewiß wünschenswerth, daß Deutschland sich weniger wie jeder andere Großstaat der Gefahr aussetzt, in einem Kriege geschlagen zu werden; sollte dieses Unglück jedoch eintreten, so dürfte es sich unseres Erachtens alsdann nicht sowohl um die Existenz des fünfzig Millionen-Reiches, sondern nur um die Abtretung Elsaß-Lothringens und eine gewaltige Kriegskostenentschädigung handeln können. Die militärischen Stärkeverhältnisse Deutschlands aber sind, wie wir nachwiesen, den in Betracht kommenden Staaten gegenüber keine ungünstigen.

Digitized by Google

In diesem Sinne haben sich beide Reichskanzler, sowohl Fürst Bismarck, wie noch vor unlanger Zeit Graf Caprivi ausgesprochen. Inzwischen aber hat sich die Lage nicht verändert. Die zahlenmäßige Ueberlegenheit der beiden Nachbarheere an militärisch ausgebildeten Mannschaften, auf welche der Autor hinweist, ist zwar eine große und stetig wachsende; allein diese Ueberzahl dürfte, wie erwähnt, in einem Kriege nicht zur Geltung gelangen, da die Entscheidung vorher gefallen sein wird. Den Reserveformationen Frankreichs gegenüber sind wir in der Lage, annähernd ähnlich starke durch eine Verdoppelung unserer Linien-Infanterie-Truppentheile im Mobilmachungsfall entgegen zu stellen. Der bereits im Frieden präsenten Reserveformationen bedarf Rußland in Folge der aus der geringen Entwickelung seiner Communicationen hervorgehenden Schwierigkeit, die Reserven im Mobilmachungsfall rechtzeitig und ohne Störung einzuziehen. Ein deutsches, auch nicht im Frieden präsent gehaltenes Reserve-Bataillon aber dürfte in Folge seiner höheren moralischen und intellektuellen Eigenschaften, seiner besseren Befehligung und sorgfältigeren Ausbildung der Mannschaft einem russischen präsenten Reservebataillon unseres Erachtens dennoch völlig gewachsen, wo nicht überlegen sein. Zum Ausgleich der numerischen Ueberlegenheit des französischen und russischen Heeres reichen unseres Dafürhaltens sowohl die bereits erwähnten Momente, wie auch solche technischer Natur, z. B. das entwickeltere Eisenbahnnetz, die schnellere Mobilmachung und ganz besonders die bessere Ausbildung der Truppen vollständig aus. Uebrigens sind wir der Ansicht, daß, wenn die Ueberlegenheit unserer westlichen und östlichen Nachbarn eine so bedrohliche und die militärische Situation eine so ernste wäre, wie Major Keim sie hinstellt, wir nicht zu einer Umgestaltung des Heeres schreiten dürfen, welche erst in einem Zeitraum von zwölf Jahren das verloren gegangene militärische Gleichgewicht wieder herstellt. In diesem langen Zeitraum aber, welchen die Militärvorlage für die Herstellung des Gleichgewichts in Aussicht nimmt, liegt das stillschweigende Eingeständniß, daß unsere militärische Situation zur Zeit und noch auf Jahre hinaus nicht ernstlich compromittirt ist. Wir meinen überdies, daß letzteres erst dann der Fall sein wird, wenn Frankreich und Rußland zu einer in das Gewicht fallenden Verstärkung der Anzahl ihrer Linien-Armeecorps schreiten.

Major Keim ist bemüht, einen Hauptmangel der Vorlage, ihren plötzlichen Bedarf von über 2000 Offizieren und 12,000 Unteroffizieren, als einen leicht zu beseitigenden hinzustellen. Nun fehlen jedoch zur Zeit dem stehenden Heere überhaupt noch circa 830 Offiziere und etwa 1800 Unteroffiziere. Der Bedarf der Armee stellt sich daher mit der Vorlage auf circa 3000 Offiziere und 13,500 Unteroffiziere. Von einer Deckung dieses Offiziersbedarfs in zwei bis drei Jahren, wie der Autor annimmt, kann nicht die Rede sein und noch weniger von einer solchen des Unteroffiziersmangels. Selbst wenn dieser Bedarf aber in jenem Zeitraum gedeckt würde, so würde die Armee mit den neu ernannten 3000 Offizieren und 13,500 Unteroffizieren ein durchgehends unerfahrenes Chargenpersonal erhalten, dem es an jeder Dienstroutine fehlt. Hierin aber besteht der unbestreitbare große Nachtheil der beabsichtigten Aufstellung der 4. Bataillone für das Heer. Das von der Vorlage in Aussicht genommene Handgeld für die Unteroffiziere und die Capitulantenlöhne dürften ferner in Anbetracht dieser Ziffer eine neue ganz erhebliche Mehrbelastung des Landes ergeben. Unter großen, gesammtstaatlichen Gesichtspunkten aufgestellt, würde die Vorlage die zur Zeit ungünstige Finanzlage Preußens und das Darniederliegen der wirthschaftlichen Verhältnisse in Deutschland, sowie die Unmöglichkeit der Annahme der Vorlage für alle Parteien, und deren Consequenzen im Auslande, vor ihrer Einbringung in's Auge gefaßt haben. Ihre Urheber würden sich dessen erinnert haben, daß der Reichstag nach Annahme der Resolutionen von 1891 unmöglich eine neue gewaltige Mehrforderung bewilligen kann, und daß die damaligen Erklärungen der Regierung, daß ihre Forderungen bis auf einigen Bedarf an Truppentheilen der Spezialwaffen nunmehr mit der letzten großen Bewilligung ihr Ende erreicht hätten, sowie die Aeußerungen des Reichskanzlers, daß unser Heer allen Eventualitäten gewachsen sei, mit den heutigen Forderungen in schroffstem Gegensatz stehen. Nachdem Graf Caprivi jede Hoffnung auf die Nachgiebigkeit der Regierung zerstört hat, muß man auf die Folgen einer ablehnenden Abstimmung des Reichstags gespannt sein. v. T.

Die Vertheilung des Arbeitsertrages.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Die eigentliche Noth des Arbeiterstandes beginnt mit der Geburt des dritten Kindes, und sie wächst mit der jedes folgenden. Ist die Frau nicht als Arbeiterin beschäftigt, so erhält gegenwärtig auch der Mann nichts für die Dauer der Wochenbetten und Krankheiten seiner Frau, was sich ändern würde, wenn die aus Lohnabzügen entstandenen Ersparnisse der jüngeren Arbeiter zu Wochenbettentschädigungen und Kinderzulagen Verwendung fänden. Deshalb wäre es durchaus rationell, wenn die unverheiratheten und jung verheiratheten Arbeiter auch privatim für sich noch Ersparnisse zurücklegten, die sie etwa vom fünften bis zum fünfzehnten Jahre ihrer Ehe (d. h. bis die Kinder anfangen mitzuverdienen) wieder verbrauchen könnten. Aber so lange die Motivationskraft der bitteren Noth, die als bloß mögliche in der Zukunft gedacht wird, nicht ausreicht, um den gegenwärtigen Bedürfnissen Einschränkungen aufzuerlegen, ist auf eine allgemeinere Befolgung solcher vernünftigen Grundsätze nicht zu rechnen. Ist doch selbst in den gebildeten Ständen die Sparfähigkeit auf die kleinere Hälfte der Individuen beschränkt. Eben dadurch ist aber die allmähliche Ausdehnung der bevormundeten Zwangsversicherung auf mehr und mehr Gebiete trotz ihrer verhältnißmäßig kostspieligen Verwaltung gerechtfertigt. Auch die privaten Versicherungsgesellschaften nehmen meist einen recht bedeutenden Aufschlag als ihren Gewinn dafür ein, daß sie die Versicherer bei Gefahr des Verfalls der Policen zwingen, ihre Spareinlagen regelmäßig zurückzulegen, und die meisten Privatleute zahlen gern diesen Aufschlag als Strafe ihrer wirthschaftlichen Unreife. Wo nun die Unreife noch so groß ist, daß sie nicht einmal freiwillig diesen Zwang zu regelmäßigen Rücklagen sich auferlegen mag, da ist es ganz in der Ordnung, wenn dieser Zwang ihr durch Gesetz auferlegt wird, mögen auch dabei die Aufschläge für Verwaltungskosten noch höher sein, als sie von privaten Versicherungsgesellschaften erhoben werden. Dringend zu wünschen bleibt es allerdings, daß Mittel und Wege gefunden werden, um diese Verwaltungskosten der Zwangsversicherung (die bei der Unfallversicherung den ausgezahlten Entschädigungen nahezu gleichkommen) allmählich mehr und mehr zu verringern. Sollte die schwerfällige bureaukratische Verwaltungsmaschinerie der Unfallversicherungsgenossenschaften sich zu einer durchgreifenden Verbilligung der Verwaltungskosten unfähig erweisen, so wäre es das Beste, diese Unfähigkeit offen einzugestehen und die Ausführung der Versicherung an ein Consortium solider Versicherungsgesellschaften auf Actien zu übertragen, das jedenfalls die Sache sehr viel billiger machen würde.

Daß nach unseren Versicherungsgesetzen die Beiträge ganz oder theilweise von den Arbeitgebern geleistet werden, habe ich bei dieser Betrachtung außer Acht lassen zu können geglaubt. Diese Bestimmung hat einen nicht zu unterschätzenden Werth für den Arbeiterstand, aber nur als Uebergangsbestimmung, indem sie ihm den Kampf um die vorläufige Behauptung des bisher errungenen Antheiles am Arbeitsertrage erleichtert. Richtet man jedoch den Blick auf eine spätere Zeit, etwa ein Jahrzehnt oder gar ein Menschenalter nach Einführung der Versicherungsgesetze, so kann man behaupten, daß alsdann der Arbeiterstand allein die Kosten der Rücklagen

Digitized by Google

oder Umlagen oder Beiträge bestreiten muß. Durch die mannigfachen Schwankungen der Löhne in größeren Zeiträumen muß sich dann nothwendig ein Gleichgewicht hergestellt haben, bei welchem die Arbeitgeber die Versicherungsbeiträge mit als Kosten der Arbeit in Rechnung stellen. Es scheint deshalb gerechtfertigt, über die Uebergangszeit, in der sich die Versicherungsgesetze erst einleben, hinwegzusehen und nur den Endzustand in's Auge zu fassen, wo in der That die Arbeiter selbst die Kosten der Versicherung tragen. So aufgefaßt bedeutet aber die Zwangsversicherung keine Verschiebung in den Antheilen der Arbeit und des Kapitals am Arbeitsertrage, sondern fällt lediglich unter den Begriff der zeitlichen Vertheilung des Antheils der Arbeit in demselben Sinne wie die freiwillig eingegangene Versicherung eines Beamten bei einer privaten Versicherungsgesellschaft.

Eine in diesem Sinne rationell durchgeführte öffentliche und private zeitliche Vertheilung des individuellen Antheils am Arbeitsertrage würde im Stande sein, das meiste und schlimmste Elend des Arbeiterstandes zu beseitigen, allerdings auf Kosten der Lebenshaltung, die dieser Stand sich jetzt in Zeiten guten Verdienstes gönnt. Namentlich die Weiber und Kinder, welche die bitterste Noth der schlechten Zeiten auskosten müssen, würden dabei gewinnen; die Junggesellen und Männer hingegen würden nicht nöthig haben, wesentlich schlechter als jetzt zu wohnen und zu essen, sondern würden sich hauptsächlich in den Ausgaben für Verzehrungsluxus außer dem Hause zu beschränken haben, der sie weder körperlich noch geistig fördert. Das ganze Leben der Arbeiter würde eine solidere wirthschaftliche Grundlage bekommen, der quälenden Sorge um die Zukunft überhoben sein, und des Leichtsinns und Stumpfsinns entrathen können, die jetzt gleichsam als Gegengift gegen die Sorge dienen müssen. Damit würde das Leben dieses Standes auch einen festeren sittlichen Halt gewinnen, die Familienbande würden wieder enger geknüpft werden, wenn die gefährlichsten Ursachen ihrer Zerrüttung beseitigt wären, und die Zufriedenheit würde in gleichem Maße gehoben werden wie das ganze Culturniveau des Standes. Die Lehre von dem Umsturz der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung als der einzigen Rettung für den Arbeiterstand würde alsdann nicht mehr auf so fruchtbaren Boden fallen.

Es versteht sich von selbst, daß die Sozialdemokratie alle rationelle Vertheilung des individuellen Antheils der Arbeit am Arbeitsertrage auf das Grimmigste bekämpfen muß, eben weil durch sie die schlimmsten Uebelstände und die berechtigteste Unzufriedenheit beseitigt wird. Ihre Tactik muß nothwendig darauf gerichtet sein, die Uebelstände und die Unzufriedenheit bis in's Unerträgliche wachsen zu lassen, damit der Arbeiterstand zum Umsturz reif wird. Sie lehrt ihre Gefolgschaft den Sperling in der Hand verschmähen, um der Taube auf dem Dache nachzujagen, und verfährt darin ganz consequent. Die Erfahrung auf Grund der voll entfalteten Wirksamkeit der Versicherungsgesetze wird aber sehr bald die Arbeiter lehren, daß es doch besser ist, den Sperling in der Hand festzuhalten. Wenn heute die Sozialdemokratie zur Regierung gelangte, so dürfte sie es schon nicht mehr wagen, die Versicherung rückgängig zu machen, wenn sie auch in der Form der Ausführung und in der Art der Verwaltung erhebliche Umgestaltungen annehmen würde. Der gleiche Fall würde aber auch mit den anderen Vorkehrungen rationeller Vertheilung sich wiederholen, sobald sie einmal unter staatlicher Nöthigung in's Leben gerufen wären. Die wirthschaftliche Consolidirung und sittliche Hebung des Arbeiterstandes durch die zwangsweise erreichbaren Ausgleichungen würde endlich ganz von selbst dazu führen, auch den Procentsatz der zu freiwilligen Sparrücklagen moralisch befähigten Individuen gegen jetzt wesentlich zu erhöhen.

2. Die sachliche Vertheilung des Antheils der Arbeit am Arbeitsertrag.

Was die Arbeit in Verbindung mit dem Kapital producirt, sind Güter; demgemäß muß sich auch der Antheil der Arbeit am Ertrag letzten Endes in Gütern ausdrücken. Die Güter, deren der Arbeiter vor Allem bedarf, sind Nahrungsmittel, Wohnung, Kleidung und Brennmaterialien; erst in zweiter Reihe treten dann materielle und geistige Genußmittel hinzu. Zur Zeit der Naturalwirthschaft empfing der Arbeiter die Güter, deren er bedurfte, unmittelbar, sei es, daß er sie selbst producirte, sei es, daß er sie gegen selbstproducirte eintauschte. Gegenwärtig erhält der Arbeiter in der Regel nur Geld als das allgemeine Tauschmittel zum Einkauf der benöthigten Gebrauchs- und Verzehr-Güter, und nur stellenweise auf dem Lande ist noch ein Rest der alten Naturalwirthschaft übrig geblieben. So große Vortheile auch der Ersatz der Naturalwirthschaft durch Geldwirthschaft im Allgemeinen im Gefolge gehabt hat, so sind doch diese Vortheile vorzugsweise dem wirthschaftlich Starken und Reifen zu Gute gekommen, während er für die wirthschaftlich Schwachen und Unreifen neben gewichtigen Vortheilen auch schwere Gefahren mit sich geführt hat.

Die Vortheile bestehen in einer größeren Freiheit der zeitlichen und sachlichen Verwendung des Lohnes und in Erleichterung der Aufsuchung besserer Arbeitsgelegenheiten. Die Gefahren liegen darin, daß die wirthschaftlich Schwachen und Unreifen durch die gewährte größere Freiheit theils zur raschen Lohnvergeudung in den ersten Tagen nach der Entlohnung, theils zur unverhältnißmäßigen Bevorzugung materieller Genußmittel auf Kosten berechtigterer Bedürfnisse, theils zur egoistischen Bevorzugung des Lohnempfängers auf Kosten der berechtigten Ansprüche seiner Familie, theils zu einer unstäten Freizügigkeit und einem sittlich bedenklichen Wanderleben, theils zu leichtsinnigen Waarenkäufen auf Credit verführt werden, durch die sie in die Schuldknechtschaft eines ausbeutenden Waarenwuchers gerathen. Der Arbeiter, der auf Einkäufe in kleinsten Beträgen bei den zunächst wohnenden Händlern angewiesen ist, muß ohnehin die theuersten Preise zahlen und sich mit den schlechtesten Waaren begnügen, weil der Kleinhändler die größten Aufschläge auf die von ihm selbst schon theuer eingekauften Waaren nehmen muß, um überhaupt bei der Geringfügigkeit seines Umsatzes bestehen zu können. Hat nun der Mann seinen Wochenlohn zu früh für sich und seine Genußmittel verbraucht, so muß am Ende der Woche die Frau, um sich und die Kinder zu sättigen, Brod und andere Nahrungsmittel vom Krämer auf Borg nehmen; in des Krämers Interesse liegt es, daß seine Kunden bei ihm in Schuld gerathen, damit die Drohung mit der Beitreibung der Schuld sie zwingt, auch dann seine Kunden zu bleiben, wenn er ihnen minderwerthige Waaren liefert. Der Arbeiter muß noch froh sein, wenn ein Gesetz ihn wie in Deutschland vor der abscheulichsten Ausbeutung durch schamlose Nahrungsmittelverfälschung schützt, der z. B. der englische Arbeiter schutzlos preisgegeben ist.

In Folge aller dieser Umstände erhält der Arbeiter für seinen Geldlohn im Durchschnitt sehr viel weniger Güter geliefert, als er nach dem Marktwerth derselben erhalten müßte, wenn er befähigt wäre, bessere Bezugsquellen aufzusuchen, immer nur gegen baar und nicht in allzu kleinen Beträgen einzukaufen. Derjenige Arbeiter hingegen, welcher entweder selbstproducirte Güter oder solche, die sein Arbeitgeber selbst producirt, als Antheil der Arbeit am Arbeitsertrage empfängt und verbraucht, empfängt thatsächlich in diesen Gütern, nach dem Marktpreise berechnet, einen weit höheren Geldwerth, als sie in seinem Wohnsitz, der zugleich ihr Erzeugungsort ist, haben, weil ja der Producent am Produktionsort die Güter weit unter dem Marktwerth verkaufen muß, um einen Käufer zu finden. Fast noch schwerer als die wirthschaftliche Benachtheiligung des Arbeiters bei der Geldlöhnung fällt die sittliche Gefahr in's Gewicht. Die Naturalwirthschaft macht den Arbeiter seßhaft, stärkt sein Heimathsgefühl und seinen Familiensinn, verleiht ihm den berechtigten Stolz des eigenen, wenn auch noch so bescheidenen Besitzes, gewährt seiner ganzen Lebenshaltung Gleichmaß, Stetigkeit und Solidität, und macht ihn häuslich, sparsam und zufrieden. Die ausschließliche Geldentlohnung dagegen verleitet zu Leichtsinn, Verschwendung, Genußsucht, Egoismus, individualistischer Isolirung, Mißachtung und Auflösung der Familienbande, heimathlosem

Digitized by Google

Wanderleben, Vagabondage, Unzufriedenheit mit sich und der Gesellschaft. Alle diese Gefahren werden mit in den Kauf genommen als Preis einer abstracten Verfügungsfreiheit über den Antheil am Arbeitsertrag und über die eigene Person, einer Verfügungsfreiheit, mit der der Besitzer in den seltensten Fällen etwas Rechtes und Nützliches anzufangen weiß.

Wo Fabrikarbeiter hinreichend dicht und eng zusammenleben, um einen Consumverein zu gründen, ist für die besseren unter ihnen wirthschaftlich schon viel gewonnen, vorausgesetzt, daß eine ehrliche und geschickte Person für die Leitung des Vereines vorhanden ist. Die Unreiferen aber kaufen nicht beim Consumverein, weil sie dort baar bezahlen müssen und keine Waare auf Vorschuß erhalten. Die bestgemeinten Bestrebungen der Unternehmer, ihren Arbeitern durch Einkäufe im Großen billigere Preise zu gewähren, scheitern theils an der Unfähigkeit der Arbeiter, sich vom Wucherkrämer und seinen Vorschüssen zu emanzipiren, theils an ihrer Mäkelsucht und ihrem Mißtrauen gegen die Uneigennützigkeit des Unternehmers, der doch wahrlich an dem besseren Gedeihen und der wachsenden Zufriedenheit seiner Arbeiter genug indirecten Nutzen findet, um auf einen directen Nutzen an den vermittelten Waareneinkäufen verzichten zu können. Auch hier könnte die Zuziehung eines Arbeiterausschusses, beziehungsweise die Besorgung der Einkäufe im Großen durch einen solchen unter Beirath und Bürgschaft des Unternehmers von größtem Segen sein, sobald die Spannung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die großentheils durch künstliche Verhetzung erst herbeigeführt oder verschlimmert ist, sich soweit gemildert haben wird, um ein gedeihliches Zusammenwirken von Unternehmern und Arbeiterausschüssen zu ermöglichen.

In industriellen Bezirken ist es ja sehr schwer, wo nicht unmöglich, eine andere Form der Entlohnung als Geld zu finden, und alle Betheiligung der Einzelnen an der Wiederumwandlung des Geldlohnes in Güter muß eine durchaus freiwillige sein, wenn nicht den Mißbräuchen und dem Mißtrauen Thür und Thor geöffnet sein soll. Aber die Gelegenheit zu einer solchen Rückverwandlung ohne zu große Einbuße der Arbeiter muß wenigstens nach Möglichkeit überall geboten werden. Das einzige, was auch den industriellen Arbeitern theilweise nicht anders als in natura geliefert werden kann, ist die Wohnung, nämlich bei abseits von bewohnten Ortschaften gelegenen Fabriken, deren Arbeiter keine andere Wohnungsgelegenheit finden, als in dem vom Unternehmer für diesen Zweck hergerichteten Gebäuden. Aber selbst hier sollte die Wohnungsmiethe stets in Geld ausgedrückt und der Abzug an Miethe vom vereinbarten Lohne ausdrücklich durch den Lohnvertrag festgesetzt werden. Denn es liegt einmal in der menschlichen Natur, alles Aufgedrungene zu bemäkeln und mit Mißtrauen aufzunehmen, und nur das selbst Gewählte und Errungene recht zu schätzen. Alle Bemühungen der Fabrikunternehmer, den Arbeitern nicht bloß Miethwohnungen zu liefern, wo solche in der Nähe fehlen, sondern sie auch durch Erhebung von Amortisationsraten über den Miethzins hinaus allmählich zu seßhaften Eigenthümern zu machen, sind bisher an dem Widerwillen der Arbeiter gegen irgend welche dauernde Abhängigkeit vom Unternehmer entweder gescheitert, oder haben doch, wo sie erzwungen worden sind, nur Undank geerntet.

Anders liegt die Sache bei den ländlichen Arbeitern. Hier ist der Uebergang zum reinen Geldlohn vielfach an der Unmöglichkeit des Einkaufes der nothwendigen Lebensbedürfnisse gescheitert, so daß die directe Lieferung von Korn, Kartoffeln, Brennholz und dgl. als Theil des Lohnes noch jetzt häufig im Arbeitsvertrag vorgesehen wird. Die immer lauter erschallenden Klagen der Großgrundbesitzer über wachsende Unbotmäßigkeit und zunehmenden Abzug der ländlichen Arbeiter vom Lande nach den Industriegegenden lassen erkennen, daß das Leben des Landarbeiters im Vergleich zu dem des städtischen Fabrikarbeiters jetzt allzu wenig Reize bietet. Daß die Löhne auf dem Lande geringer sind, würde diesen Zug nach den Städten noch nicht zur Genüge erklären; denn soviel, wie der Lohn höher, ist auch das Leben in den Städten theurer. Daß die Gelegenheit zu Vergnügungen in den Städten reichlicher sind, mag manche verlocken; aber diesen Verlockungen könnte durch sorgfältigere Pflege der ländlichen Volksbelustigungen ein Gegengewicht geboten werden. Die Hauptsache ist doch, daß die Arbeiter auf dem Lande mehr arbeiten und schlechter wohnen müssen als in der Stadt, und daß sie dafür nicht einmal als Gegengewicht den Besitz eines eigenen Heimes haben, den der Städter gar nicht wünscht, der Landbewohner aber über alles schätzt.

Das Naturgemäße ist, daß der ländliche Arbeiter durch Besitz eines Häuschens und einer Scholle an die Heimath gefesselt und vor der Ausnutzung des Freizügigkeitsrechtes bewahrt wird. Die schlechteste Wohnung wird ihm genügen, wenn nur das Haus sein eigen ist; eine bloß gemiethete aber wird er kritisch vergleichen mit den besseren Wohnräumen des städtischen Arbeiters, ohne zu bedenken, daß dieser bei dem Mangel frischer Luft eine weit bessere Wohnung braucht als er. Anstatt dem ländlichen Arbeiter sein Korn und seine Kartoffeln als Deputat zu geben, lasse man sie ihn lieber auf eigener Scholle produziren; denn das Selbsterzeugte hat einen ungleich höheren sittlichen und gemüthlichen Werth als das bloß Empfangene. Glücklicher Weise greift unter dem Zwange der bitteren Noth die Einsicht von der Nothwendigkeit, die ländlichen Arbeiter als Häusler und Eigenthümer seßhaft zu machen, immer weiter um sich; aber der Staat müßte auch in ganz anderem Umfang durch Beispiel und Förderung vorangehen, nöthigenfalls durch Gesetz und Expropriation die unverständigen und widerwilligen Großgrundbesitzer zwingen, zu thun, was zu ihrem eigenen Besten unerläßlich ist. Alle Bemühungen, die Arbeiterwohnungen zu verbessern, müssen da einsetzen, wo die Arbeiter wegziehen, d. h. auf dem Lande, aber nicht da, wo sie hindrängen, d. h. in den Städten oder gar in den Großstädten. Jede Verbesserung der Arbeiterwohnungen in den großen Industriestädten wirkt vor einer entsprechenden Verbesserung der ländlichen Arbeiterwohnungen nur als ein neues Reizmittel, das die Arbeiter um so sicherer vom Lande nach den Städten lockt, und gleicht einem Aufzäumen des Pferdes beim Schwanze. Wir müssen vorläufig Gott danken, daß wir an dem unerfreulichen Zustande der städtischen Arbeiterwohnungen wenigstens noch ein, allerdings viel zu schwach wirkendes Abschreckungsmitttel gegen die Ueberschwemmung der Großstädte mit Zuzug besitzen.

Man sieht hieraus, wie wichtig es ist, nicht bloß wie viel an Geldeswerth, sondern auch in Gestalt welcher Güter die Arbeiter ihren Antheil am Arbeitsertrag erhalten, beziehungsweise, welche Gelegenheiten zum Umsatz des Geldlohnes in Verbrauchsgütern ihnen geboten werden. Wie sehr auch im Allgemeinen der Uebergang von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft als ein Culturfortschritt anzusehen ist, so bleibt es darum doch wichtig, daß er gerade für die wirthschaftlich Schwächsten Gefahren mit sich führt, denen theils durch vorsichtige Conservirung eines lebensfähigen Restes von Naturalwirthschaft innerhalb des Systems der Geldwirthschaft, theils durch soziale Vorkehrungen zur vortheilhaften Rückverwandlung des Geldlohnes in Gebrauchsgüter vorgebeugt werden kann und muß. In ähnlicher Weise, wie der Uebergang von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft, bringt auch derjenige von der Geldwirthschaft zur Buchwirthschaft nur den wirthschaftlich Starken einen unmittelbaren Gewinn. Wechsel, Waarenscheine und Checks dienen ebenso wie Lombard-, Giro und Abrechnungsverkehr nur dem Begüterten, nicht dem Arbeiter, der nur das Lombardgeschäft des Leihhauses beim Mangel an Sparkassenguthaben zu seinem Schaden kennen lernt. Die ungeheure Vervielfältigung der Umlaufsmittel, die durch die modernen Verkehrserleichterungen des Zahlungswesens geschaffen ist, kommt dem Arbeiter nicht zu Gute, weil sein Umsatz zu klein ist, um die Buchung zu lohnen. Der Uebergang zur Buchwirthschaft in Arbeiterkreisen wäre mit einem Schreiberwerk verbunden, das außer allem Verhältniß zu der dadurch erzielbaren Ersparniß an Umlaufsmitteln stünde. Die Zahlungen des Arbeiters geschehen, abgesehen von monatlichen Miethszahlungen und der Anschaffung größerer Bekleidungsstücke, fast ausschließlich in Scheidemünze; diese wird ihrer Natur nach von der Buchwirthschaft immer unberührt bleiben.

Digitized by Google

Dagegen ist es für den Arbeiter gleichgültig, ob er seine Einnahmen und Ausgaben in Metallgeld oder in Zetteln begleicht, gleichgültig ferner, ob die Zettel Staatsnoten, Staatsbanknoten, Privatbanknoten, Fabriknoten oder sonstige gut fundirte Noten sind. Auch in kleinsten Beträgen werden die Zettel im Kleinverkehr gern genommen, soweit sie noch zum Ersatz von Silberstücken dienen. Nur darauf kommt es an, daß die Zettel den immer gleichen Werth repräsentiren, ohne jede Förmlichkeit übertragbar sind, und innerhalb des engen Zahlungskreises des Arbeiters überall statt Baargeld willig angenommen werden, daß sie auf eine feste, keinen spürbaren Schwankungen ausgesetzte Währung gegründet sind und gegen diese kein Disagio haben. Dagegen ist es ganz gleichgültig für die Interessen des Arbeiters, ob die Währung, gleiche Festigkeit vorausgesetzt, Eisen-, Kupfer-, Silber-, Gold-, Platin-, Gemischte-, Papier- oder sonst eine Währung ist. Der Arbeiter würde z. B. gar nichts davon merken, wenn an Stelle der Gold- oder Silber- oder Staatspapierwährung eine Arbeitsscheinwährung, d. h. an Stelle des Werthes eines Gewichtes Metall der Werth eines Normalwerktages oder eines unqualificirten Normaltagewerkes als Einheit träte. Wie jede Papierwährung erst dadurch ihren Noten internationale Kaufkraft verleiht, daß sie auf Edelmetalle bezogen wird und zu deren Werth ein gewisses Verhältniß behauptet, ebenso würde auch eine Arbeitsscheinwährung nur dadurch ihren Zetteln eine internationale Kaufkraft verleihen, daß sie zum Edelmetallwerth in ein bestimmtes Verhältniß gesetzt werden. Dann ist es aber auch gleichgültig, ob auf den Zetteln der Werth nur in Normalwerktagen oder nur in Metallwerth oder in beiden zugleich ausgedrückt ist, da doch jeder das Umrechnungsverhältniß kennen würde.

Es ist also ein Irrthum, wenn der Sozialismus glaubt, daß ein Ersatz des Geldes durch Arbeitsscheine für den Arbeiter irgend einen praktischen Werth haben könnte. Durchführbar wäre ein solcher Ersatz immer nur in ganz engen Kreisen, weil je nach der Veränderung des Klimas, der Ernährungsbedingungen, der ethnologischen Veranlagung, des Culturzustandes und der Sitten und Gewohnheiten das Normaltagewerk und damit auch sein Werth sich ganz verschieden darstellt. Für den interprovinziellen und internationalen Verkehr müßte deshalb doch die Metallwährung nach wie vor maßgebend bleiben. Innerhalb des provinziell beengten Kreises aber würden die Arbeitsscheine wie Zettelgeld wirken und keinerlei Vorzüge vor irgend welchen Staatskassenscheinen oder Banknoten besitzen. So wenig heute ein Land mit Papierwährung irgend welche sittliche Vortheile und geringere Corruptionsgelegenheit vor einem mit Metallwährung voraus hat, ebensowenig würde eine Provinz mit Arbeitsscheinwährung irgend welche sittliche Vortheile vor einer Provinz mit Metallgeld oder Staatsnoten voraus haben. Die ganze Theorie der Arbeitsscheine ist eine unfruchtbare theoretische Schrulle, die als formell richtige Consequenz aus einer falschen Werththeorie*) entsprossen ist, aber keinerlei praktische Bedeutung hat.

Durch solche unpraktischen theoretischen Schrullen wird der Blick nur von dem praktisch Ausführbaren und Segensreichen abgelenkt, wie es die sachliche Vertheilung des Antheiles der Arbeit am Arbeitsertrage darbieten kann. Es liegt aber im Interesse der Sozialdemokratie, die Gemüther von dem Ausführbaren und Segensreichen abzulenken und auf illusorische Ziele zu richten, deren Unausführbarkeit ihre praktische Werthlosigkeit zu erproben verhindert. Denn die Ausführung nützlicher Vorschläge würde die Arbeiter zufriedener machen und ihren Familien- und Eigenthumssinn heben müssen; der Sozialdemokratie aber kommt alles darauf an, die Arbeiter möglichst unzufrieden zu machen, die Gesellschaft in Atome zu zerfasern und keine Liebe zu individuellem Kapitaleigenthum (wie es Haus und Scholle sind) aufkommen zu lassen.

3. Die personelle Vertheilung des Antheils der Arbeit am Arbeitsertrage.

Nicht die soziale, wohl aber die demokratische Seite der sozialdemokratischen Lehre verlangt eine völlige Gleichstellung der Arbeiter in Bezug auf ihren Antheil am Arbeitsertrag. Der dumme, ungeschickte und faule Arbeiter soll den gleichen Lohn erhalten, wie der intelligente, geschickte und fleißige, die unqualificirte Arbeit soll ebenso entlohnt werden, wie die qualificirte, und alle Accordarbeit soll als die Kräfte zu sehr anstrengend verboten werden. Geschichtlich betrachtet ist der Werth der unqualificirten Arbeit ein Minimum im Anfang der Cultur und steigt fortwährend mit dem Fortschritt der Cultur, wogegen der Werth der qualificirten Arbeit Anfangs ein Maximum ist und beständig sinkt. Die Bildung ist anfänglich noch gar nicht vorhanden, sondern die Qualification beruht allein auf hervorragender individueller Anlage und autodidaktischer Uebung, die etwas Seltenes sind. Wenn die Bildung entsteht, ist sie ebenfalls zunächst selten, schwer zu übertragen, mühsam und kostspielig zu erringen, und deshalb nur demjenigen erreichbar, der Anlage mit Fleiß und Ausdauer verbindet und im Stande ist, die Selbstkosten der Ausbildung an sich zu wenden. Je mehr sich die Lehrmethoden vervollkommnen, und die Gelegenheit zum Unterricht sich vermehrt und verbilligt, desto mehr Menschen eignen sich Bildung an, desto mehr wächst das Angebot qualificirter Arbeit. Da die qualificirte Arbeit nicht nur besser entlohnt wird, sondern meistens auch bequemer, interessanter und angenehmer zu verrichten ist, so drängen sich immer mehr Menschen danach, Bildung zu erwerben, d. h. durch die vorbereitende Arbeit der Bildungsaneignung die künftige Berufsarbeit lohnender und bequemer zu machen. Die Kinder werden von den Eltern, die die Vortheile der Bildung erkennen, zum Lernen angehalten, die Eltern schließlich vom Staat gezwungen ihre Kinder zur Schule zu schicken, wo sie im Lesen und Schreiben ägyptische Priesterweisheit, im Rechnen indische, in den Elementen der Geometrie hellenische Weisheit einsaugen.

So kommt es, daß jetzt ein Angebot an Schreibern besteht, welches den Tagelohn des Schreibers fast noch unter den des Straßenkehrers herabgedrückt hat, während im früheren Mittelalter der des Schreibens Kundige schon dadurch ein gemachter Mann war. Die Einnahmen der Obersten, Generale und höheren Staatsbeamten waren in früheren Jahrhunderten unverhältnißmäßig viel höher, und sind in Preußen seit 1816 nicht erhöht, trotz des gesunkenen Geldwerthes und der inzwischen eingetretenen Steuerabzüge; die Gehälter der Subalternbeamten und Lieutenants sind hingegen in fortwährender Steigerung proportional der Vertheuerung des Lebensunterhalts. Seit die Berechtigung zum Einjährigfreiwilligen-Militärdienst und die Vermehrung der höheren Schulanstalten einen starken Antrieb zum Erwerb höherer Bildung gegeben und diesen sehr erleichtert haben, ist der Andrang der niederen Stände zu den gebildeten Berufen entsprechend gewachsen, und da die höheren Stände ihre Kinder ungern zu niederen Berufsarten hinabsteigen lassen wollen, so ergibt sich daraus eine Ueberproduction an Gebildeten, die einerseits eine stete Steigerung der Bildungsansprüche, andererseits eine relative Verbilligung der geistigen Arbeit im Vergleich zur Handarbeit im Gefolge hat. Innerhalb der gewerblichen Berufsarten hat die Errichtung zahlreicher gewerblicher Mittelschulen einen Mittelstand zwischen dem Handwerk und der Hochschulbildung geschaffen, der den studirten Technikern das Gebiet ihrer Bethätigung verengert und dadurch eine Steigerung des Angebots an studirten Tech-

*) Die falsche Werththeorie glaubt den wirthschaftlichen Werth der Güter durch die Höhe der Herstellungskosten, d. h. letzten Endes durch die auf sie verwendete Arbeit bestimmen zu können. Es kann aber viel Arbeit auf ein ziemlich werthloses Gut verschwendet sein, und höchst werthvolle Güter können mit einem Mindestmaß von Arbeit herstellbar sein. Die Werthe entspringen mittelst Arbeit, aber nicht aus ihr allein und werden auch nicht durch sie gemessen. Der wirthschaftliche Werth ist immer Gebrauchswerth; dieser hängt ab von der dem Gut beiwohnenden Kraft der Bedürfnißbefriedigung und braucht keineswegs dem Arbeitsaufwand bei der Herstellung proportional zu sein. Der Marktwerth ist stets ein Compromiß aus dem Gebrauchswerth und der Höhe der Herstellungskosten. Ersterer bestimmt das Maximum, letztere, wenigstens auf die Dauer, das Minimum des Marktwerthes; denn wenn der Marktwerth zeitweilig unter den Herstellungskosten bleibt, so wird die Production eingeschränkt oder zeitweilig eingestellt. Die Herstellungskosten bestimmen also nur, ob das Gut producirt wird, aber nicht, welcher wirthschaftliche Werth ihm zukommt.

Digitized by Google

nikern hervorruft. Für unqualificirte Arbeiten, namentlich für solche, die erhebliche Körperkraft und robuste Gesundheit erfordern oder gar widerlicher Art sind, ist das Angebot trotz gestiegener Löhne so gesunken, daß die größeren Unternehmer oft genöthigt sind, Arbeiter aus fernen Ländern mit billigeren Lohnverhältnissen zu beziehen, und daß für gelegentlichere kleinere Arbeiten dieser Art die Unternehmer manchmal geradezu in Noth gerathen oder unverhältnißmäßig hohe Entlohnung bewilligen müssen.

Die gesammte Wirthschaftsgeschichte beweist, daß die Löhne der qualificirten und unqualificirten Arbeit die Tendenz haben, sich einander anzunähern. Eine Bildung, die Alle erwerben können und erwerben müssen, kann schließlich keinen Anspruch mehr auf höheren Antheil am Arbeitsertrage gewähren, wie ihn die Bethätigung hervorragender Körperkraft und Ueberwindung des Ekels allerdings gewähren. Aber wenn das Durchschnittsniveau der Bildung auf eine Höhe steigt, die in früheren Geschichtsperioden nur von Wenigen erreicht wurde, so folgt daraus noch nicht, daß der Unterschied qualificirter und unqualificirter Arbeit aufhört. Die Qualification, die einen Anspruch auf höheren Antheil gewährt, beginnt nur an einer anderen Grenzlinie als früher. Je mehr Arbeit von Allen auf die Aneignung des gemeinsamen Bildungsniveaus verwendet wird, desto mehr steigert sich die Arbeit, die darüber hinaus hinzukommen muß, um sich eine hervorragende Bildung anzueignen, desto mehr tritt das Vorrecht der Anlagen, des Fleißes und der Ausdauer in Kraft, kraft dessen die für verschiedene Individuen bei gleicher Lerngelegenheit erreichbaren Stufen der Bildung sehr verschieden sind. Talent und Charakter machen in steigendem Maße ihren Einfluß auf die Höhe der günstigen Falls erreichbaren Bildung geltend. Der minder Befähigte fällt in seinem Bildungsgange früher ab und muß dem Befähigteren den Platz räumen. Der vermehrte Wettbewerb zwischen den höheren und den niederen Ständen kommt dadurch dem Ganzen zu Gute, indem er das Bildungsniveau der Berufsarbeiter in allen höheren Berufen hebt, wobei nur die Gefahr einer allzu einseitigen Spezialisirung der Bildung zu vermeiden ist.

In der That ist aber die Bildungsgelegenheit für die höheren und niederen Volksklassen nicht schon durch allgemeine Zugänglichkeit der höheren Schulen gegeben; man überschätzt die Macht der Schule, wenn man das glaubt, und unterschätzt den Einfluß der Familie und des Hauses. Die Befähigung zu höherer Bildung ist selbst an eine Bildungsatmosphäre der Umgebung geknüpft, die allerdings von den seltenen großen Talenten, aber nicht von den mittleren entbehrt werden kann. Es ist eine weise Einrichtung der Natur, daß, von seltenen Ausnahmen abgesehen, auch die intellectuelle Bildung nur im Verlaufe von Geschlechtern in einer Familie heimisch wird; denn diese Einrichtung bürgt dafür, daß eine gewisse Harmonie zwischen Verstand, Gemüth und Charakter, zwischen Wissen, Gesinnung, Gesittung und Tact erhalten bleibt, die anderenfalls sehr zum Nachtheile der Cultur in Gefahr gerathen würde. Es mag das nicht auf dem Geschmack eines die sozialen Individuen höherer Ordnung mißachtenden und die Gesellschaft atomistisch zersetzenden Individualismus sein, aber es ist eine selbst von diesem Standpunkt nicht zu leugnende Thatsache, daß das Aufsteigen und Sinken der Familien sich in der Regel nicht plötzlich, sondern stetig in einer Stufenreihe von drei, wenn nicht mehr Geschlechtern vollzieht, daß das Aufsteigen nur in dieser Allmählichkeit einige Gewähr für längere Dauer bietet, und daß es so für die Gesammtheit der Cultur am dienlichsten ist. An diesem Gesetz würde auch eine völlige Befreiung aller höheren und Hochschulen von Schulgeld nichts ändern.

Daß der höher Gebildete durch seine Arbeit mehr leistet als der minder Gebildete, ist zweifellos; wie viel von dieser höheren Bildung er seinen Anlagen, wie viel seiner Aneignungsarbeit (Fleiß und Ausdauer) verdankt, entzieht sich der Feststellung. Es ist deshalb gerecht und billig, daß der höher Gebildete einen größeren Antheil am Arbeitsertrage für seine werthvollere Arbeit bezieht als der minder Gebildete. Es ist dies aber auch zweckmäßig für das Ganze; denn die Aussicht auf den höheren Antheil am Arbeitsertrag ist ja für die bei weitem Meisten das einzige Motiv, das zur Aneignungsarbeit antreibt, und mit Wegfall dieses Motives würde sofort das Bildungsniveau reißend sinken. Die Mehrentlohnung für qualificirtere Arbeit darf also nicht unter einen Betrag sinken, der ausreicht, den Wettbewerb der Lernenden um die höhere Bildung rege zu halten, und eine Annäherung des Lohnes für qualificirte und unqualificirte Arbeit noch unter diesen Unterschiedsbetrag hinab würde eine schwere Schädigung der Cultur bedeuten. Auch die Talente müssen gehegt und gepflegt werden; denn das Talent leistet nichts ohne andauernde und mühsame Schule, und die Talente würden sich dieser andauernden Mühe nur ausnahmsweise unterziehen, wenn man dem ausgebildeten Talente die entsprechend höhere Entlohnung versagen wollte unter dem Vorwande, daß es unbillig sei, etwas zu belohnen, was man ohne Verdienst besitze. Auch die Anspannung des Willens, der Aufmerksamkeit und der Geistesfähigkeiten bei der Arbeit, die gewöhnlich unter Fleiß, Sorgfalt und Intensität der Arbeit befaßt werden, müssen stets eine verschiedene Qualität des Arbeitsproductes bedingen, also als eine verschiedene Qualification der Arbeit anerkannt werden, und verdienen eine billige Berücksichtigung bei der Vertheilung des Arbeitsertrages.

Der Betrag, um welchen der Lohn für qualificirte Arbeit den für unqualificirte überragen muß, um noch ausreichend motivationskräftig zu bleiben, läßt sich nicht theoretisch festsetzen, sondern ergibt sich empirisch aus der geschichtlichen Entwickelung und unterliegt selbst einem Wandel im Sinne stetiger Verminderung. Je höher der Culturprozeß ansteigt, desto geistig regsamer wird die Menschheit, desto stärker wird das Bedürfniß nach intellectueller Bethätigung und nach Uebung der Talente, desto geringerer Motive bedarf es, um die Menschen zum Lernen willig und ausdauernd zu machen, desto mehr darf der Unterschied der Entlohnung zwischen qualificirter und unqualificirter Arbeit zusammenschrumpfen ohne den Culturprozeß zu gefährden. Aber ganz verschwinden darf dieser Unterschied niemals und jede vorzeitige und übereilte Verringerung muß das Ringen des betreffenden Volkes nach Cultur eine entsprechende Strecke seiner Bahn zurückschleudern. In keinem Punkte liegt der culturmörderische Charakter der sozialdemokratischen Lehren so offen zu Tage, wie in der Forderung, alle Arbeit bei der Entlohnung über einen Kamm zu scheeren, und Jeden leer ausgehen zu lassen für Alles, was er in derselben Arbeitszeit mehr leistet als der dümmste, faulste, ungeschickteste und unaufmerksamste aller Arbeiter.

Die Gleichheitsschwärmer müssen sich daran genügen lassen, daß die Tendenz zur Ausgleichung in der Geschichte vorhanden ist und mit Nothwendigkeit fortwirkt, wenn auch die Unterschiede sich der Null nur nähern, ohne sie jemals zu erreichen. Durch das stetige, relative Wachsthum des Antheils der unqualificirten Arbeit im Vergleich zur qualificirten, und der minder qualificirten im Vergleich zur höher qualificirten wird ohne Zweifel der Handarbeiter mit der Zeit immer günstiger gestellt im Vergleich zum Geistesarbeiter, und damit abermals ein Theil der Beschwerden des Handarbeiterstandes gehoben. Aber zeitliche, sachliche und personelle Vertheilung des bisherigen Antheils reichen trotzdem nicht aus, den Arbeiterstand zu befriedigen, so lange das Kapital einen allzu großen Antheil am Arbeitsertrage vorwegnimmt und für den Antheil der Arbeit zu wenig übrig läßt.

Literatur und Kunst.

Aus Renan's Knabenzeit.

Von Leopold von Sacher-Masoch.

Neben den angeborenen oder ererbten Eigenthümlichkeiten sind es wohl vor Allem die Eindrücke der ersten Lebensjahre,

Digitized by Google

welche dem Menschen und mehr als Jedem, dem Dichter seine geistige Physiognomie geben, und diese wird um so eigenartiger und individueller werden, je stärker, anhaltender und absonderlicher die Eindrücke sind, welche er empfängt.

Nicolaus Nimbsch von Strelenau, bekanntlich 1802 geboren, hatte seinen Vater sehr früh verloren, seine Mutter hatte sich zum zweiten Male mit einem Arzte in Tokay verheirathet. Als die Kinder heranwuchsen, entschloß sich die um deren Erziehung besorgte Frau, nach der ungarischen Hauptstadt zu übersiedeln. Es war dies in mehr als einer Beziehung ein gewagter Schritt, denn sie war in Folge ihrer Wiederverheirathung mit ihrem Vater zerfallen, und die Mittel, welche ihr ihr zweiter Gatte, von dem sie sich für einige Zeit trennen mußte, zur Verfügung stellen konnte, waren nur sehr bescheidene. Die arme Frau kam mit fünf Kindern fast mittellos und sorgenvoll in der Hauptstadt an, und es begann ihr vor der Zukunft zu bangen, als sie die hohen Preise aller Lebensbedürfnisse wahrnahm. Vor Allem schien es ihr unmöglich, sei es in Pest, sei es in Ofen, die Miethe erschwingen zu können.

Sie war der Verzweiflung nahe, als sie endlich weit draußen an der Ecke der Schwabenberg- und der Schöpfungsgasse hinter der St. Nicolauskapelle in einem kleinen, ärmlichen, aus Holz und Lehm erbauten Hause eine Zufluchtsstätte für sich und ihre Kinder fand, welche hier eine Zeit schwerer Prüfungen und Entbehrungen durchzumachen hatten, die keiner so lebhaft empfand, als ihr damals kaum fünfzehnjähriger Sohn Nicolaus. Immerhin war der Hauptzweck erreicht, und der reichbegabte, nur etwas scheue und verschlossene Knabe konnte endlich jenen Unterricht erhalten, welcher zur Grundlage seiner späteren nicht geringen Bildung wurde.

In seinen freien Stunden, welche in jener Zeit der Jugend noch freigebiger zugemessen wurden, trieb sich der Knabe in der Umgegend umher oder versuchte der alten, trefflichen Geige, dem einzigen Erbtheil, das ihm sein Vater hinterlassen hatte, Melodien zu entlocken.

Der Nachbar der Familie war ein alter Mann von bäurischer Tracht und schlichtem Wesen, der sich durch seinen kleinen Garten nährte und weder lesen noch schreiben konnte, dafür aber eine lebendige Chronik war. Nicolaus half ihm ab und zu seine Blumen und seine Gemüsebeete gießen, und saß dann gerne mit dem gesprächigen Alten auf der wurmstichigen Bank vor der verfallenen Hütte, und lauschte seinen naiven Erzählungen.

Es waren seltsame, ja grauenhafte Dinge, die der Knabe zu hören bekam, und die seine Phantasie mächtig aufregten. Die grasbewachsene Fläche, welche sich südlich der Ofener Festung weithin ausdehnte, hieß im Munde des Volkes das Blutfeld; dort befand sich der Pestfriedhof und unweit der Nicolauskapelle die Richtstätte. Der Bach, welcher die Wiese begrenzte, hieß der Teufelsbach. Hier waren im Jahre 1795 die sogenannten ungarischen Jacobiner hingerichtet worden, und ihre Leichen lagen bis zur Beerdigung in der Hütte, welche Lenau's Mutter mit ihren Kindern bewohnte, und die vordem als Todtenkammer gedient hatte.

Die Reaction, welche nach der großen Reformperiode Maria Theresias und Josefs II. während der Regierung Leopolds II. und des Kaisers Franz eingetreten war, ließ die eigentliche Masse des Volkes zwar gleichgültig, aber erregte dafür um so mehr Unzufriedenheit im gebildeten Mittelstande. Viele richteten damals ihre Blicke hoffnungsvoll nach Paris, und hofften einen Umschwung der vaterländischen Verhältnisse durch den Einfluß der großen Revolution, die sich in Frankreich vollzog, durch die neue Republik, mit der Oesterreich und Deutschland im Kriege lagen.

In Oesterreich sowohl wie in Ungarn verband sich eine Anzahl Männer aus den besseren Kreisen, zum Theil in hoher Stellung, zum Umsturz der bestehenden Verhältnisse. Es ist dies ein dunkler Punkt in der Geschichte jener Tage. Ihre Richter und Henker brandmarkten und bestraften sie als Hochverräther und Verschwörer. Spätere freisinnige Geschichtsschreiber verherrlichten sie als Märtyrer. Andere erklärten ihr ganzes Beginnen für den harmlosen Traum unklare Ziele verfolgender Idealisten, und ihren unschuldigen Geheimbund von dem mächtigen Minister Thugut künstlich zu einer Verschwörung aufgebauscht, um die abnehmende Kriegslust des Kaisers und des österreichischen Volkes anzufachen. Sicher ist nur, daß diese Männer mit dem Pariser National-Convent in Verbindung standen. Ebenso sicher ist es, daß im August 1794 eine Anzahl angesehener Personen in Wien verhaftet wurden, unter ihnen befanden sich Beamte, Offiziere, Professoren und reiche Bürger; unter anderen Oberstlieutenant Franz von Hebenstreit, Hauptmann Billek von Billenberg, Baron Riedel, der frühere Lehrer des Kaisers Franz und Graf Hohenwart, der Neffe des damaligen Erzbischofs von Wien. Hebenstreit wurde im Januar 1795 zum Tode durch den Strang verurtheilt und auf dem Glacis zwischen der Stadt und den Vorstädten hingerichtet. Die Uebrigen wurden zu schweren Kerkerstrafen verurtheilt, und Einige vorher an den Pranger gestellt.

Kurz nach den Wiener Jacobinern wurden auch ihre ungarischen Gesinnungsgenossen verhaftet; das Haupt derselben war der Abt Martinovics, ein ehrgeiziger Mann von zweideutigem Charakter, welcher vom Priester, Freigeist und später vom Agenten der Polizei, Verschwörer geworden war. Martinovics war der Verfasser eines „Katechismus des Menschen und des Bürgers" und der Begründer der geheimen Gesellschaft der Freiheit und Gleichheit. Die Mitglieder derselben waren durchaus Männer von Bildung und Stellung. Zu den hervorragendsten zählten Graf Szigray, der Vicegespan Hajnoczy, Rittmeister Laczkovics, der berühmte ungarische Dichter Franz von Kazinczy und der Ordenspriester Verseghy, gleichfalls ein bekannter ungarischer Schriftsteller und Poet.

Am 20. Mai 1795 wurden die fünf Häupter der Verschwörung, in denen das ungarische Volk Märtyrer der vaterländischen Sache und der Freiheit sah, auf der Wiese neben der St. Nicolauskapelle mit dem Schwerte hingerichtet. Sie benahmen sich zumeist muthig, ja herausfordernd, Szentmarjay sang die Marseillaise, Laczkovics rief: „Was liegt mir am Leben — die Saat wird eines Tages aufgehen. Die Jagdhunde gehen zu Grunde, die Jäger bleiben."

Während der Hinrichtung brachten zwei Reiter ein vornehm gekleidetes Mädchen auf die Richtstätte. Nachdem das Haupt des Grafen Szigray gefallen war, fing ein Henkersknecht das Blut in einem Becher auf und die beiden Reiter gossen dasselbe dem sich verzweifelt wehrenden Mädchen ein, von dem grauenhaften Aberglauben beherrscht, auf diese Weise die Unglückliche, eine ungarische Grafentochter, von der Epilepsie heilen zu können.

Nach der Hinrichtung wurden der Katechismus des Martinovics und andere Schriften der Verschwörer durch den Henker verbrannt. Noch zwei der ungarischen Jacobiner büßten ihre Schuld am 3. Juni 1795 durch das Henkerschwert. Die übrigen Theilnehmer an der Verschwörung wurden zu schwerem Kerker verurtheilt.

Dies Alles berichtete der Alte dem erregten Knaben wohl noch mit manchen lebendigen und schauerlichen Einzelheiten. Er zeigte ihm auch einen Kupferstich, den er aufbewahrt hatte, den sogenannten Blutbaum mit dem Namen sämmtlicher hingerichteten und zu Festungsstrafen verurtheilten Jacobiner, er wies ihm auch den Rosenstock, der am Morgen nach der Hinrichtung auf der blutigen Stätte von unbekannter Hand gepflanzt worden war. Man hatte denselben mehr als einmal ausgerissen und jedesmal war er von Neuem gepflanzt worden.

Eine zweite Freundschaft, die nicht weniger bedeutend für die Richtung seines Geistes wurde, schloß in jenen Tagen der Armuth und der Lebenskämpfe der phantasiereiche Knabe mit einem Zigeuner. Die Nicolauskapelle stand damals leer und gerieth langsam in Verfall; in derselben hatte sich jener Zigeuner angesiedelt und seine Schmiede aufgeschlagen. Nicolaus Lenau liebte es, ihm zuzusehen, wenn er das glühende Eisen mit dem schweren Hammer bearbeitete, die Funken nach allen Seiten auseinander stoben und durch die offene Thür, feurigen Faltern gleich, in die Nacht hinausflogen. Vielleicht mögen ihm damals schon bei dem monotonen Hammerschlag und dem sprühenden Feuer ähnliche düstere Gedanken gekommen

Digitized by Google

sein, wie später im amerikanischen Blockhaus, als er auf die im Kamin verglimmenden Holzscheite starrte.

Doch nicht dies war es, was ihm vor Allem zu dem braunen Gesellen hinzog. Der eigentliche Magnet war die Geige, die über dem primitiven Lager des Zigeuners hing, das nicht viel besser war, als das eines Waldthiers. Stundenlang konnte der Knabe lauschen, wenn der Zigeuner Feierabend machte und sodann Fiedel und Bogen ergriff. In seinen Händen schien die Geige ein Wesen, lebendig wie ein anderes, aber verzaubert. Die Seele derselben mußte erst geweckt werden, dann aber, wenn es geschehen war, begann sie zu sprechen, zu lachen und zu weinen. Immer beredter wurde dann der Zigeuner, ja er sagte in Tönen, was die Sprache kaum anzudeuten vermag.

Er schien von einer uralten verlorenen Heimath zu erzählen, von einem milderen Himmel, von anderen Sternen, von einer fremden Pflanzenwelt, von rauschenden Meereswogen, und wieder von Liebe und Haß, von räthselhaften Wonnen und namenlosen Qualen, von Kämpfen und heroischen Thaten, von gesprengten Ketten und kühn eroberter Freiheit. Spielte er den Czardas, so steigerte sich der Tanz mehr und mehr zum Bacchanal, zum wilden Reigen lachender Dämonen, durch das von Zeit zu Zeit die leise Klage, das Weinen trauernder Engel klang. Nichts bewegte den Knaben indeß so sehr, als wenn der Zigeuner den Rakoczymarsch spielte. Dann wurde der verfehmte, verachtete Sohn eines verlornen, heimathlosen Stammes zum Dolmetsch, zum Sprecher eines ganzen Volkes, dann klagte seine beseelte Geige das Leid des Ungarlandes, hundertjährige Schmach und Unterdrückung und forderte mit muthigem Trompetenklang zum Kampfe auf gegen Tyrannei und Fremdherrschaft.

Dieser Zigeuner wurde der Lehrer des Knaben im Geigenspiel, und der Jünger machte dem Meister Ehre. Auch von seiner Geige wurde der Bann hinweggenommen, auch ihre Seele erwachte, keine wilde, flammende Seele, die den Aufruhr predigte, sondern eine milde, elegische, welche um das eigne Leid trauerte, wie um jenes, das auf der Menschheit lastet.

Fast schien es der Mutter, wenn der bleiche Knabe vor dem Hause saß und der Mond sein von schwarzen Locken umspieltes Antlitz verklärte, während er seiner Geige wundersame, träumerische Melodien entlockte, daß ihr Sohn dazu auserkoren sei, ein Musiker, ein Virtuose zu werden und sie baute bereits glänzende Feenschlösser in die vom silbernen Licht umflossenen Wolken hinein.

Doch es kam anders.

An einem Herbstabend verirrte sich der junge Lenau in den winkligen Straßen der naheliegenden Vorstadt und sah sich mit einem Male vor einem fremdartigen, an den Orient mahnenden Gebäude, dessen Fenster hell erleuchtet waren, während ringsum Alles in Dunkelheit lag. Als der Knabe mitten in der Straße stehen blieb, näherte sich fast unhörbar eine weiße Gestalt. Es war ein alter Jude, der zur Synagoge schritt, denn an diesem Abend wurde der Col-Nidre gefeiert, das erhebende Fest, das dem Versöhnungstage vorangeht.

Der Alte trat zu dem Knaben, lud ihn ein, an dem Gottesdienste Theil zu nehmen und machte ihn ehe sie in den Tempel eintraten, darauf aufmerksam, daß er seine Mütze aufbehalten sollte. Erstaunt blickte Lenau um sich, als er in dem hellerleuchteten Raum bei dreißig Männer erblickte, alle in langen, weißen Gewändern, die bärtigen Köpfe weiß umhüllt. Der Alte erklärte ihm leise die Bedeutung des Festes. Wie er ihm sagte, daß an diesem Tage ein Jeder in demselben Gewande erscheine, in welchem man ihn eines Tages in das Grab legen werde, erstaunte Lenau nicht im Mindesten darüber; denn Alle, die er hier sah, erschienen ihm bereits wie Todte, wie dem Grabe Entstiegene. Als dann der Gottesdienst seinen Anfang nahm, lauschte der Knabe in steigender Theilnahme der fremdartigen Sprache, dem bald näselnden, bald sich frei und schön erhebenden Gesange, den herrlichen Melodien, welche die einzelnen Gebete begleiteten. Eine neue Volksseele enthüllte sich ihm und auch diese wieder in herzzerreißenden Klagen einerseits, in muthiger, fast heiterer Zuversicht andererseits.

Tiefbewegt verließ der Knabe die kleine Synagoge, an sein Ohr klangen noch immer die seltsamen, herzbewegenden Melodien, und er versuchte sie im Geiste festzuhalten. Als er sich der Nicolauskapelle näherte, lag der feuchte Wiesengrund im silbernen Lichte des Mondes wie ein großer See da, über dem der Nebel klagenden Geistern gleich schwebte. Aus der Schmiede tönten ihm die Hammerschläge des Zigeuners entgegen und aus der offenen Thür sprühte ein Funkenregen.

Der Knabe ging jedoch vorüber und trat dann in das kleine Haus, in dem er mit seiner Mutter und seinen Geschwistern wohnte. Lange saß er stumm in sich versunken, dann holte er plötzlich die Geige von der Wand und begann zu spielen. Bald waren es die hebräischen Melodien des Col-Nidre-Abends, welche um ihn schwebten, bald sprangen wild und rebellisch die Klänge des Rakoczy-Marsches dazwischen, bis er endlich mit einer schrillen Dissonanz schloß, die Geige weglegte und sich an das Fenster setzte. Hier begann er beim fahlen Lichte des Mondes auf einem Stück groben, grauen Papiers zu kritzeln.

Die Mutter sah ihm lange zu, dann stand sie auf, trat leise hinter ihn und fragte: „Was schreibst Du, Nicolaus?“

„Verse,“ erwiderte der Knabe.

Die Mutter betrachtete ihn lange mit einem wehmüthigen Lächeln. Es war vielleicht zu gleicher Zeit die Ahnung seines künftigen Ruhmes und seines herzzerreißenden Schicksals, die sie bewegte.

An diesem Abend aber wurde Nicolaus Lenau zum zweiten Mal geboren, der wahre Lenau, der geniale Dichter der Schwermuth und des ungarischen Haidelandes.

Die Shakespeare-Forschung und das Shakespeare-Jahrbuch.

Von Ludwig Fränkel.

Ohne irgendwie von Voreingenommenheit erfüllt zu sein, darf man sagen, daß die deutsche Shakespeare-Forschung, nach einigen überaus aussichtsvollen Ansätzen in den letzten Jahren, jetzt entschieden an Umfang abnimmt, dem Gehalte nach verflacht. Der neueste Band des „Jahrbuchs der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft“, der siebenundzwanzigste in der Serie, gleich den zwölf voraufgehenden „im Auftrage des Vorstandes herausgegeben“ von Professor Friedrich August Leo in Berlin, belegt diese Behauptung in typischer und ungemein bezeichnender Weise. Die sämmtlichen letzten fachmännischen Besprechungen des Jahrbuches sahen sich zu einem immer gesteigerten allgemeinen Tadel der Redaction, einem besonderen ihrer Leistungen gezwungen, öfters sogar zu scharfer Abwehr der von dem Herausgeber bei der Erfüllung seiner Amtsobliegenheiten befolgten Grundsätze. Wie unser vortreffliches „Goethe-Jahrbuch“, das die kühne Initiative eines einzigen Mannes in das Leben gerufen hat, andauernd unter der Leitung seines verdienten Gründers ein Reservoir und Repertorium des gesammten Goethe-Wissens und Goethe-Forschens darstellt, so sollte man vom Shakespeare-Jahrbuche das Streben erwarten, wenigstens Deutschlands Beschäftigung mit dem britischen Dichterkönige eine Centralstätte zu bereiten. Nichts von dem! Wir haben im jüngsten Lustrum Jahrgänge erhalten, die weit, weit hinter den geringsten Ansprüchen in dieser Hinsicht zurückblieben. Die Schuld liegt wohl in der Führung der Redactionsgeschäfte. Herr Professor Leo, dessen Fähigkeit zu einem wahrhaften Verständnisse Shakespeare's — und das gehört zu den unbedingten Erfordernissen eines leitenden Shakespeareaners — auf thönernen Füßen ruht, wartet seine offiziellen Pflichten mit einem Gleichmuthe ab, der durch Nonchalance noch sehr parlamentarisch censirt wird. Der überwiegende Theil des verfügbaren Raumes geht, wenn man die periodischen Abschnitte

Digitized by Google

abrechnet, meistens auf Abdruck oder Uebersetzung von anderweitig veröffentlichten Artikeln, kurze Mittheilungen und kritiklose Bücherkritiken hin. Offen und unumwunden sprechen wir es hier aus: die Herausgabe dürfte nicht ganz und gar einem Manne überlassen werden, dessen Schultern sichtlich die schwere Last nicht zu ertragen vermögen, der allein die Entscheidungen trifft, ohne, da er „im Auftrage des Vorstandes" handelt, wirklich dafür verantwortlich gemacht werden zu können. Das „Goethe-Jahrbuch", das sogar nur gewissermaßen das Amtsblatt, das offiziöse Organ der Deutschen Goethe-Gesellschaft ist, besitzt neben seinem Herausgeber, dem allerseits als autoritativ anerkannten Professor Ludwig Geiger, einen Redactions-Ausschuß, der sämmtliche einlaufenden Beiträge vor der etwaigen Aufnahme zu begutachten hat. Weit eher das Shakespeare-Jahrbuch, das Eigenthum und in buchhändlerischer Hinsicht Privatdruck der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft ist (wie ja auch der volle Titel deutlich genug besagt) benöthigt ein derartiges Comité beigeordneter Controleure auf das dringendste, wenn es mit ihm nicht immer weiter bergab gehen soll. Wie Professor Leo es in unbegreiflichem Selbstbewußtsein verschmäht, die verschiedenen Shakespeare-Gelehrten, deren Arbeiten neuerdings Aufsehen erregten, zur Mitarbeit und ständigen Theilnahme einzuladen, so fehlen dem Werk seit etlichen Jahren auch Sympathie und Mitwirkung beinahe aller derjenigen Spezialisten, denen nicht irgend ein offizieller oder persönlicher Anlaß die namentliche Zugehörigkeit auferlegt. Nicht als ob wir lediglich dem unseres Erachtens nun nachgerade völlig ungeeigneten Herausgeber etwas am Zeuge flicken wollten: nein, keinerlei selbstsüchtiger oder polemischer Endzweck könnte uns zu niedrigem, kleinlichem Mäkeln treiben. Unsere Absicht ist und bleibt, wie bei allen unseren bezüglichen Anzeigen seit 1888, der innige Wunsch, die maßgebenden Leute auf die Discreditirung und die ernste sachliche Schädigung des Unternehmens nachdrücklich aufmerksam zu machen, das zum Mittelpunkte, zur Vorrathskammer der deutschen Shakespeare-Erkenntniß und -Erforschung geschaffen ward. Und leider scheint dies in kräftiger Form geboten zu sein. Denn der Hafen, in den alle, zum mindesten die seetüchtigsten und frachtreichsten Schiffe und Schifflein einmünden sollten, droht zu versanden, und man irrt kaum, wenn man den Rückschlag dieses rastlos sich verschlimmernden Zustandes in einem Niedergange des einschlägigen Wasserverkehrs überhaupt wahrzunehmen meint. Noch dürfte es nicht zu spät sein, zu den prächtigen Pfaden, die man unter Bodenstedt's und besonders dann unter K. Elze's Führung wandelte. Beide Meister, der eine bedeutend als schier congenialer Uebersetzer und feinsinniger Erklärer, der andere groß als literarhistorischer Erforscher und philologischer Commentator, schieden im Laufe der beiden letzten Jahre: auch nur halbwegs würdigen Ersatz fanden sie in ihrem Posten an der Spitze des Shakespeare-Jahrbuches bis heute nicht.

Wir schulden für unseren Angriff Beweis und Beispiel. Reden wir zunächst von Leo dem Redacteur. Obwohl er über vierhundert Großoctavseiten Druckpapier zur Verfügung hat, enthält der Band eine einzige längere Arbeit, „die Shakespeare zugeschriebenen zweifelhaften Stücke", von Professor Dr. R. Sachs (kann wohl nur Karl Sachs in Brandenburg sein, der Verfasser des berühmten französischen Wörterbuches!). Aber auch das ist keine Abhandlung, sondern, ganz ähnlich desselben Verfassers Arbeit über „Shakespeare's Gedichte" im 25. Bande des Jahrbuchs, eine Sammelstelle aller derjenigen Aeußerungen und Notizen über die 33 ganz oder theilweise nur als pseudo-shakespearisch zu betrachtenden Stücke, die ihm bei einem äußerst fleißigen Durchsuchen der ihm zugänglichen Shakespeare-Literatur unter die Hände kamen. Dabei erscheint aber weder die veranstaltete Enquête systematisch noch die Anordnung des zusammengehäuften Stoffes recht übersichtlich. Freilich gräbt er sehr viele verschollene Angaben aus; andererseits gibt er aber auch viele bibliographische Citate ungenau oder unvollständig, so daß Nachprüfungen keineswegs entbehrlich gemacht sind. Trotz alledem liefert Sachs ein reichhaltiges Compendium der bis dato zu Tage getretenen Ansichten über die relative Echtheit der Pseudodramen, sowie deren Ausgaben und die Geschichte ihrer Fabeln.

Von Darbietungen bislang unbekannten oder unbenutzten Materials sind allein zu nennen der kleine Aufsatz von Dr. Edmund O. von Lippmann, „Die Küste von Böhmen" und Dr. Johannes Bolte's stoffvergleichende Parallelen. Der erstere knüpft seine lehrreichen Auseinandersetzungen an die vielbehandelte poetische Licenz der „Küste Böhmens" im „Wintermärchen" an, wenn auch an diesem Orte nicht zum ersten Male: im 1891er Märzheft der „New Review" behandelte er „Shakespeare's ignorance", seine angebliche Unwissenheit. In geschickter Combination von einschlägigen Auslassungen mittelalterlicher Historiker und Novellisten legt er die Annahme nahe, mit „Böhmen", das bei Shakespeare und seiner Quelle, seines Todfeindes Robert Greene romantischer Erzählung „Pandosto, the Triumph of Time" (1558), als ein der Insel Sicilien benachbartes und vielfach verbundenes Land vorkomme, sei nicht das Gebiet der heiligen Wenzelskrone gemeint, sondern Apulien, das „Reich des Bohemund", der Sicilien direct gegenüberliegende Strich Italiens, wie man ganz ähnlich den nach einigen Starrköpfen angeblich von Martin Behaim entdeckten Welttheil Amerika als „Bohaimia" oder „das westliche Böhmen" bezeichnet habe. Die Einzelheiten dieses Aufsatzes, äußerst interessant von A bis Z, schweifen über alle möglichen Felder des Wissens hin. Denn der Verfasser, ein gar belesener Mann (wie bereits seine „Geschichte des Zuckers" bekundete), läßt kein Mittel unversucht, um seine eigenartige Hypothese zu stützen. Johannes Bolte, der seit Jahren in den Mußestunden einer Berliner Gymnasiallehrerstellung unermüdlich für die Stoffkunde des deutschen und verwandten Dramas im Reformationszeitalter und der älteren volksthümlichen Poesie mannigfachen Schlags emsig und mit großem Erfolge sorgt, gilt auch als hervorragender Kenner der Parallelen Shakespeare'scher Fabeln. Jedes Jahrbuch der letztverflossenen Jahre brachte mehrere betreffende Beiträge, und auch das vorliegende enthält deren vier: „Der Widerspenstigen Zähmung als Görlitzer Schulcomödie" (1678), nämlich in des 1666 bis 1695 amtirenden Rectors Christian Funcke Bearbeitung „Der Wunderbahren Heyrath Petruvio mit der bösen Katharinen", die mit des Zittauer Rectors Christian Keimann gleichnamigem Stück von 1658 und anderen freien Verdeutschungen des dramatisirten Exempels von der bösen Sieben enge Beziehungen unterhält; „Eine Parallele zu Shakespeare's The Taming of the Shrew", d. i. Nr. CLXX des prosaischen Anekdotenbuches „Gepflückte Fincken, Oder Studenten-Confect" (1667); holländische, französische und lateinische Auszüge von Parallelen „Zur Shylockfabel" in Schwankbüchlein der Zeit 1576—1666; Hinweis auf „die Oxforder Tragödie Thibaldus (1640)", die „in einem, wenn auch nur entfernten Verhältniß zu der Liebestragödie »Romeo und Julia« zu stehen scheint." Wie immer begrüßen wir auch diese heutigen Nachweise Bolte's dankend unter aufrichtiger Bewunderung seiner Umsicht.

Sonst ist das Eingreifen von Leo's Redacteurthätigkeit ersichtlich in der für möglichst glänzende Ausstattung erfolgten frischen Meinungskundgabe „Zur Scenirungsfrage" des Shakespeare-Theaters Seitens des vermittelnden Präsidenten des Vereins, Wilhelm Oechelhäuser's, dessen liebevoll strebsamer Vertiefung in die Dramen manche willkommene Frucht entkeimte, sowie in der Aufnahme des englisch geschriebenen Essays von Charlotte Carmichael Stopes über Shakespeare's Zeitgenossen, den Gelegenheitspoeten William Hunnis (am Schlusse heißt es selbst: „No connection with Shakespeare is proved!"), der Verdeutschung des wenig fördernden Artikels „Die Handlung in »Wie es Euch gefällt«. Eine inductive Studie. Von C. A. Wurtzburg" aus der sehr ungleichmäßig bedienten amerikanischen Monatschrift „Poet-Lore" Juni-Juli 1891, endlich in der Gruppirung der Rubriken „Literarische Uebersicht", „Nekrologe" u. s. w. Es ist ein wahrer Segen, daß Leo in dem recensirenden Theile sein eigenes Auftreten möglichst einschränkte. Denn die Referate, die in knapper und doch wohlunterrichteter Sachlichkeit J. Zupitza und L. Pröscholdt beisteuern, bemühen sich, einen haltbaren Eindruck von den Neuerscheinungen zu liefern, während die wenigen (anonymen) Anzeigen aus Leo's Feder den üblichen Ton seiner Ergüsse zeigen,

Digitized by Google

der durch leere Allgemeinheit der kritischen Notiz und Einflechtung gleichgültiger Personalien ebenso unangenehm auffällt wie durch fades Gewitzel und blumigen Bombast. Darin hat er sich nun etwas gebessert; ein Zeichen reuiger Umkehr: er trat die Hauptmasse der Besprechungen an denselben Kritiker Prölscholdt ab, der vorher in der schärfsten Tonart wider die Ausdrucksweise Leo's losgezogen hatte. Die Erkenntlichkeit gegen den Herausgeber, daß er den von Frederick James Furnivall, dem wunderbar leistungsfähigen englischen Literaturforscher, als Nr. 14 der sechsten Serie in den Veröffentlichungen der „New Shakespeare Society" herausgegebenen „Robert Laneham's Letter" von 1575 abdrucken läßt, unterdrücken wir nicht; außer reicher Belehrung über die mannigfaltigsten literar- und sozialpolitischen Fragen empfangen wir da ein farbiges Bild englischen Lebens aus der Zeit der Königin Elisabeth. Von „Nekrologen" stößt der (anonyme) von Gisbert Freiherrn von Vincke, aus Leo's Feder, geradezu ab: es steht so gut wie nichts von Lebensschilderung oder gar von Charakteristik darin, fast lauter Gemeinplätze. Ganz vortrefflich ist hingegen der Nachruf, den Friedrich Kluge seinem am 29. Januar verstorbenen Lehrer Bernhard ten Brink, einem der hervorragendsten Shakespeareaner, widmet.

Wenden wir uns nunmehr in aller Kürze zu Leo dem Mitarbeiter. Ueber ein Viertel des Jahrbuchs (108 Großoctavseiten!) wird von einer von ihm herrührenden Zusammenstellung der „Geflügelten Worte und volksthümlich gewordenen Aussprüche aus Shakespeare's dramatischen Werken" in Anspruch genommen, einer starken, ziemlich prinzipienlosen Aufschwellung der betreffenden Kapitel in Büchmann's „Geflügelten Worten", und zwar nach dem deutschen (Schlegel-Tieck'schen) und dem englischen Wortlaut. Solche Aufspeicherungen eines schematisch nicht abgrenzbaren Materials tragen stets den Stempel des Subjectiven an der Stirn, und daher findet man hier viele deutsche jenseit des Meeres ungebräuchliche Citate neben zahlreichen lediglich drüben verwertheten „household words" (König Heinrich V., IV 3). Einen literarischen Endzweck aber vermag man dieser mit arger Platzverschwendung gedruckten Aneinanderreihung, die nicht einmal sachliche Rubriken anzusetzen wagt, nicht zuzuerkennen, da sie nicht der Anforderung nachkommt zu zeigen, „wie weit sich die Volksthümlichkeit des betreffenden Dichters erstreckt — wie sehr seine Werke dem Volke im Herzen oder im Ohr sitzen." Leo selbst beansprucht übrigens selbst keinen erheblichen Ruhmestitel für sich: „Das Beste an der vorliegenden Arbeit ist jedenfalls die Idee, die geflügelten Worte aus Shakespeare's Werken zusammenzustellen." Gönnen wir ihm dieses Verdienst. Seine Glossirung der Hälfte von „Robert Sprenger's Bemerkungen zu Dramen Shakespeare's" sprudelt von Arroganz und unbelegtem Besserwissenwollen, die nirgends einen brauchbaren Vorschlag für abgewiesene Conjecturen des tüchtigen Sprenger einsetzt. Zwar, „unsere Reihen sind arg gelichtet, und wir brauchen starken Nachwuchs," wie Herr Leo schließt; aber sein Vorbild und seine Lehre — ja, vor denen möge eine gütige Vorsehung die aufstrebenden Shakespeareforscher behüten!

Wir übergehen den „Jahresbericht am 23. April 1891. Erstattet von W. Oechelhäuser" (darin geschieht „größter Mühewaltung Seitens des verdienstvollen Herrn Redacteurs" Erwähnung!), den „Bericht über die Jahresversammlung am 23. April 1891", das „Mitgliederverzeichniß", das genaue „Namen- und Sachverzeichnis", die Notiz über den „Zuwachs der Bibliothek der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft seit April 1891. Von Dr. Reinhold Köhler" (dem hochverdienten, kürzlich dahingeschiedenen Großherzogl. Sächs. Oberbibliothekar), und werfen noch einen Blick auf zwei ungemein werthvolle periodische Abtheilungen des Jahrbuchs. Die — fast lückenlose — „Shakespeare-Biographie 1889, 1890, 1891. Von Albert Cohn", im Vorjahre von uns schmerzlich entbehrt, stellt eine außerordentliche Leistung deutschen Gelehrten- und Bibliographenfleißes dar. Denn nur wer diese beiden Eigenschaften mit buchhändlerischer Kenntniß und Umsicht vereinigt, ist im Stande, eine derartige 80 Seiten lange Uebersicht aller im Laufe dreier Jahre in wirklich aller Herren Länder der Druckerpresse entflohenen Shakespeareana anzufertigen. Die andere ständige Darbietung des Jahrbuchs, Armin Wechsung's „Statistischer Ueberblick über die Aufführungen Shakespearischer Werke auf den deutschen und einigen ausländischen Theatern vom 1. Januar bis 31. December 1891" zeigt, daß in diesem Zeitraume durch 129 Bühnengesellschaften 24 Shakespeare'sche Dramen in 640 Vorstellungen zur Aufführung gelangten. „Der Kaufmann von Venedig" mit 77 Aufführungen durch 45 Gesellschaften beginnt; es folgen „Hamlet" mit 75, „Othello" mit 71 Mal durch 48 beziehentlich 54 Truppen. Eine einzige Schauspielergemeinschaft wagte sich an „Coriolanus" und brachte ihn zwei Mal auf die Bretter, wo auch „König Heinrich der Vierte. II." nur ein Mal vorsprach. Solche Stücke, die Parade- und Virtuosenrollen aufweisen, gelangen zwar nicht am Häufigsten auf die Bühne, wohl aber in's eiserne Repertoire der meisten Gesellschaften: „Richard III." mit 37 Darstellungen auf 25 Häusern steht „Was ihr wollt" mit 39 auf 11 gegenüber. An der Spitze marschirt übrigens natürlich die Hauptstadt des Deutschen Reiches, die über ein Sechstel der Gesammtziffer, 110, stellt, wogegen die alte Metropole der deutschen dramatischen Muse, Wien, mit (trotz des Gastspiels von Ernesto Rossi im Carl-Theater) nur 27 Abenden stark abfällt.

Unser diesmaliger Wegweiser durch das neueste „Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft" — aus dem Inhalte des nächsten verrathen wir Friedrich Kluge's erschöpfende Charakteristik von „Shakespeare's Sprache" — mußte zu unserem lebhaften Bedauern manchem Mißstande in der derzeitigen Ausgestaltung etwas derb auf den Leib rücken. Gern eigne ich mir die Worte Leo's am Ausgange seiner Sprengerpolemik an, man „wolle aus dem Vorliegenden herauslesen, daß es von keiner Lust am Tadeln, sondern von dem Wunsche dictirt ist", dem stattlichen jährlichen Stelldichein unserer engeren Shakespeare-Gemeinde „so weit mein Können reicht, zur Seite zu stehen" als ein treuer Freund und nachdenklicher Berather. Dies schwebte mir als ausschließliche Absicht auch heute vor. Beugen wir uns doch alle ehrfürchtig dem bezwingenden Zauber, den die erhabene, einsam thronende Kunst des stammverwandten englischen Dichterfürsten ausstrahlt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das alte Mütterchen.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen.

In dem kleinen Landstädtchen Knopköping, im östlichen Schweden, wohnte in einem Hintergäßlein unser altes Mütterchen mit ihrer Tochter Julie. Eigentlich hieß sie Frau Stark und demzufolge ihre Tochter Fräulein Stark und die alte Katze Stark's Mietzekatze. Sie bewohnten zwei kleine Stuben und hatten Antheil an einer Küche, die den Bedürfnissen sämmtlicher Hausgenossen genügen mußte. Der Hausvater bedurfte keines Raumes mehr, denn schon seit vier Jahren hatte er sein enges Schlafkämmerlein draußen am westlichen Ende der Stadt, wo die Ruhe nicht mehr gestört wird und keine irdischen Sorgen mehr hinreichen können.

Vater Stark war Schreiner gewesen; ein unermüdlich treuer Mann, nur lebend und sorgend für das Wohl der Seinen. War er schon immer ein fleißiger Mann, so spannte er jetzt, seit sein sehr begabter Sohn Emil auf das Gymnasium nach Upsala gekommen, alle seine Kräfte an, um die schweren Kosten dieser so kostspieligen Erziehung aufzubringen.

„Ach!" seufzte Vater Stark oft, „wie entsetzlich viel Geld kostet es doch, bis ein Mann so gelehrt wird, um sein Examen machen zu können!"

Da der für Mutter und Julie zurückgelegte Sparpfennig unter keiner Bedingung angegriffen werden durfte, so galt es, alle Kräfte anzuspannen und auch die Nächte zu Hülfe zu nehmen — und Alles und Jedes zu meiden, was nicht unumgänglich nothwendig war. Und kam Meister Falk, der Schuhmacher seines Gewerbes war, um ihn am Sonnabend aufzufordern, sich in Gesellschaft guter Freunde und Nachbarn mit einem Glas Grog zu erquicken, nach den Mühen und Sorgen einer ganzen Woche, so widerstand unser guter Vater Stark auch dieser schweren Ver-

Digitized by Google

suchung und wies solche wohlgemeinte Aufforderung mit einem entschiedenen Nein ab.

Während der alte Stark so weiter Tische und Stühle machte und oft bis tief in die Nacht hinein in seiner zugigen Werkstelle stand, begann er allmählich, ohne es zu merken, an seinem eigenen Sarg zu zimmern und bald ging es mit ihm zu Ende, und die Knopköpinger sahen nicht mehr das alte ehrwürdige Haupt ihres lieben Meisters Stark am Fenster.

Nach dem Tode seines Vaters kam Emil nach Hause und wie wohl und hübsch sah er aus; auch sein neuer Anzug, der aus dem Erlös der letzten Arbeit seines verstorbenen Vaters bezahlt war, gab ihm ein gar schmuckes Ansehen. Beim Abschied war er sehr bewegt, umarmte Mutter und Schwester mit großer Herzlichkeit und versprach, ihnen bald eine Stütze zu werden, da er hoffe, seine Examen bald zu bestehen.

Da saßen sie nun, Mutter und Tochter, am kleinen, mit Geranien geschmückten Fenster, welches auf das Hintergäßlein ging; zwischen sich die Nähmaschine, die so fleißig schnurrte und lustig zwitscherte: nickenicke nick — — nicke nick — Emil ist fleißig — — — nickenickenick Emil kommt bald — nickenickenick — Emil macht bald Examen.

Und das Geranium verblühte und trieb neue Knospen und die alte Mutter welkte dahin und Fräulein Julie wurde blaß und mager und litt viel an Rückenschmerzen; das fortwährende Arbeiten an der Maschine jahraus, jahrein machte sie so entsetzlich müde.

Da geschah es aber zuweilen, daß die Maschine zur Seite gesetzt wurde und statt dessen kam Mutter mit einem angezündeten Licht; dann wurden große, schöne Bankzettel in ein Couvert gesteckt, mit fünf Siegeln versehen und von Julie zur Post gebracht. Ach wie schwer und lang ist doch die Lehrzeit für das Examen! seufzte dann die alte Mutter. Wenn solch ein Brief in Upsala, Vaksala-Straße Nr. 24 ankam, da war die Freude groß; gewöhnlich waren auch gute Freunde da, die Emils Glück theilten.

„Bist Du ein Glückspilz! Deine Mutter ist die Perle aller nordischen Familienmütter — das muß man Dir lassen!"

„Ja, gut ist sie, das kann Niemand leugnen. So — nun wollen wir einmal losschlagen und etwas Gutes zu Abend essen; später treffen wir dann mit den Anderen im Rathskeller zusammen."

— — — Als nun der Brief mit den schönen Bankzetteln fort war, seufzte das arme Mütterchen so recht aus tiefstem Herzen; sie sah mit langem, traurigem Blick ihre Tochter an: „Sieh' nun, Julie, Du sollst auch ein kleines Vergnügen haben — da will ich Dir 25 Pfennig schenken, Du darfst Dir dafür kaufen was Du willst."

„Was wollen wir aber heut zu Mittag haben? Meinst Du nicht, wir essen wieder einen Hering? Sag', ist Dir's so recht, mein Herzchen?"

„Ganz wie Du willst, mein liebes Mütterchen, mir ist es schon recht."

In dem Maße, wie das Guthaben in der Sparbank immer mehr abnahm, konnten Vorübergehende bemerken, wie Mutter und Tochter immer länger in den Abend hinein sich gegenüber saßen und die Maschine rastlos arbeitete. Die Alte wurde immer kleiner und runzlicher und die arme Julie immer magerer und bläßer. Auch die Maschine fing nun an langsamer zu gehen, denn die Füße der armen Julie konnten nicht mehr so fort wie früher.

An Arbeit hatte sie nie Mangel; auch manche Ausstattung für überglückliche Bräute wurde ihr zum Nähen gebracht. Bei solchen Gelegenheiten erhielt sie dann wohl hin und wieder einen schönen Uebergroschen nach Ablieferung ihrer Arbeit. Aber was half Alles? Das Verhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe gestaltete sich immer trauriger, und viele heiße, bittere Thränen des Kummers und der Sorge fielen auf ihre Arbeit!

Ihr gegenüber sitzt die Mutter. Frohe und rosige Träume scheinen das Herz der Alten zu bewegen. Was mag sie nur träumen? Welch' Gaukelspiel mag ihre Phantasie umschweben? Kaum hörbar, aber dann deutlicher murmelte sie vor sich hin: Ja — ja, Emil ist durch's Examen — endlich wird es — — und nun? — er wird vielleicht Bürgermeister in einer großen Stadt, viel größer als Knopköping, einer Stadt mit 4—5000 Einwohnern — dann wohnt seine alte Mutter im wärmsten Zimmer im ganzen Haus — heut' ist große Einladung — ein Bürgermeister muß ja dann und wann große Einladungen machen mit den Vornehmsten in der ganzen Stadt. Komm nun, meine gute Mutter! — Nein, Emil, Deine Mutter will nicht zu den vornehmen Gästen — Aber der Herr Landrath wartet auf Dich — O, Emil, Emil! — Und nun legt er zärtlich ihre alte, runzliche Hand auf seinen starken Arm und führt sie in den Saal mit strahlendem Blick; er schämt sich ihrer gar nicht und die vornehmen Gäste verbeugen sich vor der Mutter ihres Gastgebers — Einer oder der Andere nimmt gar sein Glas in die Hand: Erlauben Sie, Frau Stark, Ihr Wohl! — — O, Emil, Emil!

„Mutter, Mutter! Das Holz ist wieder zu Ende und wir haben gar nichts in der Kasse; ich habe allerdings noch keine Bezahlung für die letzte Arbeit erhalten, aber wie weit wird das reichen!"

„Ach Julie, was schwätzest Du doch! wozu störst Du mich? ich hatte einen so herrlichen Traum!"

— — — „Zum Becher, zum Becher
Ihr Freunde, kommt heran!"

so lallte, trotz Winterkälte, eine undeutliche, halb verschlafene Stimme zum offenen Fenster hinaus, im Bodenzimmer, Vaksala-Straße Nr. 24. Müde, mit glühenden Wangen und trüben Augen begibt sich Emil Stark auf Entdeckungsreisen nach Licht und Zündhölzchen . . . So — nun endlich ging's! — aber was alle Wetter liegt denn da? Ein Telegramm! — Und er, Emil? ja er hatte gefrühstückt den ganzen Tag. — —

„Mutter krank, will Dich sehen, komm gleich. Julie."

Er wurde leichenblaß, seine Lippen zitterten. Ein Telegramm, aus der armen, der blutarmen Heimath, das wenigstens einen Reichsthaler gekostet hatte — das war nicht im ersten Anlauf abgeschickt, das wußte er.

O Gott! Das war der Tod — der Tod, welcher diejenige holte, die ihm Alles geopfert — und er? er hatte nichts gethan, als ihr Noth und Kummer bereitet. Dazu hatte er sie drei lange Jahre nicht gesehen! Er besaß auch nicht einen Pfennig zur Reise. Er eilte fort zu seinen Freunden und Bekannten und bettelte, er weinte, er raste umher und flehte um Hülfe. Man begegnete ihm mit Achselzucken und Abweisungen aller Art: „Dich kennt man schon, guter Freund. Laß nur, Stark, und komm' uns nicht mit neuen Geschichten!" Und doch, endlich hatte er das nöthige Geld beisammen.

Welch' eine Fahrt war das! Im Waggon war er allein; er verkroch sich ganz in die Ecke; den Rockkragen aufgeschlagen, mit zusammengepreßten Lippen, um sein Schluchzen dem Schaffner zu verbergen. So saß er da, jeden Augenblick nach der Uhr sehend, um seine Ankunft berechnen zu können.

Nun noch zwei Meilen im Schlitten — dann nur noch eine. Die Gedanken eilen voraus: Er sieht Julie verweint in der Hausthür stehen und stumm nach der Thür zeigen, und da sieht er die Mutter steif und kalt liegen. Dann trat ihm der Schweiß auf die Stirn und jede Fiber seines Körpers zitterte vor Angst und Weh.

Endlich waren sie da. — Da lag die kleine Stadt, dort das niedrige Haus; am Fenster stand das Geranium wie immer, aber das Fenster war leer; sie waren Beide fort, die Alte und die Junge.

Mit dem gnadeflehenden Blick des Verurtheilten begegnete er Juliens Auge und las darin, daß das Leben noch nicht entflohen sei.

„Aber Emil, sei ganz still, Mutter ist so unruhig, sie phantasirt immer fort, dazwischen ist sie todtschwach, und es geht augenscheinlich bald zu Ende."

Er wankte nach dem Bett hin und verbarg sein Gesicht zu ihren Füßen.

„Das ist Emil! Geliebtes Kind, mein Emil! Faß' an, Emil, es liegt solch' schwere Last auf meiner Brust, Julie vermag nicht, sie zu heben. Fasse doch an und hilf mir, mein alter, lieber Junge, dann wird's gewiß besser werden. — Gut — daß Du endlich kommst und mich zu Dir nehmen willst — denn — ich — kann — nicht, lang' wär's nicht gegangen — nun wird's aber besser — o Emil! hätte es länger gedauert — ich fürchte, mein Herz — wär' gebrochen — Fasse an und hebe die Last, sie drückt so entsetzlich — hol' uns fort von hier — es geht nicht mehr — Julie, geh' rasch zu Berg's: Emil wär' nun Landrichter geworden, ich brauch' keine große Stube, nur eine ganz kleine — aber für Julie mußt Du gut sorgen. Das arme Kind, sie nähte immer so fleißig, auch wenn sie arge Rückenschmerzen hatte. Sie kann ja nichts dafür, daß sie nicht so hübsch und begabt war, wie „unser Junge." Scht — scht Julie, weine nicht so, nun ist er ja gekommen — der Landrichter, wissen sie es schon? — Ich muß aber schlafen — nein — nein, Ihr guten Leute — wir brauchen kein Holz mehr — wir ziehen — fort — zu — — —"

Auf einmal war es ganz still. Emil richtete sich auf; es war Alles vorbei und das alte Mütterchen war dorthin gezogen, wo es keine Täuschungen mehr gibt.

Aber Leidensschwestern hat sie zurück gelassen. Geduldige, ausharrende, alles aufopfernde, stets hoffende Leidensschwestern.

Aus der Hauptstadt.

Der allerneueste Kurs.

Herr Richter rühmt sich in seinen Jugenderinnerungen, daß er noch mit elf Jahren der 84. unter 84 Schülern gewesen ist und doch schon zehn Jahre später, als kaum mündiger Jüngling, mannhaft für die Gewerbefreiheit eintrat; ich finde, daß er solcher Maßen den Erwartungen voll entsprochen hat, welche sein Ordinarius in der Quinta mit Recht auf ihn setzen konnte. Herr Richter ist immer der 84. geblieben, und immer mit dem natürlichen Scharfsinn des 84. hat er politische und wirthschaftliche Verhältnisse betrachtet. Dem glücklichen Zufall, daß Niemand in der Partei war, welcher sich auf eine vordere Bank setzen mochte, daß vielmehr Alle in bescheidener Erkenntniß ihrer Fähigkeiten hinter Richter Platz nahmen, verdankt er seine Großmachtstellung. Gelangt der 84. irgendwo zum Primusplatz, sei es im Staat, in der Hierarchie, in der Kunst oder in einer Partei, so wird er naturgemäß nicht auf geistiges Uebergewicht, sondern auf Gewaltmaßregeln seine Herrschaft stützen. Eugen Richter ist immer für die Rechte des unterdrückten Volkes, mit Ausnahme desjenigen in seiner Fraction, eingetreten, und er hatte sich schon behaglich darauf eingerichtet, als unentwegter Kryptorepublikaner und unumschränkter Zar aller Freisinnigen dermaleinst sein Junggesellenleben zu beschließen. Aber die Geschichte des Parlamentarismus lehrt von jeher, daß kleingeistige und verbissene Führer nur so lange Trumpf in der Hand haben, als ihre Partei Opposition macht; ändern sich die Verhältnisse einmal, so tritt augenblicklich Palastrevolution ein, der langjährige, nun erschrecklich unbequeme Vorkämpe sieht sich in Nacht und Dunkel gestoßen,

Digitized by Google

und Einer der früher verachteten „Gemäßigten" usurpirt Krone und Scepter.

Seit dem neuen Kurs des Staatspapieres hat es an Versuchen nicht gefehlt, die freisinnige Partei zur politischen Börse zuzulassen, ihr in Güte die prinzipielle Opposition zu verleiden und sie regierungs-, fackeltanzfähig zu machen. Graf Caprivi behandelte, um nicht mit Bismarck verwechselt zu werden, die Linke anfänglich in höflichster Form, und obgleich der unbestätigte Bürgermeister von Neuwied knurrend nur den holden Lockungen horchte, brach der temperirte Freisinn wider alle Hausordnung in ein fröhliches Hosiannah aus. Eine liberale Aera schien im Anzuge, der Premier brüskirte Conservative und Ultramontane, und da man ihn damals noch nicht kannte, glaubte Alles, er thäte es mit wohlberechneter staatsmännischer Absicht. Der Freisinn erholte sich, die Hofberichte seiner Blätter wurden wärmer, farbenreicher; seine Reporter hörten „aus der Mitte von Arbeitergruppen, denen der Kaiser vorüberfuhr, „brausende, jubelnde Hurrahrufe." In Thiergartenvillen — ich habe es einmal mit eigenen Augen gesehen — begann die männliche Balljugend, so weit es ihre Waden erlaubten, Kniehosen zu tragen. Und obwohl dann die Einbringung des Volksschulgesetzes alle Märchenträume jäh zerstörte — bis auf den heutigen Tag erhielt sich im Herzen der Rickertianer frohe Hoffnung lebendig.

Der Commandeur des 9. Armeecorps a. D. frettete sich mittlerweile schlecht und recht durch; wie Graf Taaffe seiner Zeit dem Bismarck, so sah jetzt Deutschlands Ministerpräsident dem Grafen Taaffe gewisse Kunstgriffe „parlamentarischer Regierung" ab. Das ging auch, bis es zu einer ernsten Entscheidung kam, zu dem Kampf um die Militärvorlage. Der Premier erlebte herbe Enttäuschungen. Er wußte, daß das Gesetz gut war; seine Räthe hatten es ihm sämmtlich gesagt, und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" stimmte aus den reinsten Beweggründen bei. Nun plötzlich erstand eine von Tag zu Tag anschwellende Gegnerschaft. Das Centrum, mit dem man in der Wilhelmstraße doch auf bestem Fuß zu stehen glaubte, und das von Windthorst längst auf den Lieber gekommen war, hielt unerwartet Tag und Stunde für geeignet, wieder einmal seine Macht zu zeigen. Herr Arendt von den Linksconservativen brillirte Woche um Woche mit heldenmüthigen Husarenattacken auf die Vorlage; den braven Kreuzzeitungsmannen im Reichstag aber sagte Caprivi, kaum der Prozeß Löwe beendet war, eine Fülle der ärgerlichsten und verblüffendsten Dinge. Sie standen wie begossene Pudel da, ließen sich ihre stolzen Parteitagbeschlüsse geduldig zerzausen; nicht Einer von den versammelten Herren fand ein kerniges Wort der Abwehr. Graf Caprivi glaubte sich seiner Macht über sie so sicher, daß er gefahrlos die Bismarckpeitsche schwingen zu können wähnte; vielleicht aber hat er das Selbstgefühl der Partei doch unterschätzt. Wenn conservative Stimmen gegen die Militärvorlage votiren, so haben sich ihre Gegner beim Grafen Caprivi dafür zu bedanken. Und weil nun alle Welt, dutzendfacher Beweise vom Gegentheil nicht achtend, noch immer annimmt, des deutschen Reiches zweitgrößter Kanzler spreche, was er spricht, aus staatspolitischen, wohlerwogenen Gründen, so glaubten ganz kluge Leute, die Regierung wende sich von den rechten Ultras in heiliger Entrüstung ab und wolle es mit einer lauwarmen liberalen Aera versuchen.

Die jetzt unbezahlbare, früher aber sehr anständig bezahlte „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" gab dem „verständigen Freisinn" einen nicht mißzuverstehenden Wink, daß nun seine Zeit gekommen wäre. Und alsbald regte sich 'was im Odenwalde. Die Unterrichts-Kurse im Menuet à la reine wurden plötzlich von schwarzhaarigen jungen Juristen, kommenden Männern, überlaufen; ein Minister-Frack-Verleih-Institut that sich auf, und Licentiat Gräbner, der es ohnehin satt hatte, ein geistlicher Hirt ohne Herde, ein Zeitungsherausgeber ohne Abonnenten zu sein, bereitete sich darauf vor, ein Unterstaatssecretariat zu übernehmen im Ministerium Goldberger-Rickert.

„Der Umschwung lag seit Langem in der Luft. Kurz nachdem deutschfreisinnige Barden für Friedeberg-Arnswalde den schönen Vers gedichtet hatte:

„Drum, seid Ihr wieder auf den Plan gerufen,
So werdet Ihr mit Löwenmuth Euch schlagen,
Und, ohne Scheu vor Thron- und Altarstufen,
In's Herz der Feinde Eure Waffen tragen,"

gleich nach dieser lyrischen Großthat trank Graf Caprivi mit dem temperirten Freisinn Münchner Bier und scherzte mit ihm, wie er einstens mit dem genialen Lieber — „lieber Caro!" — gescherzt hatte. Die Welfenfonds-Enthüllungen, womit uns die streng deutsch-nationalen Vorwärts-Patrioten Singer, Liebknecht, Bading, Bamberger, Cohn I und II liebend von jeder Ueberhebung Frankreich gegenüber abhielten, sie entlockten nur Eugen Richter, sonst keinem moderaten Liberalen ein dankbares Grinsen. Und als ein Blatt, das von der Regierung nachweislich keinen Groschen annimmt und doch fast keinen zahlenden Abonnenten hat, den Freisinn mit sanftem Wort ermahnte, das anmaßliche Centrum zu depossediren, da ging ein Zittern durch die stolzen Leiber der Volkshelden. Justizrath Meyer und die theils geheimen, theils unheimlichen Commerzienräthe Goldberger und Herz betonten an der Spitze des „Berliner Freisinns" ihre loyale Gesinnung, leugneten auch jede Gemeinschaft und Solidarität mit schlechten (oppositionellen) Elementen.

Dem opportunistischen Freisinn fehlt es keineswegs an gutem Willen, den Fackeltanz mitzumachen. Doch wenn auch Graf Caprivi, welchem es in der Gesellschaft und beim Beifall der Linken längst nicht mehr unheimlich zu Muthe ist, sich ihr gar nicht abgeneigt zeigt, der Zeitgeist ist es um so mehr. Denn das scheint gewiß: verläuft die gegenwärtige Reichtagssession normal, kommt es erst 1895 zu Neuwahlen, dann werden die beiden Parteien schwere Verluste erleiden, welche über den spärlichsten Nachwuchs verfügen und der herrschenden Strömung am schroffsten entgegen treten: die nationalliberale nämlich und die freisinnige. Zu Friedeberg-Arnswalde sind die 8000 Stimmen, welche einst Herrn von Forckenbeck zufielen, auf 3000 zurückgegangen; in einem Orte bei Dresden taufte der Gemeinderath, wie ich vom schalkhaften „Figaro" hörte, einen neuen Verkehrsweg „Ahlwardtstraße", in der Berliner Stadtverordneten-Versammlung erlitt Herr Loyal, profan Justizrath Meyer, bei der Wahl des stellvertretenden Vorsitzenden eine eklatante Niederlage, und auf allen Parteitagen erklären sich die begeisterten Mengen einmüthig für den Radicalismus. —

Ganz ernsthaft ist trotzdem in der Presse die Möglichkeit und die Folgewirkung einer liberalen Aera behandelt worden, und wer dem Liberalismus besonders unhold war, freute sich diebisch darauf, daß nun seinen Vertretern Gelegenheit geboten wurde, sich am Staatsruder unsterblich lächerlich zu machen und ihre Partei für alle Zeit zu ruiniren. Man vermuthete hier und da, der Kaiser wäre einem politischen Experiment dieser Art nicht abgeneigt; ganz verständige conservative Blätter geriethen in mimosenhafte Erregung, und eine Weile lang schien es, als hätte Graf Caprivi mit dem Schreckschuß sein Ziel erreicht und die meuternden Landsknechte wieder zur Ruhe gebracht. Man vergaß, daß bei all seiner Macht der Kaiser doch nicht im Stande ist, gegen den ausgesprochenen Willen der erdrückenden Mehrheit unseres Volkes zu regieren, und man vergaß, daß Graf Caprivi in seiner Todesnoth an Strohhalmen sich anklammert, auf die ihn der Kaiser gewiß nicht aufmerksam gemacht hat.

Der Liberalismus liegt, von seinen Medizinmännern umstanden, auf dem Todtenbett, und auch Premierhuld wird ihn nicht mehr galvanisiren. Wir fürchten viel von der gegenwärtigen Regierung; dies aber fürchten wir nicht. Aber eins leuchtet auch für das blödeste Auge erkennbar aus dem neuesten Verlegenheitsstreich des „Bismarckersatzes" hervor: So sehr schwebt unsere Politik in der Luft, so sehr entbehrt sie all und jeder soliden Grundlage, all und jedes Vertrauens beim Volke, daß man ihr die tollsten Sprünge zutraut, ohne mit den Wimpern zu zucken.

Vor Monaten wies in einem damals vielbesprochenen Artikel Hans Delbrück darauf hin, daß in weiten Schichten der Bevölkerung die monarchische Gesinnung erschüttert wäre und unter Umständen unheilbaren Schaden nehmen könnte. Das männlich kühne Wort, welches der Kaiser seinem Lehrer gewiß nicht verargte, ist zum Gemeingut zahlreicher Schreiber geworden, aber es hat dadurch an innerer Wahrheit nicht gewonnen. Daß eine tiefe Erregung durch das Land geht, daß immer deutlicher die soziale und politische Scheidung des Volkes in monarchischen und republikanischen Radicalismus hervortritt, wer wollte es leugnen? In höherem Maße jedoch als das königsfeindliche Element sich verstärkt, wächst die Zahl der Männer, welche dem Kaiserthron nicht allein aus unklarer Sentimentalität, sondern aus wirthschaftlichen, aus nationalen, aus Verstandes-Gründen Treue geloben. Der Kaiser seinerseits hat im verflossenen Jahr unbestreitbar viel gethan, dem monarchischen Prinzip Freunde zu gewinnen. Er ließ das Volksschulgesetz fallen, weil das Gewissen der Nation sich dawider empörte; er bestätigte, um nur noch ein Beispiel zu nennen, telegraphisch den freisinnigen Oberbürgermeister von Berlin unter Umgehung des langwierigen Instanzenweges. Es wäre thöricht, in einen Fehler zu verfallen, über den schon Lassalle sich lustig machte, und mißverstandener Verfassungsparagraphen halber den Herrscher außerhalb aller Parteien stehend zu nennen. Wir wissen, daß der Kaiser ein Mann des aufgeklärten Conservatismus ist; wir sehen mit Vergnügen, daß er jeder Partei ihr Recht läßt, aber wir leugnen, daß dieser Fürst, der Führer der sozialreformerischen Conservativen, jemals ein „liberales" Ministerium um sich dulden wird.

Noch hält die große Mehrheit des deutschen Volkes treu zu seinem Fürstenhause, und noch immer sehen Millionen, die es gar nicht so sehr wie die „Kreuzzeitung" bedauern, wenn über prunkvolle Hoffestlichkeiten nur spärliche Nachrichten in das Publikum dringen — sehen Millionen in ihrem Kaiser den Mann, der wohl zu Gewaltigem berufen ist und in dessen Hand die Zukunft unserer Nation ruht. Diese Millionen wissen gleich wenig von bornirtem Kryptorepublikanismus wie von byzantinischer Augendienerei.

Es ist weit gekommen mit uns, wahrhaftig, aber es ist noch nicht zu spät, als daß nicht mehr zum allerneusten Kurs Der gemacht werden könnte, der uns aus all diesen Wirrnissen herausführt. Zwar schämen sich bereits hochangesehene Organe der conservativen Partei nicht, in ihren Preßrevuen Sätze, die sich lobend mit Bismarck beschäftigen, fortzulassen und censurmäßig durch . . . anzudeuten, gleich als handle es sich um gemeine und unsittliche Redewendungen. Zwar ist es „noch nicht ausgemacht", ob am Nationaldenkmal für den todten Heldenkaiser auch sein Bismarck ein Relief-Reiterbildniß erhält, „unangebrachten Verhaltens des gewesenen Reichskanzlers halber". In dem architektonischen Theil des Baues sollen die Bildsäulen aller deutschen Fürsten aufgestellt werden — sehr gut, denn sonst verschwände die Erinnerung an einen Theil von ihnen rasch aus dem Herzen des Volkes, während es bei Bismarck keiner Verewigung in Stein bedarf. Auch aus anderen Gründen mag Begas seine Kunst sparen. Ein Marmorblock der Erinnerung gebührt nur solchen, die ihre Rolle auf Erden ausgespielt haben, so oder so. Otto Bismarck hat das nicht.

Ganz im Gegentheil.

„Le roi me reverra." Den Mann Bismarck vielleicht nicht, doch seinen Geist und seine Ideen. Und deren Zeit ist näher, als irgend Jemand vom allerneusten Kurse zugeben darf.

Caliban.

Digitized by Google

Dramatische Aufführungen.

„Heimath". Schauspiel in vier Acten von Hermann Sudermann. (Lessing-Theater.)

Unter Vermeidung jener Reklametrompetenstöße, womit der deutsche Dichter Oscar Blumenthal die Musenkinder seiner directoralen Muße auf seine Bühne zu bringen pflegt, vielmehr in aller Stille, ohne Aufsehen und die Neugier reizende Indiscretionen, ganz dem vornehmen Sinne des Verfassers entsprechend, ist Sudermann's neues Stück vorbereitet worden und in Scene gegangen. Um so höher ist sein Erfolg zu schätzen, der ebenfalls nicht den üblichen Lärm im Zuschauerraum entfesselte, sondern vier Acte lang die Hörer in Spannung und Ergriffenheit gebannt hielt.

Sudermann ist von Hause aus Epiker, nur Epiker. Als Schüler der Franzosen hat er seine „Ehre" geschrieben, wo die romanhafte Anlage ziemlich geschickt verdeckt wird und die Rhetorik des jüngeren Dumas spukt. „Sodoms Ende" ist ganz episch, und Zola's Einfluß zeigt sich nicht allein in dem aus „L'Oeuvre" herübergenommenen Schluß. In der „Heimath" tritt der Einfluß Ibsen's hervor, seine subtile Art der Motivirung, der Bekenntnißstil, die Anklänge an Nietzsche. Letztere aber wachsen nicht organisch aus den Charakteren und Situationen und dem Herzen des Dichters hervor; sie sind Aufputz, um an eine größere Vertiefung glauben zu machen, als in der That vorhanden ist. Von den Franzosen sind hier nur einige scenische Kniffe und dialogische Blender, die gros mots, wie Dumas sie liebt, keck vorgetragene Paradoxen, die den Spießer verblüffen sollen, und vor Allem der vierte Act mit dem nachgerade wohlbekannten Pistolenkasten Sardou's und dem erlösenden Schlagfluß, der gar nichts löst, sondern nur ein Ende macht. Schon wie Sudermann die beiden Milieus, das altmodisch ehrbare Elternhaus und die Umwelt der landfahrenden italienischen Sängerin einander gegenüberstellt, zeigt ihn als noch immer gelehrigen Schüler des französischen Naturalismus. Freilich, Zola hätte uns weder den Papagei, noch die italienische Zofe, weder den Impresario, noch den Courier der Diva geschenkt, von dem wir jetzt nur aus dem verwunderten Klatsch von Mutter und Tante hören.

Wir kennen den Stoff aus Lindau's „Maria und Magdalena": die eine berühmte Komödiantin gewordene verstoßene Tochter und ihre Versöhnung mit ihrer Familie, aber dort ist Alles zur Posse verzerrt, der harte Vater im Grund ein harmloser Lustigmacher und die verlorene Tochter ein unschuldiges Lamm, das für eine Andere büßt. Sudermann hat den Muth seiner Meinung und macht Alle zu Mitschuldigen, den altmodisch gestrengen, cholerischen Oberstlieutenant sowohl wie dessen aus der Art geschlagenes Kind. Mit einer fast beängstigenden Fülle von Zügen ist besonders die Diva ausgestattet; ihre Excentricitäten, ihr Uebermuth, ihre Herzensgüte, ihr nonchalantes Wesen, ihr Kauderwälsch voll zweifelhafter französischer und italienischer Brocken. Unbegreiflicher Weise betont Sudermann die Künstlerin fast gar nicht. „Reden wir nicht davon!" sagt sie abwehrend, und wenn sie von ihren Eigenheiten spricht, so erwähnt sie den Trotz, aber nie den Stolz. Wer diese Welt der Schminke kennt, wo man nur mit heuchlerischem Augenverdrehen von der mehr oder minder geliebten Kunst spricht, wird diese Zurückhaltung unnatürlich finden. Auch die liebe Künstlereitelkeit hätte Magda in die Heimath zurückführen sollen, und manches wäre in ihrem Wesen und Thun dadurch erklärt worden, was jetzt problematisch und unverständlich bleibt. Sudermann fühlte wohl, daß eine geniale, verwöhnte Künstlerin keine Stunde länger im engen Elternheim bliebe und daß ihr Stolz so viele Demüthigungen nicht überwände. Aber nun bleibt sie einmal, um das Stück zu ermöglichen, und die Familienkatastrophe ist da. Die Verstoßene, die sich durch Talent und Strebsamkeit, aber auch durch ein vollgerüttelt Maß von Schuld eine glänzende Existenz gründete, steht also dem noch immer unbeugsamen, wenn auch physisch gebrochenen Vater gegenüber, und der Kampf zwischen diesen beiden Naturen, zwischen väterlicher Autorität und einer freigewordenen Kraftnatur, zwischen zwei Weltanschauungen geht durch das ganze Stück. Dort die engherzige bürgerliche Moral, der Codex der Pflicht, die militärische Ehre, — hier das Recht der Selbstbestimmung, der persönlichen Freiheit, das herrenmoralische „Ich bin ich." Die Beschränktheit des Horizontes, die unausstehliche Dummheit der Honoratioren, die spinöse altjüngferliche Tante, alles würde sie ertragen und niederzwingen, aber der Alte da, der gleich wieder seine Fangarme nach ihr ausstreckt, widersteht ihr bis zuletzt. Und immer tiefer bohrt der hülflose Greis seinen durchdringenden Blick in ihre Augen. „Hast Du dich auch draußen in der Welt rein bewahrt?" — „Ich bin mir selbst treu geblieben," antwortet sie ausweichend, und erst dem ehemaligen Bräutigam, dem Pfarrer, dessen Werbung sie aus dem Hause vertrieben, gesteht sie offen und stolz ein; „Schuldig müssen wir werden, wenn wir wachsen wollen, größer als unsere Sünde, das ist mehr werth als die Reinheit." Und nun steigt mit einem Mal ihr Jugendgenosse und Verführer vor ihr auf, jämmerlich klein und feige, und zitternd hört der ewig Correcte aus ihrem Munde die Neuigkeit, daß seine Studentenliebschaft mit der entlaufenen Offizierstochter, die sich damals in Berlin zur Sängerin ausbilden ließ, nicht ohne Folgen geblieben ist. „Mein Kind!" stammelt der Jämmerling, und es ist gute französische Schule, wie der mißtrauische Vater hinter der Verlegenheit und Niedergeschlagenheit dieser zwei Menschen ihr Geheimniß entdeckt.

Hier escamotirt der Verfasser eine Scene, die uns Ibsen nimmermehr geschenkt und Sardou zu einem guten Actschlusse verwendet hätte. Nur im Zwischenacte gesteht Magda ihrem Vater, daß sie von ihrem Verführer ein Kind hat, und wenn der Vorhang zum viertenmal aufgeht, sehen wir, wie die Mutter an der Thür angstvoll auf die heftige Auseinandersetzung lauscht. Nun erscheinen Vater und Tochter wieder. Das Peinlichste ist vorüber. Der Alte hat sich gefaßt, und bei abermals geschlossenen Thüren, diesmal jedoch auf der Scene, setzt sich die Unterredung fort, die bloß der decente Vorhang jäh durchschnitten hatte. „Entweder schwörst Du mir beim Haupte Deines Kindes, daß Du seines Vaters ehrbare Frau wirst, oder keiner von uns beiden verläßt lebend das Zimmer." Der Entsetzliche erzwingt es nicht. Erst dem selbstlosen Dulder, der sie noch immer liebt, dem Pfarrer scheint das Unmögliche zu gelingen. Während der Vater mit aufgeschlagenem Pistolenkasten den Verführer nöthigt, die Entehrte und ihr Kind ehrlich zu machen, indem er sie heirathet, bäumt sich Magda's Kraftnatur noch einmal auf. Ein sauberer Gatte, den man ihr zugedacht! Sie soll auf die Ausübung ihrer Kunst verzichten, die seiner Carriere schaden könnte, denn er will nicht der Mann seiner Frau sein. Zugestanden. Auch das Kind hat zu verschwinden; man wird es versorgen, einmal im Jahre besuchen . . . Nein, nein! und jetzt weist ihm die empörte Mutter die Thür, und um ganz von ihm los zu kommen, gesteht sie ein, daß er nicht „der Einzige" war. Der Vater greift wankend nach seiner Pistole und sinkt vom Schlagfluß getroffen zusammen. Noch im Tode schüttelt er das Haupt, denn er verzeiht nicht. Die letzten Worte sind farblos, gleichgültig, matt, und doch erwartet man da ein Ibsen'sches Wort, das blitzartig das Dunkel erhellt, die Zukunft andeutet, alle Räthsel löst.

Der wunde Punkt des Stückes ist der Intrigant Regierungsrath von Keller, der ein gereifter, correcter Mann ist, ein schlauer Streber, der sogar fromm wird, um in's Consistorium und am Ende gar in's Ministerium zu kommen. So wie er uns durch drei Acte geschildert wird, läßt er sich schwerlich von dem lahmen Haudegen im vierten Act in's Bockshorn jagen. Er würde in der Wirklichkeit die Sängerin gewiß nicht heirathen und höchstens Zeit zu gewinnen suchen, diplomatisch laviren, auf Urlaub gehen. Sein meisterhaft guter Abgang im dritten Act, der seinem Charakter entspricht, und der Muth, womit er auch zuletzt noch, Magda gegenüber, seine Bedingungen stellt, machen es unwahrscheinlich, daß er sich um einer längst verjährten Jugendsünde willen tragisch imponiren und die Zukunft verpfuschen läßt. Und dann dieser fürchterliche Alte mit seinen fixen Ideen, dem die trotzverwandte Tochter in jeder Beziehung über den Kopf gewachsen ist! Wir begreifen bis zuletzt nicht, wie Magda in diesem Hause ausharren kann. Nach den Absichten des Dichters soll es wohl die wiedererwachte Liebe zu den Ihrigen, namentlich zu ihrer jungen Schwester, das erstarkende Heimathgefühl sein, was sie hier zurückhält. Er hat dies Motiv aber nicht deutlich genug herausgearbeitet und durch andere Züge abgeschwächt. „Was geht Ihr mich an!" ruft sie einmal im Zorn, und das ist theatralisch ein sehr unglückliches Wort. Der Zuschauer stimmt ihm aus ganzer Seele zu und vergißt es nicht wieder. Sie hat ganz Recht; was geht sie die Heimath an; sie ist darüber hinaus und braucht sie nicht!

Der vierte Act ist überladen, breit, episch, voller Romantechnik, und der Schluß krankt an Schwäche. Dieser Vater mußte diese Tochter niederschießen, aber so consequent ist der allzu bühnenkundige Verfasser nicht. Und doch bleibt auch mit seinem alles endenden Zufall das Stück noch peinigend genug.

Der Schlußact mit seinen Quälereien wird dem nachhaltigen Erfolge des Werkes überall im Wege stehen. Es ist wirklich zu viel für „modern gemachte" Nerven, und wie von einer Hinrichtung kommt man aus dem Theater. Nirgend ein Ausblick, ein Trost, niederdrückend Alles statt befreiend und erhebend, wie es die Kunst will. Aber schließlich haben auch solche Werke ihr Gutes. Nach den frivolen Drahtpuppen der Franzosen und ihrer elenden deutschen Nachahmer kann uns diese grausame veristische Wirklichkeit sehr heilsam sein, um so mehr, als sie nur eine Episode bleiben wird. So lang unsere Theater bloße Vergnügungslocale sind, wird weder Ibsen noch Hauptmann festen Fuß fassen. Die Zukunft wird auch hier den vermittelnden Schlaubergern gehören, die das Gold der kühnen Neuerer in gangbare Münze umzuprägen verstehen. Die „Ehre" ist ein solches Stück, weil dort die richtige Mischung von Neuem und Altem, von Convention und Wirklichkeit virtuos getroffen ist, aber der „Heimath" wird doch die Hochachtung der Feinschmecker gehören, schon um des mächtigen Wahrheitsdranges und der sauberen Ausführung willen. Sudermann's Sprache ist wundervoll. Subjectiv und feurig und doch selten rhetorisch, kein ledernes Zeitungs- und Bühnendeutsch, sondern immer charakteristisch, lebendig, eine wahrhaft gesprochene Sprache. Während man die erfolgreichsten Stücke der letzten Jahre schon heute gar nicht mehr lesen kann, wird man gerne zu diesem Schauspiel greifen, sobald es erst gedruckt vorliegt.

Der Genuß wird jedenfalls größer sein, als bei der Vorstellung im Lessing-Theater. Zwar die Inscenirung war lobenswerth und verständig, wie immer, wenn Director Anno sich von seinem Vorgesetzten nicht hineinreden läßt, sondern am Verfasser selbst einen Rückhalt und Wegweiser hat. Aber die Schauspieler des Lessing-Theaters, wo die wichtigsten Fächer gar nicht oder unzulänglich besetzt sind, kann auch Herr Anno nicht besser machen. Den selbstquälerischen Greis gab der Bassist der Bühne, Herr Molenar, der immer nach dem Soufleurkasten sieht und in einer Rüstung zu stecken scheint, hinfällig genug, aber mit jugendlich lebhaftem Blick, pathetisch und graulich. Herr Sauer hat seinem früheren Collegen Klein leider das langsame Doziren und die Kunstpausen abgeguckt und charakterisiert zu viel. Fräulein Reisenhofer, gewiß eine ganz interessante Schauspielerin, gebricht es an Kraft überall, wo lodernde Leidenschaft verlangt wird. Ein Sturm im Glas Wasser, soubrettenhafte Pikanterie, während es eine geniale Künstlerin darzustellen gilt. Sie ist die Erste, die von der Duse einige Aeußerlichkeiten gelernt hat; leider wird sie im schnelleren Tempo der Rede ganz unverständlich. Sogar Italienisch hat sie zu sprechen und es ist danach. (Bei der Correctur der Druckbogen wären auch die

Digitized by Google

französischen Brocken einer Revision zu unterziehen, Meister Sudermann!) Die Herren Brandt und Reicher, unter Lautenburg's Zucht groß geworden, machen im Lessing-Theater nur Rückschritte. Der Pfarrer Heffterdingk verlangt nicht allein den salbungsvollen Ton, das ehrbare Lächeln und den frommen Augenaufschlag der Stillen im Lande oder gar eine so karikirte Muckermaske, sondern wirkliche Herzenswärme und die Seelengröße dessen, der sich selbst bezwang. Reicher gibt ihn nur klein, naiv und demüthig und vergißt, daß er eine mächtig wirkende Persönlichkeit vorstellen soll.

In der zweiten Vorstellung war der Beifall nach jedem Act aufrichtig und groß, doch am Schlusse merklich kühler. Der anwesende Verfasser erschien jedesmal schnell vor der Rampe und machte unermüdlich seine Verbeugung. Die abscheuliche Sitte des Dichterhervorrufs', die kein ausländisches Theater kennt, hat sich also schon glücklich auch auf die zweite Vorstellung erstreckt. Gerade ein Sudermann hätte Autorität genug, um mit diesem Unfug zu brechen. Das immer kriechische und lächerliche Dienern vor dem Publikum ist eines Dichters unwürdig.

Notizen.

Geschichte des Krieges von 1866 von Otto Kanngießer. (Basel, Schweizer Verlagsdruckerei.) Dieser erste Band enthält eine Darlegung des Standes der deutschen Frage in den fünfziger Jahren. Im Gegensatz zu Heinrich v. Sybel, der an dem Träger der neuen preußischen Politik keinen Mangel gelten lassen will, ist Kanngießer bestrebt, den Nachweis zu führen, daß die Staatskunst Bismarck's in jenen Zeiten nicht frei von Fehlern gewesen ist, aber dennoch „die einheitlichste geschichtliche Erscheinung, die Europa seit langer, langer Zeit gehabt hat." Er ist versucht, Bismarck „den politischen Faust des neunzehnten Jahrhunderts zu nennen, den Gott der Herr und sein Genius vor den Folgen seiner eigenen Irrthümer bewahrt haben. Ihm verlieh die Natur Gaben, wie sie höchst selten einem Menschen beschieden sind, und ein gnädiges Geschick hat ihm davor bewahrt, daß er von seiner mächtigen Willenskraft zur Lenkung der Geschicke seines Landes Gebrauch machen konnte, ehe die Erfahrung seines Geistes und die übersprudelnde Leidenschaftlichkeit seines Wesens sich geläutert hatte. Er war der Liebling der Vorsehung fast in allen Dingen und nicht am wenigsten darin, daß sie ihn nicht früher und nicht später, als bis sein staatsmännisches Genie sich voll entfaltet hatte, in den Besitz der Macht gelangen ließ. Welch ein Unglück für ihn wie für sein Land wäre es gewesen, wenn ihm der Zufall, was ja leicht hätte geschehen können, das Staatsruder in die Hand gegeben hätte, ehe er den Pulsschlag der lebendigen Kräfte zu verstehen vermocht und sein Auge über die Irrthümer und Leidenschaften der Gegenwart hinaus in die entscheidungsreiche Zukunft versenken konnte." In der Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage und in der Darlegung des Verhältnisses Bismarck's zur Volksvertretung erkennt Kanngießer zwei große Fehler, denn der preußische Ministerpräsident habe durch sein rücksichtsloses Verhalten gegenüber der Volksvertretung sich selber die Hände gebunden, so daß er an der freien Entfaltung seiner gewaltigen Kräfte vielfach gehemmt war. Bei einigem guten Willen wäre nach der Ansicht Kanngießer's der alle Kräfte des Staatslebens erschöpfende Militär- und Verfassungsconflict beizulegen gewesen, aber Bismarck wollte sich nicht auf den Volkswillen stützen und ihn als einen Hauptfaktor in seine politische Rechnung stellen, wie er es später zum Staunen der gesammten Welt und zu seinem eigenen Ruhme gethan hat. „Sehr merkwürdig bleibt der Umstand, und er ist nur durch den Verfassungsconflict in Preußen und die daran in allen freisinnigen Kreisen damals geknüpfte Erbitterung gegen Bismarck zu erklären, daß man 1863 so wenig als später im Mai 1866 den preußischen Vorschlag auf Herstellung eines aus allgemeinen und directen Wahlen hervorgehenden Parlamentes ernst nahm, vielmehr als „Finte" betrachtete. Dieser verhängnißvolle Irrthum hat viel dazu beigetragen, daß die deutschen Angelegenheiten im Sommer 1866 erst durch das Schwert ihre Lösung fanden." Trefflich sind die Ausführungen über die späte Wendung Wilhelms I. und seiner Rathgeber Bismarck, Moltke, Roon nach der liberalen Seite hin. Wir erwarten mit Spannung den zweiten Band des vielversprechenden populären Werkes.

Kunst und Nachahmung. Von Walter Bormann. (Stuttgart, Krabbe.) Voriges Jahr verkündigte Dr. Schmidkunz, Docent der Philosophie zu München, eine periodische Reihe von Flugschriften „gegen den Materialismus". Ein Kritiker meinte, das sei zu früh, die Mode wolle ihre Zeit der Herrschaft haben; — ein Anderer, das sei zu spät, der Materialismus sei ja überwunden. Drei Hefte erschienen zusammen im October: Materialismus und Aesthetik, von M. Carriere; Gedanken eines Arbeiters über Gott und Welt, von Gustav Buhr; der Materialismus in der Literatur, von Ola Hansson. Aber dann ließen die J. B. Meyer, Lazarus, du Prel und Andere auf sich warten, und eben wird die Schrift von Bormann als das Schlußheft ausgegeben. Möge man sie darum nicht gering schätzen, sie enthält eine Fülle feinsinniger Gedanken über Kunst, Geist und Natur, und sucht den Streit: ob die Kunst Nachahmung des Lebens sei, dadurch zu schlichten, daß sie das Wort Nachahmung mit Aristoteles in einem erweiterten Sinne anwendet, wie das griechische μίμησις, die der alte Philosoph nicht bloß von der bildenden Kunst, sondern auch von der Poesie, der Musik und dem Tanz behauptet, „denn auch dieser stelle nachahmend Charaktere, Affecte und Handlungen durch den Rhythmus der Bewegungen dar." So sagt Bormann auch von der Architektur: daß sie in Rathhäusern die Würde eines Gemeinwesens, in Theatern und Museen Schwung der Phantasie, in Gotteshäusern Andacht und Erhebung für Allmacht und Allgüte, das Sinnliche mit dem Geistigen durchdringend, nachahme. Er gebraucht das Wort also für versinnlichende Darstellung des Seelischen, Geistigen, in Tönen, Worten, sichtbaren Formen. Er sagt von der Lyrik: „Hier geht der Dichter zur Gefühlswelt des einzelnen Menschen, die ihm schon in der Epik aufgegangen war, entschieden über, und er gibt nicht nur ihre Stimmungen äußerlich an, sondern er ahmt die Wärme und Weichheit, Drang und Feuer des Gefühls mit der Kraft des Verses, mit Metren, Rhythmen, Reimen, Strophen in völligem Versenken in die eigene oder die fremde Seele innerlich nach. Falls man Anstoß nehmen sollte, diese geistig freie und darum um so bedeutungsvollere Wiedergabe des Innerlichen für Nachahmung auszugeben, dann müßte ganz entschieden auch für das Drama die Nachahmung bestritten werden, da dessen Wesen doch nicht in sinnlich faßbaren Vorgängen, sondern in der Verdeutlichung der geheimsten Seelenregungen und Willenstriebe besteht, welches die nach ihrem Begriff von diesem Innersten unzertrennliche Handlung nebst ihren äußerlichen Geschehnissen hervorbringen." Nun, deshalb eben haben die idealistischen, ja auch realidealistischen Aesthetiker seit Kant die Kunst nicht Nachahmung, sondern freie Darstellung genannt. Wir wollen abwarten, ob der Sprachgebrauch sich dem Sinne Bormann's anschließt; aber anerkennen, daß er mit Einsicht und Wärme das Schöne in der Natur, nicht bloß in der Kunst, erblickt und betont, und daß er neben dem Divinatorischen der Phantasie die Naturauffassung und Verwerthung der Wirklichkeit und der auch in ihr bereits innerlich bedingten Lebensformen vom Künstler fordert, wodurch auch der Naturalismus zu seinem Rechte kommt, soweit er eben berechtigt ist. c.

Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes (Friedrichs von Klinggräff). Von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Erster Theil. Kunst und Leben. Zwei Bände. (Berlin, Behr's Verlag [E. Bock]). Der Name des verstorbenen Verfassers ist jedenfalls der Lesewelt völlig unbekannt. Auch der Name des Herausgebers wird schwerlich die Ursache für das Interesse sein, das jenes Buch gefunden. Denn wenn er auch in all den Kreisen, die sich näher mit Politik beschäftigt haben, als namhafter welfischer Reichstagsabgeordneter aus den achtziger Jahren wohlbekannt ist, der jederzeit gewohnt war, unabhängig und selbständig seine Wege zu gehen, so ist doch gerade jene politische Parteifarbe eher geeignet, die große Masse von dem Studium des Buches abzuhalten, als dazu anzuregen. Interessant ist das Buch jedenfalls, interessant nicht minder das Bild, das uns der Herausgeber von dem verstorbenen Friedrich von Klinggräff, seinem Schwager entwirft. Ein deutscher Corpsstudent, ein deutscher Wandersmann, ein deutscher Edelmann von vornehmer Gesinnung, selbständigem Denken und warmer Vaterlandsliebe, begeistert für deutsche Art und deutsche Kunst — so möchten wir ihn am liebsten charakterisiren. Wer sich näher für diesen eigenthümlichen Mann interessirt, der sich selbst zu den „Stillen im Lande" rechnete, der muß das anziehend geschriebene Lebensbild ausführlich nachlesen. Auf alle Fälle muß die Unabhängigkeit der Lebensstellung dieses Mannes, die ohne Zweifel von hervorragendem Einfluß auf die Entwickelung seiner Unabhängigkeit im Denken und Urtheilen gewesen, ihm von vornherein unser Interesse sichern. Auch er gehört zu denjenigen, die den Umwandlungsprozeß, den das Geistesleben unseres Volkes seit einer Reihe von Jahren durchmacht, schon seit lange mit aufmerksamem Blicke verfolgt haben. Er sieht diese Umwandlung darin, daß mehr und mehr ein undeutscher Zug in unserem Volksleben sich geltend macht, der, wenn er jemals zur vollen Herrschaft gelangte, aus unserm Volke etwas völlig Anderes machen würde, als es bisher gewesen ist. Wir würden eben keine Deutschen mehr bleiben, sondern würden — um es gleich heraus zu sagen — Wälsche werden. Denn ein Ringen zwischen deutschem und wälschem Geiste, das ist es im Grunde, was sich nicht erst jetzt vor unseren Augen vollzieht, sondern dessen Anfänge zurückreichen bis in die ältesten Zeiten unserer Geschichte. Dieser Gedanke beherrscht den ganzen vorliegenden ersten Theil des Buches und kehrt in mannigfachen Variationen wieder. Dem Gebiete der Kunst, auf dem der Verfasser besonders heimisch ist, wird der größte Theil seiner Betrachtungen gewidmet, die im einzelnen mehrfach zum Widerspruch herausfordern, namentlich auf dem Gebiete der Musik, die aber in ihrer Gesammtheit die ernsteste Beachtung verdienen. Wie Klinggräff in der Abwendung von der Gothik einen Verfall unseres deutschen Kunstlebens erblickt, so sieht er in dem Aufgeben des genossenschaftlichen Prinzips auf sozialem Gebiete den Hauptschaden unseres Volkslebens. Rückkehr zu echtem Deutschthum auf allen Gebieten unseres öffentlichen und privaten Lebens — das ist darum das Losungswort Klinggräff's, es ist die einzige Rettung, die uns vor weiterem geistigen Verfalle schützen kann. Da die Gedanken des Verfassers nicht eigentlich für die Veröffentlichung bestimmt waren, so ist es erklärlich, daß ihre Ausführung häufig ein skizzenhaftes, tagebuchartiges Gepräge trägt, ja daß sie vielfach der inneren Verarbeitung ermangeln. Diesen Mangel ersetzt in vortrefflicher Weise das Nachwort des Herausgebers, das im wesentlichen eine gedrängte Zusammenfassung der Klinggräff'schen Gedanken bildet, die hier und da weiter ausgebaut und ergänzt werden.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bilder aus der neueren Geschichte

von

Wilhelm Müller, Verfasser der „Politischen Geschichte der Gegenwart".

350 S. groß Oktav. — Geheftet Mark 4.—, elegant gebunden Mark 5.—

Eine Reihe hochinteressanter Charakterzeichnungen und Schilderungen bedeutsamer geschichtlicher Momente; ein Buch für Erwachsene und für die reifere Jugend und als Geschenk vorzüglich geeignet.

Stuttgart. **Ad. Bonz & Comp.**

J. B. Metzlerscher Verlag, Stuttgart.

Erinnerungen alter und neuer Zeit

von Ferdinand Graf Eckbrecht

Dürckheim.

2 Bde., eleg. geb. M. 12.—

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Der Verein der Bücherfreunde

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3.75; für gebundene Bände M. 4.50.

Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

Verlagsbuchhandlung Friedr. Pfeilstücker, Berlin W., Bayreutherstr. 1.

Das wichtigste historische Werk der Neuzeit.

Die Gründungsgeschichte des Deutschen Reiches, ausführlich und unparteiisch von einem der hervorragendsten Historiker der Gegenwart geschrieben, sollte von jedem Deutschen gelesen werden. — Es sei noch auf die Darstellung der Vorgänge in Ems hingewiesen.

Die „Tägliche Rundschau" sagt: Wenn ein Buch verdient in der deutschen Familie heimisch zu werden, so ist es sicher das vorliegende 2c.

Die „Kölnische Ztg." sagt: Es ist ein nach Ausstattung, Form, Darstellung und Inhalt gutes Buch, das wir nicht nur dem Deutschen, sondern auch dem Publikum des Auslandes empfehlen 2c.

Preis halbfranz gebunden M. 5.60.

Verlag von C. E. M. Pfeffer in Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Friedrich III.

als

Kronprinz und Kaiser.

Im Auftrage des Komitees zur Errichtung der Oberlausitzer Ruhmeshalle zu Görlitz

dargestellt von

Martin Philippson.

Mit dem Bildnis des Kaisers nach dem Gemälde von H. v. Angeli.

gr. 8°. Preis 6 M., in eleg. Einband 7.50 M.

Berlin SW., Bernburgerstr. 35.

G. Grote'scher Verlag.

Verlag von Emil Felber in Berlin.

Aus dem innern Leben der Zigeuner.

Ethnologische Mitteilungen

von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Mit 28 Abbildungen.

Ladenpreis 6 Mark.

Inhalt: Krankheitsdämonen — Handarbeiten — Höhencultus — Blutzauber — Wanderzeichen, Signale und Zeichensprache — Tierorakel und Orakeltiere — Wetterprophezeiung — Feuerbesprechung — Eine zigeunerische Dichterin.

Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg.

Soeben erschien:

Mirèio.

Provençalische Dichtung

von Frederi Mistral.

Deutsch von August Bertuch.

Mit einer Einleitung von Ed. Boehmer.

8°. XV u. 292 S. brosch. M. 5,—, geb. in Leinw. M. 6,—.

Früher erschien:

Nerto.

Provençalische Erzählung

von Frederi Mistral.

Deutsch von August Bertuch.

8°. 182 S. 1891. br. M. 3,—, geb. in Leinw. M. 4,—.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Hierzu zwei Beilagen: E. S. Mittler & Sohn in Berlin und F. Tempsky in Wien und Prag.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 21. Januar 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Für Kaiser und Reich, gegen Reaction und Revolution. Von Georg Winter. — Slovenisches Staatsrecht. Von Saxo. — **Literatur und Kunst:** Salvatore di Giacomo. Von Ant. Andrea. — Ibsen's Baumeister Solneß. Von Max Rieß. — **Feuilleton:** Abenteuer eines Bräutigams. Von Albert Hall. — **Aus der Hauptstadt:** Kommende Wahlen. Von Caliban. — Das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. Von Cornelius Gurlitt. — Opern und Concerte. Von Heinrich Reimann. — Notizen. — Anzeigen.

Für Kaiser und Reich, gegen Reaction und Revolution.

Vorschlag zur Begründung einer Parlamentsmehrheit.

Von Georg Winter.

Es gährt und brodelt gewaltig in dem Hexenkessel, den wir Politik nennen; in wilder Leidenschaft kämpfen die verschiedenen Interessenkreise gegen einander an, schroffer als je stehen die Gegensätze der Geister einander gegenüber. Seitdem der große, geniale Steuermann, der diese divergirenden Kräfte mit seiner gewaltigen Hand trotz aller ihrer Verschiedenartigkeit auf das eine große Ziel zu richten wußte, das Steuerruder aus der Hand gelegt hat, ist das Chaos größer geworden denn je zuvor. Die dunkeln Geister der Tiefe, die der größte Staatsmann des Jahrhunderts mit dem sicheren Selbstbewußtsein des Genius zu bannen und niederzuhalten wußte, recken allenthalben ihre Häupter wieder empor und rütteln freventlich an dem hehren Bau, den der Uebermächtige errichtete zur sicheren Heimstätte seines Volkes; statt des ehernen Reichskanzlers, in dem sich wie in einem Brennpunkte das nationale Staatsbewußtsein concentrirte, ist unter dem milderen, aber auch schwächeren Scepter seines Nachfolgers die ecclesia militans mit ihren centrifugalen und particularistischen Anhängen mehr als je zuvor zur bestimmenden Macht in unserem zu zwei Dritteln protestantischen Staate geworden. Die kleinen und kleinsten Geister der Verneinung und Zersetzung, die Siegl und Genossen, sammeln neue Kräfte und regen und dehnen sich behaglich, nachdem der feste und unbequeme Druck des nationalen Heroen sie nicht mehr niederhält. Die Reichsregierung ist ein über das andere Mal genöthigt, tiefe Bücklinge vor den Nachfolgern der kleinen Excellenz von Meppen, vor den Anhängern des unfehlbaren Papstes und seiner staatlichen Souveränität zu machen, weil die Gesetzgebungsmaschine stillstehen würde, wenn die katholische Kirche ihre Mitwirkung versagte. In unseliger Verblendung über das wahre Wesen und die letzten Endziele ihres Verbündeten unterstützt die protestantische Orthodoxie die stets wachsenden Forderungen des mit ihr verbundenen Centrums, weil sie in einer Rückkehr zu der Abhängigkeit des Staates von der Kirche, in möglichst schroffer Reaction auf politischem wie kirchlichem Gebiet das einzige Ziel gegenüber der immer drohender anschwellenden Gefahr der sozialen Revolution zu erkennen meint. Je ernster und schwieriger die Probleme werden, die dem modernen Staate mit gebieterischer Nothwendigkeit zur Lösung gestellt werden, um so mehr gewinnen die Extreme von rechts und links an Kraft und Kühnheit, und schier rathlos steht die Staatsregierung in der Mitte dieser schroffen Gegensätze und weiß nicht, wie sie sie bannen oder versöhnen soll. Nirgends mehr erblickt man klare und sichere Zielpunkte einer consequenten, ihrer Sache sicheren nationalen Politik, die mit Bestimmtheit weiß, was sie will. Von den jeweiligen Strömungen des Tages bald hierhin, bald dorthin gerissen, schwankt das Staatsschiff in engem Fahrwasser zwischen gefährlichen Untiefen und Riffen unsicher dahin, weil diejenigen, welche allein ihm einen festen Kurs geben könnten, unter einander uneins und über die Richtung der Fahrt nicht klar sind.

Das klingt wie ein schwerer Vorwurf gegen die neue Reichsregierung und ihren Lenker, soll es aber nicht sein, sondern ist nur der Ausdruck einer von Vielen klar empfundenen und beklagten Thatsache, einer Thatsache, an der objectiv, nicht subjectiv, alle Mitwirkenden, Regierung wie Volk, die Mitschuld tragen, die aber zugleich ein nothwendiges Product der politischen Entwickelung ist und deren Eintreten uns über kurz oder lang doch nicht erspart geblieben wäre. Die Endursache des geschilderten Zustandes liegt eben einzig und allein darin, daß wir uns noch nicht daran gewöhnt haben, der zielbewußten und bis zur Rücksichtslosigkeit energischen Leitung des größten Sohnes unseres Volkes zu entbehren. Ein Bismarck wird einem Volke in Jahrhunderten nur einmal beschеert, und es wäre ein Wunder gewesen, wenn sein Rücktritt von den Geschäften nicht mannigfache Erschütterungen und Verwirrungen in unserem politischen Leben hervorgerufen hätte. Wenn der Mann, der über ein Menschenalter die Geschicke seines Volkes nicht bloß, sondern bis zu einer gewissen Grenze die ganz Europas mit seiner mächtigen Hand geleitet hat, von dem Schauplatze zurücktritt, dann geht dies Ereigniß eben nicht spurlos an seinem Volke vorüber wie ein gewöhnlicher Ministerwechsel, dann muß eine Lücke entstehen, zu deren Ausfüllung es Zeit bedarf, um das durch das Ausscheiden der einen großen treibenden Kraft gestörte Gleichgewicht der Kräfte wieder herzustellen. Diese Thatsache ist ein schlagender Beweis für die Unrichtigkeit jener rein demokratischen Geschichtsauffassung, nach der den einzelnen großen Persönlichkeiten gar nicht die Bedeutung im geschichtlichen Leben der Völker zukomme, die ihnen von einer „gedankenlosen" Geschichtschreibung zugeschrieben wird, zugleich aber ein Beweis für die Richtigkeit der anderen liberal-politischen Weltanschauung, daß für die Dauer das Wohl der staatlichen Gebilde nur dann gewährleistet wird, wenn sie nicht auf die beiden Augen eines Menschen zugeschnitten sind, sondern auf organischen bleibenden Instituten beruhen. Erst darin, daß Bismarck neben der gewaltigen Wirksamkeit seiner genialen Persönlichkeit auch dafür gesorgt hat, daß sein Werk auch nach seinem Ausscheiden dieser or-

Digitized by Google

ganischen Institute nicht entbehre, die ihm die Möglichkeit und Gewähr der Dauer gewähren, kommt die ganze weltgeschichtliche Größe dieses Mannes zu vollem Ausdruck. Die Institute, welche die Möglichkeit einer weiteren ruhigen Fortentwickelung gewähren, sind von ihm geschaffen; an uns ist es, sie recht zu gebrauchen und dadurch die Möglichkeit in Wirklichkeit umzusetzen oder, um einen oft citirten Ausdruck Bismarcks zu gebrauchen, zu zeigen, daß wir, nachdem er uns in den Sattel gehoben hat, nun auch selbst reiten können. Darin, daß der große Lehrmeister diesen ersten, bis jetzt oft noch recht ungeschickten Reitversuchen noch selbst, rathend und warnend, zusehen und so seine unschätzbare Erfahrung wenigstens indirect uns nutzbar machen kann, liegt der einzige Trost dafür, daß diese unvergleichliche politische Kraft, um die uns alle Nationen der Erde beneiden, der unmittelbaren Wirksamkeit entzogen ist.

Aber stehen nicht die Rathschläge und Warnrufe, die er von seinem Tusculum aus wieder und wieder an uns gerichtet hat, im Widerspruch mit seinen Handlungen zu der Zeit, da er noch im Besitz der Macht war? Hat er, der früher so oft in scharfem Gegensatz zu dem Parlament gestanden hat und nicht selten im Gegensatz zu ihm seinen eigenen kühnen Weg gegangen ist, nicht trotzdem jetzt nachdrücklich und wiederholt die hohe Bedeutung betont, die er gerade dem deutschen Parlamente beimißt? Scheinbar ist das ein Widerspruch, aber eben nur scheinbar. Gewiß ist der gewaltige Mann mit dem unvergleichlich weiten Blick, dem nicht viele Sterbliche zu folgen vermochten, gar oft mit den Vertretern des Volkes hart zusammengerathen, eben weil diese nicht immer zu erkennen vermochten, wo er hinaus wollte, oft auch über die Mittel und Wege zum Ziel verschiedener Meinung waren. Aber in diesem Ziel, in dem großen nationalen Grundgedanken wußte er sich einig mit den Besten seines Volkes; und er wußte ganz genau, daß sein Werk nur Dauer haben konnte, wenn es ihm gelang, das Volk von der Richtigkeit und Festigkeit seiner Grundlagen zu überzeugen. Aus diesem Grunde schuf er das einheitliche deutsche Parlament im Gegensatz und als Gegengewicht zu den centrifugalen Kräften in den Einzelstaaten. Er schuf es und mußte es schaffen und hat sich dadurch keineswegs in Widerspruch mit seiner politischen Grundanschauung gesetzt. Er wußte ganz genau, daß es die nationale Strömung im Volke gewesen war, welche die nothwendige Voraussetzung und Vorbedingung seines ganzen Schaffens bildete. Darin eben liegt seine weltgeschichtliche Größe, daß er die Macht und das Wesen dieser Strömung richtig erkannt und für sein realpolitisches Schaffen zu verwerthen verstanden hat. Der große Realpolitiker wußte aber ebenso genau, daß die Staaten nur mit denselben Kräften erhalten werden können, denen sie ihr Dasein verdanken, daß die deutsche Einheit nur Bestand haben könne, wenn sie tiefe Wurzeln im Volke geschlagen habe. Dieses Bewußtsein hat ihn nie verlassen, auch wenn er momentan das deutsche Parlament als einen Hemmschuh seines Wirkens empfand; er wußte trotz alledem, daß wenn er einst nicht mehr sein werde, doch schließlich das deutsche Einheitsparlament es sein müsse, das die centripetalen Kräfte im Gegensatz zu den centrifugalen dauernd vertreten werde. Freilich ist ihm das, wonach er folgerichtig immer gestrebt hat, nicht zu vollenden gelungen: die Herstellung einer homogenen nationalen Parlamentsmehrheit, die er mit Recht als die beste Gewähr für die Dauer seines Werkes ansah, hat er nicht erreicht, vielleicht eben darum, weil die Elemente, die eine solche hätten bilden können, dies nicht für so unbedingt erforderlich hielten, so lange er selbst an der Spitze stand und dem nationalen Gedanken und damit einer stetigen nationalen Politik den gewaltigsten Ausdruck gab. Aber daß eine solche nationale große Parlamentsmehrheit nothwendig sei, daß sie noch weit nothwendiger sein werde, wenn er nicht mehr das Staatsschiff lenke, das hat er so klar erkannt wie irgend ein deutscher Patriot. Immer und immer wieder hat er auf einen engen Zusammenschluß der Mittelparteien gedrungen, und als er die Unmöglichkeit einsah, aus diesen allein eine feste Mehrheit zu bilden, hat er jenes Cartell empfohlen, welches, zunächst nur für einen einzelnen, bestimmten Zweck begründet, thatsächlich einige Jahre unser parlamentarisches Leben beherrscht hat, es aber für die Dauer nicht beherrschen kann, weil es aus zu verschiedenartigen, zum Theil in diametralem Gegensatz zu einander stehenden Elementen zusammengesetzt war. Wem es bisher noch nicht klar war, daß eine Wiederkehr dieser Parlamentsmehrheit für alle Zukunft ausgeschlossen ist, dem muß es bei Gelegenheit des Schulgesetzentwurfes und der späteren Vorgänge innerhalb der deutschconservativen Partei klar geworden sein. Die nothwendige Voraussetzung einer großen parlamentarischen Combination, die der Staatspolitik Ziel, Richtung und Stetigkeit verleihen soll, ist doch eben eine Uebereinstimmung in den elementarsten Grundlagen der politischen Weltanschauung, und diese war zwischen den einzelnen Elementen des Cartells, welches einen Stöcker und einen Rudolf von Bennigsen neben einander enthalten wollte, nicht vorhanden.

Eines aber hat die bloße, wenn auch nur vorübergehende Existenz des Cartells gezeigt, daß nur auf diesem Wege eines Zusammenschlusses mehrerer kleiner Gruppen zu einer großen, in Einzelfragen verschiedenen, in der Hauptsache übereinstimmenden mächtigen parlamentarischen Partei die Möglichkeit der Verfolgung einer zielbewußten nationalen Politik gegeben ist. Und daß eine solche, ein endgültiges Sichherausfinden aus der Zersplitterung parlamentarischer Parteien und Fractiönchen nicht allein wünschenswerth und möglich, sondern auch nach dem Rücktritt Bismarck's in noch höherem Grade als früher unbedingt nothwendig ist, diesen Gedanken haben wir seit Jahren an dieser Stelle immer und immer wieder vertreten*) und werden ihn so lange wiederholen, bis er endlich zur That werden wird. Und es will uns scheinen, als wenn die Ueberzeugung von dieser Nothwendigkeit seit dem Erscheinen unseres ersten dahin zielenden Artikels nicht nur in den Kreisen der Parlamentarier, sondern auch in dem Volke selbst immer breiteren Boden gewonnen hätte. Damals waren es doch nur vereinzelte, wenn auch sehr hervorragende Stimmen, die sich für unseren Vorschlag eines Zusammenschlusses der Mittelparteien mit dem gemäßigten Flügel der Freisinnigen zu Einer großen Parlamentspartei zu erwärmen vermochten. Heut taucht das Streben nach dieser oder einer ähnlichen Combination doch immer und immer wieder an den verschiedensten Stellen und bei den verschiedensten Gelegenheiten auf, und zwar zumeist bei solchen politischen Vorgängen, welche das Trennende und Gemeinsame der großen Weltanschauungen klar hervortreten ließen. Namentlich waren es die großen Verwaltungsgesetze, Landgemeinde-Ordnung ꝛc., einerseits, die verschiedenen verhängnißvollen Schulgesetzentwürfe andrerseits, welche die verschiedenen getrennten kleineren Gruppen immer wieder in dieselben gemeinsamen Lager zusammenführten. Und in allen diesen Fällen bestand das eine dieser Lager just aus genau denselben Elementen, die wir als diejenigen bezeichnet hatten, die allein eine große nationale Mehrheit ermöglichen könnten. Immer wieder zeigte sich, wenn wir zunächst von der revolutionären und vorwiegend rein wirthschaftlichen Partei der Sozialdemokratie absehen, die innere Wahlverwandtschaft zwischen katholischer und protestantischer Reaction auf kirchlichem und politischem Gebiete einerseits, die in dem immer enger werdenden „schwarzen Cartell" zwischen Conservativen und Ultramontanen ihren zutreffenden Ausdruck fand, und den politisch wie kirchlich freiheitlich-nationalen Parteien der Freiconservativen, Nationalliberalen und Freisinnigen andererseits. Wo es sich nicht um zufällige und wechselnde materielle Interessen, sondern um große geistige und politische Lebensfragen handelte, haben sich diese beiden Weltanschauungen immer wieder in zwei großen Lagern zusammengefunden. Aber während Conservative und Centrum bestrebt waren und sind, auch in anderen Fragen zusammenzugehen, leistet sich das andere Lager, dasjenige, welches unseres Erachtens die lebensfähigen Keime einer großen Nationalpartei sichtbarlich in sich schließt, noch immer den Luxus der Zersplitterung, während es gegenüber den wachsenden Gefahren der Reaction und der sozialen Re-

*) Vgl. namentlich Jahrgang 1890, Nr. 12 u. 13, Jahrgang 1892, Nr. 12.

Digitized by Google

volution doch geradezu eine Existenznothwendigkeit geworden ist, daß sich die national gesinnten Gegner beider Extreme zu einer festen Phalanx zusammenschließen. Nach wie vor sehen es Liberale und Freiconservative, welche dereinst mit dem Wahlspruche „Wider Pfaff und Junker" auf dem Plane erschienen, ruhig mit an, daß in nationalen Lebensfragen wie der Militärvorlage das mit den Conservativen eng verbundene Centrum die ausschlaggebende Entscheidung in den Händen hält. Und dann wundern wir uns, wenn die Regierung dem Centrum gegenüber eine schier unbegreifliche Schwäche und Nachgiebigkeit an den Tag legt. Sie muß es, weil sie in nationalen Existenzfragen auf die Hilfe des Centrums (wer lacht da?) angewiesen ist. Diesem unerträglichen Zustande muß ein Ende gemacht werden. Aber nicht an der Regierung allein, an uns ist es, das zu ermöglichen, indem wir, die wir eine ruhige und besonnene organische Weiterentwickelung unseres nationalen Staates anstreben, uns endlich über alle trennenden Unterschiede in Einzelheiten hinwegsetzen und eine rein nationale und zugleich im besten Sinne freisinnige Partei bilden, die einer stetigen und zielbewußten nationalen Politik der Reichsregierung den unentbehrlichen Rückhalt gibt. Thun wir das nicht, so muß die Regierung nach wie vor mit dem Centrum liebäugeln, weil sie ohne dasselbe nicht erreichen kann, was sie für eine solche nationale Politik braucht. Die stille Gemeinde nationaler Patrioten, die allenthalben im Volke vorhanden ist und über die schweren Rückschritte, die wir machen, über die verhängnißvolle Gestaltung unserer Politik wehklagen, muß sich endlich zu einer großen festen Organisation zusammenschließen, die ein gleich festes Bollwerk gegen die thörichten Bestrebungen einer Wiederbelebung überwundener Zustände wie gegen die frevelhaften Anstürme einer Umsturzpartei von Grund aus bildet. Vorwärts für Kaiser und Reich gegen Reaction und Revolution, das muß die große, auch dem Volke verständliche Parole werden, um die sich eine große Nationalpartei zusammenschließt, damit nicht die besten besonnensten Elemente des politischen Lebens in dem unseligen Kampfe zwischen den Extremen von rechts und links zerrieben und mattgesetzt werden. Haben wir diese Sachlage und die Nothwendigkeit einer solchen patriotischen Gesinnung erst voll und ganz begriffen, dann muß es auch möglich sein, den Gedanken in Wirklichkeit umzusetzen. An die Stelle des einen großen Mannes muß die opferwillige gemeinsame Arbeit vieler treten.

In der That scheint ja jetzt ein Versuch der Art im Werke zu sein. Man hört in letzter Zeit viel von einer in der Bildung begriffenen „Nationalpartei". Aber nach Art und Inhalt der Aeußerungen, die darüber bis jetzt in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, liegt doch die Befürchtung nahe, daß der beschrittene Weg nicht der richtige ist, daß er leicht dahin führen könnte, das Uebel, das die „Nationalpartei" beseitigen soll, noch zu verschärfen und zu den vielen schon vorhandenen Parteien eine neue hinzuzufügen, statt mehrere der bestehenden in eine einzige zusammenzufassen. Der Versuch scheint von wenigen einzelnen, nur einer Partei angehörigen Männern auszugehen, während es sich gerade darum handelt, führende Elemente verschiedener Parteien zu einer Partei zusammenzufassen, die im Volke selbst und in den Parteien ihre Träger findet. Täuschen wir uns in dieser Auffassung von der geplanten „Nationalpartei"; um so besser, wir werden uns gern und willig jeder zukunftsreichen derartigen Neubildung anschließen, wenn sie auch auf anderem Wege zu Stande kommt, als der ist, den wir bisher vertreten haben. Vielleicht ist es aber doch auch in diesem Falle nützlich, sich klar darüber zu werden, auf welche Elemente dabei zu rechnen ist.

Da darf wohl zunächst als sicher hingestellt werden, daß das Grundelement der neuen Partei diejenige alte Partei zu bilden hat, die den Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, den nationalen Gedanken zur obersten Richtschnur ihres Handelns schon zu einer Zeit gemacht zu haben, als es noch kein Deutsches Reich gab: die nationalliberale. Sie würde der Neubildung die feste Grundlage jener Tradition geben, welche das Gegenwärtige mit dem Vergangenen verbindet, sie würde die Gewähr dafür bieten, daß die von der neuen Partei zu verfolgende Politik denselben Geist repräsentire, aus dessen innerstem Wesen heraus dereinst das Deutsche Reich geschaffen wurde. An diesen Grundstock, der eine Zeit lang sogar allein die Mehrheit im Parlament hatte, müßten die verwandten Elemente von rechts und links angeschlossen werden. Der Anschluß nach rechts wird weder für die nationalliberale noch für die freiconservative Partei irgend eine erhebliche Schwierigkeit bereiten, hemmend könnte er nur nach links hin wirken. Ueberblickt man die parlamentarischen Hauptabstimmungen in den wirklich wesentlichen Fragen auf politischem, wirthschaftlichem und kirchlichem Gebiet, so wird man fast ausnahmslos finden, daß Nationalliberale und Freiconservative Schulter an Schulter gestanden haben. Warum also nicht der inneren Uebereinstimmung auch äußeren Ausdruck verleihen? Daß die freiconservative Partei in allen nationalen und politischen Lebensfragen trotz ihres Namens mit ihrem Nachbar zur Linken unendlich viele, mit ihrem Nachbar zur Rechten so gut wie keine Berührungspunkte hat, haben die Verhandlungen über die Landgemeinde-Ordnung, über die Schutzgesetzentwürfe, über die obligatorischen Innungen ꝛc. über allen Zweifel erhaben gestellt. In jüngster Zeit hat es sich noch in dem Verhalten der Partei gegenüber dem Antisemitismus deutlich gezeigt. Die Abweichungen in Einzelfragen können gegenüber der Uebereinstimmung in diesen fundamentalen Lebensfragen getrost zunächst bei Seite gestellt werden. Es soll ja nicht ein unterschiedsloser Mischbrei, sondern eine nur in den Grundlagen einige Vereinigung besonnener und einsichtiger patriotisch denkender Männer begründet werden, unbeschadet der vollen Selbständigkeit in Einzelfragen, nicht nach einer starren Parteischablone, sondern auf Grund des Bewußtseins gemeinsamer Gesinnung und Lebensanschauung. Es wäre schon ein großer Gewinn, wenn die führenden Männer dieser beiden Parteien sich zu dem rettenden Entschlusse einer Vereinigung zusammenfänden.

Indessen eine feste Mehrheit würden diese Mittelparteien, deren Vereinigung, wie berührt, ein Herzenswunsch Bismarck's war, allein nicht bilden. Daß sie sich zu einer solchen von rechts her ergänzen könnten, wie das im Cartell versucht worden ist, ist nach unseren früheren Ausführungen ausgeschlossen. Eine Ergänzung zu einer festgefügten Mehrheit ist also nur nach links hin möglich. Am wünschenswerthesten wäre es ja natürlich, wenn für diese neue nationale Partei, für den Anschluß an die Mittelparteien die ganze freisinnige Partei dauernd zu gewinnen wäre, wie sie in vielen einzelnen entscheidenden Fragen mit jenen zusammen gestimmt hat. Und wer wollte leugnen, daß in der freisinnigen Partei eine große Zahl von Elementen vorhanden sind, die an Tiefe und Wärme der nationalen Gesinnung jedem Freiconservativen und Nationalliberalen durchaus ebenbürtig sind? Sitzen doch gerade in dieser Partei nicht bloß solche Männer, welche bis 1878 der nationalliberalen Partei angehört und die nationale Reichspolitik mit größter Aufopferung unterstützt haben, sondern auch solche, die ihr Alles für die Einigung Deutschlands eingesetzt haben, als es noch für Hochverrath galt, von einem einigen deutschen Vaterlande zu reden. Nichts kann verkehrter sein, als diesen Männern Mangel an nationaler Gesinnung vorzuwerfen oder gar sie zu bewußten Reichsfeinden zu stempeln. Auch ist der Gedanke einer Einigung aller Liberalen mit den Freiconservativen nicht bloß von mir, sondern auch von anderen patriotisch denkenden Männern warm und dringend empfohlen worden, während Andere wieder mehr für einen Zusammenschluß aller Liberalen allein unter einander eingetreten sind, wie das noch jüngst Rudolph von Bennigsen mit anerkennenswerthem Freimuth gethan hat. Aber leugnen läßt es sich nicht, daß einem solchen Anschluß aller Freisinnigen an die Mittelparteien zur Zeit fast unüberwindliche Schwierigkeiten sowohl von ihrer als von Seiten der Freiconservativen entgegenstehen würden. Wohl aber würde es bei einigem guten Willen möglich sein, den einen der beiden deutlich unterscheidbaren Flügel der Partei für die große neue Partei zu gewinnen; ja man darf behaupten, daß die Unterschiede zwischen diesen freisinnigen Mitgliedern der neuen Partei, einem Rickert, von Stauffenberg, Barth, Hänel, und den freiconservativen Mitgliedern kaum so

Digitized by Google

groß sein würde, als der jetzt vorwaltende Gegensatz zwischen ihnen und dem Richter'schen Flügel der Freisinnigen, der, wenngleich nach außen stets wieder übertüncht, doch bei jeder Gelegenheit und noch jüngst wieder bei der Art der Behandlung der Militärvorlage mit voller Deutlichkeit zu Tage getreten ist. Wird die Secession dieser ehemals nationalliberalen Mitglieder der Freisinnigen durch eine Resecession wett gemacht und diese durch den Anschluß der besonnenen und gemäßigten Elemente der ehemaligen Fortschrittspartei unter Hänel's Führung verstärkt, dann ist der Anschluß nach links gewonnen, welcher die Mittelparteien zwar noch nicht im gegenwärtigen, wohl aber im nächsten Reichstage bei einigermaßen geschickter, sich an die nationalen Empfindungen der Volksmassen wendender Agitation zur Mehrheit des Parlaments werden lassen und Regierung und Parlament von der verhängnißvollen Macht des Centrums unabhängig machen könnte. Die bloße Existenz einer solchen, aus zugleich nationalen und in allem wesentlichen liberalen Elementen zusammengesetzten Mehrheit aber würde eine absolute Gewähr gegen jedes reactionäre Gelüst bieten und so über kurz oder lang immer mehr Elemente der freisinnigen Partei der neuen Partei zuführen. Die Schwierigkeiten, aus bisher getrennten Elementen eine feste Mehrheit zu bilden, sind wahrlich in anderen Verfassungsstaaten, wie z. B. in Oesterreich, bei weitem größer als bei uns. Sollen wir an der Lösung der Aufgabe verzweifeln, wir, bei denen doch wenigstens die gemeinsamen Grundlagen nationaler Gesinnung vorhanden sind? Sollen wir weiter zusehen, wie in Folge der Zersplitterung dieser nationalen Kräfte die antinationalen der Welfen, Polen und beschränkten Particularisten im Bunde mit dem Centrum das Zünglein der Entscheidung in der Hand haben, während die Partei des Umsturzes mit keckem Hohne die Früchte solcher Zersplitterung einheimst? Nein, sagen wir endlich dem Volke, welches der kleinen und kleinlichen Parteizänkereien müde ist und für die feinen Unterschiede, die uns trennen, kein Verständniß hat, mit klaren Worten, um was es sich handelt. Fragen wir die Wähler: wollt Ihr eine rüstige organische Fortentwickelung auf den nationalen Bahnen, die wir in den beiden Jahrzehnten nach der Gründung des Reiches, die wir namentlich in den ideal-schwungvollen Jahren 1870 bis 78 betreten haben, oder wollt Ihr einen freventlichen Umsturz alles Bestehenden oder eine Rückkehr zur alten Abhängigkeit des Staates von Kirche und Feudalaristokratie? so werden die Wähler die Antwort nicht schuldig bleiben. Das Volk in seiner großen Mehrheit ist national und freiheitlich gesinnt. Sieht es eine große geschlossene Partei vor sich, die diese Gesinnung folgerichtig repräsentirt, so wird es ihr ohne Frage zum Siege verhelfen. Aber klar und reinlich muß der Gegensatz sein, zu dessen Entscheidung es angerufen wird. „Für Kaiser und Reich gegen Reaction und Revolution", um dieses Banner werden sich Millionen deutscher Männer schaaren, wenn es richtig und energisch entrollt wird. Dies feste Vertrauen haben wir zu dem guten Genius unseres Volkes, der ihm schon über schwerere Krisen als die gegenwärtige hinweggeholfen hat. Und wer mit den breiten Massen des Volkes Fühlung hat, der weiß, wie populär der Gedanke einer solchen großen Parlamentspartei ist, die unsere Politik aus dem kläglichen Schwanken von Tag zu Tage erretten und endlich wieder zu einer nationalen im großen Stile machen würde. Denn eine solche Partei würde mit einer besonnenen Regierung stets zu einer Verständigung gelangen können. Auch das haben die letzten Wochen gezeigt, in denen es in der Lebensfrage der Militärvorlage wiederum die Freiconservativen, die Nationalliberalen und von den Freisinnigen der Abgeordnete Rickert waren, die eine Verständigung mit der Regierung energisch als ihr Ziel bezeichneten. Kommt diese große Partei zu Stande, dann, aber auch nur dann können wir auch einer Reichstagsauflösung ruhig entgegensehen. Dann würde, wenn unser Volk noch Sinn und Verständniß für seine nationale Existenz hat, der neue Reichstag unter dem Zeichen der neuen Mehrheit stehen und auch in der Militärvorlage zu jener Einigung mit der Regierung gelangen, die bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Reichstags fast aussichtslos und doch im Interesse des Ansehens der deutschen Nation nach außen und im Interesse des inneren Friedens so dringend wünschenswerth ist. Also vorwärts zur That! Gehen wir dem Volke voran, es wird uns nicht im Stiche lassen. Nennen wir uns, um den Gegensatz gegen rechts und links prägnant auszudrücken, nationale Verfassungspartei, wie wir früher vorschlugen, oder liberale Reichspartei oder wie sonst. Der Name thut nichts zur Sache, aber die Sache thut dringend noth. An ihr mitzuarbeiten ist gegenüber den inneren und äußeren Gefahren, die unserem theuren Vaterlande drohen, Recht und Pflicht jedes Patrioten, dem das wahre Wohl des Volkes am Herzen liegt.

Slovenisches Staatsrecht.

Durch die deutsche Presse geht eine Notiz, daß sich die Kroaten, Slavonen und Slovenen zusammengethan hätten und ein „Slovenisches Staatsrecht" aufstellen wollten, ähnlich dem Tschechischen. Schon hätten Verhandlungen zwischen der Partei des Starcewitsch, des Bischof Stroßmayer und der slovenischen Fraction in Krain und Steiermark stattgefunden, schon bereite man im Pester und Wiener Reichstag entsprechende Schritte vor. Mein reichsdeutsches Leibblatt macht dazu sehr tiefsinnige Bemerkungen: Zunächst verwechselt es die Slovenen mit den Slovaken und auf Grund der Erkenntniß, daß es sich um politische Aspirationen der Mausefallen-Händler handle, höhnt es über diese und beschuldigt den Grafen Taaffe, er sei Schuld an solchen sonderbaren Vorgängen in Oesterreich.

Aehnliches las ich in anderen Zeitungen. Was zumeist über solche Vorgänge geschrieben wird, ist so dumm, flüchtig und unwissend, daß es nur — in Paris gedruckt zu werden brauchte, um dem Gelächter der „gewissenhaften" deutschen Nation zu verfallen.

So aber, weil es deutscher Unsinn ist, gilt es als politische Weisheit. Es tritt auch bei uns kein Mensch auf, um solche Fragen klar zu legen: Wenn man nach Wiener Sitte einen Witz über sie gefunden hat, glaubt man sie erledigt.

Es wird daher Vielen vielleicht etwas sehr Neues sein, wenn ich ihnen hier von den Südslaven erzähle, daß 1102 König Koloman zum freien Herrscher Kroatiens eingesetzt wurde, daß der Staat sich im Riesenkampf gegen die Türken lange behauptete, daß er zu diesem Zweck 1527 Ferdinand, den Habsburger, König von Ungarn, auch zu seinem König erwählte, daß die Reichsverfassung von 1849 die Trennung des Königreiches Kroatien und Slovenien von Ungarn aussprach und daß seit dem Ausgleich von 1868 und 1873 ganz besondere Verhältnisse zwischen beiden Ländern bestehen, daß Kroatien zwar den Reichstag in Budapest beschickt, einen großen Theil seiner Angelegenheiten aber in eigenem Landtage regelt, und daß das Land eine eigene, diesem Landtage verantwortliche Landesregierung hat, an deren Spitze der vom König auf Vorschlag des ungarischen Ministerpräsidenten ernannte Banus steht. Bei diesen verwickelten Verhältnissen verstanden es aber doch die Magyaren, wie mit den Deutschen, so mit den Südslaven die Dinge nach ihrem Vortheil zu kehren. Ueber die Hälfte der Steuern geht zu Budapest, wo die Finanz ihren Hochsitz hat, dafür sucht man mit aller Gewalt magyarisches Wesen nach Agram, Warasdin und Essek einzuführen, indem man auf die Beamten drückt, die Wahlen fälscht, die Presse knebelt, das slavische Volksthum nach Kräften zurückdrängt. Es ist gerade im ungarischen Theil der südslavischen Lande der Haß gegen die Magyaren zu einer erschreckenden Höhe gestiegen. Schon heißt dort das maßgebende Stichwort: „Lieber ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende!" Es wird vielleicht gut sein, einmal gelegentlich diesen magyarischen Schrecken näher in das Auge zu fassen und zu zeigen, daß dies Volk einen Hohn auf die europäische Cultur darstellt, daß es ein asiatisches Volk ist, das mit den unlautersten Mitteln die Führerschaft in Oesterreich an sich zog und die Bekämpfung

Digitized by Google

seines unnatürlichen Uebergewichts in allererster Linie im Interesse der Deutschen liegt!

Mich machte einst ein kroatischer Politiker darauf aufmerksam, daß von einem Groß-Slovenien wir den größten Vortheil haben würden. Nur durch dieses werden die Deutschösterreicher und die Tschechen die Macht erlangen, die magyarische Herrschaft zu brechen. Mag dem nun sein, wie ihm will, so gilt es vor Allem, uns klar zu werden, was die Leute dort unten wollen.

Natürlich ist man, wie in allen halbschürigen Ländern, sehr liberal in Kroatien. Die drei Parteien, die sich bildeten, nennen sich Volkspartei, unabhängige Volkspartei und äußerste Linke. Die erste steht den augenblicklichen Verhältnissen am wohlwollendsten gegenüber, entspricht etwa der „Linken" der Deutschen im Wiener Reichstag. Ihr Programm vom 27. Dez. 1883 forderte nur von den Magyaren gewissenhafte Einhaltung des Ausgleiches. Die „Unabhängigen" wollen ihren besonderen „Ausgleich", d. h. für den Agramer Landtag eine gleiche Stellung, wie der Reichstag in Wien und Budapest einnimmt; die äußerste Linke der Kroaten will wie jene der Magyaren völlige politische Trennung von Oesterreich und nur die Personal-Union durch das Herrscherhaus, soweit sie nicht republikanisch gesonnen sind. Ihre Führer sind die beiden vielgenannten Starcewitsch.

Man glaubt diesen Bestrebungen auf Selbständigkeit einen besonderen Makel anhängen zu können, wenn man sie panslavistisch nennt. Und gewiß hat Niemand mehr Recht, ihre panslavistische Seite zu fürchten, als die Magyaren und wir. Nach meiner Ansicht gibt es aber nur ein Mittel, diese zu unterdrücken: nämlich die Pflege der slavischen Einzelnationen. Gelingt es unter geistiger Führung der Deutschen in Bälde zu erreichen, daß die Südslaven ihre junge Literatur weiter ausbauen, daß sie sich national ausbilden und sondern, daß sie sich nicht bloß als Südslaven, sondern auch als Slovenen und Serben, als Bulgaren und Bosniaken so wenig nach Vereinigung mit Rußland mehr sehnen, wie etwa die Dänen und Holländer nach der Vereinigung mit uns, können wir ihnen dazu verhelfen, daß die magyarischen Schrecken für sie enden, können wir die Erfüller ihrer heißesten Wünsche, die Gründer ihrer Selbständigkeit, die Schützer ihrer Freiheit und ihres Partikularismus werden, so haben wir in ihnen die zuverlässigsten Bundesgenossen, so werden wir vor Allem durchsetzen können, daß die deutschen Enklaven in ihrem Deutschthum wirksam geschützt werden. Das bessere Verhalten der Südslaven gegen unsere Volksgenossen an der Sprachgrenze, im Gottschee'er Land, in Marburg, Klagenfurt, Villach, Görtz, Belovar, St. Lucas und der Woiwodina könnten wir als Prämie einsetzen für die Unterstützung, die wir den Slaven gegen die Magyaren leisten. Selbst der vielverlästerte Bischof Stroßmayer ist keineswegs Russenfreund. „Für unser theures Alt-Oesterreich sagte er, würde ich mein Leben geben. In ihm konnten wir uns national entwickeln. Aber unter Bach und Schmerling wollte man uns zu Deutschen, jetzt will man uns zu Magyaren machen. Doch das eine läßt sich so wenig wie das andere durchführen."

Der Panslavismus in Oesterreich ist ein solcher mehr aus Bosheit als aus Neigung. Jetzt heißt es eben im ganzen südslavischen Lande: „Lieber die Russen als die Magyaren." Man zieht stets die ferne der nahen Gefahr vor! Und man bedenke wohl: Es sitzen 30—40 Millionen Südslaven dort beisammen, zwischen Graz und Constantinopel: Sobald sie unter sich einig sind, werden sie für uns ein furchtbarer Feind werden!

Deutschland und Oesterreich haben alle Ursache, darauf bedacht zu sein, daß sich Serben und Bulgaren, Slovenen und Kroaten selbständig ausgestalten können, daß nicht äußerer Zwang dort vereint, was freundliche Pflege trennen würde. Und mir scheint die deutsche Politik zu fordern, daß im Südosten ein Staatengebilde entstehe, welches zu dem Deutschen sich verhält wie weiland der Rheinbund, die Schweiz und Savoyen zu den Franzosen!

Es gibt weite Kreise unter den Deutsch-Oesterreichern, in welchen man jedes „Liebäugeln" mit den Slaven für Verrath an der deutschen Sache ansieht. Ich glaube nicht, daß das die Kreise der geistreichen Leute und weitschauenden Politiker sind. Läge die Frage so, ob dort im Südosten Slaven anzusiedeln seien oder Deutsche, so würde ich sagen: Weit fort mit jenen und Platz für unsere Brüder, Platz für sie, selbst durch die Gewalt der Waffen! Aber sie sitzen schon 1000 Jahre dort, die Slaven, und selbst die Türken haben sie nicht auszurotten vermocht. Wohl hat man sie in ihrer Culturentwickelung lange aufhalten können, aber jetzt ist auch dies auf die Dauer nicht mehr möglich, trotz aller Wiener Witze über die neuentdeckte Sprache der Slovenen. Auch das Deutsch mußte durch Luther und in Gottsched's Zeit neu entdeckt werden, auch hat den Hohn selbst eines Friedrich des Großen überwunden. So wird auch das Südslavische sich bis zu der auch dieser Nation gesteckten Grenze der Bildungsfähigkeit entwickeln — daran zweifelt kein ernsterdenkender Mensch.

Was unlängst Dr. Menger in seiner Rede gegen das tschechische Staatsrecht sagte, und was man in Wien tausendfach wiederholt hören kann, wirft man auch dem slovenischen vor: Es sei ein Unding, solche Staaten schaffen zu wollen, weil sie eine selbständige Politik nicht führen könnten. Deshalb sind die Wiener „Staatsmänner" gegen sie. Sie scheinen also starke Gegner schwachen vorzuziehen!

Ich würde an ihrer Stelle aus denselben Gründen für Tschechovien und Slovenien sein. Denn mit solchen Staaten läßt sich nachbarlich leben, weil sie dringend auf das freundliche Zusammenwirken mit uns angewiesen sind. Es würden Staaten werden wie der magyarische. Obgleich man uns Deutsche in Pest haßt wie Gift, hält man fest am Bündniß mit uns! So erginge es sicher auch in Agram und Prag, wenn dort erst Herr Masaryk und Herr Stroßmayer Cultusminister und Herr Greger und Herr Baron Rukawina Minister des Aeußeren sind. Es werden lustige Staaten entstehen, an deren politischer Zerrissenheit wir unsere helle Freude erleben können! Aber wenn es erst dort gilt, einen bestehenden aber schwachen Staat im Kleingetriebe eifersüchtiger Politik zu vertheidigen, wird man sehr milde Saiten gegen uns, den starken Nachbarn, aufzuziehen beginnen.

Vor etwa zehn Jahren saß ich einmal in Hermalle bei Lüttich in großer internationaler Gesellschaft am Tisch des Staatsrechtslehrers Emile de Laveleye: Da war ein italienischer Abgeordneter, der inzwischen Minister wurde, ein berühmter französischer Statistiker, viel junge Serben, Rumänen und Bulgaren, die in Lüttich studirten, und ich als einziger Deutscher. Laveleye hatte das Glück, von Belgien aus den Gang der Dinge philosophisch und unbefangen ansehen zu können. Den Italienern rieth er, keine Großmachtspolitik, den Rumänen, Serben und Bulgaren überhaupt keine äußere Politik zu machen und mir Deutschen sagte er im Hinblick auf Oesterreich:

„Glauben Sie, daß es irgend einer Regierung möglich wäre, mit den Mitteln, welche die sogenannte moderne Civilisation ihr an die Hand gibt, eine so tiefgehende und allgemeine Bewegung zu unterdrücken, die im Herzblute lange geknechteter und nun verhängnißvoll sich entwickelnder Rassen Wurzeln geschlagen hat? Diese Menschen verlangen auch einen Platz auf der Bühne des Lebens, und was soll man ihrem unwiderstehlichen Drange gegenüber thun? Sie vielleicht unterdrücken und zu einem Mittelpunkte vereinigen, wie Schmerling und Bach es versuchten? Dazu ist es heute zu spät, und so bleibt denn nichts weiter übrig, als sich mit den verschiedenen Rassen zu vergleichen!"

Und als ich Laveleye zum Erstaunen der Umsitzenden sagte, das sei auch meine Ansicht, rief der Italiener nach einem längeren Schweigen mir zu:

„Die Deutschen sind zu stolz geworden seit 1870, um ihren wahren Vortheil richtig erkennen zu können. Denken aber Viele wie Sie, dann werden bald Sie in Constantinopel die Herren sein!"

Man kann eben draußen im Südosten nicht vergessen, daß die Bedrücker der nationalen Regungen Deutsche waren. Metternich's Gespenst erscheint den Völkern noch. Werfen

Digitized by Google

wir diese schlechte Ueberlieferung weit von uns, so haben wir weite Lande moralisch erobert und bekommen wir eine Handhabe, um unsere dort ansässigen Brüder vor Bedrückung wirksam zu schützen — wirksamer als es der Deutsche Schulverein kann! Saxo.

Literatur und Kunst.

Salvatore di Giacomo.

Anläßlich der Aufführung von „Mala vita".

Von Ant. Andrea.

Es lebte nur erst als künstlerische Idee im Kopfe des Dichters, als ich dies „Mala vita" kennen lernte; mit um so größerem Interesse verfolgte ich den Gang seiner Geburt und seines Lebensschicksals, bis ich es vor etwa zwei Jahren aus den Augen verlor und den jungen Dichter gleichfalls. Jetzt, seit einigen Monaten, stöbere ich alle Zeitungsnotizen durch in der Rubrik „Theater, Kunst und Wissenschaft" um mir keine der unverhofft wiedergefundenen Spuren von „Mala vita" entgehen zu lassen. Zuerst die Ankündigung seiner Aufführung als Melodrama in Wien, dann in Berlin, und nun die vielfachen Besprechungen in den Tagesblättern, in denen von dem Text fast mehr gesagt wird als von der Musik — aber der Name des eigentlichen Verfassers von „Mala vita" wird nirgends genannt: es ist der junge neapolitanische Dialektdichter Salvato re di Giacomo.

„Mala vita" sollte ursprünglich das Material zu einem neapolitanischen Roman abgeben, unter dem Titel „Il voto" (Das Gelübde); es erschien indes im Anfang des Jahres 1888 als kleine Novelle, in einem Bändchen neapolitanischer „Bozzetti" von S. di Giacomo. Unmittelbar nachher wurde „Il voto" unter Mitwirkung Cognetti's von dem Verfasser zu einem dreiactigen Drama „Mala vita" umgearbeitet, und schon im December desselben Jahres zum ersten Mal in Turin aufgeführt, dann in Genua, Mailand, Florenz, Rom und Neapel — überall mit durchschlagendem Erfolg. Im Jahre 1890, aus Anlaß eines literarischen Beitrages für die „Leipziger Zeitung" über süditalienische Dichter und Schriftsteller, für welchen ich verpflichtet worden war, bekam ich von S. di Giacomo sein Drama Mala vita zugeschickt, mit einem sensationellen Titelbilde: Vito Amante vor dem Krucifixe auf den Knien, die Arme zu dem Gekreuzigten erhoben, wie er unter dem Gaffen der Vorübergehenden auf dem Platze mit lauter Stimme das Gelübde thut, die Seele einer „Verlorenen" aus dem Fegefeuer zu erlösen, indem er aus der „mala femina" sein eheliches Weib macht — wenn ihm die Genesung von seiner furchtbaren Krankheit gewährt wird.

Es war im Herbst des Jahres 1887, als ich in dem Salon der schönsten aller neapolitanischen Marchesinen die Bekanntschaft des jungen Dichters machte, der damals zu der Redaction des „Corriere di Napoli" gehörte, an dessen Spitze der geistvolle Journalist Scarfoglio und seine Gattin Matilde Serao standen. Mitten in einer lebhaften Debatte über den französischen Naturalismus und den italienischen Verismus, erzählte S. die Giacomo mir den neuesten Roman in seinem Kopfe „Il voto" — in seiner Grundidee genau wie „Mala vita"; nur daß er anders endete: Christina, schon die Ehefrau des Vito Amante, der seine verbrecherischen Beziehungen zu Donna Amalia nicht zu lösen im Stande ist, fühlt sich immer noch verachtet von den Nachbarn, auch vernachlässigt von ihrem Manne, und wird des Lebens der rechtschaffenen Frau dabei so satt, daß sie aus freien Stücken und bei Nacht und Nebel ihren Mann verläßt, um in das verrufene Haus zurückzukehren. Die corrumpirte Natur ist stärker als der sittliche Wille! Sie wollte eine rechtschaffene Frau werden; vielleicht, mit der ungetheilten Liebe ihres Mannes wäre sie es geworden, aber, allein in dieser kalten Tugendatmosphäre erkaltet sie gegen ihren Mann und — langweilt sich. Nebenbei will es ihr auch scheinen, als existirte die weibliche Tugend gar nicht, mit der die Nachbarinnen sich so gern vor ihr brüsten; wenigstens ist Donna Amalia, die als geachtete Frau ihren Platz in der „basso porto"-Gesellschaft einnimmt, nichts besseres als sie, der man das Rechtschaffenwerden möglichst erschwert.

Ich eiferte natürlich gegen diesen Rückfall Christina's in ihr altes Lasterleben; der Dichter hingegen hielt diesen Schluß für den einzigen veristisch wahren.

Später, als ich Neapel und Italien verlassen hatte, verhandelte ich brieflich mit S. di Giacomo über eine Uebersetzung des Dramas „Mala vita". Ich hatte indes meine gerechten Bedenken: welche Berliner Bühne hätte es zur Aufführung gebracht oder bringen dürfen? Es unterblieb daher.

Heute nun geht „Mala vita" doch über eine Berliner Bühne, wenn auch nicht als Drama, so doch als Melodrama, als dessen Verfasser N. Daspuro genannt wird, während der Name Salvatore di Giacomo's dem deutschen Publikum fremd bleibt. Dennoch verdient der junge Dichter wohl gekannt zu werden, dessen Piedigrotta (Lieder) in ganz Italien gesungen werden, bei allen Volksfesten, zur Mandoline von fahrenden Sängern, von der „Signorina" im Salon zum Piano: wer im Volke den Namen di Giacomo's nicht zu nennen weiß, der singt wenigstens seine Lieder; die Kinder auf der Straße tanzen ihren Reigen zu dem famosen Carmelalied:

„Cammè quand' io ti vego
Mi sbatte o cor" — —

Seine größte, mir bekannte Dialektdichtung ist: „O Munasterio" (das Kloster), in welchem alle Vorzüge der di Giacomo'schen Muse zur Geltung kommen: seine feinen und doch farbenschillernden Schilderungen; seine dramatischen Donner und Blitze mitten in dem friedlichsten Idyll, vor Allem aber die Innigkeit und Volksthümlichkeit seiner Lyrik. Das „Santa Lucia, lontana e benedetta", welches der junge Klosterbruder in seiner verzehrenden Sehnsucht nach dem Meere und nach der weltlichen Freiheit singt, wurde gleich nach dem Erscheinen des „O Munasterio" von Costa in Musik gesetzt. Im Ganzen ist dieses Klostergedicht nichts weniger als ein modernes Epos, sondern eine poetische Zusammenstellung von Liedern, Avemarias, Beicht- und Herzensgeheimnissen. Wo indes ein starkes dramatisches Empfinden zum Durchbruch kommt, das ist in der Lebensgeschichte der beiden Frati, deren Zellen neben einander liegen, so daß einer den anderen des Nachts seufzen und klagen hören kann, über begangene Schuld und verlorenes Glück. Der ältere, der düstere, bleiche Bruder, stirbt in solch einer Nacht, indem er das Geheimniß seiner Schuld — Brudermord, dem anderen verräth. Dieser, ein Kind des Volkes von Santa Lucia, welkt langsam dahin unter dem Druck der Reue und der Sehnsucht nach dem alten freien Leben. Er hat seine Mutter, die ihn über alles liebte, umgebracht, weil das Mädchen seiner wahnsinnigen Leidenschaft es ihn geheißen. „Sie sprach zu mir: gib! und ich gab — nimm für mich, was nicht Dein ist! und ich nahm — tödte! und ich tödtete meine Mutter, eine Heilige, wie keine zweite mehr auf Erden wandelt." Und wirklich, diese Mutter, mit dem Messer in der Brust, tastet noch in liebevoller Besorgniß nach der Hand des Mörders, der nach vollbrachter That, wie erstarrt vor dem Grausen über sich selbst, vor ihr steht, und murmelt sterbend: „Hast Du Dir weh gethan — hast Du Dich verletzt, mein Sohn!" — —

Die unwürdige Geliebte, um deretwillen er zum Sünder und Verbrecher wurde, spricht nach langer Zeit im Kloster vor mit ihrem jungen Ehemann, um eine Erfrischung. Während der Mann sich müde in das Gras wirft, hüpft die junge Frau von Beet zu Beet in dem Klostergarten und pflückt Blumen. So kommt sie an den Grabhügel des jungen Frate, ihres einstigen Geliebten — auf dem die schönsten Blumen wachsen, über den ein Baum Schatten wirft, während der Vogel, welcher dort sein Nest gebaut, warnend zwitschert: „Rühre sie nicht an, diese Blumen! Sie entsprossen einem Herzen, daß Du freventlich brachst." Das leichtsinnige, junge Weib achtet indes nicht

Digitized by Google

darauf: hinter dem Rücken des „Bruder" Gärtners, der ihr mit sanften Worten verbietet, die Blumen auf diesem Grabe anzurühren, pflückt sie ihren Strauß davon. In derselben Nacht erhebt sich aus dem Grabe ein Klagen und Seufzen, das dem armen Vogel mit seinen Jungen im Neste angst und bange wird. Als der Morgen graut, zieht er fort mit seinen Kleinen: seitdem singt kein Vogel mehr in dem Baume an dem einsamen Hügel.

Nach dem Erscheinen des „Klosters" wandte S. di Giacomo sich mehr der Prosadichtung zu, und zwar dem in Jungitalien sehr beliebten Genre der „Bozzetti", in denen sein eminentes Talent für die Kleinmalerei besonders zur Geltung kommt. Seine „neapolitanischen Morgenstunden" (Mattinate napoletane) sind poetische Illustrationen des neapolitanischen Volkslebens — ein veristisches „Bilderbuch ohne Bilder": es wurde bald nach seiner Veröffentlichung in das Dänische und Französische übersetzt. Ich unternahm den Versuch einer deutschen Uebersetzung, mußte aber davon abstehen, weil man überall, wohin ich mich mit den ersten Proben wandte, die Handlung oder das novellistische Interesse überhaupt in den Skizzen vermißte: man hat in Deutschland zu wenig Interesse für dieses Genre der feinen Kleinmalerei. Eines der „Bozzetti", Serafine, wurde in der „Gegenwart" 1889 veröffentlicht.

Wie den meisten jungen Veristen fehlt Salvatore di Giacomo die Geduld der Vertiefung in seine dichterische Aufgabe und die Ausdauer der Gründlichkeit, welche der Roman erfordert. Er thut am liebsten immer nur einen ersten Wurf und hält sich an die Schilderung von Momentbildern. Aus diesem Grunde ist er kein Romanschriftsteller, und aus ähnlichen Gründen gehen überhaupt so wenig Romanzieri aus der Schule der Veristen hervor. Die wenigen haben sich fast alle nach französischen Mustern aus der naturalistischen Kunst gebildet — selbst Matilde Serao verräth noch in ihrem Roman „Fantasia" den Einfluß Emile Zola's — zum Glück gehen die Veristen nachher ihre eigenen Wege, die nicht nur zu der Wahrheit, sondern zum Ideal des Wahren führen. Außerdem haben sie eine wunderbare Fähigkeit, die äußerlichsten Dinge, der Wirklichkeit entnommen — die reine Außenseite des menschlichen Lebens, so poetisch zu beleuchten, daß die in den grellsten Farben geschilderten Uebel und Leiden der Welt, nie einen moralischen Ekel oder ein ästhetisches Unbehagen verursachen, wie es bei den meisten der französischen Naturalisten vorkommt. Sie verschmähen es, eine ethische Wirkung hervorrufen zu wollen mit ihrem Kunstwerk; aber das ihnen innewohnende ästhetische Empfinden ist so stark vorherrschend, daß die häßlichen Dinge, welche sie mit Vorliebe zu sagen unternehmen, so schön gesagt werden, daß sie ergreifen und Mitleid erregen, wo sonst sie verletzt und Abscheu erregt hätten. In dem Naturalismus der Franzosen geht die Poesie verloren; über dem Verismus der Italiener bleibt sie als leuchtendes Gestirn schweben: das ist der ganze — große Unterschied zwischen Beiden.

Ibsen's Baumeister Solneß.*)

Von Max Rieß.

Alle Ibsen'schen Werke sind mehr oder weniger symbolisch gewesen, das jüngste ist fast nur noch symbolisch zu verstehen. Wer den Menschen und Handlungen dieses Stückes ohne eine Ahnung von ihrer symbolischen Bedeutung zuhört und zusieht, wird vielleicht ihr Reden und Thun einfach widersinnig finden und seine Kritik wird eine billige Parodie werden. Hier genüge es zu constatiren: Ibsen hat noch in keinem Werke die realistische Wahrheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit so rücksichtslos der Symbolik geopfert wie in diesem. Mag man ihm dies immerhin als eine Schwäche vorwerfen, so darf man doch darum nicht unterlassen, die symbolische Wahrheit des Stückes zu prüfen, geschweige denn sie ungeprüft verlachen. Noch mehr als in der „Frau vom Meere", mit welcher eine Anknüpfung in der Person der Hilde Wangel augenfällig gegeben ist, tragen diesmal die hypnotistischen Motive zur Verwirrung bei. Eine posthypnotische, zehn Jahre lang (!) wirkende Suggestion, Gedanken- und Willensübertragung durch bloßen Blick spielen hier eine decentere, nicht ganz so magische Rolle, wie dort der „fremde Mann" es gethan hatte, sind aber gerade in Folge dieser Halbheit für das Verständniß noch mehr complicirt. Freilich dem Märchendichter Kleist gegenüber, dessen unterwürfiges Käthchen die nächstliegende Analogie zur unterwürfigen Kaja liefert, hat Ibsen's Darstellung einen ganz modern-wissenschaftlichen Anstrich. In Wahrheit ist aber auch er diesen Dingen gegenüber nur zum kleineren Theile wissenschaftlich nüchterner Beurtheiler und Kenner und zum weit größeren — Künstler, der sich in das Geheimnißvolle mit fast andächtigem Schauer versenkt. Gerade der realistische Künstler ist ja der Versuchung ausgesetzt, mit seinen tiefsinnigen Erfahrungen über die „Nachtseiten der menschlichen Natur" auf jenes von der Wissenschaft noch so wenig erhellte Gebiet hinzuflüchten, den Schein des Realismus zu retten, indem er jene Unbegreiflichkeiten durch diese symbolisirt. In Wahrheit werden sich beide kaum decken; außerdem ist ein echtes Märchen nicht nur unmittelbar poetischer, sondern auch verständlicher — um so mehr, als in Sachen der Hypnose das Publikum noch lange Zeit nur zwischen kindischem Aberglauben einerseits und dünkelhaft spottender Ablehnung andererseits getheilt bleiben dürfte.

Den Kern der symbolischen Handlung kann man betiteln: Die drei Ideale des Baumeisters Solneß. Erstes Ideal: Kinderglaube, Gottergebenheit. Solneß ist als Kind auf dem Lande in einem frommen Hause aufgewachsen; als er zu bauen anfing, kannte er keine höhere Lebensaufgabe als: Kirchen zu bauen. Allein seine Gottergebenheit hat sich in ihr Gegentheil gewandelt: in Trotz gegen Gott. Liegt — so müssen wir fragen — wissenschaftlich begründete Gottesleugnung, blanker Atheismus, „intellectuales Gewissen" dieser seiner ersten Krise zu Grunde? — Nein! nach seinen eigenen Worten ist die Ursache seiner Verwandlung ein persönliches Erlebniß, eine bedeutsame Katastrophe seines Lebens. Sein Haus war in Flammen aufgegangen. Seine Frau, damals die glückliche Mutter eines Zwillingspaares von wenigen Wochen, hatte von dem Schreck ein Fieber davongetragen, welches, da sie ihre Kinder selber zu nähren sich nicht nehmen lassen wollte, den beiden Kleinen tödtlich geworden war. Derselbe Brand aber, durch welchen Solneß sein Familienglück für immer verlor, hat ihm in seiner Carrière als Baumeister so viel genützt, daß er ihm eigentlich seinen großen Ruf erst zu verdanken hat. Gott nun, so philosophirt er an der Stelle, wo er seine Auflehnung gegen diesen begründet, habe aus ihm nur zur Erhöhung seines göttlichen Namens ein berühmtes aber glückloses Werkzeug machen wollen; darum habe er jenen verhängnißvollen Brand geschehen lassen. — Hier stocken wir vor der ersten Inconcinnität des Werkes. Ist hier Widersinn? Aberglaube? Wenn er wirklich noch an Gott glaubt, so haben wir ohnmächtige Auflehnung des Geschöpfes gegen den Schöpfer vor uns, die jede Erhabenheit ausschlösse; wenn er nicht mehr an Gott glaubt, so haben wir Aufklärung in der Form einer abergläubischen Wahnvorstellung. Und Solneß müßte so unklar und krank schon vor zehn Jahren gewesen sein, denn so weit liegt jene grandiose Thurmbesteigung vor der Handlung des Stückes, deren durchsichtige allegorische Bedeutung folgende ist: Bevor Solneß sich von seinem Gotte abwandte, prüfte er erst seine menschliche Kraft und fand sie gottgleich; denn auch er kann „das Unmögliche", er, der von Geburt Schwindlige, kann den hohen Kirchthurm besteigen und den Kranz auf der höchsten Spitze des Gerüstes aufhängen: nun steht er droben, sieghaft, stolz und hält Abrechnung mit seinem Gotte. — Wundervoll wäre diese Allegorie, wenn sie den Trotz und Stolz des Atheismus rein und ganz aus intellectualer Kraft bedeutete: Der Mensch, der Gott wider-

*) Es liegen uns schon vier deutsche Ausgaben vor: die autorisirte Uebersetzung von Ibsen's Sohn Sigurd Ibsen (Berlin, S. Fischer), eine von Victor Ottmann (Leipzig, Hesse), eine dritte bei Reclam und eine vierte aus dem Verlag von O. Hendel in Halle.

Digitized by Google

legt hätte, überwände dann seine innere Zaghaftigkeit, die ihm noch aus der Periode seines Glaubens anhaftet, er überwände so auch den Schwindel, der ihn bei dem neuen Ausblick von der Höhe seiner radicalen Erkenntniß zu erfassen droht, und ein Nietzscheschwärmer würde vielleicht wünschen, daß unser Held seinen „Gesang" dort droben anfinge: „Ich bin's, Halvard Solneß, der Gottlose, der da spricht: Wer ist gottloser denn ich, daß ich mich seiner Unterweisung freue?" So oder ähnlich im Sinne der in ihr consequenten Prägung unüberbietbaren Zarathustrasprache. Allein Ibsen ist kein Nietzsche; bei ihm ist nichts goldig, sonnig, überhell, sondern alles ist schillernd, nebelhaft, mystisch, — nordisch. Wie anders ist gleich der Einsatz des Solneß auf dem Thurm: „Jetzt höre mich an, Du Mächtiger!" Also nicht überwunden ist sein Gott, ihm wird nur Trotz geboten — aus wie unklarer Begründung, sahen wir oben. — Wundervoll wäre diese Allegorie, wenn sie eine rein intellectuale Bedeutung hätte, herrlich bleibt sie so, wie sie ist, noch immer, und das Gleichniß von dem Baumeister, der den angeborenen Schwindel auf der Thurmspitze seiner letzten Kirche siegreich niederkämpft, ist in jedem Falle ein großartiger Wurf, an dem man mit Freude seinen Ibsen wiedererkennt.

Auf jener Thurmhöhe, wo Solneß sein erstes Ideal umstürzt, ruft er auch zugleich sein neues Ideal, von Schaffensfreude begeistert, in die Lande: Heimstätten für Menschen zu bauen ist seine neuerkannte Lebensaufgabe, menschliche Wohnhäuser für „Vater, Mutter und die Kinderschaar". Der schwindelnd hohe Thurm war das Charakterzeichen der Kirchen gewesen, das Symbol des Göttlichen; darum — so könnte man erwarten — müßten die Heimstätten für Menschen symbolisch als thurmlose Häuser contrastirt werden. Aber Ibsen ist tiefsinniger. Gerade die menschlichen Häuser sollen von nun an statt der Kirchen mit hohen Thürmen geschmückt werden, das Menschenheim soll ein Zeichen tragen, welches empor weist. Erinnert dieses neue Ideal des Baumeisters Solneß nicht deutlich an die „Vergöttlichung alles Irdischen und Menschlichen" bei Zarathustra, welcher am bestechendsten an Stelle der „hinterweltlichen" Ideale den „Sinn der Erde" gepredigt? — Ist seit Nietzsche dieser Gedanke nicht neu, so ist er dennoch Jedem, dem diese Probleme am Herzen liegen, bedeutsam, groß, feierlich und wohl würdig, den Vorwurf für dichterische Darstellung zu bilden.

„Heimstätten für Menschen zu bauen, das ist keine fünf Pfennige werth." Mit diesen Worten entthront im letzten Akte der Held sein zweites Ideal. Er thut dies Geständniß nicht seiner Frau gegenüber, die ist seit dem Brande geknickt und fast verstört ist, sondern er thut es gegen die junge Hilde Wangel, deren mit der realistischen Wahrscheinlichkeit unrettbar auf gespanntem Fuße stehendes Hineinschneien in die Häuslichkeit des Baumeisters allmählich einen gänzlichen Ehebruchsconflict veranlaßt. „Jetzt sehe ich's nämlich ein. Die Menschen haben die Heimstätten da gar nicht nöthig. Jedenfalls nicht, um glücklich zu sein!" Furchtbar, zerschmetternd muß dem Baumeister diese Erkenntniß gewesen sein, die ihm auch sein zweites Ideal zertrümmerte. Woraus hat er eine so vernichtende Lehre geschöpft? Womit wird sie begründet? Sind mit „den Menschen" vielleicht nur die Alltagsmenschen gemeint, die ewig kleinen und kleinlichen Geschöpfe, von denen sich der Held ausnimmt, über die er sich erhaben fühlt? Fast sollte man dies denken, wenn man hört, nicht für die anderen Menschen habe er solche Heimstätten bauen dürfen, wie er sie träumte, denn die hätten sie ja nicht haben mögen, nur für sich selbst habe er ein stolzes Wohnhaus mit einem hohen Thurm errichtet, oder wenn man hört, daß in jenem Ideal der Heimstätten mit hohen Thürmen nur Hilde Wangel sich mit dem Baumeister begegnet, diese beiden „Einsamen Menschen". Jedoch dieser Schein trügt. Denn also geht die Resignation weiter: „Und ich hätte auch so ein Heim nicht nöthig gehabt. Wenn ich eins besessen hätte, heißt das. — Sehen Sie, das ist der ganze Abschluß, so weit ich zurückblicke. Nichts gebaut im Grunde genommen und auch nichts geopfert, um zum Bauen zu kommen." — Wieder reißt uns hier aus unserer Ergriffenheit die Mangelhaftigkeit der Motivirung. Als Solneß seinem Gotte Trotz bot, da hatte er ja jedes Heim und jede Möglichkeit, zu einem Heim zu gelangen, seit drei, vier Jahren bereits verloren, und wieder nur Aberglaube, sein Hang zum Unmöglichen lockte ihn, ein neues Haus mit drei Kinderstuben ohne Hoffnung auf neue Kinder, ein Haus mit dem Symbol des Glückes ohne jede Aussicht auf Glück zu errichten. So tragisch uns die Ironie dieses Aberglaubens berühren mag: aus dem Zusammenbruch seines eigenen Heims kann er jene neue schmerzliche Lehre nicht gefolgert haben. Sonst hätte er resigniren müssen, bevor er zu hoffen anfing. Und selbst wenn ihm erst durch Hildes Erscheinen dies Gefühl zum vollen Bewußtsein kam, wenn er erst in ihrer Gegenwart klar empfinden lernte, daß er in seiner Ehe an einen Leichnam gekettet sei, woher kann er dann wissen, daß sein Haus ohne jene Brandkatastrophe auch kein Heim geworden wäre, da doch seine Gattin eine so wundervolle Fähigkeit „kleine Menschenseelen aufzubauen", so viel Liebe und Güte anfänglich besaß. Worin ist Frau Aline Solneß vor der Katastrophe ihres Gatten unwürdig, unfähig, ihm Glück und ein Heim zu bereiten? Und wenn sie es war, warum wählte er sie? aus Eigennutz? aus Geschäftsgründen? Auf alle diese Fragen fehlt die Antwort! Der tragische Satz, der uns erschütterte, ist nicht oder mindestens nur ganz schief motivirt. Solneß predigt mit finsterem Blick eine furchtbare Wahrheit, nur daß er selber leider nicht genau weiß, warum sie furchtbar, noch warum sie wahr sei.

Wir müssen den guten Willen haben, diesen Mangel zu übersehen, wenn wir die letzte Krise in der Weltanschauung des Helden weiter betrachten. Die Heimstätten für Menschen machen dem dritten Ideale Platz: dem Schloß, das die „Prinzessin" Hilde erhalten soll. Vor zehn Jahren, als Solneß auf dem Kirchthurm von Lysanger vor seiner Gottähnlichkeit nicht bangte, da hat die Größe dieser Situation sich der zwölfjährigen Hilde ins Herz geprägt, und seit er sie am gleichen Tage in Festlaune geküßt und ihr das Königreich Apfelsinia versprochen hat, ist ihr Kuß und Königreich nicht mehr aus den Gedanken entschwunden, hat ihr das Vaterhaus zum Käfig gemacht, hat sie schließlich gelockt, wie ein wilder Vogel ihre Beute aufzusuchen und das junge Weib macht nun als ernste Forderung geltend, was dem halben Kinde im Scherz versprochen war: Kuß und Königreich, d. h. den Besitz des Mannes, der endlich in der That Weib und Ehe, Heimstätten für Menschen unter sich wirft, um seiner Prinzessin ihr Schloß zu bauen, ja der „jetzt erst anfangen zu wollen" erklärt. Was diese Symbolik besagen will ist deutlich: Jedes Band soll zerrissen werden. Freiheit um jeden Preis! heißt die Losung dieser beiden Uebermenschen, die eine Ehe brechen wollen, um ein „heiliges Concubinat" aufzurichten, die der ganzen modernen Moral Trotz bieten wollen durch ihren öffentlichen Kuß vor den Augen der Menge und der Ehegattin, beide in diesem Moment noch viel heroischer und trotziger als damals der Baumeister vor seinem Gotte stand. „Ein Luftschloß mit einer Grundmauer darunter", so heißt ihr tiefsinniges Wort, das mit seiner vorausdeutenden Tragik wundersam ans Herz greift: Als Solneß vor dem entscheidenden Kuß, der ihn ins „Jenseits von Gut und Böse" einführen soll, noch einmal die Probe wagt, mit dem Kranz in der Hand auf den hohen Thurm diesmal seines letzten Wohnhauses zu steigen, um auch diesmal vorher seinen Schwindel zu besiegen, da mißlingt die Probe und er fällt sich von der obersten Spitze zu Tode.

Also Auflehnung gegen Gott und sodann Auflehnung gegen die Moral, das ist im tiefsten Sinne der rothe Faden der Dichtung, mit dem nun viele andere Fäden und Fädchen verknüpft und leider auch oft verknotet sind, so daß es spitzer Finger bedarf, um das nicht überall ganz säuberliche Gewebe auseinander zu legen. Ein zweites, mit dem Leitmotiv nahe zusammengehöriges Symbol ist das „robuste Gewissen." Der Held, der schließlich an der Grundmauer seines Luftschlosses zerschellen soll, ist kein unentwegter Streiter, kein auf sich selbst festgegründeter Mann. So wenig, wie wir in ihm einen verstandesscharfen Gottesleugner fanden, so wenig ist er auch ein harter, scrupelloser Egoist. Allerdings hat er, um seinen

Digitized by Google

jugendlichen Zeichner, Ragnar Borvig, den Sohn seines ehemaligen Lehres, jetzigen Assistenten Knut Borvig, an sich zu fesseln, da er im anderen Falle einen ihm selbst überlegenen Concurrenten in ihm fürchtet, sich unehrlicher Mittel bedient, indem er seine Buchhalterin, Kaja Fosli, Ragnar's Braut, auf die er einen hypnotischen Einfluß auszuüben im Stande ist, durch Liebesvorspiegelungen seinen Plänen völlig dienstbar machte; allerdings hat er auf diesem Wege jedes Emporkommen Ragnar's so erfolgreich unterdrückt, daß er dadurch das Lebensglück des alten Knut Borvig untergrub und schließlich zertrümmerte; allerdings sagt er, als er durch ein paar Zeilen der Anerkennung auf Ragnar's Zeichnungen diesem eine Carriere eröffnen und dem Alten, bevor er in die Grube fährt, einen letzten Trost mitgeben soll, stets und sogar vor Hilde: Er könne nicht anders handeln, — so daß man einen Moment vermeint, einen „unschuldigen" Bösewicht, einen aus Instinkt egoistisch Schaffenden vor sich zu sehen. Allein das genaue Gegentheil offenbart die Folge. Eine Last, die er nicht von seinem Gewissen abzuwälzen vermag noch sucht, ist die Schuld an dem verhängnißvollen Brande, welche er sich zumißt, nur weil er vorher diesen Brand sehnlich gewünscht hatte. Er hatte freilich eine Ritze im Schornstein, die dem Hause gefährlich werden konnte, lange vorher gekannt und nie zu stopfen unternommen, weil „ihm war, als ob ihm, wenn er daran gehen wollte, sich jedesmal eine Hand dazwischen legte;" aber das wirklich ausgebrochene Feuer war erwiesenermaßen gar nicht aus dieser, sondern aus einer ganz anderen Ursache, nicht im Schornstein, sondern in einer Kleiderkammer entstanden. Gleichwohl vergräbt er sich in den Gedanken, daß er die alleinige Schuld habe: denn es gibt „Helfer und Diener", Teufelchen, Kobolde, und weil er diese durch seine Wunschgedanken gerufen, so mußte das Haus abbrennen, mit der gleichen Gewißheit, mit der es unversehrt geblieben wäre, wenn z. B. Knut Borvig es besessen hätte. Ja noch mehr, er kennt sogar die Wollust des Märtyrers: Seiner Frau gegenüber fühlt er sich seit jener Katastrophe so tief verschuldet, daß er ihre unberechtigten Eifersuchtsstichelei gegen Kaja Fosli wie eine Wohlthat, wie eine Linderung empfindet und es nicht ertragen kann, sie sich selbst anklagen zu hören. Also Hilde hat sehr Recht zu sagen, daß er ein zartes Gewissen habe. Auch ist sie es, nicht er, die das „robuste Gewissen" auf den Schild erhebt. In dem Ehebruchsconflict verführt sie ihn, nicht umgekehrt, und sie entflammt ihn zu dem Entschluß, vor dem entscheidenden Schritte noch einmal die Kraftprobe zu wagen, die ihm einst vor zehn Jahren aus eigener Macht gelang, an die er jetzt aber, ohne sie, gar nicht einmal gedacht hätte. Sie erzieht ihn zu dem, was er wird, erst im Laufe des Stückes. Also wäre sie eigentlich die Heldin und mehr Uebermensch als er? Ein Ibsensches Epigramm antwortet darauf mit: Nein!

Solneß (sieht sie mit gesenktem Kopfe an): Wie sind Sie zu dem geworden, was Sie sind, Hilde?

Hilde: Wie haben Sie mich zu dem gemacht, was ich bin?

Also von dem Manne geht die Kraft des Weibes aus. Die halbmagische Erklärung, das von dem jugendlicheren Baumeister, wie er vor zehn Jahren so groß und stark war, die Kraft entsprang, die Hilden jetzt beseelt, macht ihm zum Vater des heroischen, tragischen Entschlusses. Dennoch steht, mehr wohl als Ibsen gewollt, das Weib hier als die Heldin da und macht aus dem Stücke eine verkappte Hedda Gabler Nr. 2. — Auch in der Zeichnung Hildes ist die Einfachheit des hier entwickelten Verhältnisses mannigfach durchbrochen und complicirt. Anfangs wird niemand aus ihr klug; niemand weiß: wie viel ist magischer, posthypnotischer Bann, wie viel Naivetät und wieviel Berechnung in ihrem schlüpfrigen Benehmen gegen den verheiratheten Mann? Nachdem Frau Solneß ihr Herz vertrauensvoll gegen Hilde erschlossen hat, hat auch diese einen heftigen Anfall von zartem Gewissen auszuhalten. Erst die Mißtrauensäußerungen gegen die Größe ihres Baumeisters in Ragnar's Munde und eine gelinde Eifersucht gegen Kaja helfen ihr, diesen Anfall zu überwinden, und nun erst ist sie gänzlich entschlossene Bekämpferin der „Pflicht", jenes Wortes, daß sie von Anfang an nicht ausstehen mochte, weil es, wie sie meint, „sticht." Ich bin weit entfernt, dies einmalige Schwanken zu tadeln und finde es ebenso berechtigt, wie wirkungsvoll. Aber daß dieselbe Hilde ihren Baumeister auch zu der Niederschrift veranlaßt, die Ragnar in die Höhe bringen muß, daß sie ihn mit einem „Pfui!" der Entrüstung über seine eigennützige Verweigerung dieser Zeilen umstimmt, das macht ihre Gestalt völlig unklar. Hält sie ihren Baumeister für so groß, daß keiner ihn je überflügeln könnte? Sie bleibt doch bei ihrem Urtheil, als ihr Solneß das Gegentheil versichert. Die ganze That, die man mühsam durch eine ansteckende Wirkung von Solneß' Zaghaftigkeit auf sie erklären möchte, wird so sicher gethan, auch die reine Freude, die sie über dies Liebeswerk empfindet, so unterstrichen, und all das an keiner Stelle zurückgenommen oder auch nur abgeschwächt, daß man hier eine ganz befriedigende Lösung aufzugeben geneigt wird. —

Die bisher herausgeschälten Probleme liegen in dem Werk ziemlich vergraben. Wer nach der bisherigen Analyse dasselbe construiren müßte, würde noch zu manchem falschen Gebilde kommen. Von Auflehnung gegen die Moral z. B. wird mit keinem Worte gesprochen. Daß aber trotzdem mit dem öffentlichen Kuß, den Hilde erhalten soll, mehr als ein Kampf gegen die Convenienz, eine wirkliche Umwerthung unserer Werthe versinnbildlicht wird, dafür bürgen die vielen direct aus der Nietzsche'schen Terminologie herbeigeholten Schlagworte. Das Ideal des „robusten Gewissens" unterscheidet sich nur durch den geringeren Grad von Radikalismus von der Lehre Zarathustras: „Der Gewissensbiß ist unanständig." Dem Gewissen die Zähne gestumpft zu haben, rühmt sich jener in Gleichnissen unerschöpfliche „Blutegel des Gewissens". Wenn ferner — um nicht andere Anklänge hier zu wiederholen — Hilde „der junge Tag" genannt wird, wenn mit der Erinnerung des Solneß an die Wikinger beinahe wörtlich diejenige Stelle aus Nietzsche's „Genealogie der Moral" verarbeitet wird, welche von den „blonden Bestien" handelt, die Blutvergießen und Weibervergewaltigung nicht ernster nahmen, als wir einen Studentenstreich, — dann ist der Beweis dafür vorhanden, daß in der Erfassung dieser Probleme, schon in der ganzen Fragestellung Ibsen in die Schule des Lehrers der „Herrenmoral" gegangen ist. Geringerer Radicalismus ist aber nicht der schlagende Unterschied zwischen Ibsen und Nietzsche. Von dem Philosophen unterscheidet er sich am wesentlichsten durch seine Eigenschaft als Dichter, durch seine Besonderheit als Tragiker. Nicht neue und unbedingte ethische Forderungen, sondern den Conflict der Neues Suchenden mit dem Alten stellt der Tragiker dar. Dies ist Ibsen's großes Thema von „Kaiser und Galiläer" herab bis auf den Baumeister Solneß. Starb in der klassischen Tragödie der Held, so siegte doch immer das Gute „in der Idee"; bei Ibsen's Tragik aber, besonders seit er in der „Wildente" die idealen Forderungen halb und halb selber zu compromittiren schien, bleibt immer die Frage offen, ob denn der Untergang des Helden für oder gegen seine neuen Ideale zeugen solle. Im jüngsten Stück ist diese Frage mit der gewohnten Vorsicht — oder Verschlagenheit? — in der Schwebe gelassen. Was Hilde aus dem Falle ihres Helden für eine Lehre zieht, das, was uns am meisten interessiren müßte, wird dunkel ausgedrückt. Ihre letzten Worte „Aber bis zur Spitze kam er", besagen, daß sie sich an den Gedanken klammert: War er auch kein ganzer Uebermensch, so war er doch schon ganz — eine Brücke zum Uebermenschen. Aber der „irre Triumph" dieser Worte, läßt uns wieder nichts für ihre Dauerhaftigkeit hoffen.

Solneß selber aber — dies ist der letzte Zug, der uns zu seinem Bilde fehlt — ist ein viel zu alter, schwacher, kranker Mann, als daß sein Scheitern etwas gegen seine Ideale beweisen könnte. Sein Uebermenschenthum ist nicht viel mehr als das Gerippe seiner abstracten Bedeutung, und ein Gerippe sieht man nicht. Das Fleisch um die Knochen, die Umrisse, die man sieht, zeigen beinahe das Gegentheil. Die Zeit, wo er wahrhaft stark war, liegt zehn Jahre zurück, und die innere Macht, die noch jetzt seiner Persönlichkeit innewohnt, zu beweisen, ist sein hypnotisirender Einfluß auf Kaja ein schwacher Behelf. Die Härte, die er durchführen will, gegen Ragnar, wird ihm, verwunderlicher Weise, wie wir sahen, von Hilde

Digitized by Google

verwiesen und verwehrt. Sein Aberglauben, seine Selbstquälerei seiner Frau gegenüber ist oben gestreift. Aber seine Leiden sind schon pathologischer Art. Die auf Unkosten seiner Nebenmenschen errungenen Erfolge empfindet er wie eine mit der Haut Anderer zugedeckte und doch unheilbare Wunde. Er fürchtet auch geradezu — obwohl mit Unrecht — daß ihn seine Umgebung als nicht mehr ganz zurechnungsfähig überwache. Aus seinem kränklichen Gewissen, seinem mystischen Hang und der Furcht vor dem sich nahenden Alter setzt sich seine ihn verfolgende Ahnung eines Umschwunges zusammen, welcher von der Jugend ausgehen werde. In diesem Motiv allzu eifrig geheime Confessionen des Dichters zu suchen, dürfte unrathsam sein. An so intime Dinge darf nur mit sehr leiser Hand gerührt werden. Wenn auch das Wort von den Jungen und „Allerjüngsten" wie ein Schwanensang Ibsen's anmuthen mag, so darf man doch keinesfalls bis zu der Schlußfolgerung gehen, als ob Ibsen heute mit einem „Nichts gebaut im Grunde genommen!" in's Grab zu steigen gesonnen wäre.

Symbolisch werden alle Schwächen des Baumeisters mit einem Worte zusammengefaßt. Er ist schwindlig. Wer hier einwendet, ein Baumeister, der von Jugend auf so schwindlig wäre, sei lächerlich, das ganze Motiv sei nur des tragischen Ausganges wegen da: der verkennt wieder die symbolische Wahrheit. Nicht so hoch steigen können, wie man selber gebaut hat, das ist doch wahrlich ein glänzendes Symbol für alle Weltverbesserer, welche hochfliegende Systeme bauen und in der Theorie alles umwerthen, ohne daß sie selbst — noch auch andere — diesen neuen Werthen nachzuleben wissen. Und auch wenn Solneß, der berühmt gewordene Baumeister, im Grunde von architektonischen Berechnungen nicht so viel versteht, wie sein im Dunkeln alt gewordener Assistent Knut Borvig, also in einem nur für Luftschlösser unwesentlichen Punkte, dem der Erbauungsmöglichkeit nämlich, mehr Laie als Fachmann ist, sollten nicht damit wiederum die Neuerer in der Theorie getroffen sein, welche von dem Material, mit dem sie arbeiten müßten, nämlich mit den in der Gegenwart vorliegenden moralischen und sozialen Verhältnissen, eine ungenügende Kenntniß besitzen, mit einem Wort — die Utopisten?

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Abenteuer eines Bräutigams.

Von Albert Hall.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von M. C. Larochelle.

Die Dämmerung war hereingebrochen, als ich, den Reisesack in der Hand, meinen Weg vom Bahnhof zum Hotel zur Klippe suchte.

Ich wollte mich verheirathen. Die Heirath bildet einen Wendepunkt im Leben des Mannes und dies Factum erfüllte meine Gedanken. Ich war glücklich, ich war erregt, ich war nervös. Ich betete meine Erwählte an, und ich liebte meine Mutter zärtlich — und die Beiden hatten bei der ersten Bekanntschaft wenig gegenseitige Zuneigung verrathen. Meine Mutter pflegte von meiner Hochzeit zu sprechen, als handelte es sich um mein Begräbniß, und das war nicht erbaulich.

Ich heirathete in die Familie des verstorbenen Generals F. und da die Frau Generalin erst seit zwei Jahren verwittwet war, wünschte sie, die Hochzeit möchte in aller Stille gefeiert werden, und meine Braut war damit einverstanden.

Wir beabsichtigten sogleich nach der Hochzeit eine Reise nach dem Continent anzutreten und die Anzeige sollte nicht vor unserer Abreise in den Zeitungen erscheinen.

Meine Schwiegermutter war untröstlich bei dem Gedanken, sich von ihrer Tochter trennen zu müssen und betrauerte ihren verstorbenen Gemahl noch hinter den schwarzen Rändern ihres Taschentuches.

Die Reise zur Hochzeitsfeier trat ich ganz allein an; der letzte Abschiedswunsch meiner Mutter war gewesen: „Ich hoffe, daß Du Deinen Schritt nie bereust, mein armer Junge." Alles in Allem war es für mich eine unbehagliche Zeit, die ich hoffte, recht bald hinter mir zu haben.

Die Mutter meiner Emma lebte in einer Villa an der Themse. Unsere Hochzeit sollte am folgenden Tage stattfinden, und ich war genöthigt, unterwegs zu übernachten.

Das Hotel zur Klippe sah vielversprechend aus, und ich machte mich zu Fuß dahin auf, weil ich dachte, ein Spaziergang würde meine Lebensgeister auffrischen. In der That fühlte ich mich wohler und freute mich über die Schönheit der Gegend, als plötzlich das curiose Gebahren eines Mannes meine Aufmerksamkeit fesselte.

Er entleerte seine Taschen ihres gesammten Inhalts. Briefe, Karten und Papiere folgten einander, nachdem sie von ihrem Eigenthümer in kleine Stücke zerrissen waren. Der Fluß trug die Fragmente fort. Sein Taschentuch folgte, danach die Börse, aus welcher er jedoch zuvor das Geld nahm und es wieder in die Tasche steckte.

„Wenigstens beabsichtigt er keinen Selbstmord," dachte ich im Stillen.

Sein Federmesser prüfend, betrachtete er die Innenseite seines Hutes, löste ein Band heraus, welches er in kleine Stücke zerschnitt, drohte mit geballter Faust in die Luft, nahm seinen Reisekoffer auf und ging mit raschen Schritten davon.

„Nicht ganz richtig im Oberstübchen," sagte ich zu mir selbst im Weiterschreiten. Als ich an der Stelle vorbei kam, wo er gestanden, hielt ich an und blickte in den Fluß. Das Wasser dort unten war mit Papierschnitzeln bedeckt, die mit dem Strome fortschwammen; nur eine Visitenkarte hatte sich im Grase einer Bucht festgesetzt. Ich hob sie auf und las:

Cheops P. Mizzle.

Ein komischer Name, dachte ich. Vielleicht will er ihn vertauschen; ich wenigstens würde es thun. Und die Karte einsteckend, um Emma damit ein Vergnügen zu machen, ging ich in das Hotel. Zu meinem Entsetzen war die erste Person, auf die ich stieß, mein alter Bekannter, Herr Plauder.

Jedermann weiß, daß es Stellen gibt, wo man absolut kein Wasser bekommen kann; doch da existirt eine gewisse kleine Maschine, die beständig bohrend durch den härtesten Felsen dringt, bis sie zu dem Wasser kommt. Herr Plauder erinnert mich immer an diese Maschine. Menschen, welche der gewöhnlichen Pumpe widerstanden, gaben alle Hoffnung auf, wenn er den Bohrer ansetzte.

Wenn Plauder entdeckte, daß ich in dem Hotel war, so würde er mich überall verfolgen und so lange fragen, bis ich ihm alles erzählte, nicht nur, daß ich morgen Hochzeit halten wollte, sondern auch was von Diesem und Jenem gesagt, und von Diesem und Jenem gethan, und von Diesem und Jenem gedacht war, so weit ich es wußte. Wer die Gepflogenheit der Zeitungen meines Heimathlandes kennt, jede Hochzeitsfeier aus der Gesellschaft mit allen Details und nur möglichen Informationen zu bringen, und erfährt, daß Herr Plauder ein ebenso renommirter Publicist als gefürchteter Interviewer war, kann sich meine Abneigung, ihm gerade heute zu begegnen, vorstellen. Ich beschloß ihn daher zu „schneiden". Ich wollte schon in der Morgendämmerung aufbrechen und zwischendurch auf meinem Zimmer speisen. Ja, ich mußte Plauder „schneiden".

So zog ich meinen Hut tief in's Gesicht, drückte mich durch eine Seitenthür in's Haus, wurde von einem Kellner empfangen und dann zu dem mächtig herablassend dreinschauenden Clerk des Hotels geführt, der mir mit einem hoheitsvollen Blick ein Buch und Schreibfeder vorlegte. O weh, das Fremdenbuch; daran hatte ich nicht gedacht! Ich war verloren. Plauder würde die Namen der Neuangekommenen lesen und sich sogleich nach meinem Zimmer verfügen.

Mir kam ein lichter Gedanke. Niemand kannte mich. Ich würde vielleicht nie wieder hierher kommen. Ich wollte einen fremden Namen einschreiben und Plauder täuschen. Mein böser Genius muß es mir in's Ohr geflüstert haben, denn urplötzlich kam mir der Name auf der gefundenen Karte in's Gedächtniß und in derselben Minute stand er schon im Fremdenbuch:

Cheops P. Mizzle.

In dem Augenblick, als ich die Feder fortlegte, kam mir der Betrug zum Bewußtsein und ich wurde purpurroth. Doch es war zu spät. Alles was ich thun konnte, war, mich oben zu verbergen, bis der Morgenzug ging. Ich folgte dem Kellner mit großer Behendigkeit nach dem angewiesenen Zimmer.

Einmal dort angelangt, ein gutes Abendessen und den Kellner vor mir, der sich, mit einem guten Trinkgeld bedacht, die Hände rieb, fühlte ich mich sicher.

„Wohlverstanden," sagte ich, „ich bin für Niemand zu Hause. Ich bin müde und gehe gleich zur Ruhe. Wecken Sie mich früh genug zum Sechs-Uhr-Zuge und bringen Sie mir den Kaffee herauf."

„Sehr wohl, mein Herr. Gewiß, mein Herr. Sonst noch Wünsche, mein Herr?" fragte der Kellner.

„Nichts weiter," entgegnete ich. Er zog sich geräuschlos zurück. Ich schloß und riegelte die Thür hinter ihm zu und holte tief Athem. „Gerettet," murmelte ich. „gerettet, wenigstens vor Plauder!"

Ich aß meine Mahlzeit, rauchte meine Cigarette, trank auf die Gesundheit meiner Emma mit einem oder zwei Glas Madeira und begab mich zur Ruhe.

Die Matratzen der Hotelbetten sind hart, und meine machte keine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Dennoch schlief ich bald und fest. Ein lautes Klopfen an der Kammerthür weckte mich auf. Es war natürlich der Kellner, doch erschien es mir für sechs Uhr noch zu dunkel. Ich zog die Uhr unter dem Kopfkissen hervor und zündete ein Streichholz an. Es war noch nicht drei Uhr; aber das Klopfen wiederholte sich.

„Wer da?" rief ich.

„Ich, Herr," antwortete der Kellner.

Digitized by Google

„Ich will erst um sechs Uhr geweckt sein," rief ich.

„Ja Herr. Dies ist nicht der Zug, Herr. Da ist ein Herr, der Sie zu sprechen wünscht."

Plauder hatte mich ausfindig gemacht und war weiter gegangen, als er gewöhnlich zu thun pflegte. Trotz meines Aergers mußte ich über seine Unverschämtheit lachen.

„Sagen Sie dem Herrn, ich schliefe," sagte ich.

„Ja, mein Herr, ich sagte ihm das, mein Herr; aber er bestand darauf, er müßte Sie sprechen."

„Gut; sagen Sie ihm, er möchte zu Bett gehen; ich wollte ihn morgen sehen!"

„Ja, mein Herr," sagte der Kellner; aber er kehrte nach wenigen Minuten zurück und rief: „Er sagt, Sie müßten die Thür öffnen, mein Herr!" und eine andere Stimme fiel ein: „Ich hoffe, Sie werden meine Gäste nicht beunruhigen. Es ist für alle Theile besser, wenn Sie den Herrn ruhig einlassen."

Plauder war also nicht los zu werden. „Verwünscht," rief ich aus, „ich bezweifle Ihr Recht, mich zu stören. Meine Ruhe ist mir wichtig für diese Nacht. Doch lassen Sie ihn ein, wenn es nun einmal nicht anders geht." Und ich stand auf, zog den Riegel zurück und legte mich wieder hin.

Ein schwerer Schritt dröhnte durch's Zimmer, ein zweiter folgte, und dann wurde die Thür verschlossen und die Lampe angezündet. Aufrecht im Bett sitzend, sah ich zwei stark gebaute Männer, von denen der eine mit dem Rücken gegen die Thür lehnte, und der andere zu Füßen meines Bettes stand.

Ich reiste mit einer großen Summe Geldes, ausreichend, um die Kosten unserer Reise auf dem Festlande zu bestreiten, und mir kam der Gedanke, daß dies bekannt geworden sein könnte. Diese Menschen waren Räuber. Mein kostbarer Reisekoffer, der Werthpapiere, baares Geld, den Trauring und einen Perlenschmuck für Emma sowie unsere Billets enthielt, stand neben dem Lager. Meine Pistole lag unter dem Kopfkissen. Die letztere ergreifend, bereitete ich mich, Leben und Eigenthum zu vertheidigen. Doch einer der Männer entriß mir die Waffe, der andere ergriff mein Handgelenk, streifte eiserne Schellen darüber und lehnte sich drohend über mich mit einem Revolver in der Hand.

„Hülfe!" rief ich. „Mörder! Man beraubt und mordet mich! Hülfe! Hülfe!"

Nun mischte sich der Wirth ein. „Mein werther Herr, es ändert nichts an der Sache, und Sie verderben nur den Ruf meines Hauses."

„Ist es möglich," rief ich indignirt, „daß Sie mit den Dieben gemeinsame Sache machen?"

„Diebe?" sagte der Mann mit dem Revolver. „Wir sind gekommen, Sie dingfest zu machen. Wir sind Detectives, und das wissen Sie recht gut. Wir waren Ihnen schon die ganze Woche auf der Spur."

„Detectives?" sagte ich. „Dann haben Sie einen Ihrer gewöhnlichen lächerlichen Mißgriffe gemacht und den Verkehrten aufgespürt."

„Dann machten Sie wohl auch einen Mißgriff, als Sie Cheops P. Mizzle in das Fremdenbuch schrieben?" gab er höhnisch zurück.

„Ah! ist es das?" sagte ich.

„Jawohl," entgegnete er. „Wir hatten die Spur verloren, als einer der Gäste dieses Hotels, Herr Plauder, der unser Geschäft kennt, uns auf den Namen im Register aufmerksam machte."

„Oh, Herr Plauder! Und bitte, meine Herren, was habe ich verbrochen?"

„Betrügerei!"

„Betrügerei! Nun ja, ich gestehe, ich schrieb den Namen eines Andern; aber es war ein kleiner Scherz von meiner Seite."

„Der Scherz wird Sie theuer zu stehen kommen," sagte der Detektiv.

„Ich will Ihnen den Grund sagen, ich wünschte . . ."

„Nun, Sie brauchen sich nicht selbst anzuklagen, Herr Mizzle," sagte der Andere.

„Mein Name ist Lamm, Joachim Lamm."

„Zu spät. Sie haben soeben selbst den Betrug eingestanden. Kommen Sie, Sie sind unser Mann. Vielleicht ziehen Sie vor mit dem ersten Zuge zu fahren, um Aufsehen zu vermeiden. Stehen Sie auf und kleiden Sie sich an."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte ich. „Wollen Sie mich arretiren, weil ich einen falschen Namen in das Fremdenbuch schrieb? Ich verband damit keine böse Absicht; ich will Ihnen Alles erzählen."

„Wir arretiren Sie, weil Sie Herrn Isaac Silberpfennig's Namen unter verschiedene Wechsel gesetzt haben, wie Sie recht gut wissen."

„Nun und nimmer! Ich sah nie einen Wechsel von Isaac Silberpfennig!"

„Das ist merkwürdig! Sie sind doch Jahre lang sein Cassirer gewesen?"

„Ich? Ich? Ich bin keines Menschen Cassirer! Oh, nun verstehe ich! Cheops P. Mizzle ist ein Betrüger, den sie verfolgen?"

„Ganz recht," sagte der Detektiv.

„Und Sie haben mich fälschlich für ihn genommen," sagte ich. „Es war stupid, sich unter angenommenem Namen einzutragen. Doch ich versichere Sie, mein Name ist Joachim Lamm! Ich reise zu meiner Hochzeit. Ich bin im Geschäft meines Vaters in Liverpool. Ich bin nicht der Mann, den Sie suchen."

„Wir möchten nicht gern Gewalt anwenden," sagte der ältere der beiden Herren. „Doch versuchen Sie nicht, alte Praktiker hinter's Licht zu führen. Sie müssen uns folgen."

Ich saß in der Klemme. Freilich mußte sich ja meine Unschuld herausstellen; man brauchte mich ja nur mit Herrn Silberpfennig zu confrontiren. Doch ein Aufenthalt war unvermeidlich; meine Hochzeit mußte verschoben, meine arme Emma beunruhigt werden. Plötzlich kam mir ein Gedanke:

„Herr Wirth," sagte ich, „rufen Sie Herrn Plauder! er kennt mich."

„Wahrscheinlich ein Helfershelfer," meinte der Detektiv.

„Nein," entgegnete der Wirth. „Herr Plauder logirt hier jeden Sommer; er kennt alle Welt."

„Es wird nur ein Versuch sein, die Sache zu verzögern," sagte der Detektiv. „Wecken Sie den Herrn nicht um nichts und wieder nichts."

Doch der Kellner, dessen Verstand ich von dem Augenblick an zu würdigen begann, und dessen Auftauchen aus irgend einer dunklen Ecke ich zu bemerken versäumte, bemerkte: „Herr Plauder ist wach. Er fragt den Hausknecht über den Lärm aus, Herr. Er nimmt Antheil an Allem, Herr, was vorgeht."

Binnen wenigen Minuten trat Plauder in die Erscheinung. Ich hatte nie geglaubt, daß ich mich freuen würde, Plauder zu sehen, aber nun freute ich mich! Seine ersten Worte waren: „Was? Sie in der Klemme! Ein so feiner junger Mann! Erzählen Sie mir Alles."

Das that ich. Ich erzählte ihm Alles, wie ich hätte incognito reisen wollen, unterwegs eine Karte aufgegriffen und den Namen in das Fremdenbuch geschrieben habe. Auf seine Frage, warum ich hätte unerkannt bleiben wollen, entgegnete ich nur:

„Die Zeitungsberichte! Sie wissen, wir möchten die Hochzeit in der Stille feiern und nichts davon vor unserer Abreise erwähnt wissen."

Und Plauder war entzückt. Er befand sich im Besitz der ersten Neuigkeit, die für ihn allemal werthvoll war, und die Detectives ließen mich los, freilich ebenso widerwillig, wie eine Bulldogge den Bettler.

Ich fuhr mit dem Sechs-Uhr-Zug, und Plauder brachte mich zum Bahnhof.

Ich vermuthe, keine Hochzeit war je so allgemein bekannt gemacht, als die unsere. Plauder mußte mindestens fünfzig Reporter interviewt haben, denn alle Zeitungen brachten am nächsten Morgen Berichte von meinem Abenteuer und Jeder, der meine Braut oder mich kannte, gab uns das Geleit zum Dampfer.

Aus der Hauptstadt.

Kommende Wahlen.

Im Herbste dieses Jahres finden die verfassungsmäßigen Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause statt, und wenn der verantwortliche Leiter unserer unverantwortlichen Politik, Seine Erlaucht Graf Caprivi, den Antisemiten und den Sozialisten einen besonderen Gefallen thun will, wird man uns auch Aschermittwochswahlen zum Reichstag bescheeren. Unter diesem Gesichtspunkte nehmen die krampfhaften Anstrengungen aller auf den Parlamentarismus eingeschworenen Volksbeglücker, bestehende Wahlsysteme zu verbessern, ein mehr als oberflächliches Interesse in Anspruch, und die Abend für Abend stattfindenden, hochpolitischen Sitzungen unserer Bezirksvereine beunruhigen nicht nur argwöhnische Ehefrauen, welche die Vorliebe ihrer Männer für Nachtlocale kennen. Die spitzigsten und anzüglichsten Bemerkungen beim Morgenkaffee, selbst die Revisionen von Portemonnaien und Brusttasche verfehlen bereits ihren Zweck; allzu sehr ist der theure Gatte überzeugt, daß mit der bevorstehenden Wahlreform auch die Frage endgültig entschieden wird, ob im 20. Jahrhundert aufgeklärter Liberalismus herrschen soll oder finstere Reaction, und daß ein vollbewußter Staatsbürger um so weniger auf dem Kampfplatze fehlen darf, als er doch seinen Mitgliedsbeitrag von fünfzig Pfennigen jährlich nicht umsonst in die Bezirksvereins-Kasse gezahlt haben will.

Wenn bisher keine überwältigende freisinnige Mehrheit in der Kammer saß, so ist nicht das tiefe Mißtrauen der Bevölkerung gegenüber dieser Partei, sondern die schon durch Bismarck (man kann das gar nicht oft genug wiederholen!) getadelte Elendigkeit des Dreiklassenwahl-Systems daran Schuld. Daß zufälliger Weise auch die Reichstagswahlen trotz der inbrünstigen Hülfe des Centrums und der Sozialdemokratie Herrn Richter nicht an das Ruder gebracht haben, beweist, daß auch dies System nichts taugt, vielmehr die Anschauungen des Volkes nur „gefälscht und verzerrt" wiedergibt. Es grübelt deshalb, wer sich mit nutzbringender ehrlicher Arbeit nicht zu quälen braucht, zur Zeit über einen Wahlmodus, durch den mit Sicherheit die conservative Majorität gesprengt wird. Die Nation will, wenn schon nicht ihren Eugen, so doch jedenfalls Alexander den Dicken auf der Ministerbank sitzen sehen; sie wünscht sich nach dreißig Jahren heiligsten Ernstes auch 'mal eine unbändig lustige Regierungsepisode. Herr Meyer, der in Glühlampen und Freisinn mit gleicher Virtuosität macht, bereitet sich dadurch auf's Beste für das Handelsministerium vor, und Herr Generalconsul Goldberger, der loyale Mann, welcher seinen Actionären Internationale Bank mit 120 gab und mit 105 wieder abnahm, hat lange genug Wechselportefeuilles geschwungen, um nicht auch ein Ministerportefeuille handhaben zu können.

Selten sind die besten Köpfe des politischen Deutschlands so angestrengt worden, wie jetzt in der Wahlreformfrage. Ich bin nur ein schwacher Mensch und nähre mich lieber noch, wie einer unserer jüngsten Lyriker, von Pfannkuchen als von Morgenzeitungen; ich lese nicht viel,

Digitized by Google

aber was ich im Laufe der Wochen an Vorschlägen für neue Wahlsysteme aufsichte, würde bei trockener Aufzählung allein mehr Spalten füllen, als der Herausgeber mir für ein ganzes Vierteljahr einräumt. Jeder „tadellos Gediente" z. B. soll ohne Weiteres in der zweiten Abtheilung wählen. Bekanntlich dienen die allermeisten Soldaten tadellos, und die allermeisten Bürger werden Soldaten: zu der zweiten Abtheilung fände also ein solcher Andrang statt, daß in ihr sehr bald zehn mal mehr Wähler als in der dritten wären. Von anderer Seite ist die Proclamirung der Wahlpflicht verlangt worden, weil ganz bekannter Weise an den Wahlen sich bisher vornehmlich die unruhigen, unzufriedenen Elemente, die Versammlungsbrüder betheiligten, während die zufriedenen und staatserhaltenden Herrschaften daheim geblieben sind, in dem Glauben, es ginge auch ohne sie gut. Diese Wahlpflicht, es ist wahr, würde vielleicht ein Uebriges thun, all und jeden Geschmack an dem wüsten Parteitreiben auch den Leuten zu verleiden welche sich bisher indifferent verhielten; diese Wahlpflicht würde rasch die Reihen der Parlamentsgegner verstärken und eine Regierungsform herbeiführen, welcher wir ohnehin mit geschwellten Segeln zusteuern . . .

* * *

Es ist noch nicht übermäßig lange her, daß Rußland von allen Journalen, die etwas auf sich hielten, als das klassische Land der Bestechlichkeit gebrandmarkt wurde, und als die Gaunereien des galizischen Ritters und Hofrathes Trzcieniecki an das Tageslicht kamen, bewiesen manche Leute klar und bündig, weshalb die halbasiatische Regierung Oesterreichs für diese Vorkommnisse verantwortlich war und weshalb so 'was in einem liberalen Musterstaate nie passiren könnte. Inzwischen haben die parlamentarischen Panamisten im Palais Bourbon überzeugend dargethan, daß man ein unsäglich edeldenkender, unsäglich radicaler Volksheld und doch ein lumpus in folio sein kann, ja daß keine Regierungsform der Welt soviel Harpyen und Beutelschneider züchtet, wie das Ideal unserer freisinnigen Freunde, die parlamentarische Republik. Die vereinigten Staaten von Amerika mit ihren Jay Gould und ihrem Blaine sprechen in dieser Beziehung ganze Bände. Herr Barth, der Eugen Richters Gelehrigster ist, hat zwar neulich dem Abgeordnetenhause beweisen wollen, daß „nicht nur zufällig" an den Panamaspitzbübereien ausschließlich Schutzzöllner sich betheiligt haben, während der einzige Ehrliche durch freihändlerische Gesinnung glänzt; doch, fürchte ich, wird er mit dieser Narrheit außer bei seinen Fraktionsgenossen nur noch im Debattirclub „Anti-Agraria" zu Schildburg Beifall finden. Mit viel größerer Berechtigung könnte man z. B. behaupten, die größten Diebe von Paris wären ihren Namen nach deutsch, ihrer politischen Gesinnung nach unzweifelhaft freisinnig, so Cornelius Herz, Demetrius Bach, Reinach, Eiffel, Arthur Meyer vom „Gaulois", Jacques Saint Cère, genannt Rosenthal-Kalisch.

Das parlamentarische Truggold der neuen Le Cor's hat in Paris auf dem Probierstein nicht bestanden, und Niemand weiß, ob es im ätzenden Königswasser nicht bald völlig zergehen wird. Jedenfalls ist zur Zeit jeder Versuch, das Ansehen des Parlamentarismus zu heben, sei es auch nur durch ein möglichst vernünftiges und gerechtes Wahlsystem, völlig aussichtslos. Ueberall vielmehr verräth sich eine bedenkliche Neigung, zu untersuchen, was er denn bislang dem Vaterlande genutzt hat. Und da zeigt es sich, daß von ihm eigentlich nur die stimmbegabtesten Rufer im Streite profitirt haben, daß man ihm mit gutem Gewissen nur die Fähigkeit zusprechen darf, Staatsbürgereitelkeit zu kitzeln. Den begrenzten Kleinen ist es ein tröstlicher Gedanke, durch ihr Stimme direct auf den Gang der Staatsmaschine wirken zu können. Dank dem Parlamentarismus gewinnt der barbarische Pöbel übertrieben großen, unheilvollen Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte. Diesen Einfluß noch erhöhen wollen, heißt selbstmörderische Politik treiben; der Grundsatz a man a vote ist im schlechtesten Sinne sozialdemokratisch. Daß die Stimme eines Börsenpiraten oder eines sehr unkorsischen Parvenus fünfzig Mal mehr gelten kann, als die eines hochbegabten Gelehrten, eines Künstlers oder Dichters, das freilich macht die modernen Parlamente lächerlicher als die vernichtendste Satire es vermöchte; diesen Wahnsinn aber dadurch zu bekämpfen, daß man einen oberschlesischen Analphabeten oder einen Berliner Zuhälter vor der Wahlurne dem Bismarck gleich stellt, heißt doch mit Petroleum Feuer löschen. —

Herr Deroulède, der ein Mann von nicht gewöhnlichen Gaben, glühender Vaterlandsliebe und keineswegs der wüste Schreier ist, als welchen ihn bornirte Deutschpariser dem Berliner Spießer denunciren, Herr Deroulède gewinnt bei seinem hartnäckigen Kampf wider den liberalen Panamaparlamentarismus immer neue Verbündete, und den Franzosen ist es sehr wohl zuzutrauen, daß sie sich eines Tages der 500 Duodeztyrannen im Palais Bourbon entledigen und das soziale, das starke, das unerschütterliche Königthum proclamiren, von dem unser Volk verworren träumt. Mit Hertzka sind es die modernsten und geistvollsten Nationalöconomen, welche die heutige Parlamentswirthschaft verpönen und Fachparlamente fordern.

Nun soll ja nicht geleugnet werden, daß die Abschaffung der Volksvertretung in manches Leben verwüstend eingreifen wird. Nicht nur, daß viele Tausend mit M. d. R. bedruckter Visitenkarten völlig außer Cours kämen, daß Fractions-Zweckessen mit Pommery Sec und Laterna magica-Bildern ausfallen müßten und so den Gastwirthen großer Schaden erwüchse, es möchten auch viele harmlose alte Herren die Entziehung eines liebgewonnenen Zeitvertreibes kaum verwinden können. Ich will nicht auf Rickert exemplificiren, dem ja immer noch sein schöner grauer Papagei bliebe, nicht auf Alexander Meyer, der dann, ganz Meyer und gar nicht mehr Alexander, alle Kraft seinem Brotherrn Siemens widmete, nicht auf den Contremeyer, den Justizrath, der in kein Dilemma mehr käme zwischen Eugen Richter's und des Kaisers Ungnade — aber eben dieses Eugen Richter's tragisches Geschick wäre thränenerweckend. Vielleicht hülfe und rächte er sich durch Herausgabe neuer Jugenderinnerungen, die noch ein ganz klein Bischen (— viel ist nicht möglich —) salzloser und trister als das erste Bündel sein müßten, aber auf die Dauer ertrüge er sein Friedrichsruh nicht . .

Indessen, kommen wir aus dem holden Traum zur Sache zurück.

* * *

Gewiß hat sich das preußische Landtagswahlrecht als verbesserungsdürftig erwiesen; ist es doch bei einer Berliner Nachwahl vorgekommen, daß fünf active Staatsminister, der Herr Präsident an der Spitze, in der dritten Abtheilung zu stimmen hatten, während im benachbarten Bezirk ein wohlhabender Portier die Wonnen des Urwählers erster Klasse kostete. Das preußische Staatsministerium hat diese krassen Uebelstände wohl erkannt und ist sehr geneigt, sie abzustellen; active Staatsminister sollen hinfort, auch bei den erbärmlichsten Hungergehältern, ohne Weiteres in der ersten Abtheilung, Portiers aber in der dritten wählen. Wenn dieser Paragraph noch nicht im Gesetzentwurf steht, so wird er hineinamendirt. Der kommende Mann des Loyalfreisinns, Herr Rickert, trat entschieden gegen das allgemeine und geheime Wahlrecht — in der Commune Berlin auf; im Uebrigen: a man a vote! Ein geflügeltes Wort Otto Bismarck's, das er schmerzlich genug bereuen mag, ward von Rickert zu Tode gehetzt — ein Wort desselben Mannes, den Eugen Richter als Morphinisten entlarvt hat und der, wie jeder Freisinnige weiß, seine robuste Gesundheit nur dem Umstande verdankt, daß er sie schon längst in Spiritus gesetzt hat. Auf Leute, die närrisch genug sind, Parlamentsberichte zu lesen, bevor sie ihre Butterbrote darin einwickeln, macht die ewige Wiederholung des Bismarck'schen Paradoxons gerade durch die Liberalen den kläglichsten Eindruck; müssen sie doch glauben, daß der Freisinn in Ermangelung eigener Gedanken bei seinem schlimmsten Feinde Anleihen aufzunehmen gezwungen ist. Doch glänzte, um der Wahrheit die Ehre zu geben, bei der Wahldebatte nicht nur der fortgeschrittene liberale Festredner durch gänzlichen Mangel an eigenen Gedanken; auch was die Gegner vorzubringen hatten, war auf's Beste geeignet, melancholische Erinnerungen an lang vergessene, liebe Leitartikel wachzurufen. Ein schelmischer Seiltänzer wollte das bestehende Wahlunrecht damit vertheidigen, daß es nun bald sein fünfzigjähriges Jubiläum feiere: Am besten noch bestand vor dem öffentlichen Urtheil der Herr, dessen Rede „auf der Journalistentribüne völlig unverständlich" blieb und deshalb dem Publikum vorenthalten werden mußte.

Meiner Treu, es gibt blinde Leute, denen niemals der Staar gestochen werden kann. Es gibt Leute, die immer noch glauben, mit politischen Freiheiten und Verfassungsparagraphen wäre ein Volk glücklich zu machen — wie es gewiß sehr schätzbare und wohlmeinende Professoren gibt, welche die gefährlichen Magenfragen der Gegenwart mit ethischer Cultur lösen wollen und den Insassen des Asyls für Obdachlose statt einer warmen Suppe Kant's gesammelte Werke zum Abendbrot überreichen. Das Geknurr eines leeren Magens halten diese Herren allen Ernstes für ungeschickt ausgedrückte Sehnsucht nach den Idealen der Culturmenschheit und des hellenischen Alterthums. Nun soll einer Assemblee von gewiß sehr schätzbaren und durchaus wohlmeinenden Professoren keineswegs das Recht bestritten werden, auf ihre Art der Menschheit Ach und Weh aus einem Punkte zu curiren und Zweigvereine in allen bewohnten Gauen Deutschlands zu gründen; es ist das immer besser noch als Philathelie und Langweile. Eine Volksvertretung aber muß erkannt haben, daß den breiten Massen der Vertretenen nichts, rein gar nichts gelegen ist an der Berechtigung, mit einem Minister am selben Wahltisch zu stehen; daß sie sich viel eher begeistern können für die Parole, mit einem Minister am selben Tisch zu essen. O Ihr freisinnigen Tafelredner, seht hier einen prächtigen Stoff für künftige Champagnertoaste!

Das ist des Pudels Kern, und um so häufiger muß auf ihn hingewiesen werden, als man immer wieder versucht, die Schlachtlinie zu verschieben: um wirthschaftliche Machtfragen handelt es sich an der Jahrhundertswende, allein um wirthschaftliche; von der politischen sprechen wir nachher, erwächst sie doch organisch aus den ersteren. Umgekehrt wird kein Schuh daraus. Ueber zwanzig Jahre schon erfreuen wir uns des allgemeinen und geheimen Reichstagswahlrechtes; die relative Mehrheit der Wähler hat sich mit brutaler Entschiedenheit für eine neue Gesellschaftsordnung ausgesprochen, und die Antwort darauf gab ihr neulich Herr von Stumm. Ein vaterländischer Politiker wird die Stumm'sche Rede in den schärfsten Ausdrücken verurtheilen, denn solche Provocationen schädigen unheilvoll den conservativen, den monarchischen Gedanken und reißen ihn aus dem felsigen Boden wieder heraus, wo er just vielleicht Wurzeln geschlagen hat. Aber eben diese Rede beweist deutlich, daß eine so starke politische Macht, wie die anarchisch-sozialistische Partei es ohne Zweifel ist, nichts auszurichten vermag gegen eine wirthschaftliche Macht. Die Wahlstimme nicht, der Thaler regiert und entscheidet. Die sozialpolitischen Reichsgesetze sind viel eher Thaten mitleidiger Großmuth als Thaten der Furcht vor Singer, Stadthagen und Bamberger; sie gingen gegen die Stimmen dieser Herren und ihrer Gefolgschaft durch. Lange schon betont die kluge Sozialdemokratie in ihrem Namen das Wort „sozial" und überläßt es dem senilen Liberalismus, das zerschlissene Banner der Demokratie zu schwenken. Ganz und gar auf wirthschaftlicher Grundlage muß die von allen Großgesinnten mit brünstiger Sehnsucht herbeigewünschte reformatorische Volkspartei stehen, welche, Königstreue und Vaterlandsliebe bei jedem ihrer Mitkämpfer als selbstverständlich voraussetzend, die Umstürzler von heute zerreiben oder in sich aufnehmen wird. Sie wird die sozialistische Partei der Zukunft sein.

Vielleicht ist es das Unglück der modernen Staaten, daß in ihnen

Digitized by Google

allen die politische Machtfrage vor der wirthschaftlichen auftauchte; vielleicht ist es das Pech des Liberalismus, daß er als Frühgeburt und nicht hundert Jahre später auf die Welt kam. Der Tag wird kommen, man höret sein Rauschen wohl, da die freisinnige Partei von Nutzen sein könnte, in demselben Sinne, wie Eugen Richter während der Herrschaft Bismarck's als Gegengewicht unzweifelhaft von Nutzen war; aber an diesem Tage wird sich auch von den bekannten ältesten Leuten der Localreporter keiner mehr ihrer entsinnen können. Caliban.

Das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I.

Reinhold Begas hat sein Modell für das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelm I. vollendet; der Kaiser hat es besichtigt und mit wenigen Ausständen genehmigt. Der Reichstag hat sich feierlich des Rechtes begeben, in der Denkmalfrage den Willen der Nation in etwas Anderem zu bekunden, als im Geldbewilligungsrecht, also hier eigentlich nur im Geldverweigerungsrecht. Wir stehen also in des Meisters Werkstatt vor einem Entwurfe, der als ein endgültiger anzusehen ist, wenn der Reichstag von seinem Recht einen günstigen Gebrauch macht. Jede Kritik hat also nur in bedingtem Maße Berechtigung, wenn man nämlich Kritik als ein lebendiges Mittel auffaßt, in die Kunstgestaltung mit einzugreifen, nicht für das Recht hält, am Gestalteten herumzumäkeln.

Fest steht der Platz für das Denkmal: Es ist jener vor Portal III des Schlosses, auf der freigelegten Schloßfreiheit. Es wird das Denkmal auf einer Ausbuchtung in die Spree stehen, welche sich an die Schleusenbrücke anlehnt. Man wird das Denkmal sehen: Wenn man vom Werder'schen Markt kommt, nachdem man an der Bauakademie vorbeigeschritten ist; von den Linden kommend, hinter der Commandantur; von dem Centrum Berlins kommend, nachdem man die Westecken des Schlosses umbogen hat. Es wird das Denkmal also nicht eine Wirkung auf den Gesammteindruck Berlins machen, sondern nur einen sehr bescheidenen Theil der Stadt beherrschen, es wird sehr unglücklich zur Bauakademie stehen und von den Linden aus wie in den Winkel gestellt erscheinen.

Dann weiter: Es wird vor dem Denkmal kein Platz sein, um es zu betrachten. Denn der Kaiser reitet im Bilde dem Schloß zu, also auch der belebten Straße, welche vor diesem sich hinzieht. Beides sind Umstände, auf welche die Fachkritik bei Wahl des Standortes von vorn herein aufmerksam machte, die aber auch von Begas nicht beseitigt werden konnten. Es ist nur die Frage, wie und ob Begas sich aus den unabwendbaren Schwierigkeiten herauszuziehen verstand.

Seine Denkmalsentwürfe haben mit jeder Erneuerung an Einfachheit gewonnen. Und das ist ein sehr erfreuliches Zeichen seiner Kraft, ein Beweis dafür, daß seine Künstlerschaft volles Vertrauen verdient. Er erwies sich als ein Mann, der nicht nach Hülfsmitteln sucht, um die Schäden der Aufgabe zu verdecken, sondern der die Aufgabe, so wie sie ist, zu lösen trachtet. Und wenn er gleich heute feierlich erklärt: Dies ist das Beste, was ich kann, mehr vermag ich nicht! so sei es doch erlaubt, an seinem Worte zu zweifeln: Er kann noch mehr, als er bot, und ich bin ohne Sorge, er wird sich selbst bei der Fortbildung in's Große den Beweis hierfür in mancherlei Verbesserung liefern.

Zunächst ist es ihm gelungen, dem Fehler des Platzes in geistreichster Weise gerecht zu werden. Schon sein früherer Partner hinsichtlich der das Denkmal umgebenden Architektur, Baurath Ihne, hatte gegen die Spree eine halbkreisförmige Säulenhalle angeordnet, welche, gegen das Schloßportal sich öffnend, einen kleinen Denkmalplatz schafft. Begas hatte den Sockel des Denkmals schon beim zweiten Entwurf so hoch angeordnet, daß der Reiter für die von Westen Kommenden über diese Halle frei emporragte. Bei dem neuen Entwurf ist diese Anordnung im Prinzip beibehalten. Aber die Reiterfigur wurde größer, ruhiger, die Halle belebter, reicher gestaltet so daß sie für den Fernblick sich mehr als Erweiterung des Sockels darstellt, für den Nahblick aber in der sehr interessanten Linienführung von allen Seiten der Figur ein rechter Hindergrund geschaffen wurde. Außerdem bietet jetzt die Halle nicht bloß einen Gang, sondern saalartige, überaus malerische Anordnungen, die für die Aufstellung von Denkmalen sich trefflich eignet. Sie ist nicht bloß Wandelbahn, man kann nach deutscher Sitte in ihr verweilen, sie bietet geschlossenen Raum mit prächtigen Durchblicken. Diese architektonische Lösung dürfte das Beste sein, was bisher für den Platz geschaffen wurde. Begas bediente sich zur Herstellung des an den Dresdner Zwinger mahnenden Schmuckwerkes eines Schülers Wallot's, Halmhuber, eines Architekten, der eben im Begriff ist, Maler zu werden. So hat sich in den beiden Schöpfern die Trias der Künste zusammengefunden, die den Renaissancemeistern eigen war und man sieht es am Werke deutlich, daß es keine Architekten- und keine Bildhauerarchitektur ist: es ist eine rein künstlerische.

Ein geschickter Zug war, die Enden der Halle nicht, wie Ihne wollte, bis in die Flucht des Denkmals vorzuziehen. So erhält Begas für freilich sehr schmale Theile der Schloßfreiheit und des Schloßplatzes den Blick auch auf den Sockel des Denkmals frei. Wenn man von der Kaiser-Wilhelmstraße oder der Kurfürstenbrücke kommend um das Schloß biegt, wird man den besten Anblick der Statue haben. Hierfür ist auch die Hauptgruppe angeordnet: denn man sieht hier den Kaiser im Mantel und Helm, auf ruhig schreitendem Pferd, welches eine Viktoria führt, von der Seite in sehr glücklichem Aufbau. Die Schwierigkeit, daß den von vorne Kommenden der Pferdekopf meist den Reiter verdeckt — hier kommt die Viktoria noch dazu — konnte Begas ruhig unberücksichtigt lassen. Denn gerade vor dem Denkmal ist die ungeeignetste Art zu seiner Betrachtung.

Das Denkmal soll dem Schlosse gegenüber stehen und zwar dem architektonisch wohl werthvollsten Theile desselben, dem Eosander'schen Portal. Es ist zwar in Berlin üblich, zu Ehren Schlüter's dies Portal als unbedeutend zu verschreien: Aber wer ein von Schulmeinungen unbeeinflußtes Auge hat, wird erkennen, daß in ihm das Barock in Berlin seine reinste und kräftigste Offenbarung hervorbrachte. Es wird sich also fragen, wie verhält sich das Portal, wie das Schloß zum neuen Denkmal?

Die Befürchtung, der Kaiser werde im Denkmal aussehen als reite er in's Schloßthor, ist dem neuen Modell gegenüber eine irrige. Der Sockel soll 11, der Reiter 9 Meter hoch werden. Es erhebt sich seine Helmspitze also über das Gesims des Portales und bleibt nur etwa 7 Meter unter dem Hauptgesims des Schlosses. Es sind das Abmessungen, die weit über das Uebliche hinausgehen. Der Reiter am Denkmal Friedrich's des Großen mißt 5,66 Meter, der Sockel 8 Meter. Der heilige Georg im Schloßhof, der ungefähr ähnliche Aufstellungsbedingungen hat, mißt im Ganzen 8,7 Meter Höhe. Die Spitze seiner Fahne reicht etwa bis an den Huf des kaiserlichen Pferdes.

Trotzdem fürchte ich nicht eine Schädigung des Schlosses. Im Gegentheil will mir scheinen, als werde das Denkmal wohl die Wirkung von Portal III beeinträchtigen, dem Schlosse aber zum Vortheil gereichen.

Sobald die Häuser der Schloßfreiheit gefallen sind, sobald es also dem Auge an einem Vergleichsmoment für die Größe des Königsbaues fehlt, wird dieser an Wirkung sehr einbüßen. Halmhuber's vortreffliche Architektur wird daher höchst willkommen sein, um in ihrer Zierlichkeit den Maßstab für die Größe des Ganzen abzugeben. Die beiden Quadrigen auf den Eckbauten, die wohl etwas kleiner sein könnten, als der Entwurf sie darstellt, werden weiter den Maßstab für das Kaiserbild darbieten, dieses in Wechselwirkung zum ganzen Schloß sammt der Kuppel, nicht bloß zum Portal treten. Ich glaube, daß hier ein sehr guter Griff gerade in den Maßstäben gemacht wurde, wenngleich bisher im Modell das Schloß selbst nicht mit zur Darstellung gelangte, also ein sicheres Urtheil nicht zu geben ist. Jedenfalls wahrt Begas durch die Größe seinem Denkmal selbständige Bedeutung, verhindert er, daß es nur als Ornament des Schlosses erscheine.

Der Aufbau des Denkmales selbst bietet nicht viel Neues. Mir scheint die Anordnung des Postamentes die mindest glückliche Seite. Vier Löwen liegen auf concentrisch sich vorstreckenden Blöcken, Trophäen bewachend. Zwischen den Blöcken steigt eine Treppe in vielen kleinen Stufen auf: Hier ist der schwächste Punkt der Anordnung. Die Linien fließen nicht in einander, man hat nicht die Empfindung, daß man nicht weiter experimentiren könnte, daß das Werk künstlerisch fertig sei. Die Linien weisen zu sehr nach oben, theilen das Denkmal, lassen es schmal erscheinen. Die Architektur — mit Recht schlicht und ruhig gehalten — ist trocken und dürftig. Dem Bildhauer, der durch sein gesammtes Wirken die alte Berliner Schule in der Plastik mehr als ein anderer mit zu überwinden half, schlägt hier der Architekt alter Berliner Richtung in den Nacken: Eckige, harte, saftlose Profile, ein dürres Baugerippe, welches zu beleben die Plastik vergeblich sich müht. Man sehe z. B. die obere Gesimslinie des Sockels, der nach vorne abgerundet, an den Seiten gerade ist: Es fällt in den Flanken ein wie der Gaul eines Distanzreiters.

Wenn ich mir einem Meister wie Begas gegenüber erlaube, diese Bedenken in aller Schärfe vorzutragen, so thue ich es in der Meinung, daß ein begründetes Urtheil nach fremder Auffassung ihm doch vielleicht willkommen sei, nicht um seine Arbeit zu verkleinern. Jedes solches Urtheil ist individuell; und ich habe keinerlei Garantie, daß dem Meinigen eine besondere Richtigkeit inne wohnt. Es handelt sich also hier nur um Wiedergabe meiner Ansicht, welche Jeder für sich vor dem Denkmal selbst prüfen mag. Obgleich die vier Genien, welche Begas an die Ecken des Postamentes stellte, nach meiner Empfindung weniger Karyatiden-Charakter und mehr Bewegung haben sollten, obgleich mir „Krieg" und „Frieden" zu unvermittelt auf den Treppen sitzen, zu gewaltsam bewegt werden mußten, um den breiten Raum zwischen den Eckvorlagen künstlerisch zu füllen, trotz aller dieser Bedenken zweifle ich doch nicht, daß es dem Meister gelingen werde, den verschiedenen Gestalten den künstlerischen Zusammenhang zu geben, der ihnen nach meinem Empfinden noch vielfach fehlt.

Die Reiterfigur selbst ist zweifellos eine der besten, welche vom Kaiser Wilhelm I. bisher geschaffen wurde: Es ist, was Begas' Schöpfungen überhaupt in so hohem Grade auszeichnet, Stimmung in dem Werke. Eine gewisse männliche Frische, ein sicheres Gottvertrauen, eine königliche Gelassenheit. Vielleicht auch nach meinem Empfinden, etwas zu viel Stil, etwas zu viel Idealismus: Zwingt Begas wirklich sein Schönheitsgefühl, den Kopf des Fürsten so klein zu halten? Man fordert ja laut von ihm, er solle den Kaiser „ideal und monumental auffassen". Worin dies besteht — das wissen die Wenigsten. Es heißt dies doch nichts Anderes, als die wahre Gestalt des Kaisers umbilden, bis sie dem landläufigen Schönheitsgefühl mehr entspricht als es die Wirklichkeit that: In Indien gibt man den Gestalten zwanzig Arme, im 14. Jahrhundert streckte man sie in's Ungemessene, im 17. gab man ihnen eine S-Schwingung und die Meister zu Anfang unseres Jahrhunderts brachten es auf, die Gestalten groß erscheinen zu lassen, indem man ihnen zu kleine Köpfe gab. Die Modejournale waren in diesem „Idealismus" voraus gegangen. Wenn Begas dem Kaiser jene Gestalt gäbe, die er thatsächlich besaß — und er war doch wahrlich eine schöne Mannesgestalt — so würde die Welt ihn verlästern und beschimpfen. Ich hoffe immer noch, er werde es bei der Ausführung doch noch thun. Denn er arbeitet nicht für heute und für die Tageskritik: Das Nationaldenkmal bleibt hoffentlich eine ganze Weile an seinem Platz stehen! Und da wird es ihm doch wohl werthvoller sein mit seinem Werke auch dann noch zu bestehen, wenn

Digitized by Google

die Damen in den Modejournalen einmal erst wieder kurz und dickköpfig gezeichnet erscheinen werden — und das ist nur möglich, wenn er bei der Natur bleibt, ein Bildniß wahr und nicht „ideal" schafft. Daß er das Zeug dazu hat, bewies er in zahlreichen Werken völlig zur Genüge.

Die Allegorien, welche das Denkmal schmücken, sind zum Glück bescheiden. Da ich wenig Geschick habe, Rebusse zu lösen, habe ich es auch ein für allemal aufgegeben, mich mit dem Inhalt allegorischer Aufgaben zu beschäftigen. Er ist mir völlig gleichgültig, wie etwa der Inhalt eines Ornamentes. Aber eines ist mir sehr wohlthätig aufgefallen: es wird mit den „Paladinen" kein allegorisches Spiel am Denkmal aufgeführt. Sie stehen nicht am Sockel herum und jenen Kunstkennern, welchen der „Inhalt" die Hauptsache ist, wurde die Gelegenheit zum geistvollen Streit genommen, ob dieser oder jener Mann an diese oder jene Stelle gehöre. Die Halle mit ihren Einzeldenkmalen bietet den Tummelplatz für solche „Untersuchungen" späterer Zeit. Und dann liegt irgendwo wohl bewahrt die Million, welche das deutsche Volk für ein Bismarck-Denkmal aufbrachte. Neben Kaiser Wilhelm würde der Reichskanzler nur jene Rolle spielen können, die er im Leben vertrat: die eines Tronje Hagen neben seinem König Günther. Aber es soll dem Tronje an anderer Stelle ein Denkmal geschaffen werden, das ihm allein gilt: Ist unsere Zeit zu klein dazu, dies Werk würdig zu gestalten, so wird eine kommende diese Pflicht nicht vergessen!

Kolossal ist das Reiterdenkmal Kaiser Wilhelms I. Die Größe ist zwar ein sehr äußerliches Moment, denn eine sehr große Statue kann künstlerisch sehr klein sein. Aber das Maaß spricht doch seine Sprache für Jeden: das haben alle Kunstzeiten gewußt, daß es, zwar nicht für sich allein, wohl aber bei zielbewußter Auffassung ein echt schönheitliches Moment sei. Und wenn schon der Platz für das Denkmal ein unglücklicher ist, so wird es doch an jener Stelle königlich, kaiserlich erscheinen, Ehrfurcht gebietend auch für die, welche dem Throne zürnen, namentlich aber für die von der gelehrten Aesthetik Belächelten, denen zunächst noch die Größe das wichtigste künstlerische Moment ist: Und Kaiser Wilhelm I. soll dort stehen, nicht allein für die „Gebildeten", sondern für die ganze Nation.

Es fragt sich nun, ob der Reichstag das Geld für das Denkmal bewilligen werde. Schon tönen Unkenrufe aus ultramontaner Presse, die Zeiten seien zu schlecht um ein Kunstwerk auf öffentliche Kosten zu errichten. Begas solle seine Phantasie zügeln: Ein nettes Denkmal von mittlerer Größe entspreche der Bescheidenheit des zu Feiernden am meisten.

Man beachte wohl: Das Denkmal setzen wir nicht bloß dem Kaiser, sondern auch uns selbst. Wilhelm I. wird nicht beleidigt, wenn es jämmerlich oder doch bloß so eben recht ausfällt: Wir werden den Hohn zu tragen haben, wir, die Nachlebenden, die vom alten Kaiser Geeinten, wir und unsere Kindeskinder!

Und wenn der Reichstag jetzt kein Geld für künstlerische Zwecke hat, so mag er wenigstens kommenden Reichstagen die Hand nicht binden. Im Mittelalter fing man mit einem großen Werke an und vertraute auf die agitative Kraft des Begonnenen, daß sie zum endlichen Ziele führte: mit bescheidenen Mitteln wurde somit Gewaltiges geleistet. Heute gilt es für klug, eines Werkes Werden von vorn herein zu vernichten, wenn man das Ende nicht alsbald übersieht. Haben wir Vertrauen zu uns, wie es unsere Väter zu sich hatten! Unser Volk ist reich genug, um dankbar, im größten Stile dankbar zu sein und diesem Dank auch monumentalen Ausdruck geben zu können! Cornelius Gurlitt.

Opern und Concerte.

Margitta. Komische Oper in zwei Aufzügen von Rud. Bunge und Jul. Freund. Musik von Erik Meyer-Helmund. — Die Hexe. Text nach Arthur Fitger von Alfred Ibsen. Musik von August Enna.

An zwei auf einander folgenden Tagen je eine neue Oper — das ist ein selbst für Berlin seltener Fall! Die Kroll'sche Oper brachte am Donnerstag Meyer-Helmund's „Margitta", die Königl. Oper am Freitage darauf Fitger's „Hexe", von dem Dänen A. Enna zu einer Oper umgestaltet, zur ersten Aufführung. Die beiden musikalischen Bühnenwerke erlebten ein sehr ungleiches Schicksal: Margitta erfuhr eine deutliche und zweifellose Ablehnung — wenigstens von Seiten der musikalischen Kritik Berlins —, der „Hexe" wurde eine im höchsten Grade wohlwollende Aufnahme von Seiten des Publikums, theilweise auch der Kritik zu Theil. Glücklicherweise war der Componist der „Margitta" nicht zur Stelle, während der glückliche Däne — der sich, wie man hört, aus den niedrigsten Verhältnissen zum „Meister" emporgearbeitet hat — den reichen Beifall „in persona" wiederholt einheimsen konnte.

Im Allgemeinen wird man sagen können, daß dieser Ausgang ein Gottesurtheil, also gerecht und vernünftig zu nennen ist, trotzdem eine ganz erhebliche Anzahl „Wenn" und „Aber" dort das ablehnende, hier das zustimmende Urtheil der „vox populi" einschränken müssen. So viel ist gewiß: „Margitta" ist als Oper, und als komische Oper obendrein, unhaltbar, lediglich in Folge ihres geistlosen, albernen Librettos. Man weiß nicht, soll man mehr die Naivetät des Componisten anstaunen, oder die Unverfrorenheit der Textdichter (es gehörten zwei dazu, so schlechten Text zu Stande zu bringen!), solchem Opernsubject Bühnenleben geben zu wollen! Mühsam schleppt sich die „Handlung" zwei Acte hindurch und bietet als Hauptaction nichts, als daß der lüsterne Corregidor von Sevilla, der die Müllerstochter Margitta mit Liebeswerbungen verfolgt, im ersten Act von dieser auf die Knie gedrückt und — da er in Folge seiner Wohlbeleibtheit sich nicht zu erheben vermag — von den Bauern verlacht und verspottet wird, im zweiten Acte bei ähnlicher Situation in den Mühlgraben geräth, während seine keineswegs bessere Hälfte Donna Mercedes ebenso vergeblich, aber mit nicht so „tragischem" Ausgange, ihre Netze nach Fernando, dem hübschen Senftenträger und Verlobten der Margitta wirft. Dazu hat der Componist des hübschen „Zauberliedes" eine Musik geschrieben, welche die ganze Scala der musikalisch-dramatischen Stilarten durchläuft: vom a capella-Ensemble der großen Oper bis zu den burlesken Tricks der französischen Operette. Des Pudels Kern aber ist ihm die Liedform in ihren drei vulgärsten Gattungen: dem der Carmen abgelauschten Tanzliede, dem hypersentimentalen Strophenliede, das an den wackeren Lortzing anknüpft, aber in unaufhaltsamer Decadenz tiefer und tiefer sinkt, und endlich dem specifisch Meyer-Helmund'schen „Zauberliede" mit seinem Talmi-Pathos und seiner phrasenhaften Melodie. Aber trotz der Unklarheit und Unreife, die sich in dieser Stilvermengung ausspricht, trotz der aus der Einfügung des Zauberliedes deutlich erkennbaren Absicht, mit seinem Werke nichts als Effect bei der großen Masse zu erzielen, zweifle ich nicht, daß Meyer-Hellmund durch seine gefällige Melodik, durch seinen stellenweise deutlich erkennbaren Sinn für das echt Volksthümliche und Stimmungsvolle mit derselben Musik an anderer Stelle und in anderer, d. h. etwas vernünftigerer textlicher Verbindung einen besseren Erfolg gehabt hätte. Unserer deutschen Spieloper, richtiger unserem deutschen Singspiel, fehlen Männer von der Begabung eines Meyer-Helmund. Wollte er sich nicht von dem „klingenden" Erfolge seiner Lieder bestimmen lassen, ein untergeordnetes Genre zu cultiviren, wollte er aus dem genauen Studium Lortzing's und seiner Vorgänger erkennen, welche schöne und edle Aufgabe seiner zweifellosen Begabung erblühen könnte, wollte er endlich, getreu dieser Erkenntniß und unbekümmert um falsche Rathgeber dem deutschen Singspiel seine reinste und beste Kraft widmen, der mit peinlichster Ungeduld herbeigesehnte „Erfolg" würde nicht auf sich warten lassen und ihm würden so schmerzliche Täuschungen, wie „Margitta", erspart bleiben. Denn ich bleibe dabei: Meyer-Helmund's Musik zu „Margitta" ist trotz der Ueberladung mit Walzerrhythmen und trotz all' der anderen oben gerügten Mängel ein glänzendes Zeugniß für die Begabung des Autors zum deutschen Singspiel. Die Aufführung muthete einzelnen Kräften der Kroll'schen Bühne herbe Anstrengungen zu; vor Allem dem „Corregidor", Herrn Worms, dessen musikalische Sicherheit mindestens ebenso zweifelhaft ist, als die Tragfähigkeit der hochmögenden Corregidoren-Beine im ersten Act.

Mußte man sich bei der „Margitta" über ein wahres Nichts von Handlung beklagen, so hat man angesichts der Fitger-Enna'schen „Hexe" das Gegentheil zu thun. An der Ueberfülle der Handlung ist zuerst der Textdichter, dann der Componist erstickt! Jener hatte bereits das fünfactige Fitger'sche Drama wahrlich nicht zu Gunsten seiner psychologischen Vertiefung und vollkommeneren Herausarbeitung seines historischen Hintergrundes auf vier Acte reducirt, die dramatische Exposition verdunkelt und es ganz unklar gelassen, weshalb Thalea als „Hexe" gesteinigt werden und schließlich von der Hand des orthodoxen und bibelfesten Lubbo fallen muß. Durch die Degradirung Simeon's zu einer ganz untergeordneten Opernschablone ist die faustisch-freigeistige Natur Thalea's, seiner Schülerin, und ihr Abscheu gegen die Ceremonien der Kirche, gegen den Gottesglauben des gemeinen, von jesuitischen Eiferern verführten Volkes, unverständlich geworden; die jovialen Soldatenscenen sind weggefallen und vom ganzen zweiten Act ist nur die dem ersten Opernact mühsam und hirnwidrig angeklebte Verschwörungsscene geblieben. Das genügt sicher, um das Libretto als dramatisch verfehlt zu erweisen, obwohl es eine musikalisch-kritische Fraction wortgetreu nach der ausgegebenen Parole ihres Führers und Berathers als eins „der besten neuerer Zeit" gepriesen hat. Zu alledem hat der Prager Operndirector Angelo Neumann von den vier Acten der Oper das letzte Drittel des zweiten Actes und den letzten gestrichen und den Schluß des vierten Actes einfach an die ersten zwei Drittel des dritten Actes gehängt. Damit ist der Charakter der Almuth überhaupt unmöglich geworden. Almuth empfängt ihre Weihe dadurch, daß sie Thalea das Leben rettet: sie trifft der Steinwurf, der für Thalea bestimmt war. Das rechtfertigt erst Thalea's endgültige Entsagung und versöhnt uns damit, daß sie selbst sterbend Ahlmuth's Hand in die Edzard's legte. Und wie ganz anders wirkt nach diesem Vorgang denn jetzt die letzte Strophe des Thalea-Liedes im vierten Act: „Strahlt die Sonne auch klar und hell, welkt die liebliche Rose doch schnell". Das Lied, das im ersten Act bereits erklungen, wirkt hier wie erlösend, sühnend und versöhnend, in echt musikalisch-dramatischer Weise. Und diese erhabene Wirkung hat sich der Componist einfach durch den Rothstift Angelo Neumann's nehmen lassen! Durch die unbarmherzige und sinnlose Kürzung ist aber ein Mißverhältniß der einzelnen Theile zu einander entstanden, wie es schreiender kaum gedacht werden kann. Die ersten zwei Acte sind ihrer Dauer und Entwickelung nach auf vier Acte bemessen; daher schreitet die Handlung im ersten langsam fort und kommt im zweiten ganz zum Stillstand: Xaver und Lubbo, die Gegenspieler, betreten während dieses Actes überhaupt nicht die Bühne — und doch muß sich gerade hier die Katastrophe, die jene herbeiführen, vorbereiten! Der letzte Act nimmt sich danach aus, wie ein klein winziges Dach auf einem über die Maßen mächtigen Unterbau.

Wenn die Oper trotz dieser Mängel einen unbestrittenen Erfolg hatte, so mag das zum Theil in den geringen Ansprüchen liegen, die man an Operntexte stellt. Zum anderen, wesentlichen Theil gebührt dem Componisten das Verdienst dafür. Er ist Eklektiker und hat seine Vorbilder genommen, wo er sie fand und wie er sie brauchen konnte. Die Wagnerianer mögen ihn nicht, und mit Recht, denn Enna's Motive sind viel zu wenig

Digitized by Google

charakteristisch, sondern tragen ein conventionelles Allerweltsgesicht. Er paktirt mit den Alt-Italienern und gibt Edzard ein Auftrittslied („Ich grüße dich, Heim"), das an den tollsten Verdi der Ernani-Periode erinnert; das Streichorchester behandelt er à la Goldmark, die Blasinstrumente stellenweise nach Wagner'schem Vorbild, ebenso mag die Chorbehandlung manchen an den „Fliegenden Holländer", die Bühnenmusik beim Hochzeitzuge sogar an den Marschner erinnert haben. Auch bestimmte, greifbare Reminiscenzen hat man erwähnt. Wir legen darauf keinen Werth; Reminiscenzen sind billig zu haben und zumeist obendrein verfehlt. Aus Enna's Musik, namentlich dem zweiten und dritten Acte spricht, wenn nicht Alles täuscht, ein Künstler, der es ernst nimmt mit seiner Kunst. Er ist nicht in erster Reihe um ein theoretisch makelloses Musikdrama bemüht, sondern zu Convenienzen geneigt und bestrebt, jedem Genre das Gefällige und musikalisch Wirkungsvolle abzugewinnen. Dabei fehlt ihm keineswegs die dramatische Ader, wie die große Schlußscene des zweiten Actes (Thalea und Almuth) unwiderleglich beweist. Was er bereits in der „Hexe" neben manchem Flachen Gutes und Brauchbares gegeben hat, verdient laute Anerkennung, und erweckt die Zuversicht, daß seine demnächst zu erwartende „Cleopatra" einen weiteren Fortschritt bedeute.

Die Aufführung endlich, welche dem Werk durch unsere königl. Oper zu Theil wurde, verdient die höchste Anerkennung. Die Zeit des Niederganges unserer Oper ist vorüber, ein frischer, kräftiger Aufschwung ist zu spüren, der die allergünstigsten Aussichten auf die Zukunft eröffnet. Die Palme gebührt unstreitig dem neuen Kapellmeister Herrn Dr. Muck, der das Werk einstudirt hatte und mit der bewundernswerthen Klarheit, Umsicht und Ruhe eines Muster-Kapellmeisters leitete. Ich erinnere mich nicht, jemals im Opernhause eine solch' abgerundete, allseitig sichere und wahrhaft gediegene Operndarstellung erlebt zu haben. Von wundervoller Abtönung war der reizende Frauenchor im zweiten Act, sicher griffen die Gesammt-Chöre im zweiten und dritten Act ineinander, das Orchester war von einer ausgesuchten Klangschönheit; nichts Rohes, Brutales oder auch nur Unreines störte die Harmonie des Ganzen. Auch die Darsteller der Haupt- wie der Nebenparthien boten durchaus Vortreffliches. Regie und Inscenirung der Oper ließen keinen Wunsch unbefriedigt. Aber das Hauptverdienst hatte doch der neue Kapellmeister, zu dem man unsere Oper auf das Wärmste beglückwünschen kann. Heinrich Reimann.

Notizen.

„Michael Servet" von G. Ruseler. (Basel, Acquistapace). Der historische Servet war ein Gegner des Dogmas der göttlichen Dreieinigkeit und wurde deshalb auf Betreiben des Genfer Reformators Calvin verbrannt. In diesem Trauerspiel werden mannigfache Vorkommnisse benutzt, aber im Ganzen ist die Handlung frei erfunden. Servet ist aus Vienne, wo er den Feuertod erdulden sollte, entflohen und sucht in Genf eine Zuflucht, erfährt aber durch seinen Freund Berthelier, daß soeben Calvin seine Schriften verbrennen läßt. Er naht sich nun dem Gewaltigen unter falschem Namen, rettet ihm das Leben und gewinnt die Liebe seiner Nichte Marie, die mit einem fanatischen Refugié verlobt ist. Calvin fühlt sich zwar zu Servet hingezogen, sein christlicher Eifer scheint ihm aber etwas verdächtig; er will eine Probe und fordert ihn auf, den Aufenthalt des verhaßten Servet zu erfahren und gesteht, daß seine Verhaftung in Vienne sein Werk gewesen. Auf das Tiefste empört, gibt sich Servet zu erkennen. Calvin vermag es dennoch nicht, den Retter seines Lebens zu opfern und weist ihn fort aus Genf. Er aber bleibt und läßt sich mit den Libertinern in eine Verschwörung ein, ja, im Sturm der Leidenschaft gibt er das Versprechen, Calvin zu tödten. Die That gelingt aber nicht, weil Maria dazwischen tritt. Infolgedessen scheitert der Aufruhr durch den Muth und die Entschlossenheit Calvins. Servet wird gefangen. Calvin sucht ihn zum Widerruf seiner Lehre zu bewegen und dadurch zu retten, aber die sich selbst aufopfernde Maria zeigt dem Geliebten den Weg zur Freiheit. Der Conflict liegt im Gegensatz zwischen der starren, gebundenen, aber durch ihre Geschlossenheit imponirenden Weltanschauung und der freieren Richtung des Geistes, die von dem Pantheisten Servet vertreten wird. Dieser ist ein reiner Charakter, aber kein Mann der rücksichtslosen That. Er geht scheinbar unschuldig zu Grunde, weil er von dem Verbrechen zurücktritt, aber in Wirklichkeit hat er mit seinem Charakter und seiner Weltanschauung gebrochen und dadurch seinen Untergang verursacht. Der Dichter hat versucht, die reiche Handlung in knappen Scenen und gedrängtem Dialog vorzuführen und so ein Bild zu geben von dem Genf Calvins, das in jener Zeit einem brodelnden Hexenkessel glich. Zahlreich sind die Streiflichter, die aus der Gegenwart, die von ähnlichen Kämpfen erregt wird, auf die düsteren Gestalten dieses Reformationsdramas fallen. Das Stück ist in seiner ganzen Anlage und Durchführung für die Darstellung berechnet, dramatisch und theatralisch, im Kern poetisch und äußerlich bewegt zugleich und eine durchaus gelungene Talentprobe. Möge ein tapferer Bühnenleiter den Muth zur Aufführung finden!

Gartheil und Krauseminz, Lieder im Volkston von Anton August Naaf. (Berlin, J. H. Meidinger.) Der Dichter sagt im Nachwort: „Gartheil und Krauseminz — wie diese Gartenlieblinge des deutschen Volkes, wenden auch die vorstehenden Liedchen sich in ihrer volksthümlich schlichten Natürlichkeit an Sinn und Herz unseres Volksthums. Sie wollen nicht durch seltene, absonderliche Formen und glänzende Farben prunken; ohne eigentliche Volkslieder in dem Sinne zu sein, daß sie etwa schon vorhandenen Mustern nachgebildet oder aus bereits bestehenden Volksdichtungen bearbeitet worden wären, sind diese Lieder in der Art entstanden, daß der Verfasser derselben als Sohn des Volkes, mit dessen Leben und Fühlen, Sitten und Bräuchen von Kindheit an vertraut, die volksthümlichen Anregungen, die er aus dem Leben des Volkes heraus, vom Boden der deutschen Muttererde her, empfangen hat, in volksthümlicher, volksmäßiger Weise selbständig formte, hiermit also keine Nach- oder Umdichtungen oder Bearbeitungen bietet." Und Naaf hat in manchen Fällen den erstrebten naiven Volkston zu treffen gewußt. Er ist immer schlicht, sinnig, innig und sangbar. Man höre das folgende allerliebste Lied:

Zwei Disteln,
Die stechen,
Und wollen steh'n allein:
Die sollst nicht brechen,
Nicht winden
Und binden
In einen Strauß hinein!
Zwei Nesseln,
Die brennen
Und wollen nicht lieblich sein —:
Die mußt du trennen
Bei Zeiten,
Und scheiden,
Sonst gibt es Noth und Pein!
Zwei Herzen
Voll Treue,
Die wollen eins stets sein —:
Die soll ohne Reue
Und Leiden
Nichts scheiden,
Sie müssen eins ja sein!

Weniger haben uns die Lieder gefallen, die an Volksgebräuche und Volkssitten anknüpfen und sie somit der Nachwelt erhalten helfen wollen, denn ein doctrinärer Zug und Stubenluft haften ihnen an. Ja, sogar häßliche Modewörter und Zeitungsdeutsch entstellen da und dort ein schönes Gedicht:

Wen sollt' ich neiden wohl um Glück und Glanz
Im bunten Wirrniß dieser Erdenwelt?
Mein Glück ist reich in sich, ist voll und ganz,
Ich hab' ein schlichtes Heim mir wohlbestellt.

Ein wenig mehr Licht über Bismarck, Caprivi und die eben erlebte Mobilmachung des Liberalismus. (Berlin, F. Stahn.) Eine der überflüssigsten und langweiligsten Erscheinungen unserer heillosen Broschürenseuche. „Meinungen, keine Enthüllungen" verspricht der trockene Doctrinär, aber er hätte gut daran gethan, auch die ersteren für sich zu behalten. Er beginnt mit einer widerlichen Verkleinerung der Verdienste Bismarck's, schwärmt dann für das Schulgesetz und die Jesuiten, donnert gegen den Liberalismus und die Wissenschaft und schließt nach byzantinischem Wettkriechen mit einer grotesken Lobhudelei des neuen Reichskanzlers, der ihm auch noch „halbirt" ein ganzer Held und Bismarck natürlich vollkommen ebenbürtig, wenn nicht überlegen ist. Si tacuisses!...

Klosterjäger. Roman aus dem 14. Jahrhundert von Ludwig Ganghofer (Stuttgart, Bonz). Nachdem er sein Talent an werthlose Sensationsstücke und Gesellschaftsromane vergeudet, findet Ganghofer hier sein eigenstes Gebiet der alpinen Dorfgeschichte wieder und damit seine Meisterschaft. Diese Gebirgsmenschen sind prächtig gezeichnet, wahr und poetisch zugleich, und ihr Geschick greift uns mächtig an's Herz. Wenn auch für unseren realistischen Geschmack die oft allzu romanhaften Verwickelungen und der Allerweltsprobst von Berchtesgaden etwas altmodisch und unwahrscheinlich gemahnen, so wird doch gerade dieser spannende Theil dem Buch gewiß viele dankbare Leser gewinnen.

Zu Thal. Gedichte von S. Fritz. (Leipzig, Reißner.) Je n'ai ni père, ni mère, ni frère, ni soeur, ni femme, ni enfants, je n'ai que la rime. Das Motto aus Maupassant gemahnt uns wie Affectation, denn die ernsten schwermüthigen Gedichte von Fritz sind unwirklich und unwahr, gemacht und verkünstelt, während nur die fröhlichen und humoristischen echt und frisch uns anmuthen. Die Schattenrisse haben Witz, und die Vergnügungsreise eines Mißvergnügten sogar Humor.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig erschien soeben:

Karl Bleibtreu als Dramatiker.

Ein Wort an die deutschen Bühnenleiter

von

Hans Merian.

8°. Preis broschiert **Mk. 1,—.**

Diese flott geschriebene dramaturgische Studie giebt ein vollständiges Bild von Karl Bleibtreus dramatischem Schaffen, indem sie zum ersten Male die Bühnenwirkung der einzelnen Stücke des Dichters und der darin enthaltenen Rollen untersucht. Dabei läßt Merian, als scharfer und durchaus gerechter Kritiker, hochinteressante Streiflichter auf die heutige Bühnenkunst überhaupt und auf unser Theaterwesen fallen. Besonders jetzt, wo sich in unserem Bühnenwesen große Veränderungen vollziehen und sich die Schulen und Parteien mehr als jemals befehden, dürfte Merians treffliche und ungemein fleißige Studie in manche schwebende Frage Klarheit bringen, und daher wird sie jedem Bühnenfreund willkommen sein.

Romane von Theophil Zolling.

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

2 Theile in einem Bande.

Vierte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

Frau Minne.

Ein Künstler-Roman.

2 Theile in einem Bande.

Dritte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—

Coulissengeister.

Ein Theater-Roman.

2 Theile in einem Bande.

Dritte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

☛ **In allen größeren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung durch den Verlag H. Haessel in Leipzig.**

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Busch, E., Ursprung und Wesen der wirtschaftlichen Krisis mit Angabe der Mittel ihrer Beseitigung. Preis 1 M. 50 Pf.

Mühlhausen, A., Goethe ein Sozialist?! Preis 60 Pf.

Robert, F., Zur Herrschaft der Seele. Freie Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Preis 1 M. 50 Pf.

Staehely, J. A., Thales erwacht! Eine Erklärung des Wesens der Naturkräfte. Cart. Preis 2 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien:

Die Physiologie des Schönen

von

Paul Mantegazza.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

I. Theil. **Epikur.** 2 M., eleg. geb. 3 M.

II. Theil. **Wörterbuch des Schönen.** Ein starker Band. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Epikur bringt uns das **eigentliche Glaubensbekenntniß des berühmten Verfassers.** Im zweiten Theil finden wir dieselbe Vereinigung eines warmen Idealismus mit gründlicher wissenschaftlicher Erkenntniß, die für Mantegazza charakteristisch ist. Er bemüht sich aufs neue das Wesen der Schönheit zu ergründen und stimmt vorzugsweise den Ansichten deutscher Aesthetiker bei.

J. B. Metzlerscher Verlag, Stuttgart.

Erinnerungen alter und neuer Zeit

von **Ferdinand Graf Eckbrecht**

Dürckheim.

2 Bde., eleg. geb. M. 12.—

Das wichtigste historische Werk der Neuzeit.

Die Gründungsgeschichte des Deutschen Reiches, ausführlich und unparteiisch von einem der hervorragendsten Historiker der Gegenwart geschrieben, sollte von jedem Deutschen gelesen werden. — Es sei noch auf die Darstellung der Vorgänge in Ems hingewiesen.

Die „Tägliche Rundschau" sagt: Wenn ein Buch verdient in der deutschen Familie heimisch zu werden, so ist es sicher das vorliegende ꝛc.

Die „Kölnische Ztg." sagt: Es ist ein nach Ausstattung, Form, Darstellung und Inhalt gutes Buch, das wir nicht nur dem Deutschen, sondern auch dem Publikum des Auslandes empfehlen ꝛc.

Preis halbfranz gebunden M. 5.60.

Verlag von **C. E. M. Pfeffer** in **Leipzig.**

Soeben ist nunmehr vollständig erschienen:

Friedrich Hebbel's Briefwechsel

mit Freunden und berühmten Zeitgenossen.

Mit einem Vorwort herausgegeben von

Felix Bamberg.

Nebst den Bildnissen Hebbels und Bambergs.

2 Bände. I. Band XIV und 460 Seiten.

Preis 12 Mark.

II. Band 616 Seiten 15 Mark.

Berlin SW., Bernburgerstr. 35.

G. Grote'scher Verlag.

In meinem Verlag erschien:

Die Jungen von Holzgrün.

Eine Erzählung. 548 S. broch. 5 M., geb. in Ganzleinen 6 M.

Friedrich Schneider, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig.**

Verlag von **Breitkopf u. Härtel** in **Leipzig.**

C. Hirundo.

Chiemseelieder.

8°. geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Die Verfasserin von „Irmengard" und die „Giebinger" ist in diesen Liedern zu den ihr altvertrauten Ufern des Chiem-Sees zurückgekehrt. Eine Reihe von ernsten und heiteren Bildern, an der Hand von Geschichte und Sage, schildert in eigenartiger Mischung von Epischem und Lyrischem die Geschicke eines der schönsten deutschen Gaue.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. **Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.** **Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.**

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 28. Januar 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der winterliche Arbeitsmangel. Von Rentamtmann J. G. Weiß. — Moslimische Proselyten im Abendlande. Von Professor Hermann Vambéry. — **Literatur und Kunst:** Ein norwegisch-amerikanischer Sittenschilderer. (Kristofer Janson.) Von Ernst Brausewetter. — Julien Gordon. Von L. H. Mann. — **Feuilleton:** Halali. Von P. Hann. — **Aus der Hauptstadt:** Jesus Sirach 34, 27. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Der winterliche Arbeitsmangel.

Von Rentamtmann J. G. Weiß.

Ungewöhnlich frühe und in ungewöhnlichem Umfange sind in diesem strengen Winter die Klagen über Arbeitsmangel in den größeren Städten des In- und Auslandes laut geworden. Ja selbst in Städten mittlerer Größe, in denen bisher die Privatwohlthätigkeit ganz im Stillen über die schlimmste Zeit hinweg zu helfen pflegte, hat man sich diesmal genöthigt gesehen, öffentliche Arbeiten vorzunehmen, um den Leuten Verdienst zu gewähren.

Man braucht keine Sehergabe zu besitzen, um voraussagen zu können, daß das Uebel sich noch weiter mehren wird, so lange das ungesund übertriebene Wachsthum der Städte in der gegenwärtigen Weise fortdauert. Namentlich die Baugewerbe und diejenigen anderen Gewerbe, die mehr oder minder von ihnen abhängen, sind es, die jeden Sommer eine Unzahl von neuen Arbeitern vom Lande heranziehen und diese dann beim Eintritt des Winters beschäftigungslos auf dem Pflaster sitzen lassen. Und so lange alljährlich große Schaaren wirklicher Arbeiter in diese Lage kommen, wird sich jeweils auch eine Menge von Strolchen unter sie mischen, denen es im Sommer nicht eingefallen ist zu arbeiten, die es aber gleichwohl vortheilhaft finden, nun in die Klage über den Arbeitsmangel einzustimmen und an den Wohlthaten theilzunehmen, die da gespendet werden. Der Volkswitz kennt diese Sorte von Leuten wohl. „Im Sommer Schneeschipper, im Winter Maurer" sagt er von ihnen. Aber was nutzt es, zu wissen, daß viele Unwürdige unter denen sind, die nach Brod rufen? Die Thatsache, daß sie den Haufen der Verzweifelten mehren und ihn dadurch gefährlicher machen, bleibt trotzdem bestehen. Aber auch abgesehen von den Gefahren, die der Gesellschaft etwa durch Gewaltstreiche der Beschäftigungslosen drohen könnten, ist es nicht statthaft, gegenüber dem Uebel des jeden Winter wiederkehrenden Arbeitsmangels die Augen zu schließen. Man darf doch denen, die schuldlos in Bedrängniß gerathen sind, nicht deshalb alle Hülfe versagen, weil man fürchtet, diese Hülfe könnte auch Unwürdigen zu Gute kommen! Gleichwohl steht der gegenwärtige Brauch, dem Mißstande jeweils durch Anordnung öffentlicher Arbeiten zu begegnen, mancherlei Einwänden offen.

So lange es sich um wirklich nothwendige und dabei in jeder Jahreszeit ausführbare Arbeiten handelt, ist es ja völlig zu billigen, wenn städtische und staatliche Verwaltungen bestrebt sind, solche in Zeiten zu legen, wo das Angebot von Arbeitskraft die Nachfrage nach solcher übersteigt. Das ist selbst vom privatwirthschaftlichen Standpunkte aus richtig, da anzunehmen ist, daß in solchen Zeiten die Arbeit mit geringerem Lohnaufwande sich ausführen läßt.

Anders gestaltet sich die Sache, sobald man, lediglich um Leute zu beschäftigen, Arbeiten im Winter ausführt, die zwar nothwendig sind, aber mit Vortheil nur im Sommer vorgenommen werden können, oder wenn man gar Geschäfte mit Gewalt herbeizieht, die entweder unnöthig sind oder vielleicht doch ohne Nachtheil noch Jahrzehntelang zu verschieben gewesen wären. Der Werth der geleisteten Arbeit für das Gemeinwesen bleibt hier hinter dem Betrage des Kostenaufwandes mehr oder weniger zurück, und die so sich ergebende Differenz stellt sich dar als eine den Arbeitern gewährte unentgeltliche Unterstützung.

Solch' unentgeltliche Unterstützung mag wohl Jeder gutheißen, wo es sich darum handelt, einem vorübergehenden und ausnahmsweisen Nothstande abzuhelfen; wie z. B. da, wo durch politische Ereignisse plötzlich Handel und Wandel lahmgelegt und eine große Menge von Arbeitern brodlos gemacht wird. Allein der winterliche Arbeitsmangel kehrt in größerem oder geringerem Umfange jedes Jahr wieder. Und er wird um so größer werden, je mehr man aus öffentlichen Mitteln zum Unterhalt der Arbeiter während des Winters unentgeltlich beiträgt. Denn es ist klar, daß die Einwanderung nach den Städten um so größer sein wird, je weniger der Einwandernde sich mit der Sorge zu befassen braucht, wovon er im Winter leben solle. Man schöpft also Wasser in ein Faß ohne Boden, wenn man jeden Winter den Arbeitslosen in den Städten Unterstützungen aus dem gemeinen Säckel zufließen läßt, und es ist — in dieser Beziehung wenigstens — nur von ganz untergeordneter Bedeutung, ob man die Unterstützungen unmittelbar als solche gewährt, oder ob man sie als Arbeitslöhne maskirt.

Nun ist es allerdings richtig, daß man die Leute nicht verhungern lassen darf, weil man fürchtet, den Nothstand für die Zukunft zu mehren, indem man ihn in der Gegenwart lindert; und so wird man freilich auch fortan zu dem seitherigen Linderungsmittel greifen müssen, wenn sich nicht ein eigentliches Heilmittel für das Uebel findet.

Künstlich die Nachfrage auf dem Arbeitsmarkte dauernd zu steigern, geht nicht an. Mit jedem derartigen Versuche zieht man im günstigsten Falle einen Wechsel auf die Zukunft, der einst wieder eingelöst werden muß. Schafft man in der Gegenwart Güter, für die kein Bedarf vorliegt, so drückt man das Bedürfniß nach Gütererzeugung für die Zukunft herab.

Es ist also nur möglich, eine bessere Vertheilung der vor-

Digitized by Google

handenen Arbeitsgelegenheit als Heilmittel in das Auge zu fassen. Fehlerhaft ist die heutige Vertheilung der Arbeitsgelegenheit in räumlicher und zeitlicher Beziehung. Wäre die beste denkbare räumliche und zeitliche Vertheilung aller thatsächlich vorhandenen Arbeitsgelegenheit innerhalb eines Wirthschaftsgebietes erreichbar, und es blieben dennoch Arbeitskräfte überschüssig, so hätten diese keinen Anspruch, irgendwie untergebracht zu werden. Sie müßten verschwinden, und sie würden auch verschwinden. Das würde, so lange andere Wirthschaftsgebiete noch fähig wären, sie aufzunehmen, durch Auswanderung geschehen; andernfalls durch Abnahme der Volksvermehrung (Zunahme der Sterbefälle und Abnahme der Geburten in Folge wirthschaftlicher Noth). Und es würde nichts Tadelnswerthes darin liegen, den Ueberschüssigen jede andere Hülfe, als die der nothdürftigsten Armenpflege zu versagen. Denn alle wirkliche Hülfe, die die Gesellschaft darüber hinaus zu gewähren vermöchte, wäre ja durch die Zuweisung aller zu leistenden Arbeit an die Arbeitslustigen erschöpft.

Um nicht mißverstanden zu werden, müssen wir hier übrigens betonen, daß wir keineswegs davon überzeugt sind, daß wir derzeit in Deutschland überschüssige Arbeitskräfte hätten, wenn die gedachte beste Vertheilung der Arbeitsgelegenheiten bei uns erreicht wäre. Eben so wenig sind wir überzeugt, daß durch den derzeitigen Fortgang der Volksvermehrung ohne Zunahme der Auswanderung innerhalb der nächsten Zeit ein Ueberschuß an Arbeitskräften herbeigeführt werden würde.

Weiter muß noch betont werden, daß wir stets nur die Frage im Auge haben, wie es in einem Wirthschaftsgebiete den wirklich arbeitsfähigen Personen bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit gesichert werden kann, daß sie ihren und ihrer Familien Lebensunterhalt verdienen. Wie für die sittlichen und körperlichen Krüppel und Halbkrüppel des betreffenden Wirthschaftsgebietes Sorge zu tragen sei, das ist ja eine Frage, die gar nicht hierher gehört.

Ist nun die unbedingt beste räumliche und zeitliche Vertheilung aller vorhandenen Arbeitsgelegenheit zu verwirklichen? Gewiß nicht! Aber es wäre viel gewonnen, wenn man ihr nahe kommen könnte. Untersuchen wir nun, wie weit das möglich ist!

Wenn wir der Kürze halber von einer besseren räumlichen Vertheilung der vorhandenen Arbeitsgelegenheiten sprachen, so war das eigentlich nicht ganz correct, denn es wird sich öfter um eine räumliche Verschiebung von vorhandenen Arbeitskräften, als um eine solche von Arbeitsgelegenheiten handeln, wenn es gilt, in einem gegebenen Zeitpunkte örtliche Mißverhältnisse zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkte zu beseitigen. In erster Linie ist es also der Arbeitsnachweis, der berufen ist, das Gleichgewicht herzustellen. Aber dieser allein genügt nicht immer; vielmehr ist es auch erforderlich, daß der Arbeiter Mittel und Wege finde, an den Ort zu gelangen, wo ihm die Arbeit nachgewiesen ist.

Arbeitsnachweis gibt es von zweierlei Art. Die eine Art wird von Geschäftsleuten betrieben und soll ihnen einen Nutzen abwerfen. Sie hat namentlich in Deutschland sich fast ausschließlich der ständigen und besonders der höheren Arbeit zugewendet, ist also wesentlich Stellenvermittlung geworden. Es scheint kein vernünftiger Grund vorzuliegen, weshalb der gewerbsmäßige Nachweis nicht auch für die unständige Arbeit und selbst für die geringste Arbeit dieser Sorte Platz greifen sollte. Es soll gerade nicht gesagt werden, daß diese Meinung schon dadurch als richtig erwiesen sei, daß der gewerbsmäßige Arbeitsnachweis für unständige Arbeit sich auf einzelnen Gebieten — z. B. bei Erntearbeiten — schon als möglich gezeigt hat. Denn sobald es sich nicht mehr darum handelt, ganze Schaaren von Arbeitern auf einmal unterzubringen, sondern auch das Verlangen nach einem einzelnen Arbeiter oder nach Arbeit für einen einzelnen Arbeiter und für einen einzelnen Tag jeweils berücksichtigt werden soll, erträgt das Geschäft keine große Vermittlungsgebühr mehr. Allein wenn wir uns ein umfangreiches Vermittlungsgeschäft mit weitverzweigten Verbindungen vorstellen, scheint doch die Möglichkeit gegeben, die Selbstkosten für den einzelnen Fall derart zu verringern, daß die Gebühr, die berechnet werden muß, nicht zu hoch ist, um auch nur einen einzigen Tagelohn — das Geringste, was der Arbeiter durch die Vermittelung gewinnen wird — ungebührlich zu belasten. Leider hat sich das Stellenvermittlungsgewerbe in einen recht schlechten Ruf zu setzen gewußt, wie schon daraus erhellt, daß man es in verschiedenen Ländern concessionspflichtig gemacht hat (so in Deutschland — Gewerbeordnung § 35 — und in Frankreich — Decret v. 25./III. 1852). Daß diese Maßregeln den Erfolg gehabt hätten, unsaubere Gesellen von dem Gewerbe fernzuhalten, kann leider nicht behauptet werden.

So sehr wir nun dem Grundsatze huldigen, daß der Privatunternehmung Alles überlassen bleiben solle, was sich für sie eignet, und so wenig wir grundsätzlich dagegen einzuwenden finden, daß dies beim Arbeitsnachweis der Fall sei; die Erfahrung scheint doch zu lehren, daß ein solider und dem Bedürfnisse genügender gewerbsmäßiger Arbeitsnachweis nicht zu Stande kommen will.

Betrachten wir uns also die andere Art des Arbeitsnachweises, die nicht darauf berechnet ist, einen Gebühren-Ueberschuß abzuwerfen und von Interessenten-Verbänden, von wohlthätigen Anstalten oder von Staats- und Gemeindebehörden gehandhabt werden kann. Der Kürze halber kann man diesen Arbeitsnachweis wohl als den uneigennützigen bezeichnen, wie wohl nicht geleugnet werden soll, daß indirect auch bei ihm der Egoismus im Spiel zu sein pflegt.

Zweifellos unterliegt auch diese Art der Arbeitsvermittelung einem gewichtigen Bedenken. Nur zu leicht gewöhnt sich nämlich der Arbeiter an den Gedanken, daß eine solche Einrichtung ihn unbedingt jederzeit mit Arbeit versehen müsse. Er nimmt es deshalb zu leicht, eine Beschäftigung, die er hat, zu verlassen, und er ist nicht in dem wünschenswerthen Maße selbst bemüht Arbeit zu finden, wenn ihm solche fehlt. Das kann aber doch gewiß nicht erstrebt werden, daß dem Arbeiter die eigene Sorge um eine Beschäftigung abgenommmen werde. Der Arbeitsnachweis kann nur den Zweck haben, Lücken auszufüllen. Er soll nur da in Anspruch genommen werden, wo der Arbeiter selbst sich schon vergeblich bemüht hat, Arbeit zu finden. Es ist deshalb nothwendig, daß selbst derjenige Arbeitsnachweis, der lediglich eingerichtet ist, um das Wohl der Arbeiter zu fördern, diesen Nichts unentgeltlich gewähre, und es empfiehlt sich, die Gebühren, die erhoben werden, so zu bemessen, daß sie voll die Selbstkosten decken. Nur dann wird der Arbeiter sich hüten, die Einrichtung zu mißbrauchen. Voraussetzung ist natürlich, daß die Selbstkosten, nach deren Durchschnitt die Gebühren sich berechnen, nicht zu hoch sind, um dem Arbeitsuchenden aufgebürdet zu werden. Und ein solcher Mißstand kann nur dann vermindert werden, wenn die ganze Einrichtung auf recht breiter Grundlage steht.

Bis jetzt hat sich der uneigennützige Arbeitsnachweis fast nur auf localer Grundlage entwickelt, und das genügt nicht. So lange Angebot und Nachfrage am gleichen Orte sind, pflegen sie ohne allzugroße Schwierigkeit von selbst zusammen zu kommen. Davon machen nur die größten Städte eine Ausnahme. Es soll damit nicht geleugnet werden, daß der locale Arbeitsnachweis auch in kleinen Städten sich als eine dankenswerthe Förderung des Geschäfts auf dem Arbeitsmarkte darstelle. Allein er versagt, wo er am Wichtigsten wäre; zu Zeiten nämlich, da die Arbeitsgelegenheit am Orte nicht hinreicht, um alle Arbeitsuchenden zu beschäftigen, und an anderen Orten vielleicht gleichzeitig Ueberfluß an Arbeitsgelegenheit ist.

Der Entwickelung des Arbeitsnachweises auf breiterer als localer Grundlage steht aber ein gewichtiges Hinderniß entgegen. Was nutzt es, dem Arbeiter zu zeigen, wo es außerhalb seines Wohnortes Arbeit gibt, wenn er sich nicht dahin begeben kann, ohne Kosten aufzuwenden, die außer allem Verhältniß zu seinem Verdienste stehen? Die theuren Personentarife unserer Eisenbahnen sind es, die im Wege stehen. Nun scheint freilich eine Umkehr der deutschen Bahnen von ihrer mittelalterlichen Tarifpolitik noch nicht in naher Aussicht zu

Digitized by Google

stehen. Aber selbst auf Grund des derzeit mit Unrecht so beliebten Brauches, gewissen Klassen von Reisenden ausnahmsweise Vergünstigungen zuzugestehen, ließe sich das Wünschenswerthe erreichen. Wir denken uns etwa eine gemeinnützige Gesellschaft für Arbeitsnachweis über das ganze Reich verbreitet, mit einer Centralstelle in Berlin oder sonst wo, und mit Hauptagenturen in den Hauptstädten der einzelnen Provinzen und kleineren Bundesstaaten, sowie einem Vertrauensmann in jedem einzelnen Orte. Könnten einer solchen Gesellschaft nicht weitgehende Fahrpreisermäßigungen für Arbeiterbillets zugestanden werden — Ermäßigungen, die dem Arbeiter gestatten würden, auch auf größere Entfernung verhältnißmäßig so billig zu fahren, wie im Vorortverkehr einer großen Stadt? Die Gesellschaft würde die Billets selbst ausstellen, und die Eisenbahnen würden jeweils in gewissen Zeitabschnitten die abgegebenen Billets der Centralstelle der Gesellschaft zur Zahlung im Ganzen unterbreiten.

Es mag genügen, hier angedeutet zu haben, daß noch nicht Alles geschehen ist, was geschehen kann, um in räumlicher Beziehung das Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkte herzustellen. Allein nicht hier liegt der Schwerpunkt der Frage. Denn wenn zur Winterszeit in den größeren Städten der Arbeitsmangel beginnt, so pflegt auch außerhalb derselben an Arbeitsgelegenheit kein großer Ueberfluß zu sein. Die Landwirthschaft, die sonst meist über Arbeitermangel klagt, hat eben im Winter auch ihre Ruhezeit; und das heute mehr als jemals früher. Denn auch das Dreschen, das sonst einen guten Theil des Winters ausfüllte, besorgt heutzutage meist die Maschine unmittelbar nach der Ernte. Landwirthschaftliche Meliorationsarbeiten, Wege- und Straßenbauten und Aehnliches sind fast die einzigen Geschäfte, die für den tiefen Winter in Betracht kommen können, und auch in diesen Geschäften muß oft unfreiwillig Pause gemacht werden, wenn harter Frost eintritt. Allenfalls wäre noch die Holzhauerarbeit zu rechnen, für die sich in manchen Gegenden nicht immer ansässige Arbeiter in genügender Zahl und mit erträglichen Lohnansprüchen finden. Allein die Holzhauerarbeit will gelernt sein, und die städtischen Bauhandlanger u. s. w. würden im Walde wohl meist eine klägliche Rolle spielen. Die Hauptfrage ist es also, ob zeitlich ein besseres Gleichgewicht zwischen dem Angebot von Arbeit und der Nachfrage nach solcher herzustellen wäre; d. h. ob es möglich wäre, die Arbeitsgelegenheit im Winter zu mehren oder das Arbeitsangebot in dieser Jahreszeit zu mindern, oder beides.

Um das Arbeitsangebot im Winter zu mindern, ließe sich wohl ein Mittel anwenden, das wir hier wenigstens der öffentlichen Erörterung unterbreiten möchten, wenn wir auch nicht verkennen, daß es vor der Anwendung einer gründlichen Prüfung bedarf.

Wie bereits hervorgehoben, ist die regelmäßige Wiederkehr der winterlichen Arbeitsnoth schon dadurch bedingt, daß verschiedene Gewerbe ihrer Natur nach im Winter einen Stillstand erleiden müssen. In diesen Gewerben werden während der geschäftsreichen Zeit meist höhere Löhne bezahlt, als sie durch den Grad der Geschicklichkeit oder der Anstrengung, die das Geschäft erfordert, gerechtfertigt wären. Die Leute haben oft geradezu die Auffassung, daß darin eine Art Entschädigung dafür liege, daß sie im Winter nicht viel verdienen können. Allein sie bringen es nicht dazu, aus dem verhältnißmäßig hohen Verdienste des Sommers einen Nothgroschen für den Winter zurückzulegen, weil eben doch die Versuchung zu groß ist, die Lebenshaltung nach dem derzeitigen Verdienst einzurichten und die Sorge für den Winter der Vorsehung zu überlassen.

Es kann sich also hier unter Umständen darum handeln, den Arbeiter dazu zu nöthigen, daß er vom Verdienste des Sommers etwas für den Winter aufspart. Diese Nöthigung ist aber nur möglich, wenn man den erforderlichen Betrag seiner Verfügung entzieht. Es wäre also gesetzlich etwa Folgendes zu bestimmen:

In Gewerben, deren Betrieb seiner Natur nach im Winter eine Unterbrechung erfahren muß, ist jeder Arbeitgeber verpflichtet, einem jeden Arbeiter, den er während des Arbeitsjahres beschäftigt hat, im folgenden Winter im Falle der Arbeitslosigkeit einen Ernährungsbeitrag zu gewähren, der zur kümmerlichsten Lebensfristung hinreicht (ortsüblich zu ermitteln und festzusetzen). Dieser Ernährungsbeitrag ist bis zu der gleichen Anzahl von Tagen zu gewähren, während deren der Arbeitgeber den Arbeiter beschäftigt hat. Der Arbeitgeber hat indessen Anspruch darauf, von dem Arbeiter für den Ernährungsbeitrag schadlos gehalten zu werden, und er ist berechtigt, um diese Schadloshaltung zu sichern, von dem Lohne des Arbeiters so viel einzubehalten, daß der winterliche Ernährungsbeitrag unter allen Umständen gedeckt ist. Vergeht der Winter, ohne daß der Ernährungsbeitrag überhaupt, oder ohne daß er bis zur vollen Höhe des einbehaltenen Betrages in Anspruch genommen wird, so ist — etwa am 1. März — dem Arbeiter sein Restguthaben auszufolgen.

Das ist der Kern unseres Vorschlages. Natürlich müßten noch verschiedene Einzelbestimmungen getroffen werden, um die Erfüllung des Zweckes zu sichern, Mißbräuche und Umgehungen zu verhüten. Vor Allem müßte der einbehaltene Lohnbetrag der Pfändung entzogen werden. Auch müßte, wo erforderlich, der Arbeitgeber dem Arbeiter Sicherheit für sein Guthaben gewähren, sei es durch Deponiren desselben oder sonstwie. Fraglich scheint es auch, ob das Guthaben des Arbeiters, wenn es einen gewissen Betrag überstiege, nicht etwa zu verzinsen wäre. Nach unserer Meinung dürfte das aber besser unterbleiben, da die dem Arbeitgeber hieraus erwachsende Mühe wohl schließlich schwerer in's Gewicht fallen dürfte, als der geringfügige Zinsbetrag, um den es sich im schlimmsten Falle handeln kann.

Was wird man zu unserem Vorschlage sagen? Die Zeit scheint nicht günstig für Derartiges. Arbeitgeber und Arbeiter sind voll Verdruß über dasjenige, was ihnen die Arbeiterversicherungsgesetze auferlegt haben, und sie unterscheiden nicht recht, wie viel von ihrem Verdruß berechtigt und wie viel unberechtigt ist, und noch weniger, wie viel von ihrem berechtigten Verdruß durch die Versicherungseinrichtungen selbst hervorgerufen ist, und wie viel durch die bureaukratische Schwerfälligkeit, die ihnen noch anhaftet, und die hoffentlich einmal beseitigt werden wird. Wenn wir nun eine Einrichtung vorschlagen, die Arbeitgebern und Arbeitern noch Weiteres auferlegt, als was sie schon zu tragen haben, so müssen wir darauf gefaßt sein, einem allgemeinen Kopfschütteln zu begegnen. Allein dasjenige, was der Arbeiter vor allem Anderen an den Versicherungsgesetzen auszusetzen hat, fällt hier weg. Es kommt hier Keiner in die Lage, für einen Anderen zu zahlen. Während z. B. bei der Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter jammert: „Ich muß mein Geld hinlegen und weiß nicht, ob ich jemals eine Rente dafür beziehen werde," weiß er hier ganz genau, daß er spätestens am 1. März des folgenden Jahres sein Guthaben bei Heller und Pfennig bezogen haben wird. Und was den Arbeitgeber anbelangt, so wird es ihm, nachdem er sich ja nun doch einmal mit Lohnabzügen (für die vorgestreckten Versicherungsbeiträge) zu befassen hat, keine große Mehrbelastung sein, auch noch die Summe für den etwaigen winterlichen Ernährungsbeitrag einzubehalten. Daß der Arbeitgeber einen Ersatz für seine Mühe darin finden wird, daß das einzubehaltende Geld um so länger in seinen Händen bleibt und von ihm benutzt werden kann, wollen wir nicht gerade behaupten. Denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Vortheil hinfällig werden wird durch eine Verschiebung der Lohnverhältnisse.

Diese zu erwartende Verschiebung ist überhaupt der bedenklichste Punkt an unserem Vorschlage. Denn wiewohl betont wurde, daß in den fraglichen Gewerben die Sommerlöhne meist verhältnißmäßig hoch sind, kann doch nicht behauptet werden, daß sie durchweg hoch genug sind, um den vollen Abzug des für den Unterhalt im Winter erforderlichen Betrages zu gestatten. Die Durchführung unseres Vorschlages würde also da, wo der Sommerverdienst des Arbeiters zur Bestreitung des Unterhalts für das ganze Jahr thatsächlich nicht hinreicht, eine Lohnsteigerung im Gefolge haben. Darin er-

Digitized by Google

blicken wir indessen noch nichts Schlimmes. Die Arbeitgeber würden die Lohnsteigerung ohne Mühe auf ihre Besteller überwälzen, und damit wäre in der That die Last auf die richtigen Schultern geladen. Es ist eine ganz natürliche Sache, daß Arbeit, die nur zu einer bestimmten Zeit geschehen kann, höher bezahlt werde als — unter sonst gleichen Umständen — Arbeit, die jederzeit geschehen kann. Und ebenso ist es eine natürliche Sache, daß die Mehrkosten dieser Arbeit von demjenigen getragen werden, dem die Arbeit geleistet wird, nicht aber von dem gemeinen Säckel. Letzterer trägt sie in der That, wenn die Arbeiter, wie heute der Fall, im Sommer billiger arbeiten, weil sie hoffen, sich im Winter mittelst öffentlicher Unterstützung durchzuschlagen.

So weit wäre also Alles recht. Es fragt sich nun aber noch, ob nicht die Gefahr vorliegt, daß die Lohnsteigerung das in den Verhältnissen begründete Maß überschreiten würde. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß die Arbeiter gutwillig bereit sein würden, ihren Aufwand während des Sommers einzuschränken. Sie würden ohne Zweifel versuchen, die Löhne so weit in die Höhe zu treiben, daß ihnen auch nach Abzug des für den Winter einzubehaltenden Theiles noch ebenso viel übrig bliebe, als sie früher im Ganzen verdienten. Es ist auch nicht unmöglich, daß sie diesem Ziele da und dort vorübergehend nahe kommen würden. Aber wir glauben zuversichtlich, daß die Concurrenz in kurzer Frist die Löhne wieder auf die wirklich angemessene Stufe zurückführen würde. Auch hier sehen wir also keinen Grund, an der Ausführbarkeit unseres Vorschlages zu verzweifeln, und anderweitige Bedenken von nennenswerthem Gewicht haben wir bis jetzt nicht zu finden vermocht.

Haben wir nun gesehen, was sich vielleicht thun ließe, um die Nachfrage nach Arbeit während des Winters zu mindern, so bleibt noch zu erörtern, was geschehen könnte, um die Arbeitsgelegenheiten während der kalten Jahreszeit zu mehren. So weit es möglich ist, der ungelernten Arbeit im Winter Beschäftigung zu geben, geschieht dies heute meist schon. Arbeiten, die lediglich Bethätigung der rohen Körperkraft verlangen, verlegt man, so weit es angeht, heute schon gerne in den Winter, der billigeren Löhne halber. Aber das Gebiet, auf dem mit der rohen Körperkraft allein etwas verdient werden kann, verengert sich immer mehr. Wo man eine Maschine verwenden kann, sinkt der Werth der rohen Körperkraft auf fast Nichts herab, und es will viel heißen, wenn man zugibt, daß sie da noch 2—3 Pfennige in der Stunde werth sei. Bezahlt kann da nur noch die Intelligenz des Menschen werden, der mit der Maschine umgeht. Also gilt es nicht, den Arbeitslosen zu zeigen, wo sie ihre Körperkraft, sondern wo sie ihre Intelligenz — allenfalls zugleich mit der Körperkraft — verwenden können. Man muß die Leute an die Maschine zu stellen, muß sie in der Industrie zu beschäftigen suchen.

Das hat nun zwei große Haken. Erstens legen die meisten Industriezweige, deren Betrieb von der Jahreszeit unabhängig ist, mit Recht großen Werth auf eine gewisse Stetigkeit in ihrer Production, weil sie nur so in der Lage sind, ihre Räumlichkeiten, Werkzeuge u. s. w. bis auf das Aeußerste auszunutzen. Ja, auch die Arbeitskraft des Unternehmers selbst verwerthet sich am besten, wenn der Umfang der Production keinen zu großen Schwankungen unterworfen ist. Wenn also ein Unternehmer bewogen werden sollte, seinen Betrieb im Sommer einzustellen oder einzuschränken, im Winter aber ihn wieder aufzunehmen oder auszudehnen, so müßten ihm hiersür schon ganz wesentliche Vortheile geboten werden. Wir wollen uns hüten, allzu optimistisch zu sein, aber wir halten es doch nicht für ganz ausgeschlossen, daß einzelne Industriezweige veranlaßt werden könnten, ihre Production mehr auf die Winterszeit zusammenzudrängen, wenn sie für die Nachtheile dieses Verfahrens dadurch entschädigt würden, daß sie in dieser Jahreszeit bedeutend geringere Löhne zu zahlen hätten. Aber da kommen wir nun zu dem zweiten Haken. Die Industrie kann in der Regel auch nicht den ersten besten Menschen von der Straße nehmen und an ihre Maschinen stellen. Und wenn sie das dennoch versucht, so geht ihr über der Ausbildungszeit des Mannes so viel verloren, daß der Vortheil des geringeren Lohnsatzes aufgewogen wird. Es ist also ein circulus vitiosus, den wir vor uns haben. Die Arbeiter sind im Winter verdienstlos, weil die Fabriken ihnen keine Arbeit geben, und die Fabriken können den Arbeitern keine Arbeit geben, weil diese in den vorhergehenden Wintern nicht in der Industrie gearbeitet haben, und somit das Geschäft nicht verstehen.

Daß es aber kein Unding ist, daß ein Mensch im Winter einer anderen Beschäftigung nachgehe als im Sommer, und daß das geschehen kann, wiewohl die im Winter getriebene Arbeit ebenso gut im Sommer fortgesetzt werden könnte, das sehen wir ja z. B. an kleinen Handwerkern, an Anstreichern, die im Winter Bürstenmacher sind u. s. w. Es darf also nicht vorweg behauptet werden, daß Aehnliches nicht auch im Großen möglich wäre. Denn wenn im großen Betriebe die Räumlichkeiten und Werkzeuge, die im Sommer unbenutzt bleiben sollen, eine größere Rolle spielen, so ist es hier auch wieder ein um so größerer Betrag, der bei vorwiegender Winterarbeit an Löhnen erspart werden kann.

Wie wäre aber wohl der Anfang zu machen? Könnte es vielleicht geschehen, indem man, statt aus öffentlichen Mitteln unnöthige oder noch nicht nöthige Arbeiten vorzunehmen, solchen Arbeitgebern, die gesonnen wären, ihre Betriebe in der Winterszeit auszudehnen, und die sich hierzu einen Stamm von speziellen Winterarbeitern heranbilden wollten, für solche Arbeiter Ausbildungssubventionen gewährte? Wir setzen voraus, daß das nur während einer beschränkten Zeitdauer fortzusetzen wäre, so lange nämlich, bis es Brauch würde, daß ein Arbeiter, der ein im Winter ruhendes Geschäft treibt, stets auch auf ein im Sommer ruhendes eingedrillt wäre. Man könnte dann die Subventionen fallen lassen ohne zu befürchten, daß die betreffenden Betriebe sich wieder mehr auf Sommerarbeit verlegen würden. Denn sie würden im Sommer gar nicht mehr die nöthige Zahl geschulter Arbeiter finden, um das Geschäft im gleichen Umfange fortzutreiben, wie im Winter.

Nun wird man sagen: die Winterarbeit soll also auf Kosten der ständigen Arbeit beschafft werden! In der That, so ist es. Was dem Winter gegeben wird, muß dem Sommer genommen werden. Wir haben ja schon im Eingange gesagt, daß es nicht möglich sei, die Arbeitsgelegenheiten künstlich zu mehren, sondern nur sie gleichmäßiger zu vertheilen, und daß für diejenigen, die bei einer richtigen Vertheilung der Arbeitsgelegenheiten dennoch wider Erwarten überschüssig bleiben sollten, kein anderer Rath ist, als sich von hinnen zu heben, oder sich mit dem zu begnügen, was eine vernünftige Armenpflege ihnen zu bieten vermag.

Moslimische Proselyten im Abendlande.

Von Professor Hermann Vambéry.

Es gibt doch ganz sonderbare Käuze in unserer abendländischen Welt! Daß der Islam, dessen Anhänger mit Ausnahme einer kleinen Fraction ihre politische Selbständigkeit eingebüßt und von dem auf der ganzen Linie siegreich vordringenden Geiste des 19. Jahrhunderts überwältigt und übervortheilt wird, in Europa Bewunderer, Verehrer und eifrige Anhänger finden könne, ist jedenfalls eine außerordentliche Erscheinung. Und dennoch ist dies der Fall. Seit einigen Jahrzehnten sind an den verschiedenen Punkten der abendländischen Christenwelt einzelne Männer aufgetaucht, die aus Ueberschwänglichkeit in Glaubenssachen, vielleicht auch aus anderen Gründen, durch Verherrlichung der Lehre Mohammed's sich bemerklich machten, ja noch mehr als Apostel des Islams in dem von Religionsindifferentismus durchdrungenen Europa sich hervorthaten. Inmitten unserer, von den mannigfaltigsten Ideen und Zielen bewegten Welt sind diese Leute zumeist unbemerkt geblieben, doch für mich, den ehemaligen Derwisch,

Digitized by Google

war ihre Existenz und Wirken von besonderem und leichtbegreiflichem Interesse. Es wäre auch Schade, diese Sonderlinge der Vergessenheit anheim fallen zu lassen und folgende Zeilen seien ihrem Andenken gewidmet.

Es war im Jahre 1858, als ich in der Person des Herrn Charles Mismer den ersten für die Lehren der arabischen Propheten begeisterten Europäer kennen lernte. Herr Mismer, ein geistreicher und gebildeter Franzose, der längere Zeit in Constantinopel gelebt, gehörte zu den beliebtesten Gästen im Hause des damaligen Großveziers Aali Pascha. Ohne der Landessprachen kundig zu sein glaubte er mittelst Verkehr mit den französisch redenden Effendis und Paschas in den Geist des religiösen, gesellschaftlichen und culturellen Lebens der Stambuler Gesellschaft eingedrungen zu sein und vom Bosporus aus die ganze Islamwelt kennen gelernt zu haben. Seine 1869 erschienene „Soirées de Constantinoples" sind eine ganz merkwürdige Apologie des Islams. Er will vor Allem den Beweis führen, daß Humanität und Moralität eigentlich nur im Islam anzutreffen seien und daß wir Europäer unter dem Banne des grauenvollen Materialismus schmachtend für das wahre geistige, erhabene und himmlische Trachten und Streben keinen Sinn und kein Verständniß hätten, auch nicht haben können. Unsere Wissenschaft sei eine Mißgeburt, eine erbärmliche Nachahmung der geistigen Errungenschaft des Islams, unsere Institutionen, unsere Gesetze und Lebensnormen seien verwerflich und unheilbringend für die Menschheit; mit einem Worte: die abendländische Welt werde nur dann glücklich sein und die höchsten Ideale erreichen, wenn wir von der hellstrahlenden Fahne des Islams uns leiten lassen. Herr Charles Mismer sagt es ganz offen heraus: „La constitution de la société musulmane doit servir de base à la constitution de la société moderne comme la science musulmane à servir de base à la science moderne." Angesichts solcher Anschauungen ist es ganz natürlich, daß Herr Mismer für das bekehrende Schwert des Islams, für den Despotismus der asiatischen Regierungen, für die Polygamie und die vielen anderen Uebelstände der moslimischen Gesellschaft Entschuldigungen findet. Sein Buch war seiner Zeit eine beliebte Lectüre am Bosporus, aber dessen Folgen waren eben so schädlich für den Fortschritt auf der Bahn der modernen Bildung, als wenn Jemand dem Christenthum beweisen wollte, daß das Abendland seine geistige Superiorität über die übrige Menschheit der Bibel und dem Evangelium verdanke.

Nach dem Franzosen lernte ich auch einen Engländer in der Person des Lord S. kennen, der, in England the mohammedan S. genannt, so wie der Franzose, ohne zum Islam formell übergetreten zu sein, zu den eifrigsten Verfechtern der mohammedanischen Religion gehörte. Lord S. suchte überall Gelegenheit, die Vorzüge und Herrlichkeit des Islams dem Christenthum gegenüber im Relief zu bringen. Er war ein leibhaftiges Ungeheuer in den Augen der anglikanischen Frommen, und unvergeßlich ist mir sein Tête à tête mit dem seines Fanatismus halber berühmten Bischof von Oxford gelegentlich einer Lunchpartie im Hause des geistreichen Lord Houghtons. Die Blitzstrahlen, welche aus den Augen des excentrischen Lords gegen den seine Wuth in christlicher Demuth unterdrückenden Kirchenfürsten über die Tafel hinüber zuckten, boten ein interessantes Schauspiel. Lord S. klagte die Highchurch der ärgsten Unduldsamkeit an, ja er interpellirte sogar im Parlament: warum man ihm nicht gestatte, in London eine Moschee zu bauen, doch dies Alles fiel in England Niemand auf, ja man reizte ihn sogar zu erneuerten Angriffen, denn trotz all der überspannten und im Grunde nur selten echtfarbigen Religionssitten fällt die Excentricität doch Niemand auf. Als ich einmal im Gedränge mit einem Freunde dem eben zum Abfahren bereiten Eisenbahnzuge zueilte, trat eine elegant gekleidete Dame mit einem großen Pack Tractätchen an uns heran und war eifrig bemüht, uns einen Zettel mit der Aufschrift: „Save your Soul" zu überreichen. Mein Freund war ziemlich aufgebracht, und als er der Dame zurief: „Entschuldigen Sie, ich bin kein Christ, sondern Krokodilanbeter," schien letztere nicht im Mindesten frappirt und trachtete ihr Tractätchen an den nächststehenden Mann zu bringen. Lord S. hatte eine Zeit lang eine ganze moslimische Gemeinde um sich versammelt, doch für die Lehren, die er während eines mehrjährigen Aufenthaltes im Hause Ahmed Wefik Paschas sich angeeignet, hatte er an der Themse keine Anhänger gefunden, am allerwenigsten in den höheren Kreisen, in denen er sich bewegte.

Der moslimische Proselytismus in Europa und in Amerika hat ganz allerneuestens wieder angefangen, Sprossen zu treiben, und dies vorzüglicher Weise in der Religionsspeculationen leicht hinneigenden arischen Welt. Herr Schumann, ein Hannoveraner, seines Zeichens nach ein Schriftsteller, ist vor fünf Jahren von moslimisch proselytischen Anwandlungen heimgesucht worden und hat an den Scheich-ul-Islam Essad Efendi in Constantinopel ein Schreiben gerichtet, in welchem er um Aufnahme in den Verband des moslimischen Glaubens nachsucht. Was vor hundert Jahren noch kaum denkbar gewesen, nämlich daß ein Scheich-ul Islam mit einem Ungläubigen sich in Correspondenz einließe, das ist nun geschehen, denn Seine Heiligkeit schrieb persönlich einen Brief an Herrn Schumann, datirt vom 23. Schewwal 1305, in welchem er ihm zu seinem Vorhaben gratulirt und zu gleicher Zeit über das Grundwesen des Islam Aufklärungen gibt. Daß da alles in rosigen Farben geschildert und die Lehre Mohammed's als der Ausbund aller Vortrefflichkeiten dargestellt wird, versteht sich von selbst. Gewisse unbestreitbare Vorzüge des Islams über das Christenthum werden besonders hervorgehoben und dabei aber auch gewisse Schattenseiten in einer Weise beschönigt, die dem Abendländer doch nur schwer einleuchten kann. So wird die Polygamie als eine von Allah autorisirte Verwerthung der Urkraft bezeichnet und jedenfalls für ein Präservativmittel gegen die scheußliche Sünde der Unzucht erklärt. Der Hirtenbrief befaßt sich besonders viel mit den Ehegesetzen, und als Gegenbeweis der im Islam für erleichtert gehaltenen Ehescheidung wird der Koransatz: „Heirathet und scheidet nicht, denn bei einer Ehescheidung erzittert das Himmelsgewölbe!" angeführt. Ob diese Lehren den Landsmann von Büchner und David Strauß selig gemacht, ist mir nicht bekannt, doch scheint das Beispiel des biederen Hannoveraners nicht besonders gewirkt zu haben, denn die Lehren des semitischen Propheten haben in Deutschland wenig Hoffnung auf Erfolg.

Für extravagante Religionsschwärmereien ist und bleibt die anglosächsische Welt das ergiebigste Terrain. Was Engländer und Amerikaner auf diesem Gebiete zu leisten vermögen, das grenzt an's Unglaubliche. Kein Gedanke ist zu wild und zu ungeheuerlich, um hier nicht Befolger zu finden, und wer den Aufmarsch eines Bataillons oder einer Compagnie der Heilsarmee gesehen, wie diese mit Trommeln, Cymbaln, Castagnetten, Pfeifen und Trompeten gleich den Besessenen umherspringen und mit den Furien in Extasen wetteifern, der wird wohl begreifen, daß Engländer und Amerikaner in religiöser Geistesverirrung den Wilden von Terra di Fuego und vom Innern Afrikas nicht nachstehen. Nun, in diesen Ländern hat der moslimische Proselytismus sich neuestens in einer Weise geoffenbart, die ganz merkwürdig ist. In Liverpool hat ein Herr Quilliam eine aus mehreren hundert Personen bestehende moslimische Gemeinde gebildet, die, ihrer Geburt nach zumeist Engländer, ihr Seelenheil in der Lehre des arabischen Propheten suchen und mit geringen Adaptirungen den Islam auf britischen Boden verpflanzen wollen. Ahmed Brown, Omar Whitley Suleiman Macgregor und Emina Spencer, Chadidscha Bell und wie sie sonst heißen, besuchen regelrecht ihre Moschee, wenn vom Balkon des improvisirten Gotteshauses das Ezan in englischer Sprache verkündet wird; sie verrichten gewissenhaft ihre frommen Waschungen, sie enthalten sich des Genusses von Wein und Schwein, sie beten in der Richtung nach Mekka und schließen ihre Ehen nach mohammedanischem Ritus. Ja noch mehr, sie haben für ihre Mollas eine gewisse Tracht erfunden, sie sind, wie ich aus indischen, persischen und türkischen Zeitungen ersehe, mit ihren Glaubensgenossen im fernen und nahen Osten in Berührung getreten, und begeisterte Mohammedaner aus verschiedenen Theilen der Islamwelt haben propria sponte sich nach Liver-

Digitized by Google

pool begeben, um den fränkischen Glaubensgenossen bei Begründung des Islam mit Rath und That beizustehen. Wie weit nun der mohammedanisch-apostolische Eifer des Herrn Quilliam zur Islamisirung Englands beitragen wird, darüber läßt sich vor der Hand schwer ein Urtheil fällen. Ein außergewöhnlicher Erfolg ist keineswegs zu erwarten, denn selbst die bestehende Kirche hat einen harten Kampf mit den Lehren eines Huxley, Frederic Harrison und Herbert Spencer zu bestehen und dem Islam lächelt um so weniger eine rosige Zukunft entgegen. Doch in Religionssachen scheint dem Menschen angelsächsischer Abkunft das nüchterne, vorurtheilslose Denken abzugehen. Diese in ihrer individuellen Selbständigkeit meist entfalteten, in politischer Freiheit am weitesten fortgeschrittene und auch in cultureller Beziehung an der Spitze stehenden Repräsentanten des 19. Jahrhunderts sind theologischen Speculationen mehr zugethan als die verstocktesten Gläubiger in Mohammed, Buddha und Wischnu.

Während wir die moslimischen Neophyten von Liverpool anstaunen oder gar belächeln, tritt in der entgegengesetzten Seite der Welt Herr A. R. Webb, ein Amerikaner von Geburt und General-Consul der Vereinigten Staaten von Manilla, hervor und bekennt nicht nur seine vollständige Bekehrung zum Islam, sondern gibt auch die Absicht kund, als Missionär dieses Glaubens in der Neuen Welt wirken und die Yankees den Lehren des Korans zuführen zu wollen. Herr Webb, der eine streng orthodox presbyterische Erziehung genossen, ist ein klassisch und modern gebildeter Mann. Gelegentlich eines Vortrages, den er in Bombay im November 1892 vor einer aus indischen Mohammedanern bestehenden Gesellschaft gehalten, erzählt er ganz umständlich, wie er als frommer und guter Knabe in der Sonntagsschule seiner Geburtsstadt den langweiligen und dunklen Vorträgen des presbyterischen Geistlichen beigewohnt und schließlich lieber in die freie Natur gegangen, um Gott selbst im rauschenden Bache, im Zwitschern der Vögel und in der Farbenpracht der Blumen reden zu hören. Zwanzig Jahre alt stürzte er sich, unbefriedigt vom Christenthum, in den krassen Materialismus. Jahre lang in einer Bibliothek vergraben, hatte er in den Lehren von Mill, Locke, Kant, Hegel, Fichte, Huxley und Anderen keine Lösung des großen Räthsels zu finden vermocht, und nur in dem von Mohammed verkündeten Systeme entdeckte er das wahre Seelenheil und das reine, unverfälschte Licht der Gotteserkenntniß. Der begeisterte Yankee erzählt nicht nur die Geschichte seiner eigenen Bekehrung, sondern er unterrichtet zugleich seine neue Glaubensgenossen; er ruft mit Begeisterung aus: „Du irregeleiteter Christ, du meinst, im Islam wäre keine Philosophie. Ja, der Islam ist eine Philosophie und zugleich eine Religion, und dabei noch die reinste, vollkommenste und heiligste Philosophie!“ Sein Vortrag ist nicht nur eine Rede, eine Predigt, sondern auch eine allerdings mehr eifrige, als rationelle Controverse gegen die Lehre Christi und selbstverständlich eine Glorificirung des Islam. Auf die Einwendung eines Parsis, daß der Fortschritt des 19. Jahrhunderts doch dem Christenthum zu verdanken sei, antwortete Herr Webb mittelst Hinweisung auf die Bergpredigt und stellt den Satz auf, daß unsere moderne Civilisation, unvereinbar mit den Lehren des Christenthums, nur der Ausfluß von Ambition und Eigenliebe, eigentlich im achten Jahrhundert unter den Moslimen Spaniens entstanden sei. Auch die oft gerügte Sitte der Polygamie nimmt der Landsmann des Propheten von Utah in Schutz, und zwar vom Standpunkte der Moralität, denn die schauerlichen Laster und Verbrechen der europäischen Großstädte würden sofort schwinden, wenn es dem Manne gestattet wäre, mehrere Lebensgefährten zu nehmen. „Nehmet die europäischen Zeitungen zur Hand,“ ruft Herr Webb seinen asiatischen Zuhörern zu, „und leset einmal den Bericht über Ehescheidungen, gesellschaftliche Skandale und eheliches Elend, der einen mit Ekel und Widerwillen erfüllt, und dann sagt mir doch: ob die sogenannten christlichen Gesetze und christlichen Sitten gute Dinge seien. Wo ist das Heilmittel von all dem, wenn nicht in den mohammedanischen Gesetzen und Prinzipien des Islam?!“

In diesem Tone hat der amerikanische Apostel über zwei Stunden lang gesprochen, und daß seine Hörer erbaut und von seiner Begeisterung ganz durchdrungen waren, das ist am besten durch die bedeutenden Summen bewiesen, welche dieser Mann behufs Gründung einer moslimischen Mission für Amerika unter den Muhammedanern Hindostans gesammelt, und da er freiwillig auf seine Stellung als General-Consul verzichtete, um seinem apostolischen Wirken jenseits des Atlantischen Oceans ungestörter nachgehen zu können, so werden wir wahrscheinlich von dem wunderbaren Manne noch des Oefteren zu hören bekommen. Ob das Wirken des letztgenanten und der übrigen excentrischen Religionsmänner im Abendlande von Erfolg sein wird, das ist wohl sehr zweifelhaft, denn erstens ist die Zeit der Religionsspeculationen im Westen schon längst vorüber. Im harten Lebenskampfe ist der Abendländer des 19. Jahrhunderts von den materialistischen Tendenzen des Zeitgeistes so fest umschlungen worden, daß ihm nur wenig Lust und Muße übrig bleibt, mit überirdischen Dingen sich zu befassen, und angesichts des zunehmenden Indifferentismus für die seit altersher bestehenden Religionen ist das Interesse für neue Religionen eo ipso ausgeschlossen. Am wenigsten ist aber an die Propagation des Islams zu denken; eines Glaubens, der in so mancher Beziehung mit dem Christenthum den Vergleich aushält, aber im Grunde genommen als ein rein asiatisches Geistesproduct in erster Linie den Naturbedingungen und Geistesanlagen der asiatischen Menschen angepaßt, mit unseren auf der klassischen Bildung von Rom und Hellas beruhenden Culturbestrebungen doch stets in Collision gerathen muß. Der Islam ist kein Hemmschuh für Bildung und Aufklärung, wie das bisweilen behauptet wird, er enthält auch nicht das Gift für das staatliche und gesellschaftliche Wohlergehen der Menschheit, wie seine Verleumder uns einreden wollen. Aber als Religion, als positiver Glaube bildet er einen stählernen Wall gegen den Lauf der Gedankenfreiheit; einen Wall, den man nicht so leicht wieder niederreißen kann, als dies in Europa im Zeitalter der Renaissance beim Erwachen des Kampfes zwischen Glauben und Wissen geschah. Eben deshalb dünkt mir der moslimische Proselyteneifer der überspannten abendländischen Anwälte der Lehre Mohammeds als verhängnißvoll für den culturellen Fortschritt im Morgenlande. Die durch die Uebermacht des Westens in ihrer Eigenliebe verletzten Araber, Türken, Perser und Hindostaner berufen sich ohnehin fortwährend auf die Vorzüge ihrer Religion über das Christenthum, sie pochen stets auf die geistigen Errungenschaften der Blütheepoche des Islams, und je mehr sie in diesen Ansichten gekräftigt werden, desto schwerer werden sie zur Ueberzeugung gebracht werden können, daß Glauben und Wissen streng von einander geschiedene Begriffe seien und daß die geistige Ueberlegenheit Europas über die Gesammtwelt nicht mit, sondern trotz dem Christenthume zu Stande gekommen. Die Moslimen Asiens sollten von den Lobhudeleien und Verherrlichungen der abendländischen Bewunderer ihres Glaubens sich nicht irre leiten lassen, denn so wie bei uns Bibel und Wissenschaft schon längst in zwei ganz getrennte Fächer getheilt sind, ebenso müssen sie auch diesbezüglich des Korans thun. So weit die Erfahrung uns lehrt, ist in neuerer Zeit eine solche Richtung in den moslimischen Ländern Asiens glücklicherweise schon angebahnt, die Leiter eines gesunden Fortschrittes bekunden hier eine viel geschicktere Hand, als dies seiner Zeit bei uns in Europa der Fall gewesen, und so wie von uns, so wird auch von ihnen das Treiben der europäischen Apostel des Islam für ein harmloses Werk überspannter Geister gehalten.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Ein norwegisch-amerikanischer Sittenschilderer.

(Kristofer Janson.)

Von Ernst Brausewetter.

Amerika besitzt in Kristofer Janson einen hochbedeutenden Schilderer der Culturzustände in den norwegischen Gemeinden der Union. In seinen sämmtlichen amerikanischen Novellen und Romanen tritt er als Polemiker von großer Leidenschaftlichkeit auf, aber zugleich erwirkt der Dichter in ihm eine gerechte und farbenreiche Darstellung der gegnerischen Elemente, sodaß wir meist das Bild voller Lebenswirklichkeit erhalten. Drei Punkte sind es, welche den ideellen Untergrund fast all' seiner Erzählungen bilden, und der qualvolle Ruf nach Freiheit tönt bald als Kampfschrei, bald als Sterberöcheln aus ihnen heraus: „Freiheit für den Glauben, Freiheit für die individuelle Entwickelung, Freiheit des Weibes!"

Janson hat sich gefragt, wo die Haupt- und Grundursache für die heutige Unfreiheit der Menschen, für die geistige und körperliche Sklaverei des größten Theiles derselben herstammt, und er glaubt zu dem furchtbaren Resultat gekommen zu sein — von der christlichen Kirche. Die Lehre Christi, dieses Freiheitsapostels, dessen Mission es sein sollte, die Menschheit von Buchstabengläubigkeit und eitler Wortklauberei zu befreien, der durch sein Beispiel die Berechtigung der freien Forschung und Deutung anzeigte, der eine Religion des Herzens und der That begründen wollte, dessen Lehre wird benutzt zur schändlichsten geistigen Unterdrückung, zum Hemmschuh des Culturfortschrittes, zur Erstickung der Lebensfreude. Und zwar sind es diejenigen, welche sich seine treuesten Diener nennen, welche die Verkünder seiner Lehre sein wollen, die Geistlichen, die ein solches Verbrechen an der Menschheit und „ihrem Herrn" begehen. „An allem Unglück dieser Welt sind nur die Pfaffen schuld", könnte man als Motto auf alle diese Arbeiten Janson's setzen. Zwar meint Janson nur die Geistlichen der amerikanisch-norwegischen Gemeinden, weil seine Arbeiten auf diesem Boden spielen, aber wenn er näher in Betracht zöge, was anderwärts vor sich geht, würde er kaum anstehen, dieser seiner Auffassung eine erweiterte Form zu geben.

Christi Lehre, die Religion der Liebe, wird durch ihre geweihten Diener zu einer Religion des Hasses, der Verfolgung. Bald sind es tieftragische Ereignisse, der Untergang eines edlen und braven Charakters, die Vernichtung von Familienglück, die Zerstörung des Glaubensbedürfnisses der Menschen, welche aus dieser priesterlichen Unduldsamkeit und Herrschsucht hervorsprießen, bald erscheint sie im köstlichsten Gewande der Satire in ihrer ganzen Lächerlichkeit.

Da ist ein Mann, der seine volle, seelische Befriedigung durch Abhaltung von Erbauungsstunden findet. Seine guten, moralischen Lehren und das hübsche Beispiel seines Familienlebens üben auf die Umgebung den besten Einfluß aus. Aber der Geistliche kommt und erklärt, was dieser Mann lehre sei Satanswerk, nicht die einzig echte und reine Lehre, er macht die Fortsetzung seines Wirkens unmöglich, er wirft Zwiespalt in die Familie, indem er die Frau gegen den Mann aufhetzt, und verfolgt den Unglücklichen, bis er, all' seines Rückhaltes beraubt, im Trunke Trost sucht und so schließlich mit der Erkenntniß zu Grunde geht, daß das Volk zwei Hauptfeinde habe: die Pfaffen und die Flasche! („Folkets Fiender" in „Praeriens Saga".)

In einer anderen Erzählung („En Buggy-Praest") zeigt er, wie ein frommer Mann, eine glaubensbedürftige Seele, durch die Herrschsucht des Priesters, der die Forderung der norwegischen Synode auf private Beichte vor der Communion mit allen Gewaltmitteln einführen will und dabei bei diesem immerhin etwas aufgeklärten Mann auf Widerspruch stößt, ferngehalten wird von Kirche und Gottesdienst, die ihm ein solches seelisches Bedürfniß sind, daß der Mann schwer erkrankt. Und als er angesichts des herannahenden Todes aus Angst weich wird und zu Allem bereit ist, nur um des Gnadenmahles theilhaftig zu werden, selbst da peinigt ihn der Geistliche so lange mit Wortklaubereien, daß der Unglückliche ohne Befriedigung seines tiefen Seelenbedürfnisses, den Kelch vor Augen, aus dem Leben scheiden muß.

Dafür aber tönt in „En Bygdekonge" („Ein Dorfkönig") ein grelles Hohngelächter der Satire über den Formelfanatismus dieser Diener Christi empor, wenn geschildert wird, wie die Priester zweier verschiedener Gemeinden sich in die Haare kriegen und zum Jubel des „Dorfkönigs" sich gegenseitig todt zu dociren suchen.

Diese Herrschsucht und dieser Fanatismus der norwegischen Geistlichkeit hat es denn auch richtig im Laufe der Zeiten erreicht oder sucht es zu erreichen, daß die ganze geistige Ausbildung des Volkes ihre Unterlage in Katechismus und Bibel habe, sie hat es erreicht, daß alle weltliche Literatur für einen Greuel gilt, daß Kunst, Dichtung, mit einem Worte Schönheit, diesen Menschen fremde Begriffe sind. Das Leben wird zu einem Jammerthal, in dem Jeder nicht nur seine ihm zuertheilte Last tragen, sondern dieselbe noch möglichst schwer machen muß, indem er alle seine Wünsche unterdrückt und sich möglichst bemüht, die naturgemäße, freie Entwickelung seines Selbst zu hemmen. Das Alles in Hoffnung auf ein seliges Leben im Jenseits. Aber vielleicht fühlte die Geistlichkeit, daß auch diese Hoffnung noch den Menschen zu viel Selbständigkeit geben könnte, und so hat sie aus der Lehre von der Hölle einen wahren Cultus gemacht, so hat sie diesen Unglücklichen den letzten Rest einer Neigung zum freien Denken durch die Furcht ausgetrieben, daß ihrer auch im Jenseits nur Höllenstrafen harren.

So verkommt das Volk in Unfreiheit, Furcht, Unbildung und Freudlosigkeit. Alle edlen Triebe schlummern ein, und die Menschen werden zu Psalmenverse herleiernden Maschinen. Alle angeborenen schönen Gefühle ersterben, und der Haß erfüllt die Seelen. Schon die Kinder, die nach solchen Prinzipien erzogen werden, lernen ihre Eltern, ihre Lehrer, die Kirche, die Schule, kurz Alles, was ihnen lieb und werth sein sollte, in Folge der Unterdrückung ihres Emancipationstriebes — hassen. („Sara".)

Der frei in der Natur heranwachsende einzelne Mensch dagegen ist gut, edel und opferfreudig, und wenn man ihm mit solchen verbildenden Prinzipien kommen will, so lehnt sich seine gesunde Natur dagegen auf. („Wildrose".)

Und weil die christliche Kirche sich auf Jahrtausende alte Schriften stützt und jedes Wort in denselben als buchstäbliche Inspiration Gottes anerkannt wissen will, darum hält sie auch an der Unterdrückung des Weibes fest und wird somit die Ursache derselben. „Das Weib soll dem Manne unterthänig sein", diese Anschauung barbarischer orientalischer Völker soll maßgebend sein für unsere sonst weit vorgeschrittene Zeit und findet in den Dienern Christi ihre kräftigste Unterstützung.

So zeigt Janson, wie die Frau in diesen norwegischen Familien nicht denken darf, wie sie zum Dienstmädchen, zum Sklaven, ja zum Vieh erniedrigt wird. Sie muß sich sogar schlagen und mißhandeln lassen, denn wo fände sie Hülfe gegen den Mann als den Stärkeren. Die anderen Frauen leiden es selbst, die Männer halten es mit einander und der Geistliche macht sie nur darauf aufmerksam, daß sie dem Manne am Altar Demuth und Gehorsam gelobt habe. Fühlt sich doch ein solcher Geistlicher sogar berufen, eine Frau, welche die Mißhandlungen nicht mehr ertragen kann und daher das Haus des Mannes verläßt, mit Gewalt in dasselbe zurück zu bringen, so daß die Unglückliche schließlich in den Fluthen Erlösung sucht. („Kvinden skal vaere Manden underdanig", in „Praeriens Saga".) Eine andere wird nur als Arbeitsthier betrachtet, welchem der Herr der Schöpfung alle Arbeit aufbürdet, um selbst faullenzen zu können. („Et Arbeitsdyr".)

Und schlimmer noch als die körperliche Unterdrückung ist die geistige. Der Mann betrachtet die Frau als ein inferiores Wesen, mit dem er über seine geistigen Interessen nicht sprechen kann, oder höchstens gestattet er ihr ohne Widerspruch, den erhabenen Offenbarungen seines Verstandes zu lauschen, still-

Digitized by Google

schweigend seine Ansichten als die einzig richtigen hinzunehmen. („Sara", „Et Arbeidsdyr" und „En Buggy-Praest".)

Und auch in sittlicher Beziehung zeigt sich diese barbarische orientalische Anschauung vom Weibe. Obwohl der Mormonismus mit leidenschaftlicher Heuchelei verfolgt wird, herrscht thatsächlich doch die Vielweiberei. Dieselben Männer, die an Entrüstungsversammlungen gegen die Mormonen theilnehmen, unterhalten drei, vier bis fünf Maitressen neben ihrer Gattin. Sie, die sich die moralischen und sittlichen Stützen der Gesellschaft nennen dürfen, die Vornehmen und Reichen, sie betrachten jedes arme Mädchen als eine willkommene Beute für ihre Lüste. Sie würdigen die Weiber zu Thieren herab, um sich dann, wenn sie Niemand von ihresgleichen sieht, mit Wollust in diesem Schmutz herumwälzen zu können. („Sara".) Und diesen Mädchen gegenüber ist ihr Wort und ihr Eid wie leerer Schaum, ungestraft dürfen sie sie verführen, ungestraft ihnen den Makel der Schande anheften. („Hinter der Gardine".) Denn die Gerechtigkeit, die Staatsgewalt, die Kirche, Alles steht auf Seiten der Reichen, für die Armen ist nichts da. („So lange man Geld hat, gilt Wahrheit und Gerechtigkeit nichts." „Hinter der Gardine".)

Und damit kommt der dritte Punkt in dem Sündenregister der christlichen Geistlichen bei Janson, der die schwerste und furchtbarste Anklage in den Worten erhebt:

„Nun hat die Kirche fast 2000 Jahre bestanden und welchen Gewinn hat sie den Armen gebracht? Sie hat sich den Geldmenschen und Unterdrückern angeschlossen, um uns zu unterdrücken. Sie hat uns mit Verheißungen des Himmelreichs chloroformirt. Könnt Ihr mir sagen, wann die Kirche für die Kleinen und Unterdrückten eingetreten ist? Sie haben den Himmel gepredigt und die Erde für uns zur Hölle gemacht!" („Sara".)

Ja die Kirche, deren Sache es sein sollte, auf Seite der Armen und Schwachen zu stehen, habe es zugelassen, daß dieselben nun seit Jahrtausenden ein Sklavenleben führen. Sie habe nichts gethan, um zu verhindern, daß Millionen und abermals Millionen seufzend unter schwerer Arbeit zu Grunde gehen, daß sie niemals dahin kommen, ihre geistigen und seelischen Fähigkeiten entfalten und entwickeln zu können, daß all' die Schönheiten der Natur, all' die Herrlichkeiten, welche der Menschengeist geschaffen, für sie nicht da seien.

Diese Ausschließung von den Herrlichkeiten dieser Erde ist dann die Ursache geworden, daß es in den unteren Volksschichten gährt und brodelt, wie in einem Hexenkessel. Diese Noth, dieser Jammer, dieser Schmutz, unter dem sie sich dahinschleppen, er hat die Gemüther zwar abgestumpft, aber auch den Samen des Rachegefühls in sie hineingelegt, der dort nun lagert und nur des Sonnenblickes harrt, um keimkräftig emporzuschießen und diese „christliche Gesellschaft" zu erdrücken. („Sara" und „Hinter der Gardine.")

Aber Kristofer Janson ist nicht nur negativ, sondern er bietet in diesen Werken auch ein positives Programm, er will nicht nur zeigen, wohin es führt, wenn veraltete und mißverstandene Lehren zum geistigen Grunde und Mittelpunkt des Lebens eines Volkes gemacht werden und eine Menschenklasse einen herrschenden Einfluß auf die geistige und sittliche Entwickelung ausüben darf, die von Herrschsucht, Egoismus, Engherzigkeit und Geistesarmuth befangen ist; er will auch seine Menschheitsideale verkörpern, er will zeigen, wie die Menschen zum Glücke, zur Freiheit geführt werden könnten.

An die Stelle des kalten Dogmen- und Buchstabenglaubens müsse der wahre Herzensglaube, statt der Furcht vor der Strafe im Diesseits und Jenseits, die Liebe in die Herzen einziehen.

Janson verficht ein werkthätiges Christenthum. Gott ist nach ihm die Güte und Liebe, darum müssen auch die Menschen, die an ihn glauben, gut sein und die Liebe zu ihrem Lebensinhalte machen. Dann wird das Streiten um Worte und Dogmen aufhören und jeder nach seiner Façon selig werden können. Die Liebe zum einzigen Religionsdogma erhoben, macht all' das Abquälen mit alten abgethanen Schriften überflüssig, sie befreit die Menschheit also von einem Wust, den sie jetzt mühsam mit sich herumschleppt, sie weist jedem den Weg, sich frei nach seiner Eigenart zu entwickeln, ja sie wird veranlassen, daß jeder dem Andern dazu behülflich ist, denn nur so können die Menschen glücklich werden. („Sara.") Freiheit und individuelle Entwickelung wird aber auch insofern durch die Liebe geschaffen, als durch den Einzug der Anschauung in die Herzen der Menschen, daß alle Brüder und Schwestern seien, alle materielle Noth, alles Unrecht ein Ende hat. Die Kirche, die Schule, die Familie, Alles muß sich daher die Hand reichen, um diese Religion zu predigen, sie der Kindheit einzuimpfen und sie so allmählich zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Und ein jeder, der zu dieser hohen, befreienden Anschauung gekommen ist, muß gleichsam ein Prediger seiner Lehre werden, nicht mit Worten, sondern mit der That. („Ein Arbeitsthier.") Und die Frau muß in diesem schönen Kampfe an der Seite des Mannes stehen als seine treue Helferin und Förderin. Um dies aber zu können, muß sie von ihm als gleichberechtigt betrachtet werden, muß auch ihr das Recht der freien individuellen Entwickelung eingeräumt werden und sie eine geistige Erziehung und Ausbildung genießen, die sie zur würdigen Gefährtin des Mannes macht. („Sara.")

Ist die Menschheit auf eine so hohe Stufe der Vollkommenheit geführt, daß alle Wesen gleichberechtigt sind und auch die gleiche Fähigkeit haben, die Herrlichkeiten der Welt zu genießen, dann erst werden die Künste ihre erhabene Mission voll erfüllen können, dann, wenn ihr Genuß nicht das Vorrecht einiger weniger Glücklicher, sondern das gemeinsame Gut Aller ist, dann ist des Lebens Glück begründet, denn „des Lebens Glück beruht in der Schönheit." („Sara".)

Leider werden sich auf dieses Zukunftsprogramm Janson's, das einen Ausblick gewährt, wie auf eine in Sonnenschein und im Blumenflor prangende Wiese, im Gegensatz zu seiner Darstellung der bestehenden Zustände die schönen Worte anwenden lassen, die der Verfasser seiner Sara in den Mund gelegt hat: „dieses ist eine Wirklichkeit, die Traum sein sollte, jenes ein Traum, der Wirklichkeit sein sollte."

Janson, der in allen diesen Arbeiten ein Thesendichter ist, versteht es sehr gut, dieselben in eine meist schnell dahinfließende, nicht selten sogar handlungsreiche Erzählung einzukleiden. Es ist nicht der Verfasser, der dieses oder jenes predigt, sondern es sind aus dem Leben herausgegriffene Gestalten, die theils durch ihr Schicksal, theils auch durch ihre Worte, die dann aber der wohlmotivirte Ausfluß ihrer Individualität sind, für diesen oder jenen Satz den Beweis liefern. Nur sehr selten durch eine gelegentliche kleine Zwischenbemerkung, die wie ein das Ganze in grelles Licht setzender Strahl plötzlich hernieder-fährt, deutet der Verfasser seine eigene Meinung an, wenn sie im schroffen Gegensatze zu dem steht, was seine Gestalten als Consequenz ihres Seins lehren müssen.

Diese wirklichkeitsgetreue Darstellung zeigt sich namentlich auch darin, daß bei ihm selbst die Geistlichen, die ja durchweg die Träger des Gegenspiels sind — dieser der Tragödientechnik entlehnte Ausdruck wird am besten wiedergeben, was ich bezeichnen will —, als in sich völlig berechtigte, sogar von einem gewissen Idealismus getragene Charaktere erscheinen. Faßt nirgends sinken sie zu böswilligen Intriganten oder Heuchlern herab, sondern sie handeln bei ihm aus vollster Seelenüberzeugung von der alleinigen Richtigkeit und Nützlichkeit ihres Strebens. Sie werden somit oft geradezu zu tragischen Gestalten, so der Geistliche Abraham Jensen in „Sara", der durch seine geistlose Verständnißlosigkeit für das Wesen seiner Frau und seinen engherzigen Egoismus dieselbe von sich getrieben hat. Es wirkt geradezu tief rührend, wenn er sterbend aus einer langen tiefen Ohnmacht erwacht und Sara an seinem Bette sitzen sieht und dann flüstert: „Sara, denke Dir, ich träumte so häßlich, daß Du mich verlassen hättest."

Und selbst dort, wo das Licht greller Satire auf eine solche Gestalt fällt, wie in „En Buggy-Praest" („Ein Dorfpfarrer"), wenn derselbe im Frostnebel auf der Prärie erfriert, während er eine Abhandlung darüber skizzirt, „ob der Mantel, welcher sich von Elias zu Elisa vom Himmel herabsenkte, aus Kameelhaar oder aus Ziegenhaar war", und während seine

Digitized by Google

Gattin daheimsitzt, mit einem Briefe beschäftigt, in welchem sie ihm erklärt, „daß sie seinen Glauben nicht mehr theilt, daß sie Freidenkerin ist", selbst dort fühlen wir uns einer wirklichen Persönlichkeit gegenüber, die auf Grund ihrer Erziehung, Anschauungen, kurz alles dessen, was man Milieu zu nennen pflegt, nicht anders denken und handeln kann.

Janson's Lieblingsgestalten aber sind die starken, freien Individualitäten, die Naturkinder, an deren gesundem Sinn alle falschen Theorien, wie an einem stahlharten Panzer abprallen und die sich selbst mit kühnem Muthe trotz aller Hindernisse, trotz Noth und Anfeindung den Weg zur Freiheit bahnen.

Ein Siegfriedglanz geht von seiner „Wildrose", seinem „Waldmann" in „En Buggy-Praest", seinem Peter und seiner Sara in dem letzten großen Roman aus, ja selbst dort, wo es sich um ungebildete, geistig tiefstehende Wesen handelt, wie bei Guri in „Et Arbeidsdyr", die aber ein gesundes, seelenstarkes Naturkind ist, welches das Herz auf dem rechten Fleck hat, selbst da umgibt sie ein eigenartiger Glanz, ein Frühlingshauch strömt von ihnen aus.

Und neben diesen Kindern der Zukunft sind es die durch eine ernste Schule des Lebens zu einer reifen Weltanschauung und der allgemeinen Menschenliebe gelangten Männer und Frauen, wie Mr. Brown und Mrs. King in „Sara", der „Fremde", in „Ein Arbeitsthier", die Schulräthin in „Das Weib soll dem Manne unterthänig sein", Herr und Frau Walther in „Hinter der Gardine", die gleichsam im warmen Schimmer der goldigen Abendsonne vor uns dastehen.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß alles das, was in den kleineren Erzählungen als Einzelthema behandelt ist, in dem Roman „Sara" zu einem einzigen großen Culturbilde zusammengefaßt wurde. Hier haben wir den Einfluß jener versumpfenden Weltanschauung auf die Jugend, auf die Erziehung, auf die Schule. Hier lernen wir die trostlose Selbstabtödtung, die Verzichtleistung auf alle Lebensfreude in ihrer ganzen Schädlichkeit kennen. Hier gellt uns der Hülfeschrei der getretenen, von aller Schönheit abgesperrten Menge entgegen, hier sehen wir Noth und Elend in den flammendsten Farben, hier erklingt der Racheschrei in seiner ganzen drohenden Furchtbarkeit. Hier sehen wir die Herabwürdigung des Weibes in der Ehe, seine Niedertretung in den Schmutz der Sittenlosigkeit. Hier aber treten uns auch die starken Individualitäten, die sich durchringen durch Jammer, Unterdrückung und Noth, die abgeklärten, von allgemeiner Menschenliebe erfüllten Charaktere entgegen. Hier ertönt der Jubelgesang der Freiheit, hier wird uns der Ausblick auf das herrliche Zukunftsgemälde in Glück und Schönheit eröffnet.

Julien Gordon.

Von L. H. Mann.

In der an modernen Ideen und zeitgemäßer Technik armen heutigen Literatur englischer Sprache sind die Kundgebungen der Frau Humphry Ward nicht unbemerkt geblieben, und thatsächlich mag sich der Geschmack ihrer Productionen als ein frischerer von dem der übrigen merklich abheben. Indeß werden für einen der continentalen Literatur Gewohnten ihre zweifelhaften Bemühungen, durch platte Schilderungen zumal aus niederen Lebenssphären dem sogenannten „Realismus" sein Recht zu verschaffen, keine Prätension, besonders vorgeschritten zu sein, rechtfertigen. Es ist im Uebrigen auch nach der Mrs. Ward in England Alles beim Alten geblieben, und so muß als erster Dichter englischer Sprache, welcher mit der modernen literarischen Entwickelung, ohne zwar ihren Trägern zugezählt werden zu können, in Beziehungen steht, Julien Gordon bezeichnet werden.

Es ist begreiflich, daß es nicht leicht sein konnte, sich von den so lange in Kraft gewesenen Traditionen der Muttersprachenliteratur völlig zu emancipiren, und man wundert sich nicht, Anfangs hier und da unschuldigen Rückfällen in die Praxis des berüchtigten „Gouvernantenromans" zu begegnen. Indeß mag es dem Novellisten Julien Gordon durch Mrs. Julie van Rensselaer Cruger, die Amerikanerin und große Dame, wesentlich erleichtert sein, den richtigen, ihrer Eigenart wie den Zeitforderungen angemessenen Ton zu finden. Und es ist etwas Eigenthümliches um den Ton, in welchem Julien Gordon schreibt. Deutschland zumal hatte in seiner Literatur von jeher verhältnißmäßig so wenig aufzuweisen von der weltlichen Eleganz, welche nicht betont ist, weil sie als selbstverständlich gilt, von der naiven Versirtheit im großen Leben, die sicherlich keiner von denen besitzt, die in ihren Schriften der Gesellschaft, welche sie schildern, für ihre Person fremd und mißbilligend gegenüberstehen, häufig vielleicht nur als Kritiker der sauren Trauben.

Die vollendete Grazie erstreckt sich bei Julien Gordon, ohne je zur Oberflächlichkeit zu werden, auf Alles, was in den Betrachtungskreis geräth. Mit leichtem Zuge werden kleine, intime Toilettebilder oder überzeugend ausdrucksvolle Portraits gezeichnet. Eine beiläufige Anspielung auf charakteristische Kunstwerke vermag dabei nicht selten längere Beschreibungen zu ersetzen. „Ihr Haar erinnerte an das der Damen auf Bartolozzi's Kupferstichen und war loser aufgesteckt als die Mode gebietet." — Ueberhaupt muthet jedes Wort, sei es nun über persönliche oder über geistige, etwa künstlerische Interessen, als müsse man es mit verständnißvollem Nicken aufnehmen, wie im Kreise von Intimen gesprochen, die einander mit halben Worten zu verstehen gewohnt sind. Diese Darstellungsweise muß als bestimmend hervorgehoben werden, da die Charaktere, deren Entwickelung beabsichtigt ist, in die Hülle des gesellschaftlichen Treibens geschlossen sind, ohne bis an's Ende aus derselben abgetrennt werden zu können. Heben sie sich dann, wenn ihr oft schweres Geschick sich erfüllt, von solchem leichten, heiteren Hindergrunde — dessen Schilderung sich übrigens niemals überflüssig aufdrängt — ab, so ist die Wirkung eine doppelt starke.

In der Diction ähnelt Julien Gordon ein wenig der Pariserin Gyp, wenn sie auch meist ohne deren ausgelassene Lustigkeit ist. Verhauchen aber dann die flüchtigen Essenzen des graziösen Plaudertons, werden zum Schluß aus den Schicksalen der Hauptcharaktere die Consequenzen gezogen — kommt somit der Empfindungsgehalt der Erzählung zur Geltung, so erscheint häufig Bourget als das auserlesene Vorbild des amerikanischen Dichters. Es ist dann viel von der vornehmen, discreten Wehmuth zu fühlen, die man an ihm kennt, von seiner Resignation, die ein wenig zum Fatalismus neigt. Julien Gordon hat keine anderen Ausgänge. Die Wehmuth liegt immer darüber, ob es nun die des Todes oder die des zerstörten Lebens ist.

Lehrreicher noch als die ersten Versuche des Schriftstellers sind für diese Compositionsweise seine beiden letzterschienenen Novellen.*) Die eine derselben ist in dem Tagebuche eines europäischen Diplomaten von vornehmer Geburt enthalten, der bei seiner Versetzung auf einen Petersburger Vertrauensposten in seiner Heimath eine kleine, unbedeutende Prinzessin zurückläßt, deren schüchterne Neigung er nicht hat erwidern können. Er ist dennoch im Begriffe gewesen, der sozialen Vortheile wegen zuzugreifen und möchte nun seinen schwankenden Empfindungen Ruhe verschaffen, voll von einer tiefen Trauer, in der sich Mitleid mit der Armen und Mißbilligung seiner eigenen Handlungsweise verbinden. Das ist die Stimmung, in der er den Kreis Mrs. Acton's, einer jungen, verwittweten Verwandten des amerikanischen Botschafters, betritt. Nun ist es überraschend schön ausgeführt, wie der Verkehr mit ihr die Trübung seines Empfindens besiegt. Er sträubt sich vergebens gegen die Gewalt, welche sie über ihn zu erlangen beginnt. Einmal heißt es:

... „Sie sind eine hübsche Frau," sagte ich, sie kritisch

*) „Daphne", nach A Diplomat's Diary, von J. G., deutsch bearbeitet von Friedrich Spielhagen; „The Vampires", deutsch von E. Becher, vom „Fels zum Meer", Heft 3/4, 1891/92.

Digitized by Google

von Kopf bis Fuß musternd mit einer impertinenten Kühnheit, über die ich mich selbst wunderte; „aber Sie sind kaum schön. Nicht eine von den Frauen, von denen man sagt: sie hat etwas blendend Verführrisches.“

„Sie blieb eine Weile schweigend und wandte sich dann langsam zu mir, den Kopf beinahe bis zur Höhe des meinigen erhebend. Zuletzt öffnete sie die halb geschlossenen Lider weit und blickte mich an — ein Blick, der mir in die Seele drang und dessen Blitz durch meine Sinne wie Feuer rann. Ich kann Einem, der diesen Ausdruck von Mrs. Acton's Gesicht nicht gesehen hat, keinen Begriff von der seltsamen Macht des Blickes geben.

»Sind Sie dessen gewiß?« fragte sie, und ihre Stimme war nur ein Hauch.

„Nein.“

In kurzer Zeit findet er seinen Lebensmuth erwacht. „Liebe ist keine Krankheit, sondern die Fülle der Gesundheit des Leibes und der Seele.“ Nun ist es an ihr, seinem neuerstandenen Idealismus entgegenzutreten, seine ungestümen Hoffnungen abzugrenzen. Ihre beiderseitigen seelischen Dispositionen werden klar durch Gespräche wie das folgende:

„Ein ander Mal sprach ich verächtlich vom Reichthum. »Ach, mein Freund,« sagte sie, »Geld bedeutet Freiheit, und Freiheit ist Macht.« Wieder ein ander Mal von der Jugend sprechend, sagte sie: »Die Jugend ist die Periode der Enttäuschungen und steht in der Furcht, sich lächerlich zu machen, Qualen aus. Sie stirbt lieber in erhabenem Schweigen, als daß sie abfälliger Kritik kühn die Stirn böte. Wir,« fügte sie lachend hinzu, »wir, mein Freund, stehen im besten und glücklichsten Alter.«“

Trotz ihrer puritanischen Nüchternheit hat sie einmal, schon im Begriff, von seiner Leidenschaft fortgerissen zu werden, Mühe, sich diesen Ausruf abzuringen: „Lassen Sie das Fleisch in Frieden! Von ihm kommt alles Weh, alle Tyrannei, herrische Zumuthung und Eifersucht der Liebe. Ersticken Sie, ersticken Sie es, und vergeben Sie das Böse in mir, daß Sie in Versuchung führt!“ Eben weil auch sie ihn liebt, ist sie bis an's Ende darauf bedacht, in das Verhältniß keine Klarheit kommen zu lassen, welche es zerstören müßte. Es bricht damit ab, daß sie in ihre transatlantische Heimath zurückkehrt. Aus ihrem Briefe, der sein Geschick entscheidet, erfährt er, daß sie dem Manne die Hand gereicht, mit dem sie lange verlobt gewesen und von dem sie gewußt, er würde ohne sie seinem Leben ein Ende gemacht haben. Es spielt dabei, daß sie sich dem Amerikaner zurückgibt, viel von dem Vaterlandsstolze mit, der in Julien Gordon's Schriften nicht selten hervortritt. Die Novelle schließt mit einer ebenso subtilen wie wirksamen Schilderung von des Verlassenen Seelenzustand. Er zerreißt ihren Brief.

„Der Duft ihrer Hände schien auf dem Papier zu weilen und schüttelte meine Sinne mit der Erinnerung entnervender Süßigkeit. Ein kalter Schweiß trat mir auf die Stirne. Ich sammelte die zerrissenen Fetzen, warf sie von mir und trat sie unter meinen Hacken und Sporen in den Schnee. Sie waren bald eine ununterscheidbare Masse schmutzigen Breies. Ein einziges weißes Stückchen flatterte davon, und ein Vogel pickte es auf, während er mich dabei furchtsam ansah, und flog mit ihm davon, es in sein Nest zu bauen. Ich erinnere mich, daß ich dachte: welcher Hohn!“

Auch „Vampyre“, die zweite der hier zugezogenen Novellen, liegt in der Erzählung eines Mannes vor, der in Stellung wie Empfindungsart mit dem Schreiber des „Tagebuchs“ vielfache Berührungspunkte besitzt. Ueberdies hat er wie Jener schlimme, sentimentale Erfahrungen hinter sich, und er ist seelisch müde. Diese Stimmung beherrscht seine Anschauungsweise. Eine solche Umrahmung dieser Geschichte muß dem Autor als große Klugheit angerechnet werden, denn es handelte sich hier um ein Thema aus einem Stoffkreise, der seinen eigenen Erfahrungen ferner lag. Er that also gut, einen Mann reden zu lassen, dessen Augen an gleiche Lebensbilder gewöhnt waren wie die seinen; so rettete er seiner Darstellung vor Allem die subjective Wahrheit.

Der Erzähler speist in einem boardinghouse, wo er zeitweilig lebt, mit einem jungen Employé, einem treuherzigen, ungeschickten Menschen, für den er von Anfang an entschiedene Sympathie besitzt, welche stark mit dem Mitleid gemischt ist, das Menschen, die auf der Höhe leben, mit verkümmerten Existenzen empfinden können. In der naiv subjectiven Darstellung kommt es nicht in Betracht, daß dieses Mitleid für das erste ganz unangebracht ist, da der junge Mensch, mit seinem Schicksal völlig zufrieden, seiner nicht bedarf. Eines Tages bittet er seinen Tischgenossen, ihn seiner Braut vorstellen zu dürfen; er möchte durch seine vornehme Bekanntschaft bei seinen neuen Verwandten mehr Vertrauen erwecken. Der Erzähler merkt gleich die Sonderbarkeit des Verhältnisses. Die Braut und ihre Mutter sind durch den Krieg verarmte Honoratioren aus einem der Südstaaten. Sie sind voll Prätensionen und Eigendünkel, und nichts liegt ihnen ferner, als den kleinen unbedeutenden Commis als standesgemäßen Bewerber anzuerkennen. Aber sie nehmen ihn faute de mieux und sind entschlossen, ihn skrupellos auszunutzen. Schon nach dem ersten Blick, den er auf die Sachlage geworfen, hat der Erzähler, er weiß zur Zeit selbst noch kaum warum, im Conversationslexikon den Artikel „Vampyre“ nachgelesen. Dann ist es geschickt gemacht, wie er später den armen Kerl, den er lange aus dem Gesicht verloren, wiederfindet. Es ist als ob das „Blutsaugen“ der Vampyre thatsächlich vor sich gegangen wäre; der Gatte erscheint magerer und mit gerötheten Augen, seine kränkliche Frau dagegen befindet sich auf gutem Wege zur Besserung. Dabei ist der Aermste glücklich in seiner Alles aufopfernden Liebe. Noch einmal trifft ihn der Freund, der inzwischen durch gesellschaftliche und diplomatische Verpflichtungen mehr als je absorbirt ist, und der unvermuthete Eindruck ist ein doppelt heftiger. Der für den Luxus seiner Frau überarbeitete, brutal ausgesogene Mann ist am Sterben. „Madame, haben Sie je im Talmud gelesen?“ fragt der Erzähler, nachdem jener vollendet, die entsetzte Schwiegermutter, und dann sagt er ihr, in seiner frischen Entrüstung, ohne Weiteres eine dorther stammende, für das Wesen ihr ähnlicher „Vampyre“ sinnbildliche Fabel in das Gesicht. Auch sonst werden die beiden Damen in der Novelle übel mitgenommen. Es wird vielleicht etwas zu wenig berücksichtigt, daß sie schließlich nur ihrem Lebensinstinkte gefolgt sind, welcher sie, wie es zu gehen pflegt, sich des Unterganges eines Anderen zu ihrer eigenen Rettung bedienen ließ.

Julien Gordon schildert, gleich den meisten ihrer Colleginnen, die Frauen vielleicht treuer, jedenfalls strenger als die Männer. Es mag dies weniger Folge weiblicher Härte gegen ihre Geschlechtsgenossinnen sein, als eine Wirkung eifriger und rücksichtsloser Selbstbeobachtung. Diese konnte bei einem feinfühligen psychologischen Talent naturgemäß weniger zur Verachtung ihres Geschlechtes als zu einem verstehenden Bemitleiden der weiblichen Schwächen und einem Bedauern ihrer Ursachen führen: „— und sie war meist“, heißt es irgendwo, „erst am dritten Tage über die Schwelle eines Trauerhauses getreten, wo der erste Schmerzensausbruch der Beraubten sich schon ausgetobt hat, wenigstens bei dem Geschlecht, das über die passende Länge eines Crêpeschleiers und die Rockweite des Trauerkleides Berathungen halten muß.“ In dem „muß“ liegt sowohl Verständniß wie Bedauern.

Es ist sogar zu glauben, daß Julien Gordon, über die einfache Selbstbeobachtung hinaus, auch etwas von den Erfahrungen des sogenannten dédoublement besitzt, d. h. einer entarteten, nicht mehr beherrschten und kaum noch bewußten Selbstbeobachtung, welche den, der sie in sich mächtig werden läßt, zugleich seelisch abstumpfen und nervös erregen kann. Paul Bourget, der sie kennt, redet von dieser Krankheit, mit ihrer Vernichtung des schlichten Empfindens und mit dem Zwange einer verdoppelten Existenz, in welcher wir einen zweiten Menschen in uns mitleben, mitdenken und mitempfinden, uns mit seinen Einflüsterungen peinigen und mit seinem Hohne aufreizen fühlen. Zwar spricht manches dafür, daß das Seelenleben Julien Gordon's gesunder ist, als das so mancher ihrer europäischen Berufsgenossen, aber Anzeichen jener verhängniß-

Digitized by Google

vollen Selbstbespiegelung sind zu beobachten, und vielleicht ist das äußerlichste, welches sich bietet, nicht am wenigsten bezeichnend. Einem der Bände ist ein Portrait vorangeheftet, Kopf und Büste einer Frau von interessanter Schönheit darstellend: „Ich kann mir nichts Poetischeres denken, als ihre Neigung, nichts Reineres, als die Linie ihres Nackens, von dem kleinen rosigen Ohr bis zum Arm . . . dazu trug sie den Kopf stolz mit seiner mignonne nuque und dem Haar, das hinauffrisirt, in einem Lichtschein oben erglänzte. Die Stirnlocken sind dunkler." Das Bild stellt Mrs. Van Rensselaer Cruger (Julien Gordon) vor, aber es könnte mit demselben Rechte dasjenige von Mrs. Acton, der Heldin der vorliegenden Novelle, sein, und zur Kennzeichnung dieser Schönheit braucht dort der Schreiber des Tagebuches die Worte, mit denen hier das Porträt der Verfasserin charakterisirt ist.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Halali.

Von P. Hann.

Als Karl Lachmund den Entschluß faßte, nach Berlin zu ziehen, war er kein Knabe mehr, ja auf dem Scheitel zeigte sich bereits, von den langen Haarsträhnen nur schlecht verhüllt, eine Stelle, die mit einer Tonsur verwechselt werden konnte. Aber den Frauen gegenüber war er von einer grünen Jugendlichkeit, wie sie der flaumbärtigste Gymnasiast, der sich heutzutage schon in der Tertia mit Kenntniß und Geringschätzung des Weibes ausrüstet, nicht besitzt. Die hohe Meinung von einer besseren Hälfte der Menschheit war ihm von Kindesbeinen an eingeimpft worden. Eine kränkliche, verwittwete Mutter, eine selbstlose Schwester, die unermüdlich die Hände rührten, um ihn bei seinen Stiften und Farbennäpfen zu lassen, hatten diese unmoderne Frauenverehrung in ihm großgezogen. Nun waren Beide todt, und an einem heißen Augusttage irrte er, Atelier und Schlafstube suchend, in Berlin herum. Rolf Amberg, der einzige Freund, den er in der Stadt besaß, skizzirte vierschrötige Bauern auf Rügen, und so war er auf sich allein angewiesen. Ihn lockten zwei Zimmer an, die der Ankündigung nach die Aussicht in's Freie hatten, nämlich auf das Geleise des Anhalter Bahnhofs, für das Lichtbedürfniß des Malers kein kleiner Vorzug. Lachmund stieg drei Treppen hinauf. Ein halbwüchsiges Dienstmädchen öffnete ihm und wies auf eine der Thüren, die in das dunkle Vorzimmer mündeten. „Frau Grumbkow ist da drinnen." Bevor er noch anklopfen konnte, wurde die Thüre von innen aufgerissen. Vor ihm stand eine fette, große Frau mit rothem, energischen Gesichte und kurzem Athem. Doch nicht so kurz, daß sie ihm nicht in der ersten Minute mit großer Bestimmtheit zu erklären vermöchte:

„Sie kommen zu respectablen Leuten, Herr, arm, aber respectabel. Mein gottseliger Mann war Staatsbeamter."

Zwei Mädchen, von welchen das eine etwa vierundzwanzig, das andere neunzehn Jahre alt sein mochten, standen hinter der Mama.

„Meine Töchter, Olga und Irene, Privatlehrerinnen," stellte Frau Grumbkow vor.

Karl verbeugte sich und nannte Namen und Beruf.

„Maler?" wiederholte die Wittwe gedehnt.

„Jawohl, Landschafter." Er blickte verblüfft darein; bei der Mutter, wie bei den Töchtern, die einander vielsagende Blicke zuwarfen, schienen seine Actien um fünfzig Procent zu fallen.

„Ah so, Landschafter," versetzte Frau Grumbkow beruhigt und schickte sich an, ihm die Zimmer zu zeigen. Das eine derselben war geräumig, das andere sehr klein, die Einrichtung schäbig gentil, vermuthlich ein Ueberbleibsel aus besseren Verhältnissen.

Zu seinem Ueberdruß begann die Wittwe auf's Neue ihre Respectabilität wie eine Patentmedizin anzupreisen. Unwillkürlich stieg der Wunsch in ihm auf, unverrichteter Dinge abzuziehen. Dennoch miethete er die Wohnung, nachdem er „die Aussicht in's Freie" gemustert. Während er mit Frau Grumbkow verhandelte, wurde im Vorzimmer die Klingel gezogen, ein leichter Fuß schritt an seiner Thür vorbei und als er mit der Wittwe, die sehr zufrieden aussah, da sie ihm die Zimmer um fünf Mark theurer vermiethet, als seinem Vorgänger, in die Wohnstube zurückkehrte, lernte er noch ein drittes Fräulein Grumbkow kennen. Sie hieß Elise, war die einzige Schönheit des Kleeblatts, sah aber blaß, müde, geradezu halb verblüht aus, wiewohl sie dem Alter nach die zweite der Schwestern war. Den Maler quälte bei ihrem Anblick irgend eine vergessene Aehnlichkeit. Wo, zum Kuckuk, hatte er nur diese nußbraunen Augen in dem feinem Oval des Gesichtes, das griechische Näschen und das zerzauste aschblonde Haar schon gesehen?

„Auf gute Nachbarschaft," sagte Irene, die Jüngste, burschikos und schüttelte ihm kräftig die Hand. „Hoffentlich bringen Sie ein wenig Leben in die Bude. Ihr Vorgänger hätte ebenso gut taubstumm auf der Erde herumwandern können, einen so ersprießlichen Gebrauch machte er von Ohren und Sprachwerkzeugen."

„Ja, das war ein schrecklich lederner Mensch," bestätigte Olga, „nur der Gesichtssinn schien bei ihm entwickelt zu sein. Traf er Einen im Vorzimmer oder auf der Treppe, dann stierte er den Leuten mit Augen, die aus den Höhlen herauszurollen drohten, in's Gesicht. Aber" — mit einem geringschätzigen Achselzucken — „was konnte man Besseres erwarten? Er war ein Provinzler, aus Düsseldorf."

„Da bin ich auch her," sagte Lachmund mit seinem stillen Lächeln.

Eine Andere wäre in Verlegenheit gerathen; aber dieses Wort befand sich nicht im Begriffsschatz von Olga Grumbkow. Sie lachte auf. „Das war ein Reinfall erster Güte. Das vergessen Sie mir nie. Aber ich habe eine Entschuldigung; man sieht Ihnen den Düsseldorfer nicht an. Sie könnten unter Brüdern für einen Berliner verkauft werden."

„Haben Sie auch solch eine Voreingenommenheit gegen Kleinstädter?" wandte sich Karl an die zweite der Schwestern, die stumm dabei stand.

„Ich? o nicht im Geringsten. Auch Olga besitzt sie nicht. Wenn Sie länger in Berlin gelebt haben, dann werden Sie finden, daß man um des Lacheffects willen zuweilen eine Bosheit ausspricht, die nicht ernst zu nehmen ist."

Es that ihm wohl, ihre weiche verschleierte Altstimme nach dem scharfen, hellen Organ ihrer Schwester zu hören. Sie öffnete die Lippen, um fortzufahren, und er heftete erwartungsvoll den Blick auf sie. Vielleicht war in seinen Augen das Interesse zu lesen, das sie ihm einflößte. Wie ein Erschrecken lief es durch ihre Glieder, ihr Mund schloß sich und verängstet hafteten ihre Blicke auf ihm.

Lachmund grübelte über diese plötzliche Verwandlung nach. Eine Pause entstand.

„Ein Engel fliegt durch das Zimmer, oder ein Lieutenant bezahlt seine Schulden," sagte Irene. Ihm fiel ein, daß er unerlaubt lange geblieben sei. Er griff nach seinem Hute. Aber Frau Grumbkow, die sehr aufmerksam die kleine, stumme Scene zwischen ihm und Elise beobachtet hatte, redete ihm dringend zu, ihr bescheidenes Abendbrot zu theilen. Olga und Irene setzten sich lachend und schwatzend neben ihn an den Tisch unter der Hängelampe, Elise zog sich in eine halbdunkle Ecke zurück und blieb schweigsam. Lachmund erfuhr im Verlaufe des Abends, daß sie bei einem Photographen arbeite und aus seinen Bildern jedes Fleckchen, das die Natur in den Gesichtern angebracht, ausmerze. Ihr Prinzipal befinde sich vortrefflich dabei, er habe einen großen Zulauf, besonders von Damen. Aber Elise sei, wie ihre Schwestern behaupteten, von der Aufgabe, der unbarmherzigen Sonne so viel makellose Schönheit abzuringen, jeden Abend so erschöpft und abgespannt, daß sie kaum zu sprechen vermöge.

Lachmund's Blicke flogen oft zu ihr hinüber. Sie beschäftigte ihn trotz ihres abweisenden Stillschweigens mehr als ihre gesprächigen, freundlichen Schwestern. So blieb es auch, nachdem ihm die respectable Frau Grumbkow schon wochenlang ihre geradezu mütterliche Obsorge gewidmet hatte. Dem Hausgenossen gegenüber konnte Elise nicht vollständig fremd bleiben. Er hört zuweilen ihre weiche, tiefe Stimme und bildet sich ein, in den Augen für ihn aufkeimende freundliche Gefühle zu lesen.

„Frau Grumbkow, wollen Sie und Fräulein Elise mit mir in den Zoologischen Garten gehen?" fragte Lachmund, als Olga und Irene einmal eine Einladung zu einer Freundin angenommen hatten.

Die Mutter blickte befriedigt auf, die jüngste Schwester flüsterte Olga zu: „So, jetzt heißt es, sich den Mund abwischen."

„Mahlzeit," war die Antwort eben so leise, aber mit etwas verdrossenem Beiklang, „so ein langweiliger Lappen wäre doch nichts für Unsereinen."

Elise aber fuhr in die Höhe und streckte die Hände abwehrend aus. „Ich danke vielmals," sprach sie mit leiser Stimme, „aber ich kann wirklich nicht."

„Warum willst Du Herrn Lachmund's Freundlichkeit ablehnen?" versetzte Frau Grumbkow; der Ton klang süßlich, aber um den Blick, den sie auf die Tochter heftete, hätte sie jeder Thierbändiger von Beruf beneiden können. „Ich denke, Du versäumst nicht viel an Deiner Schmollecke, auch läuft sie Dir nicht davon." Dann wandte sie sich in überfließender Liebenswürdigkeit an den Maler. „Ich nehme die Einladung für mich und meine Tochter dankend an. Sie ziert sich ein wenig nach junger Mädchen Weise, aber sie geht mit Freuden."

Karl fühlte sich verletzt und hätte am liebsten auf das Vergnügen ganz verzichtet. Doch als er Elise fragend ansah, bewegte sie wie zum Zeichen der Zustimmung den Kopf, und so blieb ihm nichts übrig, als auf seine Stube zu gehen, um sich zum Aufbruch zu rüsten.

Als er eine Weile später in das Vorzimmer trat, schlüpfte Elise, scheu wie eine Verbrecherin, zu ihm heraus.

„Fordern Sie mich nicht mehr auf, mit Ihnen auszugehen, Herr Lachmund, nie mehr, hören Sie?" Sie sah ihn so ängstlich an, ihre Brust hob sich in so raschen, fast keuchenden Athemzügen, daß ihm ein gehetztes Edelwild in den Sinn kommt, dem die Meute auf den Fersen ist. So fassungslos erscheint sie, so außer sich, daß jede Empfindlichkeit schwindet und er nur betrübt fragt: „Aber warum, Fräulein Elise, warum? Bin ich Ihnen nicht gut genug?"

„Sie mir?" Bitter lacht sie auf. Er erneuerte in bittendem Tone seine Frage. „Warum soll ich nicht den Versuch wiederholen, ein wenig Abwechslung in Ihr einförmiges Leben zu bringen, Elise?"

Sie zauderte, schwankte, Blässe und Röthe wechselten auf ihren Wangen.

„Fragen Sie nicht, ich kann es Ihnen nicht sagen, ich kann nicht."

Er faßte beschwichtigend ihre Hand. Die Pulse klopften wie das

Digitized by Google

Herz eines erschreckten Vogels. Das Mitleid steigt so heftig in ihm auf, daß ihm die Augen feucht werden. Er möchte das Aschenbrödel der Familie, das, ohne Dank der Anerkennung zu ernten, zum größten Theil das Haus erhält, am liebsten in seine Arme nehmen und in einen sicheren, ruhigen Hafen tragen. Zärtliche Worte, wie er sie nie vorher zu einem Weibe gesprochen, drängen sich auf seine Lippen. Da erschallt laut und herrisch Frau Grumbkow's Stimme aus dem Wohnzimmer.

„Elise, mache Dich fertig!" Sie entzieht ihm ihre Hand und enteilt. — —

War das dieselbe Elise, der er einige Stunden später im Grünen gegenüber saß? Als er den Tisch auswählte, sah sie sich scheu um; aber sie waren abseits von den lauten, schwatzenden Menschen, gedämpft klang die Musik zu ihnen herüber, selten knirschte der Kies in ihrer Nähe unter vorüberwandernden Füßen. Anfangs verhielt sie sich stumm und gedrückt, hob nicht die Wimpern, kostete kaum von den guten Dingen, die Karl auftragen ließ. Aber unversehens schien eine mächtige Woge ihren Trübsinn fortzuschwemmen, sie sah nicht mehr halbverblüht aus, seine Röthe lag auf ihren Wangen, aus den Nonnenaugen leuchtete Lebenslust. Lachmund war heute förmlich redselig. Er erzählte von den engen Wänden, in welchen er aufwuchs, von dem lustigen Treiben auf der Akademie, von den tollen Streichen, die er mit seinen Kameraden ausgeführt. Der gute Junge prahlte; er war nie viel mehr als ein stillvergnügter Statist gewesen. Was war das? Erstaunt hält er inne. Er muß an die entzauberte Prinzessin des Märchens denken. Und ihm ist es gelungen, das halbverlernte Lachen auf diese Lippen zurückzuführen. Glücklicher dummer Hans. Da fällt Elisens Blick in die scharf beobachtenden Augen der Mutter. Es ist, als fühlte sie eine kalte Hand im Nacken. Erbleichend lehnt sie sich zurück, das Scherzwort erstarrt auf ihren Lippen. Die Musik macht eine Pause. Es ist spät geworden. Von den Tischen, die sie von ihrem Platze übersehen kann, sind die meisten Gäste aufgebrochen. Auch sie erhebt sich und erklärt, sie sei müde.

„Siehst Du, es geht ja noch," sagte Frau Grumbkow befriedigt, als sie mit der Tochter, die ihre Schlafstube theilte, allein war.

„Mutter, um Gotteswillen, verhöhne mich nicht!"

„Na, was ist es? Du weißt, ich kann das Komödiantengethue nicht leiden. Was willst Du eigentlich. Ich bin ganz zufrieden, ja ich danke Gott, daß er uns diesen heiligen Simplicius in den Weg geworfen hat."

„Mutter, Du denkst wirklich — nein, das ist nicht Dein Ernst — den braven, arglosen Mann zu täuschen."

„Woran ich denke, das sollst Du wissen; ich denke meine Pflicht zu thun," unterbrach sie Frau Grumbkow in den Brusttönen tiefer Ueberzeugung. „Ich will meine Kinder versorgt, respectabel versorgt zurücklassen. Erst bin ich Mutter, dann Philantropin. Was liegt mir an Karl Lachmund, Dich will ich als zufriedene, glückliche Frau sehen."

„Glücklich, zufrieden mit dem Bewußtsein einer solchen Schuld," seufzte Elise. Sie zwang sich, ruhig überredend fortzufahren: „Und bei der Wahrheit wäre nichts für Dich verloren. Oeffne ihm die Augen, und so sicher er nichts mehr von mir wissen will" — sie schlug die Hände stöhnend vor die Augen — „so sicher wendet er sich Olga oder Irenen zu, deren Lebhaftigkeit ihm jetzt schon so wohlgefällt und die auch ihn gut leiden können."

„Die finden noch Männer und vermuthlich etwas Besseres als einen armen Teufel von Bildermaler, der von der Hand in den Mund lebt. Oder wer kauft einen Apfel mit einem faulen Flecken?" versetzte die Wittwe brutal.

„Mutter, denke doch einmal an mich!"

„Ja, was thue ich sonst?" fragte Frau Grumbkow äußerst erstaunt.

„Sieh, jetzt gehe ich stumpf meiner Wege. Ein Tag wie der andere. Es ist wie eine Erstarrung, wie der Scheintod. Ich weiß, daß ich keinen Anspruch an das Leben mehr habe. Aber weckt mich auf, spiegelt mir das Glück vor, das ich mir für immer verscherzte — und stoßt mich dann in das alte Elend zurück (wie es kommen muß; wenn wir schweigen, werden ihm Andere die Augen öffnen), den Sturz in die Tiefe erlebe ich nicht, hörst Du, Mutter."

„Drohe mir nicht! Du thust es doch nicht wieder. Ein zweites Mal probirt es keiner. Und ich rathe Dir, mache keine Dummheiten! Wir haben genug durch Dich gelitten. Aus unserem alten, lieben Heim mußten wir in diese wildfremde Gegend ziehen, weil Alles mit Fingern auf uns deutete. Du bist unser ganzes Unglück!"

Sie war furchtbar. Trotz der in ihr kochenden Wuth berechnete sie, daß Lachmund's Zimmer an die ihren stießen und sprach mit gedämpfter Stimme, stoßweise, keuchend durch den kurzen Athem, die Augen flackernd. Elise wandte sich ab, um sie nicht ansehen zu müssen. — —

Karl Lachmund und Elise waren ein Brautpaar. Aber selbst in dem sehr verliebten und genügsamen Bräutigam regte sich zuweilen, allerdings nur ganz leise, der Gedanke, daß die Rosenzeit des Lebens genau so wie der vielbesungene Mai von den Poeten eine etwas zu günstige Beleuchtung erfahre. Bei dem einen Lenze vergessen sie die Regentage und bei dem anderen die weibliche Verwandtschaft. Elise trifft kein Tadel, still, sinnig, mit der förmlich demüthigen Neigung im Blick verwirklicht sie sein Mädchenideal. Aber der außerordentlich große Antheil, den Mutter und neidlose Schwestern an ihrem Glück nehmen, wird zuweilen unbequem oder gerade heraus lästig. Unaufhörlich wollen sie sich an der Seligkeit der Verlobten weiden; wird Mama durch ihr Küchencommando abgerufen, dann springen Olga oder Irene für sie ein. Und dem armen Brautpaar gehören nur ein paar Abendstunden, denn Lachmund arbeitet tagsüber wie ein Biber, um Elisen und sich schneller ein behagliches Heim zu erobern, und das Mädchen will vorläufig nichts von einem Aufgeben ihrer Stelle wissen. Er hat die Wohnung, um den Leuten keinen Anlaß zum Gerede zu geben und die Respectabilität zu wahren, geräumt. Nach der Hochzeit, die in wenigen Wochen stattfinden soll, wird er mit seiner jungen Frau wieder in dieselbe einziehen; sie werden Alle eine Familie bilden. Geduldig wie er ist, lötete er doch wider den Stachel. Und eines Abends machte er sich auf und holte Elise von dem Photographen, dessen Atelier in der Königgrätzer Straße lag, ab. Sie war überrascht, ihn zu sehen und lächelte zaghaft. Er schlug einen Spaziergang vor. Zum ersten Male konnte er ihr in's Ohr verliebte Narrheiten flüstern, Zukunftspläne schmieden und das glücklichste, friedlichste kleine Luftschlößchen austapeziren. Da entfiel ihr eine Bemerkung, deren Bedeutung ihm erst viel später klar wurde. Sie drückte sich fester an seinen Arm und murmelte:

„Ich will mir einmal einbilden, es könnte Wahrheit werden."

„Was könnte Wahrheit werden?" Sie wechselte die Farbe und schwieg. „Sehe Einer das zweifelmüthige Frauenzimmer! Du denkst wohl, weil Du einem Künstler angehörst, kann es kein spießbürgerliches Glück für uns geben? Aber Schatz, glaube mir, ich bin ungeheuer solide."

Plötzlich sah er in geringer Entfernung Rolf Amberg, den er noch fern von Berlin vermuthete, auf sich zuschreiten. Er lachte ihm ein fröhliches Willkommen zu, Rolf schwang, ihn erkennend, den Hut und beschleunigte die Schritte. Da fiel sein Blick auf die Dame an Lachmund's Arme, er stutzte und blieb stehen, als habe ihn die Ueberraschung in eine Salzsäule verwandelt. Karl, Arm in Arm mit einem jungen Mädchen, das war in der That ein Schauspiel, das man nicht jeden Tag sehen konnte. Plötzlich wandte sich Rolf auf den Hacken um und verschwand in der nächsten Seitenstraße.

„Was fällt dem Querkopf ein?" murmelte Lachmund. Glücklicher Weise hatte Elise die Unhöflichkeit seines Freundes nicht bemerkt. Sie ging leicht wie auf Wolken, aber mit zu Boden geschlagenen Wimpern neben ihm her. Er verschwieg ihr die Begegnung, aber schon am nächsten Tage machte er sich auf, dem Sonderlinge den Kopft zurecht zu setzen.

Seit etwa zehn Jahren wohnte Amberg in einem altfränkischen Hause gegenüber dem ehemaligen Luisenstädtischen Kirchhofe. Doch traf Karl ihn nicht zu Hause. Unbeirrt setzte er seinen Weg fort. In der bairischen Bierhalle auf dem Alexanderplatze befand sich Rolf's Stammkneipe. Er saß vorläufig allein an einem Tische. Wie einer der Recken der Vorzeit erschien er stets der erste auf der Wahlstatt, die er der Letzte und oft allein Aufrechte verließ.

Er streckte Lachmund beide Hände entgegen, und als dieser sich ihm gegenüber gesetzt, hob er ohne jede weitere Einleitung an: „Sag, Du frommer Fridolin, wie kommst Du zu dem verschollenen Grumbkowmädel?"

„Kennst Du Elise Grumbkow?" stammelte Karl verblüfft.

„Na ob. Wer von uns kennt die nicht? Sie ist ja Vilmar's Harfenspielerin, die von einer Ausstellung in die andere wanderte und das liebe nichtsverstehende Publikum mit ihren sogenannten blendenden Farbentönen in Extase versetzte."

Das war also die Aehnlichkeit, die Lachmund verfolgt, gequält hat! – „Wie kam sie dazu, Vilmar zu sitzen?" fragte er. Sein Herz pochte dumpf, das Bewußtsein eines unabwendbaren zermalmenden Unglücks war über ihn gekommen.

„Es war halt so eine Geschichte, von denen zwölf auf das Dutzend gehen. Der Vater war ein kleines Thier in einem der Ministerien, und es ist nicht ganz richtig mit ihm zugegangen, ich glaub' durch die Schuld der verschwenderischen Frau, plötzlich starb er; es hieß vor seiner Entlassung. Absolut nichts blieb für die Familie zurück. Die Alte und die Mädeln verloren den Kopf, nur die Zweite, die hübscheste und gutherzigste der Töchter, dachte daran ein Bissel Brot in das Haus zu schaffen. Da wirft ihr das Malheur den Vilmar, den Lumpen, in den Weg — Du kennst ja den Herzenbrecher par renommée — sie steht ihm Modell, na und der bringt sie in das Unglück. Für das Bild kriegte er das große Romstipendium, ging auf und davon und ließ die arme dumme Grete in ihrer Trübsal sitzen. Er hat seitdem nicht viel Gescheites gemalt, jetzt radelt er wo in Südfrankreich mit einer rumänischen Bojarin herum. Und die Lise Grumbkow? Man munkelt, daß man sie einmal ihrer Mutter (die ein Donnerwetter tausend Meter in den Boden schlagen soll, die alte Heuchlerin!) tropfnaß aus der Spree in das Haus gebracht hat. Da, in der Nachbarschaft haben sie gelebt, und daß ich Dir's nur sag', ich war selbst ein Bissel vergafft in die kleine Dirn und ich wollt', sie hätt' auf mich statt auf den Thunichtgut gehört. Und wie ich Dich gestern mit ihr auf mich zukommen seh', da gibt's mir, baff, einen Schlag vor den Kopf — ich hätt' sie nicht um Alles in der Welt anreden können." Je eifriger er wird, desto stärker arbeitet sich sein süddeutscher Dialekt aus ihm heraus. Auf einmal unterbricht er sich: „Ja, was ist denn mit Dir, Karl? Was guckst Du so drein, als sitze Dir Banquo's Geist vis-à-vis?"

Lachmund zwang sich, die Augen, die stier auf den Fleck vor sich sahen, auf den Freund zu richten. „Ich? Unsinn! Ich habe Kopfweh, kein Wunder in der Luft. Zahlen!"

„Wie, Du willst schon aufbrechen?" fragte Amberg, „jetzt wird es erst gemüthlich."

„Ich komme nächstens wieder."

„Wo wohnst Du eigentlich?"

„Im Südwesten, aber ich bin im Umziehen begriffen," murmelte Karl zwischen den zusammengebissenen Zähnen, dann stand er auf. Der Kellner, der ihn bedient hatte, erkannte ihn nicht, er sah förmlich gealtert aus.

Zu Hause riß Lachmund mit einer Heftigkeit den glatten, goldenen Reif, der zum Hochzeitstage gravirt werden sollte, vom Finger, als versenge er ihm das Glied. Er suchte die paar niedlichen Handarbeiten, welche die Betrügerin für ihn angefertigt, zusammen, machte ein Päckchen, ordentlich, methodisch, wie er es im Kleinen und Großen gewohnt war, und wollte den Jungen seiner neuen Hauswirthin rufen, damit er es

Digitized by Google

Elisen hinüber trage. Er hielt inne. „Nicht heute," murmelte er. Tief im Grunde seines aufgewühlten, über das erbärmliche Spiel, das mit seinem Vertrauen getrieben worden war, erbitterten Herzens regte sich leise die Liebe zu der Unglücklichen — und das Mitleid. Ja er fühlte Mitleid mit der unwürdigen Heuchlerin. „Nicht heute; ich will ihren Schlaf nicht stören. Sie braucht klare Augen für ihr Tagewerk."

Aber seine Schonung half ihr wenig. Sie schloß kein Auge in dieser Nacht. Es war der erste Abend gewesen, an welchem Lachmund sich vergeblich erwarten ließ. Frau Grumbkow war sehr übellaunig geworden und hatte Drohungen gegen sie und den künftigen Schwiegersohn ausgestoßen. Jetzt schlief sie, äußerst unmelodische Töne von sich gebend, und Elise zwang sich, nicht laut zu schluchzen, um die Mama in dem verhältnißmäßig harmlosen Zustand zu erhalten.

„Es ist zu Ende, ich habe es voraus gewußt," murmelte sie leise. Einige Tage verstrichen. Noch immer lag das Päckchen auf Lachmund's Tische. Da steht eines Morgens die respectable Frau Grumbkow in seinem Atelier, wo er sich umsonst abmüht, die unstäten Hände zur Arbeit zu zwingen. Sie wirft einen Blick in das Gesicht, in dem die letzten Tage unverwischbare Linien gegraben. Er weiß alles. Sie muß Elisens Willen erfüllen.

„Sage ihm die Wahrheit, es ist das Letzte, was Du für mich thun kannst," hatte sie diesen Morgen mit erloschenen Augen und müder Stimme gebeten, „verweigerst Du es, dann muß ich sprechen — und ich schäme mich — ich schäme mich!"

Dabei hatte sie das Gesicht in die Hände gedrückt und zum Erbarmen geschluchzt.

Sie würde selber sprechen — sie thäte es ohne Schonung, ohne Nachsicht, sie kennt keine für sich. Aber die Mutter vermag alles was sie vertheidigen kann, anzuführen, für sie zu plaidiren wie ein Advokat vor dem Gerichtshof. Wie oft ist einer geschickten Zunge ein Freispruch zu verdanken. Sie zählte erst siebzehn Jahre, war kaum der Schule entwachsen, war arglos, unerfahren. Sie hatte bis dahin in der sichern, engbeschränkten Obhut eines bürgerlichen Hauses gestanden, und der Schurke hatte sie mit Betheuerungen seiner Liebe und Treue bethört, ihr die Ehe versprochen. Und welche Qualen, welch' ein Elend, welch' Schuldbewußtsein, welche Reue hat sie erduldet, seit er sie verlassen!

„Sie hätte Vertrauen zu mir haben sollen," murmelte Lachmund bewegt, „ich hätte" — ja, was hätte er?

Die Augen der Wittwe ruhten so erwartungsvoll, so gierig auf ihm, daß er aufblickend inne hielt. Zum ersten mal im Leben des ehrlichen, arglosen Mannes keimte das Mißtrauen in ihm auf. Aber es richtete sich gegen die Frau allein, nicht gegen das bedauernswerthe, in seine Arme gehetzte Mädchen. Elise mußte in ihrem Brautstand, von Scham und Selbstvorwurf gedrückt, grenzenlos unglücklich gewesen sein. Der verängstete Ausdruck ihres Gesichts, die scheuen Blicke, die sie auf die schreckliche Mama heftete, tauchten vor seinem Geiste auf.

„Was soll ich der Aermsten von Ihnen berichten?" drängte Frau Grumbkow, deren Geduld auf die Neige ging. Vor solch einem armen Farbenkleckser erniedrigte sie sich durch Enthüllung der Wahrheit nicht gern umsonst. Sie wollte zum Lohne für dieses Opfer wenigstens als sehr ausgewachsene Taube mit dem Oelzweig nach Hause flattern.

„Ich komme heute hinüber," sagte er halbabgewendet. Seine Frau kann Elise nicht werden; aber wenn es in seiner Macht steht, dann will er ihr eine ruhige Zufluchtsstätte, fern von diesem Weibe verschaffen.

Mit dem Bescheide muß sich Frau Grumbkow vorläufig zufrieden geben und verläßt ihn, von neuer Hoffnung erfüllt.

Rastlos wanderte Karl in seinem Atelier herum. Da drang einige Stunden später ein anderes Glied der Familie Grumbkow blaß und fassungslos bei ihm ein. Es war die jüngste Schwester, Irene.

„Wissen Sie nichts von unserer armen Elise?" fragte sie zitternd. „Als die Mutter heimkam, war sie verschwunden, wir glaubten, sie sei an ihre Arbeit gegangen, und nun schickte ihr Prinzipal herüber, ob sie krank sei, da sie ihn zum ersten Male, seit er sie beschäftigt, im Stich gelassen hat."

Lachmund starrte sie erschrocken an. Sie brach in Thränen aus.

„Mir ist furchtbar bange," rief sie. „Lise ist in den letzten Tagen so verstört, so gar nicht sie selbst gewesen. Ueber ihre Lippen kam kein Bissen Speise, und die Nächte hat sie durchgeweint."

Er nahm seinen Hut und ging mit ihr all die traurigen Wege, die man einschlägt, um einen vermißten Menschen aufzuspüren. Es blieb fruchtlos. Zuletzt führte ihn das Mädchen in die Belle-Alliancestraße.

„Hier ist sie oft gewesen," flüsterte sie gepreßt, als die Grabkreuze der Friedhöfe in Sicht kamen.

Und hier haben sie Elise Grumbkow gefunden. Sie lag kalt und steif, mit vom Todeskampf fast bis zur Unkenntlichkeit verzerrten Zügen, ein geleertes Fläschchen Cyankali neben sich auf einem winzigen Kindergrabe ausgestreckt.

Aus der Hauptstadt.

Jesus Sirach 34, 27.

Zu Hoffestlichkeiten rüstet man sich überall im Reiche, und jedes Blättchen beschreibt schon jetzt liebevoll ausführlich die Toiletten, worin an Sr. Majestät Geburtstag fürstliche Damen fürstlichen Herren überaus wohlgefallen werden. Schon jetzt verrathen uns fraudulöse Köche und Hofmarschallämter, welch leckere Bissen auf der und jener erlauchten Hochzeit die Gaumen ergötzen werden, und prächtige Karossen mit wohlgenährten Pferden davor und wohlgenährten, prachtigen Leuten darin rollen eben jetzt über den Asphalt der Linden, um pünktlich im Kaiserschlosse zur Gratulationscour einzutreffen. Aus dem Munde der zerlumpten und hungernden Menschen aber, die den prunkvollen, goldstrotzenden Gefahrten nachstarren, möchte auch der freisinnigste Localreporter kein „donnerndes, jubelndes Hurrah" vernehmen, und die Massenversammlungen von Arbeitslosen, welche zur selben Stunde in den fünf größten Sälen der Stadt abgehalten werden, schließt man nicht mit dem Absingen der Nationalhymne.

Ueberall im Lande entbrennt mit wüthender Heftigkeit der Brotkrieg. War es im vorigen Jahre die Theuerung, welche Tausende zum Aeußersten trieb, so ist's heuer der sibirische Winter gewesen. Das Militär begeht seines Kriegsherrn Geburtstag mit festlichen Mahlen und vergnügtem Tanz, selbst Graf Caprivi entschlägt sich für diesen Tag aller Pensionirungssorgen, aber sehr wenig feiertäglich ist den Massen zu Muthe, und der Kleinhandel mit Illuminationslichtern liegt noch mehr als irgend ein anderer Gewerbezweig darnieder. Für patriotische Acte fehlt dem das Interesse, der nicht weiß, woher er morgen für sich und die Seinen das laut Aussage aller Sachverständigen jetzt so billige Brot nehmen soll, und je furchtbarer sich die Nachrichten häufen von Arbeiterentlassungen, Abkehrungen und Lohnreductionen, desto ingrimmiger zürnt der gemeine Mann dem Racker Staat, der nach seiner Meinung für alles das verantwortlich ist, und destd begieriger drängt das Volk in den Tempel der sozialistischen Kirchenväter, wo über Jesus Sirach's Wort gepredigt wird: „Wer dem Arbeiter seinen Lohn nicht gibt, der ist ein Bluthund."

* * *

Der Reichstag hat nahezu einmüthig decretirt, daß es keinen Nothstand in Deutschland gibt. Ihm schloß sich in eben so schöner Einmüthigkeit die ordnungsfreundliche Presse an, welche im localen Theil zwar nicht genug Zeilen zu verschwenden wußte, um die zahlreichen Opfer der Kälte und der Arbeitslosigkeit zu verzeichnen, Fall für Fall, auf der Vorderseite, im loyalen Theil aber, wo sie sich mit aller Macht des Gemüthes anstrengt, offiziös zu sein oder zu scheinen, klipp und klar bewies, daß der Nothstand eine freche, agitatorische Erfindung gewerbsmäßiger Volksverhetzer wäre und daß die zahlreichen Opfer der Kälte und der Arbeitslosigkeit offenbar nur beabsichtigten, durch ihren Tod die Regierung in Verlegenheit zu bringen. Herr von Bötticher, über dessen persönliche Bedürfnißlosigkeit auch die Herren Lunge und Miller sich klar sein werden und dem es zur Zeit finanziell wirklich recht gut geht, konnte mit ruhigem Gewissen Deutschland für nothstandfrei erklären und jeden Grund zu Besorgnissen leugnen; hat doch schon der Abgeordnete Pachnicke auf Tivoli festgestellt, daß die Herren Minister bei ihren auskömmlichen Gehältern weder von der Brikett- noch von der Brottheuerung zu fürchten haben.

Niemand wird so unhöflich sein wie gewisse Berliner Volksversammlungen und Herrn von Bötticher seine Einsichtslosigkeit verargen; wäre der Lobredner des alten Fritz minder selbstbewußt und seelenruhig in Worten und Thaten, Freund wie Feind hätten, Jeder in seiner Art, weit weniger Spaß an ihm. So viele andere und wichtigere Sorgen lasten auf den Schultern eines Staatssecretärs, daß er nicht wissen kann, was jeder Liegnitzer Wähler weiß: daß seit Monaten, wöchentlich, täglich, aus fast allen größeren Städten, aus allen Industriebezirken umfassende Arbeiterentlassungen gemeldet werden, daß sein Spezialcollege von Berlepsch ausdrücklich bemerkt hat, man würde nun auch in den fiskalischen Gruben des Saarreviers große „Abkehrungen" vornehmen, die schon lange nothwendig gewesen und nur mit Rücksicht auf die Familie der Bergleute bisher unterblieben wären.

Daß die Verstaatlichung der Bergwerke durchaus kein Allheilmittel gegen das Bergwerkselend ist, wenigstens die jetzt beliebte Art und Weise der „Verstaatlichung" nicht, das haben die letzten Jahre zur Genüge dargethan. Man pflegt die Vertreter des „Staatssozialismus" voll Hohn zu fragen, weshalb Eisenbahnen und Gruben auch, in den Händen des Fiscus arbeiterfeindlich bleiben, und man vergißt ganz, daß jeder moderne Betrieb im letzten Grunde Jesus Sirach's Spruch überhören muß, ob nun reichbesternte Regierungsräthe oder ganz bürgerliche Verwaltungsräthe ihn leiten. Der moderne Staatskapitalismus arbeitet, etwas büreaukratischer zwar, etwas ungeschickter und etwas menschlicher als jeder private Kapitalist darauf hin, aus seinen Betrieben eine möglichst hohe Rente herauszupressen, und unter seiner Belegschaft bricht im Saarrevier in diesem trübselig beginnenden Jahr zuerst der Streik aus.

Weil das Geschäft noch sehr gut ging und die Brikettpreise nicht erhöht wurden, man also mit Recht bei bester Laune sein durfte, sah das gebildete und besitzende Publikum, soweit es nicht in Harpenern fixte, dem Bergarbeiterstreik von 1890 mit einem gewissen latenten Wohlwollen zu. Es freute sich recht herzlich darüber, daß keiner von den Führern dieser Bewegung zu den schrecklichen Sozialisten gehörte, und es erstarrte in Bewunderung vor des Kaisers Majestät, der die Streikdeputation mit patriarchalischen Worten empfing und ihr 'was Weniges von seinen gut bewaffneten Soldaten erzählte. Erst als die Geschichte langweilig wurde und die Ausständischen Wochen hindurch auf ihren Forderungen bestanden, trotzdem ihnen alle Berliner Blätter liebreich zuredeten, nun doch klein beizugeben und die Dividenden nicht muthwillig zu schmälern, da erst „machten sie sich durch ihren Eigenwillen selbst aller Sympathien verlustig." Heuer nun gar haben sie überhaupt keinen Freund gefunden. Ein Minister, welcher seine profunde Kenntniß der Thatsachen nicht etwa eigener Anschauung verdankte (denn eigene Anschauung macht leicht par-

Digitized by Google

teiisch), nannte den Streik „aus heiterem Himmel" gekommen und frivol vom Zaune gebrochen. Daß die Einführung ungerechter Arbeitsordnungen, ein Uebermaß von Strafgeldern, Lohnkürzungen durch Schaffung von Lehrhauern die Leute zur Verzweiflung bringen können, das glaubt ein Minister nicht. Ihn selbst hat Niemand zwingen wollen, bei halbem Gehalt erst zwei Jahre als Lehrminister zu arbeiten, und Strafgelder kannte er nicht.

Wer einmal in den nassen Schächten unserer Steinkohlengruben gestanden, mit den Sklaven da unten ein vertrautes Wort gewechselt hat, wer die Schreckniſse harter Arbeit in ewiger Nacht, in giftiger, verderbenschwangerer Luft, die Gewaltherrschaft der Directoren kennt und weiß, daß sie ihrer Tantièmen wegen natürliche Feinde aller Wohlfahrtseinrichtungen und Lohnerhöhungen sind, der wird den Heloten ein Glück auf! zurufen, wenn sie sich ihr über die Maßen elendes Loos nicht noch verschlechtern lassen wollen. Im Alterthum, das humaner war als unser christliches Jahrhundert, sperrte man nur den Abschaum der Menschheit, Verbrecher und dergleichen, in die Bergwerke. Man glaubte unbescholtene Bürger für die schlimme Maulwurfsarbeit zu gut. Müssen heute Diebe und Depoträuber geschont und in gut ventilirten Arbeitssälen gehalten werden, während die Ehrlichen 200 Meter unter der Erde ihre Beschäftigung finden, dann wenigstens soll ihnen durch allerlei Kniffe und Practica, durch Lehrhauereien und Nullungen ihr karges Einkommen nicht verkürzt werden. Und wieder citire ich den anklagenden Spruch des Bibelweisen. „Wer seinem Arbeiter den Lohn nicht gibt, der ihm zukommt, ist ein Bluthund."

* * *

Daß man sich der darbenden Vögel erinnern möge und daß in den königlichen Forsten dem Wild überall Futterstellen bereitet seien, sorglich vor Schnee geschützt, davon liest man Tag für Tag Erbauliches. Man liest auch Tag für Tag von erfrorenen Handwerksburschen, verhungerten Kindern, überfüllten Gefängnissen u. a. m.; aber diese Nachrichten regen den Bürgersmann bei Weitem nicht so auf, wie der Gedanke, daß eine Spatzenmutter entkräftet vom Dach fallen und sich die Flügel verstauchen möchte. Die Stadtverwaltung Berlin, welche mit Hunderttausenden nie kargt, wenn es zu repräsentiren oder ein imposantes Festmahl anzurichten galt, duldet es, daß öffentlich um milde Gaben wohlthätiger Privatpersonen für die Wärmehallen gebettelt wird. Sie läßt kaltblütig durch ihren Vertreter erklären, daß es ganz von der Stärke künftiger Schneefälle abhänge, ob man ein paar hundert Leute mehr bei der Straßenreinigung einstellen und dadurch vorm Hungertyphus bewahren könne; schneit es nicht, nun, so hat eben die Vorsehung den Untergang einiger hundert Familien gewollt. Kein Gottesurtheil kann bequemer sein. Sehr unvernünftiger Weise ist heuer mehr Schnee gefallen als im Etat erlaubt war; Berlin hat schon Mitte Januar die Summe für Schneeabfuhr ausgegeben, welche bis April hinreichen sollte. Ein hochwohlweiser Magistrat ist deshalb, weiteren Schneeunfug voraussehend, gezwungen, gerade an dieser Post thunlichst zu sparen, und kann seinen Arbeitern keine Beschäftigung, folglich auch keinen Lohn geben. Beim Himmel mögen sie sich dafür bedanken, daß er absolut nicht auf die Stadträthe hörte und es vor dem 15. Januar schneien ließ. Und während Kottbus und Sprottau, zwei arme märkische Nester, Brot und Holz an ihre Bedürftigen vertheilen, läßt das reiche Berlin es bei einigen mitleidigen Worten bewenden. „Geben kann ich Euch nichts," sagte Herr Meubrink zu den Verhungernden, „aber weinen will ich mit Euch, weinen vom ganzen Herzen."

Hans Delbrück, den als geistvollen und großdenkenden Politiker zu schätzen Deutschland alle Ursache hat, wollte in einem beschämend flachen Feuilleton nachweisen, daß es mit unserer Zeit, vergleicht man sie anderen, keineswegs so schlimm bestellt sei, wie die Moralisten uns glauben machen wollen und diejenigen, welche immer von vergangenen schönen Tagen sprechen. Und doch kann ich beispielsweise dem Herrn Professor unzählige Fälle nachweisen, in denen vor vielen hundert Jahren, wenn die Theuerung im Lande war, die Kälte und das Elend, Fürsten und reiche Privatpersonen ihre Scheuern öffneten, ihre Wälder den Aexten der Armuth preisgaben. Das galt als Christenpflicht, und selbst die Kirche ließ sich mitunter, wenn auch seltener, zu solcher Mildthätigkeit herbei. Heut zu Tage reduzirt man, „um den Etat nicht zu überlasten" und „um mit der ausländischen Concurrenz Schritt halten zu können", die Löhne seiner Leute, und die letzten Hungerjahre brachten reiche Dividenden auch deshalb, weil das Arbeiterangebot so groß und Menschenkraft deshalb so gar billig zu haben war. Um zürnende Bibelsprüche aber kümmert sich kein Director und kein Aufsichtsrath. —

Ein paar ehrgeizige Gentlemen, die ihr Geld plagt und die ihre Zeit nicht besser todtzuschlagen wissen, planen einen politischen Fasching, und 23 von ihnen, nach anderen Berichten sogar fast 25, beriethen über die Gründung einer neuen Mittelpartei, die neben anderen Heldenthaten die Zerschmetterung des Nationalliberalismus, des Freisinns, des Antisemitismus und der Sozialdemokratie vollbringen, gleichzeitig aber auch das Kunststück fertig kriegen soll, nach keiner Seite hin anzustoßen. Größer als Bellachini, der aus dem Nichts doch nur Punsch und Pfannkuchen hervorzuzaubern verstand, schütteln die 23 ganzen halben Männer Majoritätsparteien aus dem Aermel, für welche in unserem Fünfzig-Millionen-Volk genau so viel Interesse vorhanden ist wie für die Erfindung heizbarer Champagnerkühler. Von Verfassungsparteien geht verworrene Rede, von der heiligen Allianz der Rickert, Bennigsen, Stumm und Helldorf, und die davon träumen, ahnen nicht, daß schon die nächsten Reichstagswahlen die mühsam geschmiedete Kette in tausend Stücke zersprengen würden. Den extremen, den sozialen Volksparteien, ich hoffe, den monarchischen, gehört schon die nächste Zukunft, und wohl unserem Vaterlande, wenn rechtzeitig noch sein Fürst an ihre Spitze sich stellt und die wirthschaftliche Befreiung der Nation vollbringt.

Wir nähern uns rasch dem Jahrestag der Berliner Februarkrawalle, und die Erinnerung an jene Stunden steigt machtvoll auf, wo zum grauen Königsschlosse das wüthende Geheul verzweifelnder Massen: „Gib uns Brot, Kaiser!" emporstieg. Heute rollen über denselben Platz, den damals Berlins Aermste besetzt hielten, in langer, unabsehlich langer Reihe, glänzende Karossen, und ein Lichtmeer enkflimmert dem alten Fürstenhause.

Welche von beiden Szenen mag die historisch Wichtigere sein?

Das zu bestimmen liegt in des Kaisers Hand. Und der Glaube verläßt die Gutgesinnten nicht, und es ist ihr inniger Geburtstagswunsch, daß der Monarch, welcher über Europas mächtigstes Volk herrscht, auch Europas glücklichstes beherrsche.

Es ist das leichter als heut noch scheint.

Das Regierungsprogramm stünde in den Sprüchen Jesus Sirach's, Kapitel 34, Vers 27.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Der Deputirte. Lustspiel von Max Malden. (Königl. Schauspielhaus.) — Die Strindberg-Matinée im Residenztheater. — Baumeister Solneß. Schauspiel von Henrik Ibsen. (Lessingtheater.)

Für die Aristophanesse hat unsere Zeit nichts übrig, und deshalb zähl' ich zu den köstlichsten Vorzügen der Theatercensur den Umstand, daß sie allen, auch den begabten Sprößlingen des Kamönenlieblings den Zugang zu den Brettern versperrt, ihnen solcherweise manches bittere Leid, manche herbe Enttäuschung ersparend. Wer es heute wagte, eine politische Komödie aufführen zu lassen, deren Tendenz den gebildeten (parkettfüllenden) Klassen unangenehm wäre, könnte getrost die Feder für immer bei Seite legen und irgendwo als Magistratsschreiber Unterschlupf suchen. Als Dichter wäre er ruinirt. Max Malden ist nun kein Aristophanide, nicht 'mal Lesefrüchte weiß er zu verwenden, was doch von jedem anständigen Dramatiker und ehrlichen Finder in erster Linie verlangt werden muß. Er hat ganz offenbar unterschiedliche satirische Feuilletons wider den Parlamentarismus gelesen, die ihm viel Spaß machten; er hat dann die unglückselige Idee gehabt, diese großartige, aber viel belächelte Institution möchte auch dem Parkett und der Berliner Kritik belächelnswerth erscheinen. Der Trugschluß liegt auf der Hand. Mehr noch als seine taube Phantasie, sein dichterisches Unvermögen, seine gröbliche Verkennung des Wesens dramatischer Satire hat die Kritik Herrn Malden den Umstand zum Vorwurf gemacht, daß er „eine so ernste Sache zum Object alberner Späße" wählen konnte. Die Unfähigkeit Malden's, dem hochinteressanten Stoff auch nur einen Theil seiner ergötzlichen Komik abzugewinnen, trat klar zu Tage, als er nach der ersten Hälfte des ersten Actes alle sorgsam aufgesammelten Caliban-Bosheiten verspritzt hatte, und „der Deputirte" legte sein usurpirtes Mandat schon am nächsten Abend nieder.

Es erfüllt mit wahrhafter Trauer, zu sehen, daß nicht nur der große Kaufmann von Venedig, Herr Ludwig Barnay, daß auch unser Königliches Schauspielhaus an der Existenz guter neuer Stücke verzweifelt, und, um seinen ungeduldig werdenden Abonnenten wenigstens einmal etwas Neues zu bieten, das erstbeste ihm in den Wurf kommende dramatische Scheusal auf die Bretter schleppt. Man bringt der Premièromanie aus Anstandsrücksichten ein Opfer, gestattet einem armen Kerl, sich für alle Zeit lächerlich zu machen und sichert sich vor der Beschuldigung, „nichts für die moderne deutsche Kunst zu thun". Das Malden'sche Stück verdiente kein Wort der Erwähnung, wenn seine Aufführung nicht so ungemein bezeichnend wäre für unsere trostlosen Theaterzustände, für die Sterilität einer Dichtungsgattung, welche nicht nur die vornehmste, sondern zur Zeit auch die volksthümlichste ist. Wir sind zum Import fremder Erzeugnisse gezwungen, um der starken Nachfrage nur einigermaßen genügen zu können, wir finden Gefallen an französischer und nordischer Dramatik, nicht weil wir Auslandsaffen sind, nein, weil die heimische Industrie nicht mehr concurrenzfähig ist. Eine deutsche Bühnenkunst, einen deutschen Stil gibt es nicht, und deshalb, allein deshalb jubeln wir fremden Kunststücken zu, die mit deutscher Weise nichts zu thun haben.

Die Namen Malden und Strindberg sind lehrreich in dieser Beziehung. Und nur in dieser Beziehung dürfen sie neben einander gestellt werden.

Seelennerven mit scharfem Messer bloß zu legen, saubere psychologische Präparate zu bereiten und sie unterm plump vergrößernden Mikroskop des Bühnendramas dem lernbegierigen Publikum zu präsentiren, das ist die Lust unserer „naturalistisch" genannten Dramatiker. Statt kernigen, strotzenden Lebens führen sie uns freilich wie jeder Anatom nur Leichen vor, aber wir bemerken dies in unserer veristischen Begeisterung kaum noch. Strindberg hat sich eine ganz bestimmte Specialität ausgewählt; er analysirt das Weib, und weil ihm der Mechanismus der normalen Frau zu einfach erschien, construirte er auf Grund eigener, schmerzlicher Erfahrungen und auf Grund wirrer phantastischer Träume weibliche Dämonen. Blutsaugende Gespenster, Vampyre im Unterrock, die von der Lebenskraft des Mannes sich nähren, mit seines Geistes Gedanken sich mästen und nicht von ihm ablassen, bis er entkräftet zusammenbricht — diese schlimmen Fabelwesen sucht ein hochbegabter Märchenerzähler uns glaubhaft zu machen. Die These wird

Digitized by Google

aufgestellt und mit prachtvoller Dialektik vertheidigt, daß der nicht in ganz besonderem Feuer gehärtete Mann naturnothwendig am Weibe zu Grunde geht. Grimmiger noch als der selige Schopenhauer, wenn auch oft mit seinem Rüstzeug angethan, schmäht Strindberg die Eva. Während der Frankfurter Weltweise in der Frau nichts als das philisiröse, ewig kindisch bleibende Geschöpf erkennen wollte, das nur zum Dalbern da ist und von wegen der Säuglinge, sieht der Normann eine Menschheitsgefahr in ihr. Und mit dem Oberweisen, der Zarathustra belehrt, sagt August Strindberg: „Du gehst zum Weibe? Vergiß die Peitsche nicht!" Ueberflüssig ist, zu erwähnen, wie so sehr diese Anschauung all unsern Gefühlen ins Gesicht schlägt, uns Deutschen, deren Poesie, deren Gesetzgebung das Weib verherrlicht haben wir diejenigen keines anderen Volkes. Ueberflüssig ist es aber auch, gegen einen genialen Fabulisten zu polemisiren, weil seine Geschöpfe denen nicht ähneln, die sonst unsere Erde bevölkern. Strindberg unterschätzt das Weib und überschätzt es. Er identificirt es mit dem Raubthier, der Dirne, und hält für specifisch feminin, was doch nur dirnenhaft ist: all die Symptome unnatürlicher Entartung, all die krankhaften Lüste und Triebe, welche im Sumpfe aufsprießen.

Von den drei Einactern, die am Sonntag Mittag im Residenztheater uns beschceert wurden, erhob der zweite, „Herbstzeichen" genannt, keinen Anspruch darauf, ein „Strindberg" im nun einmal gäng und gäben Sinne zu sein. Wie ein gemüthliches, sacht alterndes Frauchen endlich dazu kommt, auf ihren Mann eifersüchtig zu werden und so seinen höchsten Wunsch zu erfüllen; wie ihn ein drolliger Backfisch (der die Raubthierkrallen ein ganz klein wenig hervorstreckt) und eine liebesieche Wittib zu der Erfüllung dieses Wunsches verhelfen, das ist mit mehr liebenswürdiger als verblüffend originaler Kunst dargestellt. Wäre der Verdacht nicht beleidigend, so möcht' ich behaupten, Strindberg habe mit dem Lustspielchen eine Parodie auf unsere einheimische Komödienschreiberei bezweckt; so erfrischend carikirt er eine Reihe wohlbekannter „Charaktertypen", die hier zu Lande lebhaft als Clichés gehandelt werden.

Unverfälschten Strindbergianismus aber predigen die Tragikomödie „Gläubiger" und das Trauerspiel „Vor dem Tode". In diesem letzteren Stück sinkt ein schon lange zerbrochener, morscher Mann vollends zusammen, dessen Elend sein Weib verschuldet, dem es alles Glück und selbst die Liebe seiner Kinder gestohlen hat. Um so unheimlicher ist des Helden Untergang, als eine Todte ihn zu Boden wirft, ein abscheuliches Gespenst. Madame Durand zu Liebe hatte Herr Durand einst einen dummen Streich begangen, und diesen Umstand nutzte das Weib aus, um noch auf dem Sterbebette ihre drei Töchter gegen den Vater zu verhetzen. Was sie zu Lebzeiten thun konnte, dem guten Kerl das Dasein zur Hölle zu machen, hat sie redlich gethan; aber während sie ihn mit Peitschen schlug, stacheln die Töchterlein den Alten mit Skorpionen. Ausgemergelt und verzweifelt, moralisch und finanziell bankrott, ruinirt durch die Töchter, die ausnahmslos seine zärtliche Vaterliebe mit gemeinem, schnödem Undank vergelten, beschließt er zu sterben. Aber nicht, ohne die Zukunft der Geliebten sicher gestellt zu haben: eine Lebens- und eine Feuerversicherungs-Police müssen dazu helfen. Strindberg läßt die selbstlose, pelikanartige Vaterliebe in bengalischem Feuer erglühen, und mit wahrhaft höllischen Farben malt er die niederträchtigte, kichernde Herzlosigkeit des töchterlichen Kleeblattes aus: „Wenn Du es selber willst —" sagt das Nesthäkchen, Vaters Liebstes, als der alte Mann ihr seinen grausigen Entschluß ankündigt. Vielleicht gibt es Leute, die in dieser epigrammatischen Wendung den Triumph tiefdringender Seelenkunde erblicken. Andern wieder wird sie — ich will den kräftigen Ausdruck Luthers nicht anwenden — . . . . erlogen dünken. Ich gehöre zu diesen Anderen. Jeder gehört zu diesen Anderen, der da weiß, daß eines Vatermordes solcher Art nur Theaterkanaillen sich schuldig machen können. Eine sehr arge Hausfrau mag Strindberg sein genannt und bis in die letzten Winkel ihres verworfenen Gemüths studirt haben; die Seele seiner Schwester hat er nie durchforscht. „Vor dem Tode" fand nur bei einigen sehr jungen Herrlein und einigen sehr unjungen Fräulein in den verborgensten Parkettreihen Beifall; im Uebrigen widert es mit seiner schreienden Unwahrheit, seinen ekelhaften Megären, seinem Mangel an Poesie und physiologischer Feinheit selbst unser Premièrenpublikum an.

Stürmischen, minutenlangen Beifall erntete dagegen die erste Gabe der Matinée, die Tragikomödie „Gläubiger". Diese Gläubiger sind Menschen, denen ein Anderer Ehre und Lebensglück stahl und die nun an seine Thüre pochen, Zahlung für alles heischend, was man ihnen genommen; hat. Mit erstaunlicher Kunst, die die abnorme Länge des Einakters völlig vergessen machte und athenienſische Andacht bei den Hörern hervorrief, zeichnete der Dichter die seelenlose, sinnenheiße Schlange, die freche Unholdin, welche dem Manne alle Kraft raubt und mit seinem Können sich schmückt, welche die ausgesaugte Citrone dann lachend bei Seite wirft. Wie eine Nachtmahre hat diese Thekla ihren zweiten Mann, den Maler Adolf, beschlichen und langsam zu der mitleidwürdigen Ruine gemacht, als welche er uns erscheint. Alles hat sie ihm entwendet, um selbst dadurch zu steigen, sein Wissen, seine Leidenschaft, seinen Willen, seinen Gott und seine Gesundheit. Die Stunde aber kommt, wo ihr erstes Opfer, das in der Abgeschiedenheit zu neuem Leben erstarkte, Rechenschaft fordernd sich naht, und den jungen Königssohn aus ihren Krallen zu reißen, den Wehrwolf zu entlarven sucht. Wie es in Märchen immer ist, glückt der Plan, die gierige, kannibalische Närrin geht in die Falle, aber der arme Prinz Adolf ist nicht mehr zu retten. Ein Nervenschlag setzt seinem Leben ein Ziel. Genau so schließen auch E. T. A. Hoffmanns entsetzliche Geistergeschichten. Daß auch in diesem Stück die handelnden Personen nicht Menschen, sondern Gespenster, Ausgeburten einer rachsüchtigen Phantasie sind, weiß der Autor durch eine Fülle feinsinniger Beobachtungen und verblüffender Paradoxe vergessen zu machen; auch fand das zum Theil mit Strindberg noch gar nicht bekannte Parkettfüllsel an der ersten Aeußerung seiner Monomanie und perversen Kunst klärlich mehr Gefallen als an den folgenden beiden tristen Abklatschen.

Gespielt wurde besonders die Tragikomödie mit entzückender Verve. Daß das Residenztheater in Berlin die einzige Bühne ist, wo man immer auf ein ausgezeichnetes Zusammenspiel rechnen darf, haben Rudolf Rittner, Josef Jarno und Rosa Bertens aufs neue bewiesen; die Durcharbeitung jeder einzelnen Rolle nun gar übertraf die hochgespanntesten Erwartungen der Strindberg-Gemeinde. Auch Herr Pagay als Durand verdient hohes Lob. Ganz in der Stille streift hier unsere Schauspielerkunst das mätzchenhaft Theatralische ab und wird wieder jung, wird wahrhaftig.

Ueber die Aufführung von Ibsen's „Baumeister Solneß" im Lessing-Theater sei nur Weniges gesagt, denn das Drama selbst ist in der vorletzten „Gegenwart" bereits ausführlich von einem ibsenfesten Charadendeuter untersucht worden. Was aber schon bei der Lectüre verworren und nebelhaft erscheint, vermag das immer vergröbernde Theater, zumal in einer Darstellung, die dem Dichter alles schuldig bleibt, ganz gewiß nicht zu erhellen. Um so weniger, als Director Blumenthal mit seinem Rothstift auf eine so brutal verständnißlose Weise in dem ihm anvertrauten Werke gehaust hat, daß man dem Dichter nur rathen kann, ein nächstes Mal die Gastfreundschaft einer pietätvolleren Bühne zu fordern. Einzig Frl. Marie Meyer, welche die wundervoll gezeichnete schrullenhafte Gattin des Titelhelden gab, stand auf der Höhe ihrer Aufgabe. Ganz verfehlt traten die zwei übermenschlichen Hauptfiguren in die Erscheinung. Reicher war verkünstelt und trocken, ein müder fin de siècle-Mensch, und Frl. Reisenhofer ein ungezogener, hysterischer Backfisch, nicht mehr. In Beiden lebte kein Funke von dämonischer Urkraft, ohne die Ibsen's blutige Gespenster zu schattenhaften Alltagsfiguren werden. Dem mystisch-symbolisch-allegorischen Bühnenstück hat schon das Premièrenpublikum das Lampenlicht so entschieden ausgeblasen, daß es auf lange hinaus nur noch im papiernen Reich der Dichtung fortleben wird. Unsere lieben Zeitgenossen gehen nun einmal bloß in's Theater, um sich leicht und seicht zu unterhalten, nicht aber um sich von einem unbequemen Magus des Nordens Welträthsel aufgeben zu lassen. Das gilt für Ibsen wie für Strindberg.

Notizen.

Die nationale Einigung der Deutschen. Von Otto Henne am Rhyn. (Hannover, Carl Meyer). Von dem bekannten Schweizer Culturhistoriker und Staatsarchivar eine lichtvolle Auseinandersetzung der Entstehungsgrundlage und Zukunftsaufgabe des neuen Reiches, die er in drei Fragesätzen beleuchtet: Wie ist das deutsche Reich entstanden? Was haben die Deutschen ihrer Einigung zu verdanken? Was thut dem deutschen Reich noth? Namentlich der dritte Theil wird des Lesers Interesse gewinnen, da, wo des Polikers Urtheil in den Vordergrund tritt. Dieser Abschnitt läuft darauf hinaus, daß der größte Nothstand des Reiches das Parteiunwesen ist, als dessen unedelste Blüthe der Verfasser den Antisemitismus zuerst nennt, der eben, wie das ganze Parteiwesen aus der Verfehlung eines culturhistorischen Standpunktes für diese Dinge entstanden sei. Sehr billig und weitschauend beurtheilt er ferner den Culturkampf, erachtet die „Maigesetze" in ihrer Nachwirkung ebenso für den Einfluß der Jesuiten günstig, wie er das Sozialistengesetz als zu Gunsten der Sozialdemokratie ausgefallen ansieht; ist aber ein abgesagter Feind der Jesuiten und des das Staatswesen unterwühlenden „Ultramontantismus". Dagegen findet er eine Vereinigung aller vernünftigen und denkenden Deutschen zur Bekämpfung der Sozialdemokratie nöthig, die vom Anarchismus nur durch einen papiernen Schleier getrennt sei, und sieht in der moralischen Erziehung der Massen das wirksamste und einzige Gegenmittel. Im Uebrigen kann nur noch mit Thaten, durch vernünftig soziale Einrichtungen, geholfen werden. Mit einer an dem geborenen Demokraten anerkennenswerthen Objectivität erklärt der Verfasser die monarchische Staatsform als die beste für Preußen, Deutschland; und so Deutsch manches über unseren Staatshaushalt Gesagte, daß sich der gute erinnerte ebenso oft die Vorzüge seiner Landesregierung muß vom Ausländer vorrühmen lassen. E. B.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

= *Ende Februar beginnt zu erscheinen* =

in fünfter, gänzlich neubearbeiteter, verschönter und vermehrter Auflage:

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Mehr als 100,000 Artikel auf nahezu 17,500 Seiten Text mit ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 950 Tafeln, darunter 152 Chromotafeln und 260 Kartenbeilagen.

17 Bände in Halbleder geb. zu je 10 Mk. = 6 Fl. ö. W. oder auch 272 Hefte zu je 50 Pf. = 30 Kr.

Probehefte und Prospekte gratis durch alle Buchhandlungen.

= Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. =

Soeben erschien im Verlage von **Otto Wigand** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

In Sachen der Hypnose und Suggestion.

Ein Vademecum für Herrn Prof. Wundt.

Herausgegeben von **Dr. F. Wollny.**

Preis 50 Pfge.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserem Verlage erscheint:

„Aus fremden Zungen".

Jährlich 24 Hefte — à 6 Bogen in Umschlag.

Preis pro Heft: 50 Pfennig.

Herausgegeben von Joseph Kürschner.

Vielseitigstes Unterhaltungsblatt. Sammelstelle der besten und neuesten schönwissenschaftlichen Werke des Auslandes. Durchaus eigenartig. Vertritt einen frischen, modernen Geist und bietet seinem Leser, was er sonst nirgends findet.

Soeben beginnt der neue Jahrgang, der Werke obengenannter u. a. Autoren enthält.

Zu beziehen
durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag von Gustav Leutzsch in Gera (Reuß).

Edward Stilgebauer: Vom Wege, sechs Novellen. 8°. 160 S. eleg. brosch. 2 *M.*

Edward Stilgebauer: Herodes, histor. Roman. 8°. 208 S. eleg. brosch. 3 *M.*

Durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrags franco vom Verlag zu beziehen.

Hartmann, Eduard von, Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus. 2. erweiterte Auflage. Gr. 8°. (373 S.) Preis brosch. Mk. 6.—.

Der berühmte Philosoph weist in diesem Buche die Anfeindungen und Mißdeutungen, die seine Philosophie erfahren, mit glänzender Schärfe zurück. Er weist klar nach, daß sein Pessimismus mit dem ursprünglichen Pessimismus Kants völlig übereinstimme und nichts zu thun habe mit der Schopenhauer'schen Entstellung des Kant'schen Vorbildes, daß sein Pessimismus ein streng wissenschaftliches, lösbares und gelöstes Problem sei, daß er nicht nur nicht schädlich, sondern geradezu die Voraussetzung des religiös-ethischen Idealismus sei. Die neue Auflage ist doppelt so stark als die erste. Durch die neuen Zusätze verdient die neue Auflage dieselbe Beachtung wie ein neues Werk. In den hinzugefügten Abhandlungen orientiert der Verfasser über den allgemeinen Begriff der Axiologie, beleuchtet die Stellung, die dem Pessimismus in seinem philosophischen System zukommt, bespricht das Verhältnis Plotins zum Optimismus und Pessimismus seiner Zeit und giebt eine eingehende Analyse des bekannten Werkes von O. Plümacher. Ferner behandelt er den Pessimismus in der Lyrik, die Bedeutung des Pessimismus für die Erziehung, widerlegt schlagend die Behauptung, daß der Pessimismus zum Selbstmord führe und weist die neuerlichen Angriffe von Busch, Volkelt und Döring energisch zurück. Schließlich beschäftigt sich der Autor noch mit dem Bedenken, die von theologischer Seite in Betreff der Konsequenzen des Pessimismus für den Gottesbegriff geltend gemacht worden sind. Aus diesem reichen Inhalt wird man ersehen, daß das Buch für jeden, der seinen Hartmann gründlich kennen will, ganz unentbehrlich ist.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig.**

Für nach Italien Reisende.

Italienischer Salat.

Allerlei Heiteres aus dem Lande der Citronen

von

Oscar Justinus.

220 Seiten 8°. Preis 2 Mark geheftet, 3 Mark gebunden.

Vossische Zeitung. Sämmtliche Artikel verrathen eine treffliche Beobachtungsgabe und volles Verständniß für das Reisen.

Berliner Tageblatt. Es ist ein von bester Laune durchsetzter ethisch-socialer und wirthschaftlicher Bädeker.

Berl. Local-Anzeiger. Der „italienische Salat" ist eins der liebenswürdigsten und nützlichsten Bücher, die in den letzten Jahren über Italien geschrieben worden sind.

Norddeutsche allgem. Zeitung. Wir finden darin nicht nur die angenehmste Unterhaltung, sondern jeder Italienreisende erhält vielfach praktische Winke, um auf genußreiche und zweckmäßige Weise sich mit den Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner abzufinden.

Leipziger Tageblatt. Es sind nicht trockene Schilderungen eines kritisch beanlagten Berichterstatters, sondern frisch erfunden und frisch wiedergegebene Eindrücke eines leicht und warm begeisterten Beobachters.

Verlag von Richard Wilhelmi in Berlin.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 4. Februar 1898. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die politische Lage und unser Heer. Von v. T. — Commissionsberathungen. Von P. Asmussen. — Jüdischer Antisemitismus. Von einem Juden. — **Literatur und Kunst:** Pariser Kunsteindrücke. Von Ernst Zimmermann. — Zur Lehre von Zeit und Raum. Von Carl du Prel. — Rudolf Lothar. Von Max Wundtke. — **Feuilleton:** Als der Vater nach Hause kam. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Ein politisches Gründerjahr. Von Caliban. — Opern und Concerte. — Notizen. — Anzeigen.

Die politische Lage und unser Heer.

Obgleich der Reichskanzler wiederholt die Erklärung abgab, daß die politische Lage keinen Grund zur Beunruhigung enthalte, wies er dennoch in seiner letzten größeren Rede in der Commission auf einige Momente der Beunruhigung hin und zwar darauf, daß es in Frankreich gähre, daß dort ein hervorragender Staatsmann zwar im Augenblick fehle und das Entstehen einer Dictatur darum jedoch nicht ausgeschlossen sei. Er erwähnte ferner, daß russische Parteien behaupteten, der Weg nach Constantinopel führe durch das Brandenburger Thor. Weder zwischen den Monarchen, noch zwischen den Regierungen und Staaten, wohl aber zwischen der öffentlichen Meinung bestehe eine Feindschaft. Nach Beleuchtung des Strebens Rußlands nach Constantinopel bemerkte der Kanzler weiter, bei der Freundschaft Frankreichs mit Rußland müsse man auf einen Krieg mit zwei Fronten gefaßt sein. Während diese Ausführungen des Kanzlers unbestreitbare Momente der Beunruhigung enthalten, ging man von anderer Seite sogar so weit, von einem „Ernst der Lage" und „drohenden Gefahren" zu sprechen. Gegenüber dieser wahrscheinlich nicht absichtslosen Schwarzmalerei der Situation erscheint es vielleicht angemessen, die heutige Gestaltung der politischen Lage, welche überdies in gewissen Hauptmomenten von längerer Dauer zu sein verspricht, und deren politische und militärische Consequenzen einer Erörterung zu unterziehen.

Da in Frankreich, wie Graf Caprivi bemerkte, ein prominenter Mann mit ausgesprochen kriegerischen Neigungen, wie etwa seiner Zeit der Kriegsminister Boulanger, heute fehlt, welcher sich der Dictatur zu bemächtigen im Stande wäre, und da noch unlängst der das allgemeine Vertrauen genießende Generalissimus des französischen Heeres in einem künftigen Kriege mit Deutschland, General Saussier, bei Gelegenheit einer Festlichkeit im Kreise der commandirenden Generale dem Präsidenten Carnot gegenüber aussprach, daß die französische Armee heut ebenso republikanisch wie das übrige Frankreich sei und treu zur Republik stehe, so erscheint in Frankreich bis auf Weiteres eine jede Militärdictatur ausgeschlossen, und die Republik durch ihre derzeitigen Wirren überdies derart mit der Regelung ihrer inneren Angelegenheiten und Spaltungen beschäftigt, daß eine Kriegsgefahr von dieser Seite auf absehbare Zeit als ausgeschlossen gelten kann. Ueberdies ist das Ansehen der Regierung der Republik durch die letzten Vorkommnisse in einem Grade geschädigt, daß ein Pactiren des Zaren mit einer derart erschütterten republikanischen Staatsgewalt höchst unwahrscheinlich ist. Jene kriegerischen Ablenkungsversuche bei inneren Wirren, welche in Frankreich in früherer Zeit stattfanden, von denen derjenige im Jahre 1870 mit einem verhängnißvollen Mißerfolge, der eine der schwersten Niederlagen des Landes zur Folge hatte, endete, dürften heute somit kaum zu erwarten und Frankreich mit der Ordnung seiner inneren Verhältnisse aller Voraussicht nach noch auf längere Zeit hinaus vollauf beschäftigt sein.

Was Rußland aber betrifft, so dürfte dasselbe im jetzigen Moment und ebenfalls für einen beträchtlichen Zeitraum nicht Veranlassung nehmen, in seinem Streben, nach Constantinopel vorzudrängen, zu einer kriegerischen Action zu schreiten, da es weder die Neubewaffnung seines Heeres durchgeführt, noch seine Finanzen geordnet, noch die Folgen des Mißwachses in seinen südlichen Provinzen überwunden hat, und da, wie erwähnt, ein Pactiren seinerseits mit Frankreich, um einen großen, allgemeinen, continentalen Krieg in Scene setzen zu können, durch die Erschütterung der Regierungsgewalt in Frankreich sehr in Frage gestellt ist. Ein Krieg Rußlands im Verein mit Frankreich aber, um Frankreich den Wiedergewinn Elsaß und Lothringens zu verschaffen, erscheint russischerseits nicht etwa aus Freundschaft für Frankreich, sondern nur in der Absicht denkbar, bei dieser Gelegenheit Oesterreich-Ungarn niederzuwerfen, um sich alsdann gegen sein eigentliches Ziel, die Türkei und Constantinopel, wenden zu können. Im letzteren Falle aber würde Rußland unzweifelhaft dem energischen Widerstande der Pforte und Englands, und bei einem etwaigen gleichzeitigen Angriff auf Oesterreich-Ungarn denjenigen Deutschlands begegnen. Was das Eingreifen Englands aber bei einem russischen Angriff auf die Türkei betrifft, so würden in dem Augenblick, wo Rußland den Zeitpunkt gekommen erachtet, um angriffsweise an der unteren Donau vorzugehen, zweifellos eine Gruppirung der Mächte eintreten, welche den Schwerpunkt sehr zu Gunsten des Dreibundes verschieben müßte. Nicht nur würden Rumänien und Bulgarien, sowie die Türkei förmlich an die Seite der Dreibundmächte gedrängt, sondern es träte dann auch an England die Nothwendigkeit zu einer activen Politik heran, welche nur eine antirussische sein könnte. Bei den gegenwärtigen Erörterungen über die Militärvorlage wird überhaupt nicht nur die wirthschaftliche Lage zu sehr außer Acht gelassen, man wendet auch der diplomatischen Lage nicht die genügende Aufmerksamkeit zu. Man darf jedoch annehmen, daß während die Militärs alle Anstrengungen gemacht haben, um die militärische Rüstung des Deutschen Reichs zu vervollkommnen, auch unsere Diplomatie nicht müßig gewesen ist. Bei der gegenwärtigen Constellation der Mächte ist

Digitized by Google

die Stellungnahme Englands von der größten, vielleicht entscheidenden Bedeutung. Da ist es nun — so sehr Großbritannien seine eigenen Wege zu gehen und bis an die äußerste Grenze neutral zu bleiben liebt — eine beruhigende Erwägung, daß alle Interessen Englands bei einem großen europäischen Conflict an die Seite des Dreibundes weisen. England kann nicht gleichgültig zusehen, wie Rußland die Alleinherrschaft in den Dardanellen, Frankreich die beherrschende Position im Mittelmeer erlangt. Durch ein weiteres Emporkommen Rußlands wäre die Stellung Englands in Indien nicht nur bedroht, sondern vollständig unhaltbar gemacht. Wenn man von den Aussichten eines Zusammenstoßes des Dreibundes mit der russisch-französischen Coalition, welche zweifellos alle ungelösten Fragen in Fluß bringen würde, redet, solle man nie vergessen, England, den erbittertsten und aufopfernden Feind des großen Napoleon, als einen bedeutungsvollen Faktor mit in Betracht zu ziehen.

Nimmt man nun an, Rußland führe den vielbesprochenen Anfall zur See gegen Constantinopel, ohne gleichzeitig Oesterreich-Ungarn den Krieg zu erklären, aus, so würde diese Macht zweifellos sofort gegen die Besitzergreifung Stambuls durch die Russen bewaffnet interveniren, und ebenso England in Anbetracht des hohen Interesses, welches es in der Aufrechterhaltung der Macht der Pforte am Bosporus besitzt. Deutschland aber brauchte in diesem Falle nicht zum Schwert zu greifen, da der casus foederis eines Angriffes auf Oesterreich-Ungarn nicht vorliegt, und sein Interesse an der Aufrechterhaltung des status quo am Bosporus nicht bedeutend genug ist, um „die Knochen eines pommerschen Grenadiers" dafür zu opfern. Anders aber würde sich die Sachlage gestalten, wenn Frankreich in dem Angriff Oesterreich-Ungarns auf die russischen Streitkräfte in der Türkei, seinerseits den casus foederis als gegeben betrachtet und im Verein mit Rußland den Kampf gegen Oesterreich-Ungarn, England und die Türkei aufnimmt. In diesem vielleicht einzigen Falle würde Deutschland auch seinerseits den Bündnißfall für eingetreten erachten können, und gegen Frankreich und Rußland das Schwert ziehen. Es würde dies Eingreifen jedoch dann unter den günstigsten Umständen, nämlich an der Seite Oesterreich-Ungarns, Englands, der Türkei, Rumäniens, Bulgariens und zweifellos wohl auch Italiens erfolgen, so daß die etwas geringere Anzahl der Streitkräfte des Dreibundes denen Frankreichs und Rußlands gegenüber in Anbetracht der Mitwirkung der vorgenannten Mächte weit mehr wie ausgeglichen würde.

Allein selbst, wenn es Frankreich gelänge, Rußland zu einem Kriege gegen den Dreibund zu bewegen, welcher nicht das ausgesprochene Ziel, nach seiner siegreichen Beendigung auf Constantinopel vorzugehen, sondern nur die Rückgabe Elsaß-Lothringens von Deutschland und die Veränderung der politischen Schwergewichtslage als äußerlich erkennbares Ziel bezweckte und hinstellte, so würde dieser Krieg auf Seiten des Dreibundes zum mindesten unter wohlwollender wahrscheinlich selbst bewaffneter Neutralität der Türkei, Rumäniens und Bulgariens und vielleicht selbst Schwedens geführt werden, dessen Sympathien Rußland nicht besitzt, und bei welchem alte Differenzpunkte mit Rußland zu begleichen sind.

Die bei dem gesunden Sinn der Hauptmasse des dänischen Volkes überdies kaum ernstlich zu besorgende Theilnahme Dänemarks an dem Kampfe auf französisch-russischer Seite, würde durch jene Haltung Schwedens wahrscheinlich paralysirt werden. In beiden angenommenen Fällen werden daher aller Voraussicht nach England, die Türkei, Rumänien und Bulgarien, sowie Schweden entweder activ eingreifend oder in wohlwollender, zum Theil wahrscheinlich selbst bewaffneter Neutralität den Dreibundsmächten zur Seite stehen, so daß Rußland und Frankreich nicht unbeträchtliche Streitkräfte zur Beobachtung der Türkei und Rumäniens oder zum Schutze von Tunis und Algier von ihren Heeren abzuzweigen genöthigt sein werden. Die politische Situation ist daher in keinem Falle eine den Dreibundmächten irgend wie nachtheilige, im Gegentheil eine ihnen günstige, so daß die geplante enorme Verstärkung des deutschen Heeres in diesem Umfange und unter dieser Belastung des Landes keineswegs durch die allgemeine politische Lage geboten erscheint. v. T.

Commissionsberathungen.

Von P. Asmussen.

Es ist gewiß eine gute Sitte, daß die wichtigeren Gesetzesvorlagen, bevor sie das zweite Mal vor versammeltem Parlamente gelesen und durchberathen werden, erst einer Commission zur Vorberathung überwiesen werden, einmal, weil in die Commission jede Fraction ihre tüchtigsten Arbeiter zu senden pflegt, und sodann, weil die Commissionsberathungen einen mehr vertraulichen Charakter wenigstens tragen können.

Wenn wir gerade auf den letztgenannten Punkt ein Hauptgewicht legen, so muß man das nicht verkehrt ausdeuten. Wir wollen durchaus nicht den Commissionsberathungen den Charakter von politischen Theeabenden aufgedrängt wissen, wo man sich über Dieses oder Jenes gemüthlich unterhält und sich persönlich und gesellschaftlich näher tritt, als das sonst im parlamentarischen Leben möglich ist. Im Gegentheil, es soll in den Commissionen viel und ernst gearbeitet werden, sonst mögen sie lieber verschwinden. Aber es gibt bei manchen Gesetzesvorlagen doch auch einige, sagen wir geheime Motive, von denen sich die Regierung oft in einem recht bedeutenden Maße hat leiten lassen und von denen ihr Vertreter vor besetztem Hause und gedrängt vollen Tribünen nicht gerne redet. Nehmen wir als Beispiel einmal die Militärvorlage. Daß wir eine Vermehrung unserer Heeresziffer nöthig haben, um mit den Rüstungen unserer muthmaßlichen Feinde gleichen Schritt zu halten und allen Eventualitäten eines Krieges gegenüber gerüstet zu sein, trotzdem im Augenblick keinerlei Kriegsgefahr bestehe, hat Graf Caprivi vor versammeltem Reichstage behauptet und zu beweisen gesucht. Wie weit ihm das Letztere gelungen ist, ist hier nicht zu untersuchen. Eine Kritik ist diesmal unsere Sache nicht. Auf eine eingehende Beweisführung konnte er sich nicht einlassen.

Ohne Zweifel weiß Deutschland über die Ausrüstung und Tüchtigkeit der russischen und französischen Heere, über Anlage, Stärke, Besatzung und Vertheidigungsfähigkeit der feindlichen Festungen, vielleicht sogar über Angriffspläne und was damit zusammenhängt, mancherlei. Wenn wir Deutschland sagten, so meinten wir die deutsche Regierung. Wie viel sie aber weiß, davon darf im Auslande, namentlich aber im feindlichen Auslande, Niemand etwas wissen, weil man dann dort sofort Anstalten machen würde, dieses Wissen zu einem unnützen zu machen. Ohne Zweifel weiß auch Deutschland genau, wie es einem Angriff von Westen oder Osten her oder von beiden Seiten zugleich zu begegnen gedenkt, aber diese Pläne darf man im feindlichen Auslande nicht kennen. Vor versammeltem Reichstage läßt sich so etwas nicht erörtern, wohl aber nach unserer Meinung in der Commission, ja, hier sollte es erörtert werden.

Jeder, der Caprivi's Rede zur Begründung der Militärvorlage gehört oder gelesen hat, hat den Eindruck bekommen, daß der Reichskanzler an eine unmittelbare Kriegsgefahr nicht glaubt. Er will nicht einmal Rußland als eigentlichen Feind betrachtet wissen, sondern betrachtet gewissermaßen die Frage als eine offene, ob nicht in einem deutsch-französischen Kriege Rußland nicht doch vielleicht neutral bleiben könnte, wenn er auch zugibt, daß Rußland während des Krieges zu Gunsten Frankreichs eingreifen oder nach beendetem Kriege mit uns anbinden kann. Nun sind wir ziemlich sicher, daß uns Frankreich ohne fremde Hülfe nicht angreift und daß es diese Hülfe nur bei Rußland finden kann. Ist also Rußland friedfertig, so ist der Weltfriede gesichert und die Militärvorlage könnte wenigstens warten. Wenn man sie trotzdem, trotz der ungünstigen Finanzlage des Reiches und der Einzelstaaten und trotz

Digitized by Google

der unendlichen Schwierigkeiten, die Vorlage finanziell sicher zu stellen, heute bringt, so muß die Reichsregierung mehr wissen und mehr befürchten, als sie vor den Ohren der ganzen Welt sagen kann. Könnten ihre Vertreter zu den Commissionsmitgliedern in vertrauter Weise reden, ohne die berüchtigten Ohren der Wände fürchten zu müssen, vielleicht wäre die Annahme der Vorlage trotz Lasten und Mehrkosten unzweifelhaft.

Aber hier gerathen wir auf einen wunden Punkt und können nicht umhin, mit der Tagespresse ein wenig in's Gericht zu gehen. Die großen Tagesblätter suchen eine Ehre darin, einander in der Schnelligkeit der Berichterstattung den Rang abzulaufen. Leider nur zu oft geschieht die Schnelligkeit auf Kosten der Zuverlässigkeit und die „Zeitungslügen" — das Volk bedient sich nun einmal dieses wenig parlamentarischen Ausdruckes — sind mit Recht berüchtigt. Was heute behauptet wird, muß morgen widerrufen werden und kommt übermorgen in einer neuen Version wieder. Das geplagte Redactionspersonal hat gar keine Zeit, sich um die Glaubwürdigkeit aller eingehenden Nachrichten zu kümmern, der Verleger aber will auf den Ruhm der schnellsten Berichterstattung durch seine Zeitung nicht verzichten und da die Zeitungen unter einander auch einen starken Concurrenzkampf auszufechten haben, wächst die Sorge um die schnelle Berichterstattung und die vom Volke verwünschte Unsicherheit nimmt zu. Eine weitere Folge dieses Concurrenzkampfes aber ist es, daß wenigstens die größeren Zeitungen sich verpflichtet fühlen, Alles zu wissen. Immer weniger können sie dabei der Dienste sogenannter Eingeweihter entbehren, Menschen, die sich hierher und dorther allerlei neueste Nachrichten zu verschaffen wissen, häufig aber nicht mehr wissen, als Andere sich ungefähr auch denken können und die oft ihrer Phantasie die Zügel bedeutend schießen lassen, aber doch stets wieder zu Gnaden angenommen werden, weil sie doch manchmal gute Nachrichten sich zu verschaffen wissen.

Als einen Auswuchs der Alleswisserei aber müssen wir es von unserem Standpunkte aus betrachten, daß die Zeitungen auch über die Commissionsberathungen längere oder kürzere Referate bringen. Das mag nun manchmal ganz unverfänglich sein, aber der Charakter des Vertraulichen geht den Commissionsberathungen dadurch verloren. Die Commission wird zu einer Art von Parlament in und aus dem Parlament. Freilich macht in derselben die Regierung ihre geheimen und vertraulichen Mittheilungen und die gute Sitte verlangt dann, daß dergleichen nicht ausgeplaudert wird und diese gute Sitte ist bis dahin ja wohl noch nicht übertreten worden. Aber ein Mal soll auch immer das erste Mal sein. Und die Regierung würde mit weit größerer Gemüthsruhe vertraulich zu den Commissionsmitgliedern reden und ihnen weit mehr offenbaren, wenn die Commissionsberathungen geheim gehalten würden und wenn nichts darüber in die Presse käme. Jetzt mag etwas Mißtrauen von Seiten der Regierung vom streng rechtlichen Gesichtspunkte aus freilich überflüssig erscheinen, aber vom allgemein menschlichen Standpunkte aus ist es sehr gut begreiflich. Wir erinnern nur an die jüngsten Fälle, wo Graf Caprivi genöthigt war, gewisse Aeußerungen in der Commission als von der Presse mißverstanden zu berichtigen.

Man könnte nun freilich einwenden, wenn über den Fortgang der Commissionsberathungen nichts in der Presse veröffentlicht würde, wisse man im Volke gar nicht, womit man sich in diesen ehrenwerthen Körperschaften die Zeit vertreibe. Dieses Hinschielen nach dem „souveränen Volke" hat nun schon manches verdorben und wird voraussichtlich noch viel mehr verderben, wenn man es nicht bei Zeiten bleiben läßt. Dieses souveräne Volk setzt sich in der Regel aus einigen Leitartiklern und einigen Bierbankpolitikern zusammen. Wer von denen nicht zu stark an der Schlafmütze gezupft wird, kümmert sich um die Politik blitzwenig und ist sehr zufrieden, wenn nur die Politik ihn in Ruhe läßt. Und um das Volk so zu erziehen, daß es an solchen Dingen Antheil nehmen kann, fehlt uns vor allen Dingen, trotz der Unzahl der politischen Tagesblätter, die Presse, die, wie sie nun einmal in Deutschland da ist, den Parteien dient, nicht der Aufklärung des Volkes. Um die Commissionsbeschlüsse aber hat sich nun das Volk gar nicht zu kümmern.

In Deutschland wählt das Volk seine Abgeordneten zum Reichstag als Vertrauensmänner. Wie die Herren in jedem einzelnen Falle zu stimmen haben, darüber hat der Wähler seinen Abgeordneten keinerlei Vorschriften zu machen, und wenn ein oder das andere Mal dergleichen Vorschriften gemacht werden, ist der Gewählte an sie keinen Augenblick gebunden. Die Vertrauensmänner dieser Vertrauensmänner aber sind wieder die Mitglieder der verschiedenen Commissionen. Zu diesen Leuten kann man denn schließlich auch wohl das Vertrauen haben, daß sie die ihnen vorgelegten Materien prüfen und zwar nach bestem Wissen und Gewissen, ohne daß gerade das Volk erfährt, was denn die Herren jeden Tag und jede Stunde beschlossen haben und was dieses oder jenes Mitglied zur Sache geredet hat. Sind es übrigens die Gewähltesten der Gewählten, die an dergleichen Berathungen Antheil nehmen, so dürften sie auch über den kleinlichen Ehrgeiz erhaben sein, ihre Reden in der Commission oder den Inhalt derselben in die Welt hinausposaunt zu sehen und den Mannesmuth bewundern zu lassen, mit dem sie, so zu sagen unter vier Augen, den Vertretern der Regierung entgegengetreten sind, wozu denn auch freilich nicht viel Muth nöthig ist.

Uebrigens muß das Volk doch einmal gründlich von dem Wahn geheilt werden, daß es in den Commissions- oder den Sitzungsberichten des Reichstages die Reden der Abgeordneten erhält. Natürlich erlaubt der der Tagespresse zur Verfügung stehende Raum, der auch bei den im größten Umfange erscheinenden Blättern dem Stoffe gegenüber ein recht beschränkter ist, immer nur, die Reden abgekürzt zu geben. Und wer nun thatsächlich in seiner Zeitung die Reden dem Hauptinhalte nach bekommt, kann sich freuen. In der Regel werden sie mehr oder weniger nach dem Parteistandpunkte der Zeitung redigirt. Ein conservatives Blatt bringt z. B. die Reden der Conservativen ausführlicher als die der Mitglieder anderer Parteien, hebt das hervor, was der eine oder der andere Redner zur Vertheidigung des conservativen Standpunktes bringt und zur Widerlegung der Ansichten anderer Parteien, während eine scharfe und vielleicht treffende Abfertigung von anderer Seite her möglichst abgeblaßt wird. Und so machen es die Blätter anderer Parteien mit den Sitzungsberichten der Parlamente und Commissionen auch.

Schließlich wird ja auch in den Commissionen durchaus nichts Bindendes abgemacht, die Commissionsberathungen sind Vorberathungen und etwaige Abänderungsvorschläge werden im Hause mitgelesen. In diesen Vorschlägen empfangen, auch wenn die Commissionsberathungen geheime Berathungen werden, Volk und Parlament den Extract der Commissionsberathungen. Der Berichterstatter der Commission hat es noch immer in seiner Hand, über die Motive, auf welche gestützt die Commission einen Paragraphen annahm oder strich, neu hinzufügte oder abänderte, dem Reichs- oder Landtage Mittheilung zu machen. Und hält er es für besser, die Gründe nicht an die große Glocke zu hängen, so wird bei der allgemeinen Achtung, der sich die Commissionsmitglieder erfreuen, doch auch der einfache Hinweis darauf genügen, daß die Commission nach den ihr regierungsseitig gemachten Eröffnungen die Sache nur befürworten könne, um einen Parlamentsbeschluß in dem Sinne herbeizuführen.

Es ist aber durchaus nicht unsere Meinung, daß geheime Commissionsberathungen nur den Zweck haben sollen, die Vertreter der Regierung zu einer freieren Darlegung ihrer Geheimnisse und Pläne zu bewegen. Auch die Commissionsmitglieder sollen Gelegenheit finden, sich den Regierungsvertretern gegenüber in freierer Weise zu äußern. Freilich auch in den Parlamenten ist der „Zorn der freien Rede" noch nicht verpönt und verstummt, im Gegentheil, es gibt ja auch Abgeordnete, die extra dazu vorhanden zu sein glauben, der Regierung die bittersten sogenannten Wahrheiten zu sagen und an allen ihren Vorlagen so wenig wie möglich gute Haare zu lassen. Aber wer einmal in der Lage war, jemand eine bittere Pille bei-

Digitized by Google

bringen zu müssen, der weiß auch, wie ungleich viel wirksamer es ist, dergleichen unter vier Augen zu sagen. Vor einer Gesellschaft glaubt jeder es sich und seiner Ehre schuldig zu sein, auch den begründetsten Vorwurf als unberechtigt abzuweisen. Unter vier Augen schwindet aber der Schein der Gehässigkeit. Rede und Gegenrede werden ruhiger, sachlicher und eben darum fruchtbringender. Vor versammeltem Parlamente und vollen Tribünen, gleichsam vor den Augen und Ohren der Welt, sieht es die Regierung als eine Schmach an, weichen zu müssen, und der Parlamentsredner möchte auch seinen Standpunkt bis auf das Aeußerste vertheidigen. Es ist ja charakteristisch, daß schon heute eine Verständigung über streitige Punkte immer in erster Linie von den Commissionsverhandlungen erhofft wird. Wären diese geheim, so würde eine Verständigung um so leichter erfolgen, weil Hans und Paul ja nicht zu erfahren brauchen und nicht zu wissen bekommen, weshalb von einer oder der anderen Seite nachgegeben worden ist, sondern nur das Resultat erfahren. Die Commissionsmitglieder könnten dann vielmehr über persönliche Erfahrungen und Stimmungen im Volke berichten. Es gibt in dieser Sache manchmal Dinge zu enthüllen, die für die Ohren der Welt durchaus nicht berechnet sind.

Wären die Commissionsberathungen geheim, so böte sie auch Gelegenheit, manch ein Stück schmutzige Wäsche zu waschen. Dergleichen gibt es in jedem Staate zu jeder Zeit, wenn auch in Deutschland kaum soviel als anderswo. Die Interpellationen über dergleichen Dinge sind nun sehr beliebt und durchaus nicht fruchtlos. Und einzelne Redner suchen eine Größe darin, dergleichen aufzugabeln und bei passenden, manchmal auch bei unpassenden Gelegenheiten vorzubringen. Wenn ein Militärposten einmal von seiner Waffe unzeitgemäßen Gebrauch gemacht hat oder eine Behörde hat von ihrem Einfluß einen ungesetzlichen Gebrauch gemacht, wenn ein Unterbeamter unverdientermaßen gemaßregelt wurde oder eine Oberbehörde einmal fünf gerade sein ließ und was der Fälle mehr sind, muß es gleich im Parlament zur Sprache gebracht werden. Natürlich ist es gut, daß die Regierung auf diesem Wege von Dingen erfährt, die sie sonst nicht leicht zu Ohren bekommt und die sie doch wissen muß. Aber die Redner reden denn doch wirklich manchmal mit etwas zuviel Pathos und geben manches liebe Mal solchen Dingen eine Wichtigkeit, die sie eigentlich kaum beanspruchen können. Dem gegenüber verfallen natürlich die Vertreter der Regierung zu leicht in das andere Extrem: sie wollen manchmal auch da vertheidigen, wo es nichts zu vertheidigen gibt. Und das Volk kommt da leicht zu der Ueberzeugung, daß die Regierung ihm nicht gerecht werden will. Durch die parlamentarische Behandlung derartiger Dinge werden Dinge zu Haupt- und Staatsactionen aufgebauscht, die von minimalster Wichtigkeit sind und im Auslande sieht man nicht selten auf Grund dessen die Zustände in Deutschland als durchweg barbarisch an.

Hätten wir Commissionen mit geheimer Berathung, so ließen sich derartige Beschwerden dort unter vier Augen anbringen und erst, wenn das nichts hülfe, würde man im Parlamente darauf zu reden kommen. Aber dann würde ja das Volk nichts davon erfahren? Solche Redner, die dergleichen nur vorbringen, um populär zu werden, thun im Grunde dem Volke keinen Gefallen. Von den zur Sprache gebrachten Dingen weiß das Volk als solches in der Regel nichts, es erfährt davon in der Regel erst durch die Verhandlungen. Und selbst die kleinen direct betheiligten Kreise haben die Sache in der Regel längst vergessen, wenn sie im Parlament zur Sprache kommen. Würden in der Commission die Dinge zur Sprache kommen, die Regierungsvertreter würden leichter mit sich reden lassen und die bemängelten Dinge schneller zur Erledigung kommen. Und darauf, nicht darauf, daß das Volk erfährt, wer die mächtigsten Reden vom Stapel gelassen hat, kommt im letzten Grunde alles an. Aber wie viele der großen Parlamentsredner glauben daran?

Wir glauben aber, daß die geheimen Commissionsberathungen manches Gute haben würden und daß man wenigstens den Versuch gern einmal machen könnte. Der Versuch aber müßte ein durchaus ehrlicher sein. Nicht nur, daß die Parlamentarier, die zu der Presse in Beziehung stehen, verpichte Brunnen sein müßten, die keinen Tropfen durchlassen, sondern Regierung und Commission mußten die in der Commission umstrittenen Gesetzesparagraphen nicht in der Presse weiter umstreiten. Der Streit in den Commissionen dürfte nicht eher in der Presse weiter geführt werden, wenn das Plenum ihn aufgenommen hat. Dies wäre ein leichtes, wenn alle an den Commissionsberathungen Betheiligten über diese Berathungen strengstes Schweigen auf Ehre und Gewissen versprechen müßten. Die Commissionsberathungen würden in dieser Weise den Charakter vertraulicher Besprechungen der hervorragendsten Parlamentarier mit der Regierung tragen, wobei sich beide Theile wohl befinden würden und manche Härte und Ecke vermieden würde.

Jüdischer Antisemitismus.

Von einem Juden.

Als kürzlich im Reichstage von conservativer Seite in scherzhaft-ironischem Sinne das Wort vom „Jüdischen Antisemitismus“ fiel, da regte es das Zwerchfell der Herren Reichsboten zu der bekannten Heiterkeit an, die, in Klammern gefaßt, ein gewissenhafter Zeitungsberichterstatter so leicht sich nicht entgehen läßt. Die Antithese wirkte; die Sache an und für sich ist aber gar nicht so spaßhaft, wie die Herren Abgeordneten zu denken schienen, die jener „Heiterkeit“ Ausdruck gaben, und der jüdische Antisemitismus, der ihrer schnell bereiten guten Laune zum Trotze thatsächlich existirt, gibt eher zum Nachdenken, als zur Heiterkeit Anlaß.

In unserer zum Schematisiren nur allzu sehr hinneigenden Zeit wird freilich alles ohne Weiteres in einen Topf geworfen. Jude bleibt Jude für Liebe und Haß, und nur selten einmal hört man ein unbefangenes Wort, das scheidet zwischen Juden und Juden, das bei dem bloßen Namen Jude sich nicht ohne Weiteres verachtungsvoll abwendet; aber auch nicht sofort davor niedersinkt in blinder Verehrung.

Dann aber thut es einem umso wohler, wenn man als Jude gewöhnt ist, daß einem täglich ein paar Dutzend neuer Niederträchtigkeiten meuchlings in die Schuhe geschoben werden, von deren Existenz man bis dahin manchmal kaum eine dämmernde Ahnung hatte, wenn man es aber auch in tiefster Beschämung mit ansehen muß, wie Alles, was von Juden ausgeht, und sei es auch noch so verdammenswerth, von einer gewissen Seite bis in den Himmel erhoben wird.

Es ist schwer, sehr schwer, über die Judenfrage zu reden, wenn man selbst Jude ist, und sei man Jude auch nur der Geburt nach; sehr schwer, wenigstens in einer Zeit wie der, in der wir leben. Wie oft möchte man selbst mit einstimmen in so viele Vorwürfe, die gegen das Judenthum erhoben werden, offen dessen Sünden bekennen, und wenigstens für einen großen Theil der Juden Anschuldigungen ohne Einwand gelten lassen, die wider sie in's Feld geführt werden; aber unwillkürlich verstummt man wieder, wenn man sieht, wie fortgesetzt ohne jedes andere Urtheil, als das plumpste Vorurtheil von allen Seiten auf das Judenthum eingehauen wird; wie keine Beschuldigung sinnlos, keine Anklage ungeheuerlich genug ist, als daß sie nicht nur bereitwilligst Glauben fände, nein, ein tausendfaches Echo weckte, sobald sie nur gegen Juden erhoben wird. Und dann kommt man sich feige und erbärmlich vor, wenn man in so schwerer Zeit sich lossagen sollte von den Bedrängten, ob die Bande, die einen sonst mit denselben verknüpfen, auch noch so lose und äußerliche sind.

Ja, würde sich der Antisemitismus bloß richten gegen den Kapitalismus, wie er in einem großen Theil des Judenthums repräsentirt wird, gegen die rücksichtslose Ausbeutung der wirthschaftlich Schwächeren zum Zwecke eines möglichst müheloſen und möglichst großen Erwerbs, gegen den leider nicht zu leug-

Digitized by Google

nenden Hang eines so großen Theiles der Juden zum Wohlleben auf Kosten des Schweißes Anderer, würde er sich richten gegen eine corrupte und verlogene Presse, in der ja meist Juden eine traurig hervorragende Rolle spielen — er würde in Tausenden von Juden selbst begeisterte Anhänger finden, die heute, wenn sie unter sich sind, in gewisser Hinsicht es schon sind. Wenn der Antisemitismus aber die Juden, und zwar die Juden ganz im Allgemeinen und jeden Juden insbesondere für alles, was je von Juden begangen worden, verantwortlich macht, wenn er uns beschuldigt, Christenkinder zu rituellen Zwecken zu schlachten oder große Verschwörungen anzuzetteln, um nach dem Untergang aller bestehenden Gewalten, den wir herbeizuführen streben, auf den Trümmern derselben eine jüdische Weltherrschaft zu errichten; wenn er von vornherein Jeden gebrandmarkt wissen will, in dessen Adern selbst nur ein Tröpfchen jüdischen Blutes noch zu finden ist — dann ist es wohl nur zu natürlich, daß man nicht selbst noch neue Steine herbeischleppen mag, auf daß sie gegen uns selbst geschleudert werden; daß täglich neue Schaaren von Juden dem innerlich von Antisemitismus völlig zerfressenen, äußerlich aber Philosemitismus um jeden Preis heuchelnden Freisinne zuströmen; oder daß sie der, vorläufig wenigstens, noch nichts nach dem Glaubensbekenntniß, nach Nam' und Art fragenden Sozialdemokratie verfallen.

Und doch ist der Antisemitismus unter den Juden selbst, wie gesagt, thatsächlich vorhanden und größer, als man vielleicht vermuthen möchte. Nicht jener Antisemitismus, den die Juden des Thiergartenviertels mit Ostentation zur Schau tragen, wenn sie in Gesellschaft des Barons X. oder gar des Grafen Y. auf der alten Wiese in Karlsbad promenirend, einem armen, alten, polnischen Juden begegnen in Kaftan und Stirnlöckchen; oder wenn die erst kürzlich getaufte Frau Commerzienräthin mit schwärmerischem Augenaufschlag versichert, die Juden wären ihr antipathisch, denn sie wären sogar nicht „poetisch"; sondern der Antisemitismus jenes Theiles der Juden, die ihren arischen Mitbürgern gegenüber niemals ein Hehl machen aus ihrer Herkunft und sich zum Judenthume bekennen, wenngleich sie auch niemals die Schwelle einer Synagoge überschreiten und von dem Talmud nicht mehr wissen, als daß er eine Sammlung mehr oder weniger schwer und vieldeutiger rabbinischer Aussprüche darstellen soll. Denn Tausende von Juden gibt es, die für die Sünden bitter büßen müssen, die tagtäglich von jenem Theile ihrer Unglaubensgenossen begangen werden, der nicht allein nur in Berlin W. haust, Sünden, für die sie allenfalls mildernde Umstände finden können in der historischen Entwickelung und in Jahrhunderte währendem, schier unerträglichem Drucke, für die sie aber im Uebrigen das größte Maß von Verachtung haben trotz dem arischsten Arier; Tausende gibt es, die Dank oder vielleicht geklagt sei es der großen Judenemancipation dem Kapitalismus so ferne stehen, wie Allem, was damit zusammenhängt, und die sich von ihren arischen Mitbürgern durch nichts weiter unterscheiden, als durch den bösen Zufall ihrer Geburt.

Aber welches ist ihr Los!

Um ihrer sündigen Sippe willen mag Niemand etwas von ihnen wissen, erfahren sie die schroffsten Zurückweisungen, wo immer sie auch anklopfen, werden ihnen auf Schritt und Tritt schwere Knüppel zwischen die Füße geworfen. Ist es dann ein Wunder, wenn gar mancher unter ihnen, elend und entkräftet, wie er ist durch den immerwährenden ungleichen Kampf am Ende den steilen, beschwerlichen Pfad verläßt und auf den bequemen Weg einlenkt, auf dem so viele seiner Brüder auf Gummirädern schon lange behaglich einherrollen?

Ja, der jüdische Antisemitismus besteht! Aber eine urtheilslose Judenriecherei stößt Jeden erbarmungslos zurück, der sich mit dem Verdachte des Judenthums behaftet, nur in ihre Nähe wagt, und der Freisinn steht da mit offenen Armen, bereit die Gekränkten und Abgewiesenen an das pharisäische Herz zu drücken. Da hält es nicht immer leicht, den Lockungen zu widerstehen, und wahrlich, die Schlechtesten sind es nicht unter den Juden, die von dem Sirenengesang sich nicht bethören lassen und bei der Sozialdemokratie Heil und Rettung suchen.

Und doch wären diese Kräfte in ganz anderer Weise zu verwenden, könnten sie gerade den Keil bilden, der in den Semitismus getrieben, die Auswüchse desselben am kräftigsten zerstören könnte. Denn nur der Druck von Außen hält diese besseren Elemente des Judenthums noch an der Seite ihrer bösen Stammesgenossen. In dem Augenblick aber, wo dieser Druck aufhörte, würden sie aus Vertheidigern des Judenthums zu dessen heftigsten Gegnern werden, würde die Größe ihres lang zurückgedämmten Hasses gegen Jobber- und Protzenthum erst offenbar werden, ein Haß, der übrigens auf Gegenseitigkeit beruht.

Denn man bilde sich ja nur nicht ein, daß etwas Wahres sei an dem oft aufgetischten Märchen von der Solidarität der Juden.

Sie mag zutreffen für die Berliner Gemeindeverwaltung, und sicher fällt die Bevorzugung der Juden dort auch zusammen mit dem größeren Geschäftsinteresse. Im Uebrigen mag der jüdische Parvenu, wie jeder Emporkömmling, nicht gerne an seine Herkunft erinnert sein. Er läßt den Schnorrer aus dem Osten, der sich auf die Glaubensgemeinschaft beruft, an seiner Thüre und nicht immer mit couranter Münze abfertigen und zahlt mit Ach und Krach, und weil ihm doch manchmal bange wird für das Heil seiner Seele, seine Beiträge zu jüdischen wohlthätigen Vereinen und Einrichtungen; sonst aber liebäugelt er mit christlichen Bekanntschaften und begegnet dem Juden, der auf denselben Ton nicht gestimmt ist wie er, und mit ihm nicht von Cursen und nicht von Procenten zu reden weiß, mit größerem Mißtrauen, als einem von Herrn Ahlwardt's sauberer Gefolgschaft.

Wenn reiche Juden Buschoff eine Summe gaben, die ihn zeitlebens vor Sorge schützt und ihm ein gemächliches Leben gestattet, oder wenn der Sportsfreund des Prinzen von Wales, der große Baron Hirsch, Millionen spendet zur Linderung der Nothlage der armen vertriebenen russischen Juden, so vermag ich einen Gegenbeweis für die von mir bestrittene Solidarität der Juden noch nicht zu erblicken. Die „edlen Spender" wissen sehr wohl, was sie thun. Sie wissen, daß Buschoff in aller Ruhe vermuthlich und unangefochten noch heute sein Handwerk ausübte ohne sie, und daß sie die ganze große Bewegung gegen das Judenthum angerichtet haben, unter dessen Folgen Tausende jetzt schuldlos leiden. Sie wissen aber auch, daß aus dem Judenthum selbst ihre erbittertsten Gegner, ihre furchtbarsten Ankläger ihnen erwüchsen, stopften sie ihren Opfern nicht eiligst den Mund und wüßten sie nicht der Welt Sand in die Augen zu streuen mit ihren aus edlem Herzen angeblich geflossenen Gaben.

Aber auch ihre Zeit wird kommen, und wer weiß, wie sich Alles noch gestalten wird? Wie der auf Ahlwardt eingeschworene Radau-Antisemitismus sich die Sache vorstellt, sicher nicht. Die Herren vom conservativen Parteitag aber, die die Flagge des Antisemitismus so frohgemuth jüngst erst gehißt haben, sie haben sich auf den Vortheil der conservativen Sache schlecht nur verstanden. Nicht ihre Reihen haben sie gestärkt, sondern nur die ihrer Gegner, die Reihen des Freisinns und der Sozialdemokratie.

Literatur und Kunst.

Pariser Kunsteindrücke.

Von Ernst Zimmermann.

Wenige Stunden noch — und eine der größten und werthvollsten Sammlungen jener alten Kunstwerke, denen die genußfrohe Menschheit in dem grenzenlosen Wohlgefallen ihres Bewunderns das Prädicat „ewig" verliehen hat, wäre in Rauch

Digitized by Google

aufgegangen, und hätte jener zum Trotze die Endlichkeit ihrer Existenz dargethan. Schon waren am 22. und 23. Mai 1871, zur Zeit der Pariser Commune, da diese, im Begriff, ein Ende mit Schrecken zu nehmen, noch einen Schrecken ohne Ende begehen wollte, die stolzen Gebäude der Tuilerien, von rasenden Frauen und Männern mit Petroleum getränkt, entzündet und in Asche gelegt worden; schon wagte die thierische Rohheit entfesselter Barbaren an die Prachtbauten des Louvre die frevelnde Hand zu legen — da rettete das rechtzeitige Eintreffen der Truppen aus Versailles Paris, ganz Frankreich, die ganze gebildete Welt vor einem unersetzlichen Verluste. Nur eine kleine Verspätung noch — und, wo man heute den Meisterwerken der Kunst gegenüber tritt, würde man wandeln durch kunstreiche, nach altbewährter Tradition angelegte Gartenanlagen, wie auf dem Platze der ehemaligen Tuilerien, oder es würde hier ein üppiger Neubau, wie das Hôtel de ville, zu eigenen Ungunsten die Erinnerung an die Vergangenheit wachrufen, oder es ragten hier schließlich noch heute die ausgebrannten Trümmer in die Luft, wie die des Palais du Quai d'Orsay am gleichnamigen Quai der Seine, ein Menetekel der Bestie im Menschen.

Diese Gedanken, die schon früher, so oft sie kamen, meine Seele in Schwingungen gesetzt hatten, wollten mich nicht verlassen, als ich im Louvre der Säle lange Zeile durchwanderte und mit Aufmerksamkeit und Andacht die Kunstwerke musterte, die endlos an Zahl, unberechenbar an Werth und unausschöpfbar an innerem Gehalte hier zusammengehäuft sind. Jahrhunderte hatten dazu beigetragen, Ruhmessucht, Prunklust, Parvenustolz und nationalökonomische Erwägung sich gegenseitig ergänzt und abgelöst: da sollte ein einziger Augenblick, in dem die Menschheit in Fieberparoxien lag, dies alles wieder in Frage stellen!

Freilich, als ich länger in diesen Sälen verweilte und mit ihrer Erscheinung vertrauter wurde, verstand ich besser den Haß jener Volksklassen gegen ein Gebäude, das der Gebildete nur mit Ehrfurcht betritt: in seiner äußeren Erscheinung prägt sich die ganze Geschichte seiner Entstehung aus, eine Geschichte, die da mit beredten Zungen erzählt von der unbezwingbaren Ruhmeslust stolzer Fürsten, von der üppigen Prunksucht eines selbstherrlichen Geschlechts, das der selbst heraufbeschworene Haß des Volkes vernichtete, von dem überbietenden Copistenthum eines kaiserlichen Parvenus, der fast schlimmer war als seine Originale, schließlich von dem „odi profanum" einer exclusiven Gelehrtenkaste, die über dem Studium der Vergangenheit die eigene Gegenwart vergaß.

Franz I. war der erste gewesen, der hier zum Kunstmäcen wurde. Ein echter Renaissancemensch, ein Gemisch von prosaischer Genußsucht und idealem Streben, hatte er an seinen Hof von den tüchtigsten italienischen Künstlern die, welche nur immer wollten, herangezogen, sie für sich, für seine Schlösser wirken lassen und mit berechnender Schlauheit dafür Sorge getragen, daß sie Begründer einer nationalen Schule wurden. Heinrich II. war in seine Fußtapfen getreten. Als absolute Herrscher, bei denen Alles, selbst das Geringste, was sie beginnen, schließlich doch nur zur Verherrlichung, zur Erhöhung des eigenen Ichs dienen sollte, traten dann im 17. Jahrhundert die Ludwige zur Kunst in Beziehung. Auf ihren Befehl wurde gesammelt, wo es etwas zu sammeln gab und Akademien in Paris und Rom gegründet; auf ihren Befehl fast stampfte man Künstler aus der Erde und gab ihnen reiche Stipendien und Belohnungen auf ihren künstlerischen Lebensweg mit; doch dieses Alles nur, damit einem in Pracht und Repräsentation aufgehenden Hofleben die geeignetste, d. h. die prachtstrotzendste Umgebung geschaffen würde. Der große Napoleon war nur eine vermehrte, aber keineswegs verbesserte Auflage. Jetzt wurde aus dem Sammeln ein Rauben, bei dem zu hunderten die Kunstwerke aus allen Windrichtungen nach „der Seele der Welt" strömten, um hier ein Museum zu Stande zu bringen, das seines Gleichen nicht hatte und nimmer haben wird. Gar manche Perle fand dann, als Recht und Sitte wieder in das über den Haufen gerannte Europa eingezogen, den Weg in ihre Heimath nicht recht wieder zurück. Zum Schlusse kamen die Gelehrten, die abgeschlossene Kaste der Allwissenden. Aus Asiens, aus Egyptens Fundgruben brachten sie aus eigener Initiative oder im Auftrage des Staates reiche Beute heim. Mit Ostentation, um des eigenen und um des Vaterlandes Ruhms willen ward jetzt das Banner der Wissenschaften und Künste hochgehalten.

Seltsame Faktoren, die Ausstrahlungen eines eigenartigen, in Wenigen concentrirten Volksgeistes, waren es, die hier eine Sammlung zu Stande brachten, auf welche die Welt neidisch herabblickt. Sie haben dieselbe geschaffen, aber sie haben ihr auch ihren Stempel unauslöschlich aufgedrückt. Noch jetzt zieht ein Hauch von fürstlicher Prunksucht, von Ruhmesbegier durch ihre Räume. Man fühlt sich dort nicht recht heimisch, an diesen Stätten der Aristokratie: die Republik besitzt noch kein republikanisches Kunstmuseum.

Schon das ist ungemein charakteristisch, daß diese Sammlung in einem wahrhaft königlich gedachten und ausstaffirten Schlosse ihr Heim dauernd aufgeschlagen hat. Man baut jetzt überall der Kunst eigene Paläste, einfach, würdig, ernst, wie sie selber sein soll. Hier hat man ihr eins der Königsschlösser zugewiesen, die jetzt ja freilich überflüssig geworden sind, hat dieses erweitert, aber im alten Stile und in seiner prächtigen Ausstattung gelassen und fortgeführt. Wie fürstliche Prunkzimmer sind die Säle geschmückt, mit festlich decorativen, malerischen und plastischen Ornamenten und zahlreichen Spiegeln. Das Gold fand reichliche Verwendung. Zwar darf man nicht alles zu genau, zu kritisch auf's Korn nehmen. Neben der weltberühmten, vornehm reichen, aber durchaus nicht überladenen Galérie d'Apollon, bei deren Ausschmückung ein Lebrun noch mußte, was decorative Kunst war, und der sich der große Delacroix in seinem großen Mittelbilde mit echt französischer Geschicklichkeit einzuschmiegen wußte, finden sich jene geist- und kunstlosen Schöpfungen der klassicistischen Künstler unseres Jahrhunderts, die Statuen statt Menschen malten und ganz vergaßen, daß zur Malerei auch Farben gehören. Auch was Moderne hier schufen, zeigt, daß man zum früheren Können noch nicht zurückgekommen ist. In summa summarum kann sich das Museum einer Ausstattung rühmen, die mit derjenigen der Schlösser von Versailles und Fontainebleau völlig zu rivalisiren vermag.

Es ist das jetzige Bestreben der Museumskreise, wo es irgend möglich ist, die Massenwirkung der Kunstwerke in Sammlungen zu beseitigen, um jedes einzelne derselben zu seinem Rechte kommen zu lassen. Die National-Gallery in London, das Rijksmuseum in Amsterdam, das neue kunsthistorische Hofmuseum in Wien sind hierfür die Beweise. In Paris lebt man noch in verjährten Traditionen. In den alten Gemäldesammlungen, wie sie uns gleichzeitige Bilder, z. B. die Tenier'schen Darstellungen der berühmten Gallerie des Erzherzogs Leopold Wilhelm zu Brüssel zeigen, stellte man aus den Gemälden, indem man eins in das andere hineinpaßte, ein kunstvolles Gefüge zusammen, mit dem man die Wände von oben bis unten tapezirte. Im Louvre ist man von dieser Anordnung, die aus dem Prinzip der größten Raumersparniß hervorging, in der Regel noch nicht abgewichen. Man bezieht die Wände noch jetzt mit Bildern und spart so beinah die Tapeten. Freilich gelangen dabei dann einige Bilder in Eiffelthurmhöhe, aber es sind ja nur Sterne dritter Größe, die man ja auch in Wirklichkeit kaum mit unbewaffnetem Auge sieht. Solche Massenverwendung aber, bei der man nur nach Zahlen rechnet, hat meinem Empfinden nach entschieden etwas Prunksüchtiges, ja fast Protzenhaftes an sich. Der wirklich Kunstverständige wird nicht mehr Bilder kaufen, als er hängen kann; er wird lieber auf einige verzichten, als daß er ihnen eine unwürdige Rolle zumuthet.

Mit den Antiken liegt die Sache anders. Auch ihre Aufstellung ging aus dem alten Prinzip, nach dem sie an den Stätten des Glanzes und Prunkes verwandt wurden, hervor; aber ihnen hat es nur Vortheil gebracht. Decorativ war früher oft ihre Aufstellung gewesen, fast sekundär dann ihre Bedeutung: sie fügten sich in den Gärtenanlagen, auf den Plätzen, wo sie eben Verwendung fanden, mit bewußter Regelmäßigkeit in ein größeres Ganzes ein. Man hatte sich bei ihnen an eine künstlerische

Digitized by Google

Aufstellung gewöhnt. So brauchte man hierin nur fortzufahren. In großen, leeren Räumen, die freilich in ihrer kellerartigen Gedrücktheit und Massivität den geraden Gegensatz zur freien Natur bilden, in der man sie sonst aufzustellen pflegte, sind sie im Louvre in weiten Abständen systematisch vertheilt worden und mit der Architektur in vollen Einklang zu bringen gesucht. Man sah nicht nur auf die Einzelwirkung eines jeden Kunstwerkes, auch die Gesammtwirkung wurde in Betracht gezogen und so Perspectiven geschaffen, die einzig in ihrer Art sind. Wer je eine Photographie eines dieser Säle gesehen, etwa desjenigen, in dem die Venus von Milo ihre Aufstellung gefunden, wird es verstehen, in wie fern dieses einst anderen Zwecken dienende Prinzip hier eine Aufstellung zu Stande gebracht hat, die den modernsten Anforderungen genügt, die aus einem Saale aufgespeicherter Museumschätze ein wirkliches Heiligthum der Kunst macht.

Nur wo man sich ungenirt niederlassen kann, als wäre man bei sich zu Hause, wo alles den Sitten, Gewohnheiten und Ansprüchen der Zeit völlig entspricht, fühlt man sich heimisch. Hier im Louvre wird man auf Schritt und Tritt an die vergangenen Tage eines repräsentativen Hofceremoniells alten Stiles erinnert, nach dem Stühle und Bänke, beides als kostbare Schaustücke behandelt, mehr zum Schmucke als zur praktischen Verwendung unverrückbar an die Wände placirt sind, weil bei großen Empfängen und Audienzen nur dem königlichen Hof zu sitzen erlaubt war. Hier stehen Bänke, reich geschmückt, aber unbequem, da sie ohne Lehnen sind, und meist spärlich vertheilt, an den Seiten, oft recht passend im Zuge vor den bei warmer Witterung immer geöffneten Fenstern, meist aber wie mit voller Berechnung, so, daß man von ihnen aus keines der Kunstwerke studiren kann. Man muß sich entweder ohne Genuß erholen, oder mit Anstrengung genießen. Beides zu vereinigen, geht hier nicht. Und doch, wäre diese Combination gerade hier bei der ungeheuren Ausdehnung der Louvresammlungen gar wohl angebracht. Ist doch die berühmte, langgestreckte Bildergallerie so ausgedehnt, daß man mit Schaudern an die bei ihrem Sackgassencharakter unvermeidliche Rückreise denken muß.

Was bietet sich nun dem kunsthungrigen Publikum in diesen so eingerichteten Prunkräumen dar? Wenn man absieht von den Sammlungen ägyptischer und asiatischer Kunst, die, an sich ja sehr werthvoll und ungemein interessant, dem Laien jedoch todte, stumme Steine bleiben müssen, fast nur die reifen Erzeugnisse aus den Zeiten höchster Kunstblüthe, ein fernerer Beweis, für die Tendenzen, mit welchen die Louvresammlungen begründet wurden. Antike, Renaissance, niederländische und holländische Kunst im Zeitalter des Rubens und Rembrandt, sowie, was das Land selber künstlerisch hervorzubringen wußte, bilden den Kern. Unter den Antiken ist viel Geringwerthiges. Antike behandelte man früher wie Götter. In blinder Verehrung wagte man keine Kritik ihnen gegenüber, man half ihnen, wenn sie im Kampfe mit der Zeit lädirt waren, wieder auf die Beine, setzte ihnen die Köpfe zurecht, verband ihnen die tausendjährigen Wunden und merkte dann nicht, daß sie gleichsam aus einer Altweibermühle verjüngt modern wieder zum Vorschein kamen. Den Bildern gegenüber verhielt man sich wählerischer. Hier nahm man nur das, was immer und jedem ohne weiteres gefiel und gefallen mußte, was eine gute Vergangenheit hinter sich hatte und dessen Schönheit gleichsam durch die Tradition beglaubigt war. Lauter klangvolle Namen! So zog hier Rafaels Zeitalter ein — Michelangelo, der stürmische Republikaner schon mußte draußen bleiben —, ihm schloß sich Correggio an. Die Venezianer, Tizian voran, folgten, unbeschadet einiger Nuditäten; Murillo, der ent- und verzückende und dann die Vlamen, die Holländer. In großen Sälen machten sich schließlich die heimischen Helden des Pinsels breit. Das höfische Leben sollte den gesellschaftlichen Verkehr in seiner idealsten Entwickelung zeigen, vollendet, nicht weiter entwicklungsfähig. So paßte es sich nicht, wenn hier in seiner künstlerischen Verbrämung die Zeiten der Entwickelung, die zukunftsvollen Knospen der Kunst in der Jungfräulichkeit ihrer Erscheinung, die uns heute, die wir reineren Herzen sind, bis zum Grund unserer Seele zu rühren vermag, ihre Vertretung fanden. Das Louvre steht hierin indessen nicht einzig da. Die Gallerie Pitti in Florenz, die Dresdner und andere, die alle eine verwandte Entstehung hatten, sind ihm hierin in gewisser Beziehung verwandt. Aber hier paßt so ganz besonders der Inhalt zu seiner Umhüllung.

Man versteht daher hier die Kunst schlechter als anderswo in den Museen ersten Ranges. Man steht hier immer an der höchsten Vollendung und fragt erstaunt, wie man denn eigentlich dahin gelangte. Die Sammlung muß auf diese Frage stumm bleiben und so wird man dann immer wieder zu jenem Genießen in Bausch und Bogen, in vollen Zügen zurückgeführt, das zu den leichtesten aller Dinge gehört und die moderne Oberflächlichkeit nur befördert. Man behandelt hier immer noch das Publikum nach den Worten des Dichters im Vorspiel zu Faust:

„Die Masse könnt Ihr nur durch Masse zwingen;
Ein Jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer vieles bringt, wird Manchem etwas bringen,
Und Jeder geht zufrieden aus dem Haus."

Nirgends wird daher auch so wenig für die Belehrung des Publikums gethan, nirgends auch den strengen Anforderungen der Wissenschaft so wenig Genüge geleistet. Es gibt weder Kataloge, die für das Publikum geeignet sind, noch solche, die den Gelehrten genügen, es gibt keine gedruckten Führer, sogen. „Cicerones", wie sie jetzt für einige der wichtigsten Museen bei uns angefertigt sind. An Vorträge vor den Kunstwerken wird natürlich nicht im Traume gedacht und selbst die erklärenden Unterschriften unter diesen sind mangelhaft und fehlen oft ganz. Die subalternen Beamten sind Automaten, die hier wie überall sechs Stunden lang täglich mühsam gegen den Schlaf kämpfen, die wissenschaftlichen von echt französischer Liebenswürdigkeit zwar, aber zu wenig vertraut mit ihren hohen Aufgaben und wohl zu sehr Politiker. Eine Hauptsammlung des Louvre, die der Handzeichnungen ist noch jetzt so schlecht untergebracht, daß sie selbst für den Gelehrten kaum zu benutzen ist. Auch fehlt es, wie die Zeitungen es oft beklagen, an Mitteln zu Neuerwerbungen, die der Louvresammlung ein neues Gesicht zu geben vermöchten, und auf den alten Werken, den Gemälden sitzt oft ein jahrhundertjähriger Schmutz, als wären sie, seit sie zuletzt dem Königthum zur Folie dienten, nicht wieder abgewischt und abgestäubt worden.

Man hat hier so das Empfinden einem todten Kapitale gegenüber zu stehen. Nirgends empfindet man den frischen Zug, der bei uns vor allem durch die Berliner Museen geht, und so wollte ich denn, der ich zu jener Nation gehöre, welche die Welschen noch immer so gern die Barbaren nennen, schon zu mir selber das: „Seht, wir Wilde sind doch bessere Menschen", sagen, da dachte ich noch zur rechten Zeit an alles das, was hier die moderne französische Kunst von den „Alten" gelernt hat, wie sie ihre Lehren so viel richtiger als wir verstand, vor allem die wichtigste, daß jeder Künstler mit seinen eigenen Augen die Welt betrachten müsse. So schwieg ich betroffen und schlug mich nachdenklich seitwärts wieder nach Deutschland hinein.

Zur Lehre von Zeit und Raum.

Von Carl du Prel.

Wer von uns hat je den gestirnten Himmel betrachtet, ohne sich zu fragen, welche Ausdehnung dieses Weltengewimmel im Raum haben mag, aber auch ohne sich sagen zu müssen, daß ein begrenzter Raum eben so unmöglich zu denken sei, als ein unbegrenzter? Wir können an keiner Raum- oder Zeitgrenze Halt machen, und werden immer weiter getrieben; und doch ist andererseits eine objectiv gegebene Unendlichkeit ein Widerspruch. Kant sieht in dieser „Antinomie" einen indirecten Beweis dafür,

Digitized by Google

daß Zeit und Raum nur Formen der menschlichen Erkenntniß seien. Aber nicht diese Antinomie war sein Ausgangspunkt. An die Spitze seiner Untersuchungen stellt er vielmehr eine Frage, aus deren Beantwortung die directen Beweise für die Subjectivität von Zeit und Raum sich ergeben. Diese berühmt gewordene Frage lautet: Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? Mit anderen Worten: Wie können wir vor jeder Erfahrung wissen, daß in aller denkbaren Erfahrung gewisse Grundwahrheiten nothwendig bestätigt werden müssen, z. B. daß — an diesem Punkte setzte Kant den Hebel an — jeder Veränderung in der Welt eine Ursache vorhergehen muß. Zu diesen Grundwahrheiten gehören auch die Axiome der Geometrie. Niemals können wir in der Erfahrung einer geraden Linie begegnen, die nicht die kürzeste zwischen zwei gegebenen Punkten wäre. In dieser Hinsicht verhalten wir uns in der Praxis des Lebens als Geometer, auch wenn wir davon nie etwas gehört haben sollten; ja Proclus sagt, daß nach der Lehre der Epikuräer sogar die Esel es wissen, daß zwei Seiten eines Dreiecks zusammen größer sind, als die dritte. Das kann nur der Fall sein, wenn unser Verstand gesetzgeberisch für die Erfahrung ist, und so sieht denn Kant in der Möglichkeit geometrischer Axiome einen directen Beweis für die Subjectivität der Raumform.

Die Uebereinstimmung unserer Erkenntnißformen mit der äußeren Natur ist erste Lebensbedingung für jedes Lebewesen; denn ohne sie wäre eine Orientirung in der Welt nicht möglich. Es ist aber durchaus nicht nothwendig, daß die vorgestellte und wirkliche Welt identisch seien, und sie sind es auch nicht. Wo z. B. der objective Vorgang Aetherschwingung ist, ist der subjective Vorgang ein Lichtphänomen. Wenn also die Correspondenz der beiderseitigen Vorgänge eine constante und gesetzmäßige ist, so genügt das für unsere Orientirungsfähigkeit; im Uebrigen aber könnten die beiden Welten total verschieden sein. Um die Frage nach dem Verhältniß zwischen „Erscheinung" und „Ding an sich" dreht sich seit Kant die Philosophie. Und mit Recht; denn sie ist das tiefste Problem, das überhaupt aufgeworfen werden kann. Wenn wir nämlich bedenken, daß dieses Verhältniß — mag es nun eine Identität sein, oder bloße Analogie — nur das Resultat des biologischen Anpassungsprozesses sein kann, so folgt daraus, daß auf jedem Weltkörper, welcher hochorganisirte Wesen trägt, die klare Besinnung über die Uebereinstimmung zwischen Denken und Sein eintreten muß, daß also auf jedem Weltkörper früher oder später die Frage aufgeworfen werden muß, welche in menschlicher Sprache lautet: Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? Das Problem gilt also für alle kosmischen Intelligenzen, mögen wir uns dieselben noch so verschiedenartig vorstellen.

Kant hat Uebrigens nur die eine Seite der Frage untersucht: wie aprioriſche Urtheile ihrem logischen Inhalt nach, als Erkenntnißphänomen, möglich sind. Dadurch, sagt er, daß — um beim räumlichen Beispiel zu bleiben — der Raum Anschauungsform des menschlichen Verstandes ist. Damit wurde ihm die Welt zur bloßen Erscheinung; er lehrte den transscendentalen Idealismus. Fragt man aber weiter, wie aprioriſche Urtheile als biologische Thatsache möglich sind, wie die Fähigkeit zu denselben entstanden sein kann, so läßt sich wohl keine andere Antwort finden, als daß die Erkenntnißformen sich den Formen der Dinge anpassen müssen. Damit wären wir aber wieder beim Realismus angelangt: Zeit und Raum müßten also auch der wirklichen Welt zugesprochen werden.

In der modernen Kantliteratur hat besonders Trendelenburg auf diese „Lücke" in der „Kritik der reinen Vernunft" hingewiesen. Er sagt, Kant habe die dritte Möglichkeit übersehen, daß Raum und Zeit sowohl ideal als auch real sein könnten. Darüber entstand ein berühmt gewordener Streit zwischen Trendelenburg und Kuno Fischer, und viele Federn sind darüber in Bewegung gesetzt worden. Das Gleiche gilt von der Zeit. Es ist der wichtigste Theil von Kant's „Kritik der reinen Vernunft", der sich mit diesem Problem beschäftigt. Ueber keinen ist seit hundert Jahren so viel geschrieben worden, als über diesen, die transscendentale Aesthetik. Darum ist es aber auch nicht zu verwundern, daß der ganze zweite Band des Kant-Commentars von Prof. Vaihinger, der eben erschienen ist*), sich ausschließlich mit der transscendentalen Aesthetik beschäftigt, wobei allerdings auch die ganze hundertjährige Literatur, die darüber entstanden ist, hineinverarbeitet wurde, so weit sie berücksichtigenswerth ist. Vaihinger hat diesem Streit eine selbständige Erörterung gewidmet, wie er denn überhaupt zum Behagen des Lebens an entscheidenden Punkten die trockene Arbeit des Commentators durch zusammenhängende Exkurse unterbricht. Es finden sich solche über die wichtigsten Probleme, deren Titel gleich hier erwähnt werden mögen: Ueber die affizirenden Gegenstände. — Wie verhält sich Kant's Apriori zum Angeborenen? — Der Raum als eine unendlich gegebene Größe. — Reine und angewandte Mathematik. — Streit zwischen Trendelenburg und Fischer. — Methodologische Untersuchung der transscendentalen Aesthetik. — Historische Entstehung der Kant'schen Raum- und Zeitlehre. — Kant und Berkeley. —

Was nun Trendelenburg und das von ihm aufgeworfene Problem betrifft, so ist es keine Frage, daß eine unbefangene Prüfung der transscendentalen Aesthetik uns einem gemäßigten Realismus wieder zuführen muß. Freilich nicht dem plumpen Realismus der Materialisten, für welche die menschliche Erkenntniß nur passiv das Spiegelbild der Dinge erzeugt. Davon kann keine Rede sein; aber von den räumlichen und zeitlichen Beziehungen der Erscheinungen muß mindestens ein analoger Schluß auf Beziehungen der Dinge an sich erlaubt sein. Es muß ein reales Aequivalent für die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse in den Verhältnissen der Dinge an sich gegeben sein, wären diese auch ohne Zeit und Raum. Ja es muß geradezu Alles, was in der Erscheinung liegt, irgendwie im Ding an sich begründet sein. Sonst wäre die Welt nicht Erscheinung, sondern Schein.

Apriorität und Realität sind also nicht logisch unvereinbar, wie Kant meint. Man kann mit Trendelenburg sagen, daß Raum und Zeit objectiv und subjectiv zugleich gegeben sind. Damit würde die Vorstellungswelt noch lange kein Abbild der Wirklichkeit sein; denn, wenn selbst Raum und Zeit auf beiden Seiten gegeben wären, so könnte noch immer das Raummaß und das Zeitmaß für verschiedene kosmische Intelligenzen höchst verschieden sein. Kant hat dieses Problem kaum gestreift; aber wie total die Vorstellungswelt sich ändern würde, wenn nur etwa unser Zeitmaß abgeändert würde, das hat Ernst von Bär in einer Studie ausgeführt, die Niemand ungelesen lassen sollte (Reden und Aufsätze. I. 240—284), wie auch das, was Vaihinger darüber sagt. (II. 345—347.) Erörterungen dieser Art sind allerdings mehr oder minder fictiv; aber ihr Werth ist doch nicht bloß akademisch. Es gibt Kauze genug, die alle Tage die Gestirne betrachten können, ohne je auf einen anderen Gedanken zu kommen, als daß, wo immer Leben sich regen mag, Alles so eingerichtet sei, wie bei uns; daß auch dort zweibeinige Wesen an der Spitze des biologischen Fortschrittes schreiten, und auch dort Ulanenregimenter und Conditoreien, Tingeltangel und Parlamente, hundertprozentige Gemeindeumlagen und Schlagbäume, Droschken und wohl gar noch Verbindungsstudenten sich finden. Solchen Leuten kann es nicht schaden, wenn sie lernen, daß schon eine kleine Correctur an unserer Erkenntnißmaschine unser ganzes Weltbild, also auch unseren ganzen Culturinhalt umgestalten würde.

Die Naturwissenschaft lehrt: Andere Welten, andere Wesen! Kant lehrt uns aber, daß auch das Umgekehrte gilt: Andere Wesen, andere Welten! Das kann man sich nun so weit gehend denken, daß auf demselben Lebensschauplatz zweierlei Wesensreihen leben, ohne von einander etwas zu wissen, und ohne daß ihre respectiven Welten, die doch an sich identisch wären, die mindeste Aehnlichkeit mit einander hätten. Sollte das etwa der Fall sein in Bezug auf die sogenannten Geister und uns? Man entfernt sich nicht ganz und gar von Kant

*) Commentar zu Kant's Kritik der reinen Vernunft. Von H. Vaihinger. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Digitized by Google

durch solche Hypothesen; denn mit der Geisterwelt hat er ganz ernsthaft geliebäugelt, und daß das Jenseits kein anderer Ort ist, sondern nur eine andere Vorstellung des Diesseits, hat er direct ausgesprochen.

Zwar hält sich der von mir betonte Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" und demgemäß auch in deren Commentar, im Hintergrund; aber doch weiß es auch der kritische Kant, daß die Unterscheidung zwischen Erscheinung und Ding an sich auch den Menschen selbst betreffen muß, daß also unser irdisches Selbstbewußtsein nur unsere irdische Erscheinungsform umfaßt, unser eigentliches Wesen aber uns unbewußt bleibt und daß dieses andere Erkenntnißformen haben könnte. Logischer Weise mußte also Kant ein noch immer verpöntes Gebiet streifen, und er gerieth dabei bekanntlich auf Gedankenreihen, die sich mit denen des Geistersehers Swedenborg deckten, aber so wenig bei diesem entlehnt sind, daß er sich sogar ernstlich gegen den Vorwurf des Plagiats verwahrte.

Das erkenntnißtheoretische Problem ist eben von so abgründiger Tiefe, daß Kant, wie später Schopenhauer, nothwendig ihre Fühlhörner bis in die Mystik vorstrecken mußten, woran sich übrigens nur diejenigen stoßen, welche nicht einsehen wollen, daß die Mystik nur unbekannte Naturwissenschaft ist, die aber mit der Zeit eine bekannte werden wird. Kant war der erste, der diesem erkenntnißtheoretischen Problem seine präcise Fassung gegeben hat, und darum ist die „Kritik der reinen Vernunft" das genialste Werk in der Geschichte der Philosophie; freilich auch das schwierigste, und daß es darin nicht ganz ohne Widersprüche abgeht, ist bei einem ersten Versuch und bei der Schwäche aller menschlichen Intelligenz begreiflich.

Das Studium dieses Werkes durch einen Commentar zu erleichtern, in dem das Wichtigste verzeichnet ist, was seit 100 Jahren über Kant geschrieben wurde, ist Vaihinger's hauptsächliches Verdienst; denn wer es unternimmt, über die Welt und sich selbst zu philosophiren, muß nothwendig mit Kant den Anfang machen, weil das eigentliche Object des Philosophirens erst durch die erkenntnißtheoretische Untersuchung geschaffen und präcisirt wird. Es gibt kein Werk, welches sich so sehr zu einer Gymnastik des Geistes eignet, als die „Kritik der reinen Vernunft", und in das Grundproblem derselben, und jeder Philosophie überhaupt, muß sich der menschliche Geist nothwendig immer tiefer hineinwühlen. Darum ist aber auch die logische Analyse dieses grundlegenden und umwälzenden Werkes, wie der darüber entstandenen Literatur, ein wirkliches Bedürfniß. Zudem will Vaihinger's vortrefflicher Commentar, indem er die sachlichen Probleme zu fördern sucht, zugleich zur Fortbildung der Philosophie selbst beitragen; denn eine solche ist nur möglich durch eine Geschichte der Probleme.

Rudolf Lothar.

Von Max Wundtke.

Heutzutage besteht die Arbeit des Kritikers leider vorwiegend im Tadeln. Schließlich bleibt ihm nichts anderes übrig, wenn er mit Ernst und mit festem Glauben an die sich stetig höher entwickelnde Kunst die literarische Massenproduction scheiden, die Spreu von dem Weizen sondern will. Ja, wir müssen streng sein, wenn wir die im Sinken begriffene Ehre der Kunst retten wollen. Eine um so aufrichtigere Freude gewährt es mir, diesen „Nörgler"ton einmal fallen lassen zu können. Rudolf Lothar ist ein Dichter von echtem Schrot und Korn, einer von denen, die den Glauben an des Lebens Ideale nicht ersterben lassen im ringenden Menschenherzen. Er zeigt es deutlich genug, daß man modern im kühnsten Sinne des Wortes sein kann und doch den Adel des Künstlers und seiner Kunst keinen Augenblick zu verleugnen braucht. Aber wer ist Rudolf Lothar? Ich weiß, wenige unter den Lesern werden bisher von ihm Notiz genommen haben, zumal bei uns in Norddeutschland. Lothar, ein geborener Pester, der jetzt in Wien lebt, steht im 28. Jahre. Um so mehr ist es Pflicht der Kritik, auf das Gute mit Nachdruck hinzuweisen, um dem Dichter den Weg zu ebnen, wenn ich auch überzeugt bin, daß Lothar's künstlerische Kraft und seine Energie stark genug sind, sich selber Bahn zu brechen. Und was hat unser Dichter bisher geleistet? Nicht vieles, aber viel. Die Würdigung seines Talentes gründet sich vor Allem auf drei dramatische Gedichte: „Lügen" *) „Der verschleierte König",**) „Der Werth des Lebens",***) Daß der Autor nebenbei kunstpsychologisch hervorragend thätig ist, (seine Artikel erscheinen in der Wiener „Neuen Freien Presse") fällt hier nicht in das Gewicht. Was bei den angeführten Dichtungen besonders wohlthuend berührt, ist, daß sie keine nüchternen Copien, keine wässerigen Abklatsche des Lebens sind, sondern sie sind herausgeholt aus der Tiefe einer schöpferischen Phantasie, eigenartig, von zartem, poetischem Hauche verklärt. Aber nicht in seltsamen, regellosen Gestalten gefällt sich die Schöpferkraft Lothar's — überall steht sie in dem Dienst einer großen, welterfüllenden und darum weltbeherrschenden Idee.

Die Reihenfolge, in der ich Lothar's Bücher vorhin anführte, gibt auch die Werthordnung zu erkennen. In „Lügen" (4 Aufzüge) sucht der Verfasser an einer äußerst packenden, fast sensationell zugespitzten Handlung zu zeigen, wie Glanz, Glück, Erfolg, Macht, Ehre, alles, alles sich auf Lüge aufbaut.

„Der Geist der Lüge wandelt durch die Welt!"

Auch Cäsar, ein Schauspieler, der Held des Stückes, kann nur durch eine Lüge in den Besitz eines von ihm über alles geliebten Weibes kommen. Die Lüge aber bringt schwerlastenden Fluch über ein Menschenherz, und er faßt den Entschluß —

„Von der Verdammniß will ich Dich erlösen!
Mit meinem Glück erkauf ich Deinen Fluch!"

Die Lüge schüttelt er von sich ab; dadurch ist der Frieden jener gequälten Menschenseele gerettet; aber sein stolzer Traum von Glück und Liebe ist dahin; als Betrüger steht er da — so wähnt Cäsar. Aber nein! Renée läßt ihn nicht:

„Nur deinem Herzen hab' ich mich verlobt,
Und rein von Lüge ist dein Herz geblieben! — —
Wir lieben uns, und Liebe nur ist wahr!"

Der Fluch der Lüge wird von der echten Liebe gelöst. Das die Tendenz. Aber nichts da von doctrinärer Ideenentwickelung! Nichts von erkältender Reflexion! Das ist warmes, leidenschaftliches Leben, was in diesen, von poetischem Schwung getragenen Versen pulsirt. Eine eigenthümliche Erscheinung, nicht allein hier, sondern auch in den andern Stücken, ist das Wiederauftauchen des griechischen Chors. Man muß freilich scharf hinsehen, wenn man seine Züge noch erkennen will. Alle drei Dichtungen zeigen das Gemeinsame, daß die Idee an zwei Personen entwickelt wird. Die eine erfährt die Wahrheit der Tendenz an sich; die andere gibt den Anstoß, den Commentar, führt den Beweis — das Beweisobjekt ist der eine, der Beweisende der Andere. Dieser vertritt die Stelle des griechischen Chors; aber er tritt, gewiß zum Vortheil der Kunstschöpfung, sehr in den Hintergrund, wenigstens bei den beiden zuerst genannten Werken. Motive anderer Art sind es, die ihn im letzten Buch zu einer Hauptfigur machen (der Tod). Ein tief symbolischer Zug ist es auch, daß die Wahrheit zumeist aus dem Munde eines Narren kommt. Wenn sich auch in dem Schauspiel „Lügen" Scaramouche nicht äußerlich als Narr documentirt, so ist er es doch seinem Wesen nach — der tiefsinnige Narr, der närrische Tiefsinn, wie ja auch schon der Name (italienisch Scaramuccio, ein Seitenstück zum Harlekin) andeutet.

Schärfer noch tritt die Rolle des närrischen Demonstranten im zweiten Stück, „Der verschleierte König", hervor. Hier übernimmt geradezu ein Hofnarr (Moftan) die

*) Wien, Frick.
**) Dresden, Pierson.
***) Dresden, Pierson.

Digitized by Google

Führung des Beweises. Der Inhalt dieser Dichtung, die der Verfasser „ein Bühnenmärchen“ nennt, läßt sich sehr leicht mit des Dichters eigenen Worten wiedergeben. Es dreht sich hier vor Allem um das Gottesgnadenthum und die Mission des Herrschers. Wenn irgend einer, so zeigt sich hier Rudolf Lothar als moderner Strafprediger und Prophet, aber ohne die einem Kunstwerk gesteckten Grenzen irgendwo zu überschreiten. Daß er seine Mission voll erkannte, nicht spielend über das Leid der Menschheit hingehen will, beweisen die Worte, die er seinem gegen den Schluß hin auftretenden Dichter in den Mund legt:

Ich bin ein Seher, denn ich bin ein Dichter.
Der Seher aber soll die Wahrheit künden,
Und einz'ge Wahrheit ist das Menschenleid!
— — — — Ich leih ihm Donnerworte!
Du stolzer König, zittre auf dem Thron!
Der Dichter ist's der deine Herrschaft stürzt
Und deines Königsschleiers Trug vernichtet!
— — Ich seh dich sinken, Trug auf Königsthronen!
Ich seh dich sinken, priesterliche Lüge!
Verschwunden seid ihr, alte Herrenrechte,
Die an Geburt, an Titel sich geklammert.

Und als der König zur wahren Erkenntniß seiner Stellung und seiner Sendung gekommen ist, da schreitet er die Stufen des Thrones empor, dem Herrscher huldigend mit den Versen:

„Von deinem Volk steig ich zu dir empor!
Dem Volke bin ich, so wie Du entsprossen,
Und in der Wahrheit Dienst sind wir Genossen.

Assad, König eines Fabellandes, zeigt sich dem Volke nie anders als verschleiert, denn „so wills Jahrhundert alter Brauch.“ Er kehrt siegreich aus einem Kriege zurück und bereitet sich vor, einen prächtigen Einzug in seine Hauptstadt zu halten. Die Bemerkung des Narren:

„Mir däuchte, es genügt, wenn du zur Feier
Den guten Bürgern schickst des Königs Schleier.“

leitet die Entfaltung der Idee ein. Assad hält es nicht für nöthig, sich dem Volke als Mensch zu zeigen:

„Der Glaube an des Himmels Gnad und Segen
Bringt meines Volks Gehorsam mir entgegen.
Der Glaube ist des Thrones bester Schutz —
Mein Amt ist göttlich — —!“

Aber der Narr polemisirt:

„So lang sie glauben, bist du wohl verwahrt.
Doch laß den Zweifel kommen in dein Reich; —“

dann wird man sagen:

„Dein königliches Antlitz glaub ich nicht,
Denn niemals blickt' ich dir noch in's Gesicht.
Dann zeig dein Angesicht dem Volke frei,
Und mit dem alten Zauber ist's vorbei;
Dann sieht das Volk, daß du ein Mensch doch nur
Wie alle wir — —
Dann rast das Volk, sein Glaube war Betrug,
Dann hemme der Empörung wilden Zug!“

Entsetzt zuckt König Assad vor diesem Ausblick zusammen:

„Halt ein! Das ist nicht mehr ein Narrenwort!“

Und der Narr fängt an zu flehen:

„Ich bitte dich, laß deinen Schleier fallen,
Und zeig, ein König und ein Mensch, dich allen!
Vom Thron herab mußt du zum Volke steigen! — —
Ein Uhrwerk ist der Staat ja nicht allein;
Ein großer Geist muß gegenwärtig sein,
Der hemmt und löst, verdammt, erhebt,
Mit seinem Hauch erwärmet starres Wort.“

Des Narren Mahnung verhallt ungehört; aber ein gütiges Schicksal drängt den König auf den richtigen Weg. Geraume Zeit ist es noch hin bis zur Abendstunde, wo der feierliche Einzug stattfinden soll. Eine süße Regung des Herzens lockt ihn nach einem Garten, in welchem er damals, als er in den Krieg hinaus zog, eine liebliche Mädchenblume zum ersten Mal entdeckte. Dorthin zieht es ihn. Die zärtliche Tändelei läßt ihn alles umher vergessen, und so ist die Stunde des Einzugs herangenaht, ohne daß sich Assad eingefunden hätte. Da ergreift Moftan, der Narr, die Gelegenheit, hüllt sich in des Königs Schleier und hält, begrüßt und bejubelt als siegreicher Herrscher, seinen Triumphzug durch die Stadt, und — König Assad steht in ohnmächtigem Zorn dabei. Theils hält ihn ein der Geliebten gegebenes Wort, theils die alles aufwiegende Liebe zu dem Mädchen, vor Allem aber wohl das Bewußtsein, durch nichts dem Volke seine Identität beweisen zu können, zurück. Der zweite Aufzug, wo ein Büßer, der Kunde bringt von des falschen Assad Glück, in dem in süßes Schäferspiel versunkenen König wieder den Willen zur That entflammt, ist im Allgemeinen verworren, unklar componirt; aber zu desto höherer Schönheit erhebt sich wieder der Schlußact. Hier steht der Dichter, ein Kind der modernen Zeit, auf seiner Höhe. Said, der Sänger, führt seine Schaaren, Arbeiter, Landleute, Bürger, Bettler in geschlossenen Colonnen zur Königsburg, ihr Recht zu erzwingen, denn

„Es braust in allgewalt'ger Harmonie
Der Athem Gottes durch die freie Welt!
Des Königs Schleier ist ein falsch Gebild,
Das eine Puppe seinem Volk verbirgt.
Er tret' hervor, und ich will mit ihm sprechen,
Zu seinem Menschenherzen will ich reden,
Die Noth will ich ihm zeigen und das Elend;
Sein Volk will ich ihm zeigen wie es ist!
Das ist das Volk!“

ruft er, auf die Masse zeigend, „zum Königsthron empor — Schlägt nur der Schaum, von blankem Schein vergoldet.“ Jetzt erkennt Assad erst seine Sendung; er stellt sich mit dem Sänger an die Spitze der Schaaren und dringt in das Schloß, Moftan zur Rede stellend. Moftan will seinen Gedanken bis zur äußersten Consequenz fortführen; zwar nimmt er den Schleier ab —

„Ihr alle kennt mich, kennet mein Gesicht!
Ich heiße Moftan, bin der König nicht.
Doch sage, wer bist du und wer kennt dich?“

Auf Gott stützte Assad früher seine Macht; ein göttlich Wunder soll sein Recht erweisen. Aber

„Nicht weil ich Assur's Sohn, der wiederkehrt,
Steig ich empor des Königsthrones Stufen,
In eurem Herzen steht mein Königsthron,
Der wahre König ist des Volkes Sohn!“

Eine neue Zeit, ein junges Morgenroth bricht an für Volk und Herrscher. Damit schließt das Stück.

Für Lothar's bestes Werk halte ich das Mysterium „Der Werth des Lebens“, ein Werk, dessen sich keine gereifte klassische Größe zu schämen brauchte. In einem kurzen Vorspiel, dessen Anlage dem Prolog im Himmel zum Goethe'schen Faust ähnelt, sehen wir den Tod zu einer nahen Schlacht eilen. Die „Schuld“ hält ihn zurück. Sie klagt, daß, obwohl alles Leben seit Anbeginn ihr gehöre, doch Niemand noch ihre ganze Größe erkannte.

„Du rissest zu früh noch Jeden zu Boden!“

wirft sie dem Tode vor. Der wird nach langem Zögern mit ihr handelseins; aber nicht, ohne sich selbst zu vergessen. Hier, wie überhaupt in der ganzen Dichtung nimmt der Tod die Mephistomaske an. Hat sich dieser Eine zur Wahrheit hindurch gerungen, steht er dann auf der Höhe der Menschheit, um aus der dumpfen Atmosphäre der Ichsucht als idealer Mensch hinüber zu treten in das Reich aufopfernder Liebe, dann will er seine furchtbare Macht geltend machen und in der Freude an dem Sturze dieses Gottmenschen in das Nichts Entschädigung finden für das Opfer, das er der Schuld gebracht. Nun führt der Tod einen reich beanlagten Mann, den vertriebenen König Wilfried, über alle Höhen und Tiefen der Menschheit, um

Digitized by Google

ihn schließlich zu der Erkenntniß kommen zu lassen, daß Alles, die Macht, das Recht, die Liebe, die Wissenschaft von der Schuld ausgeht.

„s ist immer nur die Gier, den eignen Willen,
Und sei's auf Kosten einer Welt, zu stillen!"

Der Tod, als Einsiedler auftretend, hält die Hand, die der König zum Selbstmord erhoben, zurück, und nach langem Bemühen des „Tröstens" kehrt Lebensmuth wieder in Wilfried zurück, da das Jugendtraumbild von einer das ganze Sein des Menschenherzens umfassenden Liebe seine Sinne zu neuem Ringen entflammt. Aber auf Schuld gründete sich Wilfried's Macht, Schuld führte seinen Untergang herbei, Schuld ist auch seine Liebe, wie es der zweite Aufzug zeigt; denn

„Du liebst nicht mich, du liebst nur deine Liebe!"

sagt Lilith, die er in Waldeseinsamkeit gefunden und deren Herz er im Sturme erobert.

„Du naheſt mir mit Ketten — ich bin frei!
Du liebst mich, weil du mich dein Eigen wähnst,
Weil du, der Herr, dich nach der Sklavin sehnst! —
Du hast der Liebe Räthsel nicht ergründet;
Denn Liebe ist ein Aufsichselbstverzichten!"

Ein kühner Wurf ist in dieser Scene die mit großer Kraft gezeichnete Figur Lilith's. Nicht ein Weib schlechthin hat der Dichter hier dargestellt, sondern das Weib an sich. Sehr charakteristisch ist schon der Name gewählt (die Nächtliche, Unergründliche). Sie ist die Verkörperung des weiblichen Prinzips in der Natur in seiner ganzen, dem Manne dämonisch erscheinenden Unersättlichkeit. Sie zerbricht jede Fessel, bäumt sich auf gegen jede Beschränkung; darum ist ihr auch die Treue ein unfaßbarer Begriff, die Treue, die der Egoismus erfunden, um ohne Kraftanstrengung dauernd zu herrschen. — Wie Schuld den König seiner Macht beraubte, so beraubt ihn auch Schuld seiner Liebe, nämlich die Schuld, in der Liebe etwas Anderes erkannt zu haben als „Entsagen der eigenen Lust und eigenen Begier." Gothmar, der ihn in der Schlacht überwand, schlägt ihn auch hier aus dem Felde. Der Zweikampf der Rivalen, dessen Preis Lilith ist, endet mit der Niederlage Wilfried's; er fällt; aber auch der fliehende Gothmar findet, Lilith im Arm, seinen Untergang. Der Tod erscheint. Wilfried erkennt ihn; doch sein Durst nach Leben ist brennender als je. Der Einsiedler verbindet ihm seine Wunden. „Seid Ihr ein Arzt?" fragt ihn der Verletzte. „Der Allerbesten einer auf dieser Erde!" gibt ihm der Tod vielsagend zur Antwort; „möchtet Ihr vielleicht mein Schüler werden?" Und damit ist der dritte Aufzug eingeleitet. Wilfried hat unter des Todes Leitung die medizinische Wissenschaft studirt; von Keinem wird er in ihrer Kenntniß übertroffen. Aber sein frevelhafter, dämonischer Trieb, das Geheimniß des Lebens zu ergründen, fordert Opfer um Opfer. Der unselige Drang, zu wissen nur um des Wissens willen, treibt ihn weiter von Schuld zu Schuld. Von hervorragender Schönheit ist der große Monolog des Todes, in welchem er, verächtlich auf die Mühe Wilfried's herabblickend, seine eigene Zwitterstellung beleuchtet:

„Schärf deine Messer nur mit deinem Witz,
Und morde nur der Wissenschaft zu Ehren!
Du folgst getreulich meinen guten Lehren;
Du dieneſt mir und weißt es selber nicht!
— — Mit Schuld um Schuld beladeſt du dein Haupt,
Und schwerer wird die Kette Glied um Glied;
Du fühlst es nicht, wie sie dich niederzieht
Zum Thiere fast, das nur der Selbstsucht lebt.
Das Höchste hast gesucht du und erstrebt,
Und fandeſt nicht die Kraft, dich loszuringen
Von eignen Willens Lüsten und Begier.
— — Die Mutter aber, aller Schulden Schuld,
Sie harrt und wartet deiner mit Geduld.
— — Zu wahrer Menschlichkeit raffst du dich auf,
Der Selbstsucht Schlacken fallen ab von dir —
Wenn endlich du geendet deinen Lauf,
Dann steh ich grinsend, höhnend neben dir,
Dann will ich lachend dich zu Boden schlagen:
Das Dämmern magst du sehn, doch nicht das Tagen.
— — Und wie du jetzt mit Messern und mit Sägen
Dich mühst, ein armes Seelchen bloszulegen,
So möcht' ich selbst an deine Seele können!
— — Ich bin des Lebensstromes starre Wehr;
Das Leben aber brandet um mich her
Und all' mein Trotz ihm neue Kräfte schafft!
— Wär' ich nicht da — versickert wäre träg'
Das Leben längst!"

Wilfried kehrt von seinem blutigen Werke zurück. Enttäuschung und Schuldbewußtsein drücken ihn zu Boden und versenken ihn in einen traumhaften Zustand, welchen der Tod dazu benutzt, dem Schüler seine von diesem angezweifelte Majestät mit packender Gewalt vor Augen zu führen. Diese Scene, eine poetisches Todtentanzgemälde, ist von grandioser Wirkung. Mit dem gellenden Ton seiner Querpfeife ruft er die Schaaren aus den Gräbern herauf, und zuletzt nahen die Opfer von Wilfried's Schuld: die für die Herrschergelüste ihres Königs in den Schlachtentod getriebenen Krieger, die ertrunkene Lilith, die endlose Zahl der Kranken und Gesunden, die er für die Wissenschaft dahinmordete. Entsetzt wacht Wilfried auf — der Spuk ist verschwunden. Der Schluß dieses Aufzuges gestaltet sich zu einer neuen großartigen Apotheose des Todes. Ein zügelloser Volkshaufe, der Kenntniß von der Blutschuld des Arztes erhalten, dringt ein. Da stürzt das Gewölbe krachend zusammen und begräbt die entsetzte Menge unter seinen Trümmern — die Majestät des Todes hat ihre Opfer!

Im letzten Aufzug sehen wir den Gramgebeugten zur vollen Erkenntniß seiner Schuld gelangt. Aber eine neue Welt thut sich vor ihm auf: „Mein Gläub'ger ist das Leben! Und nun erst beginnt die Frist, wo ich die Schuld mit meiner That will zahlen und auf mich nehmen aller Menschen Qualen!" Ein Retter, ein Erlöser will er werden, darum zog er nach Italien, wo die Pest wüthet, um seine Kunst in den Dienst werkthätiger Menschenliebe zu stellen. Umsonst! Sein Mühen splittert an dem Grimm des Mächtigen, auch er fällt unter der Geißel des Todes. Der Ausgang sieht düster tragisch aus; aber gerade hier zeigt sich des Dichters todbesiegender Optimismus, wenn er dem Sterbenden folgende Worte in den Mund legt:

Du lehrteſt mich, daß nichts verloren geht,
Daß alles unvergänglich, was besteht!
Die Kraft, die ich in meinen Muskel spannte,
Der Geist, den ich in meinem Hirne bannte,
Sie leben fort in wechselnder Gestalt —
Und über diese hast du nicht Gewalt.
So lebt das Wort, das meinem Mund entwich,
Durch aller Zeiten Rollen ewiglich.
Mein Denken stirbt in dieser Stunde nicht,
Für alle Zeiten flammend bleibt das Licht!
Erlösung von sich selbst, vom eignen Bann,
Das ist das Erbe, das ich lassen kann
Der Menschheit! — Ihr mein letzter Gruß!

Und dann der Aufschrei grimmiger, ohnmächtiger Wuth aus dem Munde des Todes:

„Nun, Thörin Schuld, nun fandeſt du Genügen!
Er sah dir voll und ganz in's Angesicht,
Und was er sah, war Licht, war Licht, war Licht!

Nein, Lothar ist kein Dichter des Pessimismus. Er glaubt an eine Verklärung des Menschenthums, an Freiheit, Würde, Wahrheit. Das Buch ist ein Evangelium, besonders für unser Geschlecht, bei dem die Selbstsucht größere Triumphe feiert denn je.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Als der Vater nach Hause kam.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen.

Seit Anfang des Frühlings hatte es nicht geregnet; jetzt war Hochsommer und Alles stand dürr und verschmachtend auf dem ohnehin mageren Ackerfeld; ehern schien der Himmel und die Sonne brannte versengend hernieder.

Die Mühlbäche waren ausgetrocknet; die Landseen traten von ihren Ufern zurück in die Tiefe, als wollten sie sich verbergen vor der Gluth der Sonne.

Dazu grassirte die Ruhr und forderte, namentlich unter den Kindern, viele Opfer. Die Hoffnungen des Landmannes waren total vernichtet und dies Jahr gab es keine Ernte.

Kalle in Hagen wurde nicht direct von solchem Unglück betroffen. Er bewohnte eine elende Hütte tief hinten im Föhrenwald und nicht weit davon zog sich längs des Waldweges ein mageres Ackerland hin, welches auch in günstigen Jahren keinen nennenswerthen Ertrag lieferte, denn nur, wenn es, was man ganz eigentlich „einen verregneten Sommer" nennt, gab, erzielte er 1 bis 1½ Scheffel Hafer oder Gerste. Aber welch ein Gewächs! Das Stroh kaum dicker als ein Zwirnfaden und die Aehren wie Fliegen. Der Unterschied zwischen einer Mittelernte und totalem Mißwachs wie in diesem Jahr konnte unmöglich die Existenz dieser armen Leute in Frage stellen, da es sich schließlich um eine Differenz von einem Scheffel handelte. Viel schlimmer war der gänzliche Mangel an Arbeit. Kalle pflegte sonst nach dem Dorf zu gehen, um für die Bauern zu dreschen, aber dies Jahr gab es nichts. Ferner war er geschickt im Decken der Strohdächer; das Stroh mußte aber nun in den Ställen verfüttert werden. Auch war er ein tüchtiger Steinarbeiter, wo hatte man aber diesen Sommer Geld, um Brücken zu bauen, oder Pflasterungen vornehmen zu lassen? Kurz, Mangel an Nahrung und Arbeit an allen Ecken und Enden.

Da hörte Kalle eines Tages, daß weit, weit oben im Norden, noch viel weiter als Stockholm, eine Eisenbahn gebaut werde und der Lieutenant auf dem Gutshof hatte gesagt: ein Mann wie Kalle würde schon angenommen werden, da es an Steinarbeitern fehle. Der Lieutenant wußte Bescheid, er war dort oben als Aufseher über die Bahnarbeiter angestellt.

Nun gab es Leben in der kleinen Hütte. Kalle's beste Jacke wurde vorgeholt und die Mutter sah nach, ob nicht etwa noch ein paar Tropfen Thran in der Lampe seien, um Vaters Schuhe gut einzuschmieren.

Es war so eigen, daß der Vater fort sollte. Kalle und Eva hatten fünfzehn Jahre zusammen gelebt; sie hatten vier Knaben und zwei Mädchen. Sie waren in dieser ganzen Zeit nur einmal auf ein paar Tage getrennt gewesen, als der Vater weiter fort auf Arbeit gemußt hatte. Nun sollte er aber ein ganzes Jahr lang wegbleiben! Es mußte aber sein, denn es galt, Mutter und Kinder vor Mangel zu schützen — und so war Alles gut und wohl.

Kein Liebeswort, keine Thräne, kein Zittern der Stimme ward beim Abschied wahrgenommen. Kalle aber sah seine Frau beständig an, während sie seine Jacke reinigte und bürstete; so genau hatte er sie, wenigstens die letzten fünf Jahre, nicht betrachtet.

„Du arme Seele, Du siehst so alt und verrunzelt aus, Du hast Dich zu arg plagen müssen mit den Kindern und der vielen Arbeit. Ja, Eva!"

Diese Bemerkung ließ an Feinheit der Form viel zu wünschen übrig, aber wie leuchteten ihre Augen; sie fühlte, daß Kalle ihr etwas Herzliches hatte sagen wollen.

„Der Herr sei mit Dir, Kalle! Führe Dich gut auf! Iß auch dann und wann einen Bissen Fleisch, das gibt Kraft. Vor Allem, hüte Dich vor dem Branntwein, und wenn Ihr sprengen müßt, da geh' auf die Seite, daß Du nicht zu Schaden kommst; es soll so gefährlich sein mit dem Dynamit."

Kalle nahm die letzte Kartoffel auf die Gabel, tunkte sie in die Heringsbrühe und sagte: „Ja, Mutter, ich will mich vorsehen."

Und so ging er fort, weit fort, um für die Seinen das Brot zu verdienen, ging ohne Umarmung, ohne Liebeswort. Wohl mochte er in seinem Innern tiefes Weh empfinden, aber harte Arbeit, Noth und Leiden lassen es bei den Kindern der Armuth oft nicht zur Aeußerung der Gefühle kommen.

Nur die beiden jüngsten Kinder Lars und Lina weinten sehr. Mutter stand in der Hausthür, rieb sich mit harter, magerer Hand die Augen und sah dem Vater auf dem Wege nach, so lange, so lange. —

Als sie in die Stube zurückkam, nahm sie seine Holzschuhe, die vorn vor dem Bett standen und schob sie weit darunter, daß man sie nicht mehr sehen konnte.

Da ging die Thür auf und der Vater stand auf der Schwelle.

„Wir hatten ja nur noch drei Heringe, Eva?"

„Ja, Kalle."

„Warum hast Du mir denn noch zwei in mein Tuch eingebunden? Da hast Du einen wieder. Leb' wohl, Eva!"

„Behalt ihn doch, Kalle, Du hast sonst gar nichts."

„Nein, nein, laß die Kleinsten ihn haben. Gott mit Euch, Eva." Und er ging wieder fort mit langsamem, schwerfälligem Schritt und gebeugtem Rücken; ging in die Welt hinaus um zu arbeiten und sich zu plagen, so viel in seinen Kräften stand, damit es nur nicht den Seinen am nothwendigsten Lebensunterhalt fehlen möchte.

Nach einem Monat brachte die Post das erste Geld vom Vater; es war wenig und doch fast alles, was er in dieser kurzen Zeit verdient hatte.

Später kam denn auch ein Brief, welchen das älteste Mädchen, das in die Volksschule ging, vorlas und wieder las, bis ihn Alle auswendig konnten. So erschienen dann und wann spärliche und fast unleserliche Nachrichten vom Vater: Es ging ihm so weit gut, der Aufseher war freundlich mit den Arbeitern, aber das Essen sehr theuer; schlafen mußte man draußen im Wald und es war sehr kalt in den Nächten, aber das nächste Dorf lag fast zwei Stunden entfernt und Abends war man sehr müde.

Eva sparte so viel sie konnte und so gelang es ihr dann und wann, ein paar Groschen zurückzulegen, um etwas Flachs und Wolle zu kaufen und ihren Webstuhl wieder in Gang zu bringen, denn die Kinder hatten fast nichts anzuziehen und der Vater mußte eine neue Jacke haben, wenn er wieder käme. Sie selbst brauchte nichts.

Aber nun kam eine traurige Zeit, denn die Briefe blieben aus. Eva ging in ihrer Noth zum Pastor im Dorf und später zum Inspector an der nächsten Eisenbahnstation, die über drei Stunden entfernt war. Aber Alles war vergeblich. So verging ein Monat und zwei — und es vergingen drei Monate und der Vater ließ nichts von sich hören.

Mit der dem Landbewohner eigenen zähen, ruhigen Geduld ertrug Eva diese Wartezeit, ohne große Unruhe zu zeigen. Sie zog bei den Mahlzeiten von den Kartoffeln ab; zertheilte jeden Hering in sechs, wie sonst in vier Theile. Und so hoffte und wartete sie von einem Tag zum anderen, und endlich, endlich kam Kalle.

Eines Abends, als es schon zu dämmern begann und sie vom Feld zurückkehrte, saß Kalle auf der Bank am Fenster; er stand aber nicht auf, als sie herein kam.

„Guten Abend, Eva."

„Aber Kalle, bist Du da? endlich wieder da?" rief Eva und sah nach dem Topf auf dem Feuer.

Keine Umarmung, noch Liebeswort, auch jetzt nicht, aber ihre Augen glänzten und sie bewegte sich rascher als sonst. Kalle blieb sitzen und sah sehr blaß aus; er war wohl müde von der Reise, der arme Mann! Bis zur Station hatte er Arbeiterfahrkarte gehabt, aber von dort waren noch drei lange Stunden bis zu seiner Hütte.

Eva fragte nach Allem und er antwortete in seiner ruhigen und bedächtigen Weise. Dann sprachen sie von den Kindern und wie es ihnen inzwischen ergangen sei und daß Lars nun zum Winter auch in die Schule müsse.

Die Kinder kamen und jubelten vor Freude, als sie den Vater sahen. Es wurde spät und Mutter brachte die Abendsuppe. Der Vater blieb aber immer auf der Fensterbank sitzen, ruhig und still, aber so entsetzlich blaß.

„Komm Kalle, nun wollen wir essen!"

Der Vater hörte wohl nicht; er strich sich mit der Hand über die Stirn und seufzte tief auf. Wie müde mußte er doch sein, der arme Vater!

Die Mutter ließ ihn sitzen, nahm den Eimer und ging zur Quelle, um Wasser zu holen. Der Frühlingsabend war linde und mild und sie war so fröhlich in ihrem Herzen, denn Kalle war wieder da. Das lange, schwere Jahr war zu Ende; sie durften wieder beisammen sein und mit einander arbeiten. Dies Jahr würde es auch wieder eine Ernte geben und der Vater brauchte nicht mehr so weit fort, um das Brot zu verdienen.

Sie füllte ihren Eimer, labte sich an dem frischen Wasser und ging wieder den Hügel hinan. Wie leicht wurde ihr heute der Rückweg. So vergnügt war die gute Seele nicht gewesen seit jenem Johannisabend, an dem sie sich mit ihrem Kalle verlobt hatte.

„Aber Kalle, nun mußt Du kommen, ich kann die Suppe nicht länger warm halten." Er bewegte sich nicht.

„Soll ich Dir die Suppe auf die Bank hinstellen?"

Da erhob er sich plötzlich, aber beim ersten Schritt zuckte er heftig zusammen und beim zweiten stieß er so hart gegen die Diele wie mit einem Stock, und so ging er auf den Tisch zu — hinkend und klappernd, mit großen, großen Schweißtropfen auf der bleichen Stirn.

Die Kinder sahen erschrocken zu, mit offenem Munde. Eva wankte und stützte sich gegen die Bettkante.

„Um Gottes Willen, Kalle! was hast Du mit Deinem Bein?"

Und Kalle sank auf den Stuhl hin, seine grobe, schwielige Hand vor die Augen haltend:

„Das Bein, Eva? Ja, das Bein, das liegt dort oben unterm Gerölle an der Nordbahn. Das holte mir das Dynamit."

Aus der Hauptstadt.

Ein politisches Gründerjahr.

Von den Sturmvögeln der kommenden Revolution, den utopistischen Romanciers, wird uns recht ausführlich, in behaglichster Breite, das wunnige

Digitized by Google

Freudeleben des 20. Jahrhunderts dargestellt, nebst den vorangegangenen Bartholomäusnächten, und nicht wenige Hausärzte sind es, die ihren hübschen, aber zur Korpulenz neigenden Pflegebefohlenen nach dem Mittagbrot so eins dieser Romankapitelchen verordnen oder zwei — sie erregen bourgeois-femininen Nerven etwas wie wollüstiges Grauen (es schaudert sich brillant auf seidenüberzogenem Divan), und der Schauder, an und für sich schon der Menschheit bester Theil, wirkt so urkräftig auf die körperlichen Functionen . . . Ich fürchte aber, die Zukunft wird nicht ganz so großartig ausschauen, wie es die sozialistischen Jules Verne's träumen. Ich fürchte vielmehr, statt der gewaltigen Gedankenkämpfe, die immerhin noch ein Häuflein klein unter uns bewegen, wird kleinliches Streiten um sehr kleinliche Dinge dann das politische Leben ausfüllen. Wenn die Magen nicht mehr knurrend der Weltordnung Opposition machen, unser sogenannter Verstand thut es ganz gewiß nicht. Der wirthschaftliche Großkrieg, welcher es jetzt zu einer Lust macht, zu leben, artet sicherlich in Guerillakrieglein und Klopffechtereien aus, und an Stelle der beiden Riesenparteien, in welche sich jetzt alle Menschheit theilt, werden wieder unzählige kleine hyperpolitische, ästhetische, ethisch-religiöse Gruppen auf einander loshacken, ganz wie es in der schlimmsten Epoche des nun längst überwundenen Scheinconstitutionalismus gewesen ist . . .

Doch ich verbreite da „unwahre Thatsachen", wie nicht Wippchen, wie Herr Brausewetter sagt. Zu der Großpolitik von England, zum Whig- und Tory-System sind wir noch nicht durchgedrungen; nicht zwei mächtige Parteien, zehn sehr ohnmächtige befehden sich bei uns, und statt daß es weniger werden, daß die gleichgesinnten, befreundeten in einander aufgehen, um so mit wuchtigerem Anprall rascher das gemeinsame Ziel zu erreichen, vermehrt sich die Liste deutscher Fractionen beständig. Ich sehe den Tag, ich hoffe ihn noch zu erleben, wo im Adreßbuch nicht nur die Vergnügungsvereine, sondern auch die politischen Parteien Berlins aufgezählt werden, wo jeder Club sich kurzer Hand zu einer Partei constituirt und seinen Vorstand zum Reichstag candidiren läßt. Wo nicht nur wie heute die Katholiken, die Juden, die Landwirthe, die württembergischen Demokraten und die hannöverschen Welfen ihre eigene Fraction haben, wo auch jeder Kegler, jeder Trapezkünstler und Skatspieler sich im Reichstag vertreten weiß.

Mag man dem alten Bismarck immerhin alles Böse nachsagen, aber so lange er herrschte und nicht sein an und für sich „größerer" Nachfolger, (die sozialistischen und ein Theil der loyalfreisinnigen Blätter wenigstens nennen Herrn von Caprivi so, und die sind bekanntlich immer am besten unterrichtet) so lange gab es wenigstens einen haarscharfen Unterschied, und man kannte, trotz all der kleinen Fractiönchen, im Nothfall immer nur zwei große Parteien: Reichsfreunde nämlich und Reichsfeinde. Das klang brutal, aber es war gut. Man wußte, wen man vor sich hatte. Heute kriegt in der Wilhelmstraße jede Partei, wenn sie's will, sogar schriftlich die Versicherung, daß ihr Patriotismus die Goldprobe aushalte. Dadurch ist die Politik gefahrloser und amüsanter geworden; es fehlen nur noch Diäten, dann läßt kein vernünftiger Vater seinen vierzehnjährigen Bengel mehr Schuster oder Journalist, sondern Berufsparlamentarier werden. Der Verein Waldeck empfiehlt sich den p. t. Eltern als beste Vorschule. Und wenn erst Jeder parlamentarisirt und redet, reichen die bestehenden Institutionen und Parteiverbindungen natürlich nicht mehr aus.

Alle anderen Gewerke liegen darnieder, auch die Thronrede gibt es trotz Herrn v. Bötticher zu, aber die Tribünenschwätzerei ernährt noch ihren Mann, wie man in Paris sieht. Den ungeheuren Andrang voraussehend, welcher zu diesem Handwerk mit goldenem Boden in Zukunft stattfinden wird, etabliren eben jetzt versirte Männer neue Firmen und Parteien. Eine Gründerära ohne Gleichen ist angebrochen, und die politischen Actiengesellschaften schießen wie Pilze auf. Mit ewigem Völkerfrieden und zeitlicher Suttnerei, mit ethischer Cultur und Internationalen Cogitanten-Allianzen hub es an. Das interessirte auf die Dauer aber nur die Gründer selber und ihre Zeitungsverleger; die Namen gewöhnlicher Mitglieder wurden in den Zeitungen nie erwähnt. Wer deshalb ein bischen auf sich hielt und bei seinen Tanten gern als kommender Mann galt, machte Politik.

Anno 1890/1891 verging fast kein Tag, wo Buchhändlerspekulation nicht eine neue Broschüre auf den Markt warf; heuer scheint uns beinah jede Woche eine neue Fraction oder „Parteiconstellation" bescheeren zu wollen. Die Menschen sind waghalsiger geworden; vor Jahren retteten sie mit zwei Bogen Makulatur, broschirt, Ladenpreis eine Mark, das Vaterland; heute thut's nur noch eine neue Partei. Das ist freilich viel kostspieliger, aber wenn die Conjunkturen günstig sind, lohnt sich's auch mehr.

Erklärlich genug und durchaus berechtigt ist die Sehnsucht vieler Tausender, nicht mehr Allerwelts-Schwadroneure, sondern Vertreter ihrer persönlichen Interessen in der Kammer zu haben; größer als es die Berliner Faiseure ahnen, die vom hiesigen Candidatenvorrath an die Provinz zu soliden Preisen abgeben und bei dem kolossalen Umfang ihres Exportgeschäftes natürlich spezielle Wünsche der „Vertretenen" nicht berücksichtigen können — größer als es die Berliner Faiseure ahnen, ist die gährende Unzufriedenheit mit den mehr oder minder geschickten Parlamentscauseuren. Die Volksseele ringt nach Befreiung und sinnt auf Thaten, ihrem Verdruß Ausdruck zu verleihen, und der gentlemännischen Müßiggänger gibt es genug, welchen nach dem weißen Saal gelüstet. Zwei Löffel Liebe für Bismarck, ein gutes Pfund Abneigung vor Caprivi und seinen deplacirten Helfern, dazu etwas dünne Berlepsche Sozialreformerei und eine Messerspitze Empörung gegen Börsenjobber (nicht zu bitter) — und das Rezept für eine wohlschmeckende Nationalpartei ist fertig.

Daß jeder von den Neugründungen ohne Weiteres „die Herzen des Volkes", zum mindesten die aller anständig und patriotisch Denkenden zufallen, soll nicht geleugnet werden, weil es ja in allen Aufrufen steht und man Herren, die Einem völlig unbekannt sind, nicht der Lüge zeihen darf. Da ist es aber kein Wunder, wenn die alten Fraktionen, an solche Erfolge nicht gewöhnt, neidisch und ebenfalls gründungslustig werden. Ihre jungen Concurrenten springen aus dem Nichts hervor, wie eine Spielerei, geschnitzt aus Korke; sie aber machen's den niederen Infusorien nach und vermehren sich durch Theilung. Im Centrum soll's umgehen, wo der Lieber und der Ballestrem jeder für sich eine schöne neue Partei führen möchten; Herr von Helldorf, der Genirte und Genirende, der 22 Männer ohne Wähler hinter sich hat wie die Gründer der Nationalpartei, will rasch vor den Wahlen noch die Wonnen eines Fraktions-Chefs durchkosten. Und nun gar erst die Löwen vom Freisinn . . .

Daß im Schoße der fortgeschrittenen Liberalen eine starke Strömung vorhanden ist, die für Caprivi und den neuen Kurs optirt, daran zweifeln nur noch die paar Ehrlich-Einfältigen hinter Richter. Als vor etlichen Jahren der Aufstand gegen Eugen Richter losbrach und der mehr feinsinnige als freisinnige Hänel die Insurgenten führte, da waren es gerade Eugens Allerintimste, die am entschlossensten meuterten. In seinen „Jugenderinnerungen" hat er zwar verschentlich nichts davon erwähnt, aber eine Denkschrift soll den Fehler gut machen, welche ich schon jetzt zum nächsten freisinnigen Jubiläum vorbereite. Ich werde darin den Festtheilnehmern erklären, weshalb just diejenigen ihren Eugen am ersten flohen, welche ihn am besten kannten, und weiter werd' ich zeigen, mit welchen erbaulichen Mitteln der große Feind aller Gewaltherrschaft sein Volk wieder an sich fesselte. Hänel ward damals zerschmettert, denn mit vielleicht demselben Recht wie der Kaiser kann Eugen Richter unter sein Bild: „Nemo me impune lacessit" schreiben. Nun aber ersteht ein Rächer aus den Gebeinen des liebenswürdigen, feinen Herr Hänel. Nicht in der Weise, wie gänzlich Uneingeweihte prophezeien, wird die Spaltung der freisinnigen Partei vor sich gehen. Weniger Herr Rickert und seine Freunde, die alle in den Jahren angelangt sind, wo man gern 'was Gut's in Ruhe schmausen möchte, weniger die wadenarmen Wadenstrümpfler als die um Richter fordern reinliche Scheidung.

Ich bin fest überzeugt, daß sich die alte Fortschrittspartei empfindlich geschadet hat durch die Aufnahme der unsicheren Kantonisten von rechts. Wie die meisten aus rein merkantilen Beweggründen hervorgehenden Fusionen, nützte diese Maßnahme nur der Concurrenz. Und man möge über Richter's Wirksamkeit unter Bismarck denken wie man will, trutzigen Muth, große Ehrlichkeit der Gesinnung und ziemliche Beliebtheit bei den Wählermassen darf man dem gewesenen Herrn Assessor nicht absprechen. Heute, wo Richter keinen Bismarck mehr zu bestehen hat, seinen Gegnern im Ministerium vielmehr fast ausnahmslos überlegen ist — die Militärdebatte zeigt dies in beschämender Weise — heut hätte die alte Fortschrittspartei bei Neuwahlen bedeutende Chancen! Zum Glück für das Vaterland und für die nationale Entwickelung haben die Rickert und die Meyer sich zu dem finsteren Tribunen gesellt. Besonders Herr Rickert hat — ganz objectiv betrachtet — sein Bestes gethan, durch die Erfindung der lächerlichen „Judenschutztruppe" und seinen unvorsichtigen Fanatismus bei Beurtheilung von Erscheinungen, welche anständige Juden selbst aufs Härteste verdammen, die Partei um allen Credit, verhaßt und unrettbar lächerlich gemacht. Die Leute in Friedeberg-Arnswalde haben nun und nimmer für den begrenzten Käsebröder Ahlwardt, gegen die Ausschreitungen des Börsen- und Handels-Judenthums haben sie votirt und damit den Freisinn getroffen. Sie werden in Liegnitz genau ebenso votiren.

Herr Rickert war es vornehmlich, der seine Partei in die bedrohliche Nähe des antisemitischen Mühlsteins brachte, und der „College" ganz links hat sie trotz 200,000 gratis verkaufter Broschüren nicht aus der des sozialistischen Mühlsteines fortziehen können. Ihr Schicksal wird sich entscheiden, wenn die Normal-Wahlmühle wieder zu klappern beginnt.

Weil höfische Sitte wieder modern wird, posthumer Tanz, posthume Galanterei und Courtoisey in Dynastenkreisen, ziemt es auch niedrig geborenen politischen Kämpen, dem Feinde Höflichkeit zu bezeugen, und so mein' ich denn, daß Herr Richter klug genug ist, kommende Tage zu sehen. Die Neuschöpfung der alten Fortschrittspartei und die Abstoßung der Gruppe Rickert steht näher bevor, als mancher Großwürdenträger glaubt. Einerseits wäre diese politische Entgründung zu bedauern, weil sie Richter's Schlagkraft bedeutend erhöhen würde; andererseits aber wäre sie den klugen Juden ein deutlicher Wink, sich nicht länger auf Rickert's Schutz zu verlassen, sondern die Schritte zu thun, welche allein dem Ahlwardtismus den Garaus machen können.

Als die Milliardenjahre, die fetten Kühe, daherkamen, hat Mancher, so klein sein Geschäft auch war, es doch verstanden, gewaltige Summen aus den Herren Gründern herauszuziehen, die seine Concurrenz los werden und einen tüchtigen Kopf für ihr Riesenunternehmen gewinnen wollten. Unter den unbestrittenen Tugenden des jüdischen Volkes ragt sein Geschäftssinn hoch empor. Es wird, ich bin überzeugt, nun eine neue Gründerära kommt, nicht länger in der discreditirten Firma Rickert & Co. bleiben, in diesem heruntergekommenen und verrufenen Hause, dem es schon an Commis, an Candidaten zu mangeln beginnt (Stadrath Becker im Kreise Liegnitz ward sogar contractbrüchig!) und dessen Handlungsreisende sich nur noch mit Revolvern bewaffnet auf die Walze wagen. König Wiçwamitra-Rickert steht tausend Jahr lang unbeweglich auf einem Bein, um die heilige Kuh, den Sieg des „liberalen Gedankens" zu ertrotzen; aber die Juden sind verständiger, sie wollen weiter kommen. Schließlich, was kann ihnen an dem Sieg des liberalen Gedankens, überhaupt eines Gedankens, liegen? Die Politik von heute ist Wirthschaftspolitik.

Meiner Treu, auch Herr Stöcker vermag den Juden ihren Fundus an Geist und Witz nicht zu bestreiten. Geist und Witz aber sind die besten Betriebscapitalien für jede neue Partei.

Wer also bietet? . . .

Caliban.

Digitized by Google

Opern und Concerte.

Lachende Erben. Operette von Horst und Stein. Musik von Carl Weinberger. (Theater Unter den Linden.) Fürstin Ninetta. Operette von Hugo Wittmann und Julius Bauer. Musik von Johann Strauß. (Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.)

Das „Ronacher-Theater", über das vielleicht schon in den nächsten Tagen der Gerichtsvollzieher die Sperre verhängen wird, hat noch schnell vor Thorschluß die neue Operette Weinberger's aufgeführt. Der Text, der eine arg verwickelte Erbschaftsgeschichte mit wenig Witz und viel Behagen behandelt, konnte leider den begabten Wiener Componisten nicht sonderlich anregen, doch sind immerhin einige Nummern recht ansprechend. Weinberger ist ein Schüler von Strauß und Millöcker und besitzt geringe Selbständigkeit, weshalb es bei ihm von handgreiflichen Reminiscenzen wimmelt. Der gesungene Walzer von der Liebe Zaubermacht ist wohl die gelungenste Nummer, doch verfällt der Componist auch hier in Trivialitäten. Wer über eine frisch quellende Phantasie verfügt, sollte sie durch den Geschmack zu zügeln wissen und den Gassenhauerstil vermeiden. Unter den Darstellern zeichnete sich der vom Walhalla-Operettentheater und aus dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater wohlbekannte Tenorbuffo Steinberger aus, der zwar immer nur Caricaturen bietet, aber doch wirklich komisch wirkt.

Gleichzeitig hat Director Fritzsche mit der neuen Operette von Johann Strauß eine schwere Niederlage erlitten. Uns kam sie nicht unerwartet, denn daß der Schöpfer der „Fledermaus" nur noch eine völlig erschöpfte Erfindungskraft hat, wurde seit der „Nacht in Venedig" mit jedem Werke immer neu bestätigt. Das jüngste steht jedenfalls tief unter den früheren. Da ist auch nicht eine Melodie, die den Hörer packt, sondern alles matt und abgedroschen, sogar wo der Tanzrhythmus ertönt und der Walzerkönig seine alte Macht zeigen sollte. Sein neulicher Abstecher in's Gebiet der Oper („Ritter Pazman") scheint nicht von gutem Einfluß, denn nun macht er auch diese leichte Partitur opernhaft schwerfällig, besonders in der Orchestration. Das schließt freilich manches Anmuthige nicht aus. Das Auftrittslied des Paschas, das Walzerlied („Einst träumte mir") im dritten Act, das Duett von der Lieblingsfarbe, vor Allem aber die Musik zu dem allerliebsten Kinderballet, der Pizzicato-Walzer, der übrigens nicht neu ist. Auch manches Geistreiche, z. B. wie der stumme Lord, der mit seinem Liebesgestöne „Hm hm!" die Arien begleitet. Oder wie im ersten Finale ein Leyerkasten, das klavierklimpernde Wiener „Werkl" zu einem drastischen Effect verwerthet ist, doch auch hier bleibt die komisch erschütternde Wirkung aus, und so geht es durch alle drei Acte.

Die Darstellung trifft keine Schuld an dem Mißerfolg, trotz eines unbegreiflichen Mißgriffs in der Besetzung. Die alte Kokette Anastasia hatte nicht eine jugendliche Sängerin, sondern das groteske Frl. Schmidt zu geben, selbst auf die Gefahr hin, dem gesanglichen Theile nicht gerecht zu werden. Der treffliche Klein hat einen gesunden behäbigen Humor, aber gar keine parodistische Ader, und da er auch von Frl. Cornelli in dieser Hinsicht schlecht unterstützt wurde, so fiel die in Musik und Text reizende Hypnotisirscene („Es ist wirklich interessant sich im Schlafe zu verwandeln") mit ihrer Imitation der Duse und eines Tenoristen vollständig ab. Das muß man im Theater an der Wien von Girardi und der Palmay sehen und hören.

Ohne Zweifel haben die Librettisten den Durchfall zum überwiegenden Theile mitverschuldet: eine öde Verkleidungsposse, wo die Titelheldin je nachdem sie in Robe oder als Hosenrolle auftritt, als Fürstin Ninetta oder als Ciceron Carlino, alle Männer oder alle Weiber in sich verliebt macht. Zu diesen gehören das eben in Frankreich heimlich getraute Ehepaar Möbius und dessen Kinder aus erster Ehe, die sich zwar heirathen wollen, aber von dem Standesbeamten eben jener heimlichen Ehe ihrer „Herren Eltern" wegen getrennt werden, bis schließlich das Hinderniß beseitigt ist und sich alles in Wohlgefallen auflöst. Was diesen dürftigen Kern umgibt, ist Füllsel und Episodenwerk. Wittmann hat noch immer nicht gelernt, hübsch bei der Stange zu bleiben; auch hier ist wieder seine Handlung zerfahren, unklar, ohne Folgerichtigkeit und Wirklichkeitssinn, ohne concentrirtes und sich steigerndes Interesse. Seine gestaltende Phantasie versagt schon nach den ersten Anläufen und sucht dann durch bewegte Bühnenbilder, geistreiche Einfälle und immer neue Motive den Mangel zu verdecken. Hübsch ist die originelle Figur des Grafen Tatischeff alias Kassim Pascha. Als russischer Diplomat hatte er sich in Petersburg unmöglich gemacht, weil er sich eines Abends im Cirkus von einer Trapezkünstlerin mit den Zähnen in die Lüfte heben ließ, „denn das Ewig-Weibliche zieht uns hinan." Er ging hierauf nach Egypten, wurde Türke und Finanzpascha, und seine Mittel erlauben ihm jetzt, fürstlich zu reisen und sich zu amüsiren. Ein prächtiger Kerl mit seinem russisch-deutschen Accent, jovial, witzig, gutmüthig, aber das genügt seinem Schöpfer noch nicht: er muß auch noch Gedankenleser sein. Und hat er genug magnetisirt, so fällt Wittmann die Jettatura ein: das liefert wieder eine Scene, wo der Komiker vom gesammten Personal mit den zwei ihm entgegengestreckten Beschwörungsfingern hinausgegrault wird, wie Mephisto in Gounod's „Faust" durch das vorgehaltene Degenkreuz. Natürlich kommt der gebannte Pascha auf der anderen Seite wieder herein, und von seinem bösen Blick ist gar keine Rede mehr. Auch andere Effecte versagen völlig, denn Wittmann fehlt jeglicher Sinn für das Bühnenwirksame. Schon sein Dialog, so lebendig und anmuthig im Einzelnen, ist ganz und gar undramatisch und untheatralisch. Da wird immerfort, auch wenn der Sprecher sonst ein vollendeter Trottel ist, Geistreicheleі getrieben, Goethe, Schiller, Heine, Philemon und Baucis citirt und sogar der hochselige Dante bemüht. Weil Wittmann aber fühlt, daß er mit seinem gesprochenen Feuilleton nicht weiter kommt, hat er sich den Witzbold des Wiener Extrablattes beigesellt, der ihm die Couplets und Kalauer zu liefern hat. Und wie es bei so bestellter Arbeit immer zu gehen pflegt, der Humor streikt einfach, weshalb Julius Bauer dann nicht mehr erfindet, sondern sich nur noch erinnert. Ohne Uebertreibung kann man sagen, daß von zehn Witzen und Gedankenblitzen mindestens neun altes Gemeingut aller Witzblätter und Anekdotensammlungen sind. Höchstens hat Bauer sie mit Beziehungen auf unsere Zeit etwas aufgefrischt, zumal der Panama-Scandal muß herhalten. „Es gibt Abgeordnete, die Alles annehmen nur keine Vernunft." Lösegeld erpressende Banditen nehmen von einem Panama-Director „aus Collegialität" nur die Hälfte. Andere ehrwürdige Witze entbehren jeder Retouche. „Vom Stamm der Asra, welche färben, wenn sie lieben", das Damenporträt in „Ueberlebensblöße" u. s. w., das gehört alles zum eisernen Bestand unserer Ulkblätter. Der Berliner stöhnt in solchen Fällen sein schmerzliches „Au!" und wird ungemüthlich.

Der Redacteur eines Witzblattes sagte im Foyer: „Es ist doch gut, daß ich Bauer's Späße anhöre, ohne meinen Hut auf dem Kopfe zu haben, denn ich müßte ihn sonst immerfort ziehen."

„Warum?"

„Weil ich ein höflicher Mann bin und meine alten Bekannten immer grüße."

Hier kann Herr Bauer einmal „Au!" sagen.

Notizen.

Vom Wege. Sechs Novellen von Edward Stilgebauer. (Gera, Leutzsch.) Anspruchlose Alltagsgeschichten mit zumeist tragischem Ausgang, ohne spannende Verwicklungen, aber dafür ungekünstelt und wahr. Der Verfasser weiß hübsch zu erzählen, und für die oft fehlende Pointe entschädigen stimmungsvolle Naturschilderungen, scharf erfaßte Gesellschaftsbilder und ein starker realistischer Zug. Besonders in den vier kleinen Skizzen sind die Charaktere mit sparsam sicheren Zügen entworfen. „Der Schillerfalter" verdient jedenfalls den Preis, schon weil sich hier die unkünstlerische Tendenz weniger stark vordrängt. „Im Sturm" macht sich der Zufall bei der Katastrophe zu breit. Einen ergreifenden Conflict skizzirt „Aus Liebe." Vielleicht würde dem Verfasser, nach diesen Proben zu urtheilen, auch ein größerer Wurf gelingen.

Todtentänze. Ein Romanzero von Carl Felix Schlichtegroll. (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt.) Schlichtegroll ist ein bedeutendes Talent, auch besitzt er jene Eigenart, welche heute unerläßlich ist, wenn man im Gewühl der literarischen Menge nicht unbemerkt bleiben soll, und eine gute Form, die sich nicht selten zu großer Schönheit erhebt. Seine Sprache ist lebendig und bildlich, sein Vers voll Melodie, wie z. B. gleich in dem stimmungsvollen Cyclus, der Tod und die Natur.

> Das müde Jahr beginnt sich auszukleiden
> Und aus dem Haar löst es den Blumenkranz,
> — Noch einmal singt der Vogel vor dem Scheiden,
> Die Welt wird stiller, und bald schweigt sie ganz.

Stoff und Colorit werden ungleich bunter bei ihm durch die Vertrautheit mit der Welt des Ostens, der er verschiedene gelungene Bilder entlehnt, er trifft eben so sicher den Ton für rumänische oder serbische, wie für galizische Stimmungen und Vorgänge. Alles in allem eine jener wenigen Sammlungen, die beachtet und vor Allem gelesen zu werden verdienen. Man braucht nicht gerade Prophet zu sein, um voraussehen zu können, daß wir von dem jungen Dichter, der seines Zeichens eigentlich Maler ist, noch manches Schöne zu erwarten haben. Man sieht es seinem starken Talente an, daß es noch lange nicht sein letztes Wort gesprochen hat.

Sacher-Masoch.

Anatol von Arthur Schnitzler. (Berlin, Bibliograph. Institut.) Unter dem Namen Anatol vereinigt der Autor sieben in der Form der dramatischen Einacter gehaltene Erzählungen, in deren jeder als Mittelpunkt Anatol, eine echte Wiener Oberklassenfigur, halb Lebemann, halb Künstler, halb Lyriker, halb Schwärmer, aber begabt mit einem guten Portemonnaie, steht. In fünf dieser Einacter erscheint noch neben der Hauptfigur des Anatol sein Freund Max, der ähnlich wie die Heldenfreunde bei Shakespeare, den Beruf hat, als negatives Charakterisirinstrument zu dienen, ohne selbst weiter charakterisirt zu sein. Sobald er nämlich mit Anatol zusammen kommt, gibt es Gefühlsideenscharmützel, aus dem Max sich gewöhnlich dann zurückzieht, wenn die Hauptschlacht beginnt, nämlich Anatol's Kampf mit dem Weib. Nur in einem Falle, in dem reizenden Einacter „Episode" behauptet Max das Feld, während Anatol etwas gedemüthigt zu weichen hat. Die inhaltliche Wiedergabe der Sujets würde viel von dem eigenartigen Zauber nehmen, den sie durch die Form erhalten haben. Die einzelnen Beobachtungen, die allenthalben eingestreut sind, haben etwas eisblumenhaft zartes. Ein rauher Hauch macht sie zu Wasser zerfließen. Daher gewinnen sie, gehört aus dem Mund eines ähnlich gearteten Recitators, wie Emanuel Reicher noch unendlich gegen-

Digitized by Google

über der Lectüre, wie der Erfolg, den dieser Schauspieler mit dem Vortrag des ersten Anatolstückes „Frage an das Schicksal" jüngst errungen, zur Genüge dargethan hat.

König Ludwig II. von Bayern. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte von Karl v. Heigel. (Stuttgart, Bonz). Wohl die werthvollste von all den zahlreichen Veröffentlichungen über den ebenso unglücklichen, als genialen König. Es ist ein psychologisch sehr fein ausgeführtes Charakterbild, das von Dankbarkeit und Verehrung zeugt und nebenbei auch den Zweck verfolgt, den Verfasser von dem Vorwurfe zu reinigen, daß er als Leibdichter ihn ausgenützt habe. Auch diese Rechtfertigung gelingt Heigel, wobei er Manches zum Verständniß der Separatvorstellungen beiträgt und das Wohlgefallen des absonderlichen Königs daran erklärt. Zehn Jahre lang hat Heigel für den König Theaterstücke geschrieben, deren Stoff ihm derselbe bezeichnete. Den gebilligten Plan führte er aus und erhielt nach der nur für den König bestimmten Aufführung Honorar, Geschenke, zuletzt den Adel. Der alberne Vorwurf, daß er durch seine Stücke die Prunksucht und Grausamkeit des Königs genährt habe, widerlegt Heigel durch deren Analyse und einige Proben, die allerdings weder für den Geschmack des königlichen Auftraggebers, noch für den seines Poeten sprechen. Auf die Münchner, die Wagner's Bühnenfestspielhaus an der Isar, wie der König es geplant, vereitelten, schiebt Heigel die Schuld: „Die Millionen, die man ihm hier ersparte, wo sie Frucht getragen hätten, wurden in einsamen Gebirgsthälern ausgegeben, wo sie vergeudet sind." Und von der Menschenscheu und Verbitterung bis zu Verbrechen und Wahnsinn, der aber erst nach 1880 ausbricht, ist eine Entwickelung von grauenhafter Folgerichtigkeit. Interessant ist die Erzählung, wie Ludwig die Absendung seines Briefes, der den König Wilhelm zur Annahme der Kaiserkrone einlud, ganz seinem Kabinetssecretär anheimstellte, und die freilich etwas dunkle Erklärung seines Todesganges mit Gudden.

Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwickelungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. Von Rudolf Eucken. (Leipzig, Veit & Comp.) Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, in diesem Werk „anschauliche und kräftige Bilder der leitenden Denker zu entwerfen", da wo bisher im Bewußtsein des Allgemeinen gewöhnlich „nur matte und vereinzelte Züge" davon vorhanden waren, „was ein Plato und ein Augustin, ein Spinoza und ein Kant im Ganzen ihres Wesens und Schaffens wollten und waren". Er hat sich zu diesem Ende eine historische Untersuchung vorgenommen, darüber, „wie sich der Arbeit jener Männer das Ganze des menschlichen Daseins gestaltete, und wie ihre Stellung zu den Hauptproblemen unserer Existenz war." Was hier an den Lebensanschauungen der einzelnen Geisteshelden an Einsicht für das ganze Lebensproblem der Menschheit und als Ergebniß ihrer Gesammtarbeit gewonnen wird, muß sich zu einer zusammenhängenden Geschichte der Philosophie gestalten, in sofern, als deren Hauptprobleme dabei zur Erörterung kommen; von Eucken sind dieselben nicht aber in der landläufigen Weise als trockene Lehrsysteme aufgeführt, sondern an ihren Vertretern selbst gegeben, die uns so als Fleisch und Blut gewordene Denker nun um so vieles menschlich näher treten, und dadurch nach ihrem Wesen und Schaffen eindrücklicher sind, als dies in den bisherigen „Geschichten der Philosophie" der Fall war. Unabhängig von jeder Schule, geht der Jenenser Philosoph, der dazu ein Meister objectiver Darstellung ist, wie ein echter Pfadfinder, seinen eigenen Weg durch die Geistesgefilde der Menschheit — die Mitarbeit des Lesers fordernd, aber auch fördernd. Eucken ist auf allen Wissensgebieten zu Haus. Es erhalten da im Zusammenhang des Lebensproblems alle Richtungen ihre Stelle und zwar mit solcher psychologischen Klugheit vertheilt, wie sie nur ein maßvoller Haushalter im Reiche des Geistes zu vertheilen versteht. Höchst fesselnd wirken auch die Ausblicke in die Zukunft, findet auch das soziale Problem seine Auswirkung, auf das doch jetzt die Sinne der Mehrheit gerichtet sind.

Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie von Beguelin (Berlin, Springer). Alles Interesse concentrirt sich in diesem schön ausgestatteten Bande nicht auf die Person des preußischen Diplomaten Beguelin, sondern auf die seiner hochgesinnten patriotischen Frau, der Tochter des Hofrathes Cramer in Glogau. In ihrem gastlichen Haus in Berlin verkehrten zumal Stein und Hardenberg und der noch ganz unbekannte Hauptmann von Gneisenau, dessen Bedeutung sie zuerst erkannt und zur Anerkennung gebracht hat. Er nannte sie „eine Mosaik aus Montaigne, Cardinal Retz, Larochefoucauld und Labruyère", und sie war seine Egeria, aus deren Mund er Rathschläge und Tadel entgegennahm. Ein Duell zwischen den beiden Feuerköpfen Gneisenau und Scharnhorst hat sie durch ihr geistreiches, energisches Dazwischentreten verhindert. In diplomatischer Sendung kam das Ehepaar an den Hof Napoleons und dort feierte Amalie Triumphe, wenn auch die Unterhandlungen kein gedeihliches Ende nahmen. Napoleon, der sie zu gewinnen suchte, hatte ihr späteres Loos vorausgesagt: die Undankbarkeit des Vaterlandes, jenes travailler pour le roi de Prusse, das schon so Manchem übel bekommen sollte. Die Patriotin hat sich und ihr großes Vermögen im Dienste Preußens verbraucht und starb einsam, vergessen und in Dürftigkeit. Diese Memoiren beweisen es, daß sie den größten deutschen Frauengestalten beizuzählen ist.

Eine Erholungsfahrt nach Texas und Mexico. Von Joh. E. Rabe. (Hamburg, Voß.) Wir haben noch selten eine Reisebeschreibung so mannigfach angeregt und befriedigt aus der Hand gelegt, wie dieses gediegen ausgestattete Verlagswerk von Leopold Voß, und dabei besticht es den Leser nicht durch stilistische und feuilletonistische Effecte, sondern ist einfach, kunstlos, fast nüchtern, ohne jemals langweilig und trivial zu werden. Auch ist der Verfasser kein Schriftsteller von Beruf, vielmehr ein Hamburger Kaufmann, der bloß zu seinem Vergnügen und seiner Belehrung reist und sich eine recht zahlreiche Nachfolge wünscht, die er mit guten Rathschlägen und Reiseregeln versehen will. Dieser praktische Blick und Schick eines schildernden Touristen, der überall das Nachahmenswerthe aufzeigt, macht das Buch zu einem wahren Schatz für Amerikareisende, und gerade jetzt, wo die große Völkerwanderung nach Chicago anhebt, können wir keinen besseren Reisebegleiter empfehlen, als dieses unterhaltende, zuverlässige Buch, in dem auch der gesunde Humorist zu Worte kommt, der gute Patriot und der freie Weltbürger.

Martin Greif. Versuch zu einer Geschichte seines Lebens und Dichtens mit besonderer Rücksicht auf seine Dramen und seine Stellung in der deutschen Literatur. Von S. M. Prem. (Leipzig, Renger'sche Buchhandlung.) Gewissenhafter Fleiß und sorgfältige Benutzung der großen über Martin Greif schon vorhandenen Literatur zeichnen dieses Buch besonders aus. Prem gibt auch ein gutes Stück Lebensgeschichte und weiß in seiner Behandlung äußeres Leben und poetisches Schaffen zumeist zu einem recht anschaulichen und fesselnden Bilde zu vereinigen. Das Hauptgewicht wird auf die Greif'schen Dramen gelegt, die der Verfasser sammt und sonders einer eingehenden Analyse unterzieht. Allerdings wird er dabei öfters zu weitschweifig und läßt ein tieferes Eindringen in Motiv und Stoffgebiet der einzelnen Stücke vermissen. Statt langathmiger Inhaltsangaben, die manchmal die Zeit des Lesers nicht minder in Anspruch nehmen, als wenn er frischweg an die Lectüre des besprochenen Werkes selbst ginge, hätte ich lieber eine genauere Auseinandersetzung über die künstlerische Composition und vollendete Bühnengerechtigkeit der Greif'schen Dramen gesehen. Der Zusammenhang in der Besprechung der einzelnen Dramen fehlt öfters, da Prem es vielfach unterlassen hat, für die Gesammtheit der dramatischen Schöpfung Martin Greif's einheitliche Gesichtspunkte zu gewinnen. Trotzdem ist jedoch seine Darstellung von wahrem Verständniß und einer gewissen Innerlichkeit getragen, die ihren Werth weit über den bloßer feuilletonistischer Kritik erhebt. Merkwürdig finde ich Prem's Behauptung, daß das deutsche Publikum sich über Martin Greif noch nicht klar geworden sei. Wir müssen doch bei der Kritik eines Dichters den Begriff von „Publikum" enger ziehen oder auch zu dem Begriff: „Deutsches Volk" erweitern. Angenommen, daß man selbst bis zum Sommer d. J. über Greif's Dramatik im Unklaren gewesen wäre, so kann das nach den glänzenden Tagen des Festspiels von Kraiburg Niemand mehr behaupten. Ein einheitlicher Gesichtspunkt wäre neben einem tieferen Eingehen in die ganz dem Fühlen und Denken des deutschen Volkes entnommenen Grundmotive der Greif'schen Dramen hauptsächlich durch eine genaue Behandlung seiner Lyrik zu gewinnen gewesen, welche Prem allzu flüchtig abgethan hat. Gerade von der Lyrik hätte sich zur Dramatik eine interessante Brücke spannen lassen; denn sie enthält vielfach dieselben dichterischen Motive bloß im Rahmen eines Liedes oder eines reizenden Naturbildes, welche in den Dramen zu großartiger Ausbildung gelangt sind, z. B. das Siegfried-Motiv der Greif'schen Hohenstaufen-Dramen. Trotz dieser Mängel muß jedoch das Buch nachdrücklich zur Lectüre empfohlen werden, da es in jeder Beziehung geistreich und stilistisch vollendet ist und vor Allem einen Vorzug in sich trägt, den man eigentlich von jeder Monographie verlangen muß: es macht unwiderstehlich die Lust rege, die Werke des Dichters selbst kennen zu lernen.

R. H. Greinz.

Weltuntergang. Aus dem Amerikanischen von Edmund Boisgilbert (Ignatius Donnelly.) (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Wieder eine Utopie! Aber zum Unterschiede von Bellamy schildert Boisgilbert die Welt am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts unter der vollendeten Herrschaft des Kapitals. Es gibt nur noch eine allmächtige Plutokratie und eine recht- und besitzlose Menge, die in dumpfer Verzweiflung dahinlebt. Die Besitzenden selbst finden nur noch in bacchantischem Sinnengenuß eine vorübergehende Befriedigung. So hat die ganze herrschende Weltordnung Bankerott gemacht und ist reif zum Untergange. Und sie geht unter in einer furchtbaren Katastrophe, in welcher die ganze Civilisation vernichtet und die Menschheit in den Urzustand zurückgeschleudert wird. Das Werk ist eine bittere, von starkem, sittlichem Pathos durchwehte Satire auf die amerikanischen Zustände, die sich ja in mancher Beziehung auch in Europa wiederholen. Das interessante Werk ist zuerst in Kürschner's Halbmonatschrift „Aus fremden Zungen" erschienen, die alle besten Erscheinungen der ausländischen Romanliteratur in guten Uebersetzungen herausgibt und auf welche wir schon des Oefteren empfehlend hingewiesen haben.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

= *Ende Februar beginnt zu erscheinen* =

in fünfter, gänzlich neubearbeiteter, verschönter und vermehrter Auflage:

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Mehr als 100,000 Artikel auf nahezu 17,500 Seiten Text mit ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 950 Tafeln, darunter 152 Chromotafeln und 260 Kartenbeilagen.

17 Bände in Halbleder geb. zu je 10 Mk. = 6 Fl. ö. W. oder auch 272 Hefte zu je 50 Pf. = 30 Kr.

Probehefte und Prospekte gratis durch alle Buchhandlungen.

= Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. =

Belletristische Novitäten

aus dem Verlage der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben erschienen:

Novellen
von
Ferdinand Kürnberger.
Aus dem Nachlasse des Dichters
herausgegeben von
Wilhelm Lauser.
Preis geheftet *M* 4.—; fein gebunden *M* 5.—

Unheilbar.
Roman von
Dora Duncker.
Preis geheftet *M* 4.—; fein gebunden *M* 5.—

Die Welt des Scheins.
Roman von
A. von der Elbe.
2 Bde. Preis geh. *M* 5.—; fein geb. *M* 6.—

An den Ufern des Ganges.
Roman von
Oskar Meding.
(Gregor Samarow).
3 Bde. Preis geh. *M* 10.—; fein geb. *M* 13.—

In neuer Auflage ist soeben erschienen:

Dahiel, der Konvertit.
Roman von
Richard Voß.
Zweite Auflage.
2 Bde. Preis geh. *M* 12.—; fein geb. *M* 15.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserem Verlage erscheint:

„Aus fremden Zungen".

Jährlich 24 Hefte — à 6 Bogen in Umschlag.

Preis pro Heft: 50 Pfennig.

Herausgegeben von **Joseph Kürschner.**

Vielseitigstes Unterhaltungsblatt. Sammelstelle der besten und neuesten schönwissenschaftlichen Werke des Auslandes. Durchaus eigenartig. Vertritt einen frischen, modernen Geist und bietet seinem Leser, was er sonst nirgends findet.

Soeben beginnt der neue Jahrgang, der Werke obengenannter u. a. Autoren enthält.

Zu beziehen
durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Soeben erschien vollständig:

Carl von Hase's Leben.

Herausgegeben von **K. A. v. Haase.**

1. **Ideale und Irrthümer.** 1800—1830.
2. **Erinnerungen an Italien** in Briefen an die künftige Geliebte. 1829/30.
3. **Annalen meines Lebens.** 1830—1890.

Bd. I/II zu je *M* 4, Bd. III *M* 6.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Soeben erschien:

Brot!

Ein Büchlein für Alle, die Brot essen.
Von Dr. **Karl Schmidt.**
8 Bogen 8°. Preis elegant broschiert 1 Mk.

Ein Werkchen, das die weiteste Verbreitung verdient und zweifellos auch finden wird. Der Verfasser faßt das, was wir heute die soziale Frage nennen, am richtigen Ende an und versteht es meisterlich, auch dem Laien in nationalökonomischen Dingen alles das klar zu machen, worum sich heute die wirtschaftlichen Kämpfe drehen. — Wie gewann man vor Zeiten sein täglich Brot? Wie gewinnt man es heute und wie wird man es in Zukunft gewinnen? Dies sind die drei Kardinalfragen, die Dr. Schmidt aufstellt und beantwortet. Der erste Teil des Büchleins zeigt, daß und wie zwar die Bedingungen und Formen des Broterwerbs sich fortwährend umgestaltet haben, daß aber Eines, trotz dem Wechsel der Form, im Wesentlichen bis heute geblieben ist: die rechtskräftige Ausbeutung des Schwachen durch den Starken. Die letzten Teile zeigen, daß für die Ausbeutungswirtschaft die Stunde geschlagen hat, und daß das Jammerthal sich in ein Freudenthal verwandeln soll und kann. — Dabei steht der Verfasser nicht auf sozialdemokratischem Boden, sondern ist ein Anhänger der sogenannten Bodenreform. Das Buch sei Allen empfohlen, die sich über die Brot- und Erwerbsfrage leicht und angenehm unterrichten wollen.

Verlag von **Karl J. Trübner** in **Straßburg.**

Soeben erschien:

Mirèio.

Provençalische Dichtung
von **Frederi Mistral.**
Deutsch von August Bertuch.
Mit einer Einleitung von Ed. Boehmer.
8°. XV u. 292 S. brosch. M. 5.—, geb. in Leinw. M. 6.—

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 11. Februar 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Home Rule-Bill und ihre Schwierigkeiten. Von Otto Gaupp (London). — Der Prinz von Preußen und die deutsche Frage. Von Bruno Gebhardt. — Literatur und Kunst: Das Theater der Zukunft. Von Otto Krack. — Friedrich Hebbel's Briefwechsel. Von Ernst Heilborn. — Feuilleton: Weggespült. Von M. Zehme. — Aus der Hauptstadt: Die gelöste Judenfrage. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

Die Home Rule-Bill und ihre Schwierigkeiten.

Von Otto Gaupp (London).

Nur eine kurze Spanne Zeit trennt uns noch von dem Augenblick, da der greise Gladstone dem Parlament zum zweiten Mal ein Home Rule-Gesetz für Irland vorlegen wird. Wir dürfen uns auf die heftigsten parlamentarischen Kämpfe gefaßt machen; denn darüber sind Freunde und Feinde der Bill einig, daß wohl nie einem Parlament ein Gesetz vorlag, das im Guten oder Bösen für die Zukunft des britischen Reiches von einschneidenderen Folgen gewesen wäre. Es bedeutet nicht nur eine prinzipielle Ummodelung der lang erprobten englischen Constitution; sondern, indem es entweder, wie die Unionisten fürchten, zur gänzlichen Lostrennung Irlands aus dem Reichsverbande führt, oder nach Gladstone'scher Version eine auf „die Union der Herzen" gegründete vollständige Aussöhnung des keltischen Irland und des sächsischen England erzielt, berührt es zugleich auch die äußere Machtstellung Englands auf das empfindlichste. —

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, verdienen die Vorgänge in England auch in Deutschland die gespannteste Aufmerksamkeit; denn England ist immer noch, wie wohl dies manche Leute bei uns oft zu vergessen geneigt sind, einer der wichtigsten Factoren in der europäischen Politik. Zweck der folgenden Zeilen ist es, das Ziel und Wesen der Home Rule-Politik kurz zu skizziren, und insbesondere ihre schwierigen Punkte, um die sich die parlamentarischen Kämpfe der nächsten Zeit vornehmlich drehen werden, nebst der jeweiligen Stellung der Parteien zu ihnen, in ein klares Licht zu stellen, so daß das Verständniß der Debatten auch dem deutschen Leser leicht sein wird, und daß er insbesondere die kommende Bill in ihren Abweichungen von der früheren zu würdigen vermag. Es ist allerdings wahr, außer Gladstone und wenigen ministeriellen Vertrauten kennt heute noch kein Mensch die kommende Bill — nebenbei gesagt, ist selten in der Geschichte ein politisches Geheimniß besser bewahrt worden — auf der anderen Seite wissen wir aber aus offiziellen Aeußerungen Gladstone's und seiner Collegen, daß die Bill von 1886 immer noch „das Feld hält" und daß nicht im Prinzip, sondern nur im Detail Aenderungen vorgenommen werden sollen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden überhaupt die Vorgänge im kommenden Frühjahr mit denen im Frühjahr 1886 eine starke Aehnlichkeit tragen, vielleicht selbst was das endliche Schicksal des Gesetzes betrifft. 1886 rief die Bill bekanntlich einen Riß in der liberalen Partei hervor, der Gladstone's Regierung verhängnißvoll wurde; und an Anzeichen zu einer neuen Revolte im Home Rule-Lager fehlt es auch heute nicht. Jedenfalls sieht sich Gladstone in seinem Versuch, die irische Politik in neue Bahnen zu lenken, der stärksten Opposition gegenüber, die je ein britischer Minister zu bekämpfen hatte, einer Opposition, die dadurch noch an innerer Kraft gewinnt, daß sie sich vornehmlich aus England, dem Hauptlande der Union, rekrutirt. Es trugen in demselben bekanntlich die Unionisten bei den letzten allgemeinen Wahlen eine Majorität von 71 Sitzen davon. —

Als Essenz irischer Home Rule läßt sich nun kurz bezeichnen: Schaffung eines irischen Parlaments mit einer von ihm abhängigen irischen Executive und das Recht desselben, in seiner eignen Sphäre frei von der Controle des Reichsparlaments gesetzgeberisch thätig zu sein. Jedes Gesetz aber, das diesen Gedanken verwirklichen soll, muß auf der anderen Seite, um für England annehmbar zu sein, nach Gladstone's eigenen Angaben drei Grundbedingungen genügen. Es darf erstens die Suprematie des Reichparlaments in keiner Beziehung gefährden; es muß zweitens gerecht sein, d. h. eine gleichmäßige Vertheilung der Reichslast garantiren, und genügende Maßregeln zum Schutz der Minorität in Irland enthalten, und es muß drittens den irischen Wünschen entsprechen, deshalb endgültig sein und jede Provocation zu erneuten irischen Forderungen ausschließen. — Die Stellung der Unionisten ist damit gegeben. Sie halten Home Rule im Prinzip für verwerflich, weil voll innerer Widersprüche, und ihre parlamentarische Tactik geht dahin, an den einzelnen Positionen der Bill nachzuweisen, daß, wie immer sie gefaßt sein mögen, die drei von Gladstone als conditio sine qua non bezeichneten Grundsätze sich gegenseitig ausschließen, und daß insbesondere der erste und zweite mit dem dritten in einem unauflösbaren Widerspruche stehen. Die Anhänger Gladstone's dagegen sind mit dem Prinzip der Bill einverstanden, vielfach aber im Widerspruch in Bezug auf das Detail und zwar in einem Widerspruch, der leicht zur Spaltung der Partei führen kann. — Ich will nun versuchen, an den einzelnen Hauptproblemen, in die sich die Home Rule-Frage zerlegt, zu zeigen, welche Schwierigkeiten es bietet, einerseits die Wünsche der Iren zu erfüllen, und andererseits zugleich die von Gladstone als für England nothwendig bezeichneten Bedingungen einzuhalten. —

Im Vordergrund des Interesses steht vor Allem die Landfrage. Es wird von unionistischer Seite aus geradezu behauptet, daß die irische Unzufriedenheit weit mehr agrarischen als politisch-nationalen Ursachen entspringe, und daß daher ihre Heilung auch ohne Umwälzung der Verfassung durch eine bloße Umgestaltung der agrarischen Verhältnisse im Sinne der Iren möglich wäre. Soviel kann man mit Sicherheit sagen, daß

Digitized by Google

die agrarische Frage jedenfalls ein Hauptfactor in der Home Rule-Bewegung ist. Die Eroberung Irlands durch seine sächsischen Nachbarn hat die Begründung einer fremden Grundaristokratie und die Aufrichtung eines aristokratischen, irischen Sitten- und Rechtsanschauungen widersprechenden Landsystemes zur Folge gehabt. Gegen dasselbe hat die irische Bauernschaft seit jeher mit einer Hartnäckigkeit und Grausamkeit, wie dies nur Bauern fertig bringen, Krieg geführt, und seine endliche Niederlage ist ihr sehnlichster Herzenswunsch. „Der irische Boden für die Iren", dieser Schrei ist das belebende Element in der ganzen irischen Agitation. Auf der anderen Seite geht es aber nicht an, die irischen Grundbesitzer, die loyale Bürger des Reiches sind, die Sünden der Vergangenheit, an denen sie keinen Theil haben, büßen zu lassen.

Wie soll Gladstone diese Schwierigkeit, deren Wurzeln in die ferne Vergangenheit zurück reichen, lösen? Auf der einen Seite kann er unmöglich den irischen Grundbesitzer der Gnade eines Parlaments ausliefern, das durchaus in den Händen der Leute sein würde, die in den Grundbesitzern „die verhaßte Garnison Englands", „die wahre Mauer zwischen Irland und seiner Freiheit" sehen, und die sicher kurzen Prozeß mit ihnen machen würden. Auf der anderen Seite ist aber gewiß die Regelung seiner agrarischen Verhältnisse eine locale Angelegenheit Irlands und jede Home Rule-Bill, die Irland dieselbe vorenthielte, würde gerade des Elements entbehren, das Home Rule irischen Herzen theuer macht. Was wäre eine Home Rule, die nicht „an ein und demselben Tage Irland von dem Zwillingsfluch des Grundbesitzerthums und der englischen Herrschaft befreite!" Gladstone hat bekanntlich 1886 seine Bill zusammengekuppelt mit einer irischen Landankaufsbill eingebracht; einer großartigen finanziellen Operation, welche das Auskaufen der irischen Grundbesitzer ermöglichen und damit der Ungerechtigkeit gegen Individuen die Spitze abbrechen sollte. Gladstone hatte diese Bill „als eine feierliche Verpflichtung der Ehre und des guten Glaubens" bezeichnet, sie aber, als sie nicht den erwünschten Anklang fand und insbesondere den entschlossenen Widerstand Ulsters und der Grundbesitzer keineswegs brach, schnell fallen lassen und für endgültig abgethan erklärt. Die neue Bill wird also jedenfalls keine solche Maßregel enthalten, die von den irischen Grundbesitzern wenigstens das Schlimmste abwendete, im Fall ihre Feinde die Klinke der Gesetzgebung in Dublin in die Hände bekämen. Da aber die öffentliche Meinung in England eine einfache Aufopferung der Grundbesitzer wohl kaum dulden wird, so wird man wohl einen dilatorischen Ausweg suchen, indem etwa die Gesetzgebung in agrarischen Dingen für eine Reihe von Jahren dem Reichsparlament reservirt wird. — Neben dieser Reservation wird die neue Bill wie die von 1886 noch in verschiedenen anderen Punkten dem Reichsparlament die ausschließliche legislative Competenz reserviren. Die 1886er Bill hat dem Dubliner Parlament die Befassung mit allen Angelegenheiten, die das ganze Reich angehen, verboten — als da sind äußere Angelegenheiten, Status der Krone, Heer und Flotte u. s. w. — daneben aber ihm noch eine Reihe anderer Gegenstände ohne einheitliches Prinzip entzogen, so Handel, Zölle, Maß, Gewicht und Währung, die Errichtung einer Staatskirche, das Schulwesen, die Gesetzgebung betreffs bestehender Corporationen. Alle diese Gegenstände sind entschieden rein irische Angelegenheiten und ihre Vorenthaltung bedeutet nur, daß Gladstone seinen irischen Freunden selbst nicht recht traut und ihnen die Macht, England zu schaden, möglichst beschneiden will. Alle diese Reservirungen widersprechen aber der Bedingung der Endgültigkeit. Die Iren werden zwar ihretwegen eine Bill kaum zurückweisen, sie vielmehr „pro tanto" annehmen, dann aber die Agitation gegen diese Beschränkungen ihrer Freiheit erneuern, oder wenn sie erst einmal ein Parlament in Dublin haben, sich überhaupt nicht weiter um sie kümmern. Alle diese Reservirungen, wird daher von unionistischer Seite ausgeführt, nehmen sich auf dem Papier wundervoll aus, wer bürgte aber dafür, daß sie, Home Rule einmal zugestanden, in der Praxis beachtet werden? Diese Ausführungen, meinen nun die Home Ruler verrathen eine Furcht, die gegenüber der unbestrittenen Suprematie des Reichsparlaments, wie sie insbesondere im Vetorecht des Vicekönigs zum Ausdruck gelangt, durchaus unbegründet ist.

Dieses Vetorecht und seine Auslegung bildet den zweiten heiklen Punkt jedes Home Rule-Gesetzes. Gladstone's erste Bill hatte bestimmt, daß die Executivautorität der irischen Regierung im Lordlieutenant, d. h. dem Vicekönig und den ihm zur Seite stehenden Ministern ruhen sollte. Die Minister sollen nominell von der Krone ernannt werden, in Wahrheit aber nach constitutionell englischem Brauch in Uebereinstimmung mit den Wünschen des irischen Parlaments. Dem Vicekönig sollte ferner das Recht zustehen, das Parlament zu berufen, zu vertagen und aufzulösen, und daneben ein Recht des Veto gegen jede Bill, wie es in gleicher Weise in der Theorie den Monarchen, deren Vertreter es ist, dem Reichsparlament gegenüber zukommt. Wie soll er nun diese Rechte ausüben? Ueber diesen Punkt gehen die Ansichten der Home Ruler weit auseinander. In England ist die Sache durch constitutionellen Brauch geregelt; der Monarch übt sein Vetorecht gemäß der Anleitung seines ersten Ministers, und damit gemäß den Wünschen der herrschenden Majorität. Wie aber in Irland? Nach Gladstone's Ansicht „würde die von ihr vollzogene Ernennung des Lordlieutenants der britischen Krone, und durch sie den Ministern, und durch die Minister dem Reichsparlament die Macht beliebiger Einmischung sichern."

Gegen diese Auffassung protestiren die Iren lebhaft; sie sind zwar bereit, die Suprematie des Reichsparlaments in der Theorie anzuerkennen, sie soll aber praktisch ruhen, so lange ein irisches Parlament besteht. „In allen irischen Angelegenheiten und allen Dingen, ausgenommen den ausdrücklich für das Reichsparlament reservirten, darf die irische Legislatur nur einem solchen Veto des Vicekönigs unterworfen sein, das auf Anweisung der irischen, dem Dubliner Parlament verantwortlichen Minister ausgeübt wird." Dahin geht die einstimmige Forderung der irischen Führer; ein irisches Parlament, das beständiger Einmischung von Westminister ausgesetzt wäre, gälte in ihren Augen als eine „erniedrigende Farce" und bliebe weit hinter jenem Ideal Parnell's zurück, einer Home Rule „frei von jeder fremden Einmischung, frei von jedem englischen und jedem Reichsveto, frei von der Controle jedes Engländers oder jedes englischen Ministers." Wie bei dieser Lage der Dinge die neue Bill zugleich dem irischen Streben nach nationaler Unabhängigkeit genügen und die Suprematie des Reichsparlaments sichern will, ist schwer zu sehen. Wahrscheinlich wird der Punkt gar nicht ausdrücklich und bestimmt festgestellt, sondern der Entscheidung der späteren thatsächlichen Entwickelung der Dinge überlassen.

In ein vielleicht noch gefährlicheres Dilemma sieht sich Gladstone durch die dritte Hauptfrage verwickelt, die Frage nämlich, wie es mit der irischen Vertretung im Reichsparlament gehalten werden solle. Die hartnäckige Obstruction, welche die 86 irischen Vertreter unter Parnell's geschickter Leitung im Parlament ausübten, hat vielleicht der Home Rule-Sache mehr als irgend etwas anderes Anhänger unter den mürbe gemachten englischen Parlamentariern gewonnen. „Ireland blocks the way" war ihre allgemeine Klage. Gladstone hatte daher in seiner 1886er Bill vorgeschlagen, die irische Vertretung im Reichsparlament ganz aufzuheben, und diese Befreiung von der irischen Plage als einen Hauptvorzug seiner Bill angepriesen. Dagegen erhob sich aber lebhafter Widerspruch in den Reihen der liberalen Partei und insbesondere Chamberlain wies darauf hin, daß dies der erste Schritt zu gänzlicher Trennung wäre; denn es involvirte, da nach Gladstone's Bill Irland im Gegensatz zu den großen Colonien einen jährlichen Beitrag in die Reichskasse zahlen sollte, Besteuerung ohne Vertretung, und gäbe damit Irland die gerechteste Veranlassung zu erneuten Klagen und zu erneuter Agitation. Der Widerspruch gegen diese Clausel war in der That so heftig, daß Gladstone, wenn auch widerwillig, nachgab. Die neue Bill will, wie wir wissen, die irische Vertretung im Reichsparlament beibehalten. Leider aber involvirt dieser Ausweg in gleicher Weise eine große Ungerechtigkeit

Digitized by Google

zwar nicht gegen Irland, wohl aber gegen Großbritannien. Die Iren könnten nämlich in diesem Falle ihre eigenen Angelegenheiten frei von jeder fremden Einmischung besorgen, hätten aber ihrerseits auch in rein schottischen und englischen Fragen eine entscheidende Stimme. Der Gedanke, sie nur in Angelegenheiten, die das ganze Reich betreffen, mit abstimmen zu lassen, scheint nahe zu liegen, leider aber übersteigt es nach Gladstone „Menschenwitz", eine feste Grenze zwischen local englisch-schottischen und Reichsangelegenheiten zu ziehen, zumal da jede rein englische Angelegenheit, dadurch daß eine Niederlage in ihr einen Sturz des Reichsministerums herbeiführt, unmittelbar zur Reichsangelegenheit wird. Also auch hier ein Dilemma mit den zwei Hörnern, entweder Ungerechtigkeit gegen Irland oder Ungerechtigkeit gegen England.

Eine vierte Frage von vitaler Bedeutung ergäbe sich aus der Regelung der finanziellen Beziehungen zwischen einem Home Rule-Irland und Großbritannien. 1886 hatte Gladstone vorgeschlagen, Irland solle jährlich £ 4,600,000 ($^1/_{15}$ des Gesammtbetrages) in die Reichskasse zur Bestreitung der gemeinsamen Kosten zahlen. Um das regelmäßige Eingehen dieser Beisteuer zu sichern, sollten Accise und Zölle dem Reichsparlament reservirt bleiben, und überhaupt die ganze irische Finanzverwaltung einem Reichsbeamten unterstehen. Gegen diesen Beitrag, dessen Feststellung Gladstone selbst als liberal, ja generös bezeichnet hatte, haben die Führer beider irischen Parteien als „halsabschneiderisch" protestirt und ihn als „Tribut" stigmatisirt. Es wird also auch hier jedenfalls vieler Verhandlungen bedürfen, um das Maximum irischer Forderungen mit dem Minimum englischer Concessionen versöhnen zu können. Diesen vier großen Fragen gegenüber treten eine Reihe anderer, an sich sehr wichtiger Punkte doch in den Hintergrund, und wenn es Gladstone gelingt, in ihrer Lösung seine englischen Anhänger und seine irischen Verbündeten zusammen zu bringen, so hat er wenigstens Aussicht, seine Bill im Unterhause durchzudrücken. Als solche Fragen zweiter Ordnung will ich nur kurz nennen: die Frage der Constitution des irischen Parlaments, die Frage des constitutionellen Gerichtshofs und endlich die Frage, wem die Ernennung der irischen Richter und der Befehl über die irische Polizei zustehen soll. —

Alle diese Schwierigkeiten und inneren Widersprüche der Gladstone'schen Home Rule-Politik ergeben sich nothwendig daraus, daß sie die Combination zweier in vielen Punkten sich widersprechender Systeme nämlich des Föderativ- und des Colonialsystems versucht, und zwar von der Ueberzeugung geleitet, daß keines derselben in seiner reinen Form geeignet ist, die Irische Frage zu lösen, jedenfalls habe keines auf Annahme in Großbritannien rechnen könnte.

Das erstere involvirte eine vollständige Reconstruction der durch Jahrhunderte erprobten englischen Constitution, es legte die Axt an die Wurzel des ganzen englischen Verfassungslebens, die unbeschränkte Souveränetät des Parlaments, und hätte dafür ein oberstes Reichsparlament mit festbeschränkter Machtsphäre und vier oder mehr untergeordnete Localparlamente zu schaffen. Das Colonialsystem dagegen, das die großen englischen Colonien praktisch unabhängig läßt, sie aber durch Interessengemeinschaft und die Bande gleicher Abstammung und Sprache mit dem Mutterlande zusammenhält, bedeutete im Falle des katholischen und keltischen Irlands, wo alle Voraussetzungen für seine Wirksamkeit fehlen, nicht viel weniger als vollständige Trennung.

Nach alledem scheint es nur zu wahrscheinlich, daß auch für Gladstone's zweite Bill das Urtheil gelten wird, das einer der feinsten Kenner des englischen Staatsrechts über die erste fällte. „Sie war", sagte er, „ein feiner Versuch, ein unlösbares Problem zu lösen, das Problem nämlich, Irland eine Legislative zu geben, die zugleich praktisch unabhängig und theoretisch vom britischen Parlament abhängig sein soll, eine Legislative, die volle Gewalt haben soll, Gesetze zu machen und eine irische Executive zu schaffen, und die doch diese Gewalt niemals in einer Weise ausüben soll, die den englischen Interessen und den Forderungen der Gerechtigkeit widerspricht."

Der Prinz von Preußen und die deutsche Frage.

Von Bruno Gebhardt.

Am 21. März 1848 unternahm Friedrich Wilhelm IV. mit den deutschen Farben geschmückt einen Umritt in Berlin und sprach zur Bürgerwehr, zu den Professoren, zu den Stadtverordneten schwungvolle Worte wie: „Ich trage die Farben, die nicht mein sind. Aber ich will damit nichts usurpiren, ich will keine Krone, keine Herrschaft, ich will Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einheit, ich will Ordnung, das schwöre ich zu Gott!" Und am Abend desselben Tages erließ er die Proclamation „An mein Volk und die deutsche Nation," in der es hieß: „Rettung aus dieser doppelten, dringenden Gefahr kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute die Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird Mich nicht verlassen und Deutschland wird sich Mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf." Als wenig über ein Jahr später die Deputation des Frankfurter Parlaments ihm die Kaiserkrone anbot, lehnte er sie ab, ließ aber kurze Zeit darauf durch seine Regierung diejenigen deutschen Regierungen, welche zu weiteren Berathungen mit Preußen über den nun einzuhaltenden Gang und die fernere Entwickelung des Verfassungswerkes geneigt sind, zu Conferenzen in Berlin einladen. Zugleich wurde General von Canitz nach Wien gesandt, um die österreichische Regierung für den preußischen Plan zu gewinnen: Bildung eines eigenen Bundes unter Preußens Führung und unlösbare Union desselben mit Oesterreich. In nicht weniger als zwölf Denkschriften*) wies Fürst Felix Schwarzenberg diesen Plan zurück. Radowitz aber, dem der König die Führung der deutschen Politik überließ, eröffnete am 17. Mai die angekündigten Conferenzen, die zu dem Dreikönigsbündniß vom 26. Mai führten, das gewöhnlich Union genannt wird. Hoffnungsfreudig traten die Mitglieder des Frankfurter Weidenbusch-Vereins in Gotha zusammen, und die „Gothaer" sprachen ihre volle Zustimmung zu Preußens Vorgehen aus. Aber wie bald schwanden die Hoffnungen! Bayern und Württemberg verweigerten den Zutritt, und Oesterreich, das inzwischen mit russischer Hülfe seine Revolution niedergeworfen hatte, begann jetzt energisch den Kampf gegen die preußischen Absichten, und die Thatkraft Friedrich Wilhelms IV. erlahmte dem gegenüber sehr bald. Die Kreuzzeitungspartei, der die ganze deutsch-nationale Politik als ein Ausfluß der Revolution ein Greuel war, arbeitete dagegen, und die bayrischen Schwestern auf den Thronen Preußens, Oesterreichs und Sachsens griffen in die Politik ein und brachten die bekannte Familienzusammenkunft in Pillnitz zu Stande. Das Interim, als dessen Urheber der Referent für deutsche Angelegenheiten im österreichischen Ministerium des Auswärtigen, Herr von Biegeleben, neuerdings bezeichnet wird, wurde am 30. September abgeschlossen und eine Commission, aus Radowitz, Böttticher, Kübeck und Schönhals bestehend, übernahm aus den Händen des Reichsverwesers die Leitung der Centralgewalt. Innerhalb des Interims hielt Preußen noch für's Erste an der Union fest, aber Hannover und Sachsen, deren zweideutiges Verhalten trotz aller Ableugnung feststeht, traten aus dem Verwaltungsrath der Union aus, hielten aber am Bündniß vom 26. Mai fest. Daß dies nur ein leeres Spiel mit Worten war, zeigte die Betheiligung dieser beiden Königreiche an den Unterhandlungen und dem Abschluß des Vierkönigsbündnisses, das Bayern angeregt hatte, und dem Sachsen wenigstens thatsächlich beitrat. Trotz alledem ließ die preußische Regierung das Erfurter Parlament zusammentreten und die Unionsverfassung en bloc annehmen. Aber ehe die Sitzungen desselben noch geschlossen waren

*) Aus ihnen machte A. Beer jüngst Mittheilungen im Historischen Taschenbuch 6. Folge, Bd. 10.

Digitized by Google

(29. April 1850), hatte Oesterreich den Bundestag einberufen (26. April), ein entscheidender Schritt, dem gegenüber Preußens Unentschlossenheit auch auf dem Berliner Fürstentage noch deutlicher wurde. In diesen kritischen Tagen verfaßte der Prinz von Preußen eine Denkschrift*), die für die Anschauungen des nachmaligen ersten deutschen Kaisers ebenso wichtig wie in Hinblick auf spätere Zeiten merkwürdig ist. Sie ist vom 19. Mai 1850, dem Tage nach Schluß des Fürstencongresses datirt und beginnt folgendermaßen: „Preußens Geschichte gibt Zeugniß, daß seine Regenten zu allen Zeiten die Zeit richtig verstanden, in welcher sie regierten: die Bedürfnisse derselben mit den Mitteln der Zeit zu regeln wußten.

Preußen sollte in diesem Sinne seit der jetzigen Regierung auf eine Bahn von Institutionen geleitet werden, die zeitgemäß war: die bei ruhiger Entwickelung die Auswüchse der Zeit zu vermeiden im Stande gewesen wäre.

Die Katastrophe von 1848 hat mit einem Schlage diese ruhige Entwickelung gestört; man ist durch Concessionen weit über das mögliche Ziel, was eine Regierung möglich macht, hinausgeschossen.

Die Aufgabe ist nun also, auf gesetzlichem Wege die Auswüchse dieses Ueberschießens nach und nach zu beseitigen.

Das Berliner und Erfurter Parlament hat hierzu, für die gegebenen Umstände, nach Möglichkeit die Hand geboten, Preußen darauf in Zeit von $1^1/_2$ Jahre in eine Lage bereits versetzt, die die Erwartungen billiger Hoffnungen übertrifft. Auf dieser Bahn muß die Regierung unablässig ihre Kräfte entwickeln, damit dieselbe eine einige und starke wieder werde: das Königthum das Haupt und die Stütze des Staates bleibe. Wenn die Regierung mit weiser Mäßigung Schritt an Schritt dies Ziel im Auge habend vorschreitet, so wird es nach und nach gelingen, aus der Verfassung die noch zu demokratischen Elemente zu entfernen. Nur muß dabei der Zeit ein guter Theil überlassen werden; denn so wie dieselbe seit $1^1/_2$ Jahren die Unvernunft und den momentanen Schwindel der Gemüther bereits umgestaltet hat, ebenso darf erwartet werden, daß die Erfahrung ferner einwirken wird.

Preußens geschichtliche Entwickelung deutet darauf hin, daß es berufen ist, einst an die Spitze Deutschlands zu treten. Die Wiener Congreß-Bestimmungen hinsichtlich der Ländervertheilung zeigen, bezüglich auf Preußen, deutlich, daß man auf alle Weise diese Entwicklung hindern wollte. Die abnorme Eintheilung Preußens in zwei getrennte Hälften hatte wohl keinen anderen Grund, als den, dasselbe nicht einig und daher nicht mächtig werden zu lassen. Trotz dieser Länderzerstückelung ist jene Absicht vereitelt worden. Preußen hat sich intellectuell gehuldigt, durch seine Institutionen dem vernünftigen Fortschritt gehuldigt, durch seine Wehrverfassung eine ungewöhnliche Kraftentwickelung ermöglicht. Daher waren auch die Augen von ganz Deutschland auf dasselbe gerichtet; es wurde gefürchtet, weil es beneidet wurde. Der Zollverband bahnte zuerst eine wirkliche politische Einigung Deutschlands an. Bei jeder Gefahr von Außen richteten sich die Blicke von ganz Deutschland auf Preußen als die rettende Macht (1830—1840). Als 1848 die Revolution in Frankreich ausbrach und anfing in Deutschland Anklang zu finden, wendeten sich die Südstaaten desselben durch eine Mission an Preußen, um es an die Spitze des gesammten Deutschland zu stellen. Aus Pietät gegen Oesterreich finden frühere Insinuationen dieser Art keinen Anschlag. Als aber die Nachricht der Wiener Revolution in Berlin eintraf (16. März), war kein Augenblick zu verlieren. Das Manifest am 18. März Morgens kündigte die Intention des Königs an. Die Katastrophe des 19. März vereitelte Alles! — Trotz Preußens Ohnmacht bis zum November 1848 war doch das Gefühl verschleiert vorhanden, daß Preußen allein Rettung aus den Gefahren leisten werde, mit dem 11. November*) wurde dieses Gefühl klarer. Trotz allen Mangels an Sympathie für Preußen, trotz aller Machinationen in Frankfurt a. M., wuchs das Gefühl der Nothwendigkeit, sich auf Preußen zu stützen. Es erfolgte die ominöse Kaiserwahl als klarer Beweis dieser Nothwendigkeit, jedoch basirt auf einem Boden, der unhaltbar war".

Der prinzliche Verfasser weist nun darauf hin, wie trotz der Ablehnung der Kaiserwahl 28 deutsche Regierungen dabei beharren zu wollen erklärten, und wie durch dieselben Preußen das Recht erlangt hatte, in der Regelung der Zukunft Deutschlands die Initiative zu ergreifen. Es ergriff sie in dem Vertrage am 26. Mai (nicht März). Was aber die preußische Circularnote am 23. Januar 1849, die bekanntlich nach langen Berathungen entstanden war und die Idee des engeren Bundes aufnahm, vorhersah, ist in Oesterreich durch das Programm von Kremsier und die dortige Gesammtstaatsverfassung eingetreten. Sie verlangte, daß dem Kaiserstaat eine Stellung neben Deutschland angewiesen werde, in enger Allianz mit diesem. Durch eine solche Stellung war eine Parität zwischen den beiden deutschen Hauptmächten eingetreten, die Oesterreich auch im Interim anerkannt hatte. Der abgeschlossenen Union von ursprünglich 24 Staaten, aus der zwei (Sachsen und Hannover) wieder ausgetreten sind, machte Oesterreich Opposition; trotzdem schritt jene auf dem betretenen Wege fort bis zum Fürstentage und Erfurter Parlament. „Auf dem betretenen Wege aber muß Preußen mit den unirten Fürsten vorwärts schreiten, wenn es nicht diese im Stiche lassen will, sich der größten Inconsequenz schuldig machen, und mit Recht alles und jedes Vertrauen verscherzen will. Es sei denn, das Nichtglaubliche träte ein, daß in Frankfurt a. M. von Seiten Oesterreichs Propositionen gemacht würden, die ein viel Besseres enthielten als die Union, und die genügend wären, das gestellte Problem einer größeren Einigung aller deutschen Staaten zu lösen, als es die preußische Einladung vom 26. Mai 1849 vermag."

Der Verfasser nimmt an, daß Oesterreichs Gegnerschaft aus der Ansicht entspringe, es werde durch die Union aus Deutschland gestoßen und diese verletze § 11 der Bundesacte.**) Da auch die vier Königreiche nicht beigetreten sind, ist eben die Union nicht allein Deutschland und die Staaten sind nicht aus Deutschland ausgeschlossen, sondern der Deutsche Bund besteht für jene Staaten mit den Unionstaaten fort. Und da die Union gerade die größere Sicherheit der Staaten im Bunde bezweckt, ist sie nicht gegen die Sicherheit des Bundes gerichtet, widerspricht also § 11 nicht. Das Vierkönigsbündniß, das einzige Gegenproject, ist „durch die öffentliche Meinung bereits gerichtet"; Preußen kann deshalb die Union trotz aller Drohungen durchführen. Die Entscheidung über den Bruderkrieg liege jetzt in Frankfurt, wohin Oesterreich einen Gesandtencongreß berufen hat, basirt auf die Bestimmungen des Bundestages, der unbezweifelt erloschen ist. Trotz des Protestes haben die Unionsfürsten solidarisch verbunden ihn beschickt; kann Oesterreich nichts Besseres vorlegen, dann constituirt sich die Union definitiv. Greift Oesterreich zu den Waffen, „so wird die Welt entscheiden, wer im Recht und wer im Unrecht ist." Dann wird man ihm vorhalten, daß es durch seine Verfassung die elf Millionen Deutsche aus Deutschland entfernte, und durch seine Kriegserklärung verletze, und daß auch die Aufnahme seiner 22 Millionen Slaven eine Verletzung des

*) Sie wurde stückweise citirt bei Oncken, „Zeitalter Kaiser Wilhelms I." 311, dem sie, wie Herr Geheimerath v. Sybel mir freundlichst mittheilt, zur Einsicht, aber unter Verbot der Publication vorgelegen hat. Sie ist soeben von Herrn v. Sybel (Historische Zeitschrift. Neue Folge 34, 90 ff.) vollständig aus Bunsen's Nachlaß veröffentlicht worden. Prof. Nippold, der Herausgeber von Boyen's trefflichen Denkwürdigkeiten, kannte sie wohl aus dem Nachlaß des als Zustimmendem mitunterzeichneten Sohnes, des späteren Generaladjutanten von Boyen. Er nennt sie „das gewaltige Programm des Prinzen, in welchem in nuce schon das vorgebildet ist, was uns die Jahre 1866 und 1870 gebracht haben." Wir glauben, daß sie, eingereiht in den Gang der Ereignisse und erläutert, auch ein nichtfachmännisches Publikum interessiren wird.

*) An diesem Tage wurde die Bürgerwehr aufgelöst und in einer Proklamation Mittheilung von den Ereignissen gemacht und die Versicherung daran geknüpft, daß an den constitutionellen Freiheiten nichts verkümmert werden sollte.

**) Es ist der dritte Absatz gemeint: „Die Bundesglieder behalten zwar das Recht der Bündnisse aller Art, verpflichten sich jedoch, in keine Verbindung einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet wäre."

Digitized by Google

Bundes wäre. „Will Oesterreich diese Bundesverletzungen mit gewaffneter Hand durchzuführen versuchen, so wird es den gebührenden Widerstand finden, das Glück der Waffen wird entscheiden." Es wird allerdings jetzt darauf ankommen, Rußland, Frankreich und England von Preußens Recht hinsichtlich § 11 zu überzeugen, damit sie Oesterreich vom Kriege abhalten oder mindestens selber ihm fernbleiben. „Sollte der Krieg", so schließt der Verfasser, „zwischen Oesterreich und Preußen unvermeidlich sein und günstigen Falls beide Großmächte keine anderen Alliirten finden, als die mit ihrem Interesse verbundenen deutschen Staaten, so ist die kritische Lage Preußens gegenüber seinen an numerischem Gehalt überwiegenden Gegnern nicht zu verkennen. Denn wenn auch die in Berlin versammelten Unionsfürsten auf die erste vom Könige an sie gerichtete Frage, ob sie auch unter den kriegerischen Chancen am Bündniß halten wollten, mit bestimmtem Ja geantwortet haben, so ist doch die materielle Kraft, die sie Preußen zuführen, nur gering. Dieser kritischen Lage ist nur der Stern Preußens gegenüber zu stellen, seine tüchtige Armee und sein Recht, während die öffentliche Meinung bald zu Ungunsten Oesterreichs entschieden wird. Vor Allem aber bedenke Oesterreich, wie seine Lage wird, wenn es in diesem Kampfe unterliegt!" —

Ihre Zustimmung durch Unterschrift haben außer dem Prinzen Karl einige Persönlichkeiten kundgethan, die damals schon dem Prinzen nahe standen, und die man später als die Partei des „Preußischen Wochenblattes" bezeichnete, so Graf Goltz, Graf Pückler, Graf Perponcher u. A.

Es wäre nur wenig angebracht, eine posthume Kritik an dieser Denkschrift zu üben. Interessanter ist sie mit den damaligen Anschauungen des Königs selbst und mit den späteren des Prinzen von Preußen als König zu vergleichen. Die springenden Punkte sind: festhalten an der Union selbst für den Fall eines Krieges, wenn Oesterreich angreift — nirgends aber ist die Rede davon selbst anzugreifen.

In der Rede, mit der Friedrich Wilhelm IV. den Fürstencongreß eröffnete, und die, nie offiziell veröffentlicht, nur in der Fassung aus des Herzogs von Coburg und Duckwitz's Aufzeichnungen vorhanden ist, heißt es: „Wenn Oesterreich wirklich das Fortbestehen des Bündnisses und der daraus sich entwickelnden Union zum Grunde des Krieges zu machen gesonnen wäre, wozu in diesem Augenblick ebensoviel Möglichkeit als Unwahrscheinlichkeit vorhanden ist, so bin ich gesonnen, nicht den Krieg zu beginnen, sondern mich nach Kräften gegen den völkerrechtswidrigen räuberischen Einfall zu wehren. Ich rüste um deswillen nicht, weil ich nach den Bestimmungen der Verträge, auf denen der deutsche Bund beruhte,*) einen Krieg innerhalb des Bundes für so völkerrechtswidrig als ungesetzlich halte; ich baue auf mein gutes Recht und auf die Stärke meiner Armee." Man sieht, etwas pathetischer und rhetorischer, aber im Grunde dasselbe, wie die prinzliche Denkschrift. In der Schlußrede kam der König auf diesen Gedankengang nicht mehr zurück.

Wir brauchen die Entwickelung der Ereignisse nicht weiter zu verfolgen. Der Prinz hatte in seiner Denkschrift darauf hingewiesen, es käme darauf an, die auswärtigen Mächte vom Rechte Preußens zu überzeugen. Ihm selbst wurde Rußland gegenüber diese Aufgabe zu Theil. Edwin von Manteuffel wurde vorausgeschickt; ihm dictirte der König am 20. Mai, also einen Tag nach Abfassung der Denkschrift seines Bruders eine Instruction,**) in der er die Erklärung abgibt: wenn Oesterreich ihn wegen der Union angreife, erwarte er, daß Rußland neutral bleibe; sollte aber Rußland sich trotzdem mit Oesterreich verbinden, so verkenne er nicht die großen Gefahren, die daraus für Preußen entständen, aber wenn er dann unterläge, so könnte er doch voller Vertrauen seine reine Sache dem Urtheil der Geschichte anheim geben. Wenige Tage darauf reiste der Prinz von Preußen nach Skiernewice zum Kaiser Nikolaus, um sich bald zu überzeugen, daß dieser gegen die Union und für den Bundestag sei. Graf Brandenburg ging nach Warschau, Manteuffel nach Olmütz, das ergebnißlose Schauspiel der Dresdener Conferenzen wurde aufgeführt und schließlich der alte Bundestag wieder hergestellt. Sechzehn Jahre später hatten sich die ungelösten Fragen wieder so zugespitzt, daß der Krieg bevorstand. Und wieder war es der König Wilhelm, der wie einst der Prinz, sich sträubte, zum Schwerte zu greifen und mit Bismarck, der zur Entscheidung drängte, „harte Auseinandersetzungen" hatte.*) Aber günstiger war die äußere Lage, besser gerüstet das Heer und die Situation fand den König Wilhelm und Herrn von Bismarck, nicht Friedrich Wilhelm IV. und Herrn von Radowitz. So begann der unvermeidliche Kampf, der eine Neuordnung der deutschen Verhältnisse herbeiführte.

*) Eben der angezogene § 11.
**) Bei Sybel Begründung des Deutschen Reiches I. 385.

Literatur und Kunst.

Das Theater der Zukunft.

Von Otto Krack.

Die Poetik des Aristoteles war zwei Jahrtausende lang die Bibel der dramatischen Kunst. Die Gesetze über die Choretik sind mit dem Wegfall des Chors im modernen Schauspiel naturgemäß aufgehoben, aber die Fundamentalsätze der Poetik blieben nach wie vor die zehn Gebote des Bühnenkatechismus. Das klassische Theater der Franzosen im Zeitalter des „Roi Soleil" vom heroischen Corneille bis zum eleganten Racine suchte jeden Buchstaben des heiligen Gesetzbuches zu erfüllen, und der skeptische Voltaire lag im Staube vor dem göttlichen Philosophen von Stagira. Selbst der große und freie Lessing macht nur selten Front gegen den abtrünnigen Schüler Plato's. Diese höfliche Schonung ist wohl erklärlich. Der Vater unserer literarischen Kritik mußte dem griechischen Theoretiker dankbar sein, der ihm so viele und scharfe Waffen gegen seine Erzfeinde in die Hand gab. Erst im Jahre des Heils 1892 ist der Versuch gemacht, das stolze theoretische Gebäude des Aristoteles, das so vielen Jahrhunderten trotzte, nieder zu reißen und auf seinen Trümmern ein neues zu errichten.

Diesen verwegenen Versuch hat Henri Gartelmann in seiner „Dramatik"**) unternommen. Der erste Theil des Buches gilt der Kritik des Aristotelischen Systems. Gartelmann sieht in der bekannten Definition der Tragödie, wie sie der griechische Philosoph gegeben hat, eine klare Verwechselung von Epos und Drama. Nicht die Fabel ist das erste, gleichsam die Seele des Dramas, wie Aristoteles meint, sondern die Charaktere sollen den eigentlichen Gegenstand des Dramas bilden. „Die Charaktere," sagt Gartelmann, „sind im Drama der Zweck, die Handlung aber nur Mittel zum Zweck; im Epos hingegen ist es umgekehrt, hier ist die Handlung der Zweck und die Charaktere sind die Mittel." So lautet denn die neue Definition: „Das Drama ist eine Dichtung, welche Charaktere nachahmend darstellt."

Ich kann diese Bestimmung ebenso gut auf das Epos anwenden, ohne ein Wort, einen Buchstaben daran zu ändern. Hier liegt nicht der Unterschied und der Gegensatz von Epos und Drama. Beide Dichtungsgattungen stellen eine Handlung durch Charaktere dar; im Drama wie im Epos lassen sich Handlung und Charaktere gar nicht trennen. Wenn Lessing sagt, daß diejenige Handlung die dramatisch größte ist, welche das meiste Licht auf den Charakter einer Person wirft, so hebt dieser Satz nicht die Bedeutung der Charaktere auf Kosten der Handlung hervor, sondern er zeigt nur den unlöslichen Zusammenhang von Handlung und Charakteren im Drama.

*) Sybel a. a. O. IV. 275.
**) Henri Gartelmann: Dramatik, Kritik des Aristotelischen Systems und Begründung eines neuen. Berlin, Fischer's Verlag.

Digitized by Google

Wenn die Handlung erst in zweiter Linie in Betracht kommt, so müssen naturgemäß alle Regeln, welche man aus dem Gesichtspunkt des Aristoteles hergeleitet hat, irrig und falsch sein. Es wird denn auch in allem Ernst der Satz ausgesprochen: „Die Einheit der Handlung ist kein dramatisches Gesetz." Wenn die größten Dramatiker aller Zeiten und Völker gegen dieses Gesetz verstoßen haben — und das ist keine Frage — so ist damit noch nicht bewiesen, daß dieses Gesetz falsch ist. Ich kann ebenso gut Beweise anführen, daß die Einheit der Charaktere in manchen Meisterwerken nicht beobachtet ist. Folgt daraus, daß diese Einheit demnach kein dramatisches Gesetz ist? Das wäre doch ein offenbarer Trugschluß. Solche Beweise zeigen nur, daß alle Gesetze der Kunst nur eine bedingte Gültigkeit haben, und daß ein Genie nicht nach regelrechten Rezepten schafft. Ich glaube, es gibt keine große Schöpfung, weder im Epos noch im Roman, welche alle Satzungen des poetischen Gesetzbuches getreulich erfüllt hätte. Dabei behalten diese allgemeinen Satzungen dennoch ihre Gültigkeit. Mir erscheint diese ganze Frage übrig. Das Drama ist durch Raum und Zeit beschränkt, durch die Aufführung gebunden. Es verlangt eine straffere Concentration aller einzelnen Theile als das Epos. Dazu gehört vor Allem die Handlung. Diese muß einheitlich sein, wenn das Interesse nicht zerflattern soll. Schon Lessing hat diesen Gedanken klar ausgesprochen: „Wenn wir Zeugen einer wichtigen und rührenden Begebenheit sind, und eine andere von nichtigem Belange läuft quer ein: so suchen wir der Zerstreuung, die diese uns droht, möglichst auszuweichen. Wir abstrahiren von ihr und es muß uns nothwendig ekeln, in der Kunst das wiederzufinden, was wir aus der Natur weg wünschten." Die moderne Technik verlangt diese Einheit immer gebietender vom dramatischen Dichter, gerade unsere Zeit zeigt die Vollgültigkeit dieses Gesetzes. Man prüfe doch von diesem Gesichtspunkt aus die Gesellschaftsdramen von Ibsen! Hier ist das Gesetz des Aristoteles fast buchstäblich erfüllt. Die Handlung ist so gehalten, daß kein Theil fortgenommen werden kann, ohne daß das Ganze zerrissen wird. Alle einzelnen Theile wirken zu einem Endzweck. Ob Ibsen und seine Schule, ob überhaupt die dramatische Kunst unserer Zeit diesen Endzweck erreicht, das ist eine andere Frage, auf die ich weiter unten zurückkommen werde.

Welche sprachliche Form Herr Gartelmann für den dramatischen Ausdruck verlangt, läßt sich aus seinen Grundsätzen leicht errathen. Wenn das Drama nichts ist als Nachahmung der Wirklichkeit, so muß auch die Sprache diejenige der Wirklichkeit nachahmen. „Einem Drama Verse und Reime geben," sagt Gartelmann, „heißt einen Adler mit Pfauenfedern ausstaffiren, die ihm zwar ein schönes Ansehen geben, ihm aber seine Flugkraft hemmen." An einer anderen Stelle schränkt aber der Verfasser diesen Satz ein, indem er sagt: „Es gibt natürlich auch Fälle, in denen die poetische Redeform im Drama richtig angewendet werden kann; sie muß dann eben, gleichwie die prosaische, als Nachahmung der Wirklichkeit aufzufassen sein." Als Nachahmung der Wirklichkeit? Was soll das heißen? Wo in aller Welt redet ein Mensch in Versen? Wo ist die metrische Sprache des Dichters jemals der Wirklichkeit nachgeahmt? Gibt es irgendwo Adamssöhne, welche sich in Jamben unterhalten? Und was soll das heißen, wenn der Logiker sagt, es dürfen immer nur einzelne Personen sein, welche in Versen reden, weil sonst die charakterisirende Wirkung derselben wegfalle? Warum soll die Versprache die eine Person charakterisiren, die andere nicht? Wenn alle handelnden Menschen in Versen sprechen, reden sie damit zugleich die Sprache des Dichters? Hat der Vers nicht dieselbe Kraft zu individualisiren wie die Prosa? Jede Person im Drama muß ihre eigene Sprache haben, ganz gewiß; aber kann der Dichter diese Sprache nicht ebenso gut in gebundener wie in ungebundener Rede charakterisiren? Doch ohne Frage! Hier hat sich Herr Gartelmann in seiner eigenen Schlinge gefangen. Wäre er consequent und logisch geblieben, hätte er die Existenzberechtigung des Verses im Drama leugnen müssen. Dagegen aber stehen so viele Meisterwerke, welche nun einmal den Vers gewählt haben, und mit diesen mußte gerechnet werden. Es ist wohl vor Allem Shakespeare, der Gartelmann zu diesem Compromiß verführt hat. Aber es ist doch mehr als zweifelhaft, ob der große Brite einen bestimmten Zweck mit der Verschmelzung von poetischer und prosaischer Sprache verfolgte. Mit seines Vaters Geist redet Hamlet in Versen, mit dem Todtengräber spricht er in Prosa; im Gespräch mit der Ophelia wechselt die gebundene mit der ungebundenen Rede ab. Läßt sich aus dieser Veränderung der Form irgend ein künstlerisches Prinzip herleiten? Doch sicherlich nicht! Die Versprache charakterisirt den Dänenprinzen so gut wie die prosaische Redeweise. Es ist gar kein Grund vorhanden, der Prosa eine größere Ausdrucksfähigkeit zuzugestehen als der metrischen Sprache. Und das gilt nicht allein von dem allgemein üblichen Vers des Dramas, dem Jambus, sondern von jedem anderen Rhythmus ebenso gut. Das beste Beispiel hierfür bieten die freien Verse im „Faust" und im „Peer Gynt".

Wenn der Verfasser seine Prinzipien bis in die äußersten Consequenzen verfolgt, so kommen manchmal merkwürdige Ergebnisse heraus. Durch die Betrachtung der viel umstrittenen Einheit der Zeit kommt Gartelmann zu folgendem Schluß: „Wird auf der Bühne eine Handlung dargestellt, so wird die Zeit, die sie zu ihrem Verlaufe gebraucht, zugleich mit dargestellt. Gebraucht eine Handlung in der Wirklichkeit zu ihrem Verlaufe eine halbe Stunde, so hat sie in der Nachahmung eben diese Zeit nöthig." Nun aber kann das Drama keine Scene aus dem Leben voll und ganz wiedergeben. Die Kunst scheidet das Nebensächliche, Zufällige, Bedeutungslose aus und verwerthet nur das Wesentliche, Charakteristische. Sie prägt in ihrer Werkstatt gewissermaßen die Wirklichkeit um. Eine Handlung, welche im Leben durch allerhand Zufälle, wie Krankheit und Tod, Glück oder Unglück fortdauernd unterbrochen wird und zu ihrem Verlaufe eine lange Zeit gebraucht, kann in einem einzigen Act dramatisch dargestellt werden, wenn der Dichter die einzelnen Theile logisch zu verbinden weiß. Hier behält der Ausspruch Schiller's seine volle Gültigkeit. Es gibt auf der Schaubühne keine andere Zeit als die stetige Folge der Handlungen.

Zu ganz anderen Ergebnissen kommt Jullien in seinem Buche: „Le Théâtre vivant".*) Er ist mehr praktisch als theoretisch. Im Gegensatze zu dem deutschen Dramaturgen sagt der Franzose: „Die Schaubühne darf nicht allein das Leben sein." Der Endzweck des „Théâtre vivant" ist, den Zuschauer zu interessiren und ihn vor Allem zu erregen. Das Publikum muß vergessen, daß es im Theater sitzt. Um dies zu erreichen, will Jullien den Saal dunkel sehen, sobald der Vorhang aufgeht. Dadurch soll das Bild schärfer aus dem Rahmen treten, der Zuschauer wird aufmerksam bleiben, man wird nicht zu sprechen wagen. Gegen diese Neuerung läßt sich mehr sagen als dafür. Wenn Tageshelle auf der Bühne herrscht und Dunkelheit im Saal, so wird das Gegentheil von dem erreicht, was Jullien beabsichtigt. Diese Dissharmonie der Beleuchtung muß dem Zuschauer nothwendig in das Bewußtsein rufen, daß er sich im Theater befindet und nicht inmitten der Wirklichkeit. Das Band zwischen Bühne und Publikum wird dadurch zerrissen. Die Illusion wird nicht gesteigert, sondern einfach zerstört. Ich glaube, hier muß das Theater seinem gegenwärtigen Prinzip treu bleiben. Herrscht auf der Bühne helles Licht, muß auch der Saal erleuchtet sein; wird die Scene dunkel, muß derselbe Wechsel im Zuschauerraum folgen. Durch diese Harmonie fällt eine Schranke zwischen Bühne und Publikum. Die Täuschung wird erhöht.

Einen weiteren Angriffspunkt bildet für Jullien die Theorie der künstlerischen Vorbereitung, die so lange ein Grundgesetz aller dramatischen Technik war. Das Publikum darf nicht in das Vertrauen gezogen werden, sagt der französische Kritiker. Dieses Prinzip sei falsch. Der Zuschauer müsse überrascht werden, denn das Leben sei nur Ueberraschung. Liegt das Interesse eines Dramas wirklich in dieser Ueberraschung? Ich glaube kaum. Denn wenn der Zuschauer durch eine kunstvolle

*) Jean Jullien: „Le Théâtre Vivant." Essai Théorique et Pratique. Paris, Bibliothèque-Charpentier. 1892.

Digitized by Google

Exposition auch ahnen mag, was geschehen kann, so weiß er damit nicht zugleich, wie es geschieht. In dieser Begrenzung des überraschenden „Inconnu“ liegt das Geheimniß der Spannung. Abgesehen hiervon ist das Leben auch nur dann Ueberraschung, wenn uns die Motive einer Handlung unbekannt sind. Würden wir diese Motive vor ihrer Aeußerung erkennen, so würde uns eine Handlung selbst durchaus nicht überraschen. Es ist gerade die Aufgabe des psychologischen Dramas, diese Motive zu exponiren, ehe sie sich in Handlung bethätigen, und das ist nichts anderes als künstlerische Vorbereitung.

Jullien kommt nun auf die dramatischen Motive selbst zu sprechen. Er sagt: die Axe des Theaters ist die Liebe. Diese Axe, um die das dramatische Werk gravitirt, muß verschoben werden. Der Rahmen des modernen Schauspiels muß erweitert werden. Es gibt in der Organisation und Entwickelung der Gesellschaft so viele Fragen und Probleme, die den dramatischen Dichter versuchen können. Allgemein menschliche und soziale Fragen sind die ersten dramatischen Motive. — Der Franzose weist auf Tolstoi und Ibsen hin und empfiehlt sie seinen Landsleuten als Vorbilder.

Jullien hat seine Theorie durch die Praxis unterstützen wollen. Die größere Hälfte des Buches nehmen seine Stücke ein, die am „Théâtre libre“ aufgeführt sind. Gleich das erste „L'Echéance“ gibt uns ein treffliches Beispiel des „Théâtre vivant“. Weder Stoff noch Behandlung können auf Originalität Anspruch machen. Es ist ein dialogisirter Ehebruchsroman in einem Act. Ein Bankier steht vor dem Ruin. Er braucht mehr als 50,000 Francs. Seine junge Frau verschafft ihm das Geld von ihrem Liebhaber, einem Freund ihres Mannes. Der brave Ehemann hegt zwar einen Augenblick Verdacht, aber das Pärchen spielt so gut Komödie, daß er voll Rührung und Dankbarkeit beide umarmt. — Das ist das Rezept der Jullienschen Theaterstücke. Es sind Studien, Skizzen, die manches hübsche Detail aufweisen; es sind kleine Novellen in Gesprächsform, aber keine Dramen voll Blut und Leben.

Die Prinzipien, welche in der „Dramatik“ wie im „Théâtre vivant“ ausgesprochen sind, mögen für den Roman eine gewisse Geltung haben, aber niemals für das Drama. Das Theater macht eine vollkommen getreue Darstellung der Wirklichkeit unmöglich. Die Schaubühne bleibt der Illusion unterworfen in jeder Beziehung. Es ist falsch, wenn Gartelmann behauptet, daß auf der getreuen Nachahmung von Seiten des Dramatikers die Wahrheit seiner Dichtung beruhe. Der Romantiker kann uns eine Götter- und Sagenwelt darstellen, von der wir ganz genau wissen, daß sie nicht ist und nie gewesen ist. Die Wahrheit seiner Dichtung wird doch nie darüber verloren gehen, wenn diese Welt nur von Gesetzen regiert wird, die unserem Denken und Fühlen angemessen sind. Darauf beschränkt sich die ganze Nachahmung der Wirklichkeit im Drama so gut wie im Epos. Schiller geht sicher zu weit, wenn er über die Tragödie sagt: „Die Einführung des Chors wäre der letzte, der entscheidende Schritt, und wenn derselbe auch nur dazu diente, dem Naturalismus in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären, so sollte er uns eine lebendige Mauer sein, die die Tragödie um sich herum zieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschließen und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit wieder zu gewinnen.“ Die dramatische Dichtung wird ihre Bausteine immer der Wirklichkeit entnehmen müssen. Anordnung und Aufbau jedoch entscheidet allein der Endzweck, den der Dichter im Auge hat.

Der Kern des dramatischen Wesens liegt auch nicht in dem Ausspruch Freytag's, der auf Molière's Geizigen Bezug nimmt: „Wir wollen auf der Bühne erkennen, wie Einer geizig wird, nicht wie er es ist.“ Das dramatische Leben liegt nicht in dem Werdeprozeß eines Charakters. Ich weiß nicht, ob irgend ein Zuschauer die Darstellung solcher Menschen wie Harpagon oder Tartuffe „ermüdend und eintönig“ finden wird, wie Freytag meint. Ich weiß auch nicht, daß diese Charaktere in ihrer unübertrefflichen Zeichnung unserer Bühne fremd werden, weil sie innerlich fertig sind. Wären diese Sätze richtig, so müßte die bei Weitem größte Mehrzahl aller Meisterwerke der Bühne undramatisch sein, denn es gibt im Verhältniß wenige, welche gerade das Werden eines Charakters darstellen. Im Allgemeinen sind es reifere Menschen, welche das Drama uns vorführt. Und das ist natürlich. Die Entwickelung eines Charakters bis zu jenem Punkt, wo es unveränderlich feststeht, bedingt einen Zeitraum von Jahren. Das Drama kann einen solchen Zeitraum sehr schwer concentriren und in wenigen Acten einen Jüngling zum Manne machen. Hier zieht der Geist des Dramas dem schaffenden Künstler eine Grenze, welche der Romandichter nicht zu beobachten hat. Ich denke auch, diese Frage kommt gar nicht in Betracht. Es ist ganz gleichgültig, ob das Drama einen werdenden oder einen fertigen Menschen zeigt. Das ist nicht das Wesen der dramatischen Poesie. Es handelt sich vielmehr einzig und allein um die Bethätigung der Charaktere. Diese Bethätigung in Gedanken, Gefühlen und Handlungen zu zeigen — das war immer die Aufgabe des Dramas und wird es ewig bleiben.

Man hat unserem modernen Schauspiel oft vorgeworfen, daß ihm die Abgeschlossenheit der Handlung fehle. Der Vorhang fällt, und wir bleiben im Ungewissen über das Schicksal der Menschen, für die der Dichter unser Interesse wachgerufen hat. Dieser Mangel liegt in der Wahl der Motive. Unsere Dramatiker haben die gefährliche Neigung, Probleme darzustellen, welche die Zukunft erst lösen soll, Fragen zu behandeln, welche nur das kommende Jahrhundert beantworten kann. So wie das moderne Drama vor uns liegt, ist es ein Stück Leben, ein Abschnitt aus der Wirklichkeit, aber das kann unseren Anforderungen nicht genügen. Wir wollen nicht bloß einen einzelnen Fall sehen, sondern wir wollen ihn bis zur Allgemeinheit gesteigert wissen. Wir verlangen hinter dem Besonderen das Universelle, hinter dem Zufälligen, Eintägigen, das Bleibende, Ewige — hinter dem Vergänglichen das Unvergängliche. Alle großen Meisterwerke sind so gehalten. Die Charaktere sind nicht bloß Individuen, sie sind zugleich menschliche Typen. Hamlet ist ein Schwärmer und Held und Grübler, aber er ist zugleich der Typus aller Menschen mit großem Wollen und kleinem Können; Tartuffe ist nicht nur ein Heuchler, er ist der Heuchler, und hinter dem einzigen Faust steht die ganze Menschheit.

Friedrich Hebbel's Briefwechsel.

Von Ernst Heilborn.

„Kraft! Kraft! das ist's“, sagte Hebbel's Holofernes zu Judith. Das Wort gilt für seinen Dichter wie für ihn. War es vor allem die Energie des Denkers, die aus Felix Bamberg's erster Hebbel-Publication, den Tagebüchern, zu Tage trat, so offenbart sich in den Briefen*) in erster Hinsicht die Kraft der Persönlichkeit des Dichters. In scharfen Umrissen, groß und fest wie die Gestalten, die er in seinen Dramen geschaffen, so tritt dem Leser dieses Briefwechsels Hebbel's Persönlichkeit vor Augen. Ein ganzer Mann und ein Meister in einer Zeit der Halbheit und des Epigonenthums.

„Kraft! Kraft! darin hat Holofernes Recht, es gibt nichts Zweites“, schrieb der junge Hebbel aus Kopenhagen. Das Leben hat ihm wie wenigen Gelegenheit gegeben, die Wahrheit seines Wortes zu erproben und zu bethätigen. In ärmlichsten Verhältnissen aufgewachsen, hat er auch später, nachdem Gönner sich seiner angenommen hatten, dauernd mit den Sorgen um seine Existenz zu kämpfen gehabt. Er hat den Fluch der Armuth, wie er es selbst einmal nennt, in seiner vollen Schwere kennen gelernt. Aber nie hat er Concessionen gemacht. Nie hat ihn die Noth dazu vermocht, um die Gunst des Publicums zu buhlen. Nie ist er mit den Tagesschrift-

*) Friedrich Hebbel's Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Mit einem Vorwort und einem Epilog zu Hebbel's literarischem Nachlaß herausgegeben von Felix Bamberg. Berlin, Grothe'sche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

stellern handelseinig geworden. Weil er von früh auf sein eigenes Ziel vor Augen hatte, hat er die ausgetretenen Gedankenwege anderer nie beschritten. Er hat gleichsam überall von vorn angefangen. Er hat sich seine eigene Sprache geschaffen und die Welt mit seinen, Friedrich Hebbel's, Augen betrachtet; dabei war es ihm ganz gleichgültig, wie die anderen die Dinge vor ihm beurtheilt hatten, oder noch beurtheilten.

Was es ihm ermöglichte, sich in pecuniär abhängiger Lage so ganz auf sich selbst zu stellen, das war die Kraft seines Selbstbewußtseins. Man hat ihm daraus einen Vorwurf gemacht. Wie thöricht! Gerade als wollte man einem Schiffbrüchigen vorwerfen, daß er sich vermißt, in sturmgepeitschtem Meere zu schwimmen. „Mir bleibt nichts, gar nichts als mein Dichtertalent, und damit werde ich mir, kein Hund wird zweifeln, die Unsterblichkeit, d. h. einen Platz am Kreuz neben meinen Vorgängern erobern", schrieb Hebbel aus Paris. Aber einerseits fehlte es ihm wahrlich nicht an Stunden trüber Selbstverzweiflung, und andererseits — hat er seine Worte nicht wahr gemacht? Wenn er im Vollgefühl seines Könnens — er dichtete damals Maria Magdalena! — so dachte, warum sollte er es dann nicht sagen und schreiben? Nur dem Schwächling, meine ich, ist die Sprache das Mittel, seine Gedanken zu verheimlichen.

Wahrsein ist Kraft. Weil Hebbel die Kraft des Wahrseins gegen sich selbst bis zum Aeußersten übte, darum besaß er sie auch anderen gegenüber. „Wenn ich sonst keine Tugend habe", schrieb er einmal, „ich bin wahr". Als sein liebster Freund Rousseau gestorben war, und die Eltern zum Andenken an den Todten dessen Gedichte herausgeben wollten, war es Hebbel, der unbeirrt abrieth, „weil die Forderungen, welche man in jetziger Zeit an dichterische Hervorbringungen macht und machen muß, unendlich groß sind." Dem damals schon gefeierten Gutzkow sagte er sein Urtheil ohne Rücksichtnahme und ohne Einschränkung. Jungen Anfängern, die er lieb hatte, wie Siegmund Engländer, trat er mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit gegenüber: er kannte kein hinter dem Berge Halten, kannte es auch dann nicht, wenn es sich um die Existenz oder Nichtexistenz des Betreffenden handelte. Seine Offenheit schlug oft in frischderbe Grobheit um. Er spricht selbst von „seinen nordischen Berserkeranfällen, die er keineswegs zu leugnen oder zu beschönigen gedenke". Aber auch er war nicht „als ein borstiger Igel zur Welt gekommen. Erst waren all die Stacheln nach innen gerichtet."

Der Ansicht entsprach bei Friedrich Hebbel die That. Er hat nicht davor zurückgescheut, in seinem Leben die äußersten Consequenzen von dem zu ziehen, was er für richtig nnd nothwendig erkannt hatte.

In Hebbel's Briefwechsel ist ein Roman enthalten. Die Heldin des Romans ist die unglückliche Freundin des Dichters: Elise Lensing. Einen Roman mit tragischem Ausgang werden es die einen nennen, mit glücklichem Ausgang die anderen. Aber nicht darin liegt die eigenthümliche Schwere dieses gelebten Romans, daß er sie verlassen hat, nachdem sie ihm zwei Kinder geboren hatte, sondern darin, daß er sich von ihr losgelöst hat, nachdem er sie zur Vertrauten seiner persönlichsten und tiefsten Gedanken gemacht hatte.

„Das zwischen uns bestehende Verhältniß", schrieb der Studiosus Hebbel an Elise aus München, „ist auf einen sittlichen Felsen, auf gegenseitige Achtung, gegründet; trat ein Sinnenrausch dazwischen, so wollen wir das nicht bedauern, denn es war natürlich, ja bei der Lage der Dinge unvermeidlich, aber noch weniger wollen wir's bedauern, daß er vorüber ist". Aber dann fuhr er fort: „Du genießest mit mir mein geheimstes Leben; ja noch unklar über manche inneren Zustände bringe ich sie mir selbst erst dann zur An- und Ueberschauung, wenn ich sie vor Deinen Augen abwickle." Das war in den Jahren des Werdens. Im Kampfe um die Weltanschauung und um die Stellungnahme in der Kunst, im Ringen um die ersten Erfolge und im Ringen mit den Zweifeln am eigenen Können: all die wechselvollen Stimmungen, all die gährenden noch nicht geklärten Gedanken theilte er ihr mit, augenblicklich, wie sie in seiner Seele entstanden. Es war keine Phrase, wenn er ihr schrieb: „Du erhältst treue Abdrücke meiner Seele".

Als er nach Hamburg zurückkehrte, trat sein Verhältniß zu Elise in eine neue Phase. An Stelle der Freundschaft trat Liebe. Das Zusammenleben beider wurde zur Ehe, freilich zu einer Ehe ohne kirchliche und staatliche Sanction. Die Geburt eines Kindes verinnigte naturgemäß seine Gefühle gegen sie. Die Briefe, die er ihr bei darauf eintretender Trennung aus Kopenhagen schrieb, lassen keine andere Auffassung zu: es sind Briefe voll Liebe und rückhaltlosen Vertrauens, wie sie ein Gatte seiner Gattin schreibt. Ihr Bild war in seiner Seele ein anderes geworden: „Dein Brief hat mich innig erquickt, er war so schön, so voll von stammelnder Poesie, daß ich einer tiefen Dichterseele in's Auge zu schauen glaubte, die nur darum nicht singt, weil sie ihr Innerstes durch Blicke auszudrücken vermag. Du hast eine Hand voll Perlen gesammelt und sie in meine Brust hinab geworfen." Nichts mehr von hochtrabenden Freundschafts- und Gefühlsbetheuerungen am Schluß der Briefe. Ein schlichtes: „in innigster Liebe" oder „ewig der Deinige" ist an deren Stelle getreten.

Und wenn möglich erstarkte noch dies Gefühl des Zueinandergehörens und des aufeinander Angewiesenseins bei Hebbel's Rückkehr nach Hamburg. Bei erneuter Trennung — er ging nach Paris — fühlte er sich völlig vereinsamt. „Ohne Dich bin ich Nichts," schrieb er ihr. „Höchst wahrscheinlich kehre ich im Frühling nach Hamburg zurück. Dann gehen wir zusammen nach Berlin und zwar gleich oder doch bald. Und niemals trennen wir uns wieder." Die folgenden Briefe aus Paris suchten diesen Ton festzuhalten. Wer aber zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der fühlt, wie seine Liebe zu ihr nach und nach erkaltete. Bei dem Tode des Kindes versuchte er sich noch einmal in die Gefühle der früheren Zeiten hineinzuzwingen; es gelang ihm nicht. Eiskalte Reflection ist an die Stelle des unmittelbaren und naiven Gefühlsausdruckes getreten. Und dann aus Italien schrieb er ihr wieder Briefe, wie er sie ihr einst als Student aus München geschrieben: „Du schreibst mir, mein letzter Brief erinnere an die aus München. Das mag sein. Schon damals erschreckte mich in innerster Seele dies Dein Einbohren in mich, was ich bei der höchsten Freundschaft für Dich, bei den wärmsten Empfindungen nicht erwidern konnte, denn ich ahnte, was daraus werden, zu welchen Verhältnissen es führen würde." „Deine Gefühle für mich kann ich nicht erwidern, das hast Du immer wissen müssen und immer gewußt". Und wieder fügte er hinzu: „Theil' ich Dir nicht jeden meiner Gedanken mit?" „Dir gehören in Judith, Genoveva und Maria Magdalena einige der schönsten Stellen." „Wer weiß denn, wer von uns Beiden Wurzel, wer Blüthe ist?" Aber seine Liebe zu ihr war todt. Und als die große Liebe zu Christine Enghaus in ihm entstand, löste er das Verhältniß mit Elise vollends, um Christine seine Hand zu reichen. Ein Jahr darauf starb auch Elisens zweiter Sohn: da schrieb er ihr bei seiner Frau und ihm selbst Trost und Heilung zu suchen. „Ruhe den Todten, Friede den Lebendigen! — Dein Freund Friedrich Hebbel", schließt der Brief. Elise folgte der Einladung —: sie verließ sein Haus auf's Innigste mit Christine befreundet.

Henry Taine hat einmal gesagt: „dadurch daß ein Autor dem Publicum seine Schriften preisgibt, gibt er ihm keineswegs seine Persönlichkeit preis." Ich meine, es ist weder die Aufgabe noch das Recht der literarischen Kritik ein Urtheil über den Menschen Hebbel und seine Handlungsweise zu fällen. Als Künstler hat er sicherlich recht gethan; denn das Glück und der Friede, den er in seiner Ehe fand, ermöglichte ihm, harmonische und schönheitreiche Werke zu schaffen. Auch hielt er selbst seine Handlungsweise nicht nur für erlaubt, sondern für geboten: „Schüttle alles ab," schreibt er in seinem Tagebuche, „was Dich in Deiner Entwickelung hemmt, und wenn's auch ein Mensch wäre, der Dich liebt, denn was Dich vernichtet, kann keinen Andern fördern." Daß er aber in diesem Falle so zu handeln vermochte, wie er dachte, das legt von der Stärke seines Charakters glänzend Zeugniß ab. „Kraft! Kraft! Das ist's."

Digitized by Google

Wie seltsam, daß ein Mann, wie Hebbel, in allen seinen Dramen Frauen die Führerrolle zuertheilte! —

„Das menschliche Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding.“ Es hat mir immer scheinen wollen, als liege eine durchaus echte psychologische Wahrheit in dem alten Bibelworte: die Gegensätze wohnen im menschlichen Herzen dicht bei einander. Einen frauenhaft weichen Zug weist die Kraftnatur Friedrich Hebbel's auf. Eine feine Sensibilität war ihm gegeben. Seine Seele reagirte auf die leisesten Eindrücke stark und anhaltend. Kein Wunder, daß der frauenhaft Empfindsame bei seinem stark ausgeprägten Selbstgefühl auch ein frauenhaft Empfindlicher war! Wer seine Tagebücher gelesen, weiß, wie sehr Hebbel sich seiner Empfindlichkeit bewußt war und wie sehr er darunter litt. Sie tritt auch in dem vorliegenden Briefwechsel überall trennend zwischen ihn und die anderen. Sie entfremdete ihm, zeitweise wenigstens, Gutzkow und Heine und Robert Schumann. Schumann hatte mit ihm der Genoveva wegen in Briefwechsel gestanden und sich ihm zum Cicerone in Dresden angeboten. Hebbel suchte ihn in Dresden auf: „der Componist Schumann freute sich «mich kennen zu lernen» und fragte mich, womit er dienen könne. Ich antwortete: damit, daß Sie mir sagen, wo ich die nächste Droschke finde, denn ich muß eilen, in mein Hotel zurückzukommen! Solch ein Empfang wird mir jetzt in der That auch nicht mehr bei wildfremden Personen zu Theil.“

Auch die Kraft des Denkens schlägt in krankhafte Schwäche um, wenn sich die Reflection daran macht, die eignen Gefühle und die eignen Gedanken selbstquälerisch zu seciren. Was man den Personen der Hebbel'schen Dramen nicht mit Unrecht vorgeworfen, das ängstliche Brüten über die Regungen ihres Herzens, das trifft in vollerem Umfang auf den Dichter selbst zu. „Der leiseste Zugwind,“ schreibt er einmal, „tödtet den treibenden Frühling in meiner Brust und ein solcher Zugwind ist schon der Gedanke: «Heuchler, bist Du auch mit der Peitsche hinter das Gefühl her, legst Du auch Deinem Herzen Contribution auf?» Und etwas Wahres ist wohl nicht allein an meiner Empfindung in solchen Augenblicken, sondern auch an jenem Gedanken.“ In seiner Jugend war Hebbel stets auf der Suche nach jener Märtyrerwollust, die in den eignen Wunden wühlt. Bei dem Tode seiner Mutter sehnte er sich nach Schmerz, als ihm sein Freund Rousseau gestorben war, war ihm sein Schmerz nicht anhaltend, nicht stark genug. Am peinlichsten tritt dieser, fast muß man sagen, unkeusche Zug zu Tage, als er die Nachricht empfing vom Tode des Kindes, das ihm Elise geboren hatte. Er suchte sich in den Schmerz hineinzuzwingen. Er machte sich die bittersten selbstquälerischen Vorwürfe, damit nur ja das Herz blutete. Und immer wieder dictirte der Kopf neue Selbstpeinigung dem Herzen. — War Hebbel in seinem späteren Leben solchen Mißstimmungen nicht mehr zugänglich, so ist die Ursache davon nicht zuletzt in seiner glücklichen Ehe zu suchen. Aber schon in Italien begannen die Disharmonien in seiner Brust sich zum Accorde zu lösen: „So ist das Leben; bald bringt es weniger, als der Mensch erwarten durfte, bald auch mehr; und mir hat es mehr gebracht.“

„Der Mensch ist der Gott des Menschen“, hat Feuerbach gesagt. Das Wort findet auf Hebbel Anwendung: in seiner Weltanschauung spiegelt sich seine Persönlichkeit mit all' ihren Vorzügen und Schwächen wieder.

Gegen die christliche Religion und ihr Prinzip der Selbstverneinung konnte Hebbel, dem die eigene Kraft alles bedeutete und die eigene Persönlichkeit alles galt, nur eine ablehnende Stellung einnehmen. „Ich hasse das Christenthum“, schrieb er aus München, „und weiß wohl warum.“ Ein Blattergift der Menschheit nannte er es und die Wurzel aller Schlaffheit. „Das Christenthum verrückt den Grundstein der Menschheit. Es predigt die Sünde, die Demuth und die Gnade. Christliche Sünde ist ein Unding, christliche Demuth die einzigmögliche menschliche Sünde, und christliche Gnade wär' eine Sünde Gottes“. Aber auch später, als er gern eingestand, den sittlichen Kern der christlichen Religion hoch zu halten, wollte er mit der dogmatischen Seite derselben nicht mehr zu thun haben, als mit jeder anderen Mythologie. Seltsam und eigenartig begründete er von seinem späteren Standpunkt aus seine Bedenken gegen den christlichen Glauben. Der Materialismus habe, so meint er, von allen Factoren der Menschennatur nur das Gewissen als unzerstörbare Burg des Spiritualismus übrig gelassen. Das Gewissen aber kenne nur Gut und Böse, es stelle keine einzige Glaubensforderung auf.

Wie das Christenthum dem Kraftgefühl Hebbel's widerstrebte, so widerstrebte die herrschende spekulative Philosophie seinem concret denkenden Dichtergeiste. Schelling's Mysticismus und Hegel's doctrinäre Spekulation hielten gerade die besten Köpfe befangen. Hebbel aber warf entschlossen, was ihn zu hemmen drohte, über Bord. „Ich studirte Hegel und Schelling,“ schreibt er, „so lange bis ich sie (buchstäblich) mit Füßen trat, weil sie mich verrückt machten“. Damals legte er mit Hegel und Schelling die Philosophie überhaupt bei Seite; später kehrte er wieder zu ihr zurück. Kant las er mit Genuß, zu Schopenhauer fühlte er sich sogar persönlich hingezogen, in Ludwig Feuerbach fand er eine congeniale Natur. Oft wäre es schwer zu entscheiden, wo bei seinen Aperçüs Feuerbach'sche Aussprüche ihm vorschwebten, und wo seine Gedanken selbständig dieselben Bahnen beschritten, wie die des Philosophen.

Mehr aber als alle Philosophie — und auch darin ist Friedrich Hebbel ein Vorläufer der Modernen — bedeutete ihm die Naturwissenschaft. Ihr galt sein Studium in späteren Jahren in erster Linie, mit ihren Resultaten suchte er seine Weltanschauung in Einklang zu setzen. „Der Materialismus“, schrieb er, „ist neu — in seinen Gründen“. Indem er aber den Consequenzen desselben die Forderungen des menschlichen Gewissens, als einer Grundthatsache, entgegensetzte, konnte er seine ethischen Anschauungen in dem Satze zusammenfassen: „strengste Gebundenheit des Menschen im Handeln und vollkommenste Freiheit im Glauben, denn auf der einen beruht die sittliche Welt, auf der anderen die intellectuelle“.

Ganz wie Hebbel's kraftdurchdrungene Physiognomie frauenhaft weiche Züge aufweist, so waren ihm neben dieser consequenten Weltanschauung abergläubische Vorstellungen von Prädestination und Schickung eigen. Klingt es schon sonderbar, wenn er einmal sagt, es sei ihm unumstößliche Wahrheit, daß kein Mensch die Erde verlasse, so lange sie ihn noch ändern könne, so ist man seltsam überrascht zu lesen, daß er sich vornimmt, das zuerst Gesehene solle ihm ein Zeichen für das Befinden seines kranken Freundes sein, oder daß er über die Aufführung der Judith das Loos befragt.

Solche Züge würden bei einem Philosophen beleidigen. Bei einem Dichter versteht man sie. Wie man den Dichter auch versteht, wenn er davor zurückscheut, die letzten Schleier zu lüften und wenn er einräumt: „die ängstlich große Frage nach dem Woher und Wohin wird der Mensch nimmer los, nur in etwas Positives, das wohl mehr als Poesie sein will, muß er sie nicht umsetzen“.

Auch macht Hebbel's Weltanschauung nicht den Anspruch, ein wohlausgebautes vollendetes Gebäude zu sein. Sie war ihm nur die Grundlage, auf der er seine Kunstanschauung aufbaute. An der hat er sein ganzes Leben über gearbeitet: nicht planmäßig, sondern impulsiv. Denn es kam ihm nicht darauf an, eine festeingefrorene Aesthetik zu liefern oder zu besitzen: wie es das Bedürfniß des schaffenden Künstlers mit sich brachte, setzte er mit seinen Untersuchungen und Gedankenreihen bald an den alten Stellen, bald an neuen ein. Und oft genug hat er das Bestehende wieder eingerissen.

Immer aber war er sich selbst die höchste Instanz. Man kann auch seine Aesthetik eine erlebte nennen. Nicht Goethe, und nicht einmal Shakespeare galt ihm als das Gesetz, aus dem man bestimmte Regeln der Schönheit herleiten könnte. Wohl hat er Uhland und Tieck zeitlebens verehrt, wohl waren ihm Jean Paul und Kleist zeitweilig Muster, „soweit man Muster haben kann“. Aber nicht durch das Studium neuer Schriftsteller oder durch tieferes Eindringen in die ihm bekannten, wandelten sich seine ästhetischen Anschauungen, sondern dadurch, daß er selbst ein anderer wurde. „Die Schönheit wird mir in Kunst und Leben immer mehr Bedürfniß“, schrieb

Digitized by Google

er im Jahre 1845 aus Italien —: und dies Bedürfniß nach Schönheit führte dann die Stilwandlung herbei, welche seine späteren Schöpfungen gegen die früheren kennzeichnet. Darum, weil die Wandlung eine so innerlich persönliche war, verurtheilte er von seinem späteren Standpunkt so unerbittlich seine ersten Dramen, darum konnte er sie nur noch „als Skizzen betrachten", darum konnte er von einer „verwünschten" Maria Magdalena sprechen — derselben Maria Magdalena, welcher die moderne Literaturforschung unter seinen Dramen den Kranz gegeben.

Sich selbst seinen Weg bahnend, und nur dem eigenen Urtheil vertrauend, stand er vereinsamt da, in den literarischen Kämpfen seiner Zeit. Das „junge Deutschland" hielt er sich fern, trotzdem er mit Gutzkow zeitweilig in Verbindung stand. Von der revolutionären politischen Lyrik der vierziger Jahre wollte er nichts wissen: „ein politisches, d. h. nach meiner Theorie, kein Gedicht." In Julian Schmidt und Gustav Freytag sah er die Philisterverherrlicher in Theorie und Praxis. Bei der Lectüre von Soll und Haben fand er, „daß dieser Freytag so langweilig ist wie ein Sonnabend". Am kräftigsten aber befehdete er Geibel, „den Backfisch-Lyriker", den „Phrasendrechsler" und mit ihm seinen Kreis, die „Münchener Kleindichterbewahranstalt".

Auch zu dem Manne, mit dem die Literaturgeschichte seinen Namen vereinigt hat, zu Otto Ludwig, konnte er das rechte Verhältniß nicht finden. Es berührt schmerzlich, wenn er mit Genugthuung berichtet, daß die Maccabäer auf dem Burgtheater Fiasco gemacht hätten, wenn er schreibt, Ludwig ersticke am eigenen Bombast, wenn er in ihm nur einen Nachahmer seiner selbst sieht. Und doch scheint er sich auf die Dauer gegen die Erkenntniß der tiefen inneren Verwandtschaft nicht haben verschließen zu können. Wie schmerzliche Selbsterkenntniß klingt es, wenn er schreibt: „ich habe an diesem Manne, dessen bedeutendes Talent ich so wenig verkenne, als es mich genirt, nur das Eine auszusetzen, daß ich nicht der Erste war, dem er in Wien seine Stücke zusandte." Denn wenn Hebbel auch später einmal schrieb: „keine Charakteristik der Welt kann für den Stillstand der Handlung entschädigen": in Wahrheit blieb er wie Otto Ludwig der Dichter, der es für nothwendig hielt, „sich eher der Gestalten bewußt zu werden, als der Idee". Und ganz wie Otto Ludwig unter musikalischen Eindrücken stand, wenn er producirte, so mußte auch Hebbel von sich sagen: „ich höre immer Musik, wenn ich an einer bedeutenden Scene arbeite." Freilich fehlte dem tüftelnden, spintisirenden Ludwig das kraftvoll Impulsive der Hebbel'schen Schöpfernatur. Er, der Stoffzergrübler, konnte sich nicht rühmen, zu seinen Dramen gekommen zu sein „wie der Knabe zum Vogel", er konnte von sich nicht sagen, „daß die beiden letzten Acte für ihn nur Tigersprünge seien."

Aber wie die Vereinsamung eine Folge der Hebbel'schen Veranlagung war, so war sie eine Grundbedingung zu deren kraftvoll eigenartiger Entwickelung. —

Hinter der dominirenden Persönlichkeit Hebbel's treten in dem Briefwechsel die „Freunde und berühmten Zeitgenossen" wie in den Halbschatten zurück. Aber man hört manches kluge und tiefe Wort von ihnen. Man freut sich des geistreichen Humors Dingelstedt's, dessen Briefe so sehr an die seines großen Gegners gemahnen, der ihn den „Tyrannenvorleser" schalt, obwohl ihm der Frack mit dem Maximilianorden bequemer und besser saß, als die revolutionäre Blouse. Sympathisch tritt auch die Gestalt des Herausgebers Felix Bamberg hervor. Und gern erkennt man die Züge langgekannter Physiognomien wieder —: Uechtritz und Klaus Groth und Hermann Hettner, der in einem Briefe an Hebbel seine Literaturgeschichte „eine oft mit Herzblut geschriebene Parteischrift" nannte.

Vielleicht hätte der Herausgeber mehr gegeben, wenn er weniger gab. Ein Vorwurf soll darin nicht liegen. Ist es überhaupt schwer, aus einem Briefwechsel von dem Wichtigen das Unwichtige loszulösen, so ist es für den Freund doppelt schwer. Und was er gab verdient reichen Dank. Von der ersten bis zur letzten Seite steht man unter dem Banne der Persönlichkeit Hebbel's. Fast ist einem, wenn man das Buch aus der Hand legt, als müßte man dem Dichter zurufen, was Dingelstedt ihm einmal schrieb: „Lebe wohl, Großer, Fester, Beneidenswerther!"

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Weggespült.

Von M. Zehme.

Es ist ein kleines, etwas baufälliges Haus, das in dem stillen, abgeschlossenen Erdenwinkel steht; und weil es sich da und dort aus den Fugen drängt und die Fenster nur nothdürftig in ihren Rahmen hängen, weil die Luft kreuz und quer hindurch pfeift, und die beiden einzigen Oefen darinnen rauchen, sobald das erste Stückchen Holz in ihnen glimmt, und weil die Insassen dieses Hauses eine gute Strecke Weges von aller menschlichen Hülfe entfernt sind — darum hat man es zum Armen- und Siechenhause gemacht, Dank dem einstimmigen Beschluß einer weisen, vortrefflichen Dorfgemeinde. Das Dorf ist recht wohlhabend und seine Bevölkerung gehört einem zähen, kräftigen Menschenschlage an, wie man ihn eben an der östlichen Seeküste trifft, wo die herbe Luft die Nerven stählt und den Leib aushungert.

Und daher kommt es auch, daß in dem Armenhause einmal ein einziges, steinaltes, runzliges Mütterchen haust. Sie hatte den Mann sehr frühe begraben und redlich dann ihre fünf Kinder groß gezogen, und nun hat sie neulich das letzte Kind — die letzte Tochter — hergeben müssen, die zusammen mit ihrem Manne auf dem Meere den Tod fand. Diese hat zwei Kinder hinterlassen, mit denen man im Dorfe nichts Besseres anzufangen weiß, als daß man sie zu der Großmutter in das Armenhaus gibt. Für die Verpflegung der Drei sorgt man recht und schlecht, aber was sonst aus ihnen wird, danach frägt Niemand. Der Pastor ist alt, bequem und nicht allzu frischen Geistes mehr, der Lehrer aber jung und sein Herz voll Liebe zu einem Mädchen, das bald sein Weib werden soll. Wer konnte unter solchen Umständen verlangen, daß er für die geistige und sittliche Erziehung der beiden Waisenkinder Sorge trüge! Als man ihnen sagt, wohin sie gehen sollen und noch hinzufügt, daß man ihnen den Hausrath und die unbedeutende elterliche Hinterlassenschaft verwahren und später zurückgeben wolle im Falle ihrer guten Führung, nimmt Mieken ihren Bruder an der Hand und wandert mit ihm hinaus — den weiten, öden Weg entlang zu ihrer Großmutter.

Mieken und Peter wurden als Zwillinge geboren, aber das Mädchen vor, der Knabe nach der Mitternacht, und so dünkte sich Mieken immer viel älter und weiser, als ihr Bruder; und freilich, um geschickter und bewanderter in allen Lagen des Lebens zu sein, als er, dazu brauchte es nicht viel; denn ihm fehlte ja das, wodurch wir überhaupt erst Eindrücke empfangen — das Augenlicht. Die Eltern erkannten es bald und waren sehr unglücklich über das hülflose Kind, aber ehe es Mieken begriff, mußte sie erst groß und verständig werden.

„Peter," sagte sie oftmals zu ihm, „weißt Du denn gar nicht, wie ich aussehe, daß ich braune Haare und blaue Augen und rothe Backen habe, gerade so wie Du? Daß es Bäume gibt und Häuser und Tische und Stühle," und nun führte sie eine unzählige Menge Gegenstände an, von denen dem armen kleinen Peter einer so fremd war wie der andere; und wenn er dann, still auf dem Sande und in der heißen Sonne sitzend, wie er es so gerne that, traurig den Kopf schüttelte, da rührte sie seine Hülflosigkeit, daß sie weinen mußte. Die Eltern waren gemeinsam viel fort, um den Unterhalt zu verdienen, und so war Mieken fast die ganzen Tage ihres Kinderlebens allein bei dem blinden Bruder, umgeben von einer stillen, ernsten Natur. Das reifte sie frühzeitig und machte sie nachdenklich, weich und erfinderisch in einem seltsamen Unterrichten und Belehren des kleinen Gefährten, der ihrem Herzen so nahe stand, wie kein Mensch weiter. Sie bat ihn mit ihrer herzlichen, einschmeichelnden Stimme, mit seinen Händen zuerst einmal sie anzugreifen, ganz langsam erst ihr Gesicht zu befühlen, an den Haaren lang herunter zu streichen und dann ihre Körperformen langsam nachzuziehen und im Geiste sie wieder zu zeichnen. Das strengte den Kleinen sehr an, und erst wurde er immer ganz roth vor Eifer, zuletzt aber kam dabei eine große Müdigkeit über ihn; dann hörte Mieken auf mit ihrer Lection, um sie am anderen Tage mit unendlicher, rührender Geduld wieder aufzunehmen. Und es dauerte sehr lange, ehe sie dem Knaben einen nur schwachen Begriff von dem beigebracht hatte, das ihn umgab. Einmal quälte er sie, ihr klar zu machen; was „schön" sei; da dachte sie lange darüber nach; endlich sagte sie, wenn ihm etwas schmecke, was er so recht gern äße, so wäre das etwas Schönes. Nun begriff er es und stellte erst schüchtern, dann immer herzhafter Vergleiche, die das Mädchen oftmals lachen machten.

Sie gleichen sich Beide sehr; nur ist er der Zartere, weil er ja seine Muskelkräfte niemals zu üben braucht bei dem unthätigen Leben, das ihm das Schicksal auferlegt hat. Sie sind Beide groß und schmächtig, geschmeidig, mit goldig-bräunlichem Haar und blauen, ernsthaften Augen. Und durch das wunderliche, abgeschlossene Leben haben sie eine große Scheu vor fremden Menschen bekommen und einen rechten Hang zum Träumen. Mieken ist sehr glücklich, als Peter sie verstehen lernt, als sie mit ihm über die junge, einsame Welt reden kann, in der sie — eines

Digitized by Google

sich dem Anderen hingebend — aufwachsen; mit dem Entwickeln seines Geistes und seiner Seele festigt sich ihre gegenseitige Liebe zu einander, und wenn Peter sagt: „Mieken, wenn Du bei mir bist, dann ist es ganz hell um mich, denn ich sehe ja mit Deinen Augen," da wallt es heiß in ihrem Herzen auf, und sie ist ganz zufrieden.

Als ihnen Vater und Mutter genommen werden, stehen sie im dreizehnten Jahre. Mieken geht zur Schule nur, wann sie will, denn um die Armenhäuslerin kümmert man sich nicht sonderlich. Und da es Sommer ist, lockt sie die niedrige Stube im Schulhause wenig. Da streicht sie lieber mit Peter draußen herum, und die Kinder pflücken Buchenecken und machen sich lange Blätterguirlanden, und mit denen bindet Peter das Mädchen fest an sich und sagt, so müsse sie immer bei ihm sein.

Manchmal muß Mieken auch nähen an ihren und des Bruders Sachen, aber das thut sie nicht gern, und es steigt ihr dabei mancher kleine, ungeduldige Seufzer aus der Brust.

Im Winter dann gehen sie Beide zwei Mal in der Woche zur Religionsstunde, und da sie nachdenklich und ernst sind, sprechen sie nachher oft mitsammen über ihren Glauben, der sehr treu und einfältig ist.

Im Sommer darauf blüht Mieken sichtlich auf; sie wächst über ihren Bruder fort und wird noch stärker und kräftiger; in ihren Augen schimmert eine tiefe Sehnsucht. Sie fühlt das Reifen ihrer Seele, und sie ängstigt sich darum, denn sie weiß oftmals nicht, was sie mit sich anfangen soll. Einmal klagt sie es dem Bruder, der sie stille anhört; „fühle nur, Peter, wie heiß mir mein Mund brennt —", und sie legt ihre Lippen auf die seinen; aber da küßt er sie gleich und zum ersten Male heftig.

Wenn Mieken jetzt in das Dorf geht, sehen sie die jungen Leute an; sie ist hübscher als die meisten Mädchen, die sie kennen, und daß sie sie nur so selten sehen und nicht mit ihr reden, das reizt ihr Wohlgefallen an ihr. Sie schreitet so gleichmüthig und stolz in ihrem geflickten, dürftigen Kleidchen an ihnen vorbei, und Keiner kann sich rühmen, je einen längeren Blick von ihr erhalten zu haben.

Zur Osterzeit werden die beiden Geschwister eingesegnet; sie treten allein, Hand in Hand, vor den Altar der kleinen Dorfkirche, Mieken zum ersten Mal in einem langen, schwarzen Kleide, in dem sie sehr groß aussieht. Die Aufregung hat sie blaß gemacht, und ihre Augen schimmern feucht. „Die Liebe hofft Alles" — der Spruch, unter dem sie gemeinsam eingesegnet werden, die feierliche Handlung selbst erregen Mieken so sehr, daß sie am ganzen Leibe zittert und Peter sie fest an der Hand faßt. Als sich dann Beichte und Abendmahl gleich daran anschließen und der Geistliche mit eintöniger Stimme betet:

„Jesus, gib gesunde Augen,
Die was taugen —
Rühre meine Augen an;
Denn das ist die größte Plage,
Wenn bei Tage
Man das Licht nicht sehen kann" —

schluchzt Mieken laut auf, und alle Menschen um sich vergessend schlingt sie ihre Arme um Peters Hals und weint bitterlich in ihn hinein. Im Armenhause bei der Großmutter erwartet sie kein festliches Mahl; aber sie behalten Beide ihre guten Kleider an und können auch den ganzen Tag eine feierliche, aufgeregte Stimmung nicht los werden. Mieken holt sich die Bibel und setzt sich neben ihren Bruder. Sie bekommt ganz rothe Backen und glänzende Augen, während sie darinnen hin und her blättert. Sie will den Einsegnungsspruch noch einmal aufsuchen, aber vorher fällt ihr Blick auf die Geschichte der Ruth. Mit raschem Athmen liest sie sie und bewegt ihre Lippen leicht dabei, und als sie zu Ende damit ist, bleibt sie ganz still sitzen; sie hat einen tiefen Eindruck davon empfangen, und mit großen Augen starrt sie aus dem offenen Fenster in den blauen Himmel und in den Frühling hinein.

„Mieken, was machst Du?" fragt Peter ängstlich, weil sie so lange nichts redet. Und sie kann auch jetzt nicht gleich antworten; nach einer Weile sagt sie mit einem übervollen Leben in der Stimme:

„Ach, Peter, es gibt so etwas Wunderschönes auf der Welt —"

„Was denn, Mieken? Du bist doch das Schönste und Beste — für mich gewißlich — und wohl auch für alle Anderen."

„Mein Peter — —" „Mieken, weinst Du?"

„Ja, Peter, ich kann nicht anders." — „Warum nur?"

„Ach! ich sehne mich so sehr —" „Nach was denn?"

„Ich weiß nicht — — "

„Mieken, ist es sonnig draußen?" fragt er und seine Stimme klingt sehr traurig. „Ja, Peter."

„Ich glaube, auf mich fällt ein großer Schatten —"

„Auf uns Beide," sagt das Mädchen aufgeregt, „wir sind ja Zwillinge und gehören immer zu einander." — „Nein, nein, Mieken!"

„Ja wohl, Peter, immer; aber komm! Draußen ist es viel schöner wie hier drinnen, wir wollen ein Stück zusammen laufen."

Als sie zurück kommen zur Großmutter, durchweht von der herben und doch so hoffnungstrunkenen Frühlingsluft, ist es schon dämmerig geworden. Die alte Frau sitzt auf einem Holzstuhl am Fenster; ihre trüben Augen sehen unter fast ganz geschlossenen Lidern theilnahmlos vor sich hin. Das gelbe, etwas grelle Abendlicht macht ihr Gesicht so fahl, und ihr Unterkiefer hängt müde, schlaff herunter, als wenn sie gestorben wäre. Mieken wird es ganz kalt, als sie sie so sitzen sieht. „Großmutter! Groß — mutter — lebst Du auch noch?" fragt sie laut, furchtsam an der Thür stehen bleibend.

Die Alte hustet auf und sagt dann mißmuthig: „Natürlich, kommt nur herein; übrigens, Mieken, war für Dich ein Bote hier; Du sollst morgen früh bei guter Zeit zum Ortsvorstand kommen."

„Ich?!" — „Na ja, Du." — „Was soll ich da?" — „Weiß ich's!" — „Dann gehe ich mit," sagt Peter besorgt.

„Nein, Mieken wird allein gehen."

Als Mieken heute ihr hartes, dürftiges Bettchen aufsucht, bleibt sie lange auf dem Rande sitzen. Die dicken Zöpfe fallen ihr nach vorn über die Schultern und um die Stirne legen sich weich die kurzen Haarsträhnen. Es ist ganz dunkel in dem Kämmerchen. Sie hat ihre Knie ein wenig hoch gezogen und ihre Arme darum geschlungen, der Kopf ist ihr in ihrem wachen Träumen auf die Brust gesunken, ganz tief auf die junge, lebendig arbeitende Brust, sodaß der Mond, als er später über die Baumkronen des Buchenwaldes heraufsteigt und mit seinem weißlichen, schimmernden Licht durch die graustaubigen Fensterscheiben sieht, ihren warmen Hals innig berührt. Da streckt sich das Mädchen schnell unter die Decke; und sie legt ihre beiden Hände fest auf die heißen Augenlider; aber die überreizten, jugendlichen Gedanken drängen sich in ihr Beten und in ihren unruhigen Halbschlaf, und der Seufzer, der von ihren Lippen in die stille Nacht geht, ist zum ersten Mal nicht mehr so unschuldig leicht, so seelenrein — — Am anderen Morgen steht sie frühe auf und kleidet sich sorgfältiger an, wie sonst. Ihr Haar ist glatt gekämmt, und sie trägt das schwarze Kleid von gestern und eine reine, bunte Schürze. Dann geht sie, und sie schreitet rüstig aus. Eine frische Brise weht vom Meere und röthet ihr die Backen. Von dem warmen Frühlingsmorgenduft, der die saftig grünen Buchenwaldungen leuchtend einwebt und sich nach dem weiten Horizonte hin sanfter abtönt, sieht sie nichts, denn ihr Herz ist bange davor, was man von ihr will.

Als sie an ihr Ziel gekommen, athmet sie erst noch einmal tief auf, ehe sie an die Thür anklopft, die gleich unten vom Hause aus rechts in eine große, niedrige Stube führt. Dann steht sie vor dem kleinen, korpulenten Mann, den sie fast um Kopfeslänge überragt.

„Ja, Mieken," sagt der und macht ein strenges Gesicht, „ich glaube, wir haben Dich nun lange genug gefüttert, und es wäre wohl an der Zeit, daß Du Dir Dein Brot selbst verdienst. Du bist groß und stark, wie nur eine, und das müßige Leben muß Dir ja selbst zur Last werden."

Mieken hat den Kopf hochmüthig zurückgeworfen.

„Ich werde schon arbeiten," antwortet sie ruhig und kalt, denn ihre Furcht ist verflogen bei den ersten unfreundlichen Worten des Mannes vor ihr, „bis jetzt kümmerte sich nur kein Mensch aus Eurem ganzen Dorfe um Mieken Flören und den blinden Peter —"

Das helle, rothe Blut ist ihr dabei bis in die Stirne gestiegen und ihre großen, blauen Augen sehen sehr leidenschaftlich drein. Daß an dem offenen Fenster ein jugendlicher Männerkopf auftaucht und ihre kräftige, anmuthsvolle Gestalt mit bewunderndem Blicke umfängt, gewahrt sie nicht. Sie fühlt sich gekränkt bis in ihr innerstes Herz hinein.

„Na, Mädchen," fährt der kleine Mann fort, „wenn Du willst, kannst Du gleich bei mir eintreten als Magd für meine Kinder. Du wirst Dein gutes Essen bekommen und anständige, ordentliche Kleidung und, wenn wir mit Dir zufrieden sind, wohl auch noch einen Pfennig in die Tasche."

Er sieht gespannt zu ihr hinüber, denn sie gefällt ihm gut für sein Haus. Sie bleibt eine Weile stille vor ihm stehen, und um ihre Lippen zuckt es ein paar Mal, als wolle sie weinen; dann sagte sie: „Mir ist's recht so; nur Eins möchte ich mir ausbitten — daß ich Abends wieder heimgehen kann, ich meine, in's Armenhaus, denn einmal an jedem Tage muß ich meinen Bruder sehen, meinen armen Bruder."

Sie kann's nicht aufhalten, daß ihr die Thränen in den blauen Augen über den Rand treten und langsam an den Backen herunter laufen.

„Aber Mieken, hier hast Du ja ein schönes, warmes Bett, und dort — — —" Der Ortsvorsteher verschluckt das Wort, das ihm unvorsichtig über die Lippen gehen wollte; „ich meine, Du mußt ja dann soweit noch laufen," fährt er nach einem verlegenen Räuspern fort, „und in der Nacht mußt Du doch schlafen und kannst nicht mit Deinem Bruder reden, sonst bist Du nicht frisch zur Arbeit am anderen Morgen."

„Laßt das nur meine Sorge sein; wenn wir uns Abends eine gute Nacht und früh einen guten Morgen wünschen können, ist es uns genug — und beten müssen wir auch zusammen, sonst hat es nicht die rechte Kraft; also darf ich zu ihm gehen oder nicht? ich find' am Ende auch anderswo Arbeit."

„Na, na, ruhig Blut, Mieken! nur nicht gleich so oben hinaus, dazu hast Du keinen Grund und auch nicht das Recht; fällt mir übrigens eben ein, zu Euch 'raus kommen jetzt noch zwei Leute, der alte blöde Jan und Fischer Holm, da reicht's wohl nicht mehr zu?"

„Eins, zwei, drei — vier — — fünf, ja fünf! mein Bett bleibt doch noch frei," rechnet Mieken freudig aus und fügt ungeduldig hinzu: „Und jetzt! was wollt Ihr jetzt?"

„Meinetwegen denn, wenn Du darauf bestehst," und leise in sich selbst hinein murmelt er: „den Teufel hat das Mädchen im Leibe, ich kann es ihm nicht abschlagen."

Da streckt ihm Mieken in heller Freude und Dankbarkeit beide Hände entgegen, und das gerade sehen noch die zwei Augen zum Fenster herein, dann gehen sie langsam zurück — sehr langsam, denn sie haben sehr fest an dem Mädchen gehangen.

Mieken ist eben aus dem Garten herausgetreten, in dem das Haus des Ortsvorstehers liegt, und in das volle Sonnenlicht hinein; sie ist in Gedanken und fährt darum erschrocken zusammen vor dem großen, dunklen Schatten, der so dicht vor ihre Füße fällt. Als sie die Augen erhebt, sieht sie gerade in das Gesicht eines jungen Mannes; aber sie kennt ja hier Niemanden genau, deshalb will sie ausweichen und ein wenig schneller an ihm vorbei gehen; doch er vertritt ihr den Weg und sagt mit einer ernsthaften, derben Herzlichkeit:

„Guten Morgen, Mieken! Das wird wohl ein Glückstag für mich

Digitized by Google

werden, daß ich schon so frühe dem schönsten Mädchen im ganzen Dorf begegne."

„Laß mich nur gehen," sagt Mieken etwas aufgeregt und geängstigt, „ich weiß gar nicht, wer Ihr seid?"

„Ist's nur das, was Dich grämt?" fährt der Bursche fort, „ich heiße auch Peter, wie Dein armer Bruder, Peter Frey, und bin Lootse und jetzt nur 'mal daheim, weil ich kürzlich ein Unglück nahm und mich nun ausheilen muß; zwei Rippen hatte ich mir gebrochen."

Mieken hatte seiner Rede Stand gehalten und mit ihren ehrlichen, klugen Augen in sein braunes, wetterhartes Gesicht gesehen.

„Das thut mir leid," sagt sie theilnehmend, „aber jetzt laßt mich weiter."

„Das soll Dir aber nicht leid thun, daß ich jetzt hier bin, Mieken!" erwidert er und rührt sich nicht von der Stelle. Er sieht sie mit einem sehr wenig braven Blicke an, und sie wird roth und zittert vor ihm. „Nein, nein, ich freue mich ja! aber, um Gottes willen, laßt mich hier durch!"

Peter Frey lacht lustig auf.

„Du freust Dich also?! Ich freue mich noch viel mehr, daß wir so nahe bei einander wohnen werden, denn, nicht wahr, Du kommst jetzt hierher in's Dorf, in jenes Haus dort?"

„Ja, aber ich kann Euer ganzes Dorf nicht leiden und komme sehr ungern hierher; ich bliebe viel lieber unten im Armenhause bei meinem Peter."

„Es braucht ja nicht nur im Armenhause zu sein — Du kannst auch hier einen Peter haben — Deinen — Peter — —" sagt Franz Frey, und er neigt seinen Kopf so tief zu ihr, daß sie ihr warmes Gesicht ganz fest in ihre beiden Hände hinein drückt, um nichts mehr von ihm zu sehen, und leise — bitterlich fängt sie an zu schluchzen. Da tritt er zur Seite.

„Geh nur jetzt," sagt er weich, „aber eine Hand kannst Du mir schon geben; sieh einmal, ich gehöre ja gar nicht mehr so recht zu dem Dorfe, das Du nicht leiden magst und von dem Du wohl auch nicht viel Gutes erfährst. Meine Heimath ist die See da draußen."

Mieken hat sich bei seinen letzten Worten ein wenig beruhigt; mit halb abgewandtem Gesicht legt sie ihre Finger in seine ausgestreckte, grobe Hand; dann läuft sie, wie gejagt, den Weg entlang. Als sie eine große Strecke darauf hingegangen ist, hält sie athemlos inne; sie wendet sich zurück und legt schützend die Hand über die Augen wegen des grellen Sonnenscheins. Aber als sie dort unten eine große Männergestalt stehen sieht, mit dem Gesichte ihr zugekehrt, schämt sie sich sehr und geht schnell voran. Sie konnten es Beide nicht sehen, aber sie fühlten es, daß ihre Blicke in einander gegangen waren . . .

Als sie heimgelaufen kommt, athemlos und erhitzt, geht sie zuerst ihrem Bruder aus dem Wege; sie weiß, daß er ihre Hände und Gesicht streichelt und sie liebkost, und er würde sie fragen, warum sie so heiß wäre, und sie wüßte ihm darauf nicht zu antworten.

Aber sie muß sich dann doch zu ihm niedersetzen, neben ihn auf das schmale, graugrüne Bänkchen, seitlich der Hausthür. Sie sagt ihm, daß sie morgen fortginge in den Dienst, aber daß sie Abends immer zurück kommen würde, damit sie sich sähen.

„Du gehst wohl gerne fort, Mieken?" fragt Peter mißtrauisch, denn er achtet so gut auf ihre Stimme, und es schien ihm, als wäre sie voll heimlicher Freude, als spräche sie mit lächelnden Lippen; er kommt ganz nahe zu ihr: „warum freust Du Dich?"

Hätte er den hülflosen, verstörten Blick aus Miekens Augen sehen können, so hätte er Mitleid mit ihr gehabt; sie drehte sich von ihm fort und sagt leise:

„Wenn ich so gern ging, dann käme ich doch Abends nicht wieder, nicht wahr?"

„Thust Du das auch nicht um meinetwillen nur?"

Da küßt sie ihn statt jeder Antwort, aber sie macht die Augen fest zu dabei.

Ohne jede Leitung hatte sie sich aus sich selbst zu dem entwickelt, was sie war, ein Gemisch von Sorgfältigkeit und Schwermuth, Herbheit und Schwäche, und sie war jung und fürchtete sich vor dem Gefühl, das in ihr wach wurde. Es wollte ihr über alle Vernunft gehen und nahm ihre Ruhe mit sich fort. Und dabei wollte sie es allein überwinden und begreifen lernen, weil sie sich schämte, es zu sagen, wie es in ihrer Seele aussähe. Der Tag, das, was er für sie brachte, hat sie so müde gemacht, daß sie zeitig nach ihrem Bett verlangt, und sie schläft ein, noch ehe sie sich ausgekleidet hat; so matt hat sie sich noch nie gefühlt.

Früh wandert sie von Haus fort, noch ehe sie die Großmutter oder ihr Bruder gesehen haben; sie will ihm und sich selbst den Abschied ersparen. Ihre Sachen hat sie in ein wollenes Tuch geschlagen, das nimmt sie unter den Arm. Aber ihr Schritt ist langsamer als sonst, und ihr Kopf gebückt und aus ihren Augen sieht noch ein verträumter Sinn. Die Sonne blendet sie, und sie rückt sich das bunte, kattunene Tuch auf dem Kopf tief in die Stirne.

Als sie zum Ortsvorsteher Laren kommt, ist es noch sehr früh am Morgen, aber es ist schon viel Leben im Hause. Sie sieht jetzt zum ersten Mal die Frau, in deren Dienst sie treten soll; sie ist stark und groß und hat so wunderbar helle, scharfe Augen und eine herzhafte, nicht eigentlich gewinnende Art ihres Entgegenkommens. Die spiegelnden Haare trägt sie straff aus dem hageren Gesicht gekämmt, von einer tadellosen Ordnung und Sauberkeit spricht ihr ganzer Anzug. Ihrem herben, herrschsüchtigen Ausdruck sieht man es an, daß sie bei ihrer dienenden Umgebung dieselben guten Eigenschaften verlangt, die sie selbst in sich vereinigt, aber Mieken will ihr gehorsam sein und aushalten bei ihr um jeden Preis. Bei diesem stillen Gelöbniß wandert ihr Blick halb unbewußt zum Nachbarhause hin, in dem man noch nicht an das Tageswerk ging. Dann steigt sie die zwei Treppen hinauf in ihre Kammer. Sie sieht sich darinnen mit großen, erstaunten Augen um, denn so schlicht auch die Einrichtung gehalten ist, ihr scheint sie reich und voll Ueberfluß; Stühle, Tisch und die Kommode, alles sieht gediegen und gut erhalten aus, und dann tritt sie an das Bett — sie hebt die Decke auf und streicht zaghaft bewundernd über die vielen, weichen, warmen Federkissen; sie denkt an ihr dürftiges Bettchen dort unten im Armenhause, und es ist ein wunderliches halb lachendes Schluchzen, das aus ihrer Brust kommt. Hier könnten sich die jungen Glieder behaglich strecken und ausruhen, aber sie will es nicht besser haben, als ihr Zwillingsbruder — ihr Peter. Als sie in Gedanken leise den Namen vor sich hin spricht, wird sie roth, es gibt nun noch einen Peter, den sie kennt — —

Später wird sie zu den Kindern abgerufen; vier Kinder sind es, die sie zu hüten hat, und das älteste von ihnen ist vier Jahre alt; aber sie lacht ihnen freundlich entgegen und redet ihnen gut zu, um sie nicht furchtsam zu machen. Und sie kleidet sie an unter viel munteren Späßen, daß sie nicht erst ungeduldig werden und in das Weinen kommen sollen. Dann geht sie mit ihnen in den Garten. Und sie plagt sich redlich, den ganzen Morgen spielt sie mit ihnen und singt sie ein und trägt bald dieses, bald jenes, oder auch zwei zusammen, eines auf ihrem Rücken und eines auf ihren Armen, herum. Als sie das thut, hört sie ihren Namen rufen, über den Zaun hinweg, der diesen Garten von jenem der Nachbarsleute trennt; sie dreht sich um und sieht Peter Frey drüben stehen; aber sie geht nicht zu ihm, sondern nickt nur leicht mit dem Kopf.

„Nein, Mieken, Du mußt einmal herkommen," bittet er halblaut, aber so eindringlich, daß sie sich ihm langsam mit ihrer schweren Bürde nähert. „Drehe Dich einmal um," sagt er, als sie vor ihm steht und wie sie es thut, hebt er den dicken Buben von ihrem Rücken herunter und nimmt ihn auf seine Arme. Der schreit und zappelt, daß es dem Mädchen angst wird.

„Gib ihn mir schnell zurück!" bittet sie dringend.

„Ich werde ihn Dir hinüber bringen in den Garten, Mieken," erwidert der junge Mann freundlich, aber bestimmt, „Du bist zu jung, um so schwer tragen zu können, das thut Dir Schaden, und das leide ich nicht."

Mieken hat eine heftige Antwort auf den Lippen, doch als sie Peter in das Gesicht sieht, läßt sie den Kopf hängen und bleibt still. Sie ist ernst und zerstreut den ganzen Tag über. Und wie sie dann die Kinder zur Ruhe gebracht hat und es draußen dunkel wird, geht sie zurück zu ihrem Bruder. Frau Laren hat es wohl nicht leiden wollen, aber da hat sie der Rede nicht stand gehalten, sondern ist fortgelaufen. Der Himmel hatte sich gegen Abend mit Wolken umzogen, und nun pfeift der Wind in dem jungen Buchenlaub; es ist ein warmer Südwest, dem sie entgegen stürmt. Sie hat den Mund offen stehen, um leichter athmen und schneller gehen zu können; so dauert es nicht lange, bis sie daheim ist. Ihr Bruder sitzt auf den Stufen vor der Hausthür; mit Allem, was in ihm lebt, hat er auf sie gewartet. Fast wäre sie über ihn gefallen, wenn er nicht leise ihren Namen gerufen hätte.

„Mieken, bist Du wirklich gekommen, mein Mieken! und warum bist Du heute Morgen ohne Abschied von mir gegangen? Das darfst Du nie wieder thun, hörst Du? nie wieder."

Sie legt ihren Arm um seinen Hals und zieht ihn fort in den Hausflur und dann in die dunkle Stube hinein, in der die Großmutter schon schläft. Dort kauern sie sich zusammen in eine Ecke, Mieken verlangt nicht nach Licht. Sie erzählt ihm von ihrem Tagewerk und er ihr von dem seinen, von der leichten Flechtarbeit, mit der er sich jetzt beschäftigt, und die er vor dem Haus im Freien gemacht hat, und wie er die Vögel dabei hätte singen hören, so zärtlich. Und sie sagen sich, wie lieb sie sich haben — und dann horchen sie auf das langsame, regelmäßige, volle Athmen der Alten. Noch dichter schmiegen sie sich an einander, Brust an Brust und Wange an Wange, und am Ende schlummert Mieken in des Bruders Armen ein, ganz fest — so still — und er regt sich nicht, damit sie schlafen kann, so still, denn sie hat ihre junge Kraft verbraucht und muß sie wieder sammeln zum anderen Tage. Er ist so froh, sie ganz nahe bei sich zu haben, ihren Athem das Klopfen ihres Herzens zu fühlen, die lange Nacht hindurch.

Und so gehen die nächsten Monate hin, die Miekens gleichmäßiges, fleißiges Leben umschließen. Frau Laren fängt an, ihr freundlichere Blicke zu geben, denn sie weiß ihre Kinder sorgsam und gut bei ihr verwahrt. Und Mieken zeigt sich im Dienste willig und freundlich und die Kinder hängen an ihr mit aller Liebe ihrer kleinen Herzen; so schnell kann sie sie beruhigen und trösten beim Weinen durch irgend eine Spielerei, und dabei lacht sie leise und kurz, freilich so recht aus voller Seele nicht mehr; der freundliche Ausdruck ihrer Züge wechselt jetzt so schnell mit einem herb schwermüthigen. Seit vielen Tagen lebt sie in heftigem, innerem Kampfe; Peter Frey hatte sie gebeten, immer wieder und mit großer Geduld gebeten, sie Abends auf ihrem Heimweg begleiten zu dürfen, und sie hatte es ihm nicht erlaubt, ihm schließlich hart und kalt darauf geantwortet; nun hat sie ihn seit drei Tagen nicht mehr gesprochen, kaum gesehen, und weil sie das so stark empfindet, weil sie so sehr unglücklich darüber ist, darum weiß sie es, daß sie ihn mehr liebt, als sie soll. Sie hat ihren blinden Bruder, und für ihn will sie sorgen ihr ganzes Leben lang und doch kann sie sich nicht in dieser Vorstellung zurecht finden. Sie denkt an Ruth, aber die hatte keinen hülflosen Bruder, sagt sie sich, und sie fängt mit einem Male darum an zu weinen, während die Herbstsonnenstrahlen mit sanfter Wärme sie und das Kind umfangen, das auf ihrem Schooße spielt. Als ihre Thränen wie blinkende Thautröpfchen auf die kleinen Finger fallen, die an den gelben Knöpfen ihrer Jacke hinauflangen, wischt sie sie erschrocken schnell fort und lacht schon wieder, so leise, rührend. Aber wie dann der Abend kommt und sie fortgeht, bleibt sie lange

Digitized by Google

noch am Zaune stehen, an dem Zaune, über den hinweg Peter ihr einst das weinende Kind vom Rücken nahm, just an derselben Stelle. Sie hat ihre Ellenbogen aufgestützt und ihr heute ein wenig blasses Gesicht in die kalten Hände gedrückt. Es ist ihr, als schüttele man alle ihre Gedanken durch einander; ihr ist es heiß am ganzen Leibe und darum fröstelt sie in der feuchten Abendluft. Sie kann den Abend heute nicht hingehen lassen, ohne etwas Besonderes — Außergewöhnliches zu thun, sie will den Weg allein wandern — sie kann nicht . . . Eilig, als fürchte sie ein rasches Aendern ihres Entschlusses, läuft sie durch den Garten, hinüber in den anderen; an der Hausthür drüben sieht sie Peter Frey's große, derbe Gestalt lehnen; sie will inne halten im Gehen, aber ihr Herzblut treibt sie näher an ihn heran, immer näher, nur wenige Schritte von ihm bleibt sie stehen. Sie senkt den Kopf auf die Brust, streckt hülflos ihre Arme aus, und ein zitternder Hauch wird ihre Stimme, wie sie sagt „Peter — komm mit — — mir — —"

Als habe er eben nur darauf gewartet, als wenn er es fest gewußt hätte, daß es so käme, steigt er die Stufen hinunter, langsam und ohne ein Wörtchen zu reden; er nimmt ihre Hand in die seine und drückt sie sehr fest, und er zieht das Mädchen schnell mit sich fort auf dem Landweg. Ohne Aufenthalt, hastig und nichts zu einander sagend, schreiten sie darauf hin. Am Himmel treibt zerrissenes, flockiges Gewölk nach Westen, Sterne blicken manchmal dazwischen hindurch, aber sie Beide können ihre Augen und ihre Herzen nicht aufwärts erheben . . .

Draußen, um das Armenhaus herum ist Alles wie gestorben. Die stille, dunkle Nacht sieht aus den kleinen blinden Scheiben, nur der Wind streicht durch die welken Blätter an den Bäumen und sie fallen hier und dort nieder. — Mieken grüßt mit ihren großen, scheuen Augen in das Fenster, hinter dem sie ihren Bruder schlummern weiß. Dann läßt sie sich von Peter auf das schmale, graugrüne Bänkchen seitlich der Hausthür herabziehen. Ihr Kopf sinkt ganz tief auf ihre Brust, Peter streicht mit weicher, schonender Zärtlichkeit über ihre feuchten Haare: „Mieken, Du liebes, liebes Kind — — —"

* * *

Als das kühle, nüchterne Morgenlicht Welt und Leben entschleiert, kniet Mieken am Bett ihres Bruders. Sie ruft ihn mit seinem Namen, aber sie fährt zusammen, wie sie sich sprechen hört:

„Peter, komm — wir wollen zusammen fortgehen."

Er ist bei ihrer Stimme gleich aufgewacht, aber er hat den Sinn ihrer Worte nicht begriffen. Sie sagt es ihm noch einmal.

„Wohin, Mieken?" fragt er.

„Fort —" sagt sie mühsam und verbirgt den Kopf in der Decke seines Bettes. Da macht er sich schnell bereit. Er weiß wohl nichts aus der Schwester jungem Liebesleben, aber er fühlt es in seiner Seele, daß diese letzten Stunden eine große Veränderung für sie brachten; und sie war gestern Abend auch nicht heimgekommen, sie hatte nicht mit ihm gebetet, am Ende gar nicht gebetet — —

Er läßt sich von ihr hinausführen und hält sie ein wenig fester an der Hand, wie sonst.

„Mein Mieken, sage es mir," bittet er zärtlich. Aber er hört sie nur schluchzen.

Es ist ein wunderbarer Morgen.

Die Sonnenstrahlen brechen durch das gelb und rothe Buchenlaub, das unbewegt an seinen Zweigen hängt. In der Ferne schimmert das weite, grenzenlose Meer, und dünner, weißer Nebel braut über ihm und dem Walde und der stillen blühenden Haide. Die Sonnenfäden spinnen sich von Baum zu Baum und über den Weg, und sie weben ein festes Band vom Bruder zur Schwester.

„Es muß heute sehr schön sein in unserer Heimath, nicht wahr, Mieken?"

„Wir gehen immer der Sonne entgegen," antwortet sie und legt die Lippen schmerzlich aufeinander.

Sie wandern so lange fort, und der große, gewaltige Wasserspiegel rückt ihnen immer näher, ganz nahe — sie stehen davor — —

Da wird Miekens Gesicht mit einem male ganz weiß und vor ihren Augen wird es finstre Nacht. Sie läßt die Hand ihres Brudes fahren und breitet ihre beiden Arme aus.

„Peter ich falle!" schreit sie verzweifelt aus.

„Und ich mit Dir — —"

* * *

Um das kleine baufällige Haus, das in dem stillen abgeschlossenen Erdenwinkel steht, zieht der Abendwind mit leisem Gruß vom Meere. In das kühle, gelbe Licht der sinkenden Sonne sind die drei Menschen hinausgetreten, die dort wohnen, die Großmutter — der alte Jan und der Fischer Holm. Mit blöden, trüben Augen sehen sie in das Land und rufen abwechselnd in langgezogenen, klanglosen Tönen: „Mieken! Peter!" —

Aus der Hauptstadt.

Die gelöste Judenfrage.

Im preußischen Abgeordnetenhause hat eine Judendebatte stattgefunden, die durch ihren Ton, durch die Wucht und Entschlossenheit des Angriffs sich merkwürdig unterschied von allen, welche wir hier zu Lande je gehört haben. Unumwunden, rücksichtslos erklärten die Führer einer großen Partei dem Judenthum den Krieg bis auf's Messer, und Aeußerungen wahrhaft infernalen Hasses wurden laut. Wieder einmal hat sich bei dieser Gelegenheit erwiesen, wie geringfügig im Grunde die Sympathien sind, welche man den jüdischen Mitbürgern auch in anderen Parteien als der conservativen entgegenbringt; matt und phrasenhaft klangen die Vertheidigungsreden der Hobrecht und Rickert, das Centrum aber hüllte sich, bedeutungsvoll genug, in ein vielsagendes Schweigen. Vom Regierungstische aus sprach kein Mensch. Obgleich Graf Caprivi vor Wochen die liberale Opposition Dank seiner bekannten Erklärung gegen Ahlwardt aufathmen, die Regierungspartei aber vor Aerger fast erstickt gemacht hatte, fühlte sich von seinen Collegen doch Niemand veranlaßt, die Worte des Leiters unserer Politik zu wiederholen oder die wenigen darin enthaltenen Gedanken auszuspinnen. So bedurfte es denn gar keiner Revue der Preßäußerungen, gar nicht der mißmuthigen Schimpfreden freisinniger und des triumphirenden Trommelwirbels antisemitischer Blätter, um die Welt klar erkennen zu lassen, wer hier eine schwere Niederlage erlitten hatte.

Es wird nicht bei der einen bleiben, und nicht bei der Niederlage durch bloße Worte. Das Ziel, worauf wir lossteuern, tritt klar zu Tage, seitdem die Parteibeschlüsse auf Tivoli den Antisemitismus salon- und regierungsfähig gemacht haben.

* * *

Ueber die Berechtigung der Bewegung an sich auch nur noch ein Wort zu verlieren, hieße Kohlen nach Newcastle tragen. Gewissenlos haben entartete jüdische Industrielle und Journalisten jahrzehntelang nicht sowohl gegen uns Deutsche als gegen ihre eigenen Stammesgenossen gewüthet, haben in borniter Selbstverblendung so lange gestachelt und gehöhnt, bis der furor teutonicus erwachte. Ein jüdisches Blatt wagte zu schreiben, das Herrenhaus müsse, nachdem die evangelische Generalsynode darin getagt habe, gründlich desinficirt werden; ein jüdischer Bankier legte 1870 in Berlin die französische Kriegsanleihe auf, und jüdische „Finanzkunst" war es, die im vergangenen Jahrzehnt mittelbar wie unmittelbar den Wohlstand Tausender vernichtete. So herzlich die geistig vornehmen Juden solche Ausschreitungen bedauern und so sehr sie die Schmach empfinden, welche gerade ihre Genossen ihnen anthun, das Volk und die Agitatoren wissen nicht zwischen ihnen und den anderen zu unterscheiden.

In diesen Blättern haben die Vertreter der abweichendsten Ansichten das Wort ergreifen dürfen, und wo immer Einer der Frage auf den Grund ging, nicht mit flachen Humanitätsphrasen sie streifte, da kam er zu dem Endresultat, daß die Bewegung vom wirthschaftlichen wie vom national-sittlichen Standpunkt aus eine gewisse Berechtigung habe. Wo Rauch ist, da fehlt es gemeinhin nicht an Feuer; wo breite Massen der Bevölkerung murrend gegen eine öffentliche Erscheinung sich wenden, da ist es nicht allein demagogische Agitation, die sie aufreizt. Für die Juden steht heute Alles auf dem Spiel; der Radicalantisemitismus verhehlt es gar nicht, daß er die Gesetze von 1869 revidiren will, und wie die Dinge einmal liegen, muß man befürchten, daß ihm in nicht zu ferner Zukunft die Ausführung seines Programms zum Theil wenigstens gelingen wird.

Denn die Juden haben auf thatkräftigen Beistand der anderen Parteien wohl kaum zu rechnen. So paradox dies klingen mag, so wahr ist es. Aus Furcht, von der wachsamen Presse angegriffen zu werden oder gar das Schicksal Löwel's zu erleiden, auch wohl, weil sie nicht in den Ruf eines „politischen Zuhälters" und Culturbarbaren kommen möchten, stehen die meisten Politiker der Judenfrage „neutral" gegenüber oder bekämpfen „antisemitische Ausschreitungen"; in Wirklichkeit aber sind sie Zöllner und Pharisäer fast allesammt. Neben den Conservativen versäumen die Klerikalen keine Gelegenheit, jüdisches Finanzgebahren, jüdische Moral, jüdische Lebensführung in ihren ungeheuer einflußreichen Zeitungen auf's Gehässigste anzugreifen; nicht nur der Abgeordnete Brandenburg, welcher den Ausschluß der Juden von der juristischen Laufbahn verlangte, sondern alle hervorragenden Mitglieder des mehr nach rechts postirten Centrums verhehlen bei passender Gelegenheit keineswegs ihre wahre Gesinnung. Durch katholische Organe ist der Antisemitismus nach Süddeutschland getragen worden. — Unter den Sozialdemokraten herrscht schon jetzt eine schlechthin fanatische Wuth gegen das Vorwärts-Judenthum, und nur der Umstand, daß die „Deutschsozialen" ihnen auf ihrem ureigensten Gebiete Concurrenz machen, ihnen sogar Wahlkreise fortzunehmen wissen, drängt den Judenhaß der gewöhnlichen Arbeiterführer zurück, macht sie den antisemitischen Parteien feindlich gesinnt. Aber nicht zum Letzten darum sind Herrn Vollmar die Herzen zugefallen, weil er in Opposition steht gegen die Singer, Stadthagen, Liebknecht, Zadek, Bernstein, Sabor, Bamberger, Lachmann, Lazarus, Lippmann. Auf dem diesjährigen sozialistischen Parteitag wurden in breiter Discussion ungemein viel Nebensächlichkeiten behandelt; über die brennenden Fragen, die staatssozialistische und die antisemitische, hütete man sich aus guten Gründen, eingehend zu sprechen und machte sie mit inhaltlosen Singerresolutionen ab.

Die Freiconservativen aber, die Nationalliberalen und die Freisinnigen, behauptet man, sind die mannhaften Vertheidiger „ihrer jüdischen Mitbürger"; der Kampf gegen den Antisemitismus soll eins von den Banden sein, welche gerade diese drei Parteien umschließen. Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen. Liest man indessen die „Post", das führende Organ der Reichspartei, die den Juden absolut nichts nachsieht und ihnen immer wieder, in gentilster Form natürlich, ihre Schwächen vorhält; beobachtet man das Verhalten der Fraction gelegentlich einer Judendebatte, das halb schadenfrohe, halb mitleidige Schweigen der ab-

Digitized by Google

ligen Herren, so wird man betreffs der Freiconservativen bald eines Besseren belehrt sein. Die Nationalliberalen haben wiederholt bei Stichwahlen für antisemitisch-conservative Candidaten gestimmt; große Zeitungen der Partei, seiner Zeit die „Kölnische“ allen voran, nehmen gewissen Schäden gegenüber überhaupt kein Blatt vor den Mund, und das „Leipziger Tageblatt“ läßt an Schneidigkeit auch nach dem Urtheil enragirter Antisemiten nichts zu wünschen übrig.

Was nun den Freisinn anbelangt, so möge man sich durch Herrn Rickert's große Worte nicht täuschen lassen. Herr Rickert meint es gut und ehrlich, aber sein Einfluß ist ganz offenkundig gleich Null; bei sehr vielen freisinnigen Herren darf man wie bei Herrn Justizrath Lessing von der „Vossischen“ voraussetzen, daß sie sich nicht für „Culturbarbaren“ und „Schandflecke des Jahrhunderts“ halten, folglich aber auch den Antisemitismus nicht so streng beurtheilen wie die Parteiredner es thun. Freisinnige aus der Berliner Hochburg weigern sich, unter einem jüdischen Bezirksvorsteher zu arbeiten; freisinnige Stadtverordnete stimmen bei der geheimen Wahl des stellvertretenden Vorstehers nicht für ihr jüdisches Fractionshaupt, trotzdem sie dazu verpflichtet waren. Daß dies dieselben Leute sind, welche kurz vorher den Herrn Löwel antisemitischer Regungen wegen aus ihrer Mitte stießen, verräth ergötzlich die politische Heuchelei des Residenzfreisinns. Und ebenso ergötzlich ist der Umstand, daß Justizrath Meyer genau so viel Stimmen erhielt, als jüdische Stadtverordnete in der Sitzung anwesend waren. —

Ich habe mich über die Stellung der einzelnen Parteien zur Judenfrage deshalb so eingehend verbreitet, weil ich den Nachweis erbringen wollte, daß keine von den jetzigen Fractionen geschlossen und mit ehrlichem Herzen für die semitischen Mitbürger eintritt.

Mittlerweile gehen die Wogen des Antisemitismus höher und höher. Eine alle anderen Parteien mustergültige Begeisterung hat die Kämpfer erfaßt, und der „Tag von Liegnitz“ wird für sie nicht minder glorreich als der von Friedeberg-Arnswalde sein. Noch nicht lange ist es her, daß, wer immer antisemitisch dachte, dies Gefühl heimlich im Busen barg, wie etwas Bestialisches, Gemeines (die liberalen Zeitungen hatten alles Volk mit der „Schmach des Jahrhunderts“ eingeschüchtert); heute brüstet sich männiglich, in jüdischer Gesellschaft sogar, und kokettirt mit seinem „sittlichen“ Antisemitismus. Heut' ist es modern, Judenfeind zu sein. Welche Empfindungen diese Strömung gerade in den Herzen der Juden erweckt, die es treu und ehrlich mit dem Vaterlande, mit deutscher Cultur meinen, die gern mitarbeiten möchten an dem großen Werke und sich nun geächtet sehen, sich nun wie ein parasitäres Element gehaßt wissen — das kann nur ein Tragiker schildern, der Herrn Fritz Mauthner weit und Herrn Jacubowsky überragt. Der Jude, gegen den berechtigter Haß sich kehrt, der gemeine Ausbeuter, der freche Cyniker, das aufdringlich-protzige Geistesgigerl — der scheert sich den Kuckuck um Hohn und Verachtung, der spinnt sich hochmüthig in den Wahn seines Nobilethums ein; wirklich edelmännische Juden aber leiden furchtbar unter dem Druck der öffentlichen Meinung, die sie verbittert und verzweifeln macht.

Eines Ahlwardt würdig ist die Behauptung, zwischen Juden gebe es keinen Unterschied, der beste sei so gefährlich wie der verbrecherischste, und dieser Ahlwardt schadet dem berechtigten Antisemitismus fast so viel, wie die liberalen Blätter ihm nützen. Nicht aus reinem Wohlgefallen an der nackten Negation, an der Zersetzung des Volkes, welches ihnen Gastrecht und Bürgerrecht gewährte, sind die jüdischen Heersäulen der-Rickertei zugefallen, sondern weil sie überall sonst zurückgestoßen wurden oder mit Fug Verrätherei argwöhnten. Ihre schlechte parteipolitische Diplomatie hat sie und den Freisinn in Verruf gebracht. Thatsächlich aber neigt der Jude seiner Geschichte und seiner Entwickelung nach zum aufgeklärten Conservatismus; nur so lange er um seine Existenz und seine Menschenwürde kämpfen muß, opponirt er stramm. Das ist, man sage was man wolle, an sich ebenso erklärlich wie berechtigt. Der Jude, und ich denke an den gebildeten Juden der jungen Generation, vornehmlich an den jüdischen Studenten, ist begeisterungsfähig, aufopferungsfreudig, wie nicht viele seiner christlichen Commilitonen; unter den jungen Juden finden sich Feuerköpfe und Feuerherzen zu Hunderten, die für eine große Idee sterben können wie wir. Wer in jüdischen Kreisen verkehrt — und wer dürfte sich Antisemit nennen, wenn er nie mit Juden Umgang gepflogen hat, seinen Feind also gar nicht kennt? — der wird mir bedingungslos beipflichten. Ich kam aus einer Berliner Gesellschaft, wo ein einheimischer jüdischer Kaufmann sich nicht entblödet hatte, vor der ganzen Versammlung sein Bedauern darüber auszudrücken, daß die „aufgeblasenen Deutschen“ 1870/71 nicht geschlagen worden wären; ein schwarzhaariges, junges Kerlchen schloß sich mir an, um mit vor Entrüstung bebender Stimme seinen Religionsgenossen zu verleugnen und einen „vaterlandslosen Verbrecher“ zu nennen. — Ich glaube, daß wir Deutschen im Begriff sind, uns an der Zukunft zu versündigen, wenn wir die doch unserem Volke gehörige jüdische Intelligenz zurückweisen oder auf oppositionelle Bahnen drängen; ich glaube, daß wir uns ein klägliches Armuthszeugniß ausstellen, wenn wir es nicht über uns vermögen, für das Vaterland die Geisteskraft von Leuten zu benutzen, die doch wie wir vom Vaterlande beschirmt werden, die wie wir dem Vaterlande ihre Existenz verdanken.

Der im guten Sinne moderne Jude ist so ganz anders als der alte, nur äußerlich emanzipirte Ghettogefangene, als sein noch im Gefängnißschmutz steckender, verschüchterter Bruder. Er ist ein so kostbares Bildungsferment, ein so unentbehrlicher Factor für deutsche Hochcultur. Was die Kreuzzüge dem deutschen Mittelalter, das könnten die Juden unserem Jahrhundert sein. Der junge Jude hat, wenn schon vor weiter nichts, so doch einen angeborenen Respect vor neuen Ideen; mit Lebhaftigkeit geht er auf sie ein, wo der ihm an Bildung gleiche Christ kalt und gleichgültig bleibt. Er ist geneigt, die Welt zu reformiren, den Armen und Bedrückten zu helfen, und das Wichtigste von allen: nie und nimmer neigt der Jude, den man die Monarchie nicht geradezu hassen gelehrt hat, zur Gleichmacherei, zum Republikanismus. Dem Morgenländer steckt die Scheu, die Ehrfurcht vor dem Thron im Blute, und die Schuld des Königthums ist es, wenn es sich aus den Juden Feinde erzogen hat. Was der Talmund über die königliche Würde sagt, mag jeden Ungläubigen überzeugen.

Ich stehe (schon als freier Mitarbeiter eines ausschließlich von Christen geleiteten und ganz unabhängigen Blattes) über dem Verdacht der „Judenknechtschaft“ erhaben, und so darf ich denn behaupten, was eigentlich nicht mehr erlaubt ist: in jedem unverdorbenen, unverhetzten Juden lebt die aristokratische Gesinnung des bürgerlichen Patriziats, das sich besser als viele andere Klassen weiß, aber eben darum auch den Besseren, den Herrscher über sich, anerkennt.

* * *

In Deutschland stehen die Juden am Scheidewege. In letzter Minute mögen sie sich besinnen. Sie sind viel zu klug, um nicht zu sehen, daß der Liberalismus in seiner jetzigen Form abgewirthschaftet hat und unrettbar verloren ist. Es kann ihnen nicht entgangen sein, daß die Zeichen der Zeit auf anderes Wetter deuten, daß nicht um politische Vortheile mehr, daß um wirthschaftliche Macht die Parteien der Zukunft ringen. Wieder steigen die Tage der Gracchen herauf. Und die Juden wissen es ganz genau, auf welche Seite nach menschlichem Ermessen der Sieg fallen muß.

Darum sind die jungen Israeliten zum größten Theil Sozialdemokraten, darum auch, weil sie gern zu den Unterdrückten stehen.

Oder ist es Trotz der Verzweiflung, ist es höhnischer Uebermuth, der sie in die Reihen der Feinde des monarchischen Staates treibt, sie den Umstürzlern gesellt? Ahnen sie nicht, daß dadurch ihr Schicksal besiegelt wird, daß die Monarchie im Kampf mit der Revolution sich eines Tages gezwungen sehen muß, Staats-Antisemitismus zu treiben, Ausnahmegesetze zu erlassen gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen des Judenthums? In je helleren Haufen Ihr den Singer und Liebnecht zuzieht, Ihr, die an Geist wohl Starken, an Zahl aber Schwachen, um so wahnsinniger wird der Haß gegen Euch entbrennen, und man wird Euch mit Recht hassen. Wer in meine Hütte, in meinen Tempel den Brand zu schleudern sich vermißt, der ist mein Todfeind, und den trachte ich zu vernichten wie ein gemeines Raubthier.

Der Jude ist Monarchist, das soll er nie vergessen. Ein „auserwähltes Volk“ steht ohne Weiteres im Kampf gegen demokratische Gleichmacherei. Geistige Begabung, auf die der Jude doch so stolz ist und die er mit Recht für seine beste Waffe hält, erhebt an sich über ganze Schwärme der Mitmenschen.

Neue Kräfte im öffentlichen Leben werden frei; eine Sehnsucht sonder Gleichen erfüllt die Herzen nach dem kommenden Messias. Daß wirthschaftliche grundstürzende und grundlegende Reformen unvermeidlich sind, mit Gewißheit kommen müssen, daran zweifelt kein Verständiger mehr. Nun erringt von Tag zu Tag größere Erfolge die Partei, welche solche Reformen auf ihr Programm schrieb, sie aber nur um den Preis von Zukunfts-Kasernenstaaten und Herdenleben bringen will. Ihr entgegen arbeitend bildet sich langsam, aus tausend Quellen, die monarchische Volkspartei, für die wir seit Jahren auf dem Plane stehen, die der Ausbeuterei und Sklaverei ein Ende machen, nicht aber auch unsere Cultur zerschmettern soll. Ist es nicht bezeichnend, daß zum ersten Male, wo moderne hervorragende deutsche Dichter und Denker in das politische Treiben eingreifen wollen, sie es zu Gunsten dieser neuen Partei thun? Daß endlich, endlich die Idealisten, die Männer des Gedankens zum Schwert greifen, nachdem jahrezehntelang gewerbsmäßige, gedankenlose Vielschwätzerei das große Wort geführt hat?

Die Juden sind mit ihrer Beweglichkeit, ihrer angeborenen Rednergabe, ihrer Begeisterungsfähigkeit so gewiß von höchster Wichtigkeit für jede neue Partei, wie sie ihr bedrohlich werden können. An die jungen Juden ergeht der Ruf, unbekümmert um die jetzige politische Lage, einzutreten mit ehrlicher Seele für die Wohlfahrt, für die Zukunft unseres Vaterlandes. Sie werden sich ihre Ritterſporen dabei gewinnen, und in gemeinsamer Arbeit um ein großes Ziel werden sie von uns Deutschen, wir von ihnen lernen. Zeigen sollen sie auch den Widerstrebenden, daß sie mehr vermögen als zu nörgeln und zu zersetzen, daß sie auch bauen können mit schaffensfreudiger Seele. Nicht wenn Deutsche und Juden sich feindlich gegenüberstehen, nein, wenn sie Schulter an Schulter auf den Schlachtfeldern des Geistes wider herzloses Manchesterthum und Revolution kämpfen, für den inneren Frieden und die Größe des Landes, wird die Judenfrage sich lösen.

Jetzt ist die Zeit gekommen, wo das israelitische Volk beweisen soll, daß seine geistige Zeugungskraft, seine Cultur noch lebendig und nutzbringend, daß es mehr ist als ein schmerzhafter Fremdkörper im Deutschthum. Wo es die Sympathien weiter Volkskreise gewinnen, wo es zeigen kann, ob es fähig ist, selbstlos für das allgemeine Wohl mit den scharfen und glänzenden Waffen zu streiten, die ihm Gott verliehen hat und die es vor vielen Anderen auszeichnen. Wenn die Juden jetzt zurückbleiben, wenn sie jetzt auf die Seite der Feinde unserer Monarchie treten, so verlieren sie jede Aussicht, sich vor der Geschichte zu rehabilitiren, ihr Verweilen in Deutschland zu rechtfertigen, so laden sie sich in Wahrheit die Mitschuld an dem Ruin unseres Volkes auf.

Caliban.

Digitized by Google

Dramatische Aufführungen.

Kriemhilde. Drama in 5 Aufzügen von Wilhelm Meyer. (Schauspielhaus.) — Der Komödiant. Schauspiel in 3 Abtheilungen und 5 Aufzügen von Paul Lindau. (Berliner Theater.)

Für die dramatischen Erfolgs- und Beifalls-Actien-Gesellschaften ist's ein arbeitsvolles Jahr. Sehr im Gegensatz zu ihren merkantilen Collegen und den großen Banken sehen sich die Directoren der Berliner Cla ue täglich gezwungen, neue Commis zu engagiren; thut's doch der armseligste deutsche Bühnendichter heutzutage nicht mehr ohne „äußeren Erfolg". Die Minister für soziale Reform würden sich von Herzen freuen, sähen sie einmal, wie intim, wie kameradschaftlich in unseren Theatern das Verhältniß zwischen Kopf- und Handarbeitern geworden ist, wie Autor und Claqueur treu zu einander halten und in des Wortes verwegenster Bedeutung einander in die Hände arbeiten. Je applausfauler das Publikum wird und je mehr in den neuen Theatern die Gallerien zusammengeschrumpft sind, desto dringender bedarf es animirender Kunstfreunde mit hohen Handschuhnummern.

Von allen Berliner Bühnen befindet sich das Schauspielhaus in der besten Lage. Es wurde zu einer Zeit erbaut, wo man Caviar für's Volk gab und für zahlreiche billige Plätze sorgte; es hat sich ein kleinbürgerliches Stammpublikum herangezogen, das keine von den spärlichen Novitäten ausläßt und sie ehrlichen Herzens beklascht, das die blasirten Hörer viel eher mit fortreißt als irgend ein Beifallskünstler aus den Rehbergen es vermöchte. Wo der Olymp umfangreich genug ist, da entscheidet er über das Schicksal des Dichters; und der Olymp ist immer empfänglich, dankbar und gebefreudig. Auf dem Olymp läßt man kein Stück durchfallen. Diesen wichtigsten Factor dramatischer Erfolge haben sich die Berliner Bühnendirectoren in unbegreiflicher Verblendung selbst verkümmert, und leicht möglich ist es, daß ein späterer Literarhistoriker den Baumeistern Schuld gibt am Siechthum des deutschen Theaters von heute.

Wie die Collegen den Director Grube beneiden mögen um sein Fünfzehn-Groschen-Publikum, seine Volksschullehrer und -Lehrerinnen, seine Studenten, seine immer entzückten, bildungsdurstigen Handlungsgehilfen, seine Beamtenfamilien, seine Fräulein aus den Theaterschulen! Die waren es, welche einem der klobigsten Machwerke dieser Saison (was doch etwas heißen will!), der Kriemhilde des Herrn Wilhelm Meyer, so begeisterten Beifall zollten, daß das erschrockene Parkett einsiel und der Dichter mit erstaunlicher Fixigkeit zwölfmal katzenbuckeln konnte. Offenbar war das ganze, weitverbreitete Geschlecht der Meyer im Theater anwesend und wollte dem Namensvetter ein billiges Vergnügen bereiten; schade nur, daß die schöne Aeußerung deutschen Familiensinns an einen so unwürdigen Gegenstand verschwendet wurde.

Der junge Meyer, dem wir bereits ein zweimal hintereinander aufgeführtes Drama von nicht alltäglicher Verworrenheit: „Unsichtbare Ketten" verdanken, hat diesmal die originelle Idee gehabt, der Nibelungen Leid zu travestiren und die Handlung des alten Epos von der Königsburg Etzels an die Producten-börse zu verlegen. Siegfried, Hagen, Gunther, Giselher führen sich als Getreidejobber ein, Etzel als russischer Kornwucherer; Hausse und Baisse ersetzen des grimmen Tronjers, des Hunnenfürsten Mordgewehr. Siegfried verspeculirt sich à la baisse, Hagen und Gunther, die Führer der Contremine, weigern sich sehr vernünftiger Weise, dem ganz geschäftsunkundigen Millionenverthuer beizuspringen, (man beachte die feinen Nüancen des Parodisten!) und der Held der Coulisse erschießt sich hinter ihr. Ueber diesen gewaltigen, noch nie dagewesenen Bühnen-Knalleffect gerieth der Olymp außer sich, und der Beifall bekam „Hand und Fuß". An Siegfried's Leiche schwur dann Kriemhild den Mördern blutige Rache. Nicht lange auch, und ein unsagbar alberner Laffe kam daher, ein Phrasendrescher und Roggenkönig, ein zweiter Graf Trakt; der hübschen Wittib zu Liebe bedachte er sich nicht, hundert Existenzen zu vernichten, und binnen zwölf Monaten hatte Etzel die Burgunden pleite gemacht. Nun flehten und weinten sie vor der Schwester, wie Siegfried einst vor ihnen geweint hatte, und das stolze Weib konnte seiner Rache genießen.

Vor nicht zu langer Zeit ward an dieser Stelle Franz Held's, des Frescomannes, neue Bühnentechnik nach Gebühr gewürdigt. Wilhelm Meyer übertrifft ihn noch. Ich weiß, was ich damit behaupte, aber ich will mein Wort vertreten. Bei Wilhelm Meyer ist von fünf Acten einer, der vierte, überhaupt ganz überflüssig, weshalb er auch am lebhaftesten bejubelt wurde; andere sind um die Hälfte zu breit. Eine Exposition von so rührender Hülflosigkeit und technischer Unbeholfenheit hat ganz gewiß noch kein zweiter Dilettant fertig bekommen. In das Ballfest bei Siegfried's schneien unablässig geschäftliche Depeschen und Debatten hinein; aus dem Hin und Her, aus Tanzmusik und Mißernte, Bier und Wolkenbruch entsteht ein verwirrendes Kunterbunt sonder Gleichen. Zuweilen wird die Scene ganz leer; als befänden wir uns an einer Straßenecke, so kommen und gehen die Menschen; auch Monologe, des schlechten Dramatikers ultima ratio, stellen sich ein. Mit der psychologischen Entwickelung seiner Charaktere hält sich Meyer nirgend auf; wir müssen das Unglaublichste geduldig hinnehmen. Und wir thun's, weil wir uns in einem Parodietheater wissen.

Wer eine Börsentragödie schreiben will, muß doch wenigstens eine Ahnung von dem Getriebe in der Burgstraße, eine Ahnung davon haben, auf Grund welcher Ueberlegungen, bis zu welchen Grenzen Hausse- oder Baissespeculationen vorgenommen werden; nur ganz kleine, verzweifelte Cramboner, nicht aber Millionärfirmen engagiren sich Jahr um Jahr mit all ihrem Besitz und Credit nach einer Seite hin. Das thut man wohl einmal, wenn man des großen Erfolgs sicher ist, aber das wiederholt man nicht, weil man sich auf Wahrscheinlichkeitsrechnungen versteht. Auch ringen Magen und Geschlechter auf der Getreidebörse nicht so wild mit einander; was hier verschwägert und versippt ist, hält gern zusammen. Ueber diese Fragen mag sich Meyer bei seinem total verzeichneten Börsen-Agenten Spüssel (mosaischer Confession, aber trotzdem ein larmoyanter Verschwender) Raths erholen. Der könnte ihm auch sagen, daß beim Concurs einer Riesenfirma an Activen ganz sicher so viel übrig bleibt, um davon den Angestellten ihre Löhne zu zahlen. Lohn- und Gehaltsforderungen gehen bekanntlich allen anderen vor. Hätte Meyer einen Blick in's Handelsgesetzbuch geworfen, ehe er den Bankrott dramatisirte, so würden wir wenigstens mit der brutalen Arbeiterscene im dritten Act verschont geblieben sein. — .

Gespielt wurde, wie recht und billig, im höheren Parodiestil. Fräulein Poppe, die Titelheldin, declamirte zum Entzücken gar und schwelgte im prächtigsten Nibelungenpathos, wodurch sie den ruhigen Zuhörer von der Verpflichtung entband, die Sache modern, d. h. ernst zu nehmen. Daß Frau von Hochenburger in der unkleidsamen Tracht einer barmherzigen Schwester Telesphora nicht so hübsch wie sonst aussah, machte das Drama noch langweiliger; sie spielte die unglückliche Rolle übrigens mit würdigem, wuchtigem Ernst. —

An gewaltigem Beifall, es sei wiederholt, fehlte es diesem Stück so wenig wie der neuesten Lindau'schen Schöpfung, dem „Komödianten", das im strebsamen Berliner Theater als die erste Première dieser Saison aufgeführt wurde. Da Herr Barnay, sonst ein anerkannt kluger Mann, keine starke Gallerie für sich hat, besorgte hier die stramme Claque den sensationellen Erfolg. Da das sanfte Zischen von Act zu Act melodisch anschwoll, erschienen in den Gängen der Mittellogen gleich nach Beginn des letzten Aufzuges Verstärkungen, die nicht einmal Zeit gehabt hatten, Paletot und Hut abzulegen. Ich liebe enthusiastische Kunstfreunde und gönne ihnen gern den kleinen Nebenverdienst, doch verdroß es mich einigermaßen, daß einer dieser hochachtbaren Gentlemen mir jede Aussicht auf die Bühne versperrte. Ein Entzückter per comptant braucht breite Hände, das ist wahr; aber ein allzu breiter Rücken ist ebenso unnöthig wie störend. —

Aus verschiedenen Theaternebenstädten, wo „der Komödiant" mehr oder minder energisch zurückgewiesen worden war, hatte man Kunde vernommen, daß Lindau dem Molière'schen Prinzip, Gutes zu nehmen, wo man es finde, allzu streng gefolgt wäre; im großen Ganzen aber erwies er sich als ehrlicher Finder. Er hat eben sämmtliche Molière-Anekdoten aus Claretie's Biographie und Louis Schneider's Schauspielrollen allzu gewissenhaft zusammengetragen und nicht nur die zahllosen Festspiele, die alljährlich an Molière's Gedenktag im Théâtre français und im Odéon gegeben werden, sondern auch die größeren Stücke von Goldoni, George Sand, Dupuy und Arago benutzt. Eine Hauptquelle ist das Charakterbild von Desnoyer und Labat, wo im ersten Act gleichfalls Molière's Thespiskarren und im letzten sein Tod auf der Bühne gezeigt wird, nur stirbt hier der große Komiker am Urbild des Tartuffe, während Armande's Verrath sich als ein Mißverständniß, ein Quiproquo erweist. Lindau hat dieses in den Vierzigerjahren bei uns oft aufgeführte Stück wohl nicht gesehen, aber es steht in Both's „Bühnen-Repertoire" gedruckt noch heute Jedermann zur Verfügung.

Gern sei noch anerkannt, daß viele echt Lindau'sche, niedliche und anmuthige Quincaillerien das Werk schmücken, daß manche Scene von elegant geschliffenen Similis funkelt. Ein so liebenswürdiges Talent wie unser Autor erfreut auch da noch, wo es in bewußter, schlimmer Absicht auf Irrwegen wandelt. Aber diese Art, Dramen zu schreiben, ist specifisch englisch; dies Durcheinander von farbenschillernden, lärmvollen Actionen, Witzen und thränenseligen Sentimentalitäten, Kosümen und Lichteffecten, psychologischen Nettigkeiten und wuchtigen Actschlüssen nennt man in London „drury lane." Bisher haben wir stolz verächtlich auf dieses Genre herabgeschaut. Vielleicht befreundet uns Paul Lindau zum Gram der realistischen Reformer enger noch mit ihm.

Ludwig Barnay ist der alte Virtuose geblieben; alle Achtung! Sein Molière war aus Einzelheiten geschickt zusammengesetzt, aus schlauen Tricks und gut gefaßten Stimmungen; er hielt die Einzelheiten in der Hand, fehlte aber, leider, das geistige Band. Von prächtiger Lebendigkeit war Frln. Sorma, erzkokett, sündhaft liebreizend, eine wahrhaftige Armande Béjart; daß sie für Lindau's erlogene Gefühlsduseleien nichts übrig hatte und die lächerliche Versöhnungsscene mit Molière platt unter den Tisch fallen ließ, rechne ich ihr hoch an. An Herrn Formes, dem der Autor die verblüffend oft „noch nie dagewesene" Rolle eines weinseligen Poeten zugedacht hatte und der mit derber Hanswurstkomik wahre Lachstürme entfesselte, besitzt Director Barnay einen sehr, sehr tüchtigen Schauspieler alter Schule.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

= *Ende Februar beginnt zu erscheinen* =

in fünfter, gänzlich neubearbeiteter, verschönter und vermehrter Auflage:

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Mehr als 100,000 Artikel auf nahezu 17,500 Seiten Text mit ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 950 Tafeln, darunter 152 Chromotafeln und 260 Kartenbeilagen.

17 Bände in Halbleder geb. zu je 10 Mk. = 6 Fl. ö. W. oder auch 272 Hefte zu je 50 Pf. = 30 Kr.

Probehefte und Prospekte gratis durch alle Buchhandlungen.

= Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. =

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Soeben erschien:

Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen

von

Dr. Emil Reich.

18 Bogen 8°. **Preis brosch. Mk. 2,—.**

Ein ganz einzig dastehendes Buch, das gleich bei seinem Erscheinen überall das allergrößte Aufsehen erregte!

Der Verfasser weist nach, wie seit der französischen Revolution die früher, unter dem Adelsregime die höchsten Fragen der Menschheit behandelnde Kunst von ihrer Höhe herabgesunken und in den Banden des Bürgertums gefesselt blieb, wo sie im „Genre" in Kleinlichkeit und Alltäglichkeit unterzugehen drohte. Erst dadurch, daß in neuester Zeit einzelne Künstler die großen sozialen Ideen unserer Zeit aufgreifen, kann die Kunst die ihr gebührende Stellung und damit die wahre Volkstümlichkeit wieder gewinnen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet Emil Reich die bildenden Künste, die Musik und die Dichtkunst unseres Jahrhunderts und sucht das Heraufdämmern einer neuen künstlerischen Ära — einer Kunst aus dem Volke und für das Volk zu dokumentieren. Giebt es aber eine Kunst für das Volk, so soll sie dem Volke nicht — wie bis jetzt — vorenthalten werden. Reich fordert leichteste Zugänglichkeit aller Kunstschöpfungen für das Volk. Das Buch Reichs ist eine epochemachende Arbeit, die das höchste Interesse aller Klassen wachrufen muß.

Verlag von E. Pierson in Dresden u. Leipzig.

Rudolf Lothar.

Der Werth des Lebens. Ein Mysterium. M. 2,—.

Der verschleierte König. Ein Bühnenmärchen. Zweite Aufl. M. 1,—, geb. M. 2,—.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserem Verlage erscheint:

„Aus fremden Zungen".

Herausgegeben von **Joseph Kürschner.**

Vielseitigstes Unterhaltungsblatt. Sammelstelle der besten und neuesten schönwissenschaftlichen Werke des Auslandes. Durchaus eigenartig. Vertritt einen frischen, modernen Geist und bietet seinem Leser, was er sonst nirgends findet.

Soeben beginnt der neue Jahrgang, der Werke obengenannter u. a. Autoren enthält.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

Prinzipien der Ethik und Religionsphilosophie Lotzes

von

G. Vorbrodt.

= Preis M. 3.—. =

„Diese hochbedeutsame Arbeit eines wissenschaftlich durchgebildeten Philosophen darf als eine der besten Schriften über Lotze bezeichnet werden. Geistliche, Gelehrte und Studierende werden dem Verfasser reichen Dank wissen, diese Arbeit jahrelangen Studiums zum Verständnis Lotzes besitzen zu können. Was mich noch besonders für das Buch eingenommen, ist die durchweg edle Sprache von mustergiltiger klassischer Schönheit."

„Post."

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

Soeben erschien:

Was sind die Freimaurer und was wollen sie?

Ein Wort zur Wehr und Lehr über

Wesen, Bedeutung, Ursprung u. Ziele der Freimaurerei.

Von einem wahrhaft deutschen Vaterlandsfreund.

5. Auflage. — 10. Tausend.

Preis Mk. 1.50.

„Kein Buch unterrichtet so offen, klar und verständlich über Wesen, Bedeutung, Geschichte und Ziele der Freimaurerei und ist dabei so interessant geschrieben, wie obiges." Dr. K. Ch.

Verlag von Gustav Lentzsch in Gera (Reuß).

Edward Stilgebauer: Vom Wege, sechs Novellen. 8°. 160 S. eleg. brosch. 2 *M.*

Edward Stilgebauer: Herodes, histor. Roman. 8°. 208 S. eleg brosch. 3 *M.*

Manuscripte,

deren Inhalt von **allgemeinem** Interesse ist, auch diesbez. **Vorschläge,** zu Verlagsunternehmungen ꝛc. ꝛc. werden unter **günstigen** Bedingungen von einer **leistungsfähigen** Verlagsfirma zu übernehmen gesucht. Zuschriften, welche keinesfalls zurück gesandt werden, gefl. zu richten unter **W. L. 033** an **„Invalidendank", Dresden.**

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 18. Februar 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Bedeutung Egyptens für England. Von Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein. — Unser Apothekerwesen. Von Hermann Ahlgreen. — Literatur und Kunst: Die erste Aufführung von Verdi's „Falstaff". Von Rudolf Berger. — Verdeutschen und Uebersetzen. Von Professor J. Mähly. — Feuilleton: Hans, der Musikant. Von Heinrich Sienkiewicz. — Aus der Hauptstadt: Deutschland im Sattel. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Opern und Concerte. Von Heinrich Reimann. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals die Lösung der Judenfrage. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Anzeigen.

Die Bedeutung Egyptens für England.

Von Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.

Durch das Verhalten des jugendlichen Chedive Abbas den Forderungen der britischen Regierung gegenüber, wurde in Egypten eine, dem Anschein nach noch nicht völlig beseitigte Bewegung hervorgerufen, die eine tiefere zu sein scheint, als man anfänglich annahm. Erst betrachtete man die Entlassung der unter englischem Einflusse stehenden Minister des Chedive nur als eine Aufwallung jugendlichen Selbständigkeitsdranges. Die inzwischen über England aus Egypten eingelaufenen Nachrichten sprechen von dem durch die Maßregeln des britischen Gouvernements verhinderten Ausbruch einer religiösen Erhebung, und die Times, welcher wir auf diesem Gebiet mehr politischen Instinkt für die Interessen Englands, als Sir Charles Dilke zutrauen dürfen, hat das scheinbare Nachgeben des Chedive lediglich als eine Finte bezeichnet, und es für nothwendig erklärt, daß England Vorsichtsmaßregeln betreffs Egyptens für die Zukunft ergreife. Der Grundgedanke der derzeitigen Bewegung in Egypten dürfte einfach in dem einer gewissen inneren Berechtigung nicht entbehrenden, seiner Zeit gegen die Fremden in Egypten, heute gegen die Engländer allein gerichteten Losungsworte des Aufstandes Arabi Pascha's „Egypten für die Egypter" zu suchen sein.

Britische Handelsinteressen sind und waren seit langer Zeit in umfangreichem Maße in Egypten engagirt, mit britischem Capital führte die egyptische Regierung unter englischem Einfluß zum beträchtlichen Theil die zahlreichen Reformen durch, welche dem durch die Mißwirthschaft früherer Jahre darniederliegenden Landbau und Handel des Landes mit ganz wesentlichem Erfolge wieder aufhalfen. Die Position Englands in Egypten ist somit eine in materieller und culturhistorischer Hinsicht lohnende und erfolgreiche und verspricht dies mit der Befestigung der neugeschaffenen besseren wirthschaftlichen Verhältnisse in noch erhöhterem Maße zu werden. Von ganz besonderer Bedeutung aber ist der strategische Werth, welchen Egypten, besonders die maritime Position von Alexandria unweit der Hauptnilmündungen und von Port Said an derjenigen des Suezcanals für Großbritannien besitzt. Die Ansicht Sir Charles Dilke's, welcher unlängst für eine Neutralitäts-Erklärung Egyptens oder doch ein derselben ähnliches Abkommen zwischen den betheiligten Mächten England, Frankreich und der Pforte eintrat, daß das britische Protektorat Egyptens eine militärische Schwächung Englands bedeute, und der zugleich darauf hinwies, daß auch der Chef des früheren Tory-Cabinets, Lord Salisbury, das Protektorat Egyptens als eine Schwäche Englands bezeichnet habe, dürfte von der Masse der Engländer keineswegs getheilt werden, in diesem Sinne haben sich wenigstens die Fortnightly Review und zahlreiche andere namhafte Organe der britischen Presse ausgesprochen.

Bei den mannigfachsten politischen und commerciellen Interessen, welche im mittelländischen Meere einander begegnen und sich kreuzen, und bei der Entwickelung neuer staatlicher und maritimer Gebilde — wir erinnern an die Neubildung des Königreichs Italien, an die Schöpfung der italienischen Flotte, sowie an die Besitzergreifung von Tunis durch Frankreich und den von ihm in Angriff genommenen Ausbau des wichtigen Kriegshafens Biserta — sah sich England bis vor etwa $1^1/_2$ Jahrzehnten einzig auf seine beiden wichtigen Flottenstationen und Hafenplätze von Gibraltar und Malta im Mittelmeer angewiesen. Weniger zwar die Gestaltung Italiens zu einer einheitlichen Großmacht, welche sich bald in den Besitz einer sehr achtunggebietenden Flotte mit den stärkst armirten und schnellsten Panzerschlachtschiffen der Welt zu setzen vermochte, und zu welcher England in neuester Zeit in das Verhältniß eines eventuellen Verbündeten trat, als vor Allem der Aufschwung, welchen die französische Marine und die Bestrebungen der Machterweiterung Frankreichs in Nordafrika in den letzten Jahren nahmen, sowie selbst die unausgesetzten Aspirationen Rußlands nach der Durchfahrt durch die Dardanellen hatten die Machtverhältnisse und die politische Situation im Mittelmeer in neuerer Zeit zu Ungunsten Englands verändert, und seine absolute Beherrschung des kürzesten Weges nach Indien und des Eingangs zum Suezkanal erschien hierdurch bedroht. England suchte nach einer Verstärkung seiner Machtstellung im Mittelmeere und fand sie durch seine Besitzergreifung von Cypern und später bei seiner Intervention in Egypten. Während der britische Besitz von Cypern erst in Zukunft bei Anlage einer durch Befestigungen gesicherten großen Flottenstation von Bedeutung für die Beherrschung des östlichen Mittelmeerbeckens und der Verbindung zwischen dem Schwarzen und Rothen Meere zu werden vermag, da die bis jetzt auf Cypern errichtete Torpedostation und die ungesicherten kleinen Häfen von Famagusta und Limasol von untergeordneter Bedeutung sind, und die dort in Angriff genommenen großen Hafenanlagen noch der Vollendung harren, verleiht dagegen der Besitz Egyptens England die unmittelbare Herrschaft über den Suezkanal, und damit über den Zugang zu der neben derjenigen von Gibraltar wichtigsten Straße nach Ostindien. Die strategische Bedeutung Cyperns tritt somit gegenüber derjenigen Egyptens völlig

Digitized by Google

in den Hintergrund, und die geringe Stärke der britischen Besatzung dieser Insel von 554 Mann deutet darauf hin, daß die volle Werthentwickelung Cyperns, so lange der britischen Flotte gute Häfen in Egypten zur Verfügung stehen, erst einer späteren Zukunft, nach der Vollendung einer dortigen befestigten Flottenstation, angehört.

Der Gegensatz der maritimen Aspirationen Englands und Frankreichs auf die Herrschaft im Mittelmeerbecken und den Besitz Egyptens ist ein alter, und bereits zu Beginn unseres Jahrhunderts begegneten sich britische und französische Geschwader im Kampf um dieselben, der auf dem Meer mit der Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir endete. Allein der verhängnißvolle Ausgang dieser Seeschlacht vermochte Frankreich, welches damals in Egypten festen Fuß gefaßt hatte, nicht aus dem Lande der Pharaonen zu vertreiben, erst dem Siege eines britischen Landheeres unter Lord Abercromby gelang dies einige Jahre später, und auch heute dürfte für England dieser Besitz in Gestalt eines Protektorats kaum in Frage gestellt werden können, so lange seine Geschwader das mittelländische Meer beherrschen, und Großbritannien eine genügende Anzahl Landtruppen in Egypten hält.

Wenn England nicht das Protektorat über Egypten ausübte und dieses Land nicht mit einer allerdings nicht sehr bedeutenden Truppenmacht von 3300 Mann besetzt hätte, so würden die französischen Flottenstreitkräfte im Mittelmeer — bekanntlich der bei weitem überwiegende Theil der französischen Kriegsmarine — eintretenden Falls in der Lage sein, dem britischen bei Gibraltar und Malta stationirten, nur 10 Panzerschlachtschiffe, 6 Kreuzer, 5 Kanonenboote und einige andere Fahrzeuge starken Mittelmeergeschwader, mit beträchtlicher Ueberlegenheit entgegen zu treten und es zu schlagen vermögen, bevor Unterstützung aus den heimischen Gewässern eingetroffen ist, und sich des Suezcanals bemächtigen, und damit die Hauptarterie des weiten indisch-britischen Reiches unterbinden können. Selbst bei der Entfernung von 270 Meilen (in der Luftlinie) von Alexandria würde ein in Tunis bereit gehaltenes französisches Landungscorps, oder selbst ein solches von Algier oder Marseille aus weit eher bei Port Said zu landen im Stande sein, als jede britische bedeutendere Truppenmacht. Die britischen Besatzungstruppen von Malta von $6^1/_2$ Bataillonen, 5 Batterien, 3 Geniecompagnien und vier Batterien des Colonialcorps, in Summa 8924 Mann und von Cypern von 554 Mann, sowie selbst diejenigen von Gibraltar von 4 Bataillonen, 4 Batterien nnd 4 Geniecompagnien, in Summa 5754 Mann, würden, überdies nur zum geringeren Theile außerhalb dieser Festungen verfügbar, auch nicht annähernd die Stärke der Landungsexpedition erreichen, welche Frankreich binnen wenig Tagen nach Port Said zu senden vermag. Außerdem plant man in Frankreich bereits seit geraumer Zeit, den Canal du Midi für größere Kriegsschiffe passirbar zu machen, und derart die rasche Vereinigung des atlantischen und Mittelmeergeschwaders im mittelländischen Meere zu erleichtern.

Die derzeitige Herrschaft Englands in Egypten und die unmittelbare Beherrschung des Suezcanals ist daher für Großbritannien von unersetzbarem Werthe. An die dort befindlichen britischen Truppen vermögen sich diejenigen Maltas und Cyperns rasch anzuschließen und, mit oder ohne die egyptische Streitmacht, die Haupthäfen des Landes zweifellos so lange zu halten, bis stärkere britische Streitkräfte aus der Heimath zu ihrer Unterstützung eingetroffen sind. Großbritannien ist jedoch — das einzige Land der Welt — in der Lage, in jedem Momente eine complete Division aller Waffen in seinen heimischen Häfen einschiffen und nach jedem beliebigen Punkte der Welt senden zu können, welcher andere Truppenstaffeln rasch zu folgen vermögen, so daß das Eingreifen Englands sich sehr schnell in Egypten fühlbar machen würde. Es handelt sich daher für seine zur Zeit in Egypten garnisonirenden Truppen besonders darum, nächst der Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in diesem Lande, den britischen Geschwadern mindestens den Hafen von Alexandria zu sichern, damit eintretenden Falls die von ihnen transportirten Truppen nicht den Schwierigkeiten und Fährlichkeiten einer Landung an offener Meeresküste ausgesetzt sind. Diese doppelte Aufgabe, welche den derzeitigen britischen Besatzungstruppen in Egypten zufällt, weist jedoch unmittelbar auf die heutige Unzulänglichkeit ihrer Anzahl und die bereits hervorgetretene Nothwendigkeit ihrer Verstärkung hin. Die englischen Bataillone sind 800—900 Mann stark, und die beiden Bataillone, welche vorläufig zur Verstärkung der britischen Besatzung nach Egypten (ein Devonshire-Bataillon und eins der Black Watch) gesandt sind, repräsentiren daher im Verein mit derselben ein nach continentalen Begriffen allerdings nur unbedeutendes Contingent von gegen 5000 Mann, welches jedoch als eine tüchtig geschulte und disciplinirte Streitmacht zur Aufrechterhaltung der Ordnung für ausreichend und der egyptischen, nur ca. 12000 Mann starken Armee, von der überdies 1400 Weiber als Träger in Abrechnung zu bringen sind — an Qualität gegenüber Quantität — augenscheinlich für gewachsen gehalten wird.

Die britische Besatzung in Egypten besteht im Speciellen aus 3 Bataillonen von 2685 Mann, 1 Escadron von 173, 1 Batterie von 149 und 1 Geniecorps von 107 Mann, ferner aus 205 Offizieren und Beamten des Stabes, mithin in Summa 3319 Mann. Die egyptische Armee, deren Effectivstärke durch den Hattischerif des Sultans von 1841 auf 18,000 Mann beschränkt ist, zählt 13 Bataillone, 6 Escadrons und 6 Batterien mit einer Gesammtstärke von ca. 12,300 Mann (incl. Offiziere), von denen jedoch, wie erwähnt, 1400 Weiber als Träger in Abrechnung gebracht werden müssen. Diese Streitmacht ist von britischen Offizieren, Unteroffizieren und Beamten reorganisirt worden, und 75 Offiziere und 674 Beamte und Unteroffiziere derselben sind Briten. Man darf daher die egyptischen Truppen als wesentlich unter dem britischen Einfluß stehend annehmen.

Allein noch nach einer anderen Richtung ist die Bedeutung der Machtstellung Englands in Egypten zu beurtheilen. Diejenige, welche durch die Interessen Rußlands an dieser Position bezeichnet wird. Nach Petersburger Meldungen arbeitet die russische Regierung gegen die britische Politik in Egypten, und der russische Botschafter in Constantinopel, Nelidow, soll einem Londoner Telegramm zufolge der Pforte eine Ermäßigung der Kriegsentschädigung und sogar eine Gebietserweiterung versprochen haben, wenn die Lösung der egyptischen Angelegenheit in antibritischem Sinne erfolge. Noch ist Rußland allerdings weit entfernt davon, den ungehinderten Zugang zum Mittelmeer durch den Bosporus und die Dardanellen erreicht zu haben; allein sein bereits erworbenes Passagerecht für Schiffe seiner Freiwilligen Flotte mit Mannschaft und Kriegsmaterial für seine ostasiatischen Besitzungen bedeutet eine erste Etappe auf diesem Wege; und vielleicht ist die Zeit nicht allzufern, in welcher Rußland dieses Passagerecht auf die eine oder die andere Weise vollständig durchsetzt. Alsdann aber vermöchte, wenn Egypten nicht von England besetzt wäre, der Suezcanal die verhältnißmäßig leicht zu gewinnende Beute nicht nur eines französischen, sondern auch eines russischen Flottenangriffs zu werden, und Rußland damit die Unterbrechung der wichtigen Verbindung des englischen Mutterlandes mit seiner Colonie Indien bei einem dereinstigen Conflikt in Central-Asien mit Großbritannien bewirken können, welche die Unterstützung Britisch-Indiens auf dem kürzesten Wege von der Heimath her völlig aufheben könnte. Mit der Besetzthaltung Egyptens sichert England somit indirect seine Machtstellung in Asien, sowie als Weltmacht überhaupt, sowohl gegen eine Aggression von Westen wie eine dereinstige von Osten her.

Allein nicht nur in politischer und militärischer Hinsicht ist die Besetzung Egyptens für England von großer Bedeutung, sondern auch im handelspolitischen Interesse. Starke englische Capitalien sind in Egypten sowohl im Privatbesitz wie auch in öffentlichen Anleihen engagirt, und Dank ihrer, sowie der unbestreitbaren Energie, Umsicht und Thätigkeit der Engländer, hat die Regelung der völlig zerrütteten egyptischen Verhältnisse auf den wichtigsten Gebieten des Staatslebens stattzufinden vermocht. Die Lage des Staatsschatzes wurde auf dem Wege der Anleihe und eines angemessenen Tilgungsverfahrens der

Digitized by Google

schwebenden Schuld geordnet; die Finanzen überhaupt von Grund aus reformirt, und die Staatseinnahmen durch eine bessere Verwaltung und erweiterte Einnahmequellen vermehrt. Ein günstiger Handelsvertrag mit Griechenland, die Einfuhr von Tabak betreffend, wurde abgeschlossen und ergab innerhalb zweier Jahre eine Mehreinnahme von 200,000 Pfund Sterling. Die financiellen Erfolge der britischen Wirthschaftspolitik in Egypten sind unbestritten groß. Der Export erhöhte sich beträchtlich, während sich die öffentliche Schuld erheblich minderte. Der Consum des Reiches nahm zu, und Alexandria steht im Begriff, der bedeutendste Stapel- und Entrepotplatz des östlichen Mittelmeerbeckens zu werden. Die Landtransitzölle wurden zu Gunsten der Eisenbahnverwaltung abgeschafft, die egyptischen Staatspapiere stiegen erheblich im Curse. Die Regierung kam in die Lage, Ackerbautreibenden Land gegen geringen Zins in Bebauung zu geben, ein Verfahren, welches die Steuererträge in stetiger Zunahme vermehrte. Die Interessenzahlung für die Suezcanalactien an England hört mit dem nächsten Jahre auf. Ein Uebelstand bleibt mit der Belastung des Staatsschatzes durch eine übergroße Anzahl von Pensionen im Gesammtbetrage von über eine halbe Million Pfund Sterling bestehen.

Die Polizei des Landes wurde vollständig reorganisirt und verbessert, ebenso die Gefängnisse und die Behandlung und Verwendung der Gefangenen zu Staatslieferungsarbeiten. Die Gesundheitspflege und die Hospitäler erhielten eine zweckmäßige Organisation und Umgestaltung, Gerichtspflege und Unterrichtswesen erhebliche Verbesserungen.

Von der größten Bedeutung für die Hebung der Erträge des Landbaues, besonders derjenigen der Baumwollencultur, wurde die Regelung der Bewässerungsanlagen Unter-Egyptens. Die beiden mächtigen Nilstaudämme des Rosette- und Damiette-Nilsarms wurden wieder hergestellt, zahlreiche neue Canäle angelegt und die alten besser nivellirt. Ein ausgedehntes Drainagesystem trat hinzu und die befruchtende Inundation des Nils wurde derart geregelt, daß sich der Ertrag der Baumwollenernte beträchtlich über den früheren Durchschnitt hob. Infolge dieser Verbesserungen vermochte die Frohnarbeit der Bevölkerung, wenn auch nicht völlig beseitigt, so doch nach Zeit und Umfang wesentlich vermindert und zum Theil durch eine bezahlte ersetzt zu werden. Die egyptische Armee wurde durch englische Offiziere völlig reorganisirt.

Die Bedeutung dieser umfassenden und wesentlichen Leistungen Englands für das egyptische Staatswesen verleihen Großbritannien, wenn auch nicht den Bestimmungen der Verträge und der Botmäßigkeit Egyptens der Pforte gegenüber, so doch de facto ein kaum zu bestreitendes Recht und Interesse an der Fortdauer seiner Oberherrschaft in Egypten. Dazu kommt die von uns nachgewiesene hohe strategische Bedeutung dieser Vormachtstellung für die britischen Interessen. Auch das jetzige Whig-Cabinet dürfte daher, wie das vorige Tory-Cabinet und dessen Whigistischer Vorgänger zur Zeit der Beschießung Alexandrias, ungeachtet einer dem gegenüber stehenden Strömung in England, nicht in der Lage sein, auf diese Vormachtstellung im Nillande und am Suezcanal zu verzichten. In der heute vollzogenen Truppenverstärkung der britischen Besatzung Egyptens vermag der Beobachter daher nur ein deutliches Zeichen des Entschlusses Englands zu erkennen, seine gebietende Stellung im Lande der Pharaonen nicht aufzugeben.

Unser Apothekerwesen.

Von Hermann Ahlgreen.

Seeschlangen gleich tauchen Jahr für Jahr aus der Fluth der Zeitungsnachrichten solche über eine „gutem Vernehmen nach“ demnächst zu erwartende neue Apothekerordnung hervor. Dieser Umstand allein spricht schon dafür, daß ein allgemeines Interesse für das Apothekerwesen vorhanden sein muß und scheint eine Besprechung desselben auch an dieser Stelle genügend zu begründen. Eine objective Betrachtung der bezüglichen Verhältnisse erscheint um so mehr geboten, als gelegentlich auch außer der Tagespresse ephemere Schriften, die unter sensationellen Titeln in's Volk geschleudert werden (vgl. z. B. „Enthüllungen über unser Apothekergewerbe“ von Hermann Pasie) im Allgemeinen wider die bestehenden Zustände eifern, dem Apothekerstande, der sich im Grunde eines großen und wohlberechtigten Ansehens erfreut, schwere Vorwürfe machen und Beunruhigung in die weitesten, auf verschiedene Art mit ihm in Verbindung stehende Kreise des Volks tragen.

Ehe wir auf die einzelnen dem System gemachten Vorwürfe näher eingehen, müssen wir gestehen, daß in der That die, das Apothekerwesen behandelnden gesetzlichen Grundlagen einer Neugestaltung bedürfen. Ganz abgesehen davon, daß es auf das Engste verquickt ist, mit den in unserem Jahrhundert des Dampfes unerhört entwickelten Naturwissenschaften einerseits, mit dem fast eben so großen Aufschwung zeigenden Gewerbsleben andererseits, zeigt schon ein Blick auf das Datum des Fundamentalgesetzes, die Apothekerordnung von 11. October 1801. Daß sie keine „Ordnung“ mehr sein und schaffen kann, daß sie im Gegentheil mit ihren unzähligen, sich theilweis selbst widerrufenden Anhängseln und mit den neben ihr here laufenden Ordnungen der neu erworbenen Landestheile ein Conglomerat von Bestimmungen bildet, durch die sich durchwinden zu können, nur wenigen Sterblichen gegeben ist, ist einleuchtend. Mit Recht nennt der Berliner Medizinalrath Wernich diese unverdauliche Masse: „einen übelverschlungenen Knäuel alter patriarchalischer Einrichtungen, einen unbeholfenen Versuch medizinalpolizeilicher Casuistik“.

Welche Vorwürfe werden denn nun dem System selbst gemacht, wer macht sie und mit welchem Recht?!

Das Schlagwort, das uns in erster Reihe entgegen tönt und dessen Berechtigung, weil es das große Volk interessirt, zuerst beleuchtet werden muß, heißt: theure Arzneipreise.

Die Preise einzelner, thatsächlich theurer Arzneien, können uns hierbei ebenso wenig interessiren, wie die hohen Preise der, durch ihre Seltenheit vielleicht, theuren Speisen die Frage der Volksernährung angeht. Andeuten wollen wir nur, daß auch ihre Zeit gekommen ist. Die Chemie auf der einen, rationellere Pflege der Arzneigewächse auf der anderen Seite haben viele ehemals fast unerschwingliche Arzneimittel im Preise herabgedrückt (Chinin, z. B. etwa auf ein Drittel des alten Werthes!) oder die Forschung hat billige Körper als ebenwerthig an die Stelle theurer gestellt (Salicylpräparate, Antifebrin an die Stelle des Chinin u. s. w.). Nur statistische, in großer Menge zu Gebote stehende Durchschnittszahlen können Aufschluß geben.

Genaue Berechnungen, wie sie alljährlich durch die Berliner Gewerkskrankenkassen aufgestellt werden und die sich für die Jahre 1886—90 auf rund 80,000 Kranke mit 250,000 Verordnungen erstrecken, zeigen, daß ein Kranker durchschnittlich jährlich für 2,07 M. Arznei braucht und daß jede ihm verschriebene Arznei 76,8 Pf. kostet. Aehnliche Aufstellungen einer „freien“ Kasse, die auch Kindern, deren Bedarf ein größerer zu sein pflegt, Arznei gewährt, freie Aerztewahl gestattet und keine Sparsamkeitsvorschriften gibt, zeigt ähnliche, wenig höhere Zahlen, nämlich einen Arzneibedarf von 2,21 M. und einen durchschnittlichen Arzneipreis von 96,25 Pf. Ferner haben Umfragen bei Apothekern verschiedener deutscher Provinzen ergeben, daß der Durchschnittsarzneipreis sich (er variirt zwischen 80 und 100 Pf.) auf höchstens 1 M. beläuft. Dieser in der That niedrige, jedenfalls erschwingliche Preis entkräftet unzweifelhaft den Vorwurf der Theuerung der Arznei des armen Mannes, ganz abgesehen davon, daß für ihn durch die sozialpolitischerseits eingerichteten vielerlei Kassen in jeder Art gesorgt ist.

Weitere Vorwürfe, die man, und zwar dürfte dieses „man“ wohl nur fachgemäße Kreise in sich begreifen, dem herrschenden System macht, beziehen sich auf den angeblich von ihm großgezogenen „Apothekenschacher“ und damit auf die geringe Möglichkeit, aus dem Durchgangsstadium des conditionirenden,

Digitized by Google

„arbeitnehmenden" Apothekers in das des besitzenden Arbeitgebers zu avanciren.

Die alte, oben erwähnte Apothekerordnung kannte nur vererb- und veräußerliche „Apothekenprivilegien", die approbirten Apothekern gelegenen Ortes verliehen wurden. Schon 1810 aber traten an ihre Stelle „Concessionen", die beim Tode des Concessionars an den Staat zurückfallen sollten, um geeigneten neuen Bewerbern wiederum verliehen zu werden. Da dieser neue Modus gewisse Härten im Gefolge hatte, wurden in der That die Concessionen den Privilegien bald fast gleich und im Lauf der Zeit völlig gleich erachtet, so daß de facto Concessionen veräußert und vererbt wurden und der Staat diesen eigentlich gesetzwidrigen Zustand der Dinge de jure sanctionirte, bis am 21. Juli 1886 bestimmt wurde, daß von nun an Concessionaren der Verkauf des Geschäftes erst nach zehnjährigem Besitz gestattet sein sollte. Durch diese bis jetzt streng gehandhabte und zu billigende Verordnung ist jedem approbirten Apotheker die Möglichkeit geboten, auch ohne größere Glücksgüter, nur auf Grund seiner Würdigkeit (über die natürlich, wie überall, auch hier zwischen dem Supplicanten und der Regierung Meinungsverschiedenheiten herrschen werden!) in den Besitz einer, einem nicht üblen Geschenk gleich zu achtenden Concession zu gelangen. Unzufriedenheit aber und, wie nicht abzuleugnen ist, berechtigte, erregt die geringe Menge ausgeschriebener Concessionen. Fragen wir nach positiven Grundlagen wieder bei der Statistik an (vgl. die Erhebungen des kaiserlichen Gesundheitsamtes vom 4. April 1887). Die Zahl der Apotheken (und Filialen) vermehrte sich vom 1. April 1875 bis zum 1. April 1885 von 4416 auf 4680, also um 6 Procent, während die Einwohnerzahl um 9,7 Procent wuchs. Ja die Zunahme großer Gemeinden verhielt sich zur Zunahme der zugehörigen Apotheken wie 24:41! Es hätten also im Durchschnitt 61, in großen Gemeinden 70 Procent mehr Concessionen ausgegeben werden können als es geschehen ist!

Ist in den letzten Jahren auch (z. B. in Berlin) von der Regierung der bessernde Hebel angesetzt, so bleibt der Vorwurf, daß die Verleihung von Concessionen mit der Zunahme der Bevölkerung nicht im Einklang steht, voll berechtigt.

Daß diese Zustände allein schon genügen, um die Werthe der Apotheken in die Höhe zu schnellen, ist begreiflich, schon ohne in Betracht zu ziehen, daß durch ihre Privilegien sichere Geschäfte als Anlageobjecte für Kapitalien die Augen der Speculanten auf sich ziehen müssen, und es ist keineswegs als unerhört zu bezeichnen und verdient den Namen Schacher nicht, daß dieser günstigen Conjunctur Rechnung getragen wird.

Weniger einwandfrei und nicht zahlenmäßig ist der Beweis zu erbringen, daß, trotz der bestehenden Verhältnisse, nur mit Glücksgütern gesegnete Angehörige des Apothekerstandes zur erstrebten Selbständigkeit gelangen können. Genügte schon auf die Erfahrung hinzuweisen, daß in jedem Stand hervorragende Leistungen nicht allein im Schoße der Ueppigkeit und des Reichthums gezeitigt worden sind, daß im Gegentheil weitaus häufiger die blasse Noth an ihrer Wiege stand, so lehrt auch die oberflächliche Umfrage im Reiche der besitzenden Apotheker die Wahrheit des angeführten Erfahrungssatzes. Auf einen hierher gehörenden, durch die eigenthümliche Vorbildung bedingten Vorzug des Standes muß hier noch verwiesen werden. Es ist die leichte Anpassungsfähigkeit für andere Fächer, die Möglichkeit in andere Berufszweige überzutreten. Die Namen eines Justus v. Liebig und Schering, die des Reichstagsabgeordneten Witte, der Schriftsteller Fontane, Trojan, Stinde, Ruß, Sudermann, der Professoren Flückiger, Schmidt u. s. w. dürften beweiskräftig genug für diese Behauptung sein.

Was dürfte nun, wenn das „gute Vernehmen" nicht lügt, im Schoße der verbündeten (hoffentlich nicht der einzelnen) Regierungen zum Ersatz der alten, wie wir gesehen haben, gar nicht so schrecklichen Zustände erdacht werden?! Wird dem Wunsche des „Volks" Rechnung getragen, so müssen zwei diametral entgegengesetzte Vorschläge Beachtung finden: das System völliger Niederlassungsfreiheit und das der verstaatlichten Apotheke, das erste, unter anderem in Frankreich und in der Schweiz eingeführt, von fortschrittlicher Seite; das zweite, ein Steckenpferd sozialdemokratischer Anschauungen, und von ihren Anhängern empfohlen, noch nicht practisch erprobt. Der Einführung eines jeden der beiden Systeme müßte zweifellos eine Ablösung der derzeitigen Gerechtsame vorangehen, festgestellt auf Grund des augenblicklichen Werthes. Berechnen wir denselben, so erhalten wir, 4800 Apotheken und einen wohl der Wahrheit nahe stehenden Durchschnittswerth von 80,000 M. vorausgesetzt, die schöne Summe von rund 400 Millionen M., deren Verzinsung das Kopfschütteln manches Volksvertreters hervorrufen würde. Prüfen wir die Folgen der Freigabe des Gewerbes weiter, so lohnt es sich an die von ihr schon beglückten Länder zu denken. Wer hat sie nicht schon an sich probirt, wer mußte nicht als Tourist die Hülfe einer französischen oder schweizerischen Pharmacie, die eher einer Parfümerie glich, in Anspruch nehmen und wer war nicht über den exorbitanten Preis entsetzt, der ihm für das mit vollendeter Liebenswürdigkeit aufgenöthigte Mittelchen abgenommen wurde! Der deutsche Apotheker erfreut sich auch im Auslande ob seiner Vorbildung desselben ausgezeichneten Rufes, wie die deutsche Apotheke wegen ihrer Reellität und ihrer, wie wir oben schon dargelegt haben, in der That niedrigen Preise.

Würde durch die Staatsapotheke die Arznei des armen Mannes verbilligt und die Gelegenheit zu ihrem Bezug erleichtert werden, würden durch sie die Wünsche eines Theils der Apotheker nach sorgloser Selbständigkeit oder nach den erträumten Annehmlichkeiten des Beamtenthums erfüllt werden?

Alle drei Fragen können getrost verneint werden. Ein billigerer Durchschnittsarzneipreis, wie er oben angegeben wurde, ist von vornherein nicht gut denkbar, es ist im Gegentheil vorherzusagen, daß er durch die wesentlich höheren Betriebskosten des Staates höher werden muß. Die augenblickliche Verbreitung der Apotheken vorausgesetzt, würden die staatlichen Ausgaben etwa folgende sein

4 Procent der Apothekenwerthe	16 Mill. M.
für Gehälter an Vorsteher, Assistenten, Diener und für Miethe*)	31 „ „
für Utensilien und Waaren	18 „ „
in Summa	65 Mill. M.

denen, jetzige Verhältnisse und einen Arzneiconsum vorausgesetzt, wie er amtlicherseits in Sachsen ermittelt worden ist (1000 Personen haben danach täglich 3,05 Verordnungen nöthig) und auf 47 Millionen Menschen berechnet, rund 42 Millionen M. gegenüberstehen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Staatsapotheker, mit bald angenommenen „schneidigen" Beamten-Allüren, auf eine Erhaltung des „Geschäftsumsatzes" kaum sehr bedacht sein dürfte, daß im Gegentheil freie Concurrenz sich sehr bald geltend machen und daß das souveräne Volk, auf größere Erleichterung der Arzneiversorgung dringend, die Errichtung weiterer Apotheken verlangen würde, daß ferner ein pharmaceutischer Stephan nicht unmöglich wäre, der, splendide Aesculapstätten bauend, den staatlichen Zuschuß noch weiter vergrößerte. Sollte ferner, um auch der Apotheker zu gedenken, der „Staatsapotheker" mit seinen, von mir, je nach der Anciennität und der Größe der „Aemter" auf 2600 bis 5000 M. normirten festen Gehältern zufriedener sein, wie der bisherige, bei aller staatlichen Ueberwachung, freie Geschäftsmann?!

Prüft man auf Grund vorgehender Betrachtungen die Nothwendigkeit einer Aenderung und die Berechtigung der Klagen über das augenblickliche deutsche Apothekerwesen, so

*) Dieser Posten setzt sich zusammen aus den Regiekosten für 1270 Apotheken, die bis jetzt ohne Hülfspersonal vom Besitzer allein betrieben wurden à 5300 M.

1900	die mit	1	Gehülfen oder Eleven	à	6200	„
920	„ „	2	„ „ „	à	7000	„
350	„ „	3	„ „ „	à	9600	„
180	„ „	4	„ „ „	à	11,800	„
80	„ „	5	„ „ „	à	16,700	„

Ich habe dabei die Gehälter der Eleven mit 400—600, die der Gehülfen mit 1500—2000, die der Vorsteher mit 2600—5000 M., die der Diener mit 700—800 und die Miethen mit 800—3000 M. in Anrechnung gebracht.

Digitized by Google

muß man zugeben, daß ihm wesentliche Mängel nicht anhaften, daß es im Gegentheil den Forderungen, die das Volk an Arzneiversorgung zu stellen berechtigt ist, völlig gerecht wird und daß es auch seinen Jüngern so viel bietet, wie vernünftigerweise verlangt werden kann. Dagegen muß allerdings die Forderung nach Ersatz der alten oben geschilderten Ordnung durch eine neue, für das ganze Reich gültige, so wie nach Concessionsertheilungen, die im Einklange mit der Bevölkerungszunahme stehen, als berechtigt angesehen werden.

Literatur und Kunst.

Die erste Aufführung von Verdi's „Falstaff".

Von Rudolf Berger.

Mailand, 10. Februar.

Was die Amerikaner auf dem Gebiete der Reclame für den Welthandel sind, das sind die Italiener für den Kunstmarkt Europas. Vor einem Jahre rührte Genua die Reclametrommel, diesmal ist es Mailand, das aus allen Welttheilen die Vertreter der Presse und der Künstlerschaft herbeilockte. Damals war es die mißglückte italienisch-amerikanische Ausstellung zu Genua, heute die Première des „Falstaff" in der Mailänder Scala. Einen Monat vor der Erstaufführung bereits waren — nach den Angaben der „Impresa", die den Verkauf der Billets übernommen hatte — sämmtliche Plätze ausverkauft. Die enorme Höhe der Preise sollte das reisende Publikum auf die Vorgänge in Mailand aufmerksam machen. Die beabsichtigte Wirkung wurde erreicht. Ausnahmslos variirten die Sitzplätze zwischen 75 und 250 Lire. Zwei Sitzplätze auf der Gallerie kosteten 160 Francs. Schon in der Ansetzung der Eintrittspreise hatte man also einen geschickten „Coup" gemacht, um ganz Mailand, Italien und das Ausland in die nöthige Aufregung zu versetzen. Dazu kam noch das geheimnißvolle Dunkel, das über alle anderen Umstände der Novität sorgfältig gewahrt wurde. Nur einmal wagte eine Mailänder Zeitung, die „Sera", einen kleinen Auszug aus dem Libretto zu bringen. Sofort nach der Veröffentlichung erhielt ihr Herausgeber die unangenehme Mittheilung, daß gegen ihn eine Klage auf Schadenersatz wegen unbefugter Veröffentlichung eingereicht sei. Man sah mit um so größeren Erwartungen der ersten Probe entgegen; allein alle Hoffnungen, ihr beiwohnen zu können, blieben unerfüllt. Riccordi, der Beherrscher der Scala, kam allein mit dem Componisten Verdi und dem Librettisten Boito.

Mittwoch, den 8. Februar, endlich fand die Generalprobe statt. Den um Zutritt ersuchenden Kritikern antwortete Riccordi einfach: „Unmöglich; alle Thüren werden geschlossen gehalten: kaum weiß ich selbst, ob ich Zutritt bekomme." Nichtsdestoweniger gelang es einem unternehmenden Journalisten, sich mit einigen Choristen hinter die Coulissen einzuschleichen und der Hauptprobe unbeachtet beizuwohnen. Von seinem Versteck aus erblickte er Giuseppe Verdi, Arrigo Boito und Giulio Riccordi im Zuschauerraum. Außer ihm entdeckte er die Regisseure, welche vom Parquet die Wirkung zu beurtheilen hatten. Die dritte Gruppe der Zugelassenen setzte sich aus der Familie Riccordi, der Gemahlin Verdi's, Giuseppina Strepponi, und drei Mailändern zusammen. Von der gesammten Kritikerwelt hatte nur einer Erlaubniß zum Eintritt erhalten; es war der Berichterstatter des Secolo XIX, De Margi. Um 9 Uhr erschien Verdi, begrüßt mit anhaltendem Enthusiasmus, und drückte dem Kapellmeister des Abends, Mascheroni, dem Costumier und zwei Orchestermitgliedern die Hand. Punkt 9 Uhr begann die Probe. Der erste Act dauerte eine halbe Stunde, während die beiden folgenden je eine ganze beanspruchten. Der greise Maestro rieb sich vergnügt die Hände und rief ununterbrochen: Bravi, bene, non potrei desiderare di più (ich könnte es nicht besser wünschen). Die Darstellerin der „Jungfer Anna Page" fiel dem Componisten begeistert um den Hals; Verdi klopfte ihr väterlich auf die Wange und suchte dann die Vertreterin der Frau Hurtig in ihrem Toilettenzimmer auf. Damit hatten die zur Première nothwendigen fünfunddreißig Proben ihren Abschluß erhalten.

Die allgemeine Spannung fand ihre erste allgemeine Befriedigung an den ersten Morgenstunden des 9. Februar. Zu ungewöhnlich früher Zeit öffneten die Musik- und Buchhandlungen ihre Läden. Ueberall prangten Partitur und Libretto in den Schaufenstern. Aus dem Halbdunkel der Gassen stürzten die Zeitungsträger mit den Berichten über Musik und Textbuch. Eine neue Zeitung war über Nacht entstanden mit dem Namen „Falstaff", den sie vom Tage ihres Erscheinens an tragen soll. In unzähligen Exemplaren und Variationen erschienen Broschüren und Bilder der Autoren und Darsteller. Um die neunte Stunde bereits standen 150 Studenten am Platze vor dem Scalatheater und warteten über zehn Stunden auf die Eröffnung. Allmählich wurde der Andrang so groß, daß Polizei und Carabinieri die Verkehrsstörung nicht mehr hindern konnten. Jeder der Wartenden war mit dem Studium des Textbuches beschäftigt, doch war das allgemeine Urtheil über seinen Werth sehr getheilt.

Für den Kenner von Nicolai's Oper „Die lustigen Weiber von Windsor" bietet dieses Libretto, das in drei Acte und sechs Abtheilungen zerfällt, wenig Neues, denn es gemahnt wie ein Auszug aus Mosenthal's Text mit einem Zusatze aus Shakespeare's Heinrich IV. und einem Beisatz italienisch-drastischer Komik. Arrigo Boito, der Verfasser des „Othello", „Mephisto", „Gioconda" u. s. w., hat mit diesem Libretto auf's Neue gezeigt, daß ihm die komische Ader vollkommen fehlt. An Stelle wahren Humors sucht er durch eine Reihe sprachlicher Neubildungen und durch Hervorholen längst veralteter Ausdrücke zu wirken. Auch ist er mit dem Shakespeare'schen Originale nicht mit gleicher Pietät verfahren wie bei Bearbeitung des „Othello". Diesmal hat er die ersten Scenen des unsterblichen Lustspiels weggelassen und beginnt mit dem Auftreten des immer übertölpelten Sir John Falstaff. „Sir John Falstaff! Hai battuto i miei servi!" singt Dr. Cajus bei Boito. Die durchgreifendste Verstümmelung der „Lustigen Weiber" ist dadurch hervorgerufen, daß aus Anna Page eine Nannetta Ford (also die Tochter Frau Ford's) geworden ist. Im Uebrigen hält sich Boito's Text ziemlich genau an das Original. Er schildert in drei Aufzügen das Liebeswerben Falstaff's um Frau Ford, sein unfreiwilliges Bad in der Themse und seine Peinigung durch die Quälgeister im letzten Aufzuge. Weggefallen ist aus den „Lustigen Weibern" die Verkleidung Falstaff's als altes Weib von Brentford; hinzugekommen ist aus Heinrich IV. vor Allem der Monolog Falstaff's über die Ehre:

„Il vostro onor! che onore?! che onor? che onor!
Che baja! — Può l'onore riempirvi la pancia?
No. — — Che è dunque? — Una parola."

Selbständig ist hier wenig von Boito hinzugesetzt; bemerkenswerth ist von seinen anderweitigen Zusätzen ein Sonett Fenton's, welches die Liebe dieses glücklichen Freiers um Nannetta besingt.

Nach sieben Uhr endlich öffnen sich die Pforten der Scala den ungeduldigen Mailändern. Eine Stunde später ist alles besetzt. Das Publikum ist zur Hälfte in Frack, Cylinder und Balltoilette erschienen. Unter den Berühmtheiten des Zuschauerraums erregen zumal Carducci, Panzacchi, der Abgeordnete Talamo, der Minister Martini unsere Aufmerksamkeit. Kurz vor Beginn erschien Prinzessin Lätizia, die Wittwe Amadeo's in ihrer Loge. Mascagni und sein Verleger Sonzogno bewahrten während des ganzen Abends einen außergewöhnlichen Ernst. Den zahlreichen Vertretern der Presse war in der Scala ein neues Telegraphenbüreau errichtet worden. Alle Zeitschriften, welche gerechten Anspruch auf einen internationalen Leserkreis machen, über hundert Blätter, waren vertreten. Von deutschen

Digitized by Google

Zeitungen nur die „Kölnische", der „Münchner General-Anzeiger", das „Berliner Tageblatt", die „Post" und vier Wiener Blätter.

Um 1/2 9 Uhr durfte der Kapellmeister Mascheroni nicht länger mit dem Anfang zögern. Drei Tacte im Fortissimo — und der Vorhang rollt in die Höhe, vier weitere Tacte und sofort beginnt der Dialog unter der immer aufgeregtesten Orchesterbegleitung. In der Art der alten Schule ist das „Amen" gehalten, welches die folgenden Worte Falstaff's rechtfertigt: „Cessi l'antifona." Der symphonischen Instrumentation dieses Satzes folgt ein hübsches Cantabile. Sir Falstaff's Selbstbewußtsein, von Frau Ford geliebt zu sein, findet seinen Ausdruck in einem originellen Falsettsatze: „Ich gehöre dem Sir John Falstaff" singt er, die Stimme der Geliebten copirend, einige schalkhafte Tonreihen, an Rossini's „Barbier" erinnernd. In dem eingeschalteten Monologe von der Ehre schließen sich Instrumentation und Singstimme eng an Shakespeare an. Ohne Aufgabe der eigenen Individualität ist hier Verdi auf das Gebiet der von Wagner angestrebten Compositionsweise gerathen, doch unterscheidet er sich von dem Bayreuther Meister durch die Einfachheit der Harmonie, die mitunter nahezu in eine harmonische Armuth verfällt. Die „unendliche Melodie" des Orchesters ist überall da, nur die Leitmotive fehlen gänzlich.

Zeigt der erste Theil den schon in „Aida" und früher im „Don Carlo" bekundeten Einfluß der modernen Schule auf den greisen Maestro, so ist er im zweiten seiner ursprünglichen Art um so treuer geblieben. Schon das folgende Quartett der lustigen Weiber gemahnt stark wieder an Rossini. Ein sehr hübsches Madrigal ist das Liebesduett zwischen Anna und Fenton. Die gefällige Melodie des Finale zum zweiten Theile des ersten Aufzuges, welches mit einem Lachquartett endet, erinnert in manchen Dingen an Mozart. In den folgenden Theilen kämpft wieder der Einfluß Wagner's mit Verdi's ursprünglichen Kunstanschauungen. Fortwährend erkennt man die Absicht des Componisten, der neuen Richtung zu entsprechen, ein Streben, welches ihm die Italiener sehr verdenken; aber immer wieder kehrt die alte Natur zurück und neben der Vorliebe für Rhythmus und bel canto taucht auch manche banale Wendung auf. Ein ganzer Verdi ist die Arie im letzten Acte, welche „bis" verlangt wurde, ohne daß dieser Wunsch des Publikums nach Wiederholung genehmigt worden wäre. Dagegen blieb eine schön gesetzte Fuge am Schlusse, die das fabula docet des Spiels ausdrücken soll, ein vom Publikum unverstandenes Problem. Im Allgemeinen fällt der letzte Act ab.

Auch die neue Oper ist ein Beweis dafür, daß Verdi nichts weniger ist als ein musikalischer Humorist. Sein Wesen ist tiefernst, pathetisch, und fast regelmäßig, wenn er uns komisch kommen will, wie einst bei dem trübseligen Narren Rigoletto („O rabbia esser buffone!") geräth er in falsches Pathos und geschraubte Trivialität. Seine merry vives bleiben an kecker Lebenslust und sprudelnder Komik nicht nur weit hinter unserem Otto Nicolai zurück, sondern auch hinter dem alten Dittersdorf, der den Stoff bekanntlich zuerst in seinem Singspiel (1796) behandelt hat. So sehr sein Wagemuth Anerkennung verdient, die gute alte Opera buffa, worin sich die echt nationale Heiterkeit seines Volkes so liebenswürdig verkörpert, in modernem Geiste zu beleben und an die Traditionen eines Pergolese, Cimarosa, Paisiello, Donizetti und Rossini anzuknüpfen, es fehlt ihm die komische Ader von innen heraus, die ungebundene heitere Faschingsstimmung, jenes himmlische Gelächter des Wunderkindes von Pesaro. Statt Humor bietet er Sentimentalität oder gespreiztes Pathos, in den Stil der großen Oper verfällt er mit Flügelhorn und kleiner Trommel immer wieder, und selbst dort, wo die unsterbliche Heiterkeit des großen Briten ihn mitfortreißt, bringt er es über die bekannten Lazzi einer schüchternen Buffomusik nicht hinaus. Um so besser gelingen ihm die ernsteren Scenen. Die Instrumentation ist voll feinster Nuancen, eine den Worten und Situationen treu folgende, fleißige Nachempfinderin, und im Gesangspart ist manches, auch ohne in's Grelle seiner ersten Manier zu verfallen, geradezu packend. Noch immer fließt sein Melodienborn in so reicher Fülle, daß hundert deutsche Capellmeistermusikanten davon leben könnten. Er versteht auch noch immer wie kein zweiter Lebender für Singstimmen zu componiren. Trotzdem sehe ich in dem neuen „Falstaff" keinen Gewinn für die deutsche Opernbühne. Es ist eine Schöpfung voll charakteristischer Feinheiten, dramatischer Schlagkraft und genialer Anklänge, aber kein Werk von sieghafter Gewalt, das sich alle Herzen erobern wird. Bleiben wir also lieber bei unserem liebenswürdigen, ewig jungen Nicolai, den Verdi's gewichtiger und anspruchsvoller „Falstaff" bei uns gewiß nicht zu verdrängen vermag.

Die ausübenden Künstler setzten sich aus den größten Sängern und Sängerinnen Italiens zusammen, die sich Verdi selbst ausgewählt hatte. Es gilt auch von ihnen, was man im Allgemeinen über die italienischen Gesangsmeister sagen kann: die Vertreter der männlichen Rollen besitzen im Durchschnitt hervorragende Stimmen, welche ihnen den Ruf vorzüglicher Opernkräfte rechtfertigen, wenn sie sich nur das Virtuosenhafte in der Ausführung abgewöhnen wollten. Die Frauenstimmen waren nach unseren Begriffen schwach. In der Titelrolle fungirte der berühmte Maurel, ein wohlklingender hoher Bariton. Arimondo gab die Bassistenrolle des Pistol. Fast alle sangen und spielten ohne wahren Humor; immer pathetisch, scharf phrasirend, aber packend, wenn auch in grellem Toncolorit. Daß Italien das Land der schönen Stimmen ist, bewies auch der gut gedrillte Chor. Besondere Ausstattungspracht verlangt das Werk nicht. Decorationen und Costüme waren für italienische Verhältnisse großartig.

Die Hervorrufe waren zahlreich; sie steigerten sich zum Schlusse zu einer allgemeinen Ovation. Nach dem dritten Aufzuge wurden Darsteller, Autoren und Kapellmeister allein zehnmal gerufen. Verdi selbst ist seit der Premiere des „Othello" bedeutend gealtert, so daß man leicht begreift, daß er die Ehre, sein Werk selbst zu dirigiren, ausschlug. Er machte mit seinem weißen Haupthaar und Vollbarte den Eindruck eines ehrwürdigen Greises, welcher unter fortgesetzter geistiger und körperlicher Arbeit sich bis in sein 80. Lebensjahr noch eine bedeutende Schaffenskraft bewahrt hat. Er trug keinen seiner unzähligen Orden. Das freundliche Bild vervollständigt die einfache, schwarze Kleidung des Meisters und sein Cylinder, der einer älteren Periode anzugehören scheint. Wir werden in seinem Falstaff wohl seinen Schwanengesang begrüßen müssen und begreifen daher die geräuschvollen Huldigungen, die sich bis in später Morgenstunde vor seinem Hotel Milan fortsetzten und den „Senator von Genua", den neu ernannten Marchese von Busseto überschwänglich feierten.

Verdeutschen und Uebersetzen.

Von Professor J. Mähly.

Als im vorigen Jahr des Göttinger Professors Ulrich v. Wilamowitz „Verdeutschung" des euripideischen Hippolytos erschienen war, erscholl in Deutschland das Lob unisono, und es galt unter den Kritikern für ausgemacht, daß mit dieser Leistung das Ideal der Uebersetzungskunst verwirklicht sei. Leise Zweifel hat sich, unseres Wissens, nur ein Gelehrter französischer Zunge, der Redacteur Reinach, der bekannte Secretär Gambetta's und dessen Biograph, erlaubt: Die Sprache des Verdeutschers schien ihm stellenweise zu nüchtern und dem hohen Schwunge des Originals nicht adäquat zu sein. Ob und wie weit das Urtheil dieses Franzosen, überhaupt eines Franzosen, maßgebend sein könne, wo es sich darum handelt, ein deutsches Sprachwerk nicht bloß auf sein Knochengerüst, sondern auf sein Innerstes, auf Herz und Nieren zu prüfen, muß freilich von vornherein fraglich sein, fraglich aber auch, ob dem bezeichneten Evoeruf der deutschen Genossenschaften unbedingt zu trauen sei; denn es ist keine so ganz seltene Erscheinung, daß auch die Philologen zeit- und stellenweise, statt gewissenhaft den Fußspuren der Mutter Kritik zu folgen, sich auf die Pfade des Nachbetens verirren und allzuwillig der bequemen Mode des Autoritätsglaubens huldigen.

Digitized by Google

Um so mehr muß es reizen, ja um so eher scheint es geboten, zu untersuchen, ob die Autorität, deren sich Wilamowitz auf mehr als einem philologischen Arbeitsfeld mit Recht erfreuen darf, auch auf dem der Uebersetzung felsenfest sei, oder ob der bis zur Vergötterung — Wilamowitz würde sagen „Vergottung“ — gesteigerte Huldigungseifer sich nicht einige Abkühlung müsse gefallen lassen. Auch wer sich, wie Wilamowitz bedingungslos zur „preußischen Königstreue“ bekennt (er liebt es bekanntlich, durch solche pikanten Allotria seinen Stil zu würzen), wird zugeben, daß in wissenschaftlichen Dingen die Treue gegen Gelehrte und Lehren erst das Ergebniß voraussetzungsloser Prüfung sein darf, und daß Irrthum und Wahn unser aller Erbtheil ist.

Wir beabsichtigen im Folgenden uns lediglich auf das Verdeutschungswerk des Herrn v. Wilamowitz zu beschränken, inbegriffen das inhaltschwere Vorwort „Was ist übersetzen?“ Seine Behandlung der euripideischen Tragödie nach Form und Inhalt (d. h. die Kritik der Sage vom Hippolytos, und den philologischen Anhang) lassen wir aus mehr als einem Grunde bei Seite: einen derselben wollen wir unseren Lesern nicht vorenthalten, und zwar darum nicht, weil er einen kleinen Beitrag zur Charakteristik des Philologen Wilamowitz liefert: Wir haben nämlich, zu unserem Leidwesen, andere werden vielleicht finden, zu unserer Schande, seine Darstellung der Sage nicht recht verstanden. Was übrigens die „Schande“ betrifft, so wagen wir, zu etwelcher Milderung derselben, die Behauptung, daß unser mangelhaftes Verständniß wenigstens zum Theil auf Rechnung des Herrn Verfassers, das will sagen, seiner eigenthümlichen Sprache, zu setzen ist. So logisch und stilgerecht nämlich, ja, so schön und wohllautend und um es kurz zu sagen, so deutsch Wilamowitz in seiner vortrefflichen Uebersetzung zu sprechen verstanden hat, so eigenartig und eigenmächtig hat er seine Prosa gemodelt; schlicht und einfach zwar dem Scheine nach, in Wahrheit aber, gerade in Folge dieses augenfälligen Bemühens, zu künstlich, zu wenig natürlich und darum stellenweise schwer verständlich. Nun lautet doch, wie der Herr sehr gut aus seinem Cicero weiß, das erste Gesetz der sprachlichen Mittheilung: „deutlich sprechen“; dem Leser durch geschraubte Einfachheit Pein verursachen, ihn zwingen, daß er ganze lange Sätze zwei und dreimal lese, wenn er sie verstehen will, ist weder Kunst noch Natur. „Kurz und gut“ heißt nicht: kurz und dunkel. Man weiß zum Beispiel bei Wilamowitz, wenn er Ansichten und Einwände von Gegnern anführt und widerlegt, sehr oft nicht, wo die gegnerische Argumentation aufhört und wo seine Widerlegung beginnt. Er hat, wie es scheint, diese Eigenthümlichkeit gewissen Germanisten abgesehen, er baut — und das berechtigt zu diesem Schluß — in seiner Verdeutschungstheorie auch mit Abfällen und Spänen aus der germanistischen Hobelbank. Aber der Ruhm dieser Germanisten liegt denn doch anderswo als in ihren sprachlichen Schrullen. Bei den Franzosen (mit denen sich Herr v. W. auch ab und zu befaßt) kommt dergleichen nicht vor, und es wäre vielen deutschen Gelehrten zu rathen, daß sie es in ihren französischen Studien nicht bei den „dehors“ — so schreibt Wilamowitz — bewenden lassen, sondern sich in's Intérieur der Sprache vertiefen möchten, wie dies seiner Zeit A. W. v. Schlegel und, in neuerer Zeit, mit noch größerer Competenz und größerem Erfolg, jener Deutsche gethan hat, der den Germanophagen und Academiker Ernest Renan mit eleganter französischer Klinge abführte. Wenn auch nicht von jedem Philologen, so sollte man zum mindesten von dem, der mit den Franzosen in's Gericht geht, verlangen dürfen, daß er ihrer Sprache und ihres Geistes Meister geworden sei. Offenbar hält sich Wilamowitz für berechtigt zu einem Urtheil über diese Dinge; noch mehr, er läßt nicht bloß deutlich durchblicken, sondern zeigt an eigenem Beispiel, daß der richtige Philologe in den romanischen Sprachen überhaupt sattelfest sein muß. Auch altdeutsch und mittelhochdeutsch, scheint es, wird keinem geschenkt, denn hier setzt, neben der wissenschaftlichen, auch die patriotische Pflicht ihre Sporen an. Von Wilamowitz nimmt jeder Philologe gern Belehrung an, auch wenn die Lectionen in der Lauge des Spottes gebeizt sind; nur muß dann der Meister seine eigene Sprache in strenger grammatischer Zucht halten, darf z. B. nicht, wie es in einer Anmerkung geschehen, einem Candidaten die starke Declination aufzwingen und ihn einen Candidat sein lassen, darf auch nicht ein „du fassest“ in „du faßt“ verwandeln, darf auch nicht sagen „Gott noch Mensch“, statt „weder Gott noch Mensch“, noch weniger aber construiren (s. V. 1011): „als ob nicht dessen Urtheil längst verblendet sein muß(!)

Aber Wilamowitz verlangt von seinem Philologen noch mehr: „neben dem Wissen noch ein Können“; der Philologe soll im Stande sein, eine gutdeutsche Uebersetzung der antiken Klassiker zu liefern, er ist sogar, sagt er, der einzige, der dies kann, und um diesen Beweis in aller Form und Strenge zu leisten, muß der Philologe zeigen, daß er auch in der Sprache seiner Klassiker — also griechisch oder lateinisch — zu schreiben verstehe. Dieses (von Seiten der Logik anfechtbare) Axiom hat Wilamowitz in eigener Person — hic Rhodus, hic salta! — erfüllt, indem er einige Nibelungenstrophen in das Gewand zünftiger homerischer Verse gekleidet hat. Dies wenige war auch genügend, denn einerseits zweifelte Niemand an der sprachlichen Fertigkeit und Reproductionskraft dieses Herrn, andererseits aber wäre wohl ein Mehreres selbst ihm schwer gefallen; denn längere Strecken auf dem griechischen Pegasus, der denn doch nachgerade altersschwach und lendenlahm geworden, zu durchreiten, versteht heutzutage, wo es so viele Allotria zu bemeistern gilt, kein Philologe mehr, selbst ein Gottfried Hermann, der sich sowohl auf einem wirklichen deutschen Traber als auf dem figürlichen griechischen Flügelrosse kunstgerecht zu bewegen wußte, wäre wohl bald müde geworden.

Nach Herrn Wilamowitz ist es ein „gedankenlos und böswillig nachgesprochenes Wort, wenn man behauptet, daß es im Deutschen vortreffliche Uebersetzungen der Griechen gebe“; er läßt mit aller erwünschbaren Deutlichkeit zwischen den Zeilen lesen — und sein ganzer Versuch wäre ja ohne diesen präsumptiven Ankergrund haltlos! — daß erst mit ihm und seiner Leistung die Sonne der Uebersetzungskunst aufgegangen sei. Das Urtheil ist streng und das Selbstgefühl groß; daß jenes wahr, dieses berechtigt sei, ist freilich noch nicht bewiesen. Wir erlauben uns, offen gestanden, Zweifel. Was das Urtheil über andere betrifft, so ist allerdings der Durchschnittsgrad unserer deutschen Uebersetzungen antiker Klassiker, wie ich selbst schon wiederholentlich zu sagen veranlaßt war, ein beschämend niedriger: das Meiste, was sich als solches geberdet, zeigt eine hybride Fratze, kein deutsches Gesicht. Aber Ausnahmen sind denn doch, auch vor Wilamowitz, vorhanden. Um Beispiele anzuführen, so verdient der bei aller Anspruchslosigkeit hoch begabte Donner (obwohl kein Philologe nach Wilamowitz'scher Norm) nicht zu denen geworfen zu werden, die ihre Verse auf der „Hobelbank drechseln“ (wo, nebenbei gesagt, überhaupt nicht „gedrechselt“ wird!), und wenn Geibel „den griechischen Wein mit seinem Zuckerwasser begossen hat“, so hat der griechische Wein, trotz dem deutschen Zuckerzusatz, von seiner lieblichen Blume nur wenig eingebüßt. Und wer gedenkt nicht mit Dank und Bewunderung des wahrhaft köstlichen Kleinods, womit uns Theodor Heyse in seinem deutschen Catull beschenkt hat? Freilich, Catull ist ja ein Lateiner — aber sollte das Verdict nicht auch, im Stillen, über die Verdeutschungen aus dem Latein gesprochen sein?

Mit Recht warnt Wilamowitz vor der sogenannten Treue, die schon so viel Unheil angerichtet und sich unzählige Mal als die ärgste Treulosigkeit gegen die Muttersprache erwiesen hat. Aber er schießt mit diesem, übrigens längst bekannten und von allen unseren Uebersetzern befolgten Prinzip über das Ziel hinaus und wird — nicht gegen seine Muttersprache, die er meisterlich handhabt, wohl aber gegen das Griechische mehr oder weniger treulos. Daß er ungescheut drei griechische Verse zu zwei deutschen verdichtet oder, was noch öfter geschieht, zwei griechische in drei oder vier deutsche auseinanderreckt, mag ihm, so oft das Prinzip der Deutschheit und Deutlichkeit es nicht anders gestattete, hingehen, aber er macht auch, wo es nicht nöthig ist, von der Umschreibung ungenirt Ge-

Digitized by Google

brauch (zum Beispiel in der Bildersprache), wodurch der „umgekehrte Gobelin", ein, wenn ich nicht irre, von Cervantes glücklich erfundener Vergleich, um sein Recht kommt. Wenn es im Griechischen einfach heißt: „Jugend ist's, die hinstarb, dir zum Schmerz", so ist die Verdeutschung: „ein junges Lebenslicht erlosch", zwar ein recht schönes Bild, aber, mit Verlaub, eben jenes von Wilamowitz verpönte Zuckerwasser. Wo im Original der Ausdruck unbildlich ist, darf der Uebersetzer nicht zum Bilde greifen, wo im Original ein Bild gebraucht ist, das in der Sprache der Uebertragung durch ein nach Form und Inhalt ähnliches Bild gedeckt werden kann, ist die Treue eine Pflicht. Der Satz: „Die Liebeslust, aus der auf Erden alle wir entstanden sind" durfte nicht durch das Deutsche: „Der Trieb, durch den die Wesen alle geworden sind, auf die die Sonne scheint" wiedergegeben werden, und ebenso wenig „das Nichtsthun, das süße Gift" durch „die Muße, die nur durch Genuß entnervt", oder „Wenn anders Göttersitte unter Menschen gilt" durch „Ja, unser Leben ist des ihren (der Götter) Abbild", und noch weniger: „Wann wird wohl der Tod meinen Leib umschatten" durch „Wann aber umfängt mich endlich mit friedlichem Dunkel das Grab?" Unverständlich, wenigstens uncorrect ist das Bild vom „falschgemünzten Glanz" des Weibergeschlechts (statt des „gleißnerisch falschen Gezüchtes"), und wo es, im Original, heißt, daß „die Gattin, von den Pfeilen (Stacheln) der Göttin getroffen, ihren Sohn liebte", war der eigentliche aber kalte Ausdruck „denn ihre Liebe war das Werk der Göttin — nicht am Platz. Auch war an der Stelle V. 954 der „blaue Dunst" der vielen Bücher beizubehalten oder wenigstens, wie ich gethan („Knie vor deinem Bücherquark") durch ein ähnliches Bild wiederzugeben, nicht durch das blasse „Such' andächtig des Propheten Wort in manchem dicken Buch".

Was vom bildlichen Ausdruck gilt, hat natürlich auch Geltung für den eigentlichen, unbildlichen Begriff, und ganze Sätze bald, wo sie im Original vorhanden sind, wegzulassen, bald, wo sie nicht vorhanden sind, einzuschalten, mag für den Uebersetzer bequem sein, erlaubt ist es nicht. Herr v. Wilamowitz hat zahlreiche Ueberschreitungen nach beiden Seiten auf dem Gewissen. Weggelassen ist — ich kann des Raumes wegen nur einzelne Beispiele anführen — der ganze Vers 648: „Sie hörten auch von Jenen niemals einen Laut", weggelassen (V. 860) der durchaus nicht unwesentliche Halbvers „und in Theseus Bett" (ein ähnlicher Wegfall V. 1072 „gegen die Gattin deines Vaters"), weggelassen (V. 1140) der Begriff „durch deren Verstoßung", und wenn auch hier, wie überhaupt in den Chorgesängen, schon der geänderte Rhythmus dem Uebersetzer eine freiere Bewegung gestattet und ihn auch von der Fessel des Wortes entbindet, so ist in der anmuthigen Uebersetzung: „die dich in hoffendem Herzen getragen, manches Mädchen seufzt dir nach" — während es im Original heißt: „durch deine Verstoßung ist manches Mädchens heißes Mühen um den Ehebund mit dir vergeblich geworden" — von jener Freiheit ein übermäßiger Gebrauch gemacht. Unerlaubt war es ferner, die concrete und ausgesprochene Thatsache, daß „der Sohn des Vaters Bett geschändet" (V. 1260) in dem bloßen, blassen Begriff „Unthat" aufgehen zu lassen. Weggelassen ist ferner (V. 978): „nein, einen Prahlhans hieße (Sinnis) mich". Theils weggelassen, theils ohne Noth vertauscht sind Begriffe und Gedanken in V. 940 ff., V. 458 ff. u. a. Auch in „Entehrend meines Hauses Gott" (V. 886) ist der Dichter mit seinem „ohne Scheu vor dem heiligen Auge des Zeus" zu kurz gekommen; und „Schließ' mein brechend Auge" (V. 1458) statt „verhülle schnell mein Antlitz mit dem Tuch" ist, weil etwas anderes, unrichtig. Weniger verschlägt es, wenn aus einem „thessalischen" ein wuchtiger Speer, aus einem „jungen" Mädchen ein eitles oder aus Frauen „junge Mägde", aus den „blonden Haaren" „lockenumflatterte Wangen" und aus „dünnen" Binden schwere gemacht, wenn die einfachen Quellen als „ewig junge" angesungen und die einfachen Mägde in die zwei Kategorien Zofen und Kammerfrauen geschieden werden — aber „offen reden darf der Sklave nicht" (V. 114) für: „ich muß reden, wie sich's für Sklaven ziemt" ist keine Uebersetzung, sondern ein Stück Commentar, ebenso V. 1396 „und wär' ich sterblich, würd' ich weinen" statt des einfachen „ich darf nicht weinen" des Originals. Andere willkürliche Zusätze siehe in V. 173. 448. 459. 1074. 1082.

Aber das sind ja alles Kleinigkeiten! Gewiß, und kleinlich wäre es, mit dem Finger auf sie zu deuten, wenn sie nicht — das Kindschaftszeichen eines falschen Prinzips an sich trügen. Herr v. Wilamowitz formulirt sein Prinzip wörtlich wie folgt: „Uebersetzen heißt in Sprache und Stil unserer großen deutschen Dichter übersetzen." Diese Formel ist für's erste unvollständig, denn es gibt doch auch Uebersetzungen aus und in Prosa, die hoffentlich nichts mit Sprache und Stil unserer großen „Dichter" zu thun haben — zweitens ist sie unrichtig. Wenn ich einen kleinen Dichter (deren es bekanntlich schon im Alterthum eine Menge und in allen Gattungen gab) übersetzen will, so darf ich dies, auch wenn ich es wollte oder könnte, nicht in der Sprache unserer großen Dichter thun, ich darf den „Kleinen" nicht „groß" machen. Dieses Axiom ist so sonnenklar, daß es heut zu Tage keiner Erörterung mehr bedarf. Wenn ich mir das Vergnügen machen will, bloß zu „verdeutschen", so darf ich mir jenes Prinzip zu eigen machen, mein Deutsch braucht nur correct zu sein und hat sich um Ton und Farbe des Originals nicht zu kümmern; erlauben es mir meine Mittel und Reminiscenzen, so darf ich meinen Mann — denn es kommt mir ja nur auf den Inhalt an! — auch in höheren Registern sprechen lassen, als er es von Hause aus gewohnt ist — nicht aber in der Uebersetzung, wo die Form das erste und entscheidende Wort zu sprechen hat. Der Uebersetzer hat seinem Original Schritt für Schritt nachzugehen, hat gewissenhaft, ja ängstlich, wo es nur immer möglich, in dessen Fußspuren einzusetzen, darf nur in Ausnahme- und Nothfällen dieses Gleis verlassen — und darum ist seine Kunst größer und schwieriger als die des bloßen „Verdeutschers", wenn letzterer überhaupt einer „Kunst" sich rühmen darf.

Treten wir nun den metrischen Prinzipien des Herrn v. Wilamowitz näher.

Zu billigen ist (was heut zu Tage nicht mehr fraglich sein sollte), daß er die halsbrechenden Trapezkünste in genauer Nachahmung des griechischen Rythmus der Chorgesänge nicht gewagt hat. Sie sind bisher noch nie gelungen, können es auch nicht und werden es in hundert und mehr Jahren nicht können, außer (höchstens, und auch dann nur zur Noth) wenn zugleich die Noten für Vocal- und Instrumentalmusik nebst Pausenverzeichnung beigeschrieben werden. Was aber Wilamowitz an Stelle dieser griechischen Rhythmen geschrieben hat, als deutschen Ohren vertraut und deutschen Empfindungen angepaßt, ist hinter dieser allein richtigen Theorie in der Praxis zurückgeblieben. Das einzige Mittel, das uns zu Gebote steht, um die Chorgesänge — mit Ausnahme der anapästischen und etwa noch der dochmischen, an die sich das deutsche Ohr nicht allzuschwer gewöhnt — aus den Niederungen des Dialogs in die höheren Regionen dichterischen Flügelschlages zu erheben, und zugleich das deutscheste Mittel scheint mir der Reim zu sein. Warum Wilamowitz, dessen Harfe doch auf den Grundton „deutsch" gestimmt ist, dieses ebenso einfache als wirksame Mittel verschmäht und lieber undeutsch künsteln, als gutdeutsch reimen will, bleibt mir ein Räthsel. Theilt er etwa W. Jordan's anlautsschwärmerischen Ingrimm gegen den „Verwüster und Verstümmler der Sprache, den Zerstörer des Epos", den Reim? Kaum. Aber jenes Räthsel ist nicht das einzige. Wilamowitz gönnt dem Hexameter das deutsche Bürger-, wenigstens Niederlassungsrecht, und kann es folgerichtig dessen Zwillingsbruder, dem Anapäst, nicht weigern. Kein Zweifel für mich, daß er recht hat. Warum dann aber an der einen Stelle ihn anwenden, wo ihn das Original nicht hat, an einer anderen Stelle ihn verschmähen, wo ihn das Original hat?! Ich kann darin nichts als eine hyperästhetische Prüderie erkennen, welche deutscher sein will, als die Griechen griechisch waren.

Nun aber die Hauptsache: Wilamowitz vertauscht durchweg

Digitized by Google

den jambischen Trimeter, den eigentlichen dramatischen Vers der Griechen, mit dem jambischen Fünffüßler. Hätte er es gethan im Hinweis auf den Vorgang und das Vorbild unserer großen Dichter — warum nicht? Aber er will wieder deutscher sein, als sein Original griechisch, denn er versteigt sich zu der — sit venia verbo — ungeheuerlichen Behauptung, „er würde es für eine gründliche Zerstörung des eigenthümlich euripideischen Tones halten, wollte man seinen Dialog in demselben Maße wiedergeben"! Für Aeschylus aber, meint er, paßt der deutsche Trimeter vortrefflich. Das heißt doch nichts anderes als: Was den Griechen anstand und gestattet war, und worin kein Grieche jemals auch nur einen Schatten von Anstoß nahm, das ist dem deutschen Nachahmer nicht erlaubt! Die Griechen haben jederzeit den jambischen Trimeter nicht nur für die Tragödie, sondern auch für die Komödie (die hochpolitische, wie die gemeinbürgerliche) gebraucht und als typisch betrachtet. Die guten Deutschen dürfen dies in ihren Uebersetzungen bei Leibe nicht! Es ist ihm Ernst, er will unserem bürgerlichen Verstand nicht durch ein Paradoxon imponiren, aber er darf sich auch nicht wundern, wenn dieser Verstand sich vor seiner Logik bekreuzt. Wenn er entgegnen wollte: der jambische Trimeter ist bei Aeschylus ein etwas anderer als bei Euripides, bei diesem wieder ein anderer als bei Aristophanes, so ist es ja wahr: die Freiheit in den einzelnen Takten ist für die verschiedenen Zeiten und Gattungen des Dramas eine verschiedene, aber doch nur verschieden wie die Varietäten innerhalb derselben Art, und, wohlgemerkt, die deutschen Uebersetzer haben ja und hatten von jeher das Mittel in der Hand, und damit auch das Recht, ja die Pflicht, diese Unterschiede, wenigstens was die Hauptgattungen des Dramas betrifft, in der Hauptsache nachzuahmen.

Durch seinen unnöthigen Griff nach den Jamben unserer großen Dichter — die sich übrigens in glänzenden Beispielen, und nicht bloß Uebersetzungen, auch des reinen Trimeters bedient haben — hat sich Wilamowitz seine Aufgabe um ein gutes leichter gemacht, allerdings ohne daß ihn dieses Motiv geleitet hätte. Es wäre mehr als Leichtfertigkeit, es wäre Thorheit, einem so geistvollen, unermüdlichen Arbeiter auch nur im Traume eine solche Erwägung zuzuschieben, eher das Gegentheil wäre denkbar, denn er huldigt dem Grundsatz: je schwerer, desto lieber; seine geistigen Mittel erlauben ihm das — aber leichter war es darum doch! Der jambische Trimeter birgt in seinem Bau ein Glied, das leicht übersehen, dann aber ein Stein des Anstoßes wird — das Glied nämlich, wo die sogenannte Cäsur einsetzt. Wer es nur um eine Stelle zurückschiebt, knickt den Vers in der Mitte und macht ihn dadurch lendenlahm. Wo es geschieht, hat es als Licenz zu gelten. Ich habe — unverhohlen sei es eingestanden — in meinen Euripidesübersetzungen mit dieser Licenz etwas Wucher getrieben und will mich nicht, zur Entschuldigung, hinter die Franzosen verschanzen, in deren (männlichem) Alexandriner die Licenz zum unverbrüchlichen Gesetz gestempelt erscheint. Unser deutscher dramatischer Vers (der jetzt gebräuchliche jambische Fünffüßler) ist gegen diese Gefahr durch die Mathematik — die sicherste aller Assecuranzen — ein für allemal gefeit, und darum eben leichter.

Summa summarum: Rein sprachlich betrachtet ist die Leistung des Herrn v. Wilamowitz nahezu tadellos, muster- und meisterhaft, in metrischer Hinsicht ist sie anfechtbar, als Uebersetzung steht sie, weil ein schiefes Prinzip ihr Abbruch thut, nicht ganz auf der Höhe.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Hans, der Musikant.

Von Heinrich Sienkiewicz.
Aus dem Polnischen von A. May.

Er kam schwach und hinfällig zur Welt. Die Gevatterinnen, welche sich am Lager der Wöchnerin versammelt hatten, schüttelten die Köpfe über die Mutter und über das Kind. Die Schmiedefrau des Dorfes, die Klügste von ihnen, tröstete die Kranke mit den Worten:

„Lasset Euch die geweihte Kerze anzünden, Gevatterin, denn aus Euch wird nichts mehr; für Euch ist es Zeit, sich für das Jenseits vorzubereiten und nach dem Geistlichen zu schicken, damit er Euch die Sünden vergebe."

„Und der Junge," sagte die Zweite, „muß gleich getauft werden; er wird nicht einmal die Ankunft des Geistlichen erleben, und es wird heilsam sein, damit er nicht als Nachtgespenst*) zurückbleibt."

Mit diesen Worten zündete sie die geweihte Kerze an, nahm hierauf das Kind, besprengte es mit Wasser, so daß es mit den Aeuglein blinzelte und sagte hierbei:

„Ich taufe Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und gebe Dir den Namen Johann; und so gehe denn hin, Du christliche Seele, woher Du gekommen bist. Amen!"

Die christliche Seele verspürte aber gar keine Lust, dahin zu gehen, woher sie gekommen und den schwächlichen Körper zu verlassen; sie zappelte vielmehr mit den Füßen dieses Körpers so gut sie konnte und fing an zu weinen, wenn auch so leise und traurig, daß, wie die Gevatterinnen sagten, man glauben konnte, es sei ein Kätzchen oder so etwas. Man schickte nach dem Geistlichen, er kam, that das Seine und fuhr wieder fort: der Kranken wurde besser. Eine Woche später ging das Weib zur Arbeit. Der Junge piepste kaum, aber immerhin piepste er doch; bis im Frühjahr des vierten Jahres der Kuckuk die Krankheit „befuckukt" hatte und so besserte er sich und erreichte bei leidlicher Gesundheit das zehnte Jahr seines Lebens. Er war immer dürr und von der Sonne gebräunt, sein kleiner Leib war aufgedunsen und seine Wangen waren eingefallen; sein Kopfhaar war beinah weiß, wie Flachs, etwas in's Blonde spielend; seine weit aufgesperrten Augen sahen auf die Welt, als wenn ihr Blick sich in eine unermeßliche Ferne verloren hätte. Im Winter pflegte er hinter dem Ofen zu sitzen und still für sich zu weinen — vor Kälte, manchmal auch vor Hunger — wenn das Mütterchen nichts in den Ofen und in den Topf zu thun hatte. Im Sommer ging er in einem mit einem Tuchstreifen zusammen gehaltenen Hemd und in einem Strohhut, unter dessen abgerissener Krämpe er hervorschaute wie ein Vogel, den Kopf nach oben streckend. Seine Mutter, eine arme Einliegerfrau, welche wie eine Schwalbe unter fremdem Dache von einem Tage zum anderen lebte, mag ihn auch nach ihrer Art geliebt haben, oft aber schlug sie ihn und nannte ihn eine „Abart." Im achten Jahre lief er als Hütejunge hinter dem Vieh her, oder, wenn in der Hütte nichts mehr zu essen war, in den Wald, um Pilze zu suchen. Wenn ihn dort nicht die Wölfe gefressen haben, so ist dies allein Gottes Barmherzigkeit zu danken.

Er war überdies ein durchaus unentwickelter Knabe, der, wie alle Dorfkinder, bei einem Gespräch mit Leuten den Finger in den Mund steckte. Die Leute versprachen sich von ihm nicht einmal, daß er aufwachsen und noch weniger, daß seine Mutter einmal eine Stütze an ihm haben werde, denn zur Arbeit war er nicht tauglich. Nur auf eins war er begierig — auf's Spielen. Ueberall vernahm er Musik, und als er etwas herangewachsen war, dachte er an nichts Anderes mehr. Ging er in den Wald, um Beeren zu sammeln, so kam er gewiß ohne Beeren zurück und sagte lispelnd: „Muttchen! im Walde hat etwas so gespielt, ach, ach!"

Worauf die Mutter: „Ich werde Dir gleich etwas aufspielen, nim Dich in Acht!"

Manchmal geschah es denn auch, daß sie ihm Musik mit dem Kochlöffel machte. Der Junge schrie alsdann und versprach Besserung, doch der Gedanke verließ ihn nicht, daß im Walde „so etwas spiele." Was? ja, das wußte er nicht. Die Fichten, Buchen, Birken und Pirole — Alles spielte: es musicirte der ganze Wald und basta!

Auch das Echo ... Im Felde spielte ihm der Beifuß auf, im Garten bei der Hütte zwitscherten die Sperlinge, so daß die Kirschbäume sich schüttelten. An den Abenden lauschte er allen Stimmen im Dorfe und dachte bei sich, daß das ganze Dorf spiele. Wurde er zum Düngerausbreiten geschickt, so spielte ihm sogar der Wind in der Düngergabel. So sah ihn einmal der Aufseher, wie er mit wirrem Haar dastand und dem Wind zuhörte, der um seine hölzerne Gabel „spielte". Er löste seinen Leibriemen und gab ihm einen Denkzettel. Was nützte dies? — Die Leute nannten ihn: „Hans, der Musikant!" ... Im Frühjahre flüchtete er aus dem Hause und schnitt Pfeifen am Flußufer. Nachts, wenn die Frösche quakten, der Wachtelkönig auf den Wiesen rief, wenn die Rohrdommel im Nachtthau sumste und die Hähne in den Hühnerschlägen krähten: dann konnte er nicht schlafen, sondern lauschte diesen Tönen, und Gott allein weiß es, welche Musik er auch hierin zu hören vermeinte ... In die Kirche durfte ihn die Mutter nicht mitnehmen, denn wenn die Orgel brauste oder süße Stimmen sangen, so gingen dem Kinde die Augen über und schauten so aus, als wenn sie nicht mehr von dieser Welt wären.

Der Wächter, welcher Nachts im Dorfe umher ging — um nicht einzuschlafen — die Sterne am Himmel zählte oder leise mit den Hunden plauderte, sah öfter, wie das weiße Hemd Hänschens in der Finsterniß sich nach dem Kruge hinschlängelte. Der Junge ging doch aber nicht in den Krug, sondern hinter denselben, und dort von Außen an die Wand geduckt, horchte er mit angehaltenem Athem. Die Dorfjugend führte hier ihre Reigen auf, hin und wieder ließ sich das Jauchzen eines Burschen vernehmen: „U—he!" Dann hörte man das Stampfen mit den Füßen

*) Nach dem polnischen Volksglauben verwandeln sich Kinder, die mit zwei Reihen Zähne zur Welt kommen und nach zwei Tagen sterben müssen, oder Kinder, die ungetauft sterben, in eine Eule oder sie nehmen, wenn sie ihren Körper beibehalten, Eulenflügel an. Ueber die Häuser fliegend verkünden sie durch ihr Wimmern den Tod eines der Bewohner.

Digitized by Google

und die Stimmen der Mädchen: „Was denn?“ In sanften Tönen sangen die Mädchen: „Wir werden essen, wir werden trinken, wir werden lustig sein,“ und mit starker Stimme secundirte ihnen mit Würde der Baß: „Wie's Gott gibt! Wie's Gott gibt!“ Die Fenster waren hell erleuchtet und jeder Balken in der Tanzstube schien zu zittern, zu singen und zu spielen, und Hans lauschte . . . Was würde er dafür geben, wenn er eine Geige haben könnte, die so sanft spielt: „Wir werden essen, wir werden trinken, wir werden lustig sein.“ Ein so schön singendes Brettchen! Aber woher nehmen? Wo werden solche Wunderdinge gefertigt? Wenn man ihm wenigstens erlauben wollte, solch ein Ding auch nur einmal in die Hand zu nehmen! Kein Gedanke! Ihm war nur gestattet, zuzuhören und so lauschte er auch so lange, bis die Stimme des Wächters hinter ihm in der Finsterniß sich vernehmen ließ: „Wirst Du denn nicht bald nach Hause gehen, Du Plagegeist?!“ Dann schlich er, barfüßig wie er war, nach Hause, und es folgten ihm in der Finsterniß die Töne der Geigen: „Wir werden essen, wir werden trinken, wir werden lustig sein,“ und der ernste Ton des Basses: „Wie's Gott gibt! Wie's Gott gibt! Wie's Gott gibt!“

Wenn er nur die Geigen hören konnte, sei es bei einem Erntetanz oder bei einer Hochzeit, so war dies schon ein großes Fest für ihn. Er kroch dann hinter den Ofen und sprach tagelang kein Wort, indem er mit leuchtenden Augen wie eine Katze aus seinem tiefen Versteck hervorschaute. Er fertigte sich demnächst selbst eine Geige aus einer Schindel und aus Pferdehaaren, allein sie wollte nicht so schön spielen, wie die im Kruge, sie summte nur ein wenig, ja sehr wenig, wie die Fliegen und Mücken. Er spielte aber auf seiner Geige vom Morgen bis zum Abend, wenngleich er dafür so viel Stöße und Schläge erhielt, daß er schon so aussah, wie ein unreifer, angeschlagener Apfel!

Allein, das lag nun einmal in seiner Natur. Das arme Kind nahm immer mehr ab, nur sein Leib blieb aufgedunsen, sein Kopfhaar wurde immer dichter, seine oft thränenfeuchten Augen wurden immer größer, aber seine Wangen und seine Brust fielen immer mehr ein. Er war gar nicht wie andere Kinder, er glich vielmehr seiner Schindelgeige, welche nur sehr wenig summte. Dabei litt er vor der Ernte Hunger, denn er lebte meistentheils von rohen Mohrrüben und von dem sehnlichsten Verlangen — eine Geige zu besitzen. Dieses Verlangen sollte ihm zum Verhängniß werden.

Im Herrenhause hatte der Diener eine Geige; er spielte sie manchmal in der Dämmerstunde, um dem Stubenmädchen zu gefallen. Hans kroch manchmal zwischen dem hoch aufgeschossenen Hedrich bis zur offenstehenden Thür des Kredenzzimmers, um nur die Geige zu sehen. Sie hing an der Wand gerade der Thür gegenüber, und der Junge sandte ihr durch seine leuchtenden Augen seine ganze Seele zu. Ihm schien diese Geige ein für ihn unerreichbares Heiligthum, welches zu berühren er nicht würdig sei, der Inbegriff des Theuersten und Liebsten. Und doch verlangte er sie sehnsüchtig. Nur ein einziges Mal wollte er sie in seine Hände nehmen und in der Nähe betrachten . . . Das arme kleine Menschenherz bebte bei diesem Gedanken vor Glück! In einer Nacht war Niemand im Kredenzzimmer. Die Herrschaft war schon lange im Auslande; das Haus war leer, der Diener saß daher auf der anderen Seite bei dem Stubenmädchen. Hans, im Hedrich zur Erde geduckt, sah schon lange durch die weit offen stehende Thür nach dem Ziele aller seiner Wünsche. Am Himmel war gerade Vollmond, sein Licht fiel in schiefen Strahlen durch das Fenster des Kredenzzimmers und spiegelte dasselbe in der Gestalt eines großen, hellen Quadrats an der gegenüber liegenden Wand wieder. Dieses Quadrat näherte sich langsam der Geige, bis es die letztere ganz und voll beleuchtete. Dies machte in der finsteren Tiefe den Eindruck, als wenn die Geige silberfarbenes Licht ausstrahlte. Namentlich erglänzte die Wölbung derselben in so heller Beleuchtung, daß Hänschens Augen es kaum ertragen konnten. In diesem Lichtglanze war alles genau zu sehen: die zierliche Form der Ausschnitte, die Saiten und der gekrümmte Hals. Die Wirbel an ihr schienen zu leuchten wie Johanniswürmchen, und längs der Geige herab hing der Bogen in der Gestalt eines silbernen Streifens.

Ach! es war alles so schön und beinah märchenhaft; Hans wurde in seinem Anschauen immer begieriger. Niedergekauert im Hedrich, gestützt mit den Ellenbogen auf seinen dürren Knien, saß er da mit aufgesperrtem Munde und sah weltvergessen nach der wunderbar leuchtenden Geige. Bald hielt ihn die Furcht zurück, bald trieb ihn eine unüberwindliche Macht zu dem Gegenstande seiner Sehnsucht. War das denn Zauberei oder sonst etwas? . . . Die von hellem Schein umgebene Geige schien manchmal schwebend dem Kinde sich zu nähern. Zeitweise nahm ihr Lichtglanz ab, um bald darauf desto strahlender zu erscheinen. Was konnte denn das anders sein als Hexerei? . . . Inzwischen hatte der Wind sich gerührt; es rauschten leise die Bäume, es rasselte der Hedrich, und Hans glaubte deutlich eine Stimme zu vernehmen: „Geh Hans! Das Zimmer ist leer . . . geh, Hans, geh!“

Die Nacht war hell und klar. Im Garten am Teiche sang die Nachtigall, sie pfiff bald leise, bald lauter: „Geh, geh, nimm!“ Der gute Nachtreiher umkreiste in leisem Fluge den Kopf des Kindes und rief: „Hans, nein, nein!“ Aber der Nachtreiher entfloh, und die Nachtigall blieb, und der Hedrich brummte immer deutlicher: „'s ist Niemand drin!“ Mit einem Male erstrahlte die Geige von Neuem . . .

Die arme, kleine, zusammengekauerte Gestalt schob sich langsam und vorsichtig weiter, während die Nachtigall in den sanftesten Tönen flötete: „Geh, geh, nimm!“

Das weiße Hemd schimmerte immer mehr in der Nähe der Thür des Kredenzzimmers; der schwarze Hedrich deckte es nicht mehr. Auf der Schwelle des Zimmers hörte man das schnelle Athmen der kranken Brust des Kindes. Ein Weilchen noch und das weiße Hemd ist verschwunden, nur ein nacktes Füßchen zeigt sich noch hinter der Schwelle. Vergeblich fliegt noch einmal der Nachtreiher vorüber mit warnendem Ruf: „Hans, nein, nein!“ Hans ist bereits im Kredenzzimmer . . .

Wie erschreckt quakten plötzlich im Teiche des Gartens die Frösche ganz fürchterlich, bald jedoch verstummten sie wieder. Die Nachtigall hörte auf zu singen und der Hedrich brummte nicht mehr. Inzwischen kroch Hans leise und vorsichtig vorwärts, doch bald ergriff ihn die Angst. In dem Hedrich fühlte er sich wie zu Hause, wie ein kleines, wildes Thier im Gesträuch, jetzt aber gleicht er einem wilden Thierchen in der Falle. Seine Bewegungen werden heftig, sein Athem ist kurz und pfeifend, es umfängt ihn die Nacht. Ein schwaches, sommerliches Wetterleuchten zog am Himmel von Osten nach Westen und beleuchtete noch einmal das Innere des Zimmers und Hans auf allen Vieren vor der Geige mit emporgerecktem Kopf. Das Wetterleuchten ging schnell vorüber, ein Wölkchen umhüllte den Mond, und es ist nichts mehr zu sehen und zu hören . . .

Nach einer Weile kam aus dem finsteren Raume ein ganz leiser und weinerlicher Ton, als wenn Jemand unvorsichtig die Saiten berührt hätte . . . und plötzlich . . .

„Wer da?“ ließ sich eine rauhe, verschlafene Stimme aus einem Winkel des Kredenzzimmers ärgerlich vernehmen. Hans hielt den Athem an, aber jene rauhe Stimme wiederholte die Frage: „Wer da?“

Ein Zündhölzchen blitzte an der Wand, es wurde hell und nachher . . . Man hörte Flüche, Schläge, das Jammern des Kindes, dazwischen den Ruf: „Gott, ach Gott!“ das Bellen der Hunde, man sah durch die Scheiben das Hin- und Herflimmern eines Lichts, der ganze Hof war in Aufruhr.

Am anderen Tage stand der arme Hans vor dem Dorfgericht. Als was sollte man ihn richten, als Dieb? Wahrscheinlich! Der Vogt und die Beisitzer sahen ihn lange an, wie er vor ihnen so dastand mit dem Finger im Munde, mit weit aufgesperrten, erschreckten Augen, klein, schwächlich, hungrig, zerschlagen, nicht wissend, wo er sich befindet und was man von ihm will. Wie soll man so ein kleines, elendes Geschöpf richten, das erst zehn Jahre zählt und kaum auf den Füßen steht? Soll man ihn in das Gefängniß werfen oder was sonst? . . . Kindern gegenüber muß man doch ein wenig barmherzig sein. „Es nehme ihn der Wächter und züchtige ihn mit der Ruthe, damit er ein zweites Mal nicht stehle,“ entschied der Vogt, und die Beisitzer stimmten ihm zu. Sie riefen den Stach herbei, welcher das Amt des Wächters versah und sagten zu ihm: „Nimm ihn mit und gib ihm einen Denkzettel!“

Stach nickte mit seinem dummen, thierischen Kopf, nahm Hans wie eine Katze unter den Arm und trug ihn in eine kleine Scheune. Das Kind verstand entweder nicht, was mit ihm vorging, oder war erschreckt, denn es gab keinen Laut von sich; es schaute mit seinen hellen Augen drein wie ein Vogel. Weiß denn der Aermste, was man mit ihm machen wird? Erst dann, als Stach ihn in der Scheune mit roher Hand angriff, ihn zu Boden drückte, sein einziges Kleidungsstück etwas heraufzog und mächtig ausholte, fing Hans zu schreien an: „Mutter, Mutter!“ Bei jedem Schlage wiederholte er klagend diesen Ruf, aber immer leiser und schwächer, bis er nach einem Hiebe ganz verstummte und die Mutter nicht mehr rief . . . Die arme zerschlagene Geige! . . .

Ei, Du dummer, böser Stach! wer schlägt denn so ein Kind? Und dieses war ja klein und schwach und gab schon immer nur geringe Lebenszeichen von sich. Es kam die Mutter und nahm den Jungen mit nach Hause; sie mußte ihn aber tragen . . . Am nächsten Tage stand Hans nicht auf, und am dritten Abend hauchte er sanft, auf seiner Schlafbank unter ärmlicher Decke ruhend, seine kleine Seele aus.

Die Schwalben zwitscherten auf dem Kirschbaume vor dem Hause, durch die Scheiben drang ein milder Sonnenstrahl und übergoß mit goldenem Licht das zerzauste Haar des Kindes und sein Gesicht, aus welchem alles Blut gewichen war. Dieser Sonnenstrahl war gleichsam der Weg, auf welchem die kleine Seele des Knaben ihre Wanderung nach dem Jenseits antreten sollte. Es war gut, daß diese zarte Seele wenigstens in der Todesstunde auf breitem, sonnenhelltem Wege von dannen zog, denn ihr Lebensweg war wahrhaft dornenvoll. Indessen bewegte aber der Athem noch die abgemagerte Brust, und das Gesicht des Kindes zeigte einen Ausdruck, als wenn dasselbe weltvergessen dem Wiederhall der Dorfstimmen lauschte, welcher durch das offene Fenster drang. Es war Abend; die Mädchen kehrten, lustige Weisen singend, von der Heuernte heim und vom Flusse her ertönten die Pfeifen. Hans lauschte zum letzten Male der Musik, wie sie das Dorf macht . . . Auf seiner Bettdecke lag bei ihm seine Schindelgeige. Plötzlich erheiterte sich das Gesicht des sterbenden Kindes und von den blassen Lippen kam lispelnd die Frage: „Mutter?“

„Was, mein Söhnchen?“ antwortete die mit Thränen kämpfende Frau.

„Mutter! wird der liebe Gott im Himmel mir eine wirkliche Geige geben?“

„Ja, mein Söhnchen, ja!“ erwiderte die Mutter; weiter konnte sie nicht sprechen, denn plötzlich rang sich aus ihrer harten Brust stürmisch das Gefühl der Wehmuth. / Mehr stöhnend wie sprechend fiel sie mit den Worten: „Ach, Jesus, Jesus!“ mit dem Gesicht auf den Kasten und begann zu brüllen, als wenn sie den Verstand verloren hätte oder wie ein Mensch, welcher sieht, daß er dem Tode sein Liebstes nicht entreißen kann . . .

Und auch sie vermochte ihr Liebstes nicht zu retten; als sie das Gesicht erhob und auf das Kind sah, waren die Augen des kleinen Musikanten zwar offen, aber unbeweglich, das Gesicht war sehr ernst, finster und starr. Auch der Sonnenstrahl war verschwunden . . . Armer Hans, Friede Deiner Asche! — — —

Am zweiten Tage darauf kehrte die Herrschaft von Italien nach

Digitized by Google

Hause zurück; mit ihr auch das Fräulein und ein Cavalier, welcher um sie warb. Der Cavalier sagte zu dem Fräulein:

„Quel beau pays que l'Italie."

„Und welches Volk von Künstlern," antwortete die Dame.

„On est heureux de chercher là-bas des talents et de les protéger . . ." fügte sie hinzu.

Ueber Hänschens Grab rauschten die Birken.

Aus der Hauptstadt.

Deutschland im Sattel.

Ich werde den Tag nie vergessen. Just vorher hatte er die Linke und den damaligen Führer der Deutschfreisinnigen, Excellenz Windthorst von Meppen, niedergeschmettert mit titanischem Wort: „Ich klage diesen Reichstag an vor Gott und vor der Geschichte" — und ein paar Stunden später sah ich ihn durch den winterlichen Thiergarten reiten. Eine prächtige Greisengestalt, ehern und sicher auf hohem Gaul, das Gesicht von Geist und Kampflust leuchtend, so trabte der Reichskanzler über die leicht beschneiten Wege dahin: Deutschland im Sattel. Es war ein schöner, klarer Wintertag — ich werde den Tag nie vergessen —, güldene Kronen prunkten ruhmverheißend auf den Bäumen des Waldes, und in purpurnem, prophetischem Glanze schimmerte der Abendhimmel . . . Heinrich Heine muß doch nicht nur Herrn Stöckers, er muß auch anderer sehr modern empfindender Menschen Lieblingsdichter sein; und als der erste Kanzler mit Galoppschlag an mir vorbeiwetterte, dachte ich an die begeisterten Worte der entzückend klugen Judenjungen im Buche Legrand: „Hosiannah, der Kaiser, der Kaiser!" Heinrich Heine hat vor Zeiten in Düsseldorf, da er Napoleon sah, den korsischen Parvenü gewiß nicht enthusiastischer begrüßt, als ich den pommerschen . . . den pommerschen Krautjunker und Deichhauptmann.

Deutschland sitzt nicht mehr im Sattel. Graf Caprivi reitet nicht. Er geht spazieren. Und er geht sehr fleißig spazieren. Er ist ein sehr guter Thiergartenkenner, und wer sich zeitig auf die Beine macht, kann ihm an schönen Frühlingstagen, wenn lau die Lüfte weh'n, öfters begegnen. Im Winter, glaub' ich, spaziert er nicht. Auch darin unterscheidet er sich von Bismarck. Auch hat er noch nie den Reichstag vor Gott und vor der Geschichte angeklagt. Weshalb auch? Ihm thut man schon eher einen Gefallen als dem früheren Inhaber des Weltgeschäftes in der Wilhelmstraße 76/77. Eugen Richter hätte allen Grund, seinen Vasallen streng auf die Finger zu sehen. Der grimme Volkstribun spottet Tag für Tag seines Gegners und reißt die neu hinzugetretenen Abonnenten der „Freisinnigen Zeitung", denen er den bisher erschienenen Theil des spannenden Romans „ gratis nachliefert, Tag für Tag zu fröhlichem Lachen hin; aber nicht immer lacht, wer zuerst lacht am besten. Graf Caprivi beginnt seit einiger Zeit, Glück zu haben, wie Polykrates, die koloniale königliche und kaiserliche Hoheit von Deutsch-Samos. Alles, was man im Auswärtigen Amt anfängt, ja sogar das, was man klug und verständig anfängt, schlägt ein. „„Heben wir Deutschland nur in den Sattel — reiten wird es schon können."" Bismarck hat sich geirrt, der Reitunterricht war pour le roi de Prusse; Deutschland sprang vom Gaul und versuchte nebenher zugehen. Und es ging, so lala.

Daß ihm alle Staaten voraus kamen, kümmerte uns eine Weile lang nicht. Wir wurstelten weiter, bis wir eines schönen Morgens nicht mehr weiter kamen. Und da versuchte der regierende Herr Graf, durch 60,000 neue Rekruten Deutschland wieder in den Sattel heben zu lassen, auf daß es abermals im europäischen Tattersall die Tête nehmen könnte. —

Ich sagte eben, Graf Caprivi hätte seit einiger Zeit auffallend viel Glück, aber daß er dies Glück eben jetzt hat, ist sein Pech. Die Militärvorlage braucht, soll anders sie trotz der Wehemütter Rickert und Loë nicht als Compromißgeburt aus dem Schoße der Commission hervorgehen, schlimme politische Wintertage, Himmel und Erde Grau in Grau. Alles hatte sich, nicht zum Letzten dank der Geschicklichkeit des Reichskanzlers, auf das Beste angelassen. Die geduldigsten und unbezahltesten Hülfsarbeiter im Auswärtigen Amt kam ein Grauen an und sie suchten schleunigst um Urlaub nach, sobald sie sich in die Erfolge ihrer auswärtigen Politik vertieften. („Politik" ist seit drei Jahren nicht mehr mit „Staatskunst" zu übersetzen; diese Politik ist keine Kunst). Rußland und Frankreich hatten sich endlich gefunden, und der Allianzvertrag lag einer unverbürgten Schiffernachricht zufolge bereits in der Tournüre von Madame Carnot verborgen; England war ganz vom Dreibund abgesprungen; in Italien schien selbst Crispi zur Einsicht gekommen, und Graf Taaffe machte den Slaven ein süßes Gesicht. Eine bessere Constellation für Caprivi's Militärentwurf war nicht denkbar, aber kaum hatte die Debatte begonnen, da brach des Reichskanzlers Glückssonne durch das Gewölk. Sie überstürzten sich förmlich, die freudigen Ereignisse. Nicht genug, daß in Frankreich eine ungemein starke Nachfrage nach Eisenbahn- und Seedampfer-Actien entstand, denn Panama rief in den Kreisen der oberen Zehntausend eine hochsommerliche Reisewuth hervor; nicht genug, daß der Zar darauf verzichtete, am 21. Januar, dem hundertjährigen Todestage Louis XVI., abermals ein französisches Geschwader in Kronstadt zu empfangen und abermals entblößten Hauptes die Marseillaise anzuhören, nein, er erquickte auch den Berliner Hof durch die Einsendung seines Sohnes, und der Umstand, daß diesmal kein freisinniges Blatt den „Cäsarewitsch" mit lobhudelnden Leitartikeln anekelte, wirkte auf das junge Blut hinreißend genug, um es zur Verlängerung seines Aufenthaltes zu bestimmen. Ganz Europa zeigte ein geradezu verletzend friedliches Aussehen; die Dilettanten vom Quai d'Orsay bewiesen durch die Behandlung ihres Schweizer Nachbarn, daß sie der Berliner Wilhelmstraße nicht erfolglos Concurrenz machten, und mit ihrem egyptischen Vorwitz verstimmten sie glücklich auch den ihnen so holden Gladstone. Gefährlich hätte der auswärtigen Politik Caprivi's nur der Umstand werden können, daß gerade jetzt der Buchbinder Poultney Bigelow sich wieder viel „Scheereien" gemacht und ein neues Buch zu ihrem Preise geklebt hatte; aber auch diese Dummheit schadete nicht.

Oft genug mag, wenn die Witterung es erlaubte, Graf Caprivi während der letzten Tage im umgearbeiten Garten des Reichskanzlerpalais spazieren gegangen sein nnd das Geschick verflucht haben, welches recht wie zum Hohne ihn am Schluß seiner Laufbahn mit Gunstbezeugungen überschüttet. Glückliche Zufälle genügten jetzt nicht mehr, Deutschland wieder in den Sattel zu heben; die 100,000 Mann, welche Fürst Bismarck bekanntlich dem Vaterlande werth war, mußten, nun er fehlte, als Rekruten wirklich eingestellt werden.

* * *

„ . . . Ich entspreche diesem Ihrem Wunsche, indem ich Ihnen hierneben den erbetenen Abschied aus Ihren Aemtern als Reichskanzler, Präsident meines Staatsministeriums und Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Gnaden und in der Zuversicht ertheile, daß Ihr Rath und Ihre Thatkraft, Ihre Treue und Hingebung auch in Zukunft mir und dem Vaterland nicht fehlen werden." So hatte es wörtlich in der allerhöchsten Entlassungsurkunde vom 20. März 1890 gelautet. Der Rath des Fürsten Bismarck schien aber dem neuen Staatsministerium, das sich dadurch in directen Gegensatz zu einer königlichen Willensäußerung stellte, mindestens entbehrlich, man hielt ihm vor, wie unpatriotisch und unklug es wäre, da nicht zu schweigen, wo ein Caprivi rede; vor seiner Thatkraft aber schützte man sich durch vertrauliche Depeschen an die Botschafter bei sämmtlichen europäischen Höfen. Dies geschehen, ging man, dem Programm der fortgeschrittenen liberalen Parteien folgend, mit Begeisterung daran, so weit als möglich alle Spuren der fluchwürdigen Aera Bismarck von dieser Erde zu vertilgen und den entgegengesetzten Kurs zu nehmen. Graf Caprivi erreicht alles, was er will. Fünfundzwanzig Jahre hindurch hatte unsere Staatskunst die fremde dupirt; Gentleman from tip to toe, wollte der neue Reichskanzler nicht länger leiden und vertauschte die Rollen. Zu wichtigen Unterhandlungen wurden hinfort die Männer auserwählt, welche dem Gegenstand und den Gegnern bestimmt nicht gewachsen waren. Die glorreichen Handelsverträge, deren zweite, bedeutend vermehrte und verschlechterte Ausgabe in russischer Sprache nahe bevorsteht, sägten mehrere deutsche Industriezweige platt ab und bewirkten den Rückgang unseres Exportes um elf, die Steigerung der Einfuhr um sechzig Millionen, d. h. einen Gesammtverlust in der Handelsbilanz von einundsiebzig Millionen Mark. Man muß zugeben, für den Anfang ist das ganz hübsch, besonders wenn man den guten Willen der Regierung in's Auge faßt, die kolossalen Defizits und die neuen Steuerlasten.

Als der Leiter unserer Geschicke den deutschen Reichstag zum ersten Mal in einige Mysterien des äußeren Amtes einführte, erhob sich auf der Linken ein groß Jubelgeschrei, und mit einem verächtlichen Seitenblick nach Friedrichsruh erkannte man dankbar an, daß nun endlich auch dem gewöhnlichen Unterthanenverstand der ihm gebührende Einfluß auf die hohe Politik eingeräumt werde. Sah man doch im Gegensatz zu früher, wo die Politik als eine schwierige, viel Mühen und Talent erfordernde Wissenschaft galt, jetzt einen vergnüglichen Sport für Dilettanten aller Art in ihr. Ich bin überzeugt, der Urheber des verrufenen Wortes vom beschränkten Unterthanenverstand wollte damit die unwissenden Schwätzer treffen, welche sich Tags über sehr vernünftiger Weise mit Seifensiederei und Scheerenschleifen befassen, Abends aber sehr unvernünftiger Weise in das Getriebe einer Maschine eingreifen wollen, von der ihnen jede Kenntniß abgeht. — Jetzt erst, unter neuem Kurs, verlor das junkerlich freche Axiom alle Gültigkeit, und schleunigst verjagte man die Creaturen Bismarck's, d. h. alle geschulten und guten Diplomaten, um sie durch wohlmeinende Amateure zu ersetzen. Der Rest war nicht Schweigen, denn Graf Caprivi redete viel, aber die Militärvorlage war der Rest.

* * *

Man muß gestehen, es war nicht leicht, Deutschlands Stellung so völlig, so grundstürzend zu ändern, aber mit Hülfe eines klug ersonnenen Systems und einer nicht alltäglichen Ausdauer glückte es schließlich, alle Künste des großen Rittmeisters Bismarck vergessen zu machen. Was aus den Archiven des neuen Courses bisher an's Tageslicht gekommen ist, erfüllt mit hoher Achtung vor seiner ganz ungewöhnlichen Consequenz in der Inconsequenz, mit stolzer Freude über die Seelenreinheit und Harmlosigkeit seiner Diplomaten. Der Helgolandhandel verschaffte uns ein deutsches Seebad wenige Stunden hinter Hamburg, während Zanzibar und die Länder am Tanganykasee ihrer weiten Entfernung wegen zu Feriencolonien nicht taugen, also mit Recht aufgegeben worden sind. Unsere Vertreter wurden oft über's Ohr gehauen, aber sie hatten zuweilen mit Spitzbuben zu thun, wie jetzt Italien beweist, dessen ehemalige Unterhändler nun zum Theil wegen grundsätzlicher Meinungsverschiedenheiten in Bankcoupfragen Staatspension genießen; von Spitzbuben betrogen zu werden, schändet nicht, das ist das Schicksal aller ehrlichen Leute. Die deutsche Staatsregierung hat gewiß nicht verfehlt, ihre hintergangenen Beamten durch Verleihung von Orden und Titeln zu entschädigen. Zwei

Digitized by Google

Auch-Schriftsteller in Zürich mißbrauchten den nichtsahnenden Herrn von Bülow für ihre durchsichtigen Machenschaften, und ehe die deutsche Staatsregierung dahinter kam und ihren Beamten den Verkehr mit der romantischen Firma untersagte, vergingen volle vier Tage. Es mag ja manchem hohen Herrn in der Nähe des Auswärtigen Amtes nicht wohl um's Herz gewesen sein, als von hundert in einer alten Cigarrenkiste aufgefundenen Welfenfondsquittungen die Rede ging, und unterm alten Fritz, der jetzt oft als Muster hingestellt wird, hätte die Sache vielleicht böse Folgen gehabt; aber wir leben in einem solideren Jahrhundert, wo nur noch die Lyriker amtlich verpflichtet sind, nicht viel nach Geld und Gut zu fragen und goldne Ketten zurückzuweisen. Zum Dank für die Angst, welche er seinen Vorgesetzten gemacht und in Anerkennung seines guten Herzens (Talent ist Nebensache), schickte man den Gesandten von Bern zu den schlauesten, den geriebensten Menschen Europas, den römischen Monsignori und Eminenzen. Ich weiß nicht, ob Herr von Bülow sich auf guten Aßmannshäuser so trefflich wie sein jählings abberufener Vorgänger versteht und ob er an Trinkfestigkeit mit Herrn von Schloezer wetteifern kann, aber ich hoffe es. Dann wird, wenn nicht die Reitkunst, so doch wenigstens der Weinverstand des deutschen Reiches den Cardinälen auch fernerhin imponiren.

* * *

Die Militärcommission hat ihre Arbeit wieder aufgenommen, nachdem sie sie der Hoffestlichkeiten wegen vertagt hatte; und mit gerechter Freude können wir constatiren, daß die Festwoche den Herren Abgeordneten mit ihren Diners, ihren Maskenbällen und ihren Exbummeleien wohlgethan hat, daß sie allesammt nachgiebiger, versöhnlicher geworden sind, wie es sich unterm neuen Kurse schickt. Vielleicht bedarf es nicht mehr des Eingreifens Loës und Lees; vielleicht genügt die Erinnerung an Fackeltänze und Menuets, die Hoffnung auf künftige Einladung dazu, um die Unerschütterlichkeit auch da zu erschüttern, wo sie heute noch in Wasserstiefeln einhertrampft. Deutschland hat aus guten Gründen das Reiten und die diplomatischen Reiterkunststückchen aufgegeben; es hat dafür tanzen gelernt. Bismarck mußte jeden Tag, wenn er um zehn Uhr in's Auswärtige Amt ging, eine großartige Idee haben; das ist jetzt nicht mehr nöthig, hunderttausend Soldaten sind ebensogut wie eine großartige Idee und machen viel weniger Kopfbeschwerden. Deutschland tanzt. Graf Caprivi geht mit der Fackel voran. Und Anstandspflicht aller Parteien, die bisher seiner gentilen Politik zu Fuß Lob zollten, ist es, ihn jetzt nicht ausgleiten zu lassen, Anstandspflicht ist es und die Pflich' der Selbsterhaltung.

Denn wer weiß, ob nicht schon der alte Rittmeister hinter der Thüre steht und nur den Augenblick erwartet, das hüpfende Völklein in alle Winde zu zerstreuen? Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Der Talisman. Dramatisches Märchen in 4 Aufzügen (mit theilweiser Benutzung eines alten Fabelstoffes) von Ludwig Fulda. (Deutsches Theater). — Tosca. Schauspiel in 4 Acten von Victorien Sardou. (Neues Theater).

Anstrengender und freudloser als der geneigte Leser beim Morgenkaffee es ahnt, ist der Beruf eines Recensenten. Wo sind die schönen Tage geblieben, da alle Coulissengrößen, männliche und weibliche, vor dem Herrn Doctor sklavisch sich beugten, da in jeder Stadt ein Gewaltiger die kritische Herrschaft führte, streng aber ungerecht, und die Collegen sich seinem bewährten Urtheil nothgedrungener Weise anschlossen? Auf ihren Special-Jules Janin war damals jede Theaterstadt stolz; höher als das Stück ward in jedem Falle sein Referat darüber bewerthet, und wer ihm opponiren wollte, machte sich lästig oder lächerlich. Wir sind seither auch auf diesem Gebiete demokratischer geworden, es gibt keine kritischen Könige mehr; vierzig Recensenten mit mindestens ebenso viel grundverschiedenen Meinungen sorgen dafür, daß hinfort kein einseitiges Urtheil mehr in's Publikum kommt. Der Dichter, welchen zwanzig Dramenrichter zum bemitleidenswerthen Cretin stempeln, wird eben dadurch für die anderen Zwanzig ein unsägliches Genie. So heftig ist der Parteikampf entbrannt, daß wirklich moderne Recensenten sich principiell weniger mit der Dichtung als mit dem „verbohrten und albernen Urtheil der Collegen" befassen, und daß keine gute Besprechung mehr ohne hanebüchene Grobheiten gegen irgend einen Vereinsbruder aus der „Berliner Presse" denkbar ist. Nicht wer am scharfsinnigsten die Mängel des dargebotenen Stückes aufdeckt, gilt als der Befähigste für das kritische Richteramt, nein, Sieg und Ehrenkrone trägt davon, wer die Collegen am meisten blamirt.

Diese ungemüthlichen Zustände werden dadurch noch verschärft, daß die zeitunglesende und kunstverständige Bevölkerung gerade von dem Theaterreferenten ihres Blattes den hervorragendsten kritischen Gedanken, die tiefinnerste Ergründung der Absichten des Dichters verlangt. Sie will am Morgen nach der Première etwas Nochniedagewesenes, ungeahnt Originelles lesen, und sie nimmt, wenn's mal durchaus nicht anders geht, mit einer schwulstigen Verschobenheit fürlieb — nur nichts Alltägliches darf es sein, nichts, was der Abonnent am Ende selber zu schreiben vermöchte. Und die bedauernswerthen Opfer einer solchen Manie müssen, wenn alle anderen Theaterbesucher in's Bräu gehen, am Schreibtisch niederhocken und, oft sogar in Gegenwart ihrer Frau, geistreich, tief und gründlich sein, hurre hurre hopp hopp hopp, denn der Setzerjunge wartet vor der Thür. Aus Sprachdummheiten, erzwungenen Witzen und Aeußerungen einer ganz und gar nicht zur Sache gehörigen Augenblickslaune setzt seine Kritiken mancher kluge Mann zusammen, der, wäre er weniger abgespannt und abendbrotbegierig, ganz gewiß recht Vernünftiges über die Sache zu sagen wüßte. Der Autor lernt von solchen Zuchtmeistern freilich weniger als nichts; da aber die Leute, welche einer Elf-Uhr-Kritik glauben, nicht alle werden, hängt sein guter Name und seine Zukunft ganz von der Magenverfassung der Mitternacht-Recensenten ab.

Es ist einleuchtend, daß leicht gebaute und durchsichtige Stücklein, die dem ermüdeten Hirn keine Räthsel aufgeben, unter solchen Verhältnissen bei der Kritik immer auf größeres Verständniß rechnen dürfen als anders geartete. Ludwig Fulda hat mit seinem neuesten bunten Gaukelspiel diese freundliche Erfahrung machen dürfen, und es ist bezeichnend, daß am „Talisman" nur die Stellen leise getadelt wurden, wo der Dichter entschlossen und kraftvoll höheren Flug nimmt.

„Die Morgenröthe des deutschen Lustspiels" ward Fulda's Märchen genannt — wenn die Herren nur sagen wollten, was sie unter „deutschem" Lustspiel verstehen —, und „den ersten Ansatz zur modernen aristophanischen Komödie" erblickte jemand Anderes in ihm. Nun, dies Wort ist jedenfalls discutabel. Vom guten Lustspiel entfernt sich Fulda, nun er die sozialdemokratischen Masern überstanden hat, neuerdings weiter, als er es in seinen übersüßen Einactern, seiner großstadtlustigen „Wilden Jagd" gethan hat; aber ein so erquickender, so gesunder Hauch ätzender Satire durchzieht die Hauptacte des „Talisman", mit so entzückender Kraft und so kindlicher Wahrheitsliebe predigt der komische Dichter, daß ich gern bekenne, von keiner dramatischen Arbeit dieser Saison in gleichem Maße angeregt worden zu sein. Die Frage ist nur: darf Fulda sich als der geniale Schöpfer dieser politischen Komödie betrachten oder gebührt einem Anderen der Ruhm, dem Prinzen Don Juan Manuel, dem Stricker etwa oder dem Andersen? (Wer die übrigen Bearbeiter des „theilweis benutzten Fabelstoffes" kennen lernen will, findet sie in jeder besseren Literaturgeschichte oder in den daraus geschöpften, imponirend hochgelahrten Nachweisen meiner Herren Collegen.)

Das Stück verdankt Leben und Bedeutung der uralten Satire vom Zauberspiegel, der das Bild unehelich Geborener nicht zurückstrahlt, oder vom Zauberhemd, das dummen (bei Fulda dummen oder schlechten) Menschen unsichtbar bleibt. Was sonst die vier Acte des „Talisman" füllt, ist Beiwerk, zum Theil sehr ergötzliches, zum Teil störendes, jedenfalls aber entbehrliches Beiwerk. Wir haben neulich wieder aus Molière's Mund vernommen, daß dem Dichter jeder Stoff gehört, den er findet, daß es ein literarisches Eigenthum im strengeren Sinne nicht gibt; erst dadurch, daß er den aufgehobenen, rohen Diamanten in glitzernde Pracht zu verwandeln weiß, zeigt der Poet seine Künstlerschaft. Wie aber, wenn er nichts thut, als dem bereits fertigen Edelstein eine à jour-Fassung zu verleihen?

Andersen's nachdenkliches Märchen darf als bekannt vorausgesetzt werden; man vergleiche mit ihm Fulda's „theilweise" Benutzung der alten Fabel. Ich lasse natürlich alle Nebensächlichkeiten, die üblichen Liebesgeschichten und Hofintriguen bei Seite; ich halte mich nur an das, was die treibende Idee und die Größe des Stückes ausmacht.

Astolf, Selbstherrscher aller Cyprioten, ist erfüllt von dem Gefühl seiner hohen Würde, seiner königlichen Kraft, seines Gottesgnadenthums; Nächtens umzirkt, treue Diener haben es gesehen, ein Strahlenkranz sein geweihtes Haupt. Unendlich erhaben auch über dem besten und klügsten Unterthanen, fehlt ihm nur noch eine Macht: mit tödtlicher Sicherheit unterscheiden zu können zwischen Gerechten und Ungerechten, bedeutenden und unbedeutenden Menschen. Da kommt des Weges ein fahrender Gesell daher und erbietet sich, dem König zu geben, was ihm mangelt. Aus prächtigsten Stoff will er ein Gewand herrichten und es mit Hilfe eines Talismans zauberkräftig machen, so zwar, daß seine Herrlichkeit sich nur den Augen der Klugen und Braven enthüllt, Dümmlingen und Bösewichtern aber verborgen bleibt. Mit Wonne geht der Despot auf den Vorschlag ein, und als der Künstler sein Werk vollendet zu haben vorgibt, schickt er seinen Hofmeister zur Besichtigung und Kritik. Weil das Zauberhemd nicht vorhanden ist, vermag es der gute Niccola auch nicht zu erblicken; aber gerechte Scham hindert ihn, das einzugestehen, sein Mund fließt vielmehr vor Entzücken über. Und wie er, thun alle seine Collegen. Der König, auf das Aeußerste gespannt, von ihren begeisterten Schilderungen hingerissen, ist begierig, das Werk zu schauen; doch auch er erblickt nur einen leeren Kleiderständer. Bestürzt schickt er den Hof davon; in heißem Ringkampf mit sich selbst kommt er zu dem Entschlusse, die Existenz des Rockes anzuerkennen. Denn, argumentirt er, ist dieser Rock nicht vorhanden, dann haben meine Diener mich belogen, und ich war ein Dummkopf, solche Lügner an den Hof zu nehmen; liegt es aber an mir, daß ich den Rock nicht sehe, dann trägt keinesfalls meine Dummheit, meine Schlechtigkeit die Schuld daran. Und meine Schlechtigkeit, was ist sie anders als Regentengröße? . . .

Der Tausendkünstler Omar überredet nun den Fürsten, nachdem der Hof so gut bestanden hat, das ganze Volk zu prüfen. Ein pomphafter Triumphzug wird angeordnet; in seiner Mitte kommt unter prächtigem Baldachin der König in Unterhosen daher gegangen. Aber auch im Volk will Niemand verrathen, daß er den Zaubermantel nicht sieht, und alles bricht in Bewunderungsgeschrei aus. Da plötzlich, als Verzückung und Begeisterung ihren Höhepunkt erreicht haben, tönt ein zartes, feines Kinderstimmchen in den Lärm hinein: „Der König hat ja gar nichts an!"

Bei Andersen kommen nun König und Volk zur Vernunft; Fulda aber führt die Fabel, nachdem er sie bisher nicht „theilweis", sondern ganz und gar, mit all ihren Feinheiten benutzt hat, weiter. Sein König will und darf nicht zugeben, daß er gelogen hat; der brüllenden, höhnen-

Digitized by Google

den Menge bietet er titanisch Trotz, sein Cäsarenwahnsinn, der sich folgerichtig, in rasender Geschwindigkeit bis hierher entwickelte, flammt in grausiger Pracht auf. Wie dieser Fürst die erbärmliche Rolle des Lügners durchführt, begeistert, groß, wie er, von seiner Phantasie fortgerissen, den Mantel wirklich auf den Schultern fühlt, — der junge Heine hörte ja auch Rauschen wie von Adlerschwingen ob seinem Haupte — wie er dann, als der Paroxysmus vorüber ist, fröstelnd zusammenfährt und nach einem wärmenden Mantel verlangt — das ist mit bezwingender Kraft, ja, ich sage, mit aristophanischer Kraft dargestellt. Wer von Fulda verlangt hat, seinen König nach der schimpflich-spaßhaften Volksscene zur Einsicht kommen zu lassen, der versteht das Beste nicht, was dieser junge Dichter zu bieten hatte, der will ihn auf das Niveau des Märchen dramatisirenden Kindertheatralikers herabdrücken.

Alles fällt von König Astolf ab, Niemand glaubt mehr an den Zauber, der Künstler Omar selbst gesteht seinen Betrug ein — aber der Monarch straft ihn Lügen, er sieht das Hemd, er fühlt es, er allein, und so steht er einsam in seiner Größe da. Am Schluß des dritten Actes wächst Fulda über Andersen und alle Mitbewerber hinaus, gibt er uns eine Scene aus der Komödie, nach welcher wir lechzen. Der am eigenen Machtgefühl tollgewordene Despot, Caligula der Große, der Gott steht vor uns, und ein tragischer Schauer durchrieselt uns, so erbärmlich dieser Lügner da oben, so bezwingend komisch die ganze Begebenheit ist. Hier tritt vor unsere Augen der echte Komödienschreiber, hier der Molière an Kraft gleiche Geist. Um dieser einen Scene willen verzeihen wir gern den schlimmen vierten Aufzug, der mit allen Dogmen der Seelenkunde gar zu märchenhaft umspringt, der uns den gigantischen Lügner als kleinlichen, geduckten, constitutionellen Monarchen zeigt, der leer an wahrhaftiger, innerlicher, überladen mit erkünstelter Epigramm-Poesie und mit erkünsteltem Witz ausgeputzt ist. Wir verzeihen gern, daß die meisten Nebenfiguren leblos scheinen (Berengar, Maddalena, Diomed!), daß auch in den ersten beiden Acten nicht die gehörige Kunst darauf verwandt worden ist, Astolf's seelisches Leben groß und klar genug darzustellen, daß vielmehr der Deckmantel des „dramatischen Märchens" mancherlei verhüllen muß.

Was dem Werke einen besonderen Reiz verschafft, ist, daß es vom ersten Augenblick an, ohne sich besonders phantastischer Mittel zu bedienen, die rechte Fabelstimmung erweckt. Der Duft des Orients umwittert all die Menschen, und auch ihre Komik hat etwas Morgenländisches. Und dabei, wie ursprünglich wirkt wieder die Satire, wenn sie uns die Verlegenheit und Verlogenheit der Schranzen vorm leeren Kleiderständer zeigt; wie viele von den silbernen Pfeilen, welche der Poet abschnellt, treffen Personen und Dinge von heute! Ich will nicht entscheiden, ob Fulda in diesem Werke nur darum so groß ist, weil er auf den breiten Schultern Großer steht; aber ich hoffe, er wird sich nicht ausgegeben haben. Er wird die Obenhin-Komik abstreifen, welche jetzt noch zwei Fünftel seiner Dichtung füllt, welche in Hanswurstfiguren excellirt, die mit dem Kern des Stückes nichts zu thun haben und neben der Hauptmoral der Fabel noch eine andere entwickeln.

Was das Glück von Fulda's „Wilder Jagd" machte: die sich im Halbminuten-Verkehr folgenden Witze, das ersetzte diesmal der Reim. Durch ihn gewann die Dichtung bunten Glanz und Schimmer, Schlagkraft und Glätte. Jene Herren, welche auf den Reim an sich schelten und ihn überlebt nennen, weil sie als professionelle Witzblattpoeten allwöchentlich ihr Bestes thun, ihn zu discreditiren, wird der „Talisman" über den Zauber und die Wirkung metrischen Klingklangs Augen und Ohren geöffnet haben. —

Vor ausverkauften Häusern und in einem Stück, das hohen Erfolges würdig ist, spielt sich's gut. Vielleicht könnte Josef Kainz seinen König Astolf ein ganz, ganz klein wenig humoristischer auffassen, so daß der Tyrann uns nicht nur Furcht, sondern auch Mitleid einflößt; die Prachtleistung gewönne dadurch noch an innerem Licht. Jammerschade ist, daß Habakuk-Engels, ein alter Korbflechter, vom Dichter außerhalb der eigentlichen Handlung aufgestellt und ganz auf den groben Possen-Lachreiz angelegt worden ist. Seine (nicht, wie Herr Fulda schreibt, „dessen") holdselige Tochter Rita-Ketty kam wirklich und wahrhaftig geradenwegs aus dem Märchenwalde; selbst Poetin, verschönerte sie bemerkenswerth die ihr vom Autor zugedachte Rolle. —

Brav gemimt ward auch in Victorien Sardou's „Tosca", die nach langem Hin und Her mit der Censur im „Neuen Theater" ihre Berliner Première erlebte. Die furchtbarsten Scenen, so die Anwendung der Folter im dritten Acte, so der ganze, nervenzerreißende fünfte Act, sind in Wegfall gekommen, und man darf der Behörde dafür Dank sagen; aber man muß gerechter Weise auch anerkennen, daß dadurch Sardou's Werk fast zerstört worden ist. So rohherzig dieser Mann arbeitet, so sehr Alles von ihm auf den bloßen äußerlichen, den schauspielerischen Effect abgestimmt ist und so scrupellos er in der Wahl seiner Mittel erscheint, das Gemüth des Zuschauers aufzuwühlen — niemals doch darf man ihm technische Ungeschicklichkeiten, Leichtfertigkeiten in Begründung der Handlung und in der Scenenführung vorwerfen. In der „Tosca" hat ein barbarischer Rothstift gewüthet, und mehr als ungeschickte Hände haben den Schaden gut zu machen gesucht; aber ich meine, auch wer das Original nicht kennt, vermag mit Fingern auf die Stellen hinzuweisen, wo die deutschen „Bearbeiter" ihr Licht leuchten ließen. Man weiß, daß der vielgewandte Pariser Tosca wie eine Reihe ihrer Vorgängerinnen für die geniale Bernhardt geschrieben hat, deren schlanke Taille hier zu Lande mehr als ihr Talent berühmt ist; und schlechterdings in Erstaunen setzt die Kunst, womit Sardou seiner Arbeitgeberin Gelegenheit zur Entfaltung ihrer brillanten schauspielerischen Mittel bietet. Auf literarischen Werth und ernsthafte, kritische Würdigung macht das schauerliche Sensationsdrama keinen Anspruch, es rüttelt die Nerven auf wie nur irgend ein Richard Voß, aber es widert jedes feinere Empfinden durchaus an, es versöhnt nirgend ein durch ein Aufblitzen poesievoller oder großer, leitender Gedanken, wie dies bei dem Drama des Deutschen fast immer der Fall ist. An der Plattheit des Dialoges war zu bemerken, daß Sardou es diesmal eilig hatte und keine Bonmots mehr anschleifen konnte; verblüffende, scenische Blender natürlich gab es in Menge.

Marie Barkany entspricht den modernen Anforderungen an eine „realistische" Schauspielerin wenig, aber für Tosca-Rollen bringt sie Manches mit. Die verliebte, brünstig verliebte Italienerin, die sich verrathen wähnende und wieder beruhigte Frau, die Rächerin endlich — die ganze Scala mächtiger Gefühlstöne ward mit Virtuosität durchrast. An falschen Tönen konnte natürlich bei den hastigen Sprüngen kein Mangel sein; aber wo sie sich besonders grell geltend machten, in der Liebes-„Scene" des ersten Actes zum Beispiel, da lag eine triftige Entschuldigung, eine Erklärung sogar in dem Umstand, daß Signora Floria Tosca gerade als Sängerin-Schauspielerin unwillkürlich Mätzchen auch dann machen wird, wenn sie in wirklicher Leidenschaft handelt und spricht.

Opern und Concerte.

Mireille. Oper von Michel Carré. Musik von Charles Gounod. (Kroll's Theater.)

Der französische Nationalopern-Componist Gounod hat nur mit wenigen seiner Bühnenwerke einen Erfolg erzielt; etwa mit Faust, Roméo et Juliette und — Mireille, die 1864 zum erstenmale gegeben wurde. Als vor elf Jahren „Le tribu de Zamora" in der Pariser Oper durchfiel, erklärte man diese auffallende Thatsache mit der Unzulänglichkeit des Textes. Gounod könne gute Musik nur zu guten Texten schreiben; z. B. zu Librettos aus Shakespeare, Goethe, Schiller, Molière, La Fontaine, Mistral. „Livrée à elle même, c'est une âme sans corps. Tant vaut le poëme, tant vaut la partition." Danach wäre also Mireille eine durchaus gute Oper. Ich weiß nicht, ob die ganz ausnahmsweise Aufführung dieses Werkes in Frankreich dort als ein Beweis für oder gegen die Güte des Werkes angesehen wird. Von deutschen Bühnen hat nur Wien die Oper in's Repertoire aufgenommen, um sie schnell wieder abzusetzen.

Die französische Operngesellschaft, die gegenwärtig am Kroll'schen Theater gastirt, hatte dies ursprünglich vieraktige Werk zu ihrer Antrittsvorstellung gewählt; d. h. eigentlich nur den ersten und zweiten Akt. Denn was schließlich als dritter Akt folgte, war eine unglaublich sinnlose Zusammenkleisterung, ähnlich dem bei der Enna'schen „Hexe" angewandten Verfahren. Nun ist freilich bei Gounod gegen das Ende hin der Faden der musikalischen Erfindung gar zu sehr spinnwebenartig dünn geworden, trotzdem der Componist an Mozart, den er zu seinem Schutzheiligen und Nothhelfer gegen die überhandnehmende „Wagnerei" in Frankreich ausgerufen hat, das beste Beispiel gehabt hätte, wie man eine Oper in jeder Beziehung gut und wirkungsvoll zu Ende führt. Es scheint überhaupt, daß damals, als Gounod die „Mireille" schrieb, noch nicht Mozart, vielmehr Donizetti, sein erwählter Patron war. Auf Donizetti weist nicht bloß der Mangel des echten französischen musikalischen „esprit" hin, sondern auch die glatte, einschmeichelnde Melodik, vor allem der Aufbau des 2. Finales. Im Uebrigen suchte Gounod in der „Mireille" weniger gute, als gefällige und graziöse Musik zu machen. So entstanden die Walzer-Arie, ein Bravourstück der Miolan-Carvalho, die Canzonetta der Zigeunerin und die volksthümlichen Chor- und Einzelgesänge des 2. Aktes: die Farandole und der liebliche Wechselgesang von Magali, einem wirklichen Volkslied aus der Provence. Der entzückende Text des Volksliedes: „O Magali, ma tan amado" . . . ist wie alles Uebrige von Carré verballhornt worden. Musikalisch zielt Alles auf die Wirkung der vormärzlichen Oper ab. Damit indessen dem „Drame lyrique" das Drama nicht ganz fehle, wurde das Finale des 2. Aktes und der Schluß des 4. mit den bekannten Hausmitteln der italienischen Oper ausgestattet. Dort verstößt der wohlhabende provençalische Pächter Ramon seine Tochter Mireille, weil sie von des armen Korbflechters Sohn Vincent nicht lassen und den Ochsenhirten, den ihr der Vater empfiehlt, nicht heirathen will. Hier stirbt die Heldin vor einer Wallfahrtskirche in der Gluthebene der Crau — originell genug — am Sonnenstich. Hierher nämlich, „zu den drei Marien", hatte Vincent in der Herzensangst seine Zuflucht genommen. Die Pariser Bearbeiter hatten indessen — mitleidigen Herzens — den Tod in eine Ohnmacht verwandelt, und so dem Vater Ramon Gelegenheit gegeben, einen unbedachten Schritt nicht ohne Erfolg zu bereuen. Uebrigens wäre sonst ja auch die Wallfahrt zu „den drei Marien" um ihr gutes Renommé in jener Gegend gekommen! Diese beiden Scenen geben den Kern der Handlung, wie sie Carré nach dem idyllischen Epos Mistral's geformt; und die Gounod mit einer angenehmen, aber auch für seine Verhältnisse nicht bedeutenden Musik ausgestattet hat. Man wird also mutatis mutandis von Gounod's Mireille sagen können: Rien vaut le poëme, assez-la partition. Livrée à elle-même, cette musique n'est ni âme, ni corps — ohne daß man in diesem letzten Satz einen Widerspruch gegen den ersten zu finden braucht. —

Die Aufführung des Werkes war von Seiten der französischen Gäste eine voll befriedigende. Namentlich ist Mlle. Marcolini mit dem Stil Gounod's vertraut. Minder schien sich Herr Engel in seiner Rolle zu behagen. Der treffliche Künstler ist entschieden zu sehr an echten und

Digitized by Google

nicht bloß fingirten dramatischen Ausdruck gewöhnt. Die Uebrigen waren in ihren kleineren Partien vortrefflich. Das Orchester feuerte Signor Carboni mit echt italienischem Temperament an; daß er aber aus dem Clavierauszug dirigirte, kommt uns Deutschen doch zu — dilettantisch vor. Der Erfolg der Première war — angesichts eines eo ipso begeistert gestimmten Sonntagspublicums — ein überaus glänzender.

Heinrich Reimann.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Lösung der Judenfrage.

Geehrtester Herr Doctor!

Was Ihr trefflicher Caliban in der letzten „Gegenwart" über dies leidige Thema plaudert, ist mir zum großen Theil aus der Seele geschrieben. Freilich wird es Sie überraschen, daß ich von den modernen Juden ebenso schlecht denke, als von den Antisemiten. Auch ich habe über die Lösung der Judenfrage Manches gedacht und ihr ein eigenes Kapitel gewidmet in meinem neuen Buche: „Dreißig Jahre Künstlerleben", das in einigen Wochen erscheinen wird. Vielleicht haben für Ihre Leser schon als Ineditum die folgenden Ausführungen eines geborenen Juden Interesse:

„Die Juden sind durchaus nicht von aller Schuld freizusprechen, und gerade das moderne Judenthum, „Jung-Israel", hat am meisten beigetragen, auch in solchen Kreisen, die sich dem herkömmlichen Judenhasse gegenüber gleichgültig verhielten, die Abneigung wieder zu erwecken und anzufachen. Der gedrückte Jude konnte Anspruch auf eine gewisse Theilnahme erheben und hatte sie auch gefunden; der ganz Freigewordene, Gleichberechtigte, zu Reichthum, Ehren und Einfluß Gelangte vergaß ganz und gar seine Vergangenheit, seine Selbstpflicht und geberdete sich als der Herr der Situation. Das seltsame Gemisch von Ueberhebung und Mangel an Selbstbewußtsein, von Vordringlichkeit und Schweifwedelei, von Arroganz gegen den weniger Reichen und Bescheideneren, Unterthänigkeit gegen die Vornehmeren, die man zu gewinnen hoffte, mußte selbst nicht Uebelwollende mißstimmen. Der ungeheure, zur Schau getragene Luxus, die maßlose Prunksucht, mit welcher Leute sich bemerkbar machten, die noch nicht lange vorher in recht bescheidenen Verhältnissen gelebt hatten, die eigenthümliche Art, mit welcher manche jüdische junge Herren sich als Mäcene der Kunst aufspielten, während sie selbst über sehr wenig Bildung und Kunstverständniß zu verfügen hatten, mußten den Spott aller Derer hervorrufen, die auf solche Protection nicht angewiesen waren, oder gleich mir ein sehr geringes Einkommen dem Gelderwerbe durch solche Protection vorzogen. Das Hinauftreiben aller Preise, die schwindelhafte Steigerung der Miethen, die Häuser-Spekulationswuth war zwar eine natürliche Folge des Geldzuflusses aus Frankreich, wurde aber durch die Juden in sichtbarerer Weise befördert als durch die Christen. Alle die Mitglieder der gebildeten Gesellschaft, die von einem bestimmten Einkommen, von ihrem Gehalte leben mußten, Beamte, Offiziere, Professoren u. s. w., welchen die ungeheure Vermehrung der Ausgaben Schwierigkeiten des Haushaltes brachte, wurden von Unwillen gegen die Juden erfüllt, denen allein sie all' das Uebel zuschrieben und deren Gebahren diesen nicht ganz gerechten Vorwurf als vollkommen berechtigt erscheinen ließ. Aber nicht bloß in gesellschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen haben die Juden Feindschaft erzeugt, sondern noch mehr in den geistigen, in der Literatur und ganz besonders in der schönwissenschaftlichen. Wenn die jüdische Presse entschieden liberal war und ist, und oft herausfordernd auftrat, so hat sie das ganz allein mit ihrer Ueberzeugung abzumachen, ohne weitere Rücksicht zu nehmen. Das sage ich, der nicht liberal Denkende. In der Politik muß Jeder zu der Fahne der Partei stehen, die nach seinen Ansichten die richtigen Grundsätze vertritt, und was den Ton betrifft, in welchem die verschiedenen politischen Glaubensbekenntnisse abgesungen werden, so liefern gerade manche hochconservative, von der besten Gesellschaft gelesene Zeitungen das Muster der allerunvornehmsten Schreibart. Aber die Beurtheilung der Kunst-, Wissenschaft- und schöngeistigen Erzeugnisse unterliegt unwandelbaren Gesetzen des Anstandes und des guten Tones, die nicht verletzt werden dürfen; und auf diesem Felde haben jüdische talentvolle Literaten dem Antisemitismus der gebildeten Kreise die besten Dienste geleistet. Die witzelnde, oberflächliche, auf überraschende Einfälle und Redewendungen zugespitzte Manier, die herzlose, zersetzende Kritik, der es nur darauf ankommt, recht viel blendenden Schein zu erzeugen, wird fast ausschließlich von jüdischen Schriftstellern gehandhabt; sie findet ganz gewiß einen viel größeren Kreis unter all' den Lesern, die vor Allem amüsirt sein wollen; aber sie erzeugt auch jenen „latenten Antisemitismus" von dem ein warmer Freund der Juden, der verstorbene Professor von Holtzendorff, spricht, und der viel gefährlicher ist, als der offen auftretende. Dieser kann bekämpft werden, seine rohen Ausschreitungen sind zuletzt den Regierungskreisen sehr unangenehm und nöthigen sie zu Erklärungen und Maßregeln; aber jener wirkt im Geheimen, ihm ist nicht beizukommen; und leider sind die Thatsachen, die er als Ursachen angibt, nicht wegzuleugnen. Diese Literatur findet ihr Echo auch in den Kreisen der gebildeteren jüngeren Banquiers, von denen manche zu den schlimmsten Vertretern des neumodischen Judenthums gehören. Die noch im alten Glauben erzogenen Juden waren viel bessere Menschen, als diese neumodischen Sportsmen; sie genossen ihren Reichthum, sie hatten ein warmes Herz für den Leidenden, eine offene Hand für die Armuth, ohne damit zu prunken, und merkwürdigerweise viel mehr wahre Achtung für die Bildung, als die modernen, die nur den Berühmten oder Unterhaltenden schätzen. Und zwischen dieser Gattung Neujuden und der eben beschriebenen Literatur herrscht eine zärtliche Wechselwirkung; das waren auch die Leute, welche da sagten: „Das tangirt uns nicht", als die ersten Angriffe des Antisemitismus begannen, die sich zu hoch stehend dünkten, als daß sie darunter leiden konnten! Jetzt haben sie freilich erfahren müssen, daß ihr Cavalierspielen sie doch nicht schützte.

Nachdem ich nunmehr meine Meinung über die Fehler der Juden offen und rücksichtslos ausgesprochen habe, kann ich die Behauptung aufstellen, daß die übergroße Mehrzahl der Antisemiten nur von unlauteren niedrigen Motiven ausgehen, und daß die ganze Bewegung vor Allem dahin strebt, aus den wilden Leidenschaften der Masse Vortheil zu ziehen. Der Antisemitismus hat die Culturfortschritte der deutschen Nation auf Jahrzehnte aufgehalten und in vielen anständig denkenden und fühlenden Juden das bittere Gefühl erzeugt, daß auch die treueste Pflichterfüllung gegen das Vaterland nicht im Stande ist, vor Roheit und Niedertracht zu schützen. Die beste Lösung der Judenfrage wäre freilich, wenn die Juden alle zum Christenthum übergingen und die getauften Männer Ehen mit Christinnen schlössen. Aber gerade diese Lösung findet viel Widerspruch auf verschiedenen Seiten. Viele Juden halten fest an ihrem Glauben, der jetzt durch die Verfolgungen eine Art von Märtyrerthum geworden ist; auch sorgen ja die polnischen Rabbiner gleich den orthodoxen Pfaffen aller Glaubensbekenntnisse dafür, daß ihnen die Herrschaft über die ungebildete Masse ja nicht verloren gehe. Ob die von mancher Seite angestrebte Reform der Einrichtung der Feste, die Verlegung der Sabbathfeier auf den Sonntag, das Aufgeben des widersinnigen Schächtens und der Absonderung in den Nahrungsgewohnheiten eine ernstliche und dauerhafte versöhnliche Wirkung erzielen wird, muß die Folge lehren. Vor der Hand ist der Antisemitismus im Wachsen und kein nahes Ende abzusehen. Ich werde eine Besserung dieser Zustände nicht erleben. Vielleicht bietet ein nächster Krieg den Juden wieder Gelegenheit zum Beweise, daß sie gute Deutsche sind. Bis dahin aber mögen die besseren unter ihnen wirken, daß jene Eigenthümlichkeiten im Verkehre und in der geistigen Thätigkeit, die Abneigung erzeugen, nach und nach beseitigt werden. Hier kann nur die Selbsthülfe wirken."

In alter Freundschaft

Berlin. Prof. Heinrich Ehrlich.

Notizen.

Das Bibliographische Institut in Leipzig beginnt mit der Veröffentlichung einer neuen fünften Auflage der großen Ausgabe von Meyer's Conversations-Lexikon. Diese wird auf nahezu 17,500 Seiten Text mehr als 100,000 Artikel umfassen und mit nicht weniger als 10,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 950 Tafeln, darunter 150 Chromotafeln und 260 Kartenbeilagen, versehen sein. Hinsichtlich der Bearbeitung und technischen Ausstattung verspricht die uns vorliegende erste Lieferung Außerordentliches, wie der sorgfältig redigirte und bis auf das Actuellste ergänzte Text, sowie die prachtvollen Farbendruckblätter beweisen. Besonders lehrreich und anschaulich ist die Karte zur Entdeckung und Colonisation Amerika's, so recht eine Festgabe zur Columbusfeier. Besondere Berücksichtigung haben überhaupt die colonialen Interessen gefunden, sowie die gegenwärtig alle Nationen bewegenden sozialpolitischen Fragen, wobei sich überall der Geist objectivster Gerechtigkeit bekundet. So verspricht das monumentale Werk auch in seiner neuen Gestalt auf dem Gebiete der encyklopädischen Literatur seine führende Stellung zu behaupten.

Nicht in seinem unscheinbaren Taschenformat und grauen Carton, wie er 56 Jahre lang erschien, kommt diesmal Entsch's Deutscher Bühnen-Almanach (Berlin, Ledner) heraus, sondern in größerer Gestalt und stilvollem Einband und dabei doch nicht weniger behäbig. Auch in seiner neuen Form ist er der alte zuverlässige Rathgeber Aller geblieben, die ein Interesse am deutschen Theater nehmen und daher für Directoren, Darsteller, Journalisten u. s. w. ein unentbehrliches Handbuch. Der Rückblick enthält alle bemerkenswerthen Ereignisse des verflossenen Theaterjahres und die Verzeichnisse des Personals der deutschen Bühnen. Vielleicht läßt sich in den folgenden Jahrgängen eine statistische Bearbeitung derselben bringen, die jedenfalls ein allgemeines Interesse beanspruchen könnte.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Prachtausgabe. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Die in diesem Jahre frei gewordene Grimm'sche Märchensammlung hat schon oft bildliche Wiedergabe ihrer Gestalten erfahren, von denen die congenialen Schöpfungen des alten Richter unsterblich genannt zu werden verdienen.

Digitized by Google

Auch P. Grot Johann, der Illustrator der vorliegenden Ausgabe verräth eine der poetischen Leistung sich eng anschmiegende Nachempfindung, wenn er schon viel moderner und dramatischer gestaltet. Einwandlos und erfreulich sind in der ersten Lieferung zumal die humoristischen Bilder, die eine Fülle von komischer Kraft entfalten und auch dem griesgrämigsten Beschauer ein Lächeln entlocken. Wir können auf die Fortsetzung gespannt sein.

Friedrich III. als Kronprinz und Kaiser. Von Martin Philippson. (Berlin, Grote.) Im Auftrage des Comités zur Errichtung der Oberlausitzer Ruhmeshalle zu Görlitz, hat Professor Philippson diesen ausführlichen Lebensabriß unseres Frühlingskaisers verfaßt. Schon jetzt ein objectives Bild des in der Vollkraft seiner Jahre so tragisch entrafften Fürsten zu zeichnen, ist eine sehr schwere Aufgabe, denn noch verschließen sich dem Geschichtsschreiber die Archive, und die Rücksicht auf lebende Persönlichkeiten drängt sich auf. Andererseits ist es doch auch verlockend, gerade mitten im Streite der Parteien dieses historische Porträt zu entwerfen, die neusten Memoirenwerke und Enthüllungen, sowie namentlich das Zeugniß Mitlebender heranzuziehen. Zwischen objectiver Darstellung und actuellstem Interesse galt es also einen Mittelweg zu finden, und den hat der Verfasser gut getroffen, ohne die künstlerische Gestaltung aus dem Gesicht zu verlieren. Er übt weder Verschleierungen noch höfisch schmeichlerische Färbung der Wahrheit, und nirgend verfällt er der Gefahr des Byzantinismus. Trefflich schildert er die Jugend- und Erziehungsgeschichte des heranwachsenden Prinzen, den Hof, das Elternpaar, die geistig regsame Weimaraner Mutter, die verdüsterten letzten Lebensjahre seines königlichen Oheims, das Jahr 48, das auf den heranreifenden Jüngling tief einwirkte. Dann die Liebesidylle mit seiner jungen Gattin und der tiefe Einfluß, den ihr Vater Albert auf das Denken des Prinzen ausübte. Und nun die Jahrzehnte des an seinem Leben zehrenden Kronprinzenübels der Thatenlosigkeit, aus dem sich die glorreichen Kriegsjahre 64, 66, 70 leuchtend abheben. Bringt das Buch auch meist nur Bekanntes, so sind doch die verschiedenartigsten Quellen fleißig herangezogen und benutzt, und manches Urtheil beruht auf persönlicher Mittheilung Eingeweihter. Die Fabel, daß Friedrich III. kein begeisterter, ja nicht einmal ein guter Militär gewesen, wird auf Grund amtlicher Documente bekämpft, und sein mäßigender Einfluß beim Nikolsburger Friedensschluß, wie sein Kampf um die Kaiseridee gegen Wilhelm I. und seinen Kanzler mit Fug hervorgehoben. Weniger am Platze ist die beschönigende Stellung zu dem unseligen Sir Morell Mackenzie, auch die Frage über die Verfasserschaft der Proclamationen ist keineswegs so spruchreif, wie Philippson sie darstellt. Alles in Allem ist es ein schönes, warmherziges Buch über einen großen und edlen Menschen und wehmüthig und ernst, wie dessen tragisches Geschick. Ein Bildniß nach Lenbach ziert den Band, den der vornehme Verlag Müller-Grote's vornehm ausgestattet hat.

Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Gesammelt und nacherzählt von Heinrich Mertens. (Jena, Costenoble.) Ein wahrer Hausschatz des volksthümlichen Humors, unterhaltend, köstlich und oft auch nachdenklich zu lesen. Der Verfasser sammelt hier die in dem Munde des deutschen Volkes noch lebenden Schnurren aus älterer Zeit und rettet sie so vor dem gänzlichen Untergange. Die Schwänke gruppiren sich nach ihrer Verwandtschaft; das erste Buch bringt deutsche Schwabenstreiche, das zweite Legenden und Teufelsgeschichten, das dritte „Kölsche Krätzcher" und das vierte ist ein Tummelplatz für „Allerlei Geister". Auch der ernste Forscher findet da jahrhundertjährige Erkenntniß, tief eingewurzelte Rechtsanschauungen unseres Volkes und religiöse Ueberreste aus den Zeiten der Vorväter.

Rutschepeter. Roman von Robert Byr. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Eine Familiengeschichte in der Art englischer Romane à la Ouida. Die Heldin gilt als die Nichte einer berühmten Sängerin, bei der sie lebt, aber sie ahnt, daß sie deren Tochter ist; im Verlaufe der Erzählung entdeckt sie auch ihren Vater in dem schrullenhaften aber talentvollen Maler Bosbach, dem Bruder des reichen Fabrikanten, mit dessen Sohn sie sich verlobt hat, ohne zu wissen, daß sie mit ihm verwandt ist. Der Conflict und die Spannung sind damit gegeben; daran schließen sich Nebenfiguren an, die geschickt charakterisirt sind. Weniger gefallen uns die etwas altmodischen Unterhaltungen über die moderne Malerei, die soziale und geistige Bewegung und die gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit. Tiefer steht „Landluft", der neue Roman von Marie Conrad-Ramlo, ein echtes Frauenproduct. Die Handlung ist recht schwach, die geschilderten Verhältnisse sind unerquicklich, die Figuren Schablonen und das Ganze — Theater. Dagegen sind, im gleichen Stuttgarter Verlag erschienen, „Bilder aus deutschen Alpen" von Arthur Achleitner ein werthvolle Gabe. Es sind frische Skizzen nach der Weise von Silberstein, Rosegger und Ganghofer, volksthümlich gesund, farbig in den Schilderungen, unterhaltend im erzählenden Theil und immer treu nach dem Leben eines kernhaften deutschen Stammes.

Deutsche und italienische Kunstcharaktere von Berthold Riehl. (Frankfurt, Hch. Keller.) Der Verfasser zeigt in seinem Werke die großen Gegensätze deutscher und italienischer Kunst und den fördernden Einfluß auf, den beide wechselseitig ausgeübt. Der erste Essay sucht den Unterschied der Kunstentwickelung aus der Eigenart der beiden Länder und Völker zu begründen und in den folgenden wird dies an einzelnen Beispielen entwickelt; für das Mittelalter durch die Städtebilder Regensburg und Verona, für die spätere Zeit, von der Frührenaissance bis in's 17. Jahrhundert, in Fra da Fiesole und Fra Bartolommeo. Dürer's Kunst für's Haus, die Wirksamkeit Giovanni Bellini's und Michelangelo's erfahren im Ferneren eingehende Würdigung, welche zugleich manche Probleme der künstlerischen Entwickelung und bedeutsame Momente in der Geschichte der Composition untersucht. Ein weiterer Aufsatz behandelt Teniers und Brouwer und mit ihnen das Sittenbild und den Humor der nordischen Kunst. Die Schluß-Abhandlung hat Rubens zum Gegenstande, in dessen Entwickelungsgang gezeigt wird, wie die nordische Kunst an der italienischen gelernt und einen mächtigen Einfluß auf die gesammte Kunstentwickelung ausgeübt hat. Der Verfasser stellt sich mit dem schön ausgestatteten und mit Bildern geschmückten Buch in die vordere Reihe unserer Kunstforscher und Kunstschriftsteller.

Hauff's Werke. Herausgegeben von Cäsar Flaischlen. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Diese herrlich illustrirte Prachtausgabe liegt nunmehr vollständig in zwei Bänden vor. Eine Biographie Hauff's und eine Analyse seiner Werke führen den Leser zum Genusse der Dichtungen, und eine Gruppe ausgezeichneter Illustratoren hat sich zusammengefunden, um die Gebilde des Dichters mit dem Stift vor unser Auge zu zaubern. Das schöne Werk reiht sich mindestens ebenbürtig den beliebten Goethe-, Schiller- und Shakespeare-Ausgaben des berühmten Stuttgarter Verlags an und wird sich gewiß einer gleich großen Verbreitung erfreuen.

Mein Theater-Album. (Leipzig, J. J. Weber.) Ein Führer durch das moderne Opernrepertoire mit knappen aber die charakteristische Eigenart der Componisten skizzirenden Biographien und Inhaltsangaben der Opernhandlungen. Das Schwergewicht ruht in den Fragen, die jedem Meister und jeder Oper gewidmet sind, das musikalische Verständniß zu erwecken, und welche der Besitzer des Albums zu beantworten und einzutragen hat. Also eine Art kritischen Stamm- und Tagebuchs der Opernmusik.

Die Kunst zu heirathen. Von Paolo Mantegazza. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Der italienische Forscher im Reiche psychisch-physischer Gebiete, beleuchtet, von tiefem sittlichen Ernst durchdrungen, jene große Lebensfrage nach allen Seiten und widmet es „den Ungeduldigen, die zu früh heirathen", „den Ungebundenen, die zu spät heirathen", „den Furchtsamen, die zwischen dem Ja und Nein schwanken, bis es zu spät geworden". Die Uebersetzung liest sich wie ein Original. Der nämliche Verlag veröffentlicht zu gleicher Zeit gute Uebertragungen einiger ausländischer Novellensammlungen: „Die Diebin" von Georges Ohnet, „Nantas" von Emile Zola, „Das Kind" von Guy de Maupassant, „Starkmuth" von Edmondo de Amicis, die sich den früher erschienenen Bänden von Verga und Serao, Turgenjew und Djedloff, Geijerstam und Tavastjerna, Emilia Pardo-Bazán und Narcis Oller, Kabos und Kálnoki ebenbürtig anreihen und eine zugleich anregende, wie unterhaltende Lectüre bieten.

Am Walchensee. Roman von Julius Grosse. (Dresden, E. Pierson). Der verdienstvolle General-Secretär der deutschen Schillerstiftung bietet in seinem neuesten Roman eine schön componirte, mit Geist und Temperament niedergeschriebene Erzählung, die an den Gestaden des schwarzgrünen Walchensees in Oberbayern spielt. Der Roman zeigt — namentlich in den Naturschilderungen — eine stimmungsvolle, glanzgesättigte Farbengebung und eine Reihe gut gezeichneter Menschentypen. Namentlich ist die von capriciösen Launen und phantastischen Einfällen beherrschte schöne Leontine von Windisch eine aus dem vollen high life der Gegenwart herausgegriffene lebenswahre Person, während uns die jugendliche Martha in ihrem Verhältniß zu dem genialen Phrasenheld Manfred Burgscheid, einem echten Heine'schen Crapülinski, zu romantisch und backfischartig anmuthet. Gegen den Schluß hin allerdings gewinnt sie an Selbständigkeit und Individualität.

Moderner Musenalmanach auf das Jahr 1893. Herausgegeben von O. J. Bierbaum. (München, Albert & Co.) Während die norddeutschen Anhänger der „Moderne" nur mit Mühe einen Verleger finden, haben ihre Münchener Kollegen in Dr. Albert einen solchen, der ihre Werke bereitwillig druckt und auf das Opulenteste ausstattet. So den vorliegenden stattlichen Almanach, der prachtvolle Illustrationen nach Uhde, Stuck, Thoma, G. Max, Albert Keller u. A. enthält, sowie die Bildnisse von Liliencron, Holz, Schlaf, Thoma, Uhde. Minder erfreulich ist der Text. Liliencron hat die Höhe seiner „Adjutantenritte" auch hier nicht wieder erreicht. Bahr's Skizze ist mißlungen, und über die dramatischen Fragmente von Schaumberger und Held breiten wir schonend den Mantel der Liebe. Immerhin findet sich manches gelungene Stück von Otto Ernst, Hartleben, Holz und Rudolf Lothar.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Unter Palmen.

Roman
aus dem heutigen Ägypten

von

Klaus Rittland.

8°. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—.

Wiederum sind die Augen der ganzen gebildeten Welt auf das alte Pharaonenland gerichtet, das auf eine 6000jährige Geschichte zurückblicken kann, und auf lange Zeit hinaus wird die moderne Welt an dem Geschick dieses Wunderlandes das lebhafteste Interesse nehmen. Da kommt der Roman Rittlands, der seinen Stoff aus dem Leben des modernen Ägypten genommen, zur rechten Zeit. Der Verfasser, der Land und Leute aus eigener Erfahrung kennt, führt den Leser an der Hand einer überaus anmutigen Erzählung in das Leben und Treiben des märchenhaften Cairo und Alexandrien ein. Wir glauben die schweigende Wüste und den lebenspendenden Nil mit den unverwüstlichen Baudenkmälern der Urzeit mit eigenen Augen zu sehen und geblendet zu werden von all der Märchenpracht des geheimnisvollsten Landes der Weltgeschichte.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bilder aus der neueren Geschichte

von

Wilhelm Müller, Verfasser der „Politischen Geschichte der Gegenwart".

350 S. groß Oktav. — Geheftet Mark 4.—, elegant gebunden Mark 5.—

Eine Reihe hochinteressanter Charakterzeichnungen und Schilderungen bedeutsamer geschichtlicher Momente; ein Buch für Erwachsene und für die reifere Jugend und als Geschenk vorzüglich geeignet.

Stuttgart. **Ad. Bonz & Comp.**

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Busch, E., Ursprung und Wesen der wirtschaftlichen Krisis mit Angabe der Mittel ihrer Beseitigung. Preis 1 M. 50 Pf.

Mühlhausen, A., Goethe ein Sozialist?! Preis 60 Pf.

Robert, P., Zur Herrschaft der Seele. Freie Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Preis 1 M. 50 Pf.

Staehely, J. A., Thales erwacht! Eine Erklärung des Wesens der Naturkräfte. Cart. Preis 2 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Soeben ist nunmehr vollständig erschienen:

Friedrich Hebbel's Briefwechsel

mit Freunden und berühmten Zeitgenossen.

Mit einem Vorwort herausgegeben von **Felix Bamberg.**

Nebst den Bildnissen Hebbels und Bambergs.

2 Bände. I. Band XIV und 460 Seiten. Preis 12 Mark.

II. Band 616 Seiten 15 Mark.

Berlin SW., Bernburgerstr. 35.

G. Grote'scher Verlag.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Kritik des Sozialismus

von

Dr. F. Wollny.

Preis 50 Pfge.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von Emil Felber in Berlin.

Aus dem

innern Leben der Zigeuner.

Ethnologische Mitteilungen

von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Mit 28 Abbildungen.

Ladenpreis 6 Mark.

Inhalt: Krankheitsdämonen — Handarbeiten — Höhencultus — Blutzauber — Wanderzeichen, Signale und Zeichensprache — Tierorakel und Orakeltiere — Wetterprophezeiung — Feuerbesprechung — Eine zigeunerische Dichterin.

In meinem Verlag erschien:

Die Jungen von Holzgrün.

Eine Erzählung. 548 S. broch. 5 M., geb. in Ganzleinen 6 M.

Friedrich Schneider, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 25. Februar 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ein Plebiscit-Reichstag. Von Freibank. — Die Ausstände im Kohlenbezirk Saarbrücken und Dortmund. Von einem Kgl. Geheimen Bergrath. — Das baltische Deutschthum. Von Selmar Wallow. — **Literatur und Kunst:** Wahrheit und Dichtung über Blinde. Von einer Blinden. — Zur deutschen Culturentwickelung. Von Georg Steinhausen-Jena. — **Feuilleton:** Vaterland. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Die Niederlegung der Börse. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Verdi — Marchese von Busseto. Von Rudolf Berger. — Notizen. — Anzeigen.

Ein Plebiscit-Reichstag.

Vorschlag zur Güte.

Die so lange erwartete Militärvorlage ist nun längst da und zur brennenden Tagesfrage geworden. Man darf mit Recht auf den Ausgang der parlamentarischen Kämpfe diesmal so gespannt sein wie noch nie, und dem praktischen Studirenden der Psychologie bietet sich hier von selbst ein werthvolles Experiment. Sollte die Regierung nachgeben, so wäre ihr Ansehen, man möchte beinahe sagen: ihr letztes Restchen von Ansehen für immer verloren. Sie mag allerdings in unwesentlichen Nebenfragen sich entgegenkommend zeigen, aus Höflichkeit gewissermaßen, aber nach allen ihren bisherigen Aeußerungen und Erläuterungen kann und darf sie nicht zurückweichen: sie muß darauf bestehen, daß ihr jeder Mann und jeder Groschen bewilligt wird.

Nicht mit Unrecht wird die Meinung geäußert, daß die Regierung in Anbetracht der verzwickten parlamentarischen Verhältnisse ihre Sache etwas schlauer hätte anfangen müssen. Der jetzt im Parlament herrschende Krämergeist muß abhandeln um jeden Preis. Das scheint die Regierung nicht genügend berücksichtigt zu haben. Es mag auch wahr sein, daß die Regierung das Geschäft glatter abgewickelt hätte, wenn sie anfänglich einen ganz anderen Preis gestellt hätte: allgemeine Wehrpflicht ohne jede Ermäßigung, keine zweijährige, sondern wie bisher dreijährige Dienstzeit, Vermehrung der Friedenspräsenzstärke um Hunderttausende, Erhöhung der Jahresausgaben um Hunderte von Millionen, — dazu endlich Drohungen mit Conflict und rücksichtslosester Durchführung mit oder ohne Reichstag. So hätte Meister Bismarck gehandelt. Dann hätten sich gewiß die Mienen der zu Tode gehetzten Parlamentarier verklärt, wenn die Regierung nach langem, hartem Redestreit und Preßkampfe nachgegeben hätte, wenn endlich die Vorlage, so wie sie heute ist, übriggeblieben wäre, und wenn obenein die zweijährige Dienstzeit als leuchtender Hoffnungsstern am Horizont aufgetaucht wäre. Dann hätte Eugen Richter hintreten und verkünden können: seht, meine Wähler, das habe ich erkämpft mit meinen Parlamentariern.

Doch dazu ist es nun zu spät, und bei den gegebenen Verhältnissen bleibt nichts übrig, als die Auflösung des Reichstages möglichst unmittelbar nach Ablehnung der Vorlage. Dazu kommt, daß unser Reichstag nunmehr drei Jahre alt geworden ist, und es ist kein Anlaß ersichtlich, warum gerade er länger zu leben verdiente als alle seine Vorgänger. Die Regierung hat es überhaupt in der Hand, die fünfjährige Legislaturperiode praktisch in die dreijährige zurückzuverwandeln.

Nun würde sich allerdinge die Regierung einer schweren Täuschung hingeben, wenn sie etwa hoffte oder auch nur für möglich hielte, daß in Folge einer simplen Auflösungsordre ein ganz anderer, „besserer" Reichstag erscheinen könnte. Ohne Kampf kein Sieg! Die Regierung hat sich diesen Kampf sogar noch ganz unnütz erschwert durch die neuen Steuerprojecte, die wenigstens theilweise äußerst unpopulär sind. Sie hätte auch hier entschieden klüger gethan, ihre Hände in Unschuld zu waschen und die harte Nuß der Kostendeckung vertrauensvoll dem parlamentarischen Nußknacker zu überlassen. Denn thatsächlich hat die Frage der Kostendeckung mit der Militärvorlage an sich so wenig wie möglich zu schaffen und liegt auf ganz anderem Felde. Erst sollten wir möglichst schnell das Militär bewilligen und dann mögen wir uns recht langweilig und gemüthlich über die Gelder hin und her zanken.

Nach der Auflösung würde es die Hauptaufgabe der Regierung sein, das im höchsten und besten Sinne volksthümliche Gepräge der Heeresreform in's rechte Licht zu setzen und dessen gewaltig agitatorische Wirksamkeit gehörig und beharrlich auszubeuten. Hier könnte die Regierung geradezu bei den Sozialdemokraten in die Schule gehen. Einer für Alle und Alle für Einen, keine bewaffnete Macht neben dem übrigen Volke, sondern das ganze Volk ein einziges, einiges Volk in Waffen. Kein Privileg des Waffentragens, kein Privileg der Militärfreiheit, kein Freilosen durch hohe Losnummern, keine künstliche Dienstuntauglichkeit wegen unbedeutender Körpermängel, sondern Alle, die die Waffen führen können, sollen sie führen als deutsche Brüder in Freud und in Leid, ob wir uns nun „Genossen" oder „Kameraden" nennen. Kein verstümmeltes halbes oder Zweidrittelheer, das, weil von den Brüdern im Stich gelassen, umzingelt und durch die Uebermacht erdrückt wird, die dann über das wehrlose letzte Drittel herfällt. Entweder gemeinsam siegen oder gemeinsam, aber mit Ehren untergehen.

Doch noch ein Hinderniß erhebt sich bei der Auflösung des Reichstages: unsere Parteien. Ein Theil davon hat feierlich erklärt, daß nur über ihre Leichen, d. h. Wahldurchfälle der Weg zur Militärvorlage führe. Wir wollen niemand hier zum Reichsfeind machen. Aber wer tausendmal und immer wieder die eine Melodie: „keine Steuern, keine Soldaten, keinen Mann, keinen Groschen" heruntergeleiert hat, der muß endlich taub werden für jedes andere Lied und stumpf für jeden anderen Gedanken. Die Parteien müssen daher an die Wand gedrückt werden, daß sie quietschen, sie müssen zerschmettert werden. Ist das aber möglich, nachdem alle Schachzüge längst verbraucht, abgenutzt und abgelernt sind?

Digitized by Google

Alle großen Parteien sind das Product der Verhältnisse und insofern existenzberechtigt, sie können also auch nicht ohne Weiteres vernichtet werden, was auch nicht einmal wünschenswerth wäre. Bei besonders geschickt geleiteter Agitation für die Militärvorlage mögen deren Freunde bei den Neuwahlen eine achtunggebietende Minorität erringen, jedoch nicht die Mehrzahl. Die Zeit der 1887er Septennatswahlen ist dahin und sie kehrt niemals wieder, und selbst damals war bekanntlich der Erfolg äußerst nothdürftig.

Der natürlichste Ausweg wäre ein Plebiscit, bei dem auch die stärkste und bestorganisirte Partei gänzlich ohnmächtig werden muß, weil jeder nach seiner echten Ueberzeugung stimmen kann, und weil alle Compromißmacherei, Stichwahlbündnisse u. s. w. von vornherein ausgeschlossen sind. Doch leider ist das Plebiscit „verfassungswidrig", außerdem herrschen seltsame Vorurtheile dagegen, vielleicht von Napoleon III. her, vielleicht aber auch, weil es den Leuten zu natürlich und einfach, nicht complicirt genug ist, wie das parlamentarische System.

Wohl aber behält die Regierung noch den Ausweg übrig, daß sie unmittelbar nach der Reichstagsauflösung die feierliche Zusage gibt, daß der neugewählte Reichstag nur über die Militärvorlage einzig und allein befragt werde, und daß alsdann abermalige Auflösung und abermalige Neuwahlen folgen sollen. Dieser offenbar streng verfassungsmäßige Ausweg würde in der Praxis einem Plebiscit gleichkommen und somit der Mißwirthschaft unserer Parteien einen wohlgezielten Todesstoß versetzen. Wo bleibt da die berüchtigte do-ut-des-Politik? Bei einem so ehrlichen, glatten Geschäft ist jeder Betrug aussichtslos, es heißt: willst du oder willst du nicht? und kein Wenn oder Aber kann uns in die parlamentarischen Zwickmühlen hineinführen. Man braucht sich nur in die Seele des mißtrauischen Wählers hineinzuversetzen, um zu begreifen, daß er, obwohl Freund der Militärvorlage, dennoch einem Gegner seine Stimme gibt. Ja wenn nur die Militärvorlage allein da wäre, so sagt er sich, aber wer weiß, was in drei oder fünf Jahren alles dazwischen kommen kann, daher ist das Sicherste denn doch für alle Fälle ein „Oppositionsmann". So denken sicher Hunderttausende und wahrscheinlich Millionen von Wählern, und so wird eine Vorlage nach der anderen abgelehnt oder die Flügel werden ihr kunstgerecht beschnitten, während sonst vielleicht alle froh und frei leben geblieben wären.

Offenbar müßten ja in jedem Wahlkreise mindestens sechzig Kandidaten um den Sieg streiten, wenn Jeder den wählen wollte, der auch nur in den Hauptfragen mit ihm annähernd übereinstimmt. Nimmt man z. B. die militärische, soziale, kirchliche und juristische Frage und unterscheidet bei jeder zwei extreme und einen vermittelnden Standpunkt (durch a, b, c), so gibt es schon 81 verschiedene Möglichkeiten (aaaa, aaab, aaac, aaba u. s. w.).

Gerade die Militärvorlage ist förmlich wie geschaffen dazu, um einen Plebiscit-Reichstag in's Leben zu rufen und allen parlamentarischen Rechenhelden einen herzhaften, faustdicken Strich durch die Rechnung zu machen. Freidank.

Die Ausstände im Kohlenbezirk Saarbrücken und Dortmund.

Von einem Kgl. Geheimen Bergrath.

Die Presse übersieht in der Regel den Zusammenhang der Ausstände mit dem politischen Parteigetriebe und pflegt jeden Streik nach dem Schema „Arbeitssklaven — Geldprotzen" zu beurtheilen. Dies ist aber ganz falsch. Die Ursachen der Arbeitseinstellungen sind z. B. in England und Belgien andere als bei uns. Dort wächst die Bewegung von innen heraus, hier wird sie von außen hineingetragen, weil unsere leichtgläubige Masse sich gern mißbrauchen läßt. Ein Rückblick in die letzten 20—30 Jahre belehrt uns durch Beispiele.

Die Waldenburger Bergleute — Anfangs 1860 — hatten, wie Jedermann, mancherlei Wünsche. Diese wurden von fremden Agitatoren zu Wahlzwecken in damals fortschrittlichem Geiste formulirt, es wurde ein Streik organisirt und ein Nothruf an Deutschland zur Unterstützung erlassen. Es liefen nur spärlich die Gelder ein. Die auf Befehl des Comités ausgewanderten Bergleute wurden in Westphalen beschäftigt, kehrten aber zum größten Theil schon nach 2—3 Monaten in die Heimath zurück, um daselbst für niedrigere Löhne die Arbeit wieder willig aufzunehmen.

Nach dem Kriegsjahre 1866 finden wir über die westphälischen Reviere ein Netz von klerikalen Knappenvereinen gespannt, geleitet von dem Kaplan oder seinem Strohmann, je nach Umständen mit mündlichen Verabredungen oder mit geschriebenen oder gedruckten Statuten, welchen zur Vorsicht am Schluß ein Paragraph beigefügt war, daß auch evangelische Arbeiter theilnehmen könnten. Letztere fanden aber keinen Geschmack an dem, was man zwischen den Zeilen zu lesen hatte. Es wurden auch Anträge laut, bei der Bergarbeit die Confession zu trennen, damit das Seelenheil der Katholiken nicht Schaden litte! Mancherlei Bedenken ließen es räthlich erscheinen, die Vereine zu überwachen. Nach und nach verlauteten Beschwerden und häuften sich. Diese wurden agitatorisch verarbeitet, und hier und da brachen auf einzelnen Gruben zu verschiedenen Zeiten kleine Streiks aus, aber ohne inneren Zusammenhang. Bei den amtlichen Untersuchungen wurden erhebliche Gründe, welche Veranlassung zum Streik hätten geben können, nicht entdeckt.

Andere, nämlich agrarische Bewegungen lagen dem Streik bei dem Bergbau in Osnabrück zu Grunde. Die Bergarbeiter sind dort zum Theil auch Heuerleute im Dienste der Colonen. Letzteren paßte eine neue Schichteintheilung nicht, und die Folge war ein Ausstand der Bergleute.

Nach den Kriegsjahren von 1870 und 1871 nahm die Unzufriedenheit der Bergleute in Westphalen ungewöhnlich zu. Das allgemeine Wahlrecht spornte an zu offener Parteiorganisation, so daß sich vereinzelte Streiks wiederholten. Es erschien der „Culturkampf" auf der Bildfläche, die ultramontanen Volkszeitungen wurden zu Dutzenden gegründet und waren die einzige geistige Nahrung eines großen Theils der einheimischen Arbeiter und derer, welche, zahlreicher als bisher, aus verschiedenen Ländern, namentlich aus Polen, in Westphalen Arbeit suchten und erhielten. Jetzt traten auch die Sozialdemokraten mit ihrer Presse und ihren Agenten auf die Bühne, und der Kampf mit „geistigen Waffen" war auf der ganzen Linie eröffnet. Gegen die neue politische Lage Deutschlands wurde, wie 1866, die Unzufriedenheit weiter geweckt und genährt, der Kampf gegen die Autorität verschärft, die Gewalt angedroht. Als äußerer Vorwand diente die Befreiung des Arbeiters von der Macht des Kapitals. So ist die Lage auch noch jetzt. Beide Hetzparteien befehden sich und reichen sich die Hand, je nachdem es ihnen paßt, da sie bei den Reichstagswahlen einander unterstützen. Die alten Schlagwörter werden in allen Variationen durch die Hetzpresse und arbeitsscheue Redekünstler verarbeitet. Dabei ist es charakteristisch, daß die ultramontane Presse bei ausgebrochenem Streik abwiegelt mit der Begründung, er sei aussichtslos, aber gleichzeitig den ungemessenen Forderungen zustimmt. Auch plaidirt diese Partei gelegentlich im Reichstage für milde Beurtheilung und Behandlung der von ihr Verführten im Namen der Kirche.

Auf der anderen Seite nun ist ein sehr großer Theil der Bergleute diesem wilden Treiben von Herzen abhold, enthält sich aber der Abwehr aus Bequemlichkeit und bleibt gern ruhig und zufrieden bei der Arbeit. Doch im Stillen regt sich die Begierde. Wenn der Streik gelingt, dann fällt ja vielleicht für ihn auch etwas ab. Dieser Gedankengang und die Kameradschaft verleiten dann schließlich Viele, mitzuthun, ohne aber die Folgen zu bedenken, und ohne sich an Ausschreitungen zu betheiligen. So war es 1889 in Westphalen, wo der große

Digitized by Google

Streik, in Folge der umfassenden Untersuchung, ohne genügende Gründe ausbrach. Alle Ausstände begannen mit Contractbruch, ohne Kündigung. Und Alles trotz der besten Wohlfahrtseinrichtungen, die für das körperliche und geistige Wohl der Arbeiter getroffen sind, trotz aller Segnungen der neuen sozialpolitischen Gesetze, trotz aller großen Geldopfer, welche die „Schlotjunker", „Geldprotzen", „Couponabschneider" für die Arbeiter fortgesetzt leisten.

Ist es denn denkbar, daß in Saarbrücken 40,000, in Westphalen 140,000 Bergleute sich zu Sklavenarbeiten für „Hungerlöhne, bei nasser Arbeit, in giftiger Luft" von Generation zu Generation verdingen, daß Tausende von Arbeitern aus der Fremde in diese Bergwerksdistricte wandern, um elend mit ihren Familien zu vergehen?!

Jeder Streiksturm fegt einen Haufen Unrath fort. Die Entlassung der arbeitsscheuen, unbotmäßigen Leute erzeugt eine wohlthätige Ruhe, die fleißigen Arbeiter suchen den Ausfall an Löhnen wieder zu decken. Es erklingen wieder die gemüthvollen, fröhlichen Bergmannslieder, welche seit hundert und mehr Jahren die Herzen erfreuen. Man besuche nur die Feste der braven Bergleute und vergleiche sie mit den demagogischen Hetzversammlungen, welche seit zwei Jahrzehnten die Sinne, namentlich der zahlreichen Minderjährigen, verwirrt haben, aber Gott sei Dank! den besseren Sinn des alten Stammes nicht vergiften konnten.

Wenn auch vorübergehend die jetzt epidemisch gewordene Streikkrankheit sich durch Ansteckung verbreitet hat, so kann doch vorausgesehen werden, daß bei künftiger Handhabung der Gesetze, bei Wahrung der unentbehrlichen straffen Disciplin, bei ausreichendem Schutze der braven Leute ein geordneter Zustand zum Heile der Bergmannsfamilien zurückkehren wird.

Saarbrücken wurde 1815 von Frankreich an Preußen abgetreten, hiermit auch sämmtliche Staats-Bergwerke, welche also bis jetzt fortwährend unter staatlicher Verwaltung gestanden haben. Es ist dies für die Bergwerks-Industrie von großem Vortheil gewesen. Sie konnte sich stetig und ruhig entwickeln, ohne durch die wechselnden Börsenspiele gestört zu werden. Wie in den Ansiedelungen der Bergleute, so sind auch auf den Bergwerken vom Staate alle möglichen Wohlfahrtsanstalten errichtet, viele Einrichtungen getroffen für den geselligen Verkehr. Auch werden von der Regierung zu Zwecken des Hausbaues jährlich mehrere 100,000 Mark an die Bergleute verschenkt.

Im Jahre 1892 war der Kohlenpreis im Durchschnitt von 10,91 Mark heruntergegangen auf 10,30 Mark für eine Tonne, die Selbstkosten aber hatten sich erhöht von 8,30 Mark auf 8,36 Mark. Trotzdem betrug der durchschnittliche Lohn der Hauer 4,65 Mark, der Gesammt-Durchschnitt aller Bergleute aber 3,90 Mark für eine Schicht zu acht Stunden. Das ist der Lohn der „schwarzen Lohnsklaven", der „hungernden Elenden", der „Heloten!"

In Folge der bisherigen Organisation der Arbeit führten die Minderjährigen nach Verlassen der Schule ein so ungebundenes Leben, wie es den jungen Leuten in den Fabriken und den anderen Berufszweigen gar nicht möglich ist. Sie wurden naturgemäß die Beute der Aufhetzer. Es war daher dringend nothwendig, hier bei der Jugend den Hebel einzusetzen, um sie auf den richtigen Weg zurückzuführen. Dies geschah in Folge der Novelle vom 24. Juni 1892 zum Berggesetz, und hiergegen bäumten sich die Führer hauptsächlich auf. Sie organisirten den Streik. Es wurde hier und da behauptet, daß die „Einführung einer ungerechten Arbeits-Ordnung, ein Uebermaß von Strafgeldern, Lohnkürzungen durch Schaffung von Lehrhauern, die Gewaltherrschaft der Directoren" die Leute zur Verzweiflung gebracht. Dies ist gänzlich aus der Luft gegriffen.

Schon Anfangs 1889 war in Bildstock, im Bezirke der Bergwerks-Direction Saarbrücken, von der Agitationspartei ein „Rechtsschutz-Verein" für sämmliche dreizehn Berginspectionen gegründet, dazu ein stattliches Vereinshaus mit Bureau, Wohnung und Saal für Versammlungen erbaut, Alles aus freiwilligen Beiträgen der Bergleute, im Betrage von ca. 70,000 Mark, außerdem sind große Summen für die Verwaltung verbraucht. Letztere wurde geführt von bestraften und früher entlassenen Bergleuten und Agitatoren, welche dem Bergarbeiterstande überhaupt nicht angehörten. (Beiläufig wird erwähnt, daß mehrere Vorstandsmitglieder wegen verschiedener Verbrechen zur Zeit theils in Haft genommen, theils steckbrieflich verfolgt sind.)

Zweck dieses Vereins war es aber nicht, als Friedensgericht den Bergleuten in Rechtssachen billigen und angemessenen Rath oder Beistand zu leisten, wie es auch anderswo geschieht, sondern die Bergleute gegen die bestehende Rechtsordnung aufzuwiegeln. Der sozialdemokratische Vorstand dieses Vereins beanspruchte als deren rechtmäßiger Vertreter anerkannt zu werden und protestirte gegen die Berggesetz-Novelle vom 24. Juni 1892, hauptsächlich gegen die gemäß derselben eingeführte neue Arbeitsordnung. Diese war bereits dem seit zwei Jahren bestehenden Arbeiter-Ausschüssen als Entwurf vorgelegt, auch nach deren Wünschen geändert, überhaupt, soweit es das Gesetz gestattete, zu Gunsten der Arbeiter redigirt.

Der Rechtsschutz-Vereinsvorstand berief gegen diese Arbeitsordnung die Versammlungen, nachdem ein aufrührerisches Flugblatt die Arbeiter aufgefordert hatte, sich zum Kampfe zu rüsten. Es war am 28. December v. J. Diese, wie die späteren Versammlungen in Bildstock, wurden meistens von Minderjährigen besucht, welche auch das große Wort führten und zum Streik aufforderten, wobei natürlich die bekannten Schlagwörter ihre Wirkung nicht verfehlten.

Die aufrührerischen Bergleute hatten ihre Forderungen der Königl. Bergbehörde nicht vorgelegt, sondern nur in ihren Versammlungen beschlossen, daß der Vorstand des Rechtsschutz-Vereins mit der Bergbehörde unterhandeln, und daß die Anfahrt nur nach Aufforderung des Vorstandes wieder erfolgen soll. Der Ausstand sollte am 1. Januar beginnen. Eine Versammlung in Bildstock beschloß ferner, diese Bedingungen als Massenkündigung der gesammten Belegschaft zu betrachten, was gesetzlich unzulässig ist.

Die Königl. Bergwerksdirection warnte am 29. December durch Proclamation die Bergleute vor jedem Streikversuch mit der Erklärung, daß Jeder, der die Arbeit ohne Kündigung verläßt, die Folgen seiner Handlungsweise selbst zu tragen habe. Aber die Leute wurden weiter zum Streik angereizt durch Versprechungen von Geldmitteln aus fremden Bergdistrikten, durch die Versicherung, daß hinlänglich Revolver bereit wären u. s. w. Der Streik müsse aber plötzlich, wie ein Dieb in der Nacht ausbrechen — und so kam es. Am 31. December war Alles ausständig, nur die Maschienenwärter blieben am Posten.

Die Königl. Behörden lehnten jede nachgesuchte Verhandlung mit der Rechtsschutz-Vereinsdeputation ab, weil diese als Vertreter der Bergleute nicht anerkannt werden könnte, weil die Bergleute ohne jeden haltbaren Grund und mit Contract-Bruch die Arbeit eingestellt. Es müsse sich jetzt entscheiden, ob der Wille des sozialdemokratischen Rechtsschutzvereins oder der Königl. Beamten zu gelten habe. Und nun griff die Behörde zum einzigen Rettungsmittel. Am 10. Januar wurden 442 Haupthetzer für immer abgelegt, 2000 bis 3000 Leute vorläufig von der Grubenarbeit zurückgewiesen. Die Verführten kamen zur Besinnung. Schon am 12. Januar kehrten 17,000 Mann zur Arbeit zurück, die anderen folgten nach, so daß bald, am 18. Januar, die ganze Belegschaft mit Ausnahme der Abgelegten wieder anfuhr. Die mit jedem Streik verbundenen Ruhestörungen wurden durch 150 Gendarmen niedergehalten, die Strafgerichte setzten sich sofort gegen die Verhafteten in Thätigkeit. Im Allgemeinen waren die Excesse weniger roh, als man sie in Westphalen gewohnt ist. Aber neu war die Betheiligung der Weiber, welche zur Fortsetzung des Streiks aufreizten. Sehr niederschlagend für die Streiker war auch die Erfahrung, daß die Hülfsgelder, namentlich aus Westphalen, ausblieben. Die Frivolität der Hetzer erging sich soweit, den Verführten die Auswanderung anzurathen und Frau und Kinder der Gemeindeunterstützung zu überlassen!

Der Hülferuf der Saarbrücker Arbeiter an die westphälischen Kameraden um Geldunterstützung wurde gern gehört

Digitized by Google

„aus Sympathie im Gefühle der Solidarität". In dem durch klerikale und sozialdemokratische Hetzen seit vielen Jahren durchwühlten Arbeiterstand war ein neuer Streik eine Abwechselung. Man konnte einige Zeit feiern, Reden hören, und zu hungern brauchte man ja nicht. In dieser Stimmung begannen die Versammlungen am 7. Januar gleichzeitig an den Hauptpunkten der Bergbau-Industrie Essen, Bochum, Gelsenkirchen. Dortmund und in den kleinen Ortschaften.

Und siehe da! Welche Personen finden wir als Leiter? Unsere alten Bekannten, die Kaiserdeputirten und sonstigen hervorragenden Redner — Genossen aus dem Streik von 1889, sämmtlich früher entlassene, zum Theil wiederholt bestrafte Bergleute, welche seitdem als Agenten, Händler und Wirthe wohlbehäbig vom Lohne der Bergleute leben. Der Erste der Kaiser-Deputirten hatte einen Aufruf zur Unterstützung der Saarbrücker Bergleute erlassen als „internationaler Vertrauensmann für Deutschland", und somit konnte der Tanz beginnen.

Täglich fanden in den verschiedenen Orten die Versammlungen statt mit der Tagesordnung: Saarbrücken. Es wurde eine Resolution angenommen:

1) Die Kameraden im Saar-Revier sind im vollständigen Recht,
2) die hiesigen Bergarbeiter haben die Pflicht der Unterstützung,
3) diese soll nicht durch Geld, sondern durch die Arbeitsniederlegung geschehen,
4) für den Streik wird ein Central-Ausstands-Comité ernannt.

Die Niederlegung der Arbeit begann ohne Kündigung und verbreitete sich weiter unter den allbekannten, sich stets wiederholenden Scenen: polizeiliche Auflösung von Versammlungen, Verhaftungen, Sperrung von Localen, Zerstörung von Betriebsstätten, Revolver- und Messer-Affären, Dynamit-Attentate, selbst behufs Zerstörung der Eisenbahn, gewaltsame Bedrohungen und Angriffe gegen die friedlichen Bergleute u. s. w. Militär stand in Düsseldorf bereit, doch war kein Einschreiten erforderlich, da die Polizei durch zahlreiche Verhaftungen, namentlich der Führer, Sperrung der Locale und Verbot der Versammlungen energisch eingriff.

Die Anzahl der Streiker hatte ca. 20,000 betragen. Weiter wollte die Sache nicht ziehen bei der Gesammtzahl der Belegschaft von 140,000 Arbeitern, obwohl allerlei Resolutionen zur Fortsetzung aufforderten. Inzwischen gingen auch die Nachrichten von Saarbrücken ein, daß dort der Streik keinen Erfolg habe. Der größte Theil der westfälischen Bergleute wollte nicht streiken, da ja keine Ursache dazu vorliege, der Ausschuß des 20,000—25,000 Mann starken evangelischen Arbeiter-Vereins erklärte sich aus demselben Grunde gegen den Streik.

Nun mußte neues Oel auf die erlöschende Lampe gegossen werden. Es kam ein neues Programm, analog dem von Saarbrücken.

Die hauptsächlichsten Forderungen, welche jetzt in den nicht mehr zahlreich besuchten Versammlungen beschlossen wurden, waren 25 Procent Lohnerhöhung, Selbstverwaltung der Knappschafts-Kasse durch die Bergleute allein, Wiederbeschäftigung der Gemaßregelten, Ungültigkeitserklärung der neuen Arbeitsordnung u. s. w.

Dagegen beschloß der Verein für die bergbaulichen Interessen gemäß der Arbeitsordnung: Sofortige Entlassung derer, die drei Schichten ohne Grund von der Arbeit fernblieben und Schadloshaltung an solchen Arbeitern durch Abzug an Lohn bis zu sechs Arbeitstagen, spätere Wiederannahme der Streiker erst in bestimmter Frist, d. h. zur Zeit keine Aufnahme von Bergleuten, welche wegen Betheiligung am Ausstand und Contract-Bruch aus der Arbeit entlassen sind.

Die Ordnung siegte, der Streik verlief sich gegen den 21. Januar, nachdem zum Schluß die Streik-Comités an die Arbeiter aller Länder einen Aufruf zu Geldunterstützung für die brotlos gewordenen Kameraden erlassen. Selbstverständlich hatten die Staatsbehörden den ganzen Verlauf nach eingehenden Berathungen überwacht, auch das strengste Einschreiten angeordnet. Als Nachwirkungen finden heute noch hier und da Versammlungen ohne Bedeutung statt, und die Agitatoren setzen die Bewegung für die „Arbeitslosen" in Scene.

Zum Schluß noch folgende Erläuterungen:

Die Lohnfrage war von vornherein in beiden Ausständen ohne alle Bedeutung. Die auf Grund der neuen Berggesetz-Novelle in Kraft getretenen Arbeits-Ordnungen enthalten für alle denkbaren Verhältnisse Bestimmungen, welche die Disciplin, die Rechte, Pflichten, Ansprüche der Arbeitgeber und Bergleute fest regeln, so daß Streitigkeiten möglichst vermieden werden. Auch werden die Minderjährigen der Einwirkung der Eltern und Vormünder mehr als bisher unterworfen.

Die Königliche Bergbehörde hat die Uebereinstimmung der Arbeitsordnungen mit den gesetzlichen Vorschriften zu prüfen. Die zum Theil schon eingeführte Anordnung, daß die frühere Klasse der Lehrhauer wieder hergestellt wird, ist nothwendig geworden, weil durch die bessere Vorbildung der Minderjährigen die Unglücksfälle, welche sich von Jahr zu Jahr vermehrten, vermindert werden können.

Die Knappschafts-Kasse bezieht die Beiträge der Arbeitgeber und Arbeiter, wird deshalb verwaltet von einem, aus beiden Parteien gewählten Vorstand. Die Coalitions-Freiheit ist gewährleistet, dahingegen die Verhinderung der arbeitwilligen Bergleute durch Ueberredung oder Gewalt unter Strafe gestellt. Letzteres hat keine genügende Wirkung. Die von den Regierungen vorgeschlagenen besseren Bestimmungen betreffend des Arbeiterschutzes sind leider vom Reichstage abgelehnt.

Das baltische Deutschthum.

Von Selmar Wallow.

Die Russificirung der Ostseeprovinzen, welche von der russischen Regierung von langer Hand vorbereitet, seit einem Jahre aber mit besonderem Eifer betrieben wird, ist in jüngster Zeit in ein neues Stadium getreten, welches der ganzen Angelegenheit ein verändertes Aussehen verleiht. Bisher hatte nämlich Rußland bei seinen national-kirchlichen Bestrebungen in den Ostseeprovinzen nach einem anderen System gehandelt, als bei seinen ähnlichen Bestrebungen in den anderen Landestheilen mit nichtrussischer Bevölkerung, vor Allem in Finland und dem ehemaligen Polen, jetzigen Generalgouvernement Warschau oder Weichselgebiet, neuerdings aber scheint man in den russischen Regierungskreisen den Entschluß gefaßt zu haben, in allen diesen Landestheilen nach einem und demselben System zu verfahren. Es werden mithin an verschiedenen Theilen des Reiches dieselben Mittel angewandt, um das Polenthum, Finnenthum und Deutschthum zu russifiziren, so daß die eigenartige Behandlung, welche in früheren Jahren den Ostseeprovinzen in Sachen der Russificirung derselben zu Theil geworden war, jetzt gänzlich aufgegeben ist. Es muß abgewartet werden, ob mit diesem neuen Verfahren die Russen bei ihren russificatorischen Bestrebungen in den baltischen Provinzen von größerem Erfolg begleitet sein werden, als dies bisher der Fall war, für den gegenwärtigen Augenblick aber scheint es mehr angebracht, die allerjüngsten Vorgänge auf diesem Gebiete und die von ihnen geschaffene Sachlage kurz Revue passiren zu lassen, insofern dieselben von allgemeinem Interesse sind. Die Frage der Berechtigung oder Nichtberechtigung derartiger nationaler Bestrebungen des einen Volksstammes gegen den anderen darf und soll hier nicht erörtert werden, wenn eine sachgemäße Schilderung der Vorgänge und der von ihnen geschaffenen Thatsachen ohne jegliche Voreingenommenheit dargelegt werden soll.

Mit dem jetzt eingeschlagenen System ist das Hauptgewicht auf die Einführung der russischen Sprache unter der Bevölkerung der Ostseeprovinzen gelegt worden und dieser Umstand führte dazu, daß die Russificirung sich vor Allem dem Schulwesen zuwandte, wie dies auch in anderen Ländern

Digitized by Google

wo sich ein Kampf zwischen zwei Volksstämmen abspielt, häufig zu beobachten ist. Aber schon seit Beginn dieser Russificirungsperiode war und bleibt die Aufmerksamkeit des Petersburger Kabinets in erster Reihe auf die Universität Dorpat gerichtet, welche mit Recht als eine Hauptstätte deutscher Wissenschaft auf baltischem Boden stets zu gelten pflegt und noch immer gilt. Zuerst beschränkte man sich hinsichtlich dieser Hochschule auf die allmähliche Einführung der russischen Sprache als obligate Lehrsprache, und zwar wurde der Anfang mit der juristischen Facultät gemacht, in welcher jetzt diese Maßregel, völlig durchgeführt ist. In der medizinischen Fakultät ist dieselbe noch in der Durchführung begriffen, so daß ein Theil der Vorlesungen in russischer, ein anderer noch in deutscher Sprache gehalten wird. Die historisch-philologische Fakultät kommt zuletzt an die Reihe, und zwar wird mit der Einführung der russischen Sprache bei derselben noch in diesem Winter begonnen, so daß dann außer der theologischen Fakultät, welche aber aus dem Verbande der Universität ausgeschieden und zu einer besonderen Anstalt formirt werden dürfte, nur noch das russische Idiom zu vernehmen sein wird. Die Dorpater Universität wird hierauf das genaue Abbild der übrigen sieben Universitäten Rußlands darstellen, welche gleichfalls keine theologische Fakultät aufzuweisen haben. Es ist zwar inzwischen von verschiedenen Seiten behauptet worden, daß die russische Regierung die Absicht, die lutherisch-theologische Fakultät aus der Dorpater Universität auszuscheiden und dieselbe an einen anderen Ort zu verlegen oder in eine selbständige Hochschule, wie dies im übrigen Rußland der Fall ist, zu verwandeln, neuerdings aufgegeben habe, diese Behauptung ist jedoch unbegründet und es kann sich hierbei nur um einen Aufschub handeln, welchen man bei ähnlichen Fällen schon oft beobachtet hat. Diese Ausscheidung der theologischen Fakultät gehört so sehr zu den Grundlagen der angestrebten Russificirung der Dorpater Universität, daß die Regierung schwerlich auf dieselbe verzichten dürfte, nur wird wohl eine mehr passende Gelegenheit abgewartet, als der gegenwärtige Augenblick sie zu bieten vermag.

Ein weiteres wirksames Mittel zur beschleunigten Russificirung dieser deutschen Hochschule ist in einer der jüngsten Maßnahmen zu erblicken, von welcher man sich großen Erfolg verspricht. Von den übrigen russischen Universitäten wird den relegirten oder mit der Relegation bedrohten, ebenso den überzähligen Studenten angerathen, sich nach Dorpat zu begeben und an der dortigen Universität ihre Studien fortzusetzen. Diese Maßnahme, welche allerdings erst jüngsten Datums ist, soll immer mehr russische Elemente aus dem Innern des Reiches der Dorpater Hochschule zuführen und im Verein mit dem russischen Vortrage eine doppelte Wirkung erzeugen. Die thierärztliche Hochschule zu Dorpat ist auf diese Weise schon völlig russificirt und es tritt, wie bereits festgesetzt, in diesem Jahre auch der russische Vortrag in der historisch-philologischen Facultät in Wirksamkeit. Die Verwaltung und die Hausordnung der Universität waren verhältnißmäßig leicht zu russificiren, schwieriger stellte es sich mit dem Abhalten der Vorlesungen, da es den alten Professoren nicht leicht wird, die russische Sprache binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit so weit zu erlernen, um ihre Kollegien im Russischen vorzutragen. Es fehlt denn dabei auch nicht an komischen Scenen und damit verbundenen Unterbrechungen während der Vorlesungen, welche mitunter durch ein unrichtig ausgesprochenes Wort oder durch die Nichtbeachtung einer der zahlreichen Eigenthümlichkeiten des russischen Idioms hervorgerufen werden, und häufig für den Lector peinlich sind. Daß die Sache des höheren Unterrichts unter diesen Verhältnissen jedenfalls nicht gefördert wird, ist selbstverständlich, indessen lassen es die Professoren der Dorpater Universität an Bemühungen nicht fehlen, diese linguistischen Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und gegenwärtig sind es bereits ungefähr vierzig Docenten, welche an der Alma mater zu Dorpat russisch vortragen.

Einen noch ernsteren und geradezu tragischen Charakter kann man dagegen den Maßregeln nicht absprechen, welche in der geschilderten jüngsten Periode der Russificirung der Ostseeprovinzen gegen die lutherisch-evangelische Kirche und ihre Geistlichkeit ergriffen werden, da die russischen Behörden auf kirchlichem Gebiete in letzter Zeit mit größerer Strenge vorgehen, als auf dem Gebiete des Schulwesens und des höheren Unterrichts. Allerdings liegen auf kirchlichem Gebiete die Verhältnisse viel verwickelter und dürfen als sehr ungünstig bezeichnet werden. Der immer häufiger werdende Uebertritt von Evangelischen zur griechisch-orthodoxen Kirche und die von diesen Personen späterhin empfundene Reue über den gethanen Schritt und ihre Versuche, zur evangelischen Kirche zurückzutreten — ein Fall, der sich in letzterer Zeit nur zu oft wiederholt —, ferner die Mischehen zwischen den beiden sich befehdenden Confessionen, welche ebenfalls immer häufiger werden, der confessionelle Unterricht und überhaupt die Erziehung der in diesen Mischehen erzeugten Kinder, das sind die Steine des Anstoßes, welche in früheren Jahren nur äußerst selten vorkamen, jetzt aber fast auf jedem Schritt in dem öffentlichen Leben der Ostseeprovinzen zu begegnen sind, indem sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch zahlreicher zu werden versprechen. Die russische Staatskirche wird dabei als die herrschende betrachtet, welche im Streitfalle nicht nachgeben darf, ein Prozeß folgt nach dem anderen und die Gerichte haben die Hände voll zu thun. Bald ist dieser, bald ist jener lutherisch-evangelische Pastor in den Anklagezustand versetzt, der Prozeß wird sehr langwierig und nimmt einen schleppenden Gang, in dessen Verlauf die betreffende Familie und die ganze Ortschaft in Aufregung bleibt. Meist verlaufen diese Prozesse im Sande, nicht selten aber sind auch die Fälle, in denen der angeklagte Pastor zum Opfer fällt. Liegt der Fall so, daß sich seiner auch die Tagespresse hüben und drüben bemächtigt, so ist die Erregung der Gemüther eine um so größere und die Dauer des Prozesses eine um so längere, bis endlich die „Allerheiligst regierende Synode" zu Petersburg in die Sache eingreift und derselben ein Ende macht. Man kann alle diese Verhältnisse nicht anders bezeichnen, als sehr unerquicklich, und sie werden es in letzter Zeit mit jedem Tage immer mehr.

So weit die jüngste Phase der Russificirung der baltischen Provinzen, vornehmlich auf dem Gebiete des Unterrichts- und Kirchenwesens, und auf diesem Wege glaubt die jetzige russische Regierung das angestammte deutsche Wesen in diesen Provinzen durch das russische zu verdrängen. Hat man sich nun diesen Weg etwas genauer angesehen, so ist es von besonderem Interesse, auch die Kehrseite der Medaille näher zu betrachten, d. h. die Ergebnisse kennen zu lernen, welche die russische Regierung mit dieser ihrer Arbeit bisher erreicht hat. Es genügt nur ein flüchtiger Blick auf das gesellschaftliche Leben der Ostseeprovinzen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß bisher der ursprüngliche Charakter und das deutsche Wesen jener Landestheile noch nicht die geringste Einbuße erlitten haben. Nach dieser Richtung hin wollen wir die beiden oben erwähnten Gebiete des Unterrichts- und des Kirchenwesens etwas näher untersuchen, um die Richtigkeit dieser Ueberzeugung darzuthun.

Am deutlichsten zeigt sich dies bei der Dorpater Universität, um deren Russificirung es der Regierung so sehr zu thun ist, daß sie zu den außerordentlichsten Mitteln greift und die ergrauten deutschen Professoren zwingt, auf ihre alten Tage das ihnen fremde russische Idiom zu erlernen, um in demselben Vorlesungen zu halten. Aus dem letzten Jahresbericht der Universität zu Dorpat ist ersichtlich, daß 1891 123 Mediziner die Universität absolvirt und als Aerzte attestirt worden sind. Dieser Procentsatz, mehr als 54 Procent der Zuhörerschaft, ist bisher von keiner anderen russischen Universität erreicht worden, und die nationalgesinnten russischen Blätter führen bereits lebhafte Klage über diesen umfangreichen Wirkungskreis der Dorpater Universität, indem sie allen Ernstes die Befürchtung aussprechen, die Dorpater Doctoren der Medizin könnten mit der Zeit überall die russischen Aerzte verdrängen. Jedenfalls geht aus dieser neuesten Thatsache hervor, daß die Alma mater zu Dorpat noch immer dieselbe Bedeutung besitzt, wie in früheren Zeiten.

Digitized by Google

Wenden wir uns nun dem gesellschaftlichen und Familienleben in den baltischen Provinzen zu, so sehen wir deutsches Wesen und deutsche Eigenart in allen Stücken voll und ganz erhalten. Als ein Beispiel von vielen möge hier nur der letzten Weihnachten Erwähnung geschehen, welche in den Ostseeprovinzen noch immer nach dem neuen Stil, also zu derselben Zeit wie in Deutschland und in dem übrigen westlichen Europa gefeiert werden, wobei man alle Gebräuche, Sitten und sonstige Eigenthümlichkeiten dieses hohen und frohen Festes dort ganz nach deutscher Art befolgt. Das Leben und Treiben in den Straßen, Wirthshäusern und Familien, namentlich in den größeren Städten, wie Riga, Dorpat, Goldingen u. a., erinnerte auch diesmal an echt deutsche Ortschaften, und besonders der Weihnachtheiligabend gestaltete sich sehr lebhaft und genußreich. Ueberall sah man Pfannkuchen, Karpfen in Bier, Punsch und Glühwein, auch die Hampelmänner und Knarren fehlten nicht, während die Geschäftswelt von einem ziemlich guten Weihnachtsgeschäft zu berichten hatte. Der russische Theil der Bevölkerung, welcher seinem Weihnachten erst nach ungefähr zwei Wochen entgegensah, machte den Trubel und die Festesfreude gern mit, und als späterhin die russischen Weihnachten an die Reihe kamen, da war an allen Orten von einem ähnlichen Trubel wenig oder fast gar nichts zu sehen, wenn man nicht gerade eine russische Kirche auf seinem Wege zu passiren hatte, welche an diesem Tage ihre mächtigen Glocken läuten ließ. In nicht minder greifbarer Form hat sich das vorjährige Osterfest und das ihm folgende Pfingstfest in echt deutscher und evangelisch-lutherischer Weise gestaltet, welche Festtage ebenfalls nach dem neuen Stil gefeiert werden und somit den entsprechenden russischen Festtagen um zwölf Tage vorangehen. So sehen wir in allen Fällen, in denen das gesellschaftliche und häusliche Leben in markanter Weise zum Ausdruck gelangt, das deutsche Idiom und deutsches Wesen die herrschende Rolle spielen und in den Vordergrund treten, während von den neuen Maßregeln und Bestrebungen der Russificirung fast gar nichts zu verspüren ist, und man ist daher zu der Annahme berechtigt, daß die allernächste Zukunft schwerlich irgend welche einschlägige Wandlung in dieser Angelegenheit mit sich bringen und daß das baltische Deutschthum nicht sobald diese seine Widerstandsfähigkeit verlieren werde.

Literatur und Kunst.

Wahrheit und Dichtung über Blinde.

Von einer Blinden.*)

Als im vergangenen Jahre der achte deutsche Blindenlehrer-Congreß in Kiel zusammentrat, da konnte mit vollem Recht behauptet werden, daß während der letzten Jahrzehnte, die so viel Ungewöhnliches in unserem Staats- und Culturleben bewirkten, auch auf dem Gebiet der Blindensache in doppelter Hinsicht bedeutende Errungenschaften zu verzeichnen seien. In erster Linie ist es die Augenheilkunde, die zum Segen der nicht sehenden Menschheit einen erfreulichen Aufschwung genommen hat; sie weiß durch weise Vorsichtsmaßregeln — wir erinnern nur an das Credé'sche Heilverfahren — die Erblindung in vielen Fällen zu verhüten, in anderen hinaus zu schieben, oder durch fast an das Wunderbare grenzende Eingriffe in den Organismus des menschlichen Auges zum Theil oder völlig zu heben. Allein auch dieser Wissenschaft sind, wie überhaupt jeder, ihre Schranken gezogen. Sie ist viel aber nicht Alles vermögend und es gibt einen Punkt, an welchem auch dem tüchtigsten, geschicktesten Augenarzt ein gebieterisches: „bis hierher und nicht weiter" entgegen tönt.

*) Die Verfasserin, Fräulein Anna Pötsch, ist seit ihrem dritten Lebensjahre völlig erblindet.

Im Hinblick auf diese dem menschlichen Können gesteckten Grenzen haben nun Menschengeist und Menschenliebe sich verbunden, um das Schicksal jener, deren leibliches Auge mit undurchdringlichem Dunkel umnachtet ist, nach Kräften zu erleichtern, und so trat die zweite der oben erwähnten Errungenschaften in's Leben, nämlich die Blinden-Bildung. Bevor sich dieselbe aus ganz geringen Anfängen zu ihrer heutigen Bedeutung entwickelte, scheint das Loos der Nichtsehenden ein höchst beklagenswerthes gewesen zu sein. Die Meisten unter ihnen waren verurtheilt, am Wege sitzend ihr Brot sich von den Vorübergehenden zu erbetteln; ja die Blindheit wurde vielfach als eine wohlverdiente Strafe für eigene oder fremde Schuld angesehen. Den Beweis hierfür liefert z. B. die Frage, welche die Apostel Angesichts des Blindgeborenen an Christus richten: „Wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern"? Joh. 9. Zu dem Gebrechen, das schon an sich schwer genug zu tragen ist, gesellten menschliche Wahn-Vorstellungen noch einen drückenden Fluch. Dieser Begriff mußte den Blinden in vorchristlicher Zeit jedes Trostes, den unverschuldetes Leiden gewöhnlich für den Leidenden in sich birgt, berauben — er stempelte ihn zu einem verdammten, von den Göttern besonders gezeichneten Menschen.

Hin und wieder freilich mag man auch im Alterthume dem Nichtsehenden eine geachtetere Stellung eingeräumt — oder vielmehr Einzelne werden sich dieselbe errungen haben, durch ihre hervorragenden geistigen und seelischen Fähigkeiten, die wohl trotz der traurigen Verhältnisse nicht immer zu ertödten waren. Das zeigt sich beispielsweise in der Sophokleischen Antigone. Hier tritt uns der blinde Seher Teiresias als ein mit überirdischen Dingen vertrauter Mann entgegen, der aus den Vorgängen beim Opfer, obwohl er sie nicht mit eigenem Auge schaut, sondern nur durch das Gehör und fremde Beschreibung kennen lernt, den Willen der Götter herauszulesen weiß. In Bezug auf den Knaben, der ihn in die Versammlung der Fürsten geleitet, darf Teiresias sagen: „Dieser ist mein Führer, wie ich's Anderen bin". Daraus geht klar hervor, daß sich der Greis seines geistigen Führeramtes wohl bewußt ist, und die Anerkennung desselben läßt sich aus dem Verhalten König Kreon's und aus der Rolle, die dieser Seher in der Sagenwelt der Alten überhaupt spielt, deutlich genug ersehen. Hier beeinträchtigt die Blindheit nicht nur nicht die Würde und das Ansehen des nichtsehenden Greises, sondern sie erhöht dieselben, indem sie ihn mit dem Nimbus des Außergewöhnlichen, des Wunderbaren umgibt, der ja in den meisten Fällen einen geheimnißvollen Zauber auf den Menschen ausübt.

So mag schon in der Zeit des Alterthums die Stellung des Blinden eine mannigfache und im Grunde genommen, doch stets gleichartige insofern gewesen sein, als man ihn, gleichviel ob man an sein Gebrechen einen außergewöhnlichen Fluch oder Segen der Götter knüpfte, stets als außerhalb der menschlichen Gesellschaft stehend betrachtete.

Wie verhält sich nun in diesem Punkte die Gegenwart?

Ist es ihr, dank der Eingangs erwähnten Fortschritte, gelungen, das dunkle Schicksal der nichtsehenden Menschheit einigermaßen zu erhellen, und das Verständniß für sie allenthalben zu mehren? Die erste dieser beiden Fragen darf mit Freuden bejaht werden; denn wie viel man unser Jahrhundert immerhin schelten mag, so hat es sich doch, wie kein anderes, in den Dienst der leidenden Menschheit gestellt, und dabei auch der Blindenwelt nicht vergessen. Fast in allen civilisirten Staaten Europas und Amerikas befinden sich heutzutage Institute zur Erziehung und Unterweisung Blinder, und überall schlagen fühlende Menschenherzen, die den von Dunkel Umnachteten das wärmste Mitleid entgegen bringen. Man kann z. B. die Bemerkung machen, daß selbst ganz Ungebildete, wenn ein Nichtsehender an ihnen vorüber geführt wird, in Worte des innigsten Bedauerns ausbrechen und sich lange über den Anblick des „armen Blinden" nicht zu beruhigen vermögen. Trotz alledem aber muß die zweite der oben aufgeworfenen Fragen, ob das Verständniß für die Blindensache in unseren Tagen entsprechend im Zunehmen begriffen

Digitized by Google

sei, leider verneint werden. Ein bedeutender Blinden-Pädagog der Jetztzeit schreibt hierüber: „Es fehlt, trotz unserer vorgeschrittenen Blindenbildung nach außen hin leider noch immer das rechte Verständniß für die Leistung der Blinden im Allgemeinen. Der Blinde, so bald er aus seinen Kreisen heraustritt, ist mehr oder weniger ein Fremdling in der Gesellschaft, oft ein Gegenstand entweder des Bedauerns oder mystisch angehauchter Auffassung. Es gibt viele Menschen, die noch geradezu abergläubisch sind und den Blinden für einen von Gott besonders gekennzeichneten Menschen halten, ihm am Liebsten aus dem Wege gehen oder in seiner Gesellschaft ein gewisses Gruseln empfinden." — Daß diese Behauptungen vollständig auf Wahrheit beruhen, können viele meiner Schicksalsgenossen mit mir aus eigener Erfahrung bestätigen. Sehr häufig, und zwar in gebildeten Kreisen kaum seltener als in ungebildeten, pflegt man uns für Wesen zu halten und wie solche zu behandeln, die mit Idioten die allergrößte Aehnlichkeit haben. So erkundigte sich z. B. einst ein Major X. bei einem blinden, sehr tüchtigen Musiker, ob er im Stande sei, seinen Rock selbst zuzuknöpfen; und an einen anderen nichtsehenden Bekannten richtete ein Arzt, also ein akademisch gebildeter Mann, eine Reihe von Fragen, die den Betreffenden schließlich zu der Gegenfrage: „Halten Sie mich denn für irrsinnig?" veranlaßten. Daß eine derartig geringe Auffassung von dem Sein und Können Blinder deren Leben und Streben ungemein erschwert, liegt klar auf der Hand. Trotzdem wäre es ungerecht, wenn wir der sehenden Menschheit wegen der irrigen Vorstellungen, die sie vielfach über uns hegt, einen Vorwurf machen wollten, da sich dieselben nur zu gut begreifen und entschuldigen lassen. Liefert doch die über die Blindensache weitverbreitete Unwissenheit zunächst einen erfreulichen Beweis dafür, daß die Blindheit noch verhältnißmäßig selten auftritt; denn wäre es anders, so würde wahrscheinlich auch größere Klarheit in Bezug auf ihre Folgen im Publikum herrschen. Viele Menschen kommen aber entweder gar nicht oder nur ganz flüchtig mit Nichtsehenden in Berührung. Sie haben keine Zeit und Gelegenheit, sich näher mit ihnen zu befassen, und was sie so im Fluge an ihnen wahrnehmen, das dient sehr häufig dazu, ihre Vorstellungen noch verworrener zu gestalten. Der erste Eindruck, den der Vollsinnige beim Anblick des Nichtsehenden gewinnt, ist selten ein angenehmer. Der Sehende hat sich gewöhnt, lebendigen, sprechenden Blicken zu begegnen, eine ganze Menschenseele aus ihnen herauszulesen; und hier findet er glanzlose, erstorbene, mit ganz wenigen Ausnahmen sogar entstellte Augen, die dem ganzen Antlitze einen unangenehmen, ja zuweilen abstoßenden Ausdruck verleihen. Wenn dann noch, wie dies bei manchen Blinden der Fall ist, eine verkümmerte Körperhaltung, ungeschickte Bewegungen oder gar auffallende Angewohnheiten hinzutreten, so ist es wahrlich nicht zu verwundern, daß der Sehende, nur zu sehr geneigt, großen Werth auf Aeußerlichkeiten zu legen und nach ihnen zu urtheilen, eine unrichtige Meinung von seinem des Augenlichts beraubten Nebenmenschen hegt. Demnach ist die falsche Beurtheilung, die der von Dunkel Umnachtete häufig erfährt, in erster Linie auf Unkenntniß oder auf das ungünstige Aeußere seiner Persönlichkeit zurück zu führen. Sie wird jedoch auch durch manches Andere wesentlich befördert.

Interessant und charakteristisch nach dieser Richtung sind z. B. die Rollen, die unsere Dichter zuweilen auf den weltbedeutenden Brettern oder in Romanen den Blinden zuertheilen. Selbst Shakespeare hat in dieser Hinsicht fehlgegriffen, wie sich bei zweien seiner Dramen mit großer Leichtigkeit nachweisen läßt. Es tritt uns zunächst in dem älteren Gobbo aus dem „Kaufmann von Venedig" ein erblindeter Mann entgegen, dessen Auffassungsvermögen mit dem anderer Nichtsehenden in augenscheinlichem Widerspruche steht; denn während die Blinden, und das ist eine allgemein bekannte Thatsache, meist von der Natur mit einem sehr feinen Gehör ausgerüstet und dadurch auch befähigt sind, die verschiedenen Menschenstimmen sich dem Klange nach einzuprägen und von einander zu unterscheiden, hält dieser Gobbo seinen eigenen Sohn, obwohl derselbe ihm gegenüber weder mit Worten kargt noch seine Stimme irgendwie verstellt, für einen völlig Unbekannten.

Selbst Lancelot's so wiederholt ausgesprochene Frage: „Kennt Ihr mich, Vater?", vermag ihn nicht von seiner irrigen Ansicht, daß er es mit einem fremden jungen Manne zu thun habe, zu bekehren. Und gleichsam als triftigste Entschuldigung ruft er endlich aus: „Lieber Himmel, ich bin ein alter, blinder Mann, ich kenne Euch nicht". —

Aber, so wird vielleicht Mancher hier einwenden, die Figur des alten Gobbo trägt doch ganz unverkennbar das Gepräge großer Beschränktheit an sich und wo diese bei Nichtsehenden vorhanden ist, da dürfte es wohl um das Unterscheidungsvermögen kaum besser bestellt sein als im vorliegenden Falle. Diesen Einwurf widerlegt indessen die Erfahrung, denn selbst schwachsinnige Blinde vermögen in der Regel, andere, namentlich wenn sie häufiger mit denselben zusammentreffen, sehr gut am Klange des Sprachorgans zu erkennen. Ueberhaupt pflegt ihr Gehör, besonders aber das musikalische, meist ganz vorzüglich entwickelt zu sein.

Wenn nun schon in unseren Bühnenwerken die Blinden an und für sich oft sehr unrichtig und schwerfällig gezeichnet sind, so thun die Schauspieler außerdem gern noch das ihrige, um dem Publikum die Blindheit, die man ihnen sonst vielleicht nicht glauben würde, in möglichst übertriebener Weise zu veranschaulichen. Davon konnte ich mich einst selbst überzeugen, als ich einer Vorstellung des „Kaufmanns von Venedig" beiwohnte. Bei den Worten: „Gott im Himmelsthrone, was hast Du für einen großen Bart gekriegt", betastete der Vertreter von Lancelot's Vater mit der größten Harmlosigkeit statt des Bartes die Haupthaare seines Sohnes. Der in seinem Fache übrigens vorzügliche Künstler erlaubte sich diese Freiheit vermuthlich, um die Komik der Situation zu erhöhen, und erreichte seinen Zweck auch vollständig; denn schallendes Gelächter aus dem Zuschauerraume lohnte seine Bemühungen. Den wenigsten der Anwesenden schien es an dem Abend zum Bewußtsein zu kommen, daß sie sich auf Kosten der Wahrheit amüsirten. Ich aber, die als eine Nichtsehende sich den Vorgang erst erklären lassen mußte, konnte mich eines schmerzlichen Gefühls darüber nicht erwehren, daß die grenzenlose Uebertreibung jenes Schauspielers bei einem doch ziemlich durchweg auf Bildung Anspruch erhebenden Publikum wirklich eine solche Heiterkeit hervorzubringen vermochte. Unsere Regisseure besitzen gerade in Bezug auf klassische Stücke zuweilen ein förmliches Talent, Nahes und Fernes aneinander zu knüpfen, gehaltvolle Stellen großer Bühnenwerke abzukürzen oder gänzlich zu streichen. Wollten sie diese ihre Kunst einmal recht nachdrücklich an der eben besprochenen Scene üben, so hätte wahrlich Jeder, der dem Glauben an die ideale Bestimmung der Bühne noch nicht ganz entsagt hat, Ursache, ihnen dankbar zu sein. Dieser Auftritt zwischen den beiden Gobbo's enthält, wie bereits gezeigt wurde, mancherlei Unwahres; es ist aber auch im höchsten Grade unerquicklich, denn der Sohn „treibt Possen" mit der Blindheit seines Vaters, und das, selbst wenn es im Scherze geschieht, muß das ästhetische Gefühl verletzen.

Manche werden vielleicht diese Angriffe auf die Scene eines Shakespeare'schen Stückes durch den Einwand zu entkräften suchen, daß man hier, wo es sich um mehr komische Momente mit bekanntlich meist etwas stark aufgetragenen Farben handelt, doch kaum eine so strenge Kritik üben dürfe. Wer durch eine derartige Behauptung Shakespeare vor dem Vorwurfe, er habe es sich mit der Darstellung der Blindheit etwas leicht gemacht, zu schützen glaubt, den müssen wir auf ein zweites Werk dieses Dichters, auf „König Lear", verweisen. Zwar zeigt gerade in diesem Stücke der große Britte, daß er in mancher Hinsicht die Gaben Nichtsehender sehr richtig zu beurtheilen weiß. Auf die Worte Lear's: „doch siehst Du, wie die Welt geht", die er an den geblendeten Gloceſter richtet, erwidert dieser: „Ich sehe es fühlend", und erhält gleich darauf von dem Könige den Rath: „Schau mit dem Ohr". Wer diese beiden Aussprüche mit Aufmerksamkeit prüft und einigermaßen die Art und Weise kennt, wie der Blinde die Außenwelt in sich aufzunehmen pflegt, der muß zugestehen,

Digitized by Google

daß sich dafür gar keine treffenderen Ausdrücke finden lassen als dies: „fühlend sehen“ und dies „Schauen mit dem Ohr“. Um so überraschender und widersinniger ist nun die Rolle, die Gloceſter im sechsten Auftritt des vierten Aufzugs zu spielen hat. Hier will er sich von seinem Sohne Edgar, den er übrigens ebenfalls nicht erkennt, auf einen Felsen bei Dover geleiten lassen, um dort durch einen verzweiflungsvollen Sprung in die Tiefe des Abgrunds seinem lichtlosen Dasein ein Ende zu machen.

Edgar, dieses Vorhaben durchschauend, beabsichtigt den Vater zu retten. Das gelingt ihm auch, indem er nur scheinbar den Willen des Geblendeten erfüllt; in Wirklichkeit führt er ihn aber statt nach jenem Felsen auf völlig ebenem Pfade vorwärts, wobei er beständig von der Steilheit des Weges und der ungeheuren Tiefe des unter ihnen sich öffnenden Abgrundes redet. Obgleich nun Gloceſter anfangs einige schwache Einwendungen erhebt, wie z. B.: „Mich dünkt, der Grund ist eben“, so gelingt es doch der Redekunst seines Begleiters sehr bald, ihn in den Glauben zu versetzen, er sei nur einen Fuß breit vom letzten Rande des Abgrundes entfernt. Schon ein derartiger Irrthum ist im praktischen Leben, bei einem vernunftbegabten Blinden völlig undenkbar; denn ein solcher, da er den Unterschied von ebenen und ansteigenden Wegen mit großer Sicherheit und Leichtigkeit wahrnimmt, würde den Betrug sofort durchschauen. Gloceſter thut Letzteres auch dann noch nicht einmal, als er den Sprung vollführt hat und — anstatt in die vermeintliche Tiefe — auf die platte Erde gefallen ist. „Fiel ich oder fiel ich nicht?“ fragt er, und schenkt den Worten Edgars: „zehn Mastbäume aufeinander sind so hoch nicht, als steilrecht Du hinab gefallen bist“, willig Glauben.

Bei billiger Beurtheilung dieser Scene muß jeder Denkende zugestehen, daß Shakeſpeare, obwohl er das Innenleben der Blinden in trefflichen Aussprüchen charakterisirt, doch von ihrem physischen Wahrnehmungsvermögen zu gering dachte, um hier wahr schildern zu können. Jene schönen Worte aber, die der Dichter über das eine sagt, verhallen und werden von den meisten Theaterbesuchern wohl kaum beachtet, während das widersinnige Verhalten Gloceſter's, weil der Zuschauer Zeuge desselben ist, sich ihm fest einprägen und das sichere Fundament zu einem bleibenden im Interesse der Blindenwelt sehr zu beklagenden Irrthum bilden kann.

Es gibt noch verschiedene Bühnenwerke, in denen uns mehr oder minder richtig gezeichnet, nichtsehende Gestalten vorgeführt werden. Eine der anziehendsten und interessantesten aber ist unstreitig die liebliche Jolanthe in „König Renée's Tochter“ von dem Dänen Henrik Herz. Diesem Mädchen, das in frühester Kindheit durch heftigen Schreck bei einem Brande im königlichen Schlosse das Augenlicht verloren hat, wird sein trauriger Zustand auf das Sorgfältigste verheimlicht. Nicht wissend, was ihr mangelt, ohne überhaupt eine Ahnung von der Existenz des Gesichtssinns zu besitzen, erblüht Jolanthe in stiller Abgeschiedenheit zur anmuthigen Jungfrau, begabt mit einem ungewöhnlich reich entwickelten Seelenleben und reger Freude an allem Schönen, besonders aber an der Poesie. Durch die geheimnißvolle Kunst des maurischen Arztes Ebenjahia wird der blinden Prinzessin am Schlusse des Stückes auf unerklärte Weise die Sehkraft zurückgegeben, nach dem ihr zuvor Prinz Triſtan von Lothringen, der aus politischen Gründen schon seit früher Jugend mit ihr verlobt ist, bei einem zufälligen Zusammentreffen von der ihr verschlossenen Welt und von der Fähigkeit des Sehens erzählt hat. Was dieses kleine und überaus poetische Drama besonders auszeichnet, ist, daß in demselben die Blindheit von Anfang bis zu Ende in vollständig glaubhafter Weise geschildert wird. Indem Henrik Herz schreibt: „Trotz Jolanthe's Blindheit sind ihre Bewegungen ungezwungen und sicher, nur hin und wieder eine horchende Stellung mit einer leisen Bewegung der Hand, als ob sie vor sich hin fühlte, verräth den Mangel des Gesichts“, zwingt er die Vertreterin seiner Jolanthe, wenn sie nicht den Intentionen des Dichters direct zuwider handeln will, die Rolle ohne lächerliche Uebertreibungen darzustellen, durch die der Zuschauer ein falsches Bild gewinnen könnte. Aber auch das reiche Innenleben, das bei den meisten Nichtsehenden vorhanden ist, findet in diesem Stücke einen beredten Ausdruck. So sagt z. B. Triſtan zu Jolanthen: „In Euch ist eine solche innere Seelenklarheit, daß Ihr nicht der' bedürft, die von dem Lichte wir durch das Aug' erlangen“, und König Renée's Tochter selbst, als sie zum ersten Male von der ihr bis dahin verborgenen sichtbaren Welt vernimmt, ruft aus: „Hier nah' beim Herzen wohnt uns das Gesicht“, wahrlich ein schöner, und durch die Erfahrung vieler Nichtsehender bestätigter Ausspruch. Charakteristisch ist ferner jener Auftritt, in dem die sehend gewordene Jolanthe, die bis dahin lichtlosen Augen, zum ersten Male dem Lichte erschließt und ihre Umgebung erblickt. Nicht freudige Bewunderung, sondern ein Gefühl großer Bangigkeit vor dem Ungewohnten ergreift sie, das sich in den Worten Luft macht: „Halt' mich, das rückt mir so nahe! das macht mir so Angst! die Pflanzen sind entsetzlich, sie sinken auf uns nieder!“ Vielleicht wird Mancher in diesem Verhalten eine Unwahrscheinlichkeit erblicken und meinen, die plötzlich sehend Gewordene müsse doch mit lautem Jubel den sich ihr öffnenden Lichtstrom begrüßen oder, überwältigt von der Großartigkeit der neuen Eindrücke in sprachloses Staunen versinken. Die Erfahrung hat indessen schon öfter gezeigt, daß Henrik Herz auch hier nichts Unrichtiges vorführt, denn es gibt Fälle, in denen die von der Blindheit Geheilten sich nicht sofort in ihren neuen Zustand zu finden vermögen. So wurde mir beispielsweise von einem Kinde berichtet, das nach erfolgter glücklicher Augenoperation in der ersten Zeit mit seiner Sehkraft buchstäblich nichts anzufangen wußte. Um das Wesen der Gegenstände, die man ihm vorhielt, festzustellen, betastete es dieselben nach alter Gewohnheit, dabei krampfhaft die Augen schließend. Hin und wieder soll sich bei sehend gewordenen Personen sogar eine förmliche Enttäuschung eingestellt haben, weil die sichtbare Welt nicht jenen Erwartungen entsprach, die sie, dank ihrer lebhaften Phantasie, in den Tagen der Blindheit davon gehegt hatten. Es ist eben eine unumstößliche Thatsache, daß von Jugend auf Blinde in der Regel überhaupt keine Sehnsucht nach der Welt des Sehens empfinden und dieselbe mit ihrem geistigen Auge oft schöner und glänzender erblicken als sie dem leiblichen sich darstellt. Obwohl nun dies Alles in Henrik Herz' Dichtung angedeutet wird, so ist doch ein großer Theil des Publikums geneigt, die ganze Gestalt der Jolanthe in das Reich des Schwermöglichen zu verweisen. Das ist in vieler Hinsicht zu beklagen, aber es läßt sich begreifen, durch die eigenartigen Umstände, in denen die Jungfrau aufwächst, und die geheimnißvolle, an das Märchenhafte streifende Art, durch die Ebenjahia der blinden Prinzessin das Augenlicht zurückgibt.

Das Stück, in dem ein mit Bewußtsein von Jugend auf Blinder von der Bühne herab zu der Menschheit spricht, die Rechte der gegenwärtigen Blindenwelt vertritt, und ihre Lage wahrheitsgemäß veranschaulicht, ist eben noch zu schreiben. — —

Mit welchen Durchschnitts-Erwartungen darf man nun an einen Nichtsehenden der Jetztzeit herantreten? Und welcher Art sind die Nachtheile, die ihm aus seinem Gebrechen erwachsen? Eine Antwort auf diese Frage, die allerdings ein mehr allgemeines Gepräge tragen und von Einzelverhältnissen absehen muß, ist zur Förderung der Blindensache unbedingt nothwendig. Es kann sich nun im Folgenden weit weniger um Diejenigen handeln, die erst im späteren Alter, wenn sie bereits einen Lebensberuf ergriffen haben, ihr Augenlicht verlieren. Das Loos dieser muß in den meisten Fällen als ein höchst beklagenswerthes bezeichnet werden, weil für sie das Aufhören des Sehens gleichbedeutend sein dürfte mit einem Stillstand ihres bisherigen Wirkens, sowie mit einem völligen Umschwung ihrer ganzen Lebensverhältnisse und Lebensgewohnheiten. Da aber auch die Vorbildung später Erblindeter in der Regel eine sehr verschiedenartige ist, würde sich ein Allgemeinbild schwer entwerfen lassen. Anders freilich verhält es sich bei denen, deren Sehkraft schon früher in den ersten Tagen oder Jahren ihres Lebens für immer erlischt, und die folglich als Blinde aufwachsen, sich ausbilden, entwickeln und das Leben durchkämpfen

Digitized by Google

müssen. Von den Angehörigen unvernünftig verwöhnt oder vernachlässigt, selten jedoch richtig behandelt, leben die Meisten unter ihnen ohne Betheiligung an den fröhlichen Spielen ihrer sehenden Altersgenossen, in einem unnatürlichen, ungesunden Zustande, bis zu dem Zeitpunkte, da man sie einer Blindenanstalt zur Erziehung und Ausbildung übergibt. Für Einzelne erscheint dieser Zeitpunkt leider sehr spät, für Andere nie, denn noch besitzen nur die wenigsten Länder eine genügende Anzahl von Blindeninstituten und so muß ein gut Theil der nichtsehenden Kinder, obwohl sie dem deutschen Gesetze nach der Schulpflicht unterworfen sind, auch bei uns den Segnungen des Blindenunterrichts fern bleiben. Die natürliche Folge hiervon ist, daß von einem Anstaltszwange, wie er für blinde Kinder existiren sollte, gar keine Rede sein kann. Das veranlaßt thörichte und in ihrer Besorgniß kurzsichtige Eltern sehr oft, die ihres Augenlichtes beraubten Kleinen, selbst wenn ihnen die Gelegenheit dazu geboten ist, entweder gar nicht in eine Anstalt zu schicken oder sie ihr schon nach ganz kurzem Schulbesuche wieder zu entziehen. Alle Vorstellungen der Lehrer sind in den meisten Fällen fruchtlos, und erst wenn die heranwachsenden zu Nichts recht tauglichen Blinden sich und ihren Angehörigen zur Last fallen, sehen die Letzteren ein, wie thöricht sie gehandelt haben. Um derartigen betrübenden Vorkommnissen vorzubeugen, hat der am Eingang dieses Artikels erwähnte Blindenlehrer-Congreß eine Petition an die Landesregierungen gerichtet, in welcher diese ersucht werden, eine hinreichende Menge von Blindenanstalten in's Leben zu rufen und die schulpflichtigen, nichtsehenden Kinder zu deren regelmäßigem Besuche anzuhalten. Dänemark und das Königreich Sachsen sind bis jetzt die einzigen Staaten, die diese schönen Ziele bereits erreichten und in denen folglich der Anstaltszwang zum Segen der Blindenwelt gehandhabt werden kann.

Diejenigen Nichtsehenden nun, denen das Glück zu Theil wird, in einer wohl organisirten Blindenanstalt aufzuwachsen, erhalten in der Regel eine gute elementare Schulbildung. Bekanntlich bedient man sich beim Blindenunterricht zum Lesen und Schreiben besonderer Schriftsysteme unter denen das von dem blinden Franzosen Braille erfundene Punktsystem gegenwärtig am gebräuchlichsten ist; doch werden daneben auch die großen lateinischen Buchstaben zu gleichem Zwecke verwandt. Vermittelst seines feinen, durch unausgesetzte Uebung geschärften Gefühls entziffert der Blinde mit seinen Fingerspitzen diese erhöht dargestellten Schriftzeichen und lernt sie auf eigens construirten Tafeln selbst bilden. Der Geographie-Unterricht wird in Blindenschulen ebenfalls nur dadurch ermöglicht, daß man dem Schüler Berge, Städte, Flüsse, Grenzen ꝛc. durch verschiedene fühlbare Linien oder Punkte veranschaulicht. Nach beendeter Schulzeit werden dann in den meisten Blindenanstalten die Zöglinge noch praktisch zu ihrem späteren Berufe vorbereitet. Die Gewerbe, die sich hauptsächlich zur Erlernung für Nichtsehende eignen, sind: Korbmacherei, Seilerei und Bürstenbinderei. Auch mit dem Schuhmacherhandwerk hat man, wie es heißt, in dänischen Anstalten gute Erfolge erzielt. — So kommt es, daß sich die Zöglinge meist von ihrem sechsten bis ungefähr zwanzigsten Lebensjahre in der Anstalt befinden und somit diesen für die Entwickelung von Leib, Seele und Geist wichtigsten Lebensabschnitt in stiller Abgeschiedenheit und unter besonders für sie eingerichteten Verhältnissen durchleben. Alles was die Kindheit Sehender ausfüllt und schmückt, eifriges Lernen und heiteres Spiel, das wird auch den Schülern und Schülerinnen unserer heutigen Blinden-Institute in reichem Maße dargeboten, und sie fühlen sich in der Regel dabei zufrieden und glücklich.

Unstreitig ist die Blindheit unter allen Gebrechen dasjenige, das auf die Charakterentwickelung am wenigsten nachtheilig oder hemmend einwirkt. Bei einem der letzten Blindenlehrercongresse hatte man für das beste Werk über Blinden-Psychologie einen Preis ausgesetzt; doch konnte derselbe nicht zur Vertheilung gelangen, da kein derartiges Buch geschrieben worden war. In der That dürfte sich eine eigentliche Blinden-Psychologie schwer aufstellen lassen, denn alle Charaktereigenschaften, wie sie uns bei Sehenden entgegentreten, kann man auch je nach Verhältnissen und Individualität stärker oder schwächer ausgeprägt in den Reihen Blinder vorfinden. Auf der anderen Seite ist es aber wieder ganz natürlich, daß durch die Blindheit eine Seelenregung mehr begünstigt wird als die andere, und daß die Seelenwelt des Nichtsehenden in mancher Hinsicht von Eigenart nicht vollständig frei ist.

Der Blinde wird durch die tausendfachen Eindrücke, wie sie sich im bunten Wechsel dem Vollsinnigen aufdrängen, nicht zerstreut, und ist daher mehr als Andere von der Außenwelt abgesondert, genöthigt, den Blick des Geistes und der Seele mehr nach innen zu lenken. So entwickelt sich bei ihm in der Regel ein ungewöhnlich lebhaftes Empfinden, eine warme Begeisterung für Alles ihm Verständliche, Schöne, die nicht selten an Schwärmerei für das Ideale streift. Durch das Gehör und Gefühl wird die Welt des Nichtsehenden gebildet; von Allem was außer dem Bereiche dieser Beiden liegt, muß seine Phantasie ihm ein Bild entwerfen. Da geschieht es denn zuweilen, daß diese kühne Malerin die Dinge und Verhältnisse in einer Weise schildert, wie sie der Wirklichkeit nicht entspricht; darum muß sich der junge Blinde, der hinaus treten will in die Welt, doppelt hüten, allzu glänzende Erwartungen von dem Leben zu hegen, die dasselbe — am allerwenigsten ihm erfüllt. Denn in seinem ehrlichen Streben, die in der Anstalt erworbenen Kenntnisse auf dem Gebiet des Handwerks oder der Musik praktisch zu verwerthen, stellen sich ihm die mannigfachsten Hindernisse entgegen. Ueberall findet er viel Vorurtheil, aber wenig Verständniß, ja selbst seine nächsten Angehörigen, denen er im Laufe der Jahre mehr und mehr entfremdet wurde, pflegen ihm erfahrungsgemäß sehr häufig nichts Anderes entgegen zu bringen. Trotz dieser mißlichen Umstände setzen viele Nichtsehende ihre ganze Kraft, ihr bestes Können ein und ruhen nicht eher, als bis sie ihren Nebenmenschen Achtung vor ihren Leistungen abgenöthigt und sich eine leidliche Existenz errungen haben. Andere hingegen, die dieser Willenskraft ermangeln, oder aus irgend einem anderen Grunde zu schwach sind, den Kampf mit den widrigen Verhältnissen aufzunehmen, ziehen sich zaghaft in sich selbst zurück. Je zuversichtlichtlicher zuvor ihr Vertrauen auf die Menschheit war, desto zurückhaltender werden sie nun derselben entgegen treten und nicht selten der Verbitterung oder stumpfer Gleichgültigkeit anheim fallen. Das sind traurige Erscheinungen, die sehr häufig vermieden werden könnten, wenn sich die Umgebung des Nichtsehenden etwas eingehender mit seinem Gemüthsleben, seinen Leiden und Freuden befassen wollte. Viele Blindenanstalten thun nun zwar redlich das ihrige, um den entlassenen Zöglingen ihr mühevolles Ringen durch Zuweisung von Arbeit und Gewährung kleiner Unterstützungen einigermaßen zu erleichtern, aber sie allein werden wegen Mangels an Mitteln ꝛc. niemals im Stande sein, das Loos ihrer Schutzbefohlenen in allen Fällen, besonders auch in seelischer Hinsicht, freundlicher zu gestalten.

Es wird in unseren Tagen so viel gesprochen und geschrieben über die soziale Frage und allenthalben macht sich das edle Streben bemerkbar, die Lage der Unglücklichen und Nothleidenden zu bessern. Auch die Blindensache ist ein Theil dieser großen, sozialen Aufgabe, denn der Nichtsehende hat wie jeder Andere ein heiliges Recht auf Bildung, Arbeit und eine seinen Kenntnissen und Talenten entsprechende Stellung in der menschlichen Gesellschaft. Er braucht nicht um Mitleid zu betteln, sondern er darf die Theilnahme seiner Nebenmenschen fordern mit dem unverbrüchlichen Rechte aller Leidenden. Die leibliche Blindheit muß der des Augenlichtes Beraubte ertragen, vor jener härteren des Geistes und der Seele hingegen kann und sollte die Menschenliebe ihn bewahren. Wie aber die soziale Frage nur dann gelöst werden wird, wenn jeder Stand das Seinige dazu beiträgt, so ist auch die Förderung der Blindensache nicht nur abhängig von dem Interesse der Regierungen und berufener Fachmänner, sondern vielmehr von dem jedes Einzelnen, den sein Lebensweg mit einem Nichtsehenden zusammenführt.

Möge dieses schöne Interesse — der Gegenstand verdient

Digitized by Google

es — immer mehr und mehr um sich greifen, und allenthalben einen hellen Lichtstrahl werfen in das undurchdringliche Dunkel, welches das Dasein Blinder umnachtet.

Zur deutschen Culturentwickelung.

Von Georg Steinhausen-Jena

Es ist ein tüchtiges Werk, die „Deutsche Geschichte" von Karl Lamprecht*), von der ein Theil, der eben erschienene dritte Band, der folgenden Skizze zum Vorwurf dienen soll. Eine eingehendere Besprechung scheint mir derselbe aus zwei Gründen zu fordern. Einmal beginnt mit diesem Bande ein neuer Abschnitt der Entwickelung, was der Verfasser auch äußerlich durch eine besondere Einleitung, die er demselben voransetzt, zu erkennen gibt. Sodann hat dieser dritte Band noch das besondere Interesse, daß er zum größten Theil dem Cultur- und Geistesleben der Epoche gewidmet ist. Vom Standpunkt des Culturhistorikers aus möchte ich denn auch das vorliegende Buch betrachten und dessen politischen Theil bei Seite lassen.

Als ich an einem anderen Orte den ersten Band der Lamprecht'schen Deutschen Geschichte anzeigte, erlaubte ich mir die Aeußerung zu thun: nothwendiger als eine Geschichte der Deutschen sei uns eine Geschichte des Deutschen. Ich glaube nicht, daß Lamprecht sich seine Aufgabe so gedacht hat: aber er scheint mir doch der Erfüllung dieser Aufgabe sehr nahe zu kommen. Ihn interessirt mehr als frühere Historiker das Volk in seiner Gesammtheit, das Volk als Persönlichkeit, der deutsche Mensch. Und ich lege mehr Werth auf seine Beiträge zur Entwickelung des nationalen Geistes- und Gesellschaftslebens, als auf seine Darstellung der politischen Entwickelung, bei der er doch, wie z. B. im zweiten Bande, trotz eigenartiger Beleuchtung nicht allzu viel Neues bringen kann. — —

In der Mitte etwa des 12. Jahrhunderts ist, wie Lamprecht in der erwähnten, höchst lichtvollen Einleitung zunächst feststellt, die deutsche Entwickelung an einen Scheidepunkt gekommen. Das deutsche Mittelalter theilt sich hier scharf in zwei Hälften. „Vor dieser Zeit herrscht noch die stärkste Gebundenheit des geistigen Lebens, wie sie uns auf dem Boden der Kunst am klarsten in der nationalen Beschränkung auf das Ornament, auf dem Gebiete der Religion nicht minder deutlich in den wunderlichen Formen der Frömmigkeit des 10. bis 12. Jahrhunderts entgegengetreten ist: es ist eine Haltung des Geistes, die sich nur in typischem Umriß, nicht individuell des geistigen Inhalts bemächtigt." In nationaler Beziehung sieht Lamprecht in dem bisherigen Gesammtstaat mit Recht nur einen äußerlich nationalen Staat, der im Grunde nur die Fortsetzung des römischen Imperiums sein will; in wirthschaftlicher Beziehung „verlief die soziale Schichtung noch ganz in den engen Verfassungsformen einer Naturalwirthschaft."

Als diejenigen Momente nun, welche einen Umschwung in der Entwickelung und zwar in einem freieren Sinne herbeiführten, bezeichnet Lamprecht zunächst die Anfänge und die Erweiterung der Geldwirthschaft. Stadt und Land begannen in Wechselwirkung zu treten: „Das Handwerk hob sich, der Handel nahm außerordentlich zu, die Landwirthschaft begann Gebrauch zu machen von den Vortheilen, die die neuen Erwerbszweige gewährten." Mit diesem materiellen Fortschritt ist ein geistiger verbunden: die Macht der Kirche, die fast einen unheimlichen Einfluß auf die Geister besaß, trat mehr und mehr vor den weltlichen Interessen zurück. Und weiter tritt ein nationaler Fortschritt hervor: zwar nicht des Staates, der sich vielmehr territorial zu spalten begann, aber der Nation Einheit ward begründet. Daß die Nation sich damals „zu der größesten That, die ihr als Gesammtkörper bisher gelungen ist", zur Colonisation des Ostens anschickte, hebt der Verfasser mit Recht scharf hervor. Ich begreife aber nicht, warum er nicht auch einen anderen, charakteristischen Fortschritt des nationalen und des geistigen Lebens überhaupt betont: das ist der allmähliche Sieg der deutschen Sprache über die lateinische in den Schriftsätzen und Urkunden, überhaupt im öffentlichen Leben.*) Freilich zeigen sich die ersten Spuren davon erst im 13. Jahrhundert, und so darf man erwarten, daß Lamprecht im nächsten Bande diese wichtige Erscheinung in die gebührende Beleuchtung rückt, die sie durch die kurze Notiz auf S. 174 noch nicht erhalten hat. Weiter läßt sich in dieser Zeit eine soziale Umbildung nicht verkennen. Die Nation gliedert sich jetzt nach Berufen: „neben den Landmann trat der Ritter, der Kaufmann, der Handwerker." Jener erste Stand, der ritterliche, zeigt uns sodann das erste Beispiel einer nationalen Gesellschaft, der „höfischen". In dieser ersten Zeit der neuen Entwickelung nimmt diese ritterliche Gesellschaft zunächst hauptsächlich das Interesse in Anspruch; und sie ist auch vorwiegend in diesem Bande behandelt. Aber daneben regt sich schon die Macht der Zukunft, das Bürgerthum, das hier nur in den Anfängen vorgeführt wird und wohl den Hauptvorwurf für den nächsten Band bilden wird.

Unzweifelhaft liegt der wesentlichste Factor der neuen Entwickelung eben in dem Aufkommen des Bürgerthums, also in dem Aufblühen der Städte. Dasjenige Moment aber, worauf sich diese neue Macht gründete, dem sie ihr Wachsthum und Gedeihen verdankte, das ist der Handel. Niemand hat die Bedeutung des deutschen Kaufmanns für die gesammte deutsche Cultur wärmer hervorgehoben und schärfer betont, als Gustav Freytag, und gerade in unserer Zeit kann man nicht oft genug darauf hinweisen, daß die Zukunft der Nation damals weit mehr durch die fahrenden Kaufleute, die auch weit über die See hinausgingen, als durch sämmtliche Fürsten zusammengenommen vorbereitet und gefördert wurde. Es ist natürlich, daß auch Lamprecht diesem Moment eingehende und gerechte Betrachtung widmet. Die Geschichte des deutschen Handels, die er uns im ersten Theil seines Bandes gibt, ist übersichtlich und klar und führt die Hauptstadien der Entwickelung überzeugend vor. Wichtig ist vor Allem die kaufmännische Gilde. „Im Rahmen der Gilde erwuchsen recht eigentlich die Anfänge nationalen Eigenhandels und damit die Anfänge des Bürgerthums überhaupt." Andererseits war für die Bildung der Städte vornehmlich der Markt von höchster Bedeutung. Lamprecht folgt hierbei und in der weiteren Darstellung im Wesentlichen den Sohm'schen Ansichten, die ja überzeugend genug sind. Näher will ich mich darauf nicht einlassen, sondern nur das Resultat der Entwickelung feststellen: „Das 12. Jahrhundert eröffnet mit der von Niemand mehr geleugneten Thatsache, daß das Bürgerthum ein wesentliches soziales und politisches Element der Nation geworden; ab und zu scheinen die Städte schon in dunkel geahntem Gegensatz gegen das gesammte Fürstenthum die Centralgewalt zu stützen; deutlich sichern sie ihren specifischen Handelsinteressen Berücksichtigung in der Reichspolitik." Und immer mehr stieg die Macht der Städte; es entstehen die Bünde; politisch und materiell mehrt sich der Besitz; das Selbstbewußtsein wächst und das Denken macht Fortschritte, ungeheure Fortschritte gegenüber der geistigen Dumpfheit der bisherigen Zeit. Aber noch ist der Bürger nicht der maßgebende Theil der Nation: zu dieser Bedeutung hat sich damals der Ritter aufgeschwungen.

Die Culturhöhe jener Zeit liegt in der ritterlichen Gesellschaft. Wie sich der Ritterstand sozial herausbildete, hat Lamprecht in dem dritten Kapitel („Politische Wirkungen der veränderten gesellschaftlichen Schichtung"), das einem Kapitel, in dem er sich als den bekannten trefflichen Wirthschaftshistoriker erweist, („Wandlungen der ländlichen Zustände vom 10. zum 12. Jahrhundert; Anfänge territorialer Entwickelung") folgt, unter Anderem ausgeführt. Hier will ich nur darauf verweisen. Für die geistige und gesellschaftliche Atmosphäre aber, in der sich diese ritterliche Gesellschaft bewegte, war ein Erforderniß

*) Berlin, Gaertner's Verlagsbuchhandlung (Herm. Heyfelder).

*) Vgl. Näheres in meiner „Geschichte des deutschen Briefes" Bd. I.

Digitized by Google

nothwendig, das Lamprecht richtig erkannt hat, eine Erscheinung, die uns namentlich als Element des Fortschrittes interessirt, zumal seitdem es auch im Bürgerthum späterhin mächtiger hervortritt: das ist „die Säkularisation des geistigen Lebens in den führenden Schichten der Nation." Das Wesentliche, das Prinzip der gesammten mittelalterlichen Weltanschauung liegt in der Weltentsagung, der Weltverneinung. Der verstorbene Heinrich v. Eicken hat das in seinem umfangreichen Buch: „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung" genugsam begründet. So weit war zwar der zwingende Einfluß der Kirche, den man als das eigentlich Charakteristische der mittelalterlichen Cultur bezeichnen muß,*) nicht gegangen, daß er diese — an sich unnatürliche — Forderung erfüllt sah: aber die Forderung galt doch allgemein als die einzig richtige; das Ideal war der Asket. Wer der Welt huldigte, that das im Gefühl, ein Sünder zu sein. Jetzt hob Frau Welt kecker und kecker das Haupt. Gerade die Kreuzzüge, die aus einem Ueberschwang kirchlicher Gesinnung hervorgegangen waren, wirkten durch die Erweiterung des Horizonts, durch die Anbahnung stärkeren Verkehrs, durch die fremden Cultureinflüsse antikirchlich. Treffend hat schon Prutz in seiner „Culturgeschichte der Kreuzzüge" bemerkt, daß in dem Zeitalter der Kreuzzüge die entscheidende Wendung in der Entwickelung begann, daß hier die Keime zu einer neuen Cultur lagen, und daß die spätere „allgemeine Erhebung gegen die Autorität der Kirche wesentlich durch die Kreuzzüge herbeigeführt worden ist". Und so ist denn allenthalben eine beginnende Opposition bemerkbar, der „zwivel" tritt bei tieferen Naturen hervor, bei anderen mehr eine leichtere Auffassung der kirchlichen Gebote. Man blieb fromm, noch recht lange fromm, aber man wurde dabei leichten Herzens ein Weltkind. Lamprecht führt eine bezeichnende Aeußerung des Bruder Berhtolt an, die lautet: „naeme ich die wal, daz ich ein guot mensche waere und des himelriches sicher waere, so waere mir dise zit hie uf ertriche lieber ze leben, danne ze himelriche". Auch die bisher monopolisirte Bildung begann weiteren Kreisen zu Theil zu werden, als nur den Geistlichen. Es entstand „eine erste große Laienbildung besonderer Art". Indessen darf man hier nicht zu weit gehen: eine wirkliche Laienbildung entstand erst in den Städten. Die ritterliche Gesellschaft zählte, was ihre männlichen Glieder anlangt, nur wenig des Lesens und Schreibens Kundige; größer war die Bildung der Frauen, aber sie kam aus den Händen der Geistlichen. —

Bei jeder Betrachtung der „höfischen" Cultur sollte ein Moment hervorgehoben werden, das zum Theil mit jenem angedeuteten Einfluß der Kreuzzüge zusammenhängt,**) das ist ihr französischer Ursprung. Die Cultur der Minnezeit und das gepriesene Ritterthum ist kein Reis, das deutschem Boden entsprossen ist. Ich stimme v. Buchwald***) vollkommen bei, wenn er sagt: „Das Ritterthum ist undeutsch. Von edler Kraft erzeugt, aus edlem Stamm Frankreichs entsprossen, ward es auch dem deutschen Volke eingeimpft. So lange die Cultur — um ein Jahrhundert von West nach Ost verschoben — die gleiche war, lebte es auch bei uns und trug ebenso edle Blüthen, wie in der Provence und der Normandie". Dreimal hat die benachbarte Nation auf das deutsche Culturleben mächtigen Einfluß geübt und damit doch immerhin gezeigt, daß sie zu gewissen Zeiten in der That „an der Spitze der Civilisation" stand. Das war in den Zeiten, als das romanisirte Gallien dem Westen Deutschlands ebenfalls zu römischer Cultur verhalf; das war in der Epoche der Fall, von der wir jetzt sprechen, und das geschah endlich und am nachhaltigsten im 16. und 17. Jahrhundert. Man mag auch einen vierten Beweis dieses Einflusses anführen, die mächtige Wirkung der französischen Revolution. Man soll das alles nicht vergessen! — Die Einwirkung, welche Frankreich seit dem 11. Jahrhundert auf das deutsche Leben übte, tritt bei Lamprecht hinreichend hervor. Er gibt dabei viele interessante Einzelheiten. (S. 186—193). Wichtig ist aber, daß, wie er hervorhebt, „im Gegensatz zu der eifrigen Aufnahme französischer Elemente in Süd- und Westdeutschland sich das nördliche Mitteldeutschland und Niederdeutschland von dieser Reception unmittelbar fast völlig frei hielten". Das ist auch für die weitere Entwickelung nicht ohne Bedeutung. —

Ein Hauptmoment nun dieser französisch-ritterlichen Cultur, das für Deutschland aber völlig neu war, ist die gesellschaftliche Hochschätzung der Frau. Der Nimbus, der sie im Zeitalter der „Minne" umgab, ist bekannt genug. Trotzdem war er gekünstelt, weil nicht national. Mit dem Verfall der höfischen Cultur schwand auch er rapide dahin, und die Frau blieb wieder in häuslich-beschränkter Abgeschlossenheit, bis erst wieder die französirende Cultur des siebzehnten Jahrhunderts sie zum Mittelpunkt der „galanten" Welt machte.

Ueberhaupt haftet diesem höfischen Ritterleben etwas Gekünsteltes und Gesuchtes an. Das Ganze war ein conventionelles Gethue. Sehr deutlich tritt das namentlich in späterer Zeit hervor; aber „schon die Helden der französisch-deutschen Romane aus der Blüthezeit, ein Lancelet, Gawan, Erec haben", wie Lamprecht meint, „etwas vom Don Quixote an sich." —

Soviel über die gesellschaftliche Cultur der Epoche. Was ihre geistige Cultur anlangt, so ist doch zunächst trotz der angebahnten neuen Entwickelung von einem Fortschritte wenig zu spüren. Eine allgemeine Bildung entwickelt sich erst später in den Städten. Gleichwohl zeitigt diese Epoche doch eine geistige Blüthe, die der Dichtkunst. Verstand und nüchtern reflectirende Beobachtung treten damals überhaupt hinter dem poetischen Empfinden zurück, auch auf intellectuellem Gebiet. „In der That bewegte sich das Laienwissen wie die Laienempfindung der Nation noch im 12. und 13. Jahrhundert auf fast durchweg dichterischer Grundlage." Zu den dafür von Lamprecht angeführten Formeln und didactischen Sprüchen möchte ich als Beispiele noch die ersten deutschen Briefe anführen, die sehr häufig — freilich waren es Liebesbriefe — poetisch waren. So bezeichnet denn Lamprecht nicht übel die Bildung der staufischen Zeit nicht als eine Bildung des Wissens in unserem Sinne, sondern als eine Bildung der ästhetischen Lebenshaltung. Was nun Lamprecht im Einzelnen über die Art der damaligen bildenden Kunst, was er vor Allem über die Entwickelung der poetischen Literatur beibringt, ist sehr anerkennenswerth. Er gibt sehr feine Beobachtungen und übertrifft darin manchen Literarhistoriker. Vor Allem wahrt er den Zusammenhang mit der allgemeinen geistigen Entwickelung. Auf dem Gebiet der bildenden Kunst weist er übrigens mit besonderer Betonung auf einige Leistungen hin, „die in jedem Betracht weit über das mittelalterliche Maß hinausragen: Die Naumburger Donatoren, die Wechselburger Sculpturen, die drei herrlichen Bildwerke des Meißner Domes". Ich zweifle aber doch, ob seine daran geknüpfte Bemerkung berechtigt ist: „Die glotzäugigen(?) Gestalten der Aegineten weist jedes Museum auf, zahlreiche Gipsabgüsse unserer großen mittelalterlichen Plastik sucht man fast überall vergebens. Wie lange noch wird die selbstmörderische Mißachtung der eigenen Größe währen?" —

Im Allgemeinen ist bei der Charakterisirung des damaligen geistigen Lebens ein Punkt hervorzuheben, der auch bei Lamprecht in genügender Schärfe hervortritt. Das ist der conventionelle Zug desselben. Wie im gesellschaftlichen Leben Convenienz und Etikette herrscht, wie man sich in conventionellen Vorstellungen und Idealen (z. B. der „höfische Ritter mit seiner zuht und fuoge") bewegt, wie man conventionell empfindet, auch in der Liebe: so ist es auch in Dichtung und Kunst. Auch in der Wissenschaft wird „nirgends die Individualität der geistigen Production betont". Dieser conventionelle Charakter ist der Grundzug der ganzen Epoche, auch des 14. und 15. Jahrhunderts. Ich erinnere noch an die feststehenden Formen und Ceremonien allen und jeden Verkehrs, an die Rechtshandlungen, an die Brautwerbung, an den Kampf, an das Handwerkerleben. Die Briefe jener Zeit sind nichts als ausgefüllte conventionelle Schemata. Erst der Bruch mit

*) Vergl. in meinen „Culturstudien" den Aufsatz: „Der mittelalterliche Mensch".

**) Vergl. Lamprecht, Band III, S. 188.

***) Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter II, S. 12.

Digitized by Google

diesem Conventionalismus bezeichnet die Anfänge der neuen Zeit. —

Der Schlußtheil des Bandes endlich ist, obwohl vielfach historisch-politischer Natur, doch auch culturgeschichtlich sehr interessant. Er behandelt die Colonisationsvorgänge des 12. bis 14. Jahrhunderts, „jene Großthat unserer Nation, der fast Dreifünftel des heutigen deutschen Landes als deutscher Besitz erst verdankt werden." In diesen Landen lag die Zukunft der Nation; „im Ganzen entwuchs dieser Entwickelung der specifisch norddeutsche, richtiger colonialdeutsche Charakter, als dessen edelste Spielart der Typus des Märkers gelten kann." Hervorragend war an dieser Entwickelung das deutsche Bürgerthum betheiligt. Dieses tritt von jetzt an kräftiger in die Erscheinung: es wird der bestimmende Mittelpunkt deutschen Lebens. Der nächste Band der Lamprecht'schen deutschen Geschichte wird sich damit zu beschäftigen haben. Es ist eine außerordentlich interessante und wichtige Zeit. Alwin Schultz hat kürzlich in seinem „Deutschen Leben im 14. und 15. Jahrhundert" diese Zeit nach der äußeren Seite hin behandelt; sein Werk erhebt sich an einzelnen Stellen nicht über eine Materialsammlung. Hoffen wir, daß uns Lamprecht auch den Geist und das innere Leben dieser Epoche näher bringe.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Vaterland.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Autorisirte Uebersetzung von M. Langfeldt.

Sven Peter hatte, um bei der Wahrheit zu bleiben, sehr dunkle Begriffe von dem Worte „Vaterland". In seinen Knabenjahren, so um 1850 herum, waren die Volksschulen noch nicht, was sie jetzt sind. Man las, mit Ausnahme des Schulzen und des Reichtagsabgeordneten, keine Zeitungen in Bauernhäusern, und damals gab es noch keinen Palm und keinen Strindberg, die das Volk durch ihre Schmutzschriften das Vaterland von der schlechten Seite kennen lehrten. Aber Sven Peter wußte, daß das Land, in dem seines Vaters Häuslerei lag, Schweden und der König Oscar der Erste hieß. Schwedens Fahne war gelb und blau, das hatte er auf Räneslätt gesehen, jener großen Ebene, wo die Grenadiere stampften, daß der Boden zitterte, und mit den Büchsenkolben aufstießen, daß man glaubte, der Tag des jüngsten Gerichtes bräche herein. Auf jener großen Ebene, wo die Generale und Obristen und Käck, der für Skantebro diente, um die Wette ritten, so daß man nur Himmel und Pferdefüße sah.

Wie schon oft, war wieder einmal eine schwere Zeit für das arme Småland. Seit lange vor Johannis stand die Sonne wie ein glühender Kupferkessel am Himmel und weder Morgen- noch Abendthau fiel auf die dünnen verkümmerten Strohhalme, die sich mühsam durch die dichten, heißen Steine des Ackers emporgezwängt hatten. Die Brotnahrung war schon seit Weihnachten zu Ende, denn in der Häuslerei waren zu viele Esser. Sven Peter mußte in die Welt hinaus.

In brennender Junihitze saß er mit seiner steifen dicken Kleidung von grobem Wollenzeug und einem großen, wollenen Halstuch zweimal um den mageren, braunen Hals gebunden, saß und aß seine Abschiedsmahlzeit in Kartoffeln und saurer Milch auf der alten glatten Holzbank.

Am anderen Ende der Bank lagen die großen Zwillingsschafe der Familie. Ihre Füße waren mit den Strumpfbändern der Mutter zusammengebunden und die Mutter schnitt und schnitt in den üppigen Pelz der Zwillingsschafe und weinte, wenn sie Sven Peter ansah, der nun in die Welt hinaus sollte. Und wenn die Schafe strampelten und mit den Köpfen auf den Tisch schlugen, ging die saure Milch in der Blechschüssel in richtigen Wogen auf und nieder.

Es war schon reichlich spät zur Schafschur; doch als sie im Frühling herausgelassen wurden, waren sie so mager gewesen, daß die Mutter sie nicht zu scheeren gewagt hatte.

Es war recht frühzeitig, Sven Peter in die Welt zu schicken, doch draußen auf der Bank krochen noch vier Stück herum, die noch zarter waren als er und sich von dem schlechten Korn am Abhang ernähren mußten, dessen Halme so bleich und dünn und verkümmert aussahen, als hätte man sie mit einer Zange aus der Erde gezogen.

Der Vater war früh Morgens auf Tagelohn gegangen. Seine Abschiedsrede war nicht lang. „Nun, lebewohl, mein Junge! Die Stiefeln mußt Du im Sack auf dem Rücken tragen!" Das war alles. Aber die Mütter gleichen sich alle, ob nun ihre Thränen in ein Battisttaschentuch oder auf eine alte Bank fallen. Mutter Kaijsa legte die Schafe auf den Fußboden, zog Sven Peter in ihre Arme und sagte: „Gott sei mit Dir! Magst Du nicht noch das Bischen Milch essen, das noch in der Schüssel ist?"

Und so zog er denn nach Süden mit sechzehn Schillingen in der Westentasche und seinen Alltagskleidern in einem Bündel auf dem Rücken.

In Schonen waren die Felder grüner, das Korn dichter und die Bauern dicker, aber leider hatten sie keine Lust, einen kleinen, ausgehungerten Smålandsjungen in Lohn und Brot zu nehmen. Hirtenknaben hatten sie selber. Und so wanderte und wanderte Sven Peter, bis er nach Malmö kam, aber auch dort konnte man einen Burschen nicht brauchen, der, als er um Arbeit bat, keine weiteren Empfehlungen hatte, als zwei große, hellblaue Augen, in denen Thränen funkelten.

Schließlich fand sich ein feiner Herr, der Sven Peter eine ordentliche Mahlzeit mit Kalbsbraten und Kartoffeln gab und ihn mit einer halben Stiege anderer kleiner, magerer, sonnverbrannter Jungen nach einem Gute in Seeland schickte. Es war viele Jahre, bevor die große jährliche Auswanderung schwedischer Dienstmädchen nach Dänemark begann, und Sven Peter glaubte, er müsse bis Amerika reisen.

Auf dem großen Gute hatte er es nicht zum Besten. Die Burschen erhielten zu wenig und schlechtes Essen, mußten des Nachts im Kuhstalle liegen und wurden vom Morgen bis zum Abend auf den Rübenfeldern härter zur Arbeit angetrieben als die Thiere. Eines Tages, als die Sonne heiß schien und ihm die Hacke zu schwer wurde, kroch Sven Peter in einen trockenen Graben und schlummerte ein wenig. Er erwachte von dem Gefühle, daß man ein Fuder Holz auf seinen Rücken würfe. Aber es war nur des Verwalters Stock und der flog auf und nieder, auf und nieder bis Sven Peter beinahe zerbrochen und halb todtgeschlagen sich schließlich blutend in seinen Stallwinkel schleppte.

In der Nacht erhob er sich mit schmerzenden Glieder, raffte seine Lumpen zusammen und lief fort, als gälte es sein Leben zu retten, lief ohne Rast und Ruh, wie nur ein armer, magerer, geängstigter småländischer Tagelöhnerjunge laufen kann, lief bis er sich plötzlich zwischen vielen tausend Häusern und Straßen befand und die Stadt wiedererkannte, in der er mit dem Dampfboot von Malmö gelandet war.

Weinend wankte er durch die Straßen. Er hatte keinen Sinn für die Merkwürdigkeiten der Stadt, er suchte nur ängstlich nach einem einzigen, freundlichen Gesichte, aber alle sahen so fremd und stolz aus und hatten es so eilig, daß er sie nicht anzureden wagte. Aber was glänzt dort auf dem Dache im Sonnenschein? Gelb und blau steigt es von der Bodenluke empor; blau und gelb legt es sich an eine lange Stange, wenn der Wind ruht.

Oh, das ist die Fahne von Räneslätt.

Und ohne Besinnung, wie wenn ein gehetztes Wild sich in's Wasser stürzt, stürmt Sven Peter von der Straße in das Haus, die Treppen hinauf, in ein prächtiges Zimmer, umfaßt die Knie eines feinen Herrn und schluchzt: „Sind Sie von Räneslätt, so helfen Sie mir um Jesu Willen!"

Der feine Herr war nun nicht gerade von Räneslätt, aber er war schwedisch-norwegischer Generalconsul in Kopenhagen. Er hatte die schwedische Flagge aufgezogen, weil ein königlicher Namenstag war und er beschützte seinen armen kleinen Landsmann, der halb unbewußt unter vaterländischer Flagge Schutz gesucht hatte, auf das Beste.

Von diesem Augenblicke an wurde Sven Peter die Fahne theuer; das blaugelbe Zeug hatte in ihm eine Ahnung von dem erweckt, was Heimath und Vaterland sind, und als er nach einigen Jahren als Ausgelooster auf Räneslätt exercirte, ging er zu einem wohlmeinenden Rittmeister, den er kannte und bat, ob er nicht für einen Bauernhof, der einen Soldaten stellen muß, reiten könne. Reiten unter den blau und gelben Farben für König und Vaterland an Stelle des alten Käck aus Strantebo, der bald ausgedient hatte. Und so erhielt er Nr. 57 und eine Bündnerei und ein Pferd und eine neue Uniform. Käck sollte er heißen nach dem alten Käck, und keck sah Sven Peter aus, wie er mit seinem großen Schnurrbarte und wohlgebürstetem Dolman auf seinem Braunen Kläm mitten im Quarré hielt, und wenn es in sausender Fahrt über die Heide ging, daß die Erdschollen flogen und die Bauern, die sich einen Feiertag gemacht hatten, um ihre Pferde zu sehen, vor Angst erbleichten.

Und so ritt er dreißig Jahre auf dem Manöverfelde, und ein Pferd nach dem anderen wurde dienstuntüchtig und mußte für Nr. 57 Strantebo ausgeschlossen werden, aber Käck war noch immer munter. Der erste war Kläm. Er wurde mit siebzehn Jahren steif und kam zu einem Brauer in Jönköping. Dann kam der liebe Fuchs, der sich das Bein in Bornarp's großem Park brach, und da weinte Käck beinahe ebenso sehr, wie damals, als sein kleiner Knabe beim Scharlachfieber draufging. Und nun war es sein alter, grauer Kalle und er glaubte wohl, daß er mit ihm zugleich ausgedient haben würde.

Es ging mit den beiden, mit Kalle und mit Käck zu Ende. Grau und etwas steifbeinig waren sie beide. „Was heißt das, Käck, Du springst ja so schwerfällig auf?" hatte der Rittmeister schon im vorigen Jahre gesagt. Als er beim letzten Manöver als Ordonnanz ritt, lachte der Fähnrich und sagte: „Ist das Käck oder Kalle, der anfängt, zu alt zu werden?"

Der alte Husar schwieg, biß sich stolz in seinen grauen Schnurrbart und sah auf die blau-gelbe Fahne. Bald würde auch sie, die ihn einst unter ihren Schutz genommen hatte, ihn von sich stoßen, weil er zu alt war, um ihr mit Ehren zu dienen. Er sah auf seinen blaugelben Dolman, bald würde er kräftigere und jüngere Glieder umschließen, die ein blitzschnelles „Aufgesessen" befolgen konnten und nicht bei einem gestreckten Galopp zitterten.

Der Tag der Generalmusterung kam. Steif und geputzt wie immer erhielt Käck seinen Abschied und seine Verdienstmedaille, sah starr vor sich nieder auf Kalle's Mähne und fühlte seine Augenlider zucken, als der General einige freundliche Worte mit ihm sprach. Mit ihm, dem alten Husaren, der brav gedient und „blank" im Strafbuch hatte.

Als man in die Ställe zurückgeritten war, kam der Gastwirth, der

Digitized by Google

Kalle gekauft hatte, und schrie: „Her mit dem Gaul!“ Da brach es los, und nachdem er dem alten Kameraden zum Abschied leise die Lenden gestrichen hatte, ging Käck auf's Feld hinaus und weinte wie ein Kind und große Tropfen fielen auf seinen Dolman, den blau und gelben.

Froher, junger Husar! Wenn das Regiment auf dem Marsche ist, wenn die Fahne weht und die Hörner an der Spitze schmettern, wenn die Füllen den Birkenhainen „guten Morgen“ zuschnaufen, wenn die Muskeln sich anspannen und die Brust sich mit jener kecken, übermüthigen Freude erfüllt, die ein richtiger Mann sonst nur empfindet, wenn er ein geliebtes Weib in den Armen hält, ein schaukelndes Deck unter seinen Füßen fühlt, ein blankes Gewehr schwingt oder einen tüchtigen Gaul zwischen den Beinen hat — dann sieh auch einmal nach der Seite des Weges hin und dann wirst Du vielleicht eine gefurchte Wange, einen weißen Schnurrbart über dem Holzzaun erblicken und ein Paar alte, schwache Augen Deinem stolzen Ritte folgen sehen.

Das ist der alte Husar. Er liebt es, mit seinen trüben Augen seiner früheren Schwadron bis zur nächsten Wegkrümmung zu folgen, vielleicht zum letzten Male; und mit bebenden Lippen murmelt er ein Lebewohl für Schwedens stolze Fahne . . . die Blau und Gelbe . . . Vaterland!

Aus der Hauptstadt.

Die Niederlegung der Börse.

Dies ist ein Project, wie andere mehr. Es erhebt keinen Anspruch auf Originalität, und vernünftig ist es auch nicht. Aber heute, wo man abermals daran geht, die Umgebung des Hohenzollern-Schlosses völlig zu verkunzen, wo ein langjähriger Abonnent der Nordbahn die Behauptung aufstellt, der Schloßplatz gehöre zum königlichen Gutsbezirk und Seine Majestät könne deshalb nach Belieben über ihn verfügen, heute kommt es auf eine Narrheit mehr oder weniger nicht an. Die Häuser, welche Herr Zelle unter dem Jubel des regierungslüsternen Magistratsfreisinns niederlegen will, um sich dankbar zu erweisen für ein kaiserliches Telegramm, sie dienen doch noch immer allerlei gewerblichen und Wohnzwecken. Sie sind noch nicht ganz nutzlos geworden für die Allgemeinheit. Wenn denn schon durchaus abgerissen werden muß und Berlin C sich in einen Schutthaufen verwandeln soll, wenn Haußmann-Zelle und seine Caprivi-Seligen mit der „freien Aussicht“ endlich Ernst machen wollen, so sei ihnen die Häuserreihe links vom Schlosse, die Burgstraße anempfohlen. In den hier befindlichen Gebäuden schweigt seit Jahren alles Leben; schaurig hallt die Glocke des Beamten, der die Börse ausklingelt, durch wüste Einsamkeiten, und wie menschenscheue Klausner sitzen die letzten Jobber in den melancholischen Hallen. Geschäfte von Belang werden überhaupt nicht mehr entreprenirt, wenn man von dem noch immer schwunghaften Apfelsinen- und Torten-Handel auf der Freitreppe absieht und den umfassenden Bonbon-Käufen jener jungen Herren, denen unvorsichtiger Weise irgend eine Portokasse anvertraut worden ist . . .

Schreckliche Oede ringsum. Es ist besser, man macht der Sache entschlossen ein Ende.

Wo jetzt die Börse steht, könnte in sinnbethörender Pracht eine Landungsbrücke für die kaiserliche Hausmarine sich dehnen, ein Schloßnebenbau aufsteigen, dessen Prunkgemächer mit Argentiniern und Portugiesen spottbillig tapezirt werden könnten, irgendwie ein Gebäude, das irgend einen erkennbaren Zweck hätte. Nur fort mit der gespenstischen, geschäftlosen Börse . . .

* * *

Die jungen Leute wissen ja gar nicht mehr, wie schön es war, damals, als die ganze Bevölkerung, vom Offizier bis herab zum Künstler, Abends um die Kurszettel sich balgte und andächtig sich scharte um Hugo Löwy's Courstransparente, als man Queu bildete vor den Telephonzimmern zur Börse und mit Wonne sich über's Ohr hauen ließ. In den viel zu engen Börsenräumen drängten und pufften sich Tausende. Ein Rennen und Jagen war die Burgstraße hinauf, hinunter, eine unabsehlich lange Reihe von Droschken und Equipagen, eine auserwählte Völkerwanderung und Luxus und Brillanten. So viel elegante, runde Weiber, so viel rosige, fette Männlein! Man warf das Geld mit vollen Händen in die Spree, man hatte es ja dazu!

Das waren rundliche, rosige Jahre. Wenn wir Morgens im Schlafrock am Frühstückstisch saßen und unsere Freundin den Thee eingoß — als geborene Ostpreußin verstand sich Minna trefflich auf diese Kunst — sagten uns die Zeitungen nur, was wir als selbstverständlich vorausgesetzt hatten: in Wien und New-York und Paris gingen die Course noch immer hoch, schwindelnd hoch, just wie bei uns in der Burgstraße. Und obgleich der Champagner von gestern Abend und die wüste, süße Nacht uns noch schwer in den Knochen lagen, lächelten wir doch behaglich der Kleinen zu, die sich so munter um uns zu schaffen machte, blickten lächelnd in die Zukunft, und Minna verstand dies Lächeln. Immer wenn wir behaglich lächelten, hatte sie einen Wunsch frei. Es war erstaunlich, welche Gold- und Edelsteinmassen ein so schwaches Weib auf so zarten Schultern tragen konnte; aber man sagte uns, daß sie mit mehreren Juwelieren der Friedrichstadt in einem Rückkaufsverhältniß (vierzig Procent Verlust) stand. Es galt uns gleich. Wir waren ihre Verehrer à la hausse. Wir hatten damals die Tête. Ohiobahnen, Credit mobilier, Wiener-Warschauer, Jelsen und Disconto-Commandit, alles marschirte aufwärts. Wir hätten damals die besten Parthien machen können. Unsere intimen kleinen Feste standen in hohem Ansehen, wir galten als Männer von Geschmack, sogar von Bildung; die Tischkarten ließen wir von ersten Künstlern auf Goldgrund malen und eigens Walzer für unsere Feste componiren. Schon in den ersten Takten mußte unsere Millionärschaft zum Ausdruck gebracht werden . . . Hatten sich unsere journalistischen Freunde den Magen nicht allzu sehr mit Pommery verkalkt und sich dadurch begeisterungsunfähig gemacht, so schrieben sie noch am selben Morgen eingehende Berichte über das reizende Bacchanal und nannten uns „einen der ersten, vornehmsten und geistvollsten Börsenaristokraten.“ Minna sah immer sehr darauf, daß ihr Kostüm beschrieben wurde. Sie bekam alle Kostüme gratis geliefert, hatte sich aber dafür verpflichten müssen, insgeheim wie öffentlich für die generöse Firma zu wirken . . .

Das waren Tage! „bz. G.“ hieß die Signatur. Hinter jedem Papiere stand auf dem Couszettel bz. G. Man konnte gar nicht genug Papiere heranschleppen für die Leute, welche partout ihr Geld los werden wollten . . .

Ach, wo bist du, Sonne, geblieben?

Krach auf Krach kam daher. Berlin, vormals der dominirende Platz, verlor völlig die Führung. Seine Feldherren warfen die Flinte in's Korn. Bleichröder, geplagt von körperlichem und seelischem Leid, verkroch sich ganz; König David von der Discontobank, ein Mann von vielen Graden, der manchen guten Schluck gethan, ward zusehends älter und bewahrte sich von allen einstigen Vorzügen nur seine gesunde Verdauung. Außer für Rebhuhnjagden und Dejeuners dinatoires verlor er allen Sinn für das Ideale. Seit der Popp und der Mannesmann ihm selbst bei Tage den Schlaf raubten und er nur noch auf den besten Modus zu sinnen hatte, die jämmerlichen Verluste in den Bilanzen zu verbergen, war seines Lebens Heiterkeit dahin. Und Disconto-Commandit fielen . . . fielen . . .

Dieselbe hervorragende Feder, welche uns vor wenigen Jahren einen der „ersten, vornehmsten und geistvollsten Börsenaristokraten“ genannt hatte, verlangt jetzt Ausnahmegesetze gegen die „Strauchdiebe und Flatterfahrer des Geldmarktes, bei denen es schwer halte, festzustellen, ob ihre Schurkerei größer ist oder ihre blöde Dummheit.“ Ich selbst sitze wieder da, wo ich ehemals saß: auf hartem Comptoirschemel mit 600 Thalern Gehalt, und ich freue mich, daß ich nicht noch wo anders sitze. Und wenn ich meine Morgenzeitungen zu Ende gelesen habe, die „Gartenlaube“ auch und im „Berliner Adreßbuch“ nichts Interessantes mehr finde — man muß doch irgendwie die Zeit todtschlagen, zu thun ist absolut nichts — dann guck' ich manchmal trübsinnig auf die Straße. Und dann seh' ich manchmal am Arme ihres Verehrers à la baisse meine Minna daherkommen. Meine Minna geht vorüber, meine Minna kennt mich nicht!

* * *

Die einst belebteste Straße der Stadt, die Hauptschlagader deutschen Wirthschaftslebens, durchschreitet nun um die Mittagsstunde grinsend Oberverwaltungsrath Kunze. Sein geistiges Auge sieht unendliche Colonnen zertrümmerungslustiger Maurer, und er hört stolzen Muthes die Fanfaren, welche vor Monden zur Niederlegung der Schloßfreiheit bliesen.

Sinnt er auf einen Karpfenteich, darin die Hechte fehlen sollen? Auf die moralische Besserung der Börse, wie sie unserer erleuchteten Regierung vorschwebt und in mattherzigen Steuergesetzen, nicht Fleisch noch Fisch, ihren Ausdruck findet? Die Börse weiß, daß Moralität sie vernichtet, und die Sittlichkeitsprediger erscheinen ihr wie Pioniere des Abbruchs. Und wer von ihren Bewohnern noch Zeit hat, der flüchtet sich mit seinen letzten Schätzen in's Privatleben, und die großen Banken errichten Dividenden-Reservefonds für die Hungerjahre, welche kommen. Mit grimmerer Herzenspein als bisher noch wird Jupiter Mammon die Seinen prüfen.

Oberverwaltungsrath Kunze läßt Fanfaren blasen . . .

* * *

Eine Hausse ist wieder entbrannt, wie man hört, aber es ist die Hausse der Verzweiflung, das letzte Strampeln des sinkenden Schwimmers. Verschlechtert sich doch die wirthschaftliche Lage mit jeder Woche. An Schlußscheinsteuer auf Werthpapiere gingen im Januar d. J. 60 Procent weniger ein. Bisher litten wir nur unter „wirthschaftlicher Depression“; jetzt aber zieht das Gewitter heran. Eine jener furchtbaren Handelskrisen, welche unter der Herrschaft des glorreichen Nichtsalsfreihandels-Prinzips seit dem Anfang dieses Jahrhunderts in gemessenen Zwischenräumen Europas Wohlstand verwüsten und welche die Symptome eines krebsartigen organischen Leidens der Gesellschaft sind — die Handelskrisis rückt näher. Da vermag das weiseste Regiment, auch das des amtmüden Grafen Caprivi, nicht zu helfen, der Consum nimmt ab, in Deutschland sowohl wie, schlimmer noch, auf dem Weltmarkt. Bulgärökonomen, denen zur Schande des deutschen Volkes der ganze Reichstag zujauchzt, ermahnen zu gesteigerter Sparsamkeit und merken gar nicht, daß eine Befolgung ihres Rathschlages die Consumtion verringern, die Krise also noch verschärfen muß. Thiere auf wüster Haide, vom bösen Geist im Kreis herumgeführt! Wir ersticken am eigenen Blut, unsere Arbeitskraft tödtet uns.

Und da rafft sich, nachdem sie zwei Jahre lang vom eigenen Fette gelebt und sich selbst gefressen hat, die Börse zu neuem Streiche auf und steigert die Preise für Aktienpapier. Als ob jemals in der Handelsgeschichte Banken und Börsen den wirthschaftlichen Niedergang aufzuhalten vermocht hätten! Als ob ihre künstlichen Mittelchen nicht immer zur Ver-

Digitized by Google

schlimmerung der sozialen Zustände und zu ihrer eigenen Vernichtung ausgeschlagen wären! Als ob Niklas Biddle von New-York unsere Hansemann's nicht zehnmal überragt hat und doch untergehen mußte im Unwetter von 1839!

Nehmt Euch darum in Acht! Haltet die Taschen zu!

In den Geldschränken des Privatkapitals, in den Banktresors häufen sich die schlecht verzinsten Gelder. Argwöhnisch, ein Harpagon ohne Lust am Geize, sperrt Jeder sein Vermögen in eigenes Gewahrsam. Treu und Glauben sind aus der Geschäftswelt verschwunden, die Hoffnung dazu; seit die Schlauesten den Hals brachen und sogar die Mannesmann-Männer Hunderttausende vom Gründergewinn an ihre Gesellschaft zurückgeben mußten, um erschreckliche Unterbilanzen auszugleichen, seitdem wagt Niemand mehr große Schläge. Lumpereien wie das Bulgarengeschäft kommen wohl noch vor, aber da schöpft schon Wien durch seine Länderbank den Rahm von der Milch. Und auch hier mahnten Argentinien und Portugal das Kapital zur Vorsicht.

Weil es aber, ohne Selbstmord zu treiben, nicht unverzinst bleiben darf, fließt alles Geld, träge erst, dann mit steigender Hast an die Stätten, wo es sich sicher wähnt vor Dieben nnd Räubern, wenn es dort auch nur kümmerliche Rente findet. Auf die Staatsanleihen wirft es sich. Und nun klettern diese langsam zum Paripunkte empor. Es ist ein Jammer, bei Licht besehen, denn die rechte Hausse, die das Geld auf Industrie- und Bankwerthe oder auf riskante exotische Papiere lockt, drückt dadurch den Kursstand der billigen inländischen Anleihen herunter, bietet solchermaßen auch dem vorsichtigen kleinen Kapitalisten Gelegenheit zu günstigen Käufen. Die neueste Hausse aber beweist, daß der Großspeculation jede Hoffnung geschwunden ist, in absehbarer Zeit reiche Gewinnste einzuheimsen, daß sie sich mit Wenigem begnügt und dem Kleinrentner seinen Zins verkürzt . . .

Es gibt der Ritter viele, die die neue Aufwärtsbewegung, so betrübsam sie an sich ist und so sehr sie trotz Kohlenringe und Dividendengaukelei auf den Anleihenmarkt beschränkt erscheint, zum Ausgangspunkt eines neuen Raubzuges machen wollen. Gefällige Vermittler in der Presse, welche ihr knappes Monatsgehalt von 60 Mark gern auf 1000 Mark abrunden lassen, stellten sich immer noch rechtzeitig ein, und an Dummen hat es noch nie gefehlt.

Nehmt Euch in Acht! Dieser Hausse keinen Groschen! Haltet die Taschen zu!

Es ist ja nicht zu befürchten, daß Eure übergroße Vorsicht die großen Aktienbanken pro 1893 dividendenlos machen wird. Sie halten es wohl noch eine Weile aus, haben sie doch genierlich riesige Summen zusammengestohlen, als die Luft am Montanmarkte noch rein war und glänzende Emissionsprospecte vom Publikum mit Gold aufgewogen wurden.

* * *

Sie drängen und stoßen sich rücksichtslos um ein kleines Geschäft, sie überreizen ihr Gehirn, um neue Manöver auszutifteln und neue, courstreibende Lügenberichte, sie scheuen Telegramm- und Bestechungskosten nicht, aber der Erfolg wird unbedeutend sein. Jenseits dieser Tage, wo die Bankdividenden zur Auszahlung gelangen und Haussegelüste wie Weidenknospen hervorspringen, gähnt tiefere, endlos tiefe Baisse. Man macht heute schon anständigen Menschen das Betrügen so schwer, und es läßt sich kaum ausdenken, wie undankbar am Ende dieses Jahres das Jobberhandwerk sein wird. Manch ein großer Dieb, den man bisher immer noch laufen ließ, während die kleinen Wolff und Sommerfeld und Maaß gehängt wurden, mag sich in seiner Cravatte unbehaglich fühlen und sein ohnehin schon reducirtes Dejeuner-Menu um einen weiteren Gang verringern. Denn es ist gut, sich bei Zeiten an die einfache, aber derbe Hausmannskost von Moabit zu gewöhnen. —

In den guten Tagen fuhr allen Börsenbesuchern ein Schreck in die Glieder und das Schreien und Johlen verstummte, wenn Regierungscommissar Gamp in den heiligen Hallen erschien. Heute fürchtet man nicht mehr, durch überlautes Getöse die Börsen-Enquête-Commission im Schlafe zu stören. Aber an den Städteverwüster und Oberverwaltungsrath Kunze denken schaudernd die unbeschäftigten Männer der Burgstraße, von denen man allen Ernstes erzählt, das Polizei-Präsidium habe sich zur Vermeidung neuer Februarkrawalle entschlossen, die täglichen Zusammenrottungen Arbeitsloser in der Börse nicht länger zu dulden.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Vasantasena. Drama in 5 Aufzügen von Emil Pohl, mit freier Benutzung der Dichtung des altindischen Königs Çûdraka. (Königliches Schauspielhaus.)

Es war einmal . . . . Eine schwarzgeaugte Bajadere war einmal, in dem fernen Wunderland am Ganges, ein hinreißend schönes, üppiges, stolzes Weib, mit Kleinodien vollbehangen, aber reicher noch und hochzeitlicher geschmückt war ihr jungfräuliches Herz. Ihr jungfräuliches Herz, obwohl sie, wie gesagt, zur Kaste der Bajaderen gehörte und heute unter die „lex Heinze" fallen würde. Mit vollen Händen verstreute sie Gold und Schmuck unter die Bedürftigen, und wo sie Jemand verzweifeln sah, da half sie und tröstete. Und ein verarmter Kaufherr war einmal, aus der Kaste der zweimal geborenen Brahmanen, gütig und großherzig wie Mahadöh, noch im Unglück ein mildthätiger Verschwender. Dann war noch ein dummer und schurkischer Despot, so aufgeblasen und arrogant, wie sie ganz gewiß nur in Asien gedeihen. Diese Beiden begehrten Vasantasena, das holde Prinzeßlein der Liebe, Gott Kama's Kind.

Wer ihre phantastischen Schicksale, ihre brennend tropischen Leidenschaften, ihre uns so vertraut anmuthende Denkweise kennen lernen will, dem sei des altehrwürdigen Königs Çûdraka Komödie MṚKKHAKATIKA (Mritschakatika) empfohlen, die, 1500 Jahre alt, zwar nicht „das älteste dramatische Werk der Menschheit" genannt werden darf, trotz der imponirenden Autorität des Herrn Pohl, die aber mit den größten Griechendramen in mancher Beziehung wetteifern darf und sie an Lebensfülle fast sämmtlich überragt. Das ist ein Treiben und Blühen und Duften ursprünglichster, süßester Poesie, daß man im mondbeglänzten, undurchdringlichen Zauberwalde, am Lotosweiher sich wähnt. Wir in Deutschland haben von vornherein viel für unsere Stammverwandten in Indien übrig; wenn in den Herzen unserer Poeten lyrische Gefühle unausrottbar sind, wenn wir uns rühmen dürfen, trotz alledem unter allen Völkern das beste Verständniß für Christi soziale und sittliche Lehren zu haben, den Altvordern des Sakuntalasängers verdanken wir's und dem großen Buddha, aus dessen tiefem Born mittelbar Jesus von Nazareth Weisheit schöpfte. Und der überaus freundliche Erfolg, den die Vasantasena im Schauspielhause davon trug, ist ganz gewiß nicht allein der geschickten, mit drastisch-groben Mitteln arbeitenden Bühnenkunst des Herrn Pohl zu verdanken und nicht der leichten Verdaulichkeit des Stückes, wie die Nörgler aus Prinzip behaupten; nein, das Behagen an lauterer, ursprünglicher Poesie war es, das alle Gesichter glänzen machte und alle Herzen den kindlichen Tönen öffnete.

Von Sr. Majestät dem König Çûdraka wissen wir wenig. Es ist uns unbekannt geblieben, in welchem glücklichen Lande er regierte; seine Herrscherthaten meldet kein Heldenbuch, und nur daß er im Alter von hundert Jahren und zehn Tagen den selbstgewählten Feuertod starb, ward uns überliefert. Ein dem Original beigegebenes Vorspiel berichtet noch, daß er mit den vier Veda wohl vertraut, ein Freund der Weltseele Siva und seiner Gemahlin Gauri war, daß sein stolzer Gang dem eines Elephanten, sein Antlitz dem des Mondes glich. Als Dichter erhebt er sich bedeutend über seine altindischen Mitbewerber; ihm eignet eine dramatische Gestaltungskraft, eine Frische und Ursprünglichkeit des Ausdrucks, welche man in anderen Hindudramen oft vermißt. Der Aufbau des Mṛkkhakatika („Thonwägelchen") frappirt durch einen gewissen genialen Instinkt, über welchen man allerlei kleine Compositionsfehler gern vergißt. Von dem erstaunlichen Blumenreichthum der Sprache kann sich nur eine Vorstellung machen, wer das bekannteste indische Drama, Kalidasa's berühmte Sakuntala, gelesen hat oder besser noch, wer sich die Mühe gibt, das Original des „Thonwägelchens" selber zu lesen; überraschende und treffende Vergleiche umblühen wie Lianen und Orchideen in verwirrender Fülle das dramatische Geäst.

Ich erzählte hier gern des reizenden Märchens Handlung. Aber was ich hauptsächlich wiedergeben möchte, seine naive, frische Schönheit, sie würde ja doch nicht klar zum Bewußtsein kommen können. So viel Lebensklugheit, so viel Beobachtungsgabe, so viel berauschende Poesie steckt in dem Werke, daß eine kahle Beschreibung keinen Begriff von den glitzernden Schätzen geben kann, die hier ein wahrhafter Geistesriese aufgehäuft hat. Immer und immer wieder drängt sich, in den humoristischen wie den ernsten Scenen, der Vergleich mit Shakespeare auf.

Naturgemäß war es für den Bearbeiter keine leichte Aufgabe, die zehn Abtheilungen des Originals in ein fünfactiges Drama zusammenzuziehen, die reichgegliederte Handlung zu bewahren und von den dichterischen Kleinodien die glänzendsten in das neue Werk mit hinüberzunehmen. Es ist als ein Glück zu betrachten, daß Herr Pohl mit schöner Unbefangenheit, ohne jegliche Kenntniß des Indischen und der altindischen sozialen Verhältnisse, an die Arbeit ging; er bewahrte sich dadurch die robuste Entschlossenheit, wegzuschneiden, was irgendwie überflüssig schien, und vor Einzelschönheiten nicht zaudernd still zu stehen. Pohl's Drama hat, und dafür gebührt dem Autor uneingeschränktes Lob, von Çûdraka's Kronjuwelen dem Berliner Publikum eine reiche Auswahl vorgelegt, und erklärlich scheint, daß es hierbei nicht immer ohne Ach und Krach abging. Die feinen und doch festen Conturen der Charaktere sind oft verwischt, viele hübsche und ergötzliche Züge unterschlagen worden. Karudatta, der gebefreudige, aber verarmte Brahmane verschenkt im Originale, was ihm unter die Hände kommt und für jede Liebe, die man ihm anthut, erweist er deren zwei. Nicht der Geldmangel bedrückt ihn, aber daß nun alle Gäste sein Haus meiden, macht ihn verzweifeln. Einmal will er Vasantasena's Dienerin mit einem Ring belohnen, und köstlich ist nun seine Verlegenheit geschildert, als er keinen Reif mehr an den Fingern vorfindet. Samsthanaka, der protzige, eitle Mordbube und „Schwager des Königs, Bruder der Gemahlin des Königs", roh und grausam, anmaßlich bis zum Wahnwitz („Gottmensch" nennt er sich, „Juwelenkrug" und „ein zweiter Vasudeva"), wirkt gleichzeitig durch seine elende Feigheit und seine Gier nach Schmeicheleien im höchsten Grade komisch; der gekrönte Dichter machte ihn und seine Unwissenheit verächtlicher noch dadurch, daß er ihn im gemeinsten Dialekt sprechen und mit falschen Citaten prunken ließ. Thöricht geradezu ist es, wenn Pohl, offenbar durch Goethe verführt, das indische Bajaderenthum ganz und gar jener neuzeitlichen Einrichtung gleichstellt, mit der sich unsere heutige Literatur vorzugsweise und neben her noch das auf Herrn Heinze's Namen getaufte Unzuchtgesetz beschäftigt. Das ist, ich wiederhole es, mit Verlaub, platterdings eine Dummheit. Das zerstört die poetische Aureole um Vasantasena's Haupt und macht sie gemein. Wohl waren die indischen Bajaderen Priesterinnen der Liebe,

Digitized by Google

aber die Geburt bestimmte sie dazu, nicht böse Neigung. Und Vasantasena, die Zierde und der Stolz ihrer Kaste, giebt sich keineswegs jedem Erstbesten hin. In edlem Zorn weist sie Samsthanaka's hunderttausend Goldgulden zurück, denn sie liebt den armen Karudatta. Herr Pohl läßt der Heldin ihr Dirnenthum von der lustigen Person des Stückes, dem Maitreja (diese Rolle stattete er mit besonderer Sorgfalt sehr reich aus) in ganz modernen, an dieser Stelle überaus peinlich berührenden Wendungen vorwerfen. Es entsteht dadurch im Stück eine heillose und völlig unnöthige Confusion. —

König Cudraka sitzt unbarmherzig zu Gericht über gekrönte Häupter, die gegen ihre Pflicht und die Würde ihres Amtes verstoßen; hageldicht fallen schwere Geißelhiebe wider Corruption und Tyrannei. In den Höhen und den Tiefen des Lebens wohl erfahren, stellt er uns Prinzen und Höflinge, Kaufherren und Bajaderen, Spieler, Leute von der Heerstraße und Bettler mit gleich kraftvoller, unnachahmlicher Kunst vor die Augen; sein Werk ist dadurch, ganz abgesehen vom dichterischen Inhalt, zu einem klaren Spiegel des altindischen Lebens und des Hinduvolkes geworden.

Herr Pohl hat das alles occidentalisirt und darum in Vielem dem Theaterbesucher nur die äußere, gleißende Schale geboten. Anfänglich rümpfte ein verehrliches Publikum denn auch die Nase; es vermochte einen tieferen Sinn nicht zu erkennen hinter den lärmvollen, bunten Vorgängen, dem Schildgeklapper und Speergeklirr auf der Bühne. Aber als der nun seit 1500 Jahren todte Poet das Wort ergriff und eine Liebesscene uns dargeboten ward, die wie keine Zweite an Romeo und Juliens Brautnacht erinnerte, da rührten sich alle Hände, und alles saß im Zauberbann gefangen. Gott sei Dank, daß wir noch Wohlgefallen empfinden können an den Gaben kindlich großer Dichtkunst und daß einfältige Wahrheit wenigstens dann uns behagt, wenn sie anderthalb Jahrtausende alt ist und im Faschinskostüm aus Uggajini in Indien daherkommt!

Offene Briefe und Antworten.

Verdi — Marchese von Busseto?

Geehrter Herr!

Zu meinem jüngsten Mailänder Brief über die erste Aufführung des „Falstaff" gestatte ich mir als Nachtrag ein Dementi. Allgemein verbreitet war die Nachricht, König Umberto werde nach der Vorstellung dem greisen Maëstro den höchsten italienischen Orden persönlich überreichen und ihm seine gleichzeitige Ernennung zum Marchese von Busseto, seinem Heimathorte, verkünden. Vergebens richteten sich die Augen der im Festgewande erschienenen Theaterbesucher nach der königlichen Loge. Sie blieb leer. Statt des mit Ungeduld erwarteten „Schauspiels im Schauspiele" verbreitete sich im späteren Verlaufe der Première der Inhalt einer Depesche, welche die Absage des Königs und der Königin enthielt. Dieses Ausbleiben rief im Zuschauerraum eine seltsame Bewegung hervor. Gleichzeitig mit dem königlichen Telegramme lief, wie die italienischen Zeitungen berichten, ein äußerst ehrenvolles Schreiben Crispi's an Verdi ein, worin der ehemalige Minister auf seine frühere Stellung anspielte. „Damals" — gemeint ist das künstlerische Jubiläum Verdi's im Jahre 1889 — wurde der Componist vom Minister Crispi durch ein Telegramm geehrt; „heute" — nachdem Italien einen neuen Minister hat — kann Crispi „als einfacher Bürger" (semplice cittadino) nichts als seine Glückwünsche übersenden. Vielleicht steht diese Depesche im engsten Zusammenhange mit den Mittheilungen einiger italienischer Zeitungen, wonach im Schoße der Regierung über die Erhebung Verdi's zum Marchese eine heftige Debatte stattgefunden hätte, in Folge deren die königliche Ernennung unterblieb. Nun höre ich aus bester Quelle, daß Verdi selbst gegen seine Standeserhöhung beim Minister vorstellig geworden sei und kann sogar den Wortlaut seines Telegramms mittheilen: „Ich lese in der »Perseveranza«, daß man mir den Titel eines Marchese ankündigt. Ich wende mich an Sie als einen Künstler mit der Bitte, Sie mögen Alles aufbieten, um dies zu verhindern. Dies ändert nichts an meiner Erkenntlichkeit, die nur um so größer sein wird, wenn die Ernennung nicht erfolgt . . . Verdi." — Ihm antwortete der Minister Martini: „Meister Verdi — Mailand. Ich kann Ihnen versichern, daß die Zeitungsmeldung grundlos ist. Ich schreibe Ihnen noch. Grüße."

Offenbar kam Verdi's Verwahrung den hohen und höchsten Herrschaften sehr erwünscht, um einen bedenklichen Rückzug zu decken und einen gefährlichen Conflict beizulegen.

Hochachtungsvoll Rudolf Berger.

Notizen.

Der soeben erscheinende fünfte Band von Brockhaus' Conversations-Lexicon, 14. Auflage, enthält wieder überraschend viel Schönes und Neues. Auf vollen 253 Seiten wird Deutschland und Deutsches Reich behandelt, und dazu gehören nicht weniger als 17 Tafeln, darunter 3 Chromotafeln und 14 Karten. Unter den Chromos tritt vor Allem die Uniformentafel unserer ostafrikanischen Schutztruppe hervor; interessant sind auch die zwei Karten der Dislocation der deutschen, österreichischen, und französischen Truppen, namentlich an den Grenzen, wie auch im Binnenlande. Die Karte „Deutsch-Ostafrika", die zu dem Artikel über diese Kolonie gehört, enthält wie dieser selbst schon die neuesten Entdeckungen, wie z. B. Dr. O. Baumann's Eijassi-See. Sehr instructiv ist die Karte der deutschen Mundarten, worauf der Fortschritt oder Rückgang des Deutschthums verzeichnet wird. Der Kraft der Zukunft, der Elektricität, sind 8 Tafeln und 16 Figuren gewidmet. Eine neue bunte Welt des Mikroskops eröffnet die Tafel „Dünnschliffe" von Mineralien; ebenso reizend ist eine Tafel mit heimischen Eidechsen und die vollendete Wiedergabe des Dürer'schen „Christus am Kreuz" der Dresdener Gallerie. Daß die Redaction bestrebt ist, das Neueste aufzunehmen, wenn es allgemeines Interesse bietet, beweist auch der Umstand, daß die gefeierte Tragödin Eleonora Duse hier zum erstenmal in einem Conversations-Lexikon erscheint. Der Artikel bestätigt alle Angaben der „Gegenwart" und verweist die Meldungen der Berliner Blätter, sie sei mit einem Diplomaten vermählt ꝛc., ins Reich der Fabel. Vor seinem großen Concurrenten Meyer zeichnet sich Brockhaus hier wieder durch die größere Objectivität aus, die ihn auch dem liberalen Parteistandpunkt gegenüber seine volle Selbständigkeit bewahren läßt.

Geschichte der Deutschen Literatur in der Schweiz. Von Jakob Baechtold. (Frauenfeld, J. Huber.) Wir stehen nicht an, dieses umfangreiche Werk für das Beste zu erklären, was aus Wilhelm Scherer's Schule und Nachfolge bis heute hervorgegangen ist. Offenbar strebt es der populären Literaturgeschichte des Meisters nach, aber es übertrifft sie an Tiefe und Vielseitigkeit, an Originalität und Neuheit der Forschungsergebnisse, ohne freilich andererseits ihre blühende Form und Abrundung zu erreichen. Das Buch will zwei Herren zugleich dienen, den Literaturfreund und den Forscher befriedigen, und das sind zwei schwer zu vereinigende Ziele. Die Frische und Lesbarkeit mancher Parthien steht stark mit anderen im Widerspruche, wo Baechtold noch im Urbrei der Quellenuntersuchung stecken geblieben ist, und wenn er auch manches Detail in die Anmerkungen und Nachträge verweist, so verliert sich die Darstellung noch oft genug im Nebensächlichen und Kleinlichen. Ueberall macht es sich fühlbar, daß der Verfasser aus Mangel an fremden Vorarbeiten die Handlungsarbeiten selbst übernehmen mußte, und nun das allgemeine Ziel aus den Augen verliert und mehr nur eine chronologisch geordnete Sammlung von Monographien bietet. So ist zum Beispiel der kleine Schweizer Voltaire Bodmer, dieser keifende, reimende, eitle Patriarch, der sich an einem Lessing rieb und auch von Goethe's Größe keine Ahnung hatte, gar zu ausführlich behandelt, während Haller und namentlich Lavater viel zu kurz kommen. Eine Vergleichung mit Mörikofer's bekannter Schweizer Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts genügt, um den großen Fortschritt Baechtold's zu erkennen. Er hat gleichfalls noch lebendige Familientraditionen befragt, verborgene Archive geöffnet, aber sein philologisches Rüstzeug und kritischer Verstand ist viel größer, auch ist er im Citiren genauer als sein pastorlicher Vorgänger, der einer Nachprüfung selten Stand hält. Meisterhaft sind die Manessische Liederzeit, die geistige Blüthe der Reformation, die Tellenspiele und das Drama des 16. Jahrhunderts behandelt, wo man auf jeder Seite Neues und Schönes findet. Auch den belebten Vortrag hat Baechtold seinem Lehrer abgesehen, und an burschikosen Sprüngen à la Erich Schmidt fehlt es nicht, wenn sie auch meist etwas schweizerisch derb ausfallen, z. B. wenn von Bodmer gesagt wird, er habe die Geschichte zu gutgemeinten Dramen „verwurstet." Solche und ähnliche Idiotismen stehen in schroffem Gegensatz zu den zahlreichen Wendungen des norddeutschen Papierdeutsch, und der Schweizer Leser mag oft den Kopf schütteln, wenn er da schwerfällige Constructionen mit „welcher" und „derselbe" und Modewörter, wie „nachgerade", „bedingen", „erheblich" findet. Eine neue Auflage wird dem Stil Leichtigkeit und Einheit zu geben haben. So wie das Werk vorliegt, bleibt es eine achtenswerthe Leistung, die nicht nur von den Kenntnissen und dem Fleiße des Verfassers spricht, sondern auch von dem Reichthum und der Bedeutung dieser schweizerischen Erzeugnisse deutscher Literatur oder der „Schweizer Nationalliteratur", wie Baechtold's Landsleute zu Gottfried Keller's Aerger gern etwas protzig zu sagen pflegen. Da erkennt man so recht die Wahrheit von Jacob Grimm's Wort, daß in dem Alpenlande Schätze von Poesie und Sage liegen, „mehr als in anderen deutschen Landstrichen", und was „diese geistigen Schweizerregimenter für ihr Land und für Deutschland gethan." Das St. Galler Kloster und die Tafelrunde des Maneß, Manuel und Zwingli, Haller und Zimmermann, Bodmer und Breitinger, Lavater und sein Goethekreis, sie alle gesellen sich bedeutsam dem Reigen jener großen Dichter bei, an die sich die Blüthe der deutschen Dichtung knüpft. Hoffentlich findet der Verfasser noch die Lust, seine Geschichte bis in die neueste Zeit fortzuführen und mit dem Höhepunkt der Schweizer Dichtung, mit Leuthold und Dranmor, Keller und C. F. Meyer abzuschließen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** erscheint soeben:

Backhaus, Wilh. Emanuel, Allen die Erde! Kritisch-geschichtliche Darlegungen zur sozialen Bewegung. Gr. 8°. 14 Bogen in Sackleinen kart. Preis Mk. 3.—.

Von dem Grundsatz ausgehend, daß in einem vollkommenen Staatswesen sich das Gesamtinteresse mit den Einzelinteressen nicht im Widerspruch befinden könne, sondern daß die Wohlfahrt aller mit dem Wohlbehagen des einzelnen Individuums zusammenfallen müsse, macht der Verfasser in klarer und durchaus gemeinverständlicher Sprache Vorschläge zu einer gründlichen Reorganisation unseres Staatswesens. Das einzig wirksame Mittel, den Individualismus mit dem Sozialismus zu vereinen, erkennt er in der Bodenreform, d. h. in der Überführung des gesamten Grund und Bodens in den Besitz der Gemeinde, des Staates, der Gesamtheit. Das Buch ist keine Parteischrift, sondern die ruhige und sachliche Darlegung eines gereiften, erfahrungsreichen und ungemein scharfdenkenden Mannes, es enthält eine Fülle von neuen und originellen Gedanken und muß, da die darin behandelten Fragen alle Stände, alle Parteien, alle Berufsklassen, ja überhaupt alle Menschen angehen und zudem in heutiger Zeit „brennend" geworden sind, großes Aufsehen erregen. Das Werk ist für jedermann von höchstem Interesse.

R. Gaertners Verlag, H. Heyfelder, Berlin SW.

Deutsche Geschichte

von

Dr. Carl Lamprecht,

Professor an der Universität Marburg.

In sieben Bänden.

Das Werk wird in sieben Bänden vom Umfange der jetzt vorliegenden drei Bände die Schicksale des deutschen Volkes bis zur Gegenwart hinab erzählen.

Jeder Band bildet ein abgeschlossenes Ganze.

Band I, 1891 erschienen, 24 Bogen — 6 Mk., geb. 8 Mk.
Band II, 1892 erschienen, 26 Bogen — 6 Mk., geb. 8 Mk.
Band III, 1892 erschienen, 27 Bogen — 6 Mk., geb. 8 Mk.

Der Herr Verfasser ist mit dem Abschlusse des Werkes unausgesetzt beschäftigt.

Die bisher eingegangenen Besprechungen machen übereinstimmend und mit besonderem Nachdruck auf die **außergewöhnliche Bedeutung des Werkes** aufmerksam.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien:

Die Physiologie des Schönen

von

Paul Mantegazza.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

I. Theil. **Epikur.** 2 M., eleg. geb. 3 M.

II. Theil. **Wörterbuch des Schönen.** Ein starker Band. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Epikur bringt uns das **eigentliche Glaubensbekenntniß des berühmten Verfassers.** Im zweiten Theil finden wir dieselbe Vereinigung eines warmen Idealismus mit gründlicher wissenschaftlicher Erkenntniß, die für Mantegazza charakteristisch ist. Er bemüht sich aufs neue das Wesen der Schönheit zu ergründen und stimmt vorzugsweise den Ansichten deutscher Aesthetiker bei.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 9 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Soeben ist erschienen:

Friedrich III.

als

Kronprinz und Kaiser.

Im Auftrage des Komitees zur Errichtung der Oberlausitzer Ruhmeshalle zu Görlitz

dargestellt von

Martin Philippson.

Mit dem Bildnis des Kaisers nach dem Gemälde von H. v. Angeli.

gr. 8°. Preis 6 M., in eleg. Einband 7.50 M.

Berlin SW., Bernburgerstr. 35.

G. Grote'scher Verlag.

Neuer Verlag
von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

A. Hausrath,

Arnold von Brescia.

8. geh. 3 M.

Der geistvolle Heidelberger Theologe zeichnet das merkwürdige Leben des Propheten von Brescia auf dem geschichtlichen Hintergrunde seiner Zeit; das Bild dieses Helden der Geistesfreiheit ist dennoch ein heiliges Bild das bis in die jüngste Zeit noch Wunder wirkte, und schon darum sollte es Gemeindesitz aller bleiben. Der Verfasser dieses fein durchgeführten Kabinetbildes ist der Meinung, daß sich aus der Geschichte des zwölften Jahrhunderts viel lernen lasse für das neunzehnte.

Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Soeben erschien:

Brot!

Ein Büchlein für Alle, die Brot essen.

Von Dr. **Karl Schmidt.**

8 Bogen 8°. Preis elegant broschiert 1 Mk.

Ein Werkchen, das die weiteste Verbreitung verdient und zweifellos auch finden wird. Der Verfasser faßt das, was wir heute die soziale Frage nennen, am richtigen Ende an und versteht es meisterlich, auch dem Laien in nationalökonomischen Dingen alles das klar zu machen, worum sich heute die wirtschaftlichen Kämpfe drehen. — Wie gewann man vor Zeiten sein täglich Brot? Wie gewinnt man es heute und wie wird man es in Zukunft gewinnen? Dies sind die drei Kardinalfragen, die Dr. Schmidt aufstellt und beantwortet. Der erste Teil des Büchleins zeigt, daß und wie zwar die Bedingungen und Formen des Broterwerbs sich fortwährend umgestaltet haben, daß aber Eines, trotz dem Wechsel der Form, im Wesentlichen bis heute geblieben ist: die rechtskräftige Ausbeutung des Schwachen durch den Starken. Die letzten Teile zeigen, daß für die Ausbeutungswirtschaft die Stunde geschlagen hat, und daß das Jammerthal sich in ein Freudenthal verwandeln soll und kann. — Dabei steht der Verfasser nicht auf sozialdemokratischem Boden, sondern ist ein Anhänger der sogenannten Bodenreform. Das Buch sei Allen empfohlen, die sich über die Brot- und Erwerbsfrage leicht und angenehm unterrichten wollen.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 4. März 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Jesuitismus und Staatsbewußtsein. Von Johann Paul. — **Literatur und Kunst:** Aus Werner von Siemens' Lebenserinnerungen. Von Wilhelm Berdrow. — Die Stellung der Deutschen unter den Völkern. Von Karl Jentsch. — **Feuilleton:** Erfüllte Wünsche. Von Hans Laupp. — **Aus der Hauptstadt:** Das boxende Känguruh. Von Caliban. — Oeffentliche Denkmäler. Von Cornelius Gurlitt. — Dramatische Aufführungen. — Opern und Concerte. Von Heinrich Reimann. — Notizen. — Anzeigen.

Jesuitismus und Staatsbewußtsein.

Von Johann Paul.

Rühriger und zuversichtlicher als je sind die Männer der „Mitte", der Centrumspartei. Ihre Reiseprediger und Volksredner sind überall und lassen überall sich hören, ihre Presse ist voll stolzer Hoffnung. Heuer ist ein Jubeljahr für die katholische Christenheit, und diejenigen Deutschen, die nicht bloß dem Namen, sondern auch der Gesinnung nach römisch katholisch sind, hoffen auf vielerlei und verstecken nur schwer die Jubelwünsche ihrer Herzen. Schon „nominiren" sie ihre Kandidaten für einflußreiche Ministerposten, vorerst noch vaterländisch gesinnte Männer, Vertrauenspersonen des Staates, die aber bald genug den wahren „Führern des Volkes" würden Platz zu machen haben, welche dann ihrerseits berufen sein werden, ein neues „Reich der Mitte" zu gründen und zu stützen. Die diesem zukünftigen Reiche den Weg bereiten sollen und seiner Regierung hülfreich zur Hand sein werden, die Jesuiten, stehen vor den Pforten Deutschlands, ungeduldig, mit ihren Segnungen es noch merklicher und vollkommener zu beglücken, als sie es schon ohnedies thun. Das deutsche Volk aber thut gut, sich auf seine künftigen Regenten vorzubereiten und verblaßte Erinnerungen wieder deutlicher werden zu lassen. Welches ist — so fragen wir — der Grund für das Entstehen und Wirken der Jesuiten, und welches die Berechtigung für ihre Wirksamkeit im heutigen Staatswesen?

Der Jesuitismus trat von Anbeginn reformatorisch auf. Die ersten Stifter, den heiligen Ignatius, den edlen Ritter de Recalde, gebürtig auf dem Schloß Loyola, an der Spitze, haben als Reformatoren gewirkt und sind als Reformatoren verfolgt worden. Vor ihrer Reformation war jedoch schon diejenige Luther's begonnen worden. Aber diese war deutsch, urdeutsch in dem Empfindungsleben und den Gemüthskämpfen des Mansfelder Bergmannssohnes und thüringischen Augustinermönches, wie nach dem Wesen der Männer, die Seite an Seite mit ihm kämpften; deutsch in den Volksregungen, auf die der Kampf sich gründete, und in den mannigfachen politischen Verhältnissen, die denselben unterstützten und ihm zum Siege verhalfen — die Reformation des Ignatius war undeutsch, eine wälsche Reformation war es, von Spaniern und Franzosen unternommen. Die Reformation Luther's war ebenso eine religiöse, wie patriotische That, die der Jesuiten war weder das eine noch das andere; sie war lediglich eine Reformation der Kirche, erneuerte und befestigte und vermehrte in der Folgezeit einen dogmatisch gebundenen Glauben und predigte die absolute Herrschaft eines Kirchenoberhaupts, die blinde, vaterlandslose Unterwerfung unter einen außerdeutschen, in Rom residirenden Souverain!

Wie sehr die offizielle katholische Kirche, die Jesuiten allen voran, die Reformation Luther's auch verwirft nnd verabscheut, die innere historische Berechtigung dieser Bewegung und ihres Sieges ist ihr nicht zweifelhaft. Hat doch das stark gepriesene reactionäre Reformconcil zu Trient, das es verschmähte, sich mit neuen Ideen zu erfüllen, jene Berechtigung geradezu anerkannt, wenn es in seiner sechsten Sitzung den völligen Verfall der Kirchenzucht und die Verderbtheit der Sitten von Klerus und Volk tadelt. Dies Concil meinte, bei seiner Erneuerung des alten Wesens mit den Kirchenfürsten den Anfang machen zu müssen. Die Jesuiten begnügten sich damit nicht, sie sind mitten in's Volk gegangen und demselben mit einem Geiste genaht, den es gar nicht mehr von den Vertretern seiner alten Kirche, den Weltgeistlichen sowohl, wie vollends den Angehörigen eines Mönchsordens, gewohnt war.

Völlig methodisch haben die ersten Jesuitenpater, Petrus Faber als ihr Führer, ihren wohlerwogenen, auf das Sorgfältigste den Verhältnissen angepaßten Feldzug gegen die neuen Irrlehren der Lutheraner und anderen Häretiker in's Werk gesetzt. Aber nicht als Ketzerrichter und verdammende Abgesandte des Herrn fühlten und gaben sie sich; sie wollten auf Herz und Gemüth wirken, und die zweifelnden oder bereits abgefallenen Glieder „der Kirche" wiedergewinnen, indem sie ebenso schlau wie liebevoll die menschlichen Schwächen in Betracht zogen. Indem sie andererseits den damaligen religiösen Bedürfnissen und Ideen entgegenkamen, das Trennende übersahen, an das Verbindende und Vorhandene anknüpften, sind sie ähnlich verfahren, wie die Begründer der christlichen Religion im altheidnischen Deutschland, wie jeder Missionär, der schonend auf die Eigenheiten der zu Bekehrenden Rücksicht nimmt und sie nur allmählich umzumodeln versucht. Dem Wirken der ersten Jesuiten in Deutschland ist ein großer, idealer Zug nicht abzusprechen; und dadurch nur ist ihr Erfolg zu begreifen, daß sie dem evangelischen Idealismus ihren kirchlichen Idealismus entgegensetzten. Es unterstützte sie dabei die Empfindung des Volkes, welches mit warmer Liebe dem Alten anhängt und sich leicht hingibt, wenn es ihm nur in verehrungswürdiger Gestalt entgegentritt. Und es lebte in den ersten Jesuiten, zumal in Canisius, deutsche Frömmigkeit, Schlichtheit, Aufopferung. So standen sie gleich ehernen Säulen mitten im Absturz des zerbröckelnden, brüchigen Kirchengebäudes; so haben sie es gestützt und ausbauen helfen, wo es in den mehr oder weniger katholischen Landestheilen, deren Herren vor Allem katholisch waren, wankte, und es auf neuem Grund

Digitized by Google

neu zu errichten sich bemüht, wo es in den Gebieten der Häresie, der kirchlichen Treulosigkeit, schon zerstört war.

Das erstere ist dem Jesuitismus vollständig, das letztere zum Theil gelungen; ihm ist es in der Hauptsache zuzuschreiben, wenn Deutschland heute so viele katholische Ländertheile umschließt. Wir wollen nicht fragen, warum es so kommen mußte, warum der ungestörte Fortgang der deutschen Reformation gehemmt wurde. Denn dieser Frage wird die andere entgegengesetzt: warum mußte der große Abfall unter den Deutschen stattfinden? Es ist tief im Wesen aller Religion begründet, daß diese Frage nie zur Entscheidung kommen wird, weil sie nie — wenigstens in absehbaren Zeiten — eine allgemein anerkannte Beantwortung finden kann. Keiner der beiden Theile ist im Stande, sich vom Glauben seiner Väter und seiner Kindheit loszulösen. Wir wollen die Kluft weder erweitern, noch ausfüllen, sondern überbrücken. Wir wollen nicht Zwietracht, sondern Eintracht, nicht Entfremdung, sondern Versöhnung. Nur mit dem Jesuitismus im Katholizismus, mit den Römlingen unter den Deutschen, mit den ultramontanen Staatsfeinden unter den Angehörigen desselben haben wir es zu thun. Was ist dieser staatsfeindliche Jesuitismus im Katholizismus?

Die reformirenden Jesuiten haben auf der Kanzel, im Beichtstuhl, von dem Katheder herab für ihre Aufgabe gekämpft. Ihre Thätigkeit als Lehrer ging nicht so in's Weite, umfaßte nicht so große Massen, wie das Wirken des Predigers und Beichtigers, aber sie drang in die Tiefe, sie zeugte meist unvertilgbare Früchte in den empfänglichen Gemüthern der Knaben, die mit jeder Bethätigung ihres jugendlichen Lebens den Einfluß der Jesuiten in deren Schulen unterworfen waren und als Studenten in demselben Banne sich bewegten. Ein Hauptbestreben hatten aber die Jesuiten bei aller ihrer Thätigkeit: Gehorsam, unbedingten Gehorsam gegen „die Kirche", d. h. das Oberhaupt in Rom, zu lehren, jungen Geistern denselben einzupflanzen, alten immer von Neuem in Erinnerung zu bringen — jenen Gehorsam, der das festeste Bollwerk der „römischen" Kirche ist, durch den die zweifelnde Seele es über sich gewinnt, nicht zweifeln zu wollen, sondern gläubig der Kirche anzuhängen und allen Ueberlegungen sich zu verschließen, weil sie zu Resultaten führen könnten, welche die Kirche verwirft und welche gleichfalls zu verwerfen der kindliche Gehorsam, die Sohnespietät, gebietet! Es ist der Autoritätsglaube in seiner ganzen kindlichen Einfalt und seiner naiven Unbegreiflichkeit, den die Jesuiten an der Schwelle der aufdämmernden Neuzeit tiefer als je bei ihren Anhängern begründet haben.

Durch die rücksichtsloseste Unterwerfung sind die Jesuiten an einander, an ihren General und damit an ihren Orden gefesselt, und mit derselben Rücksichtslosigkeit und Unbedingtheit unterwerfen sie den gläubigen Katholiken dem Kirchengeneral in Rom. Thatsächlich kann kaum jemals ein Widerspruch zwischen dem Jesuiten- und dem Kirchenobersten stattfinden: dieser ist mächtig durch jenen und dessen Gefolgschaft, und die Gesellschaft Jesu herrscht in der Kirche durch den Papst, dem sie sich bescheiden zur Verfügung stellt. „Die Leibgarde des römischen Hofes" hat Friedrich der Große einmal die Jesuiten genannt. Dies Wort bezeichnet nicht nur richtig das Verhältniß zwischen den beiden Gewalten in der Kirche — denn die „Garde" ist immer zugleich der meist bevorzugte Truppentheil, ihre Offiziere stehen dem Throne am nächsten — sondern es bringt auch zum treffenden Ausdruck, wie in der Gesellschaft Jesu ein militärisches Element seine vollkommene Entwickelung gefunden hat. Wenn in einem Staatswesen möglichst weite Kreise seiner Angehörigen von militärischem Geiste erfüllt sind und in diesem Geiste sich dem in seinem Oberhaupte personificirten Staate unbedingt verpflichtet fühlen, so kann für den letzteren daraus nur Gedeihen und Kraft entspringen. Wenn aber in einem Staatswesen eine Gemeinschaft einem außer dem Staate stehenden Befehlshaber in jenem militärischen Geiste unbedingter Subordination verpflichtet ist und von diesem den Befehl hat, alles aufzubieten, daß sie möglichst viele Angehörige jenes Staates einem auswärtigen Souverain unterwürfig macht und mit ihm in eben demselben Geiste militärischer Subordination unlösbar verknüpft — was wird dieser Staat thun? Er wird Kraft seiner Souveränität, um seiner vollen Selbsterhaltung willen, jene militärisch organisirte Gesellschaft von seiner Gemeinschaft ausschließen und des Landes verweisen, und ist er sie los geworden, dann wird er sie nie mehr bei sich aufnehmen und ihr alle Wege zu seinen Grenzen verschließen.

Wäre auch eine solche directe Staatsfeindschaft nicht das Gepräge der Jesuiten, so hätte der Staat doch Grund genug sich der neuen, Einlaß begehrenden Gäste auf das entschiedenste ein für alle Mal zu wehren. Der Jesuitismus ist die unpersönlichste, allen Verhältnissen, die den Menschen umgeben, allen Fesseln, die ihn beengen, am meisten entrückte Vertretung einer Kirchlichkeit, die man sich denken kann. Schon dadurch ist er, abgesehen von seiner besonderen, clerico-papistischen Tendenz, der unduldsamste und fanatischeste Vorkämpfer seines Glaubens — aus der Intoleranz aber und der Leidenschaft fließt die Kraft, strömt der Herrschaft über schwächliche, unentschlossene Seelen die meiste Macht zu. Der Kampf ist das Lebenselement des Jesuitismus, durch den Kampf ist er groß geworden, aus ihm zieht er die besten Wurzeln seiner Kraft; auf den Kampf ist der Jesuitismus hingewiesen und er muß ihn entfesseln, wenn Friede herrscht zwischen den Confessionen, neue Angriffsgründe und Angriffspunkte muß er sich suchen, denn er darf nie die Meinung aufkommen lassen, als wäre er überflüssig, und Glaube und Religion hätten ihre Stätte auch ohne ihn! Deswegen wird der Culturkampf nie aufhören, so lange die deutschen Katholiken nicht erkannt haben, daß sie nur das Werkzeug sind in der Hand Mächtigerer, und so lange sie nicht den muthigen Entschluß eines deutschen Patrioten gefaßt haben: nicht mehr ein Spiel sein zu wollen für die Herrschsucht Undeutscher. — So wirkt der Jesuitismus entfremdend, auseinandertreibend innerhalb des Volksganzen. Er wirkt wie ein Pilz, der mit der Fäulniß die Trennung der chemischen Bestandtheile hervorruft und die Substanz verändert, indem er das Verhältniß der in ihr enthaltenen Theile stört und schließlich zerstört.

Denn auf das Zusammenwirken der Theile kommt auch im staatlichen Leben alles an. Wie diese sich gegenseitig beeinflussen, in diesem oder jenem Sinne auf einander einwirken, so machen sie ein Ganzes aus und in ihrer Gesammtheit stellen sie sich als eine belebte, organische Einheit dar. Diese Einheit muß bei allen Maßnahmen und Veranstaltungen der Staatsleitung berücksichtigt werden; ihr Zweck kann nicht die vorgebliche Befriedigung eines Theiles allein sein, und nie und nirgend führt ein solcher ein gedeihliches Leben für sich. Daß dies möglich sei, ist die Wahnvorstellung wohl nicht der Jesuiten — denn die sind dafür zu klug — jedoch ihrer theils bethörten, theils unlauteren Kampfgenossen. Bei dem siegreichen Ausgang des jesuitischen Kampfes für absolute Kirchenmacht und Priesterherrschaft muß der Staat aufhören zu sein, und die Kirche führt eine Sonderexistenz, ohne Staat, außer dem Staat und daher ohne irgend eine Gemeinschaft. Diese Worte bezeichnen etwas Unmögliches, die Geschichte beweist es. Denn wo eine Kirche sich vom Staate frei gemacht hat, da ist sie selbst alsbald an seine Stelle getreten und hat die staatliche Gewalt übernommen; so entstehen Priesterherrschaften und Kirchenstaaten. Und dies ist der letzte Zweck des Jesuito-Papismus, stets verschwiegen, stets bestritten, aber unverkennbar aus allen seinen Handlungen hervorleuchtend. Daß ein solches Unternehmen zu seinem eigenen Ruin führen muß, sei es zum praktischen oder zum moralischen und sittlichen, das will der Jesuito-Papismus nicht einsehen und er darf es auch nicht, wenn er nicht sich selbst verleugnen will. Haben denn die Menschen sich zur Gemeinschaft zusammengefunden, bloß um Gott in Tempeln zu dienen und seinen Stellvertreter auf Erden zu verherrlichen? Alle Eigenschaften und Fähigkeiten des einzelnen Menschen zur höchsten Entfaltung innerhalb der Gattung zu bringen — dies ist der Endzweck, wenn auch nicht die Anfangsursache der Staatengründung, der Zweck, für den die Menschen ihre individuelle Freiheit aufgegeben haben

Digitized by Google

und ihren Eigenwillen unter den Gesammtwillen beugen. Ein steter Gottesdienst soll Menschenleben und Staatsleben sein, doch nur so, daß im einen, wie im anderen die Verwirklichung des Göttlichen angestrebt werden soll. Alles kirchliche Wesen aber ist nur ein Theil aus dem Leben des Volksganzen, empfängt von demselben seine Berechtigung und bedarf desselben zu seiner Kräftigung. Der Staat wird nie der kirchlichen Institute entbehren können, wenn er ihrer auch zur Erhaltung seiner Selbstherrlichkeit nicht unumgänglich bedarf; nothwendig gehören aber zu seiner Existenz die Institutionen der Familie, diejenigen für die Rechtsprechung, für die Erziehung, die Landesvertheidigung u. s. f. Dies sind die Organe des Staates neben den kirchlichen. Sie mögen manchem weniger bedeutungsvoll erscheinen als die letzteren, thatsächlich aber bedingen sie vor Allem das Leben der staatlichen Gemeinschaft.

Keinem werde seine Weltanschauung und sein Glaube gegenommen! Wir leben im Staate der Toleranz, im Staate der Hohenzollern, und von ewiger Geltung mögen die Grundsätze der frommen evangelischen Fürsten unseres Landes bleiben, welche ihren katholischen Soldaten und Unterthanen Kirchen bauten und Prediger hielten zu einer Zeit, als in keinem Staate sonst der Gedanke einer Fürsorge für die andere Confession auftauchte. Aber ein anderes ist es, wenn der Staat sich mit christlicher Liebe erfüllt und in solcher Gesinnung alle Unterthanen, welchen Glaubens sie auch seien — wenigstens, da hierüber nirgends ein Zweifel besteht, diejenigen gleichen Stammes — mit Gleichheit behandelt, ein anderes, wenn er selbst die Mittel bieten soll, staatsfeindliche, vaterlandslose Gewalten in's Land zu ziehen und Kräfte zu stärken, die der festen und harmonischen Einordnung in den preußisch-deutschen Staat an sich und von Natur durchaus entgegen sind. Der Staat würde sich selbst aufgeben, der dazu die Hand böte, und als staatsfeindlich handeln diejenigen, welche in jenem Sinne wirken.

In dem Jahrhundert des fröhlichen Cäsaropapismus, als jeder Fürst, ein klügerer Stellvertreter Gottes denn der Papst, diesem in's Handwerk pfuschte und seinem Kirchenregiment auf die Sprünge half, in jenem Jahrhundert, als in einem Staate nach dem anderen die Jesuiten „aufflogen" und nur, wenn man ihnen noch ein wenig wohlwollte, per Schiff dem heiligen Vater nach Rom verfrachtet wurden — in jenem Jahrhundert konnte es wohl der große Friedrich wagen, nachdem er Europa sammt Rom im ernstesten Kriege überwunden, Rom sammt Europa ein neckisches Schnippchen zu schlagen und die „Exjesuiten" in seinem Staate zu hegen. Er that es trotz der klaren Erkenntniß ihrer Staatsgefährlichkeit, weil er ihre Schulen, ihr Vermögen und ihre Kenntnisse für die Erziehung und den Unterricht seiner jungen, eben erst gewonnenen schlesischen Landeskinder brauchte. Er hielt sie auch unter Staatsaufsicht, „die Priester des königlichen Schulinstituts", wie die Exjesuiten in Preußen genannt wurden. Friedrich durfte den Entschluß wagen und durch denselben das Erstaunen von ganz Europa, sogar die heißen Dankgebete der ganz verblüfften Exjesuiten herausfordern. Er durfte es im Gefühl seiner Kraft, seiner Selbstherrlichkeit bewußt. Heute nach so berühmtem Muster handeln, bedeutete aber das Gegentheil; es hieße ein grenzenloses Schwächegefühl offenkundig machen. Daß der Staat Schritt für Schritt die „Maigesetze" aufgehoben hat, werden ihm heute die wenigsten noch zum Vorwurf machen; man kann mit Recht den Ausdruck des Selbstbewußtseins und Kraftgefühls darin erkennen. Jetzt ist aber Zeit, daß er sich auf das Hohenzollernsche Suum cuique besinnt, und, nachdem er der Kirche das Ihrige gegeben hat, auch sein Theil, seine Souveränität und freie Bewegung sich wahrt, vor Spott aber und Beschimpfung sich bewahrt.

Wir vermeiden es, auf die Vorwürfe einzugehen, die man in alter und neuer Zeit auf die Jesuiten gehäuft hat. Sie werden von den einen ohne weiteres geglaubt, von den anderen auf das leidenschaftlichste bestritten. Wir schweigen von den Urtheilen, die Kirchenfürsten und Männer, an deren Unbefangenheit kein Zweifel sein kann, über den Orden ausgesprochen haben, von den Prozessen, die er wegen der Art, wie er sich seine Güter vielfach aneignete, hat führen müssen; wir untersuchen weder die Klagen, welche Stände und Privatpersonen gegen den Orden erhoben haben, noch das Recht des erbitterten Papstes, die Jesuiten als die Kinder der Verworfenheit, filii nequitiae zu bezeichnen. Doch dem Hinweis auf den Templerorden möchten wir nicht aus dem Wege gehen. Der Vergleich zwischen der militia domini im Mittelalter und derjenigen der Neuzeit liegt sehr nahe und ließe sich bis in die Einzelheiten durchführen. Clemens XIV. hat in der Bulle Dominus ac redemptor noster, vom 21. April 1763, durch welche er den Jesuitenorden aufhob und völlig beseitigte, die Aufhebung des Templerordens als Beispiel für sein Verfahren herangezogen. Es ist heute kein Zweifel mehr — Schottmüller's vielgeschmähtes Buch hat darüber Aufklärung verschafft —, daß die Gründe, um derentwillen man diesem geistlichen Ritterorden im Anfang des 16. Jahrhunderts den Prozeß machte, erlogen waren. Aber er mußte beseitigt werden, weil ein selbstbewußter und kräftiger Staat, wie es derjenige Philipp's des Schönen von Frankreich war — von dem bekanntlich der Sturm gegen die Templer ausging —, es nicht dulden konnte, daß in ihm eine unmäßig begüterte und durch ihr Vermögen, wie durch die Zahl und die Bedeutung ihrer Mitglieder ungemein einflußreiche, völlig selbständige Gesellschaft eine Sondereristenz führte und so staatsgefährlich wurde. Dasselbe Schicksal mußte daher auch die Jesuiten treffen, als ihre Organisation immer mehr erstarkte, als mit dem Bewußtsein ihres Einflusses und ihrer Kraft das Verlangen nach Herrschaft und ungehemmter Bethätigung ihrer Bestrebungen immer dringender und auffälliger sich äußerte. So war es der einfachste und klarste, zugleich — im Lichte der Geschichte betrachtet — der gerechteste Grund, wenn Clemens XIV. den Orden beseitigte: für die Ruhe und den Frieden in der Christenheit, den Nutzen der Kirche, das Wohl der Völker. Andere Gründe hat er ausdrücklich nicht namhaft machen wollen, sondern für sich behalten. Dasselbe Schicksal wird aber den Orden immer von neuem treffen, sobald er lange genug in Wirksamkeit gewesen ist, um seine Staatsgefährlichkeit der ganzen Welt offenbar zu machen.

Denn die Bestrebungen des Jesuitismus sind unverändert dieselben, wie in den Zeiten seiner Gründung. Gestärkt in seiner Wirkung und in seinem Wesen verändert durch die Erfahrungen und die Uebung „jesuitischer" Kampfmittel während einer Jahrhunderte langen Entwickelung, verfolgt er dieselben Tendenzen, wie im 16. Jahrhundert, praktisch wie theoretisch.

In seiner Auffassung von den staatlichen und kirchlichen Dingen, von dem Zustand der Welt, ihrem Fortschritt in der Geschichte und ihren letzten Zielen, ist der Jesuitismus der alte geblieben. Und damit ist er gerichtet. Die Welt und die Menschen sind andere geworden, der Jesuitismus und alles, was von seinem Geiste ist, aber nicht. Wir stehen an der Schwelle des zweiten Jahrtausends, und vom 16. Jahrhundert bis dahin sind die gewaltigsten Veränderungen im Leben der Völker unter Kampf und Noth zur wirkenden Herrschaft gekommen. Dieser Erkenntniß entzieht sich der Jesuitismus. Der verfassungsmäßige Rechts- und Nationalstaat hat sich entwickelt — der Jesuitismus verabscheut ihn, denn er will den mittelalterlichen Priesterstaat; die moderne Wissenschaft mit all ihrer Wahrheit und all ihren Irrthümern übt auf allen Gebieten des öffentlichen wie privaten Lebens ihren Einfluß aus — der Jesuitismus haßt sie, denn er kennt nur eine Wissenschaft und Wahrheit, die der römischen Kirche, des scholastischen Mittelalters; die Nationalitäten sind sich ihrer Persönlichkeit bewußt geworden, haben das Ideal ihres staatlichen Eigenlebens und Auslebens, ihrer vaterländischen Selbständigkeit sich errungen — der Jesuitismus verachtet Nationalität und Vaterland, er kennt nur ein Vaterland, das ist die Kirche von Rom, nur eine Nation, die der papstgläubigen Katholiken.

Das ist der staatsfeindliche Jesuitismus, dem heute der Staat selbst ein freies Feld für seine Thätigkeit zur Verfügung stellen soll. Kommt es dazu und allmählich, nach und nach, zu den weiteren Folgen einer römisch-welfischen Politik, dann wird das hohe Haus der Volksvertretung es sein, dem die Geschichte diese Schuld zurechnet, und der Beweis, dem fast

Digitized by Google

täglich Satz um Satz hinzugefügt wird: daß die heutigen Parteien abgewirthschaftet haben und nichts besseres verdienen, als zu sterben — dieser Beweis wird bis auf den allerletzten Schlußsatz zu Ende geführt sein.

Literatur und Kunst.

Aus Werner von Siemens' Lebenserinnerungen.

Von Wilhelm Berdrow.

Der große Techniker hat in seinem Leben viel gehandelt und wenig geschrieben. Gelegentliche Mittheilungen an gelehrte Gesellschaften und wissenschaftliche Journale, Vorträge, Berichte an hohe Behörden, zu denen sich später die eingehenden und tief durchdachten Abhandlungen gesellten, welche der Berliner Akademie vorgetragen wurden, — zwei mäßig umfangreiche Bände, in denen der alternde Forscher endlich diese losen Blätter seines Schaffens sammelte, — das ist fast die ganze schriftstellerische Ausbeute dieses an Thaten und Gedanken so überreichen Lebens. „Zu Publikationen in wissenschaftlichen und technischen Zeitschriften fand sich damals keine Zeit", — dieser Ausspruch, den Siemens selbst für die Epoche nach der Begründung des weltbekannten Geschäftes Siemens & Halske that, könnte mit wenig Ausnahmen für sein ganzes Leben gelten, ihm blieb eben vor Thaten selten zu Worten Zeit. Und als er sich mit 73 Jahren zu der ersten und einzigen größeren Niederschrift seines Lebens, zur Abfassung seiner „Lebenserinnerungen"*), entschloß, mußte er sich in die Stille seiner Harzburger Villa zurückziehen, um den an den gewohnten Stätten seiner Arbeitsthätigkeit ununterbrochen auf ihn eindringenden Forderungen des technischen und wissenschaftlichen Lebens der Gegenwart für eine Weile zu entgehen.

Derjenige Zweig des modernen technischen Lebens, mit dem der Name Siemens am engsten verknüpft ist, ist die Telegraphie. Wohl bietet auch diejenige Zeit, welche der Gründung jener bescheidenen Telegraphenbau-Werkstatt, aus welcher durch ein halbes Jahrhundert die wichtigsten Fortschritte der Elektrotechnik ihren Ausgang nehmen sollten, vorhergeht, für die Entwickelung und das Leben W. Siemens' Interessantes und Bedeutendes genug. Die Zeit der Ausbildung in Berlin und Magdeburg, nachdem sich der 18jährige Jüngling, dem die bescheidenen Mittel des Elternhauses das ersehnte Studium des Baufaches versagten, der preußischen Armee zugewandt hatte; der dreijährige Besuch der Artillerie-Ingenieurschule zu Berlin, an der Lehrer wie Ohm, Magnus und Erdmann, Dove und Rieß, Freunde wie du Bois, Helmholtz, Clausius und Wiedemann den Wissensdurstigen in eine neue Welt geleiteten; die thätige Theilnahme am dänischen Kriege des Jahres 1848, in welchem Siemens durch die erste unterseeische und elektrisch bediente Minenanlage den Hafen von Kiel gegen die dänischen Kriegsschiffe vertheidigte, — diese und andere Erlebnisse und Erfolge machten das Leben des jungen Artillerieoffiziers frühzeitig zu einem bewegten und inhaltreichen, aber erst mit dem 1849 vollzogenen Austritt aus der Armee erhielt Siemens' Leben, das sich nun ganz in den Dienst des selbstbegründeten Unternehmens stellte, eine feste, alle Kräfte zur Geltung bringende Richtung. „Es galt jetzt für mich, das „Geschäft," welches schon meinen Namen trug, durch tüchtige Leistungen möglichst emporzuheben und mir als Mann der Wissenschaft wie als Techniker persönliches Ansehen in der Welt zu erringen. Obgleich meine Neigungen ganz auf Seiten der naturwissenschaftlichen Forschung standen, so sah ich doch ein, daß ich zunächst meine ganze Kraft technischen Arbeiten zuwenden müßte, da deren Resultate mir die Mittel und Gelegenheit zu wissenschaftlichen Arbeiten erst verschaffen sollten — und auch wirklich verschafften."

Die Verbindung mit Halske und die eingehende Beschäftigung mit der elektrischen Telegraphie waren schon älteren Datums und reichen bis 1845 zurück. Siemens betheiligte sich damals mit lebhaftem Interesse an den vom preußischen Generalstab angeregten Versuchen des Uhrmachers Leonhardt, den zehn Jahre zuvor erfundenen Zeigertelegraphen zu einer Vollkommenheit zu bringen, die es gestatten würde, das ganze bisher gebräuchliche optische Telegraphensystem mit einem elektrisch functionirenden zu vertauschen. Unter Siemens' Hand und Geist entwickelte sich das Princip des Wheatstone'schen Zeigertelegraphen bald zu einer neuen, ungleich besser functionirenden Maschine; aus Cigarrenkisten, Blech- und Eisenstückchen und etwas Kupferdraht wurden in Eile ein paar Modelle der neuen Erfindung eigenhändig zusammengestellt, dann ließ der Erfinder durch den jungen, ihm aus der physikalischen Gesellschaft bekannten Mechaniker Halske den Apparat sachgemäß ausführen, und kurz darauf ging ein von ihm abgefaßter Bericht über den damaligen Stand der Telegraphie und ihre möglichen Verbesserungen an den General Oetzel, den Chef der optischen Telegraphie des preußischen Heeres, ab. Die Folge war die sofortige Versetzung Werners in die vor kurzem ernannte Commission des Generalstabes, welche die Einführung der elektrischen Telegraphen vorbereiten sollte. Als dann durch einen glücklichen Zufall der jüngere in London lebende Bruder Wilhelm mit der eben zuerst auf dem Markte erscheinenden Guttapercha bekannt wurde, seine Kenntniß davon Werner mittheilte, und dieser mit dem neu entdeckten Isolationsmittel, welches er durch eine selbst erfundene Maschine um die Leitungen preßte, in kurzer Zeit das eben von der Commission vergeblich discutirte Problem der sicheren unterirdischen Leitungen löste, da war der bis dahin unbekannte Secondelieutenant plötzlich der beherrschende Mittelpunkt des preußischen Telegraphenwesens geworden. Im Sommer des Jahres 1847 durfte er mit seinen Drähten und Halskes Apparaten die erste, Berlin mit Großbeeren verbindende Telegraphenlinie legen, welche einen vollen Erfolg zu bedeuten schien. Schnell wurde jetzt mit Halske das schon geplante Geschäft, in welches sich Siemens den späteren Eintritt vorbehielt, begründet, und während hier, in einem bescheidenen Hinterhause der Schöneberger Straße in Berlin, die nothwendigsten Einrichtungen getroffen wurden, kämpfte Siemens in der Commission schon wieder für neue, technisch fortschrittliche Ziele. Es ist heute schwer verständlich, daß die von ihm zuerst gegebene Anregung, die Telegraphie nicht für den Heeresdienst allein, sondern auch für die großen Kreise des Publikums zugänglich zu machen, den übrigen Vertretern der Commission nichts weniger als selbstverständlich erschien, sondern erst nach langem Sträuben, und nachdem Siemens in einem vom Hofe befohlenen Vortrage auch an dieser Stelle seine Ansicht begründet hatte, sich allmählich Geltung verschaffen konnte.

So schien sich für die Telegraphie sowohl als für ihren ersten deutschen Vorkämpfer Alles günstig zu gestalten, als die Ereignisse im März von 1848 und der darauf erfolgende dänische Krieg mit den übrigen Wirren dieser Zeit auch die telegraphische Commission auseinander sprengte. Erst im Herbste kehrten ruhigere Zustände zurück, und mit der Thätigkeit der ganzen Staatsmaschine stellte sich auch das Interesse an der Telegraphie wieder ein. Es ward beschlossen, in aller Eile eine unterirdische Linie — allen freien Luftleitungen brachte man damals aus verschiedenen Ursachen noch eine tiefe Abneigung entgegen — von Berlin nach Frankfurt a. M. zu erbauen, um die Beschlüsse der dort tagenden Nationalversammlung und des deutschen Reichsverwesers möglichst schnell nach Berlin rapportiren zu können. Die Leitung der Angelegenheiten war inzwischen vom Kriegs- auf das Handelsministerium übergegangen, und Siemens wurde auf seine Bereitwilligkeit, den Bau zu leiten, dem letzteren vorübergehend zucommandirt. Von Kiel zurückkehrend fand er Halske bereits in voller Thätigkeit; die Apparate standen fertig da, ein Ver-

*) Alle Schriften des jüngst Verstorbenen sind bei Jul. Springer in Berlin erschienen.

Digitized by Google

trag mit einer anderen Berliner Firma sicherte die Gummilieferungen zur Umpressung der Drähte, und die Unternehmer warfen ohne Zögern ihre ganze Kraft in das fast überhastet begonnene Werk. An Hindernissen fehlte es, wie bei dem ersten großen Unternehmen dieser Art nur zu natürlich, an keinem Tage: die Nothwendigkeit, jedes Leitungsstück vor dem Gebrauch zu prüfen, erzwang die Erfindung neuer, empfindlicher Elektricitätsmesser; die bisher noch ganz unbekannte Ansammlung der Elektricität in den großen, isolirten Leitungen, welche bei Entfernungen von 40 Meilen schon jede Verständigung vereitelte, forderte Vorrichtungen, sie zu umgehen; Gewitter und Nordlichter machten den Erbauern schwere Sorgen, und als das letzte Stück der Leitung, um schneller vorwärts zu kommen, dennoch oberirdisch verlegt werden sollte, mußte Siemens, um die Dienststörungen bei jedem Regenwetter zu verhindern, auch die jetzt gebräuchlichen Porzellanglocken erst erfinden. „Es ist heute," so unterbrechen sich die Memoiren bei der Wiedergabe aller dieser Störungen, „nicht leicht, sich auf den damaligen Standpunkt zu versetzen, um zu verstehen, welche Schwierigkeiten sich uns damals in Dingen entgegenstellten, die jetzt als ganz selbstverständlich betrachtet werden. Vorstellungen und Hülfsmittel, die heute jedem Schuljungen geläufig sind, mußten in jener Zeit oft erst mit Mühe errungen werden." Wenn allen diesen Hemmnissen zum Trotz die Linie so schnell beendet wurde, daß bereits die Kaiserwahl vom 28. März 1849 durch den Draht nach Berlin flog, so hatten die Erbauer gewiß alle Ursache, mit Stolz auf diese ihre erste Leistung zu blicken und der dabei gemachten Erfahrungen froh zu sein.

Während aber der Schöpfer dieser ersten großen Telegraphenlinie durch sie zu der festen Ueberzeugung gekommen war, daß die einfachen gummiumpreßten Leitungen in der feuchten Erde schnellem Verderben ausgesetzt seien und zu ihrem Schutze bei künftigen Ausführungen jedenfalls eiserner Umhüllungen bedürften, klammerte sich die Regierung fortan mit blindem Vertrauen an die alte und wohlfeile Art der Leitungen an, und so kam es zu den ersten Reibereien. Der Frankfurter Linie folgte eine solche nach Köln und zur preußischen Grenze, eine andere nach Hamburg und eine dritte zwischen Berlin und Breslau; und während die letzteren noch gebaut wurden, nagten an den ersten bereits Ratten und Mäuse. Siemens, der inzwischen seinen Abschied vom Militär genommen, führte die aufgetragenen Arbeiten, wenn auch unter Protesten, in der befohlenen Weise aus, als aber in den nächsten Jahren die Schuld und Verantwortung für den beginnenden Untergang der ungeschützten Leitungen von der Staatsverwaltung auf ihn gewälzt wurde, zögerte er keinen Augenblick, in einer freimüthigen Broschüre den wahren Sachverhalt darzulegen und alle ungerechten Vorwürfe energisch von sich abzuwehren. Allerdings führte dieser Schritt zu einem vorübergehenden Bruch mit der Staatstelegraphie, welche dem jungen Hause alle weiteren Bestellungen entzog, und für letzteres selbst zu einer schweren Krisis, aber die schnell um sich greifende Ausrüstung der noch durchaus in privaten Händen befindlichen Eisenbahnen mit elektrischen Telegraphen und die eben erwachende Verbindung des Geschäftes mit dem Auslande halfen über den schlimmsten Augenblick hinweg. — Während der Ausführung der Leitung zur belgischen Grenze hatte Siemens, wie er in den „Lebenserinnerungen" erzählt, Gelegenheit, den Anstoß zur Gründung des Reuter'schen Depeschenbureaus zu geben, dessen erster Inhaber bis 1850 Unternehmer einer Taubenpost zwischen Brüssel und Köln war und durch den elektrischen Telegraphen sein einträgliches Geschäft schonungslos zerstört sah. „Als Frau Reuter, die ihren Gatten auf der Reise begleitete, sich bei mir über diese Zerstörung des Geschäftes beklagte, gab ich dem Ehepaare den Rath, nach London zu gehen und dort ein ebensolches Depeschenvermittelungsbureau anzulegen, wie es gerade in Berlin unter Mitwirkung meines Vetters durch einen Herrn Wolff begründet war. Reuter's befolgten meinen Rath mit ausgezeichnetem Erfolge. Das Reuter'sche Telegraphenbureau in London und sein Begründer, der reiche Baron Reuter, sind heute weltbekannt."

Von den ausländischen Mächten, welche sich der neuen Einrichtung des elektrischen Fernschreibens bedienten und der jungen, in ihrem Vaterlande mit schweren Widerwärtigkeiten kämpfenden Firma Siemens & Halske zu neuen Bestellungen verhalfen, stand Rußland an erster Stelle. Schon 1849 war diese Verbindung durch die Lieferung der Apparate für eine Telegraphenlinie zwischen Petersburg und Moskau eingeleitet worden; mit dem Beginn des Jahres 1852 machten weitere Bestellungen die Reise von Werner Siemens selbst nach Petersburg nöthig, und während ihm der persönliche Verkehr in der fremden Stadt durch die Bekanntschaft und den Umgang mit Männern wie Lenz, Jacobi und v. Baer angenehm gemacht wurde, nahmen seine geschäftlichen Beziehungen zur russischen Regierung bald einen Umfang an, der schon in demselben Sommer eine zweite und in den nächsten Jahren noch zwei weitere Reisen nach Petersburg erforderlich machte. Eine Linie nach Kronstadt und Warschau, später von dort zur preußischen Grenze bildete den Anfang des umfangreichen Telegraphennetzes, welches das Haus Siemens & Halske bald über ganz Rußland spannen sollte. Während des Krimkrieges folgten dann, theils unter Werner's Leitung, theils unter derjenigen seines Bruders Karl, dem seit 1853 eine umfangreiche Tochteranstalt des Geschäftes in Petersburg unterstellt war, neue Linien, welche Moskau mit Kiew und Odessa, Petersburg mit Reval und Helsingfors und andere Orte, welche für den Feldzug von Bedeutung waren, mit einander verbanden. Daß bei der Unvollkommenheit der damaligen Transportmittel, dem Mangel an geübten Leuten und inmitten des tobenden Krieges diese Aufträge nur mit Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten vollzogen werden konnte, ist leicht zu begreifen. Am Schlimmsten aber kam es, als im Frühjahr 1855 während einer zufälligen Anwesenheit Werner's in Petersburg ganz plötzlich der Bau einer weiteren Linie bis in das belagerte Sebastopol verlangt wurde. Die Memoiren erzählen in lebendiger Anschaulichkeit, wie ihr Schreiber um Mitternacht fast mit Gewalt zum General v. Guerhardt geleitet wurde, dem Assistenten des allmächtigen Grafen Kleinmichel, der den beiden Siemens seit 1852 ein starker Beschützer in Rußland gewesen war. „Der Kaiser habe den schleunigen Bau einer Telegraphenlinie nach der Krim bis zur Festung Sebastopol befohlen, und der Graf wünsche Kostenangabe und Vollendungstermin bis zum nächsten Morgen um 7 Uhr von mir zu haben. Meine Bedenken hinsichtlich der Beschaffung und des Transportes der Materialien auf dem allein offenen Landwege von Berlin bis Sebastopol, sowie der Unmöglichkeit eines Linienbaues nach dem Kriegsschauplatze, wo alle Wege und Transportmittel vom Militär in Anspruch genommen wären, wurden durch das »der Kaiser will es!« niedergeschlagen. Und in der That bewährte sich das Zauberwort auch in diesem Falle. Die Linie wurde gebaut." Am nächsten Morgen, bevor noch der Ueberraschte seinen Bericht abliefern konnte, erhielt er den Bescheid, daß Kleinmichel dem Kaiser bereits die Vollendung in 16 Wochen und zu denselben Preisen wie die älteren Linien zugesichert hatte. „Ich erklärte beides für unmöglich . . . das half aber alles nichts und wurde kaum angehört. Der Kaiser hatte ja schon gesprochen! Im Laufe des Tages erhielt ich eine offizielle Zuschrift, worin mir mitgetheilt wurde, daß der Kaiser uns seinen Dank für die bisher geleisteten Dienste und für das Anerbieten des schleunigen Baues der nothwendigen Linie nach dem Kriegsschauplatze aussprechen ließe, daß er aber von uns erwarte, wir würden dieselbe in Anbetracht der schweren Kriegszeit billiger als die bisherigen bauen." So mußte denn mit allen Kräften und den Mitteln, wie sie sich in der Nähe der betreffenden Orte eben auftreiben ließen, gearbeitet werden; wie es dabei zuging, darin läßt die Art der Stangenbeschaffung in Nikolajew einen Blick thun, wo sich gerade der Hauptmann Beelitz, zur Siemens'schen Firma gehörig, befand. Siemens stürzt in der Nacht an den Telegraphen; Beelitz sendet seine Boten aus und läßt unverzüglich alle jüdischen Holzhändler aus den Betten holen. Bald meldet er, ein Jude wolle die Stangenlieferung übernehmen, verlange aber fünfzehn Rubel pro Stange. „Wirf ihn hinaus!" Rückantwort:

Digitized by Google

„Ist geschehen!" „Ein anderer will es für zehn Rubel thun!" „Wirf ihn auch hinaus!" „Ist geschehen!" — Eine Gesellschaft Anderer verlangt sechs Rubel, mit ihr wurde schließlich ein brauchbares Gebot erzielt. — Die Linie wurde rechtzeitig fertig — um den Fall der Festung als sicher in Petersburg zu melden; von dem bisher in Rußland erzielten Gewinn ging freilich mit ihr ein gut Theil wieder drauf. Bald erhielten aber die Unternehmer durch andere Aufträge Gelegenheit, ihre Verluste reichlich wieder auszugleichen.

Uebrigens waren es keineswegs diese Unternehmungen allein, welche die Thätigkeit Werner Siemens in den fünfziger Jahren absorbirten. Im Verein mit Halske ging es an eine gründliche Vervollkommnung der elektrischen und telegraphischen Meß- und Hülfsinstrumente; dem alten Zeigertelegraphen hatte sich der Morse'sche Schreibtelegraph zugesellt und gewann wie jener in den Siemens'schen Werkstätten gar bald ein neues Ansehen. Für die Eisenbahnen wurden elektrische Läutwerke, für die Telegraphie das doppelte Sprechen auf einem Draht, für die gleichmäßige Messung und Festsetzung elektrischer Größen in allen Ländern wurde ein umfassendes Einheitsprincip erdacht; die Weltausstellungen in Paris und London sicherten dem Namen Siemens die Führung der praktischen Elektrotechnik für das ganze Erdrund.

Schon bei der Telegraphenverbindung zwischen Petersburg und Kronstadt war von der Firma ein längeres submarines Kabel verlegt worden, und da man dasselbe vorsichtshalber mit einem festen Mantel von Eisendrähten umgeben hatte, während die englischen Techniker ihre Kabel vor- und auch noch lange nachher ganz schutzlos in's Meer senkten, so erlangte das Haus Siemens bald die Genugthuung und den Ruf, das erste dauernd brauchbare Seekabel geschaffen zu haben; alle übrigen Unternehmungen derart gingen stets einem schnellen Untergange entgegen. Da gleichzeitig auch die Siemens'sche Methode der Leitungsprüfung, durch deren Versäumniß bei umfangreichen Linien schon Hunderttausende verloren worden waren, ihre Vorzüge mehrfach bewährt hatte, so dauerte es nicht lange, bis das Berliner Haus auch für überseeische Telegraphenleitungen von allen Seiten in Anspruch genommen wurde. Die englische Firma Newall & Co. verlegte 1857 mit Siemens' Hülfe das erste Kabel im Tiefwasser des Mittelländischen Meeres, zwischen Algier und Sardinien, wo ein früherer Unternehmer schon zwei werthvolle Leitungen verloren hatte. Wenn Newall die Legung mit knapper Noth ohne Verlust und Bruch des Kabels vollendete, so hatte er das nur der Umsicht seines neu gewonnenen Helfers zu danken. An der bald folgenden Verlegung eines Kabels von Suez nach Indien, das die längsten bisherigen Linien um das siebenfache übertraf, nahm Werner Siemens mit einigen seiner Ingenieure ebenfalls Theil und hatte dabei auf der Abfahrt Gelegenheit, Kairo und die Cheopspyramide zu besuchen, während die Rückreise im Rothen Meer nicht ohne einen vollendeten Schiffbruch und eine viertägige Robinsonade auf einem kleinen Korallenriff von Statten ging. Größer jedoch war der Gewinn, den der Unermüdliche aus dieser Reise an Erfahrungen zog und in mehreren theoretischen und praktischen Abhandlungen über die vernunftgemäße Art der Kabellegung der ganzen Welt zur Verfügung stellte.

Bis dahin waren fast nur fehlerhafte, weil allzu billige Kabel verlegt worden; auch diese indische, sowie die im Sommer 1858 ebenfalls von England verlegte erste atlantische Leitung waren schon nach Jahresfrist unbrauchbar geworden, und damit Millionen buchstäblich in's Wasser geworfen. Wenn es jetzt anders wurde und wenn seit 1860 kein fehlerhaftes Kabel von Bedeutung mehr verlegt worden ist, so gebührt das Verdienst dafür in erster Linie den Brüdern Werner und William Siemens, denen in Ansehung ihrer Verdienste seit 1859 auch die englische Regierung die Prüfung ihrer Kabel übertrug.

Natürlich spornten diese Erfolge auch zu eigenen Unternehmungen an, zumal die Leistungsfähigkeit der Fabrik bereits erheblich gewachsen und außer dem Zweiggeschäft in Petersburg auch in London ein solches, unter Williams Leitung, groß geworden und bereits mit einer eigenen Kabelfabrik verbunden, entstanden war. Im Jahre 1863 erhielten die Brüder von der französischen Regierung ein Mittelmeerkabel zwischen Spanien und Algier in Auftrag, welches alsbald in Angriff genommen wurde, aber statt des erhofften Gewinnes schwere Verluste, große Gefahren und ein starkes geschäftliches Fiasco mit sich brachte. Man führte zwei Legungen umsonst und unter Verlust des Kabels aus, und die dritte wurde zwar, nach Gefahren, Angst und Noth, glücklich vollendet, aber kaum waren die ersten Depeschen gewechselt, so war unter den Einwirkungen der steilen, tiefen Abhänge unter dem Spiegel des Mittelmeeres auch diese Leitung zerrissen. Ein anderes Kabel im Schwarzen Meere, welches einige Jahre später durch die Londoner Firma verlegt wurde, blieb ebenfalls von kurzer Dauer, und schließlich bewirkte die Abneigung Halske's gegen derartige kostspielige und wagehalsige Unternehmungen die Loslösung des Zweiggeschäftes in London von dem Mutterhause, was freilich die Eintracht und die ständige Verbindung der Brüder selbst nicht in Mitleidenschaft zu ziehen vermochte. Werner widmete seine persönliche Kraft nach wie vor dem alten Geschäft in Berlin, blieb aber an den Unternehmungen der Häuser in London und Petersburg stets betheiligt. Er nennt die Periode dieser ersten mißglückten Kabellegungen ihre „eigentlichen Lehrjahre für derartige Unternehmungen. Statt des gehofften Gewinnes haben sie uns viel Sorgen, persönliche Gefahren und große Verluste gebracht, aber sie haben uns den Weg geebnet für die Erfolge, die unsere Londoner Firma später bei ihren großen und glücklich durchgeführten Kabelunternehmungen gehabt hat".

Diese großen Unternehmungen aber sollten nicht lange auf sich warten lassen. In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre vollendeten die Gebrüder Siemens in der von Werner projectirten und mit Hülfe der englischen, preußischen, russischen und persischen Regierung ausgeführten directen Telegraphenverbindung zwischen England und Indien ein bis dahin für unmöglich gehaltenes Werk, dessen allgemeine Bewunderung sich noch um Vieles steigerte, als es einem neuen, ebenfalls von Werner Siemens erdachten Apparatsystem gelang, die Depeschen ohne Hülfe von Zwischenbeamten und damit ohne die Möglichkeit der Verstümmelung über die ganze, mehr als zehntausend Kilometer oder ein Viertel des Erdumfangs betragende Linie zu befördern. Die durch die erste, im Mittelländischen Meer mißglückte Kabellegung erlittene Schlappe war inzwischen durch eine mit ausgezeichnetem Erfolg für England von Malta nach Alexandria gelegte Linie längst wieder ausgewetzt; nun, im Jahre 1869, hielt man die Zeit auch für die selbstständige Ausführung eines transatlantischen Kabels für reif. Wohl waren sich die Brüder bewußt, damit den Neid und die Feindschaft des englischen Großkapitals, in dessen Händen bisher die meisten submarinen Kabel zu einem Geschäftsring verschmolzen worden waren, auf sich zu laden, doch konnte das ihren Unternehmungsgeist nicht hindern. Unter William's Constructionstalent entstand der erste wissenschaftlich und technisch vollkommene Kabeldampfer. Bruder Karl, der inzwischen von Petersburg nach London übergesiedelt war, übernahm die Verlegung selbst, und Werner blieb während derselben auf dem Ausgangspunkte der zu schaffenden Linie, an der irischen Küste, zurück. Die Legung ging gut von Statten, man befand sich schon auf hoher See, als die fortlaufenden Depeschen des Schiffes den Zurückgebliebenen einen ganz geringfügigen Isolationsfehler verriethen. Man hätte ihn unberücksichtigt lassen können, doch der Ehrgeiz verlangte eine ganz tadellose Leitung, und so begann man das letzte Stück aus der Tiefe von 18,000 Fuß wieder emporzuwinden. Mit Spannung verfolgten die Zurückgebliebenen das heikle Stück Arbeit am Galvanometer, dessen Zuckungen ihnen die Vorgänge auf dem Schiffe verriethen. Da — „plötzlich flog die Nadel unseres Galvanometers aus dem Gesichtsfelde — das Kabel war gebrochen! Gebrochen in einer Tiefe, aus der das Ende wieder aufzufischen ganz unmöglich erschien". Das war ein harter Schlag, um so härter, als man wußte, wie viel hämische Neider in England ihn laut und heimlich bejubelten. Zwei

Digitized by Google

bange Tage vergingen in ununterbrochener Beobachtung des Galvanometers, denn Werner war überzeugt, daß sein Bruder nicht zurückkehren würde, ohne das Wiederfischen des verlorenen Kabels wenigstens versucht zu haben. Eine Pause peinvollster Ungewißheit, die nur durch zeitweise Spiegelschwankungen am Apparat, wenn der Suchanker das Kabel berührte, nervös unterbrochen wurden. Dann aber, endlich, starke Spiegelschwankungen, offenbar durch Schiffsstrom, „die mit nicht enden wollendem Jubel des Stationspersonals begrüßt wurden. Das Unglaubliche war gelungen. Man hatte aus einer Tiefe, die die Höhe des Montblanc über dem Meeresspiegel übertraf, in einer einzigen Operation das Kabel gefunden und, was noch viel mehr sagen will, ungebrochen zu Tage gebracht . . . . Bruder Karl bekannte mir aber später, daß er während des ununterbrochenen Niederlassens des Suchankers, der sieben Stunden brauchte, um den Meeresgrund zu erreichen, doch die Hoffnung auf guten Erfolg schon verloren hatte."

Der „Faraday", das Siemens'sche Kabelschiff, bekam später noch viel Arbeit. Sechs atlantische Untersee-Linien sind im Ganzen durch Siemens Brothers, wie die Londoner Fabrik seit 1864 hieß, verlegt worden, darunter eins für Frankreich und zwei andere für den jüngst unter wenig lobenden Nekrologen bestatteten Eisenbahnhaifisch Jay Gould, der die Brüder Siemens übrigens nicht in die lange Liste der von ihm auf das Schimpflichste Ausgebeuteten einzureihen wagte. Unter wie manchen aufregenden Vorfällen diese großartigen, stets mit Beträgen von vielen Millionen rechnenden Unternehmungen verbunden waren, zeigt eine Episode aus dem Jahre 1874. Werner Siemens — die Erhebung in den Adelsstand erfolgte erst bei der Thronbesteigung Kaiser Friedrichs — verließ eben seine Wohnung, um vor der Königlichen Akademie der Wissenschaften, die ihn mit ihrer Mitgliedschaft beehrt hatte, seine Antrittsrede zu halten, da erreichte ihn eine Londoner Depesche. Der Faraday sei nach einer Kabelnachricht zwischen Eisbergen zerquetscht und mit seiner ganzen Besatzung zu Grunde gegangen! „Es erforderte nicht geringe Selbstbeherrschung, niedergedrückt von dieser schrecklichen Kunde doch meinen nicht verschiebbaren Vortrag zu halten! Nur wenige intime Freunde hatten mir die gewaltige Erregung angesehen. Freilich hoffte ich vom ersten Augenblick an, daß es ein Liebeswerk unserer Gegner wäre, diese Schreckenskunde in Amerika, woher sie telegraphirt wurde, erdichten zu lassen. Und so stellte es sich bald heraus. Es war nirgends ein fester Anhalt für die Herkunft der Nachricht zu finden, und nach Verlauf etlicher banger Tage meldete sich der Faraday wohlbehalten aus Halifax; er war durch starken Nebel längere Zeit in offener See festgehalten."

Natürlich mußten mit Unternehmungen dieses Umfanges entsprechende Vergrößerungen der Geschäfte und Fabriken Hand in Hand gehen. Längst ist zu der Berliner Fabrik eine größere, Massen von Arbeitern beschäftigende Anlage in Charlottenburg gekommen. In England wurde eine Guttapercha-Fabrik, im Kaukasus ein gewaltiges Kupferbergwerk angelegt, „ein Hüttenwerk im fernen Kaukasus, das an der Spitze der wissenschaftlichen Technik steht und mit ihrer Hülfe die Ungunst seiner Lage siegreich zu überwinden vermag." —

Wir sind uns wohl bewußt, in dieser Skizze des Lebens eines der ersten Deutschen einseitig verfahren zu sein. Von dem über Ermessen vielseitigen Wirken Werners von Siemens ist hier nur eine Seite, oder vielmehr eine Kette, die stärkste, welche sich durch sein Leben zog und es so groß und erfolgreich gemacht hat, behandelt worden — aber vielleicht ist diese Einseitigkeit kein Mangel, vielleicht ist sie ein Vorzug, der allein über ein so reiches Schaffen auch in kleinem Rahmen eine geschlossene Skizze ermöglichte. Um vollständig zu sein, hätten wir Siemens' Leistungen auf dem Gebiete des Meß- und Regulirungswesens, hätten wir seine einzig dastehende Förderung des elektrischen Eisenbahnwesens, der Dynamomaschine und der elektrischen Beleuchtung gebührend erklären müssen. Wir hätten den unglaublichen Reichthum an technischen Einzelheiten auf den verschiedensten Gebieten, der seinem Kopfe scheinbar mühelos entsprang, wenigstens kurz berühren und daneben die Fülle tiefster wissenschaftlicher Spekulation und Forschung halten müssen, deren derselbe Geist noch in den Mußestunden fähig war, welche ihm die Technik übrig ließ. Wir hätten Siemens' politische Thätigkeit nicht übergehen dürfen und seiner väterlichen Sorge für die tausende von Arbeiter- und Beamtenexistenzen, welche er geschaffen, gedenken müssen. Seine Arbeiten für das Zustandekommen eines Patentgesetzes hätten mehr als eine flüchtige Erwähnung verdient, und seine Sorge um den Fortschritt der reinen wissenschaftlichen Erkenntniß, die er durch ein fürstliches Geschenk an den Staat documentirte, verdient mehr Aufhebens, als die Millionengaben amerikanischer Milliardäre, welche hin und wieder der drohende Volkswille zu einem mißmuthigen Opfer, das sie nicht empfinden, zwingt. Es weiß ja ein Jeder, daß Werner von Siemens zu den Ersten unter den Deutschen, zu den Großen der Wissenschaft und zu den Führern des Zeitalters gehört, das er selbst das „naturwissenschaftliche" nannte.

Die Stellung der Deutschen unter den Völkern.

Von Karl Jentsch.

Nicht Chauvinismus ist es, sondern es ist in der Natur der Dinge begründet, wenn sich uns Deutschen bei einem Ueberblick der Weltgeschichte unser eigenes Volk von selbst in den Mittelpunkt stellt, wie denn sein Wohnplatz der geographischen Lage nach das Land der Mitte ist. Ein Franzose, ein Engländer, ein Russe, gar ein Italiener, ein Spanier oder ein Schwede würde der künstlichsten Constructionen bedürfen, wenn er seinem eigenen Volke die gleiche Stellung anweisen wollte. Wir finden es daher begreiflich und gerechtfertigt, wenn ein deutscher Geschichtsphilosoph sich von vorn herein auf die Deutschen beschränkt, und eine kurze Betrachtung der Eigenheiten und Schicksale der übrigen Völker nur als Einleitung vorausschickt. So verfährt Dr. Ritter in seinen zwei höchst beachtenswerthen Versuchen. In einer kleineren Schrift: „Nationalität und Humanität", liefert er eine Völkerpsychologie, die sich jedoch auf die heutigen Völker Europas und die Nordamerikaner beschränkt. Denn, meint er, „es ist wohl nicht zweifelhaft, daß wir in der fast zweitausendjährigen Geschichte seit Cäsar und Christus eine gut durchgearbeitete Selbsterziehung des Menschengeschlechts sehen dürfen, zumal wenn sich nachweisen läßt, daß und wie diese Selbsterziehung in den psychologisch möglichen Energien des menschlichen Lebenstriebes erfolgt ist." Er glaubt, daß dieser Nachweis noch von keinem seiner Vorgänger geführt worden sei, und sagt, einige neuere Versuche erwähnend: „Wundt berücksichtigt (in seiner Ethik) von Völkerleistungen nur viel mehr natürlichen und vorchristlich-abendländischen, während Dilthey zwar psychologischer als einst Hegel, aber doch einseitig der Kategorie abstracter Entwickelung folgt, indem er beispielsweise die mohamedanischen Araber in die Reihe der Culturpotenzen von Verdienst setzt, während sie doch nur eine rückschreitende Störung verursacht haben, so daß sie eine nur negative Leistung aufzuweisen haben." Da hätten wir zugleich eine hübsche Probe von den ungeheuren Klüften der Gegensätze, welche die deutsche Wissenschaft auch an solchen Punkten spalten, wo die Ueberbrückung gar nicht schwierig wäre. Während Ritter den Mohamedanern jede positive Leistung abspricht, fehlt es nicht an populären und weitverbreiteten Geschichtswerken, die, noch über Dilthey hinausgehend, die spanischen Araber geradezu als die eigentlichen Väter der modernen Cultur preisen. In der Charakteristik der heutigen Culturvölker wird man mit Ritter im Allgemeinen einverstanden sein können, und auch darin, daß er die Russen mit Stillschweigen übergeht, also nicht dazu rechnet. Im Einzelnen wäre so manches auszusetzen, z. B. wegen der Behauptung auf S. 17: „Auch die Zucht durch Arbeit ward den Italienern nicht zu Theil;

Digitized by Google

so fehlten ihnen die Tugenden des Gehorsams und des Fleißes, die einst eine Zierde der Römer waren." Hat er doch an anderer Stelle selbst hervorgehoben, daß es die italienischen Stadtbürger gewesen sind, die durch ihre Arbeit eine höhere, über das priesterlich-ritterliche Leben des früheren Mittelalters hinausgehende Cultur geschaffen haben, und im ersten Bande von Karl Hillebrand's Italia hätte er sich durch Sidney Sonnino belehren lassen können, daß es auf Gottes Erdboden kein fleißigeres und emsigeres Geschöpf gibt als den toscanischen Halbpächter. Wie die Engländer und die Deutschen zu dem Vorurtheile gekommen sind, die Italiener für Faulenzer zu halten, braucht den Lesern der „Gegenwart" wohl nicht erst erklärt zu werden.

An diese einleitende nun knüpft Ritter seine Hauptschrift*) mit folgenden Worten an: „Wie der Verfasser dort versuchte, das ethische Leben der abendländischen Völker unter psychologischen Kategorien zu erfassen, und zu dem Ergebniß kam, daß die deutsche Nation allein dem immanenten Triebe zur Humanität, d. h. zum Gedanken des Menschenthums, bis zur Entfaltung ihres totalen Inhalts gefolgt ist, so möchte er hier den dort ausgesprochenen Gedanken in den Formen des concreten Lebens weiter verfolgen und den Nachweis führen, daß das Reich, wie es nach jenem Ergebniß nicht anders sein kann, denjenigen empirischen Staat darstelle, der der Idee des Menschenthums am meisten theilhaftig ist." Den Nachweis dieser kühnen Behauptung, gegen die ich trotz des hohen Begriffes, den ich vom deutschen Volke habe, ganz entschieden protestire, wird jedenfalls der zweite Theil erbringen sollen. Der vorliegende erste stellt dem Titel gemäß nur die Entstehung des Reiches dar, und ihm zolle ich die unbedingteste Anerkennung. Der Verfasser liefert, mit gründlichen historischen Kenntnissen ausgerüstet, einen raisonnirenden Abriß der deutschen Geschichte, indem er für jede wichtige Veränderung Ursachen und Bedeutung und den vernünftigen Zusammenhang aller Begebenheiten nachweist. Tief eingedrungen in den Geist der Weltgeschichte, eröffnet er dem Leser die überraschendsten Einblicke, die, je mehr sich die Darstellung der Gegenwart nähert, desto mehr an praktischem Werth gewinnen. So z. B. findet er, daß Barbarossa der nämlichen Verschuldung erlegen sei wie sein Gegner, der Welfe, wenn auch nicht, gleich diesem, bis zum Verlust von Land und Herrschaft, der Schuld nämlich, das dynastische über das Staatsinteresse gesetzt zu haben. Mit diesen Beiden ward die Herrschaft der Volksherzöge, die vormals das Reich geschaffen hatten, zu Grabe getragen, und an ihre Stelle traten die Geschlechter der Grafen als Träger des Reiches. Da aber diese Grafen ursprünglich königliche Beamte gewesen, also nicht Schöpfer, sondern Geschöpfe des Reiches waren, so war mit dieser Veränderung das Reich — um einen Lieblingsausdruck des Verfassers zu gebrauchen — in höherem Grade „politisirt" als bis dahin. Die großartige Stellung, die Kaiser Sigismund in der Entwickelung Deutschlands einnimmt, ist, so viel ich weiß, vor Ritter noch von Niemand hervorgehoben worden. Indem dieser Luxemburger — die Luxemburger haben, wie er richtig bemerkt, den Idealismus in der Politik sehr glücklich mit einem verständigen und erfolgreichen Realismus verbunden — indem dieser also Ungarn durch Heirath mit Oesterreich verband, den Hohenzollern die Mark Brandenburg übertrug und dem Hause Savoyen durch die Erhebung des Grafen zum Herzoge den Stachel des Ehrgeizes einpflanzte, hat er den Grund gelegt zu den Mächten des heutigen Dreibundes: Preußen, Oesterreich und Italien. Sehr schön erklärt Ritter, wie es kam, daß die unter Sigismunds Schutz und Leitung unternommene Kirchenreform bei allem guten Willen und klarer Einsicht des Kaisers scheitern mußte. Ihm waren von vornherein die Hände gebunden, weil er als Gegenkönig Wenzels, des Beschützers von Huß, gewählt worden war. Obendrein konnte er in England, wo soeben „die geistlich-feudale Reaction der Lancaster" den Wicliffismus unterdrückt hatte, die Regierung nur durch das Versprechen, den Johann Huß nicht zu beschützen, für sein Concil gewinnen; eine Kirchenreform aber war nur auf der Grundlage der Anschauungen von Wicliff und Huß möglich. Sigismund jedoch hatte keine Wahl; die Türkengefahr nöthigte ihn, die äußere Einigung der Christenheit durch Beseitigung des Schismas der Reform vorzuziehen. Fruchtbare Keime enthalten u. a. folgende Gedanken Ritter's: daß die Steuereinnehmer des Großen Kurfürsten Mitbegründer des preußischen Staates geworden sind, daß der Entschluß Friedrich Wilhelms II., der französischen Republik den Krieg zu erklären, nicht aus dem deutschen, sondern aus dem russischen Begriff von der Monarchie hervorgegangen ist, daß auf dem Wiener Congreß nicht französische, sondern russische Einflüsse uns Deutschen verhängnißvoll geworden sind, und daß man da besonders Sachsen ungerecht und unpolitisch behandelt hat. „Der König von Sachsen hatte im Grunde weiter nichts gethan, als treuer am Bündnisse mit Napoleon festgehalten zu haben, als Bayern, Württemberg und die übrigen Staaten des Rheinbundes. Die Theilung Sachsens war nichts weniger als Wiederherstellung. Wollte man wiederherstellen in Uebereinstimmung mit den Ideen und Zuständen, dann hätte man Sachsen an Preußen geben können, dafür aber den König von Sachsen zum Könige von Polen machen müssen, so daß Polen einen katholischen und im Reich politisirten Fürsten erhielt, das Reich sowohl einen Schutz gegen Osten als auch sein Culturgebiet ohne Schmälerung behielt. (Entfremdet worden war ihm dieses Culturgebiet, wie weiter oben gezeigt wird, durch die Königin Hedwig, des Ungarnkönigs Ludwig Tochter, die ihr Verlöbniß mit Wilhelm von Oesterreich brach und aus schwärmerischer Religiosität den Großfürsten Jagiello von Lithauen heirathete, um ihn zum Christenthum zu bekehren; diese Wendung legte zugleich den Keim des Zerfalls in den polnischen Staat, indem Jagiello seine Wahl zum Könige mit der Bewilligung jener „Freiheit" bezahlen mußte, die der Adel für sich beanspruchte.) Das wäre in der Culturidee des Reiches gewesen! Leider hat Friedrich Wilhelm III. mit dem unzuverlässigen Alexander im Widerspruch zu den übrigen Mächten sich anders vertragen." Endlich wollen wir doch die treffliche Bemerkung nicht übergehen, daß das Dreiklassenwahlgesetz ein Product des ethischen Materialismus sei und den Staat zur Actiengesellschaft erniedrige.

Es versteht sich, daß Ritter aufrichtiger Protestant ist; kann ja doch vom katholischen Standpunkte aus ein philosophisches Verständniß der Weltgeschichte gar nicht gewonnen werden. Eben dadurch ist nach ihm Preußen die Vormacht der modernen Culturwelt geworden, daß es als echt protestantischer Staat sich von der ursprünglichen mystischen Grundlage des christlichen Staatensystems losgelöst und auf den sicheren Boden der praktischen Bedürfnisse gestellt, aber als beseelendes Ideal und als Ersatz für die Religion die ethischen Gedanken und die sittliche Kraft des alten Reiches festgehalten hat. Indem aber Ritter selbst ebenfalls ein echter Protestant ist, vermag er der alten Kirche gerecht zu werden, und es ist daher seine Darstellung frei von jenen schiefen Auffassungen geschichtlicher Ereignisse, die, aus confessioneller Befangenheit entstanden, sich in den protestantischen Geschichtswerken, namentlich in solchen für das Volk, allen sicheren Ergebnissen der Forschung zum Trotz von Geschlecht zu Geschlecht fortschleppen. So z. B. erkennt er an, daß in dem Streite zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. der König es sei, der angefangen hat, daß beide Parteien in Unrecht waren und beide verspielt haben, und daß die Fürsten, die sich gegen Heinrichs Tyrannei auflehnten, nur von ihrem Rechte Gebrauch machten. „Auch sind es nicht der Papst und Kaiser in Absolutheit, sondern es sind die Fürsten des Reiches, welche das Concordat von Worms zu Stande bringen: dem Kaiser soll werden, was des Kaisers, dem Papste, was des Papstes ist, so daß dem Abendlande sowohl das Chalifat der geistlichen Autorität, als auch das Sultanat der weltlichen erspart blieben, dagegen die politische Entwickelung in Freiheit des Geistes und des Rechtes ungehemmt fortschreiten konnte." Auch läßt er sich durch den romantischen Glanz der Hohenstaufenzeit nicht blenden, sie höher zu stellen als die

*) Das Deutsche Reich als Staat. Eine geschichtsphilosophisch-politische Studie von Oberlehrer Dr. Ritter. I. Theil. Entstehung bis 1871/91. Dessau und Leipzig, Richard Kahle's Verlag.

Digitized by Google

vorangehenden und nachfolgenden Zeiten, noch auch durch den Umstand, daß die Hohenstaufen Feinde des Papstes waren, zu ihren Gunsten bestechen. Sein Urtheil über Barbarossa haben wir oben schon angeführt; insbesondere rechnet er ihm mit Recht noch dieses als schwere Verschuldung an, daß er die neue und höhere Culturmacht der Städte zu vernichten gesucht hat, während es seine Pflicht gewesen wäre, sie zu schützen und zu fördern. Was die Kaiser des 14. und 15. Jahrhunderts, was auch selbst noch die österreichischen Habsburger nach der Reformation für das Reich geleistet haben, hebt er gebührend hervor. So darf man sich denn nicht wundern, daß er auch dem unglücklichen Friedrich Wilhelm IV. gerecht wird, den noch neuerdings wiederum Heinrich von Sybel so ungerecht behandelt hat. Darin allerdings stimmt er mit der gewöhnlichen Beurtheilung dieses Königs überein, daß seine verfehlten Maßregeln seiner mystischen Auffassung des Königthums entsprungen sind; als die beiden verhängnißvollsten unter diesen Fehlgriffen bezeichnet er den Versuch einer ständischen Volksvertretung und die Ablehnung der dem Könige dargebotene Kaiserkrone.

Bin ich demnach in der Auffassung und Deutung der Thatsachen mit Ritter größtentheils einverstanden, so bin ich doch, wie schon angedeutet wurde, sein entschiedener Gegner in der Meinung über das Ziel, dem die geschichtliche Entwickelung zustrebt. Nach Ritter, der Hegelianer ist, soll der Staat die sittliche Idee verwirklichen. Das leugne ich, nicht sowohl mit Beziehung auf den deutschen Staat, als mit Beziehung auf den Staat überhaupt. Was den deutschen Staat anlangt, so hat er die Gerechtigkeit, die doch vor allen anderen sittlichen Ideen für das Staatsleben in Betracht kommt, niemals in dem Maße unterdrückt wie die übrigen Staaten, und in der preußischen Regierung, im Heere, im Beamtenstande, im Lehrkörper Preußens haben sittliche Kräfte nicht selten alle sonstigen Antriebe überwogen, am meisten allerdings in jener Zeit, da der preußische Staat so gut wie nicht mehr vorhanden war, und als Hardenberg und Altenstein jene herrlichen, die Wiedergeburt Preußens anbahnenden Denkschriften verfaßten, aus denen Ritter einige Stellen anführt. Aber so hoch wir die im Staate, die in unserem Staate wirksamen sittlichen Kräfte auch anschlagen mögen — der Staat als Verwirklichung der sittlichen Idee ist und bleibt eine contradictio in adjecto. Denn der Staat ist die große Zwangsanstalt, und der Zwang ist der Tod der Sittlichkeit, die auf Freiheit beruht. Die Sittlichkeit der Bürger des vollendeten Polizeistaates ist nicht mehr werth als die Sittlichkeit des dressirten Jagdhundes, der es weiß, daß er jede Abweichung von dem Pfade der Jagdhundtugend mit den grausamsten Mißhandlungen zu büßen hat. Der Staat soll darauf bedacht sein, die Antriebe zur Sittlichkeit zu vermehren, und soll seine Zwangsgewalt u. a. auch zu ihrem Schutze verwenden. Aber wenn er von der Idee besessen ist, die Sittlichkeit verwirklichen zu sollen, so verirrt er sich in jene Bevormundungs- und Einmischungssucht, die den schwächeren Naturen geistig die Knochen bricht, die stärkeren zu verbrecherischem Widerstande reizt, so züchtet er jene Spitzel-, Denuncianten- und Heuchlergewohnheiten, die den Volkscharakter in Grund und Boden verderben. Je mehr der Staat das Gebiet der freien Sittlichkeit einengt und das ganze Leben seiner Unterthanen mit einem Gehege pharisäischer Sittenvorschriften und bureaukratischer Reglements umgibt, das den Menschen von der Wiege bis zum Grabe keinen Augenblick unbeaufsichtigt und ungeleitet läßt, desto sicherer wird jene Stimmung erzeugt, wo mit Ausnahme der höheren Beamten, von denen der Zwang ausgeht, und der Millionäre, die er nicht trifft — denn Geld ist Macht, und Macht ist Freiheit, heutzutage mehr als je seit Erschaffung der Welt — wo also mit Ausnahme dieser beiden Klassen jedermann den Staat für seinen Todfeind ansieht. Hegel's Staatsidee wirkt um so gefährlicher, in desto nähere Verbindung sie mit dem Sittlichkeitsbegriffe von Kant und Fichte gebracht wird. Ritter selbst macht mit einer Naivität, die einem königlich preußischen Staatsanwalt, der es unvorbereitet liest, einen Schlagfluß zuziehen kann, die Nutzanwendung von dem Kant-Fichte'schen Moralgrundsatz, daß der Mensch stets Selbstzweck sei und niemals von einem andern Menschen als Mittel gebraucht werden dürfe. Daraus, meint er ganz richtig, lassen sich zwei Folgerungen für das Leben ziehen. „Es sind dies die Forderungen allgemeiner Wehrpflicht für ein Nationalheer und die Aufhebung der Unfreiheit in jeder Form und Consequenz; denn soll ein Mensch nur Selbstzweck, nicht Mittel für einen anderen sein, so darf er weder mit Beschränkung des Arbeitsertrages für ihn arbeiten, noch für ihn in das Feld ziehen, sondern ein jeder muß sowohl die ungeschmälerte Frucht seiner Arbeit empfangen als auch das eigene Leben für das Ganze und für sich einsetzen". Da hätten wir also das Recht auf den vollen Arbeitsertrag und die denkbar schärfste und überzeugendste Verurtheilung des Kapitalismus! Muß doch der heutige Lohnarbeiter einen weit größeren Theil seines Arbeitsertrages an den Gutsherrn oder Fabrikanten abtreten als der ehemalige Leibeigene. So viel ist klar, wenn die Kant-Fichte'sche Definition von Sittlichkeit richtig, und der Staat die Verwirklichung der sittlichen Idee ist, dann darf dieser kein Unternehmerthum dulden; nur für das Ganze, also für die Staatsverwaltung und Landesvertheidigung, darf der Einzelne einen Theil seines Arbeitsertrages abzutreten gezwungen werden, nicht für einen reichen Privatmann. Und können manche Gewerbe nicht anders als in der Form des Großbetriebes bestehen, dann dürfen die in diesem Falle unentbehrlichen Arbeitsleiter nicht „ausbeutende" Kapitalisten oder Angestellte von Aktieninhabern, sondern nur Staatsbeamte sein, die sich mit Besoldungen von einigen tausend Mark statt von einigen Millionen zufrieden zu geben haben. Die Sozialdemokraten sind also heutzutage die einzigen folgerichtigen Vertreter der mit Hegel's Staatsbegriff combinirten Kant-Fichte'schen Ethik, und nicht Zufall war es, sondern Nothwendigkeit, daß Fichte's Staatsideal, der „geschlossene Handelsstaat", sozialistisch ausfiel. Nur darum ist das moderne Beamtenthum der Sozialdemokratie so spinnefeind, weil es in ihr seinen gefährlichsten Concurrenten wittert. Uns Unparteiischen aber kann es gleichgültig sein, ob es die proletarische Sozialdemokratie oder eine vornehme Beamtenschaft ist, die uns in das Zuchthaus des absoluten Zwangsstaates sperrt. Als einzigen lachenden Erben der solchergestalt „politisirten und ethisirten" Menschheit sehe ich im Hintergrunde das bärtige Haupt unseres verehrten Freundes Eduard von Hartmann auftauchen — so wenigstens würde ich sagen, wenn es nicht eine Beleidigung für einen Pessimisten wäre, sich ihn in der Stimmung eines Lachenden vorzustellen. Nur durch „Entpolitisirung" der Gesellschaft, durch Einschränkung der Staatsgewalt und Wiederherstellung eines höheren Maßes der persönlichen Freiheit, eines Spielraums für die Entfaltung freier Sittlichkeit, läßt sich der Abgrund umgehen, dem wir zusteuern. Bin ich also in der Bestimmung des höchsten Zieles aller geschichtlichen Veränderungen der entschiedenste Gegner Ritter's, so treffe ich in der Bestimmung des nächsten praktischen Zieles der europäischen Politik wieder mit ihm zusammen. Es ist dies eine „Union Westeuropas, von der Frankreich als das erste Culturland der Kunst nicht ausgeschlossen bleiben darf."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Erfüllte Wünsche.

Von Hans Lapp.

Es sind nun etliche Jährlein her, seit Michael Bunge in einer Straße, die von armen Familien wimmelte, einen kleinen Grünzeugladen öffnete. Seine kühnsten Forderungen an das Schicksal verstiegen sich damals nicht höher als bis zu einem Geschäfte, wie es sein ehemaliger Prinzipal betrieb und in besonders anspruchsvollen Augenblicken zu einer massiven

Digitized by Google

Goldkette, wie sie Jenem gegen den Magen schlug. Aber der Appetit kommt beim Essen.

Es dauerte nicht gar zu lange, da hatten die armen Familien, die gar viele Schnäbel mit Michael Bunge's Waaren stopfen mußten, den überaus sparsamen und fleißigen Junggesellen in die Lage versetzt, in einen geräumigen, hellen Eckladen überzusiedeln, eine Auslage von Südfrüchten, sehr bunten Blechdosen und, in der richtigen Jahreszeit, von Spargel, Blumenkohl, Radieschen aufzustellen, die den Ehrgeiz auch des anspruchsvollsten Grünwarenhändlers befriedigt hätte und endlich eine Uhr und Kette zu tragen, die wirklich nur sehr wenig der seines alten Lehrherrn nachstand. Michael Bunge hätte nun wohl zufrieden sein sollen, aber jetzt kamen andere Wünsche an die Reihe, deren Erfüllung er nicht einmal halb so geduldig erwarten konnte, wie vorher.

Er hatte es nun mit einer anderen Klasse von Kundschaft zu thun, als in der armseligen Straße, Damen in Seidenpelzen kamen zuweilen, die wöchentliche oder gar monatliche Rechnung zu bezahlen, statt der armen Arbeiterfrauen, die sich Sonnabend Abend in seinem kleinen Laden zusammengefunden; zierliche Zofen mit weißen gestickten Schürzen und sehr kunstreichen Frisuren griffen prüfend seine Salatköpfe an, statt der ungekämmten halbwüchsigen Mädchen, die einst in Vertretung ihrer Mütter die Einkäufe besorgt. Dabei ereignete sich es, daß Michael Bunge's im verschwiegenen Herzen getragenes Frauenideal eine vollständige Umgestaltung erfuhr. Er begann das Zierliche, Feine, dem Auge Wohlgefällige über allerhand praktische Tugenden zu stellen, mit welchen er ehemals in Gedanken seine dereinstige bessere Hälfte ausgeschmückt, und da sich es so traf, daß das neue Ideal sich mit einer realen Erscheinung deckte, erwachten Wünsche in ihm, die er selber für ungleich unbescheidener hielt, als die den Eckladen und die goldene Uhr betreffenden. Was die hübsche Clara — die unter guten Freundinnen auch noch die minder rühmliche Bezeichnung „die dumme Clara" führte — betrifft, so erschienen sie ihr lange nicht so vermessen, wie der verliebte Grünwaarenhändler sich einbildete. Sie fand es nachgerade etwas langweilig, den ganzen langen Tag im Laden ihrer altjüngferlichen Tante zu stehen und Strickwolle, Nähseide und Häkelgarn zu verkaufen. Eine verheirathete Frau sein, das leuchtete ihr, trotz ihrer nicht übermäßig entwickelten Geistesgaben als etwas ganz Wünschenswerthes ein, und wenn in ihren Zukunftsphantasien vielleicht auch nicht gerade ein Grünwaarenhändler mit — es muß zugestanden werden — ungeheuren rothen Händen, einem äußerst gewöhnlichen Gesicht und einer derben Gestalt, die Hauptrolle gespielt, so verstand sie es, die Phantasien nach der Wirklichkeit umzumodeln, umso mehr, als die eigentliche Idealfigur, der schlanke, junge Mann mit dem schwarzen Schnurrbart, den ungezählten Millionen und der wahnsinnigen Liebe für sie durchaus nicht in ihrem Gesichtskreis auftauchen wollte.

Jeden Morgen, aber nicht bevor Michael vom Markte heimgekehrt, erschien sie sauber und zierlich wie eine Weihnachtspuppe im Laden, drehte das Köpfchen, lächelte, erröthete bei der Beflissenheit, mit welcher Michael, auch wenn noch so viele Kunden warteten, sie bediente, eifersüchtig darüber wachend, daß ihm sein Gehülfe nicht zuvorkomme. Wenn sie gegangen war, erschien er wie verklärt, so daß sich selbst die kleinen Lehrlinge zwinkernd anstießen; aber so freundlich ihr Lächeln und so verheißend ihre Blicke auch gewesen, der arme verliebte Narr fand lange nicht den Muth, seine glühenden Wünsche auszusprechen. Indessen ebnete er unbewußt die Bahn. Die Tante, die sonst an Allem etwas zu nörgeln fand, war angenehm überrascht von Maß und Qualität der Waaren, die Clara einkaufte, sie wurde nicht müde, den Michael im Gegensatz zu seinem Vorgänger als einen äußerst reellen Kaufmann zu preisen, dessen Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit über den grünen Klee zu loben. Und als Michael Bunge nach manchem vergeblichen Anlaufe endlich so viel Courage aufgespeichert, um in einem neuen schwarzen Anzuge, von welchem sich die dicke Uhrkette sehr wirkungsvoll abhob, in dem Zimmer hinter dem Woll- und Zwirnladen einen Sonntagsbesuch zu machen, als er diesen etliche Monate mit der Pünktlichkeit einer wohlregulirten Uhr wiederholt und endlich der hübschen Clara bei einem Spaziergang seinen sehnlichen Herzenswunsch bekannt und die Zustimmung der Tante und Nichte erlangt hatte, da wunderte er sich, daß ihm die Erfüllung desselben nicht schwerer gemacht worden. Von nun an glaubte Michael steif und fest, er sei ein Sonntagskind, das nur nach irgend einem begehrenswerthen Ding Verlangen zu tragen brauche, um es wie einen reifen Apfel vom Baum in seinen Schoß fallen zu sehen. Seine Wohnung war hübsch und reichlich eingerichtet, und sah seiner Ansicht nach geradezu vornehm aus, denn Clara hatte ihr ganzes elterliches Erbtheil für Möbel, Bilder, Teppiche und dergleichen ausgegeben. Vielleicht hätte sein früheres, praktischeres Ideal das kleine Sümmchen in sein Geschäft gethan, aber Michael konnte ganz wohl ohne dasselbe fertig werden und war im Stillen stolz auf die vornehmen Liebhabereien seiner Frau.

Ein eigenes Haus? Kaum war ihm der Gedanke aufgestiegen, daß dieses eine wünschenswerthe Sache sei, wurde das Gebäude, in welchem er seinen Laden hatte, zum Verkauf ausgeboten und er erstand es unter so günstigen Bedingungen, daß es nach einem Jahrzehnt sein schuldenfreies Eigenthum wurde. Und gerade als sich nach mehrjähriger Ehe über beide heitere und wohlgemuthe Gatten wie ein Spinnwebennetz ein leiser Schatten lagerte, als es wie ein Seufzer an das Schicksal klang: „es ist so still im Hause, wir sind allein", erfüllte ein blondköpfiges blauäugiges Ding die Wohnung mit nicht immer harmonischen Tönen. Einen stolzeren, seligeren Menschen als Michael Bunge an dem Tage, da sein Töchterchen Clara getauft wurde, hätte man vergeblich gesucht. Solch ein schwaches, winziges, gebrechliches Geschöpf! Ein starker Windstoß hätte ihm das leise flackernde Lebenslicht ausblasen können, und doch wurde es der Mittelpunkt für alle Hoffnungen und Wünsche seines Vaters. Daß man es auch einmal die „hübsche Clara" nennen würde, konnte selbst der oberflächlichste Kenner von Kinderphysiognomien nicht bestreiten, ein weißes, rosiges Gesicht, so fein wie das einer Prinzessin, schöne blaue Augen, goldblondes reiches Haar, Clara Bunge, die Tochter, versprach ihre hübsche Mutter tief in den Schatten zu stellen. Und als sich die ersten Regungen des Geistes in dem Kinde zeigten, da konnte Jedes darüber urtheilen, daß man sie niemals die „dumme Clara" nennen würde, deren Beschränktheit dem Herrn Gemahl nach den ersten Flitterwochen denn auch ziemlich deutlich geworden. Die kleine Clara ist schlau und klug wie ihr Vater; er ist stolz auf sie, auf ihr hübsches Gesicht, ihre kleinen feinen Hände, ihre klugen, vorwitzigen Aussprüche, die zierlichen Kleidchen, in welchen sie einhergeht, das Naserümpfen, mit dem sie schmutzigen, schlechtgekleideten Kindern ausweicht. Es ist keine Kleinigkeit für einen Grünwaarenhändler, eine Tochter zu haben, die Jeder für ein Millionärskind halten könnte. — Michael Bunge hatte kein schweres Schulränzel durch's Leben zu tragen; früh verwaist war er Lehrjunge in einem Grünwaarenladen geworden und hatte vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein arbeiten müssen. Dennoch wußte er den Segen der Bildung zu schätzen; sein Kind sollte ihm nicht den Vorwurf machen, daß er ihre Erziehung vernachlässigt und, was an ihm lag, unterließ, eine feine Dame aus ihr zu machen. Leider vergriff er sich, wie so mancher brave Mann vor ihm in der Auswahl der Mittel, die zum Heile führen sollten.

Manches Jahr verstrich zur Qual der Nachbarschaft, bis Clara etliche Salonstücke auf dem Klavier herunterzuspielen verstand unter dem Brausen des Pedals, das sie keinen Moment auszulassen pflegte. Wenn Jemand ihrem glücklichen Vater zu verstehen gegeben hätte, Frau Musika besitze eine begabtere oder geschultere Jüngerin, so würde er es unfehlbar für eine Lästerung gehalten haben. Sie lernte Tassen und Schärpen bemalen, Kissen und Decken sticken, Französisch und Englisch sprechen und sein Respect für die Gaben und Kenntnisse seines Töchterleins wuchs mit jedem Tage.

Selbstverständlich fiel es weder ihm noch seiner, wenn möglich noch blinder anbetenden Frau ein, von ihrer Lilie auf dem Felde zu erwarten, daß sie etwa spinnen und weben solle. Hätte sie in der Wirthschaft geholfen, dann wären die glatten weißen Hände am Ende rauh und roth geworden, anhaltendes Nähen hätte ihre Nerven angestrengt, irgend eine halbwegs nützliche und vernünftige Beschäftigung, wie sie ihre Eltern seit ihrer Jugend betrieben, wäre nicht nach ihrem Geschmack oder unter ihrer Würde gewesen. Unglücklicherweise langweilte sie sich leicht, und um sich nicht zu langweilen, las sie die rührenden Liebesgeschichten von Herzoginnen, die nach langen Kämpfen mit ihren getreuen, und mit allen erdenklichen Vorzügen ausgestatteten Bewerbern vereinigt wurden, oder die nicht minder spannenden Erlebnisse unvergleichlich schöner Mädchen aus dem Volke, die nach vielen Leiden, Thränen und Verfolgungen sich mit einem Herzog (besonders anspruchslose Verfasserinnen machten auch wohl bloß einen Baron aus ihm) vermählten. Von all den Schlössern, Boudoirs, Fuchsjagden, Champagnertafeln und Ballsälen war es ein mächtiger Sprung in die kleinen Stuben über dem Grünzeugladen, welche Mama Bunge am Anfange ihrer Ehe für wahre Muster des Geschmackes gehalten und welche ihrem Töchterlein als abschreckende Beispiele der Schäbigkeit und Dürftigkeit erschienen. Sie setzte es durch ein vornehmes Pensionat zu besuchen und sich an Mädchen aus angesehenen Häusern anzuschließen. Im Hause einer Schulfreundin näherte sich ihr ein junger Bankbeamter, Walter Stein, und wurde ihr getreuer Ritter.

Welche Qual für das eitle, großthuerische Geschöpf, als er sie einmal heimbegleitete, und die Tafel über ihres Vaters Laden den Ahnungslosen darüber aufklärte, aus welch' gewöhnlichem Nest der elegante und geschmackvolle Kolibri an seiner Seite geschlüpft war. Fräulein Clara war darüber so unglücklich wie irgend eine ihrer Romanheldinnen, und dabei weit übellauniger.

Glücklicherweise schien ihr der junge Mann den Makel ihrer Herkunft nicht sehr anzurechnen; gleich am nächsten Sonntagmorgen machte er seinen Besuch im Hause und war entschieden liebenswürdig, wenn auch mit einer herablassenden Schattirung gegen den sehr laut lachenden Papa, (dessen Manieren einen Schauer um den anderen über Clara's Rücken jagten) und gegen die viel zu höfliche und demüthige Mama. Ja, er erschien sehr oft und Michael konnte sich nun so gut es eben ging, mit der Idee vertraut machen, seinen größten Schatz an einen Wildfremden auszuliefern. Aber er durfte nicht klagen, im Gegentheil ihm ging alles nach Wunsch. Walters Vorgesetzte gaben ihm das beste Zeugniß, alle Erkundigungen ließen ihn als tüchtigen, respectablen Mann erkennen. Dazu war er aus einer zwar nur mäßig bemittelten, aber angesehenen Familie — kurz Michael Bunge galt von Neuem als ein großes Glückskind. Ob er sich selber für ein solches hielt?

Dem eigenen Hause waren mit der Zeit noch zwei andere nachgewachsen, seine Ersparnisse hatten sich hübsch abgerundet, da war es am Ende kein so großes Opfer, wenn er sich vom Geschäfte zurückzog. Er habe sich genug geplagt und sollte sich nun zur Ruhe setzen, hatte der künftige Schwiegersohn gemeint, aber Clara, die nicht eben allzu schonend und rücksichtsvoll war, hatte es ganz deutlich errathen lassen, der Familie ihres Bräutigams könne es nicht passen, sich mit einem Grünwarenhändler zu verschwägern. Es war eine bittere Pille, und Michael schluckte sie eben hinab, so gut es eben ging. Er hatte ja auch an anderes zu denken in diesen Tagen, da galt es eine hübsche Wohnung für das junge Paar zu miethen und in einer Weise einzurichten, daß Bunge zuweilen mit offenem Munde die Herrlichkeit anstarrte, die sein Töchterlein umgeben sollte. Er ist doch ein glücklicher Mann; das Schicksal ist ihm nicht einmal den Wunsch schuldig geblieben, geben zu können mit vollen Händen, die glücklich zu machen, welche er liebt, Freude und Dankbarkeit in den Herzen seiner Kinder hervorzurufen.

Freude und Dankbarkeit? Nun sie äußerten sich etwas merkwürdig

Digitized by Google

bei dem jungen Paar, das, nachdem es sein allerliebstes Nest bezogen, Freunden und Verwandten eine Festlichkeit veranstaltete. Bei jedem lauten Scherzwort faltete sich die Stirn des Schwiegersohnes, bei jedem derben schallenden Gelächter aus Michael's Munde wird Clara feuerroth. Hohe Bankbeamte sind da, Walter's Vorgesetzte, und wenn sie, wie das ja wohl geschieht, über Papa's Formlosigkeit, das Selbstgenügen und den etwas zu deutlichen Stolz auf all' die schönen Sachen, die er aus seiner Tasche bezahlt, lächeln, so wird es dem jungen Ehepaar zu Muthe, als wäre es an einen indianischen Marterpfahl angebunden.

„Papa ist so — so derb", klagt Clara ihrer Mutter, „er weiß sich so gar nicht in eine feine Gesellschaft hineinzufinden."

Und die beschränkte Mama unternimmt es, ihn von künftigen Festlichkeiten und Gesellschaften in dem Hause, das er aufgerichtet, fern zu halten; nach und nach wird die Entfremdung größer; Michael kommt immer seltener, immer seltener setzt seine Tochter den Fuß in seine Wohnung. Und nun, da er in einem weitläufigen Hause einsam sitzt, hat er einen sonderbaren, wunderlichen Wunsch. Er möchte wieder gern in dem kleinen Laden sein, in welchem außer am Samstag, wenn die Arbeiterfrauen die Wochenrechnungen bezahlen kommen, kein baares Geld zu sehen ist, möchte wieder am Anfange halten, ein kleines blauäugiges Ding auf seinen großen Füßen tanzen lassen, möchte es in dem kleinen Laden aufwachsen, ihm und der Mutter Hülfe leisten und möchte es zuletzt als das Weib eines schlichten Jungen, der etwa von ihm Laden, Kundschaft und kleine Ersparnisse erben würde, sehen — aber diesen Wunsch, den er nur einmal vor seiner Frau geäußert, um bei ihrem Aerger über solche unväterliche Selbstsucht kleinlaut zu verstummen, bleibt ihm das Schicksal schuldig.

Aus der Hauptstadt.

Das boxende Känguruh.

Die Herren von der Deutschen Bank waren nicht unter den Zuschauern. Hatte doch am selben Tage keine größere Defraudation stattgefunden, die man dadurch am besten als belanglos kennzeichnen konnte, daß die gesammte Direction ein Spezialitätentheater besuchte und coram publico an echter Kunst und beneidenswerther Schenkelkraft sich ergötzte, wie es in den Abswochen der Fall gewesen war. Zudem interessirt, Jacques Reinach von Paris beweist das, ein maskirter Preisringkämpfer die höhere Bankwelt mehr als ein boxendes Känguruh, und so hatte man denn das Terrain im Wintergarten den neuerdings entschieden in Aufnahme kommenden Provinzbankiers und ihren landwirthschaftlichen Kunden überlassen. In langen Reihen saßen sie da, die Verkörperungen von Neid, Habgier und gemeiner Selbstsucht, die Agrarier, die herzlosen Bettelvögte, die bekanntlich vom Marke der darbenden Börse sich mästen und freisinnigen Hausfrauen mit hämischem Grinsen den Kaffee-Napfkuchen immer mehr vertheuern. Ein ausbeuterisches Schmunzeln ging über die faunischen Gesichter, in welche Laster und Spiritus ihre unverkennbaren Furchen tief eingegraben hatten, und jedes Mal, wenn die schwindsüchtige Jammergestalt eines entschieden liberalen Brotverbilligers vorüberkam, lief ein Flüstern durch ihre Reihen: „Schreien wir, schreien wir, schreien wir!" Heuchlerische Augendiener und Mucker, wie sie sind, hielten die Agrarier auf der Brüstung ihrer Logen fromm die Hände gefaltet, und ihre Aeltesten stießen von Zeit zu Zeit ein durchdringendes Nothgeheul aus. Neben ihnen aber saßen geputzte Fräulein, ganz gewiß nicht ländliches oder gar eigenes Fabrikat, und aus dem Hintergrunde blinkten ungeheure Flaschenbatterien hervor. Das weltstädtische und entschieden liberale Publikum hielt mit Mühe seine Entrüstung nieder, und wenn die Agrarier der Lynchjustiz des ebenso empörten wie ausgesogenen Volkes entgingen, so haben sie dies nur den uneigennützigen Beschwichtigungsreden des Herrn Pinkussohn zu verdanken, z. Zt. Vorsitzenden des Dorotheenstädtischen Bezirksvereins. Herr Pinkussohn ist bekanntlich derselbe durchaus altruistisch gesinnte Gentleman, der vor wenigen Jahren unserer Hauptstadt mit bedeutendem Schaden unermeßliche Markthallenterrains, man kann sagen, schenkte. Seine hochgradige Verachtung jeder krassen Interessenpolitik ist deshalb völlig erklärlich, und daß er sie an dem verhängnißvollen Känguruh-Abend dennoch heldenhaft niederzwang, macht ihn würdig, bei der nächsten Hoffestlichkeit mit einer Einladung bedacht zu werden . . .

Als die Nebensächlichkeiten des Wintergarten-Programms erledigt, der Uebermuth der Agrarier aber auf's Höchste gestiegen war, trat unter ihrem widerlichen Jammergeschrei die sehnlichst erwartete great attraction des Abends, das boxende Känguruh, auf. Gewiegte freisinnige Kenner der Landwirthschaft, die sogar das Gras wachsen hören, hatten rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht, in welch schamloser Weise die Agrarier, mit den Directoren Dorn und Baron verbunden, sich über die hochachtbare Regierung lustig machen wollten. Man brauchte sich nur unter dem Känguruh die deutsche Staatsleitung und unter dem Boxer den neugegründeten Landwirthschafts-Bund vorzustellen, um sofort die bösartigen Gesinnungen des vereinigten Junkerthums zu durchschauen. Hauptstädtische Intelligenz kam den Herren natürlich sofort auf die Schliche, und ein Sturm des Abscheus brauste durch das Local. Zwei Mitglieder des Dorotheenstädtischen Bezirks-Vereines, denen ihre Ehehälften in Anbetracht des gefährdeten Vaterlandes für diesen Abend sogar den Hausschlüssel überliefert hatten, pfiffen damit die widerliche Gruppe aus.

Wir enthalten uns jeder Kritik des Vorganges, um die ohnehin zum Aeußersten entschlossene Wuth unserer antiagrarischen Mitbürger nicht noch mehr zu reizen. Wir bemerken nur, daß der die conservative Partei darstellende Boxer natürlich mit allen Vorzügen starker Mannheit geschmückt war, während das unglückliche Känguruh, ganz außer Stande, den Riesen zu bestehen, traurig auf seinem Schwanze saß und vor sich hinbrütete. Die Absicht ging nun dahin, dem freisinnigen Parterre Sand in die Augen zu streuen und den Eindruck wachzurufen, Regierung und Landwirthschaft befehdeten sich ihm zu Liebe bis auf's Messer. Das Känguruh sollte nach heftigem Scheinkampfe sich für besiegt erklären und auf die Handelsverträge mit Rußland Verzicht leisten. Zum Glück überwog bei dem Thiere im letzten Augenblick das neucoursliche Gefühl, es blieb einfach auf seinem Schwanze sitzen und erwiderte die rohherzigen Herausforderungen des Boxers nur mit vereinzelten Stößen der Hinterfüße. Wer dabei in seine weit geöffneten, hülflos dreinschauenden Augen sah, fühlte sich lebhaft an eine der jüngsten Reichstagssitzungen erinnert, wo die anmaßlichen Forderungen und Herausforderungen der Agrarier eine durchaus gentile Zurückweisung erfahren hatten und an ihren Patriotismus appellirt worden war.

Es ist zu bedauern, daß eine unverständige Presse sowohl diese Rede wie das völlig correcte Verhalten des Känguruhs in sattsam bekannter Weise, offenbar von Friedrichsruh aus inspirirt, angegriffen hat.

* * *

In den Blättern der offiziösen Känguruh-Partei konnte man dafür nach der mißglückten agrarischen Schilderhebung und den Krawallen auf Tivoli lesen, welch ergreifender Menge von Champagnerflaschen die nothleidenden Agrarier in selber Nacht den Hals gebrochen hatten. Unaufhörlich bis zum Morgengrauen sprangen die Austerschalen, knallten die Pfropfen, und zuweilen ward das Geräusch so laut, daß ehrsame Bürger nebenan ein freudiges Ereigniß in der kaiserlichen Familie vermutheten, das mit 101 Kanonenschüssen angezeigt würde. Es bleibe dahingestellt, welchen entsittlichenden Einfluß ein so üppiges Lasterleben, wie die losgelassenen Agrarier es beliebten, auf unsere gute Stadt ausüben mußte. Es bleibe dahingestellt, wie groß in Sonderheit die Verführung für unsere Bankiers war, wieder 'mal ein Depot anzugreifen und sich damit einen vergnügten Abend zu machen. Man hätte es den gequälten und verleumdeten Männern, die seit Monaten Entbehrungen aller Art geduldig trugen, wahrhaftig nicht verargen dürfen, wenn so böses Beispiel ihre gefestigten Grundsätze über den Haufen geworfen hätte, aber wir können heute mit Stolz sagen, daß sich unsere Bankiers abermals auf das Glänzendste bewährt haben. Keine Equipage, kein Omnibus mit Selbstdenunciantеn fuhr am kommenden Nachmittag beim Polizeipräsidium vor; keine größere Wechselstube Unter den Linden ließ die Jalousien herunter.

Doch noch in anderer Hinsicht beschämten die nothleidenden Metropolbankiers den prassenden Landmann. Als Fürst Bismarck endgültig abgewirthschaftet hatte, eröffnete man einen Feldzug gegen Alles, was sein war, vorzüglich gegen seine Schöpfungen; die mit Recht gehaßten Reptile der Vorzeit verwandelten sich in zahme, doch darum nicht schlechter bezahlte Känguruhs und trachteten danach, den Umstürzler von Friedrichsruh nieder zu boxen. Man merkte jeder ihrer Bewegungen die Dressur an, und man vertraute ihnen dafür um so rückhaltloser. So ward nach und nach von einsichtsvollen Känguruh-Politikern vernichtet, was der Alte aufgebaut hatte. Was früher schwarz gewesen war, färbte man nun weiß, und der Beifall, der früher von den Conservativen zu kommen pflegte, kam nun von den Ganz-entschieden-Freisinnigen. Rechter Hand, linker Hand, Alles vertauscht. Gegen alle Volksschichten und Parteien, nur gegen die Bankiers nicht änderte man sein Betragen. Gegen die Bankiers blieb man unfreundlich wie zuvor, d. h. unfreundlich immer dann, wenn man sie nicht brauchte.

Aber die Edlen klagten nicht. Sie hätten nur zu schreien brauchen, zu schreien, zu schreien, wie Ruprecht-Ransern, nur zu drohen, daß sie, soweit es noch nicht geschehen war, unter die Sozialdemokraten gehen wollten, und Herr Bamberger wäre ihnen beigesprungen. Herr Bamberger nimmt sich prinzipiell der Unterdrückten an, und niemals werde ich ihm die schöne Rede vergessen, in welcher er sich mannhaft gegen Unfallversicherung und Sozialreform erklärte, weil dadurch die Dividenden der bestehenden privaten Versicherungsgesellschaften geschmälert würden. Herr Bamberger ist auch der Meinung, daß man keine neuen Krankheits-Heilverfahren entdecken dürfe, um die berechtigten Interessen der Todtengräber nicht zu schädigen.

Es soll deshalb hier und da verblüfft haben, daß der Apostel des heiligen Profites inconsequent genug war, gegen die habsüchtigen Junker zu Felde zu ziehen, und hier und da ist sogar behauptet worden, die Berechtigung der agrarischen Ansprüche erhelle ohne Weiteres daraus, daß Bamberger sich gegen sie erklärt habe. Nun mag zugegeben werden, die Rede des Herrn Abgeordneten entbehrte diesmal tieferer Sachlichkeit, es fehlte ihr all' und jedes lodernde Feuer, die schöne Wärme fehlte ihr, womit der große Manchestermann sonst die Idee des „Nimm, wo Du 'was kriegst!" vertheidigt. Doch tragen besondere Umstände die Schuld an seiner feindseligen Stimmung. Befänden sich Preußens Rittergüter nicht so ausschließlich in den Händen erbeingesessener Junker, würden sie mehr durch Actiengesellschaften ausgebeutet: gewiß boxte Bamberger ihren Dividenden zu Liebe nicht minder energisch alle Handelsverträge nieder, als er dereinst das Unfall-Gesetz bekämpfte, um die Course der Privat-Versicherungsgesellschaften auf stolzer Höhe zu erhalten. — Auch die Thatsache, daß Bismarck

Digitized by Google

seine Milliarden nicht nur der Börsenspekulation mit Bleichröder, sondern vornehmlich den Getreideschutzzöllen verdankt, die er in echt agrarischer Selbstsucht einführte, um alle auf Varzin lastenden Hypotheken abstoßen und seine bisherigen Gläubiger um den Zins bringen zu können, auch diese Thatsache erklärt den tiefen Haß des freisinnigen Denkers. Er selbst, von Hause aus wohl begütert, besitzt doch nicht den geringsten Großgrund (auch hierin ähnelt er auffallend dem Grafen Caprivi und scheint zu seinem Nachfolger prädestinirt;) es kann ihm also gleich sein, wie die Junker mit einem Roggenpreis unter 150 Mark auskommen. Hilf dir selbst. Gesetzt den Fall, unsere Bauernschaft ginge zu Grunde, wer in aller Welt hätte das Recht, sie in dieser selbstgewählten Beschäftigung zu stören? Aber Herr Bamberger kann nicht einmal zugeben, daß die Landwirthschaft darniederliegt. Freisinnige Politiker und Mitglieder der Berliner Armen-Commission erkennen einen Nothstand erst dann an, wenn Spar-Agnes ihren letzten, schlecht verzinsten Groschen abgehoben, ihre Nähmaschine versetzt hat und von Pellkartoffeln mit Salz bescheiden sich nährt. Die mildernden Umstände des Nothstandes billigen sie dem Landwirth erst in dem Augenblick zu, wo er seinen Concurs angemeldet und sich verzweifelnd an einem Pfosten im Stall aufgehängt hat. Daß es eine Armuth gibt, die nicht fatalistisch in ihr Geschick sich beugt, sondern sich gegen den völligen Ruin wehrt, davon ahnt wenig, wer seine sozialreformerische Thätigkeit darauf beschränkt, beim letzten Gang eines opulenten Fractionsessens mit lallender Stimme die Armen der Stadt hochleben zu lassen. Mit Recht ist von einem anderen entschieden freisinnigen Orator betheuert worden, daß seine Freunde mehr „für die Landwirthschaft" thäten als sonst wer. Denn obgleich die Breslauer Steuervorschläge à la Vespasian nicht zur Ausführung kommen werden und eine Controle der Wahrheit obiger Behauptung deshalb unmöglich ist, kann man doch an die durchaus gesunden Functionen der freisinnigen Körper um so eher glauben, als ihre Eigenthümer von den schweren Sorgen keine Ahnung haben, die seit langem unsere Landwirthe, von Partenkirchen bis nach Demmin hinunter, ängstigen. Hypochondrische Sorgen wirken aber immer ungünstig auf die Verdauung, und wer ihrer entbehrt, bedarf auch der Schweizerpillen nicht.

Und doch, Herr Bamberger, wie gar so begründet sind die Sorgen der Wackeren, an denen Deutschland im Falle der Noth bisher immer seinen festesten Rückhalt hatte! Und doch, Herr Bamberger, welchen redlichen Arbeiter soll es nicht verdrießen, wenn er im blutigen Schweiße seines Angesichtes, unter Aufbietung aller, aller Kräfte just sein und seiner Jungen Leben zu fristen, just als ehrlicher Mann seinen Verpflichtungen nachzukommen vermag, während die Faullenzer in der Stadt, die großen Raubbanken und die Börsendrohnen mühelos Hunderttausende für ihr Nichtsthun einscharren? Oder gibt es wirklich Thoren, die das ohrzerreißende Geschrei in der Burgstraße, das handwerksmäßige Verbreiten lügnerischer Gerüchte, das Spekuliren auf den Ruin von hundert Existenzen für culturelle und hoch zu bewerthende Arbeit halten, für eine Arbeit, wichtiger und segensreicher als die des Landmannes? Wagt man es wirklich, dem Grundbesitzer Mäßigkeit zu predigen, ihm seine Flasche Rothspohn am Sonntag zu mißgönnen und ihm vorzureden, daß ein Nettogewinn von fünf Procent in einem einzelnen guten Erntejahr ihm die Verpflichtung auferlege, nachher geduldig Jahr für Jahr schwere Ausfälle zu tragen, und Handels-Uebereinkommen abschließen zu lassen, die den Unterhändlern wohl Orden und Titel, deutscher Landwirthschaft und deutscher Industrie aber schwere Wunden eintragen? Wagt man das, während Terraingesellschaften, die keinen Pflug durch ihr Gefilde gehen und keinen Spatenstich thun lassen, Jahr für Jahr 20 bis 30 Procent Dividende vertheilen?

Droben auf der politischen Bühne geht, nun es die anfängliche Schüchternheit überwunden hat und den Beifall des freisinnigen Parterres gar nicht mehr so unheimlich findet, das Känguruh mit Macht auf seinen Gegner los. Impresario Bamberger schaut ihm aus der Directionsloge lächelnd zu und freut sich des gelehrigen Schülers; alle die rückständigen Boxer-Kunstgriffe und Tricks, die grundfalsche Verquickung von Handelsverträgen und hoher Politik, die rührende Fürsorge für den ausgehungerten Consumenten, werden wieder angewandt. Aber mit unmäßig billigem oder geschenktem Brod ruinirt man Nationen, Roms Beispiel beweist es; hohe Löhne dagegen machen den kleinen Consumenten kaufkräftiger und setzen ihn in Stand, auch dem Bauer zu geben, was des Bauers ist. Darin liegt es. Die übermäßigen Gewinne des industriellen und banklichen Unternehmerthums schädigen Arbeiter und Landmann und schaffen künstliche Gegensätze zwischen diesen beiden wertherzeugenden Klassen, deren Interessen doch solidarisch sein sollten. Herr Barth, der sich neuerdings mit der economy of higls wages beschäftigt, thäte gut, seine Freunde zwischen Rousseau-Insel und Neuem See zu veranlassen, in ihren Fabriken und Comptoirs diese economy einzuführen. Wenn die Productionen des boxenden Känguruhs längst vorüber sind und auch vom Agrariertödter Bamberger kein Lied, kein Heldenbuch mehr meldet, würde Theodor Barth's Name noch in hohem Ansehen stehen als der des ersten Fortschrittmannes, der für wirklichen Fortschritt zu haben war.

* * *

Es ließe sich, denn eine bitterernste Sache heischt auch ein ernstes Wort, noch mancherlei vom deutschen Bauern- und Junkerthum sagen. Daß sie Nährboden und Stütze der Monarchie sind, daß aus ihnen vornehmlich unser Heer und die geistige Leibwache des Volkes sich rekrutirt; daß der Preußenjunker niemals gefehlt hat, wenn der Preußenkönig rief; daß er mit Freuden dem Vaterlande die unglaublichsten Opfer brachte, und daß der märkisch-preußische Geschichte nicht kennt oder nicht kennen will, wer die „Junker" als staatsgefährlich denunziren möchte. Es gibt ein wunderschönes Wort des Herrn von Kröcher, wonach der preußische Grundbesitz stolz ist auf Verarmung und Verschuldung. Denn er verarmte und verschuldete, gab Gut und Blut hin in den endlosen Kriegen, die uns groß machten. Wenn wirklich eine „Liebesgabe existirte, verdienten die Nachkommen der Männer sie nicht, deren „Liebesgaben" in erster Reihe wir unseres Vaterlandes Ruhm und Macht verdanken? Denen der Staat die größten Opfer zumuthen wird und muß, wenn es wieder zum Aeußersten kommt?

So ließe sich noch manch ernstes Wort sagen. Aber die Känguruhs, auf den Feind dressirt, hören nicht zu, streifen die Boxhandschuhe höher, nehmen auf ihren Schwänzen behaglich grunzend Platz und vernichten, einstweilen vermöge gut einstudirter Reden, den rustikalen Gegner. Der sucht, thöricht genug, mit reichstäglichem Zureden und Massenversammlungen auf Tivoli sein Recht zu ertrotzen; der übersieht ganz, daß hier nur Entschlossenheit thut's und eine feste, derb zuschlagende Faust. Schreien allein thut's nicht, und Hochrufe auf Bismarck und Adressen an Bismarck vorsichtig unterdrücken, thut's noch weniger. Wenn der Kampf denn unvermeidlich ist, in Gottes Namen, los! Eine unconservative Regierung zu stürzen ist die Pflicht einer conservativen Partei. Caliban.

Oeffentliche Denkmäler.

Es besteht ein Comité, sagen wir in Wilsnack, um ein Denkmal dort zu errichten. Eine öffentliche Körperschaft bewilligt Gelder dazu, Andere schießen bei. Sobald die Mittel beisammen sind, spricht man mit einem Bildhauer, dem man den „Verdienst" gern zuwenden möchte. Aber bald hält man für vornehmer, eine Concurrenz zu veranstalten. Und dann hat dies einen großen Vorzug: man kann zwischen mehreren Projecten wählen, man ist weniger gezwungen, eigenen Geschmack zu zeigen, man hat ein Comité hinter sich. Und bekanntlich sind sieben Sach-Unverständige, wenn sie nur zusammen ein Comité bilden, eine durchaus competente Behörde, gegen deren Urtheil anzukämpfen einfach Rohheit und Unverstand ist. Also man macht sein Comitéchen, extrahirt einen Weisheitsspruch aus ihm, den nicht etwa *einer* vertritt — jeder Einzelne würde in's Mauseloch kriechen, wenn man ihn persönlich für sein Handeln verantwortlich machen wollte — sondern der eben auf Beschluß beruht, also unumstößig ist, und nun sieht man zu, was sich mit diesem Beschluß geschäftlich anfangen läßt. Aber da man endlich doch merkt, wenn man Kunst machen wolle, müsse einer sie schließlich allein machen, überkommt selbst die mit dem Beschluß Ausgerüsteten nach und nach die Angst und sie schauen sich scheu um nach einem Manne, der den Muth habe, in künstlerischen Dingen etwas zu wollen.

Es ist dies aber, so weit der Blick reicht, nur der Kaiser. Also auf zum Kaiser! Man legt ihm die Concurrenz vor, man schiebt ihm den Beschluß des Comités unter und spitzt ängstlich die Ohren.

„Wähle, Kaiser!" ruft man laut. „Wähle aber um Gottes Willen nicht etwa nach eigener Wahl, sonst blamirst Du ja unser Comité, und sonst wird der Glaube des Volkes an alle Macht und Herrlichkeit der Comités nach und nach ganz erschüttert!" So raunt man dem Kaiser leise zu, so will man es ihm schriftlich unterbreiten.

Nun aber ereignet sich das Schrecklichste: der Kaiser hat wirklich den selbständigen Willen, an den man nur deshalb appellirte, weil man glaubte, er sei nicht vorhanden oder er werde sich sicher nicht äußern. Er setzt das Comité vor die Thür und entscheidet, wie es ihm behagt; er wählt, was ihm gefällt oder was von einem ihm vertrauenswürdig erscheinenden Manne stammt.

Und nun rauscht ein Geflüster über Autokratie durch den Blätterwald. Ein König, den man fragt: „Ja oder nein!" hat zu antworten: „Je nachdem!" oder „Allerdings — hm hm — beide Ansichten dürften ihre Berechtigung haben!" Oder er hat zu sagen: „Ich werde mir ein Obergutachten nun von vierzehn Nachtwächtern geben lassen!" Wenn er aber mit „Ja!" oder „Nein!" antwortet, — dann ist er ein Mann von sehr gefährlichen Gesinnungen. So entschieden darf nur der „Bürger", nie der König sein!

Ich möchte unseren Parlamentariern vorschlagen, eine lex Boese, Begas oder Calandrelli auszuarbeiten, ein Gesetz über die Aufstellung von Denkmalen an öffentlichen Orten. Es wäre das dümmste Gesetz noch lange nicht, das sie gemacht und vorgeschlagen haben.

Ich habe mir erzählen lassen, irgendwo in einem Schuppen stehe eine große Broncestatue des Prinzen Friedrich Karl, die von einem Comité von Kanzleiräthen und Landwehrlieutenants für Steglitz bestellt worden war. Dort steht noch ein Bretterzaun, hinter dem das Postament versteckt sein soll — gesehen habe ich es nicht. Schon waren die Jungfrauen von Steglitz und ihre weißen Kleider frisch gewaschen, als Befehl von oben kam, die öffentlichen Behörden dürfen sich an der Enthüllung nicht betheiligen, da der Prinz zu Pferde dargestellt sei und in Preußen nur Könige auf Broncepferden reiten dürften — so erzählt man sich wenigstens.

Ich überlegte mir, daß ich zwar einen Prinz Eugen und Prinz Carl in Wien, einen heiligen Georg, eine Amazone und einen Panthertödter in Berlin zu Pferde kenne — aber keinen Feldherrn, Staatsmann, Dichter oder Bankier. Also scheint doch schon ein Gesetz zu bestehen, nach dem selbst die Prinzen, sowie sie in Bronce gekleidet sind, zu Fuß zu gehen haben.

Und dann fiel mir ein zweiter Fall ein. Wir haben vor einigen Jahren Geld gesammelt, um dem Fürsten Bismarck ein Denkmal zu setzen — es kam eine Million zusammen, es gab also die Nation ein

Digitized by Google

Votum ab, welches sehr vernehmlich für entschiedene Durchführung des Unternehmens sich aussprach. Wo ist nun diese Million? Gewiß ist sie bombensicher angelegt und würde selbst der kniffligste Rath der Oberrechnungskammer keinen Pfennig als vergeudet nachweisen können.

Aber die Nation gab das Geld nicht her, um ein Kapital zinsbar anzulegen. Es gab es um seine Verehrung für Bismarck zu zeigen; sie wollte „demonstriren", um das Vielen verständlichere Fremdwort zu gebrauchen.

Warum aber erfüllt das Comité nicht diese Aufgabe, warum haben wir noch keine Skizzen, keine Vorschläge, wohin das Denkmal kommen solle, wie es gestaltet werden solle?

Weil ein Bismarckdenkmal angeblich dem Kaiser nicht angenehm sei. Ich möchte nun wissen, ob nach dieser Richtung der Kaiser um seine Meinung angegangen worden ist, in offener Anfrage; oder ob die Nation nur deshalb um ihre Absicht zu Ehren Bismarck's gebracht wird, weil es jenen Herren an der Spitze des Comités nicht paßt, den Kaiser in heikler Angelegenheit zu fragen.

Und dann: Ob es nöthig sei, den Kaiser zu fragen! Denn — das haben wir ja nun zur Genüge erfahren — der Monarch hat die Eigenschaft zu antworten. Und mit einer ausgesprochenen Meinung muß gerechnet werden.

Endlich schwebt mir die Frage auf der Zunge: Wenn nun das Unglück Männern die Verwaltung jener Million in die Hände gäbe, welche nicht den Muth hätten, das zu thun, was die Schenker der Million beabsichtigten — welche Mittel haben dann die Schenker, um jene Herren zu zwingen, ihr Amt niederzulegen und auf welche Weise ist es möglich, der Nation Einfluß auf die Gestaltung eines Denkmals zu gewähren!

Es gibt Leute, die über Willkür schreien, weil der Kaiser der einzige Mann unter den vielen, die dem Geschlecht der Comitémitglieder angehören und doch über Kunstsachen bei uns entscheiden — mir aber scheint jenes passive Vorgehen des Comités außerordentlich viel willkürlicher und auf dieses möchte ich die Aufmerksamkeit der Volksvertreter lenken. Denn auf der einen Seite geschieht etwas, was wohl nicht Allen gefällt, aber doch die erstrebte Absicht durchführt. Auf der anderen Seite wird dem ausgesprochenen Willen derjenigen, welche ihr Geld gaben, nicht sein Recht gewährt.

Daher möchte ich ein Gesetz über die öffentlichen Denkmale, ein Gesetz, welches zunächst entscheidet, *wer* Denkmale zu setzen habe! Wohl jede Genossenschaft, jeder Einzelne, die das Geld dazu haben. Ich darf als freier Bürger doch nicht gehindert werden, ein Denkmal etwa meinem Schuster zu setzen, und doch wohl auch ein solches zu Pferde!

Weiter ein Gesetz, das entscheidet, *wohin* Denkmäler gesetzt werden dürfen: Auf öffentliche Plätze nur dann, wenn sie kein Aergerniß bereiten. Ich brauche nicht zu dulden, daß man mir eine Stadt verekele, indem man dort eine Büste Eugen Richter's an einen öffentlichen Lustort stellt!

Dann, *wem* die Denkmäler zu setzen sind: Von Staatswegen keinem, als dem Fürsten, aus Volksmitteln jedem, für den die Mittel aufkommen. Ich weiß wohl, was ich hiermit sage. Wir werden bald alle Parkanlagen voll Commerzienräthe haben, nach diesem Gesetz. Aber das schadet wenig, wenn nur § 2 gut formulirt ist. Wen würde es stören, wenn in Berlin C eine Allee aus Börseanerstatuen gebildet würde. Ich fürchte auch nicht, daß die Mehrzahl als Reiter erscheinen will — im Gegentheil, die Herme wird in Aufnahme kommen, da gerade Bauch und Beine an der Börse sich meist nicht zur Idealgestaltung entfalten.

Dann ein Gesetz darüber, wie die Denkmalsgelder zu verwalten sind: Laßt *vor* der Sammlung der Gelder eine Concurrenz ausschreiben und stellt unter jedes Project einen Sammelkasten. In welchem das meiste Geld liegt — das soll errichtet werden! Also Volks-Jury auf demokratisch-plutokratischer Basis — durch's Volk für's Volk! Dies als Lockspeise für die Fortschrittspartei. Wer das meiste Geld hat, ist am meisten das Volk! So ist die Wahl des Künstlers auf ein Plebiscit der Geldbeutel gestellt, mithin ist auch für völlige Gerechtigkeit gesorgt. Wer die lieben alten Tafelaufsätze von zehn Meter Höhe immer auf's Neue vorbringt, die das „Volk" liebt, der wird die Krone des Ruhmes und den Lohn des Auftrages heimtragen. „Verrücktes" wird nicht geduldet — den Witz des Geistes kann sich ein Einzelner gestatten, aber das Volk will eine angenehme Mittelmäßigkeit.

Und nun noch, *wie* soll das Denkmal gestaltet sein: Freiheit dem Künstler! Einen Clown mag er auf dem Kopf stehend und einen Oberbürgermeister knieend darstellen — wie es der Beruf mit sich bringt. Die Mitglieder der Berliner Denkmalcomités aber auf dem Bauche liegend!

Cornelius Gurlitt.

Dramatische Aufführungen.

Gäa. Ein Mysterium von **Adalbert von Goldschmidt.** Gelesen von Emanuel Reicher. (Saal Bechstein.)

Den Feuer- und Wassergeistern in der Tiefe entstammt Gäa. Von der Sehnsucht nach dem ewigen Licht getrieben, reißt sie sich aus dem Chaos los und durchstreift, dem väterlichen Fluche trotzend, die noch kahle, nackte Erde. Da führt ihr ein freundliches Schicksal Eros in den Weg, dessen strahlender Schönheit sie sich schrankenlos hingibt, und nun erwacht rings zu wundersamer Blüthe die Natur, nun wird Kadmos, der Mensch, geboren. Dem Knabenalter entwachsen, fühlt er ein heftiges Sehnen und Drängen nach höchsten Zielen in der Brust, nach Wahrheit vor Allem; er will nicht fürder seine Tage in kindischem Spiel vertändeln, will sich von der Natur losreißen und eigenen Gesetzen leben. Satan gibt ihm den Dämon der Erkenntniß zum Begleiter, und Kadmos schweift, trügerischen Idolen, Irrlichtern nachjagend, Jahrtausende lang durch sein mütterlich Reich. Die Götzenbilder, die er sich nach seinem Bilde schafft, zerfallen doch immer wieder in Nichts vor seiner wachsenden Größe, bis er endlich zum Gipfel emporgeklommen ist, zum Tempel der Vollkommenheit, und an der Seite seiner Gemahlin, der Schönheit wahrhaftes Glück genießen darf. Aber kaum hat er den großen Augenblick geschaut, da sinkt er todt zusammen, wie weiland Doctor Faust auch. Und nun, da es vollbracht ist, stockt auf Erden der Werdetrieb, Gäa erblindet, all ihre Herrlichkeit zerfällt — aber dennoch, zu starrer Ruhe kommen die glühenden Massen des Chaos nicht mehr, und die Thräne, welche auf den Weltkeim tropft, erweckt künftiges, neues Leben. —

So stellt didaktisch-allegorisch Adalbert von Goldschmidt die Erschaffung der Erde, des Menschen, ihre Blüthe und ihren Untergang dar. Der begabte, von den gewohnten Bahnen ganz abweichende Liedercomponist, dem ein Hamerling das Textbuch „Die sieben Todsünden" schrieb, tritt nun selber als Dichter auf. Geplant ist „Gäa" als eine Art neuer Oper, darin Töne und Wort eng sich ergänzen sollen, und drei Abende würde die Aufführung des Gesammtwerkes in Anspruch nehmen. Sehr zusammengezogen, wenn auch noch nicht nach Gebühr gekürzt, wurde die Dichtung von Emanuel Reicher erst einer kleinen literarischen Runde, dann einem geladenem größeren Publikum zu Gehör gebracht. Es ist einigermaßen erstaunlich, daß gerade dieser Künstler die Einführung eines Werkes unternahm, das so viel Deklamation verlangt und oft nichts als Deklamation, das naturgemäß hinter einem Schwall prunkender Worte und schimmernder Bilder die Weisheit verbergen muß, „daß wir nichts wissen können"; und mitunter, wenn sein Pathos gerade da zu wuchtig anschwoll, wo nur die Sprache, nicht aber die Gedanken groß waren, wenn der Dichter verzückt von dem prächtigen Krönungsmantel schwärmte, der nahe vor unseren Augen hing und wir doch nur einen leeren Kleiderständer sahen — mitunter wünschte man einen Anderen als gerade Reicher am Vorleserpulte. Und dennoch . . . . . Wer in Berlin vermöchte es, wie dieser Mann die Doctores Faust des täglichen Lebens darzustellen? Und wem könnte mit ruhigerem Vertrauen ein unbekannter Gedankendichter sein Schicksal in die Hände legen? Hinsichtlich der Durcharbeitung und der Erfassung des Poems war Reichers Gäa eine Glanzleistung, und einige dunkle Flecken darin mag man getrost auf das Conto des Verfassers schreiben. Reichers Kunst ersetzte zum Theil die fehlende Musik.

Weil Goldschmidt sein Werk als Trilogie gedacht hat und aus dem uns dargebotenen Bruchstück ein endgültiges Urtheil gewiß nicht gewonnen werden kann, muß sich die Kritik, um Niemand ein Unrecht zuzufügen, naturgemäß bescheiden. Gelegentlich der bevorstehenden Aufführung von Emerich Madách's „Tragödie des Menschen", die einen Theil des Gäastoffes erschöpfend behandelt, wird sich Manches über Berechtigung und Zukunft der allegorisch-lehrhaften Dramatik sagen lassen, was einstweilen nur angedeutet werden darf. Wir können heute gerechter Weise nicht viel mehr thun, als die lebhafte Phantasie des Schöpfers der Gäa und sein auf das Höchste gerichtetes Streben anzuerkennen; wir können über die Bühnenwirkung im besseren Sinne des Wortes nichts sagen. Und da liegt doch der Angelpunkt einer vernünftigen Theaterkritik. Buchdramen sind immer abscheuliche Monstra.

Zweifellos ist der Vorwurf Goldschmidt's des Schweißes der Edelsten werth. Alles Wissen und Denken seiner Zeit über die tiefsten Probleme des Menschen- und Erdenschicksals im Spiegel der Dichtkunst wiederzugeben, den trockenen Hypothesen der Naturforscher, den dürr-metaphysischen Spekulationen der Philosophieprofessoren großes, flackerndes Leben einzuhauchen, daß ihre Wahrheit mit einem Schlage allen Menschen offenbar, daß Gemeingut der Nation wird, was bisher in dunklen Studirstuben verstaubte — o gewiß, der müßte kein Dichter sein, den solche Aufgabe nicht reizte, all' seine Kraft an ihre Vollendung zu setzen. Wolfgang Goethe hat darum gerungen, Ibsen, Wagner in seiner Art — es ist kein Wunder, daß die Gäa mit zahlreichen Anklängen an sie gemahnt. Alle Poeten von Anbeginn der Welt her rangen mit dem marmorspröden Stoff. Der Poet war's, der Zeus schuf, er hat die Mythologie und Götterlehren aller Völker ersonnen, die ja nichts sind als Versinnbildlichung farbloser Begriffe. Von langweiligem Symbolismus und pedantischer Allegorie, von „altmodischen Spielereien" kann deshalb nicht ohne Weiteres die Rede sein, wenn ein moderner Dichter an neue Götter- und Schöpfungslehren sich wagt; das westliche Berlin mit seinen Vorder- und Hinterhäusern, das nordwestliche mit Charité, Leichenschauhaus und Studentenkneipen haben noch lange kein Recht auf ein Poesiemonopol. Willkommen jeder Schöpfergeist, der den Nationalreichthum vermehrt, indem er „Unzahl vergrab'nen Gut's im Kaiserland" uns Allen zugängig macht; willkommen jeder Kämpe, der sich ohne Aussicht auf Tantième mit den letzten höchsten Dingen befaßt! Hier ist Spott so spottbillig. Aber ich sage Euch, für die Entwickelung der Cultur, und nicht allein der ethischen, unseres Volkes thut ein Goldschmidt mehr als jene Zöllner, die die große Heerstraße beherrschen, die in gewaltigem Ansehen stehen, und in deren Beuteln das Geld klingt. Der Dichter möge immerhin fehlgreifen — viel wird dem verziehen werden, der viel gewollt hat. Es war ja, obwohl man sich's nie eingestehen wollte, von jeher das Ewig-Gestrige in pikanter Tunke Mode; aber wenn die Clauren auch zu jeder Zeit als realistisch wahr belobt und fleißig gekauft wurden — wenn der Ball zu Ende ging, fegte man mit dem übrigen Kehricht auch ihre Bücher fort, und der nächste Tag wußte nichts mehr von ihnen. Das ist freilich ein schlimmer Trost für den Musenliebling, dem Glück und Gunst vorüberging, weil er zu viel zu geben hatte, und niemals auch erfreute sich besonders großer Beliebtheit der Ruhm, der das Grab erwärmt. Und doch, der Hui-Beifall läßt sich nur mit billigem, glitzerndem Tand, niemals durch „literarische Thaten" erringen, und wer höher hinauf will, muß sich, bis er todt ist, an dem mürrischen Zuspruch

Digitized by Google

grämlicher Kenner genügen lassen. Ganz besonders dann, wenn sein großes und edles Streben mit dem Können nicht gleichen Schritt hält.

Adalbert v. Goldschmidt's Gäa ist das Werk eines Talentes, nicht das eines genialen Poeten. So wird ihm der Weg zum Erfolg sehr schwer werden. Wäre es flacher, dünner, mehr Ausstattungsstück, ränge der Dichter nicht in jeder Scene hartnäckig, schweißtriefend mit dem gewaltigen Stoff, suchte er die Schwierigkeiten nicht geradezu auf, seine „Gäa" machte wohl ihr Glück. Ein artiges Schöpfungsmärchen, hübsch nachdenklich, aber doch leicht capabel, so in der Weise wie Dr. Wilhelm Meyer's Uraniafahrten zum Monde, nur poetischer natürlich, würde das Bürgerthum gewiß begeistern können. Denn man bildet sich gern, wenn man,was Buntes dabei sieht und sich nicht anzustrengen braucht für seine fünf Mark. Gäa aber enthält viel Dunkelheiten, in welche das Licht dichterischer Intuition nicht dringt, die Kraft des Künstlers erlahmt, oft läßt er den Arm müde sinken, und doch schenkt er sich und seinen Hörern keine Schwierigkeit. So grinst uns, wo wir üppig quellendes Leben heischen, das kahle Gerüst mathematischer Allegorie entgegen, und andererseits sind häufiger, als es gut ist, mit bunten Sprachblumen und der Phrase nachschleppendem Gewand triste Trivialitäten bekleidet. Das klingt dann und singt, aber es gibt keinen Accord. Immer verräth Ueberschwang und Wortpomp seelische Schwäche. Der Dichter ähnelt dann, man verzeihe, dem Roi Soleil, der mit der Allongeperrücke seinen Mißwuchs verbergen wollte.

Zusammensetzungen, wie Weltenkraft, Weltenfluch, Weltenschicksal und noch zwanzig andere Worte, mit Welten- und Ur- combinirt, wirken zuletzt nicht mehr großartig, weil sie Verlegenheit ausdrücken und die Unfähigkeit, greifbare Körper zu schaffen. Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch 'was denken lassen; aber nach der zehnten Wiederholung desselben Wortes glaubt er es nicht mehr.

Hier sei indeß auch bemerkt, daß da, wo dem Dichter Erkenntniß und Verständniß seiner eigenen Welt voll aufgegangen ist, wo er als souveräner Meister die Handlung beherrscht, daß da metaphysisch-naturgeschichtliche Vorstellungen in Bilder übersetzt werden von königlicher Anmuth, palmenschön, und daß seine Sprache dann ebenso durchsichtig klar wie lebendig ist. In einigen Scenen vergißt man ganz und gar die Allegorie; eine echt dramatische Gestaltungskraft imponirt dann, und Held wie Heldin erwecken unsere rein menschliche Theilnahme. Es müßte leicht sein, die Dichtung an diesen Stellen von wucherndem Unkraut zu reinigen. „Ich schlürfe Dich an's sehnende Herz" z. B. ist Fresco. — —

Ward nun auch keine Hochtragödie geschaffen, sondern nur eine poesie- und phantasievolle Verschmelzung vorhandener Stoffe und Gedanken, indogermanischer und hellenischer Mythologie mit Motiven aus Parsifal, Siegfried, dem zweiten Theile des Faust und der modernen Wissenschaft; gelang es auch nicht, das allzu zähe Material in rechten Fluß zu bringen — des regen Interesses aller Kunstverständigen darf die Gäa hinfort sicher sein. Freilich, wie schon erwähnt, nur des Interesses der Kunstverständigen. In der Kaiserhof-Vorlesung verstanden Dichter und Interpret zu fesseln; der „erlesenen Gesellschaft" im Saale Bechstein mangelte es schon bedenklich an Aufmerksamkeit. Hinter mir begleitete ein blonder Gesell, der sich auf dem letzten Balle „prachtvoll, wie ein junges Mädchen", amüsirt hatte und noch immer außer sich war über seine „entzückende Tischnachbarin, nein, es ist gar nicht zu sagen", den Vortrag mit ebenso tiefsinnigem wie vergnügtem Gekicher, das seinen drei älteren Damen höchst wundersam däuchte. „Nee, jnäd'ge Frau, verstehen Sie nun wieder das? Die Mitte des leeren Raumes? Unjlaublich!" Es gibt nun ja allerdings nach Kant keinen absolut leeren Raum, aber als er diese Behauptung aufstellte, hat er gewiß noch nicht die Köpfe berlinisch verkümmerter Ballherren gesehen. Wie der blonde Tischnachbar aber dachte insgeheim die Mehrheit des geladenen und vornehmen Publikums, und die Bänke lichteten sich von Act zu Act sichtbarer. Es blieb schließlich eine kleine Gemeinde übrig, die den Schönheiten Gäa's und dem Talent ihres Dichters ungekünstelte Bewunderung zollte; unter lautem Applaus für Autor und Darsteller schloß der immerhin denkwürdige Abend.

Opern und Concerte.

Die Rantzau. Oper in 4 Acten von G. Targioni-Tozzetti und G. Menasci. (Nach Erckmann und Chatrian.) Deutsch von Max Kalbeck. Musik von Pietro Mascagni.

Am Sonnabend Abend konnte der Reclame-Telegraph nach Schluß der ersten Aufführung der mit Spannung erwarteten neuen Oper des Componisten der „Cavalleria" nach allen Richtungen der Windrose in seiner Art berichten. „Großartiger Erfolg! Mascagni nach jedem Act drei- bis viermal gerufen." Allerdings war der erste Act mit dem resignirten Gleichmuth eines tödtlich gelangweilten Publikums aufgenommen worden; aber bei den erhöhten Eintrittspreisen durfte man auf das Vergnügen, den berühmten Componisten der „Cavalleria" leibhaftig zu sehen, nicht verzichten. Und da man angesichts des mäßigen Erfolges der „Rantzau" in Wien nicht wußte, was etwa noch Schlimmeres kommen möchte, so rief man trotz des mißlungenen ersten Actes den Componisten, der auch bereitwillig dem Rufe folgte und sich vorstellte. Der zweite Act hatte — dank der bewunderungswürdigen Leistung von Bulß als Johann Rantzau — einen wohlverdienten rauschenden Erfolg; minder der dritte Act. Nach dem letzten leerte sich das Haus ziemlich schnell von „kritischen" Geistern, und nur die Mascagni-Gemeinde blieb, unaufhörlich ihren „Meister" rufend, der nicht müde wurde, sich seinen Verehrern immer wieder zu zeigen.

Der bekannten Novelle Erckmann-Chatrian's haben die italienischen Librettisten folgende Form gegeben: Auf dem Dorfplatze versammeln sich die Dorfbewohner; denn im Gemeindehause soll die Andreaswiese verpachtet werden. Auch die beiden feindlichen Rantzau, Johann und Jacob, erscheinen, jener von seiner Tochter Luise, dieser von seinem Sohne Georg begleitet. Um Luise wirbt der geckenhafte Oberförster Lebel, während Luise Georg liebt und, ohne daß sie es vermuthet und weiß, Gegenliebe findet. Beim Verkauf der Andreaswiese, die Johann ersteht, kommt es zu neuem, heftigem Streit zwischen den Brüdern, der in Thätlichkeiten überzugehen droht. Es folgt der zweite Act, der in der Wohnung Johann's sich abspielt. Um seinen Gegner zu ärgern, läßt Johann von Florentius, dem Schulmeister, Luise und Lebel ein „Kyrie" anstimmen; der feindliche Nachbar und sein Anhang antwortet mit einem Spottlied unter Dreschflegelbegleitung. Die Wuth Johann's steigt auf's Höchste, als Luise den Befehl ihres Vaters, Lebel zu heirathen, mit einem entschiedenen „Nein" beantwortet. Die seelische Erregung der vom Vater gemißhandelten Tochter wirft diese auf's Krankenlager; ein Chor von Bäuerinnen (Act 3) erkundigt sich beim Wasserholen nach ihrem Befinden. Inzwischen hat Georg den Entschluß gefaßt, da ihm von seinem Vater die Hand der Tochter verweigert wird, das elterliche Haus zu verlassen, während Johann aus Angst um das Leben seiner Tochter sich entschließt, seinen Todfeind in dessen Hause aufzusuchen. Der letzte Act bringt die bekannte Lösung durch Georg und schließlich die Versöhnung der beiden Rantzau.

Bei den Meisterwerken unserer großen Männer, bei Mozart's Opern, Beethoven's Symphonien, Wagner's Musikdramen offenbart jedes neue Werk auch einen neuen Stil. Wagner schuf innerhalb 49 Jahren künstlerischer Thätigkeit (von 1833 bis 1882) nur 13 Werke, sodaß also nahezu vier Jahre im Durchschnitt dazu gehörten, ein Werk zu vollenden. Mascagni hat in drei Jahren drei Opern geschrieben, er würde also voraussichtlich innerhalb 40 Jahren möglicher Weise 40 Opern geschaffen haben, sich und seinem Verleger, wie es scheint, zum Hauptvortheil. Die Zeit wird vielleicht von den 40 Opern — nach dem jetzigen Ergebniß zu urtheilen — ein Drittel vergessen und auch die seltsame Thatsache registriren, daß durch ein unbegreifliches „je ne sais quoi" Opern, wie „Freund Fritz" und „Die Rantzau" einen momentanen Erfolg erlebten, wie er bei Werken, die nicht bloß keinen Fortschritt des Componisten, sondern einen offenbaren Rückschritt bedeuten, räthselhaft ist. Bei Mascagni ist, wie bei den großen Meistern, der Stil allerdings auch nicht derselbe geblieben: aber er hat sich nicht verbessert, sondern verschlechtert. Man war allgemein überrascht und auf das Höchste erstaunt, als Mascagni seine „Sicilianische Dorfcomödie" mit einer bisher unerhörten Schlagfertigkeit und Eindringlichkeit dem Publikum vorführte. Wir verstanden das leidenschaftliche Temperament des Südländers und ließen uns willig die Empfindungen seiner Landsleute mit den allergrellsten Farben malen. Da führte ein unseliger Dämon den Componisten auf ein Gebiet, das sich deutsche Innigkeit und Gemüthstiefe zu ihrer stillen Heimstätte erkoren hatte, auf das Gebiet der deutschen Novelle. Und siehe, mit unbarmherzigen Fäusten zertrümmerte der Kecke die blumengeschmückten Altäre unserer heimathlichen Poesie. Jene deutsche Innerlichkeit, Wahrheit und Tiefe der Empfindung, vor deren sanft erwärmendem Sonnenstrahl selbst das rauhe, steinerne Herz zweier feindlich gesinnter Brüder schmilzt, verwandelt Mascagni in ein unsinniges Gerase zügellos entflammter Leidenschaft. Und wo in unserer Poesie den Leidenschaften des Zornes und Hasses mäßiger Spielraum geboten wird, da setzte Mascagni Zorn in Tobsucht, Haß in frenetisches Grinsen um und wußte schließlich keinen besseren Effect, als mit Dreschflegeln zuzuschlagen. Wo ein schlichtes Singspiel am Platze war, da hat Mascagni in gänzlichem Mißverständniß seines Stoffes versucht, die groben Wirkungen eines Verdi noch zu übertrumpfen, um dann schließlich mit dem Finger auf Wagner zu weisen und selbstgefällig zu schmunzeln: „Anch'io sono pittore."

Daß ein Componist Anleihen bei sich selber macht, findet man nicht schön aber begreiflich. Wenn aber in den „Rantzau" der erste Chor nach Struktur und Melodie sich als eine ganz farblose Nachbildung des ersten Chores in der „Cavalleria" erweist, so wird man gewiß nicht sagen können, daß der Componist „mit seinen höheren Zwecken" gewachsen sei. Nicht minder, daß es Geschmack verräth, auf den Text: „Und lieblich singt im Hain die Nachtigall" einen Männerchor und das volle Orchester im Fortissimo den Cis-dur Accord singen und blasen zu lassen! Ueberhaupt ist in Bezug auf die dramatische Behandlung des Chores Mascagni gegenüber Leoncavallo immer noch ein rechter Anfänger geblieben. Es sieht fast so aus, als hätte er sich vorgenommen, in den „Rantzau" die beliebtesten Zugstücke aus der Gattung Opernchöre zu copiren und sie nach Art eines Potpourri in der Oper anzubringen. Wenigstens fehlt der unvermeidliche Glockenchor ebensowenig, wie der Gesang der vorbeiziehenden „Nachtwache" und der „Plauderchor" am Brunnen, den eine Schaar elsässischer Mädchen singt und damit sogar dem immer süß lächelnden und classische Gemeinplätze stammelnden Schulmeister das urdeutsche Wort abringt: „Macht eure Mäuler zu und trollt euch weiter." Die ganze Chor-Scene am Brunnen (Anfang des dritten Actes) ist unnatürlich. Sie soll „lyrisch", sein, wird aber geradezu läppisch durch die zimperliche Schlußwendung: „Hast den Hirten du gesehen . . . ob er dir nicht tausend Grüße, wohl auch Küsse, für sein Mädchen aufgetragen!" Noch mehr! Den Mädchen wird vom Schulmeister und dessen Tochter berichtet, daß Luise ernstlich krank darnieder liege. Dazu stimmt das Orchester einen langsamen Walzer

Digitized by Google

in D-moll an! Ja dieses Moll! Es ist Mascagni's Element: das Moll und die Triole! In Moll erklärt Georg im vierten Act seine Liebe, nachdem er drei Acte in Moll — gesungen hat. Denn in Moll (und zwar Es-moll, mit den falschen Intervallen c d) sang Luise ihr Auftrittslied; aus H-moll geht das erste Vorspiel, in C-moll ist das zweite gehalten; nur das wie üblich, nichtssagende „Intermezzo" (das bei der Aufführung sehr anständiger Weise wegfiel) steht in F-dur; in C-moll dagegen wieder der große Monolog Johann's am Schlusse des zweiten Actes. Die Liebesscene ferner (im vierten Act): „Sagt dir mein feuchtes Auge nicht" kommt aus A-moll erst zu allerletzt heraus, und die letzte Anrede Georg's an Vetter und Oheim steht wieder in H-moll! Die „Triole" endlich ist bei Mascagni in Permanenz erklärt. Es wird nur verhältnißmäßig wenige Takte in den Hauptmotiven geben, in denen nicht mindestens eine „Triole" vorkommt. Dieses ewige triolische Gleiten und Schieben wirkt auf die Dauer Schwindel erregend, wie Seekrankheit. Dazu die Monotonie in der Instrumentation, die sogar im Vergleich mit „Freund Fritz" dürftig ausgefallen ist. Ewig derselbe Geigenklang — die Melodie in der hohen Lage — wie im Intermezzo und dem Vorspiel zur „Cavalleria"! Die Posaunen werden zu kurz gestoßenen, begleitenden Accorden verwendet, wie in der Cavalleria („Jubelt laut, denn der Herr ist erstanden"), nur noch viel aufdringlicher und unangenehmer! Die schaukelnden Begleitungsfiguren des Streichorchesters, die Harfenarpeggien, die grausamen und ganz unnöthig herbeigezerrte Quinten- und Octavenfolgen (im Vorspiel und im zweiten Act), die absichtliche Entstellung unserer gebräuchlichen Tonalität, vermöge deren Mascagni uns einreden will, es gäbe eine G-dur mit F, ein Moll mit großer Terz, eine Dur mit kleiner. — Alles das machte sich in der „Cavalleria" bereits übel bemerkbar. Aber die Wucht der dort mit Fug und Recht herrschenden Leidenschaft ließ es vergessen, und der kurze Umfang der einactigen Oper machte es nicht allzu auffällig. Aber in der dreiactigen Oper zeigte sich, daß nicht bloß Mascagni's musikalische Erfindungskraft, sondern auch sein technisches Können bescheiden ist. Man weiß sich vor Selbstcitaten des Componisten kaum mehr zu retten, und nur das hölzerne Dreschflegel-Concert der Partei Jacob Rantzau contra Johann Rantzau schien mir das einzig Neue und bei Mascagni selbst bisher noch nicht Gehörte zu sein.

Was nun die Behandlung der Solostimmen betrifft, so ist Mascagni gleichfalls derselbe geblieben. Aber wir treffen hier auf seine *starke* Seite. Er bietet unleugbar dem Sänger durchweg eine dankbare Aufgabe. In unserer Zeit, wo man den starken und hohen Tönen des „primo uomo" und der „prima donna" den ungeheucheltsten und klangvollsten Enthusiasmus darzubringen gewohnt ist, verlohnt es sich ja auch, ein durchaus lyrisches Werk gleichwohl mit dem Pathos der großen Oper auszustatten und so den Sängern von vornherein den Erfolg bei einer bestimmten Partei zu sichern. Doch abgesehen davon, Mascagni versteht sich auf eine wirkungsvolle, packende Cantilene und präcise Declamation. Sein dramatischer Parlando-Stil — so möchte ich Mascagni's Art zu declamiren lieber nennen (um jeder Verwechselung mit der Wagner'schen Declamationsart von vornherein auf das bestimmteste zu begegnen) kann von tüchtigen Sängern — wie z. B. von unserem überaus trefflichen Betz — sehr wirkungsvoll gestaltet werden. Sänger dagegen mit nicht vollkommen gebildeter Aussprache haben manche Schwierigkeit zu überwinden. Aber die Verve Mascagnischer Melodik hat für den Sänger etwas unendlich Antreibendes und Begeisterndes und das half denn auch einigen unserer Künstler über jene Schwierigkeiten hinweg. Ein weiterer Vorzug Mascagni's besteht in der außerordentlich zutreffenden und ergreifenden Darstellung dumpfer, düsterer, brütender Stimmungen: „Mag deinen Wein nicht genießen" — diese Stelle aus der „Cavalleria" klingt jedem, der sie einmal hörte, gewiß lange nach. In den „Rantzau's" ist der Eintritt Johann's in das Haus Jacob's wieder ein solcher mit Allgewalt packender Moment. Nicht minder wirkungsvoll — wenn auch in anderer Art — sind die letzten Worte Georg's an die feindlichen Brüder: „Denkt der Zeiten der Väter". Hier finden sich Inhalt und Ausdruck in glücklichster Vereinigung und Uebereinstimmung: es ist dies einer der wenigen, seltenen Fälle, wo man Mascagni nicht das Gegentheil zum Vorwurf machen kann. —

Und das Gesammturtheil? — Mascagni ist gewiß ein großes, starkes Talent! Aber er sollte nicht sich, als Künstler, zu Leide und Sonzogno, als seinem Verleger, zu Liebe jährlich eine neue Oper schreiben, vielmehr höchstens alle fünf Jahre eine. Dann aber eine wirklich *neue*, die beweist, daß der junge Maëstro seinem Ziele näher gerückt ist und die Kunst einen Schritt vorwärts gebracht hat. Das zu erreichen, dazu bedarf es aber vor Allem einer energischen Selbstkritik, die ihm zu fehlen scheint. Und dieser Mangel ist um so empfindlicher, je bedeutender und zahlreicher die Vorzüge sind, die der junge Componist unleugbar besitzt. —

Die Aufführung, von Kapellmeister Weingartner geleitet, war in Allem und Jedem eine so vollendete, wie sie sich der Componist selbst nicht besser wünschen konnte. Die Vertreter der Hauptpartien (Johann: Herr Bulß, Jacob: Herr Krolopp, Luise: Frl. Hiedler, Georg: Herr Rothmühl, Florentius: Herr Betz) verdienen sämmtlich uneingeschränktes Lob für die begeisterte Hingabe an das Werk. Chor, Orchester, Ausstattung und Inscenirung — genug, Alles war von prächtiger Wirkung.

Heinrich Reimann.

Notizen.

Unser Militär und seine Zukunft. Allerlei Gedanken und Bedenken als ein Beitrag zur Sozialpolitik. (Leipzig, Carl Jacobsen). — Ein Anonymus, der mit den einschlägigen Verhältnissen offenbar sehr gut vertraut ist und seine Militärzeit zu einer Reihe kluger Beobachtungen benutzt hat, mischt sich in die große Streitfragen dieser Wochen, versteht es aber gleichzeitig, ein höheres Niveau einzunehmen als die drei Dutzend-Schriftsteller, die zum größten Theil in ganz einseitiger Weise Partei zur Militär-Vorlage ergreifen. An den nachgerade widerwärtig werdenden Schacher- und Compromiß-Vorschlägen all dieser Vaterlandsfreunde betheiligt sich unser Autor nicht; er blickt über den nächsten Sonntag hinaus, und darum wünschen wir, obgleich keineswegs mit all seinen Vorschlägen einverstanden, dem Büchelchen recht viel verständige und nachdenkliche Leser. Verfasser gibt einen kurzen Abriß der Geschichte unseres preußisch-militärischen Heerwesens, schildert dann die Weltlage und weist ergötzlich nach, daß genau dieselben Einwürfe, welche heute gegen die Vorlage erhoben werden, schon 1810 gegen Stein und Boyen lautgeworden sind. Es liegt uns so fern, den Grafen Caprivi mit Stein zu vergleichen, wie es Herrn Arendt fern lag, ihn mit Napoleon in Parallele zu stellen; wir sehen auch keinesfalls mit dem Verfasser eine That politischer Klugheit in der Vorlage, sondern nichts als die traurige Folge fortgesetzter diplomatischer Fehler und einer bejammernswerthen Schaukelpolitik, aber wir geben zu, daß es nun zum Heile des Vaterlandes nothwendig ist, diesen Fehler durch Einstellung von 60,000 neuen Rekruten wieder gut zu machen. Auch darin geben wir dem Verfasser Recht, daß die Mehrbelastung durchaus nicht erdrückend genannt werden darf; wir fügen hinzu, daß bei einem jährlichen Spirituosenconsum von 2600 Millionen Mark in Deutschland 117 Millionen für das Militär nicht allzu schwer in die Wagschale fallen. — Hochinteressant, verblüffend und gerade dadurch den Widerspruch besonders herausfordernd sind die positiven Vorschläge des Autors. Sehr richtig sieht er in der Armee eine hygienische Anstalt, unentbehrlich für die Gesundheit des Leibes der Nation, sieht er in ihr deutscher Macht festesten Grundpfeiler, der weiter gefestet werden muß; aber unumgänglich nöthig scheint ihm auch die gesetzliche Einführung der zweijährigen Dienstzeit. Um nun diese Postulate mit einander vereinigen zu können, verlangt er u. A. die militärisch-turnerische Ausbildung der gesammten der Schule entwachsenen männlichen Jugend, so daß dem Zukunfts-Heere immer ein durchgebildetes, gutes Menschenmaterial zugebracht wird. An triftigen Gründen fehlt es dem Verfasser für seine Vorschläge nicht. und daß man sie sozialistisch nennen könnte, schreckt ihn am allerwenigsten. Wir erkennen denn, von einigen Nebensächlichkeiten abgesehen, auch gern an, daß die Forderung im Kern gesund ist. Aber der Verfasser erscheint uns als ein unterrichteter Mann, und er weiß zweifelsohne, daß die Jugend nach heutiger harter Tagesarbeit in Fabriken und Comptoirs am Abend der Erholung, der Ruhe bedarf, zu Leibesübungen aber keine Kraft mehr hat. Anstrengendes Turnen nach den Mühen des Tages würde die jungen Körper nicht stählen, sondern ruiniren. Verfasser spricht am Schluß seiner gedankenvollen Auseinandersetzungen von der monarchisch-sozialen Volkspartei, die kommen muß, er wird, wenn er's auch nicht ausdrücklich sagt, mit uns annehmen, daß die conditio sine qua non für den Ausbau des Militärs in seinem Sinne die wirthschaftliche Befreiung des Volkes, die grundlegende Verbesserung seines Lebensstatus ist. — Gegen unsere Gewohnheit haben wir uns auf Einzelheiten einer politischen Broschüre eingelassen; wir thaten es, weil uns ihre Gedanken werthvoll und diskutabel scheinen. Ueber Pensions- und Anciennitäts-Verhältnisse im Heer, über die Erziehung der Offiziere u. a. spricht Verfasser mit großem Freimuth, und wir können nur wünschen, daß die maßgebenden Kreise seine Ideen sich zu eigen machen. z.

Das Eisenbahngeleise von A. Haarmann. Erste und zweite Hälfte. (Leipzig, Wilh. Engelmann.) Noch fehlt uns eine Eisenbahngeschichte, aber der Generaldirector des Georgs-Marien-Bergwerkvereins bietet uns hier wenigstens einen Theil Eisenbahnbaugeschichte, die wir Allen warm empfehlen können, die sich für eine der herrlichsten Erfindungen des menschlichen Geistes interessiren. Er behandelt Wesen, Technik und Geschichte des Oberbaues, d. h. der Schienen, Schwellen, Weichen ꝛc. Anziehend ist der geschichtliche Hinweis, daß schon die Griechen die Spurbahnen auf felsigem Boden kannten, daß diese um die Mitte des 16. Jahrhundets in deutschen Bergwerken wieder auftauchten, von da nach England kamen und hier mit dem Dampfwagen verbunden wurden. Möge die Oberbaufrage, von der eine Vergrößerung der Fahrgeschwindigkeit abhängt, bald eine befriedigende Lösung finden! Dieses Buch zeigt die Wege und Ziele.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (*unverlangte Manuscripte mit Rückporto*) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Romane von Theophil Zolling.

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

2 Theile in einem Bande.

Vierte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

Frau Minne.

Ein Künstler-Roman.

2 Theile in einem Bande.

Dritte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—

Coulissengeister.

Ein Theater-Roman.

2 Theile in einem Bande.

Dritte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

☛ **In allen größeren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung durch den Verlag H. Haessel in Leipzig.**

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =

in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

272 Hefte zu je 50 Pf. — 17 Bände zu je 8 Mk.

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

17,500 Seiten Text. — 152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Für nach Italien Reisende.

Italienischer Salat.

Allerlei Heiteres aus dem Lande der Citronen

von

Oscar Justinus.

220 Seiten 8°. Preis 2 Mark geheftet, 3 Mark gebunden.

Vossische Zeitung. Sämmtliche Artikel verrathen eine treffliche Beobachtungsgabe und volles Verständniß für das Reisen.

Berliner Tageblatt. Es ist ein von bester Laune durchsetzter ethisch-socialer und wirthschaftlicher Bädeker.

Berl. Local-Anzeiger. Der „italienische Salat" ist eins der liebenswürdigsten und nützlichsten Bücher, die in den letzten Jahren über Italien geschrieben worden sind.

Norddeutsche allgem. Zeitung. Wir finden darin nicht nur die angenehmste Unterhaltung, sondern jeder Italienreisende erhält vielfach praktische Winke, um auf genußreiche und zweckmäßige Weise sich mit den Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner abzufinden.

Leipziger Tageblatt. Es sind nicht trockene Schilderungen eines kritisch beanlagten Berichterstatters, sondern frisch erfunden und frisch wiedergegebene Eindrücke eines leicht und warm begeisterten Beobachters.

Verlag von Richard Wilhelmi in Berlin.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Soeben erschien im Verlage von **Otto Wigand** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

In Sachen der Hypnose und Suggestion.

Ein Vademecum für Herrn Prof. Wundt.

Herausgegeben von **Dr. F. Wollny.**

Preis 50 Pfge.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserem Verlage erscheint:

„Aus fremden Zungen".

Herausgegeben von **Joseph Kürschner.**

Vielseitigstes Unterhaltungsblatt. Sammelstelle der besten und neuesten schönwissenschaftlichen Werke des Auslandes. Durchaus eigenartig. Vertritt einen frischen, modernen Geist und bietet seinem Leser, was er sonst nirgends findet.

Soeben beginnt der neue Jahrgang, der Werke obengenannter u. a. Autoren enthält.

Zu beziehen

durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

Soeben erschien:

Was sind die Freimaurer und was wollen sie?

Ein Wort zur Wehr und Lehr über

Wesen, Bedeutung, Ursprung u. Ziele der Freimaurerei.

Von einem wahrhaft deutschen Vaterlandsfreund.

5. Auflage. — 10. Tausend.

Preis Mk. 1.50.

„Kein Buch unterrichtet so offen, klar und verständlich über Wesen, Bedeutung, Geschichte und Ziele der Freimaurerei und ist dabei so interessant geschrieben, wie obiges." Dr. K. Ch.

Soeben erschien vollständig:

Carl von Hase's Leben.

Herausgegeben von **K. A. v. Hase.**

1. **Ideale und Irrthümer.** 1800—1830.
2. **Erinnerungen an Italien** in Briefen an die künftige Geliebte. 1829/30.
3. **Annalen meines Lebens.** 1830—1890. Bd. I/II zu je ℳ 4, Bd. III ℳ 6.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 11. März 1898. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Militärvorlage und unsere Parteien. Von Archivar Georg Winter. — Erbrechtsreform. Von G. B. — Ungarische Wirthschaft. Von Saxo. — **Literatur und Kunst:** Vom Dresdener Hoftheater. Von Verus. — Ein christlich-sozialer Roman aus England. Von E. Beyer. — **Feuilleton:** Durch Eis und Schnee. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Der Fall Saling. Von Caliban. — Aus den Kunstsalons. Von Cornelius Gurlitt. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals unsere Archäologen. Von L. P. — Notizen. — Anzeigen.

Die Militärvorlage und unsere Parteien.

Von Archivar Georg Winter.

Die Bedeutung der „Gegenwart" für unser gesammtes öffentliches Leben scheint mir nicht in letzter Linie darauf zu beruhen, daß sich dieselbe mit keiner der bestehenden politischen Parteien völlig identificirt, vielmehr zu einem Sprechsaal für alle stramm nationalgesinnten Männer geworden ist, in welchem in Einzelfragen die verschiedensten Meinungen neben einander Berücksichtigung und Raum finden, sofern nur die ihnen zu Grunde liegende nationalpolitische Gesinnung deutlich zu Tage tritt. So mancher politische Artikel, den diese Zeitschrift an leitender Stelle brachte, hat ein paar Blätter weiter hinten von dem allbeliebten Caliban eine mehr oder minder skeptisch-kritische Beurtheilung erfahren; auch meine eigenen Artikel, welche die Begründung einer großen nationalen Verfassungspartei aus den Mittelparteien und den gemäßigten Freisinnigen anregten, sind diesem Geschick nicht entgangen. Allein ich halte das, wie gesagt, keineswegs für ein Unglück; im Gegentheil, ich bin der Meinung, daß ein solches über den Parteien stehendes und doch den Pulsschlag einer jeden von ihnen beobachtendes Organ gerade in unserer Zeit gegenüber den großen nationalen Aufgaben, deren Lösung nur durch eine Verständigung aller wahrhaft nationalgesinnten Patrioten möglich ist, ein tief empfundenes Bedürfniß ist. Kein Verständiger kann sich mehr einer Täuschung darüber hingeben, daß wir in einer mächtigen und tiefgreifenden Umbildung unseres politischen Parteiwesens begriffen sind; es ist das eben eine der vielen unmittelbaren Folgen des Rücktrittes des gewaltigen Mannes, der Jahrzehnte hindurch unserem politischen Leben Ziel und Richtung gegeben und den Stempel seines Genius aufgeprägt hat. Nachdem er gegangen war, mußte nothwendiger Weise das bisher von ihm aufrecht erhaltene Gleichgewicht der Kräfte im politischen Leben zeitweilig verloren gehen und ein mehr oder minder chaotischer Zustand eintreten, aus dem sich erst allmählich ein Neues entwickeln muß, das an die Stelle der Einen großen leitenden Kraft zu treten hat. Ueberall zeigt sich unruhige Gährung, unsicheres Schwanken, die Parteischablonen wollen nicht mehr recht ausreichen, um den Kräften, denen sie Form gaben, Schranken aufzuerlegen. Daher die früher nur selten beobachtete Erscheinung, daß häufig in den entscheidenden Lebensfragen der Nation innerhalb der einzelnen Parteien die tiefgreifendsten Gegensätze neben einander bestehen und durch keine Parteidisciplin versöhnt und beseitigt werden können. Die Elemente sind durch einander gerüttelt und müssen sich erst wieder klären, ehe sie neue organische Verbindungen eingehen können. Zu dieser Klärung aber kann ein Organ wie diese Zeitschrift ein sehr Erhebliches beitragen.

Das hat sich vor Allem auch bei den Erörterungen über die jetzt im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stehende Militärvorlage klar und deutlich gezeigt. Während in der Discussion darüber innerhalb der politischen Parteien der an sich nur in mittelbarem Zusammenhange damit stehende finanzielle Gesichtspunkt der einzig entscheidende war, ist die Vorlage in der „Gegenwart" von den verschiedensten, zum Theil schroff entgegengesetzten Standpunkten aus, aber nur aus in der Sache selbst liegenden Rücksichten erörtert worden. Während der eine Mitarbeiter, offenbar ein Sachverständiger in militärisch-technischen Dingen, aus der strategisch-taktischen wie aus der politischen Gesammtlage der europäischen Staaten nachzuweisen suchte, daß die in der Militärvorlage angestrebte Vermehrung unseres Heeres nicht erforderlich, ja in manchem Betracht bedenklich sei, hält ein anderer Mitarbeiter der „Gegenwart" das Durchgehen der Vorlage für so wichtig, daß er selbst an das politisch gewiß nicht ungefährliche Mittel eines ad hoc einzuberufenden und zu wählenden Plebiscit-Reichstages denkt. Beide aber ziehen das finanzielle Element der Frage nicht oder nur nebensächlich in den Kreis ihrer Betrachtungen; gerade dadurch unterscheiden sie sich von den rein parteipolitischen Erörterungen der Frage. Und sie haben in diesem Punkte, in welchem sie übereinstimmen, unbedingt Recht.

Gegenüber den allgemeinen und überall bis zum Ueberdruß wiederholten Klagen über die finanzielle Mehrbelastung, die dem deutschen Volke aus der Durchführung der Militärvorlage erwachsen würde, ist es ja gewiß nicht leicht, gegen den Strom zu schwimmen, aber es wird in diesem Falle zur unabweislichen Pflicht gegenüber dem Vaterlande. Es soll und muß dem deutschen Volke immer und immer wieder gesagt und in's Gewissen gerufen werden: die Frage, ob die von der Regierung verlangte Heeresvermehrung nothwendig ist, darf und kann nur aus sich selbst heraus, d. h. aus politischen und militärischen Gesichtspunkten entschieden, sie muß nur aus solchen rein objectiv und zunächst ohne Rücksicht auf das finanzielle Moment gewissenhaft geprüft werden. Ergibt diese Prüfung die Nothwendigkeit der Maßregel, so muß sie durchgeführt werden, wenn anders wir uns nicht das traurige Zeugniß ausstellen wollen, daß wir außer Stande sind, die großen nationalen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte als heiliges Vermächtniß für kommende Generationen zu schützen und zu wahren. Es ist nicht wahr, das muß mit aller Schärfe betont werden, daß wir die finanzielle Mehrbelastung nicht tragen

Digitized by Google

könnten. Wir würden im Falle eines unglücklichen Krieges, vor dem uns ein gütiges Geschick bewahre, an Contributionen und Kriegsentschädigung das Zehnfache von dem, was wir jetzt angeblich nicht zahlen können, zahlen müssen. Es ist die höchste Zeit, daß wir uns das an der Hand der schweren Lehren, die uns die trübsten Jahre unserer Geschichte am Anfange des Jahrhunderts ertheilt haben, mit voller Klarheit zum Bewußtsein bringen, daß wir uns ferner daran erinnern, daß wir unser heutiges mächtiges und einiges Vaterland noch heute nicht haben würden, wenn in der Conflictszeit der sechziger Jahre der auch auf finanzielle Gesichtspunkte gestützte leidenschaftliche Widerstand der Volksvertretung gegen die damalige Militärreorganisation seinen Endzweck erreicht, d. h. diese verhindert hätte. Gerade in der letzten historischen Reminiscenz liegt doch eine ernste Mahnung und Warnung für unsere politischen Parteien, namentlich für die Liberalen. Es ist erst durch die historischen Forschungen der letzten Jahre, namentlich die Heinrich von Sybels, in vollem Umfange klar geworden, was der Liberalismus damals verscherzt hat, als er die Gelegenheit, sich ein unermeßliches Verdienst um die Fortentwickelung der nationalen Sache zu erwerben, vorübergehen ließ. Manche trübe Erfahrung der nächsten Jahre wäre ihm erspart geblieben: statt des Gegensatzes, der lange Zeit zwischen dem größten deutschen Staatsmanne und der damals in der Einheitsfrage am energischsten nationalen Partei obwaltete, wäre ein harmonisches Zusammenwirken beider gewonnen und dadurch mancher jähe Sprung in unserer nationalen Entwickelung vermieden worden. Sollen wir ähnliche oder größere, von außen drohende Gefahren noch einmal laufen? Glauben die liberalen Parteien, glauben die parlamentarischen Parteien überhaupt, die Verantwortung dafür übernehmen zu können? Sie würden damit einen verhängnißvollen Fehler begehen, vor Allem, sie würden beweisen, daß sie die innige Fühlung mit dem Volksleben verloren haben, daß sie den Umschwung, der sich gerade in dieser Frage in den letzten Monaten vollzogen hat, nicht klar zu erkennen und recht zu würdigen verstehen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, von den süddeutsch-ultramontanen Wählerschaften abgesehen, die Kundgebungen im Volke für die Militärvorlage an Gewicht wie an Zahl der Stimmen bedeutender sind als die gegen die Militärvorlage. Daß es am Anfang, als die Militärvorlage anfing in unbestimmten Umrissen bekannt zu werden, unzweifelhaft anders war, daß damals in weiten Kreisen des Volkes in der That ein leidenschaftlicher Widerstand gegen dieselbe sich geltend machte, lag vor Allem an der ohne Frage sehr wenig geschickten Art, in der die Reichsregierung die Action für die Vorlage einleitete. Wenn aber z. B. die Freisinnigen auf diesen anfänglichen Widerstand des Volkes auch heute noch ihre Opposition begründen zu können meinen, wenn sie, wenigstens nach ihren offiziellen Aeußerungen, einer Auflösung des Reichstages und einer unter dem Zeichen der Militärvorlage sich vollziehenden Neuwahl mit großer Zuversicht entgegensehen, so dürften sie eine große und schwere Enttäuschung erleben, wenn es so weit kommen sollte. Entgegen allen Vertuschungsversuchen der parlamentarischen Parteileitung kann es für keinen, der mit den großen Massen der Wähler nahe Fühlung hat, irgend einem Zweifel unterliegen, daß der Umschwung zu Gunsten der Militärvorlage bis tief in die Kreise der freisinnigen Wählerschaften hineinreicht. Die freisinnigen Führer, namentlich die des radicalen Flügels der Partei, vergessen gar zu gern, daß ein großer Theil ihrer Wähler bis zum Ende der siebziger Jahre nationalliberal war und sich in gewissen Fragen, die sie für hervorragend nationale halten, unter die Parteiherrschaft des Herrn Eugen Richter nicht so unbedingt fügen, wie dessen unmittelbare Gefolgschaft. Der Anzeichen hierfür sind genug vorhanden; in Süddeutschland, unter den Wählern eines Freiherrn von Stauffenberg, wie in Thüringen sind sie hervorgetreten, und auch in Norden beginnt es sich zu regen, nachdrücklicher, als es Herrn Richter lieb sein wird. Bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Reichstages, in dem die freisinnige Partei zu den stärksten Parteien gehört, ist diese Sachlage doch wichtig genug, um sie an einem Beispiel zu erläutern, welches nicht ohne Interesse ist.

Vor mir liegt ein vertraulicher, unbedingt zuverlässiger, von einem der Hauptbetheiligten ausgegangener Bericht über eine Versammlung, nicht etwa einzelner dissentirender freisinniger Wähler, sondern freisinniger Vertrauensmänner in Hamburg. In dieser Versammlung hat einer der Führer der dortigen freisinnigen Partei unter dem lebhaftesten Beifall der Versammelten auf das entschiedenste gegen die ablehnende Haltung Richter's in Sachen der Militärvorlage Front gemacht. Auf das nachdrücklichste wurde darauf hingewiesen, daß die Opposition gegen diese Vorlage geradezu dem freisinnigen Parteiprogramm, welches eine möglichst allgemeine Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und zweijährige Dienstzeit fordere, in's Gesicht schlage; es müsse daher unbedingt, um die Concession der letzteren durchzusetzen, eine Verständigung mit der Reichsregierung angestrebt werden. Diese Ansicht fand so energischen Anklang in der Versammlung, daß sogar offen der Gedanke ausgesprochen wurde, wenn Richter bei seiner ablehnenden Haltung verharre, so müsse der gemäßigte Flügel der Partei, die ehemaligen Secessionisten und die Hänel'sche Gruppe der alten Fortschrittspartei, aus der freisinnigen Partei ausscheiden und im Verein mit den Nationalliberalen den Grund zu einer neuen großen liberalen Partei legen. Wie man sieht, ist das nicht ganz, aber doch zum Theil der Gedanke, den ich seit Jahren in der „Gegenwart" vertrete, nur daß ich die so gebildete große liberale Partei durch die Vereinigung mit den Freiconservativen noch verstärkt zu sehen wünsche. Gerade dieser Umstand, daß ich immer und immer wieder die Nothwendigkeit dieser Vereinigung möglichst weiter, national und liberal gesinnter Elemente betont habe, war wohl die Veranlassung, aus der mir ein eingehender handschriftlicher Bericht über die Hamburger freisinnige Vertrauensmänner-Versammlung zuging.

Ich überschätze diesen einzelnen Vorgang nicht; ich betrachte ihn als weiter nichts als ein Symptom einer innerhalb der freisinnigen Partei bestehenden Unterströmung, aber auch als solches ist er ohne Frage von Bedeutung. Er zeigt eben, daß weite Schichten des Volkes in nationalen Fragen sich ihrer Gemeinschaft über die Parteischablone hinaus bewußt sind, und das ist ohne Zweifel eine erfreuliche Erscheinung, eine von den Erscheinungen, die dem Mitarbeiter in Nr. 8 dieser Zeitschrift den Gedanken an einen Plebiscit-Reichstag eingegeben haben.

Gewiß empfindet das Volk die auf ihm ruhende Steuerlast in der gegenwärtigen Periode wirthschaftlicher Depression schwerer als sonst, aber es ist sich doch, das hoffen und glauben wir von seinem guten Genius, deutlich bewußt, daß in nationalen Existenzfragen der nationale Gesichtspunkt finanzielle Rücksichten unzweifelhaft in den Hintergrund drängen muß.

Und wie steht es denn mit diesen finanziellen Rücksichten in Wahrheit?

Ist es wirklich wahr, daß das deutsche Volk, auch wenn es sich um die Frage der Sicherheit des Reiches nach außen hin handelt, an der Grenze der finanziellen Leistungsfähigkeit angekommen ist? Zur unbefangenen Prüfung und Würdigung dieser Frage kann eine Broschüre viel beitragen, welche vor einigen Tagen erschienen ist, aber die ihr gebührende Beachtung noch nicht in vollem Umfange gefunden zu haben scheint und auf die ich die Aufmerksamkeit richten möchte. Es ist die kleine Abhandlung des Berliner Privatdocenten Jastrow: „Drückt die Militärlast? Eine zeitgemäße Frage". In Bezug auf die finanzielle Seite der Sache, die den Hauptgegenstand seiner Erörterung bildet, weist uns der Verfasser zunächst auf die sehr bemerkenswerthe Thatsache hin, daß, während in den parteipolitischen Erörterungen, wie ich schon oben erwähnte, die Frage der finanziellen Mehrbelastung des Volkes die entscheidende Rolle zu spielen pflege, im wissenschaftlichen Lager der Nationalökonomen ganz ohne jeden Unterschied der Parteistellung nur eine Stimme darüber herrsche, daß man aus Gründen der

*) Leipzig, Hirschfeld.

Digitized by Google

Unerschwinglichkeit sich nicht gegen die Vorlage auszusprechen habe. Jastrow erweist das aus den Aussprüchen aller Nationalökonomen von Ruf, welche sich in der Frage haben vernehmen lassen, eines Neumann-Tübingen, Conrad-Halle, Meitzen, von Mayr u. A. Sie alle und Jastrow mit ihnen kommen auf Grund eingehender Vergleichung der Steuerbelastung in den verschiedenen europäischen Großstaaten zu dem Resultat, daß Deutschland in finanzieller Beziehung nicht etwa eine besonders hohe Militär- und Steuerlast zu tragen hat, sondern im Gegentheil eine besonders niedrige. Nach Professor von Kaufmann's sehr sorgfältigen Untersuchungen betragen z. B. die Kosten für Heer und Marine pro Kopf der Bevölkerung in England 17 Mark, in Frankreich 14, in Italien $8^1/_2$, in Deutschland aber noch nicht ganz $7^1/_2$ Mark, eine Summe, hinter der nur Oesterreich-Ungarn mit $6^2/_3$ Mark um ein Geringes zurückbleibt. Zu genau demselben, ja zu einem für Deutschland noch günstigeren Ergebniß kommt man, wenn man die Gesammtsteuerlast der verschiedenen Staaten mit einander vergleicht. Hier wird Deutschland von allen anderen Staaten, einschließlich Oesterreich-Ungarn, an Steuerlast übertroffen. Während pro Kopf der Bevölkerung in Frankreich, England, Italien, Oesterreich-Ungarn bezw. 58, 39, 32 und 28 Mark an Steuern zu zahlen sind, wird in Deutschland an Reichs- und Landessteuern zusammengenommen nur 21 Mark pro Kopf aufgebracht. Diesen, im Wesentlichen von wissenschaftlicher Seite allgemein als zutreffend anerkannten Zahlen gegenüber muß doch ohne Frage die Behauptung, daß wir eine weitere Belastung nicht ertragen können, unbedingt verstummen, so laut sie auch bisher immer und immer wieder aufgestellt worden ist; denn man kann doch, wie Jastrow das Ergebniß richtig auf S. 7 zusammenfaßt, nicht behaupten, daß der Steuerdruck in einem Lande wie Deutschland bereits auf dem Punkte der Unerträglichkeit angelangt sei, wenn er geringer ist als in allen anderen Ländern!

Ich glaube nicht befürchten zu müssen, daß ich etwa dahin mißverstanden werden könnte, als wollte ich aus jenen Zahlen die Folgerung ziehen, daß nun unbedingt Alles, was die Regierung für Heereszwecke fordert, bewilligt werden müsse. Das Eine aber darf danach allerdings als feststehend betrachtet werden: es ist nicht nur möglich, sondern unbedingt nothwendig, die Frage der Heeresvermehrung nur nach in ihr selbst liegenden, nicht nach finanziellen Gesichtspunkten zu prüfen; ergibt diese Prüfung die Nothwendigkeit der Maßregel, so kann nach den vorstehend mitgetheilten Zahlen gar keine Rede davon sein, daß wir eine solche als nothwendig erkannte Maßregel aus Rücksichten auf unsere Finanzlage unterlassen müßten.*)

Wenn die parlamentarischen Parteien in ihrer Gesammtheit diese Ueberzeugung in sich aufnehmen, wenn sie, wie das ja in der Militärcommission in der That selbst von den vorläufig noch prinzipiell opponirenden Mitgliedern wirklich geschieht, die Vorlage ganz ohne Rücksicht auf die finanzielle Seite objectiv prüfen, dann ist eine Annahme derselben in vollem Umfange oder doch nur mit solchen Beschränkungen, welche in der Sache selbst begründet sind und von allen Betheiligten, einschließlich der Reichsregierung, als berechtigt anerkannt werden, auch im gegenwärtigen Reichstage ohne die mit einer Neuwahl verbundenen Erschütterungen möglich. Die Mittelparteien haben sich ja bereits auf diesen Standpunkt gestellt, und namentlich ist es Herr von Bennigsen, der in entsagungs- und verantwortungsvoller Weise auf eine Verständigung hinarbeitet. Geben die anderen Parteien, der thatsächlich durch Zahlen zu erweisenden Wahrheit gemäß, auch nur das Eine zu, daß die finanzielle Frage nicht die entscheidende ist, und stellen sie demgemäß ihren Mitgliedern in diesem Falle ihre Abstimmung unbedingt frei, so wird dieser aus den prinzipiell zur Verständigung geneigten Mittelparteien gebildete Stamm von allen Seiten Verstärkung erfahren. Daß in der conservativen Partei neben der aus Opposition gegen die zweijährige Dienstzeit auftretenden Fronde auch eine zur Bewilligung geneigte Richtung vorhanden ist und leicht zur überwiegenden werden kann, ist unzweifelhaft. Die Unterströmung im freisinnigen Lager erwähnten wir schon; sie ist nicht nur im Volke, sondern auch, wie uns auf das bestimmteste versichert wird, in der parlamentarischen Fraction vorhanden. Es kommt nur darauf an, daß diese Richtung den muthigen Entschluß faßt, sich in dieser wichtigen Frage nicht von Richter terrorisiren zu lassen. Und auch dafür ist es ein erfreuliches Symptom, daß der freisinnige Abgeordnete Hinze in der Militär-Commission in ausgesprochenem Gegensatz zu Richter für die vierten Bataillone gestimmt hat. Die Existenz eines der Militär-Vorlage günstig gesinnten Centrums-Flügels aber ist ja längst ein offenes Geheimniß. Es sind also in allen Parteien mit Ausnahme der Sozialdemokratie Elemente zu einer Verständigung vorhanden. Sie brauchen sich nur selbständig zu regen und in dieser nationalen Lebensfrage die Fesseln der Parteidisciplin abzuwerfen, so ist die Verständigung gewonnen und dasselbe erreicht, was durch einen Plebiscit-Reichstag zu erreichen wäre. Daß das ein unermeßlicher Segen für das Vaterland wäre und zur Erhöhung unseres Ansehens im Auslande erheblich beitragen würde, ist ja unzweifelhaft.

*) Jastrow selbst geht in seiner Broschüre in seinen Folgerungen aus jenen vergleichenden Zahlen noch einen erheblichen Schritt weiter, über die eigentliche Frage der Militärvorlage hinaus, indem er auf die Nothwendigkeit erheblicher Mehraufwendungen auch auf anderen Gebieten als den militärischen hinweist. Er macht die ganz zutreffende Bemerkung, daß, wenn trotz jener relativ geringeren Belastung für Heereszwecke der Militärdruck in Deutschland trotzdem mehr empfunden werde, als in allen anderen Ländern, das im Wesentlichen daran liege, daß die Rücksicht auf die Heereszwecke in den civilen Verwaltungen allüberall zu einer eines großen Volkes nicht würdigen Sparsamkeit geführt habe, daß also in allen öffentlichen Angelegenheiten bei uns kein Interesse so in den Vordergrund gestellt, keines so thatkräftig und ausgiebig befriedigt wird, wie das militärische. Er weist das im Einzelnen an einer Reihe von Mißständen in unseren civilen und culturellen Verwaltungen nach, die nur durch eine aus Rücksicht auf die Heereszwecke geübte Sparsamkeit verschuldet seien, und kommt nun zu dem Ergebniß: „das ist in Wahrheit der Druck der Militärlast, daß die militärischen Interessen bei uns angefangen haben, alle Culturinteressen zu absorbiren." Dem müsse entgegengearbeitet werden, indem man mit der über steuerpolitische Fragen weit verbreiteten irrigen Auffassung endlich definitiv breche, nach welcher die Verminderung der Steuerlast für das A und O der politischen Weisheit gilt, während es in der Wissenschaft schon längst gemeinsame Ueberzeugung ohne Unterschied der Parteistellung geworden ist, daß die Culturentwickelung der Zukunft nicht auf Verminderung, sondern auf Wachsen der Steuererträge beruhen wird. Dementsprechend schließt er auf S. 15: „Es ist nicht wahr, daß uns das Geld fehlt, um unsere Grenzen zu schützen. Aber es ist ebenso wenig wahr, daß uns das Geld fehlt, um unsere Richter zu besolden, unser Unterrichtswesen würdig auszugestalten, für unsere Sozialpolitik und Gesundheitspflege die Fortschritte der Neuzeit ebenso auszunutzen, wie für Armee und Marine." Da dies Alles ohne erhebliche Vermehrung der Steuern nicht möglich ist, so ist als das A und O der Jastrow'schen Broschüre der den Erörterungen der Tagespolitiker allerdings schroff entgegengesetzte Satz zu betrachten, daß wir eben unsere, im Vergleich zu anderen Ländern sehr geringfügige Steuerlast nicht nach Kräften zu vermindern, sondern nach dem Maße unserer militärischen und culturellen Bedürfnisse zu vermehren haben. Ein so kühnes Schwimmen gegen den Strom wird ja freilich zunächst nicht auf allzu viele Nachahmer zu rechnen haben. Aber daß es einmal versucht wird, ist gewiß gegenüber den echt spießbürgerlichen Steuer-Jeremiaden eine höchst erfreuliche Erscheinung.

Erbrechtsreform.

Wenn unter den Vorschlägen, die gegenwärtig im Reich erörtert werden, die Erbschaftssteuer — etwas zaghaft — in den Vordergrund tritt, so muß es Verwunderung erregen, daß eine Erbrechtsreform von keiner Seite in Aussicht genommen zu sein scheint. Es kann dahingestellt bleiben, wie alt die Frage nach einer Reform des Erbrechts ist; auch wie etwa Römer und Griechen ihr Erbrecht in früherer oder späterer Zeit gestaltet haben, mag vollkommen auf sich beruhen. In neuerer Zeit waren es vorzugsweise der Graf von St. Simon und seine Schule in Frankreich, die einer Einschränkung des privaten Erbrechts das Wort redeten. In Deutschland existirt gleichfalls eine nicht kleine Literatur, die den Gegenstand behandelt. Statt aller anderen Schriften soll nur auf H. v. Scheel, „Erbschaftssteuer und Erbrechtsreform" (Jena 1877) hinge-

Digitized by Google

wiesen werden. Der Verfasser hat in diesem ganz vortrefflichen und leider wenig bekannten Werke auf 100 Seiten überzeugend nachgewiesen, daß es erlaubt und nothwendig sei, das Erbrecht der entfernteren Verwandten zu beseitigen und durch ein Erbrecht des Staates zu ersetzen. Es ist höchst erstaunlich, daß dieser einfache, große Gedanke nicht längst zum wohlthätigen Gesetz geworden ist.

Gegenwärtig herrscht, abgesehen von den linksrheinischen Gebieten des französischen Rechts, ein unbeschränktes Privaterbrecht. Der Verstorbene wird nicht bloß von seinen Kindern, Eltern, dem Ehegatten beerbt, von Onkeln, Vettern, Neffen u. s. w., nein, bei dem Mangel dieser näheren Angehörigen fällt sein Nachlaß an Personen, die ihm auch nur im allerentferntesten Grade verwandt sind. Daher kommt es, daß bei manchem Erbfall der Erbe und der Erblasser einander gar nicht gekannt haben; der Erbe hat zuweilen große Noth, überhaupt nachzuweisen, daß und wie er mit dem Verstorbenen verwandt gewesen ist. Der Volksmund spricht dann von „lachenden Erben". Fragen wir nach dem Grunde dieser doch seltsamen Erscheinung auf dem Rechtsgebiet, so zeigt es sich, daß die Einrichtung ihren Ursprung der geschichtlichen Entwickelung verdankt, — womit freilich keineswegs dargethan ist, daß sie heute noch die Berechtigung ihrer Existenz hat. Bei Völkern nämlich, die sich in den Anfängen staatlicher Entwickelung befinden, ruht der Rechtsschutz des Einzelnen bei seiner Familie, seiner Stammesgenossenschaft. Diese sind es, die ihm den Frieden verbürgen, die den Vormund des Unmündigen, den Rächer des Beleidigten stellen. Diesen durch die Blutsgemeinschaft begründeten Pflichten entspricht es in der That, wenn das Erbe des verstorbenen Familiengliedes nicht bloß den nächsten Angehörigen, sondern in Ermangelung solcher jedem zufiel, der nur irgend dem Kreise der Stammesgenossen angehörte.

Das ist aber lange her. Der moderne Staat befindet sich nicht mehr in den Anfangsstadien seiner Entwickelung. Der Zusammenhang mit den entfernteren Familiengliedern ist gelockert; nahe Beziehungen des Rechts, der wirthschaftlichen Gemeinschaft, der Zuneigung, bestehen nur noch innerhalb der eigentlichen Familie. Im Uebrigen ist es nunmehr der Staat der an Stelle der Blutsgenossenschaft den Frieden nach Außen und das Recht im Innern schützt, der dem Einzelnen die ungehinderte Entfaltung seiner Kräfte verbürgt und weit darüber hinaus den Schutz der Schwachen als seine Aufgabe erkannt und übernommen hat. Deswegen gebührt nunmehr ihm die Abgabe, die in vergangener Zeit einer vergleichsweise doch nur schwachen Familiencorporation willig entrichtet wurde. Heute ist es nur durch positive Bestimmung, nicht mehr durch innere Gründe gerechtfertigt, daß ich nach meinem Tode von jemandem beerbt werde, der sich nur darauf berufen kann, er sei ein Enkel meines Großonkels. Es ist schlechthin unwiderleglich, wenn v. Scheel in seiner erwähnten Schrift (S. 38) sagt, Jedermann werde zugeben müssen,

> „daß ein Erbrecht, welches nur die Thatsache der Blutmischung in irgend welcher beliebigen Verdünnung zur Grundlage hat, auf einer sehr willkürlichen und unzureichenden und weder in Volkswirthschaft, noch Moral zu rechtfertigenden Grundlage beruht."

Sollte der Erblasser in einem gegebenen Falle ausnahmsweise eine so zart besaitete, oder richtiger eine so eingebildete Persönlichkeit sein, daß ihm auch der entfernteste Verwandte dieser Eigenschaft wegen als der einzig würdige Erbe erschiene, so steht ja nichts im Wege, ihn durch Testament zu berufen. Aber es kann nicht Aufgabe der Staatsgesetzgebung sein, auch bei dem Mangel solcher Berufung zum eigenen Schaden Persönlichkeiten als Erben einzusetzen, die in keinem anderen Zusammenhang mit dem Verstorbenen standen, als dem einer gerade eben noch nachweisbaren, stark verdünnten Verwandtschaft.

Auch die Frage, an welcher Stelle die Grenze für das Privaterbrecht zu ziehen sei, ist nicht so schwer zu lösen. Man könnte an den oben erwähnten, bezeichnenden Ausdruck der Volksüberzeugung, an das Wort von den „lachenden Erben" anknüpfen. Eben diese wären zu beseitigen. Wenn einem Sohn der Vater, oder dem Vater ein Kind, oder ein Bruder seiner Schwester stirbt, wer spräche da wohl von lachenden Erben? Auch noch der Tod eines Onkels, eines Vetters wird ernste Betrübniß in der Regel hervorrufen; denn ein immerhin noch enges Band wird für alle Zeit gelöst. Darüber hinaus freilich sind es lediglich heitere Empfindungen, die die trauernden Hinterbliebenen zu erfüllen pflegen. Und das „Lachen" des Erben gilt nicht bloß dem Vergnügen über den glücklichen Zufall, der hier gewaltet hat, es ist ein Hohngelächter auf die Gesellschaft, die diesen Zufall zum Gesetz macht, die ihm, dem Erben, so unverdient, so ohne jeden vernünftigen Grund Tausende in den Schoß wirft, auf welche jeder Andere, d. i. die Staatsgemeinschaft, gleiches Anrecht hätte. — Folgt man diesem Gedankengang, so ergibt es sich als richtig, das gesetzliche Erbrecht der Privaten auf vier Grade der Verwandtschaft zu beschränken und darüber hinaus, in Ermangelung so naher Verwandten, den Staat als Erben zu berufen. Es ist nicht auszudenken, welche culturellen Aufgaben der Staat mit Hülfe der ihm so zufließenden, ungezählten Millionen lösen könnte; wenn aber eine derartige Reform auch nur den einen Zweck hätte, die geplante und wohl nicht mit Unrecht so unpopuläre Vermögensteuer überflüssig zu machen, schon dann wäre sie ein Gewinn.

Die empfohlene Aenderung ist, wie Alles, der Kritik zugänglich. Man kann z. B. trauern, daß an geheiligten Institutionen der Vergangenheit freventlich gerüttelt werde, man kann sich wundern, warum gerade beim vierten Grade und nicht beim fünften abgeschnitten werden solle, man kann auch sagen, daß ein derartiges Gesetz durch testamentarische Bestimmungen leicht umgangen werden könne — ein beliebtes Mittel derer, die stets hindern wollen — aber das Eine kann Niemand bestreiten: Die Erschließung dieser staatlichen Einnahmequelle verletzt kein wohlerworbenes Recht irgend eines Menschen, keiner Wittwe und keiner Waise; sie nimmt keinem Lebenden etwas.

Und im Hinblick auf die großen sozialpolitischen Schöpfungen des Reiches dürfte es Mancher als einen weiteren Vorzug ansehen, daß das vorgeschlagene Gesetz, einfach in seiner Formulirung, einfach in seiner Ausführung, nicht nur einzelnen bedürftigen Klassen, sondern der gesammten Bevölkerung in seinen wohlthätigen Wirkungen zu Gute kommt. G. B.

Ungarische Wirthschaft.

Wem der Liberalismus so recht eigentlich der Ausdruck höchster geistiger Entwickelung gilt, der muß als Deutscher mit einem gewissen Neid nach Südosten schauen; dort unten herrscht diese Weltanschauung am kräftigsten. Während wir noch soweit zurück sind, uns mit Conservativen und Clericalen herumplacken zu müssen, gibt es zum Beispiel in Serbien bloß drei Parteien: die Liberalen, die Fortschrittler und die Radicalen. Diese Parteien sind im Prinzip — nämlich im Liberalismus — unter sich einig, sie schlagen sich nur gelegentlich die Köpfe ein, weil der eine dem anderen den Liberalismus mit ihm an der Spitze aufzwingen will.

Die allerliberalsten aber da unten sind die Magyaren. Man kann sie das Mustervolk des Liberalismus nennen. Sie bauen sich jetzt ein dem Londoner nachgebildetes Parlamentshaus, sie haben parlamentarische Ministerien, sie verlegen die Entscheidung in die Mehrheit der vom Volk Erwählten — kurz sie haben die Errungenschaften der Engländer und Franzosen sich angeeignet, ohne sich mit deren staatsrechtlichen Veilletäten aufzuhalten. Man braucht sich nicht an die Politiker in Pest zu wenden, es sagt es Einem jede magyarische Dame beim Thee mit herablassendem Lächeln: In Sachen der Freiheit stehen wir Deutsche den Magyaren ganz außerordentlich nach. Wir sind eben geknechtet, politisch unreif; sie sind liberal, also auf der Höhe der Cultur.

Digitized by Google

Die jungen Damen in Pest sind von der Wahrheit dieser Auffassung völlig überzeugt. Nicht so sehr sind es freilich die Politiker. Ich habe noch nie gehört, daß das britische oder französische Parlament oder unser Reichstag sich darüber beklagt habe, die Welt sei über die Verhältnisse und Vorgänge in ihrer Heimath nicht genügend unterrichtet, die Regierung thue nicht genug dafür, daß über diese die Nachbarvölker angenehme Nachrichten erhielten. Im Ungarischen Abgeordnetenhause gehört es zum politischen Inventar der äußersten Linken, also der liberalen Musterleute, der Regierung solche Vorwürfe zu machen. Da nun Herr Weckerle das Vertrauen der Linken hat, dürfen wir sicher sein, daß er es auch in Zukunft rechtfertigen, und Europa von den Herrlichkeiten Transleithaniens reichlich unterrichten wird.

Früher war Otto Hermann der Mahner für Belehrung des Auslandes über ungarische Verhältnisse, jetzt hat sich Gabriel Ugron dieses Gebietes bemächtigt, ja selbst der Zukunftsminister der Partei Graf Albert Apponyi sagte unlängst (14. Juli): „In der europäischen Presse wird Ungarn systematisch angeklagt, verhaßt gemacht. Die Regierung hat sowohl die Organe der auswärtigen Regierung, wie ihr eigenes Preßbureau und alle zur Verfügung stehenden Mittel zu benutzen, um diese Discreditirung Ungarns vor der Meinung Europas zu paralisiren". (Lebhafte Zustimmung auf der Linken).

Schon Tissa pflegte auf solche Anklagen die Versicherung zu geben, es geschehe Alles nur irgend mögliche. Am 20. Febr. 1882 z. B. forderte er, alle Vorwürfe von sich abweisend, seine Gegner, vor Allem Otto Hermann selbst auf, „ihre Verbindungen und ihren Einfluß in deutschen Kreisen dahin zu verwenden, diese über ungarische Verhältnisse aufzuklären". „Ich würde mich schämen", sagte er am 27. Januar 1882, „wenn ich erst von Hermann aufmerksam gemacht werden müßte, meine Pflicht zu thun." Und er fügte höhnend hinzu: „Die Regierung hat nicht nur ihr Preßbureau zur Verfügung." Genau ebenso verhielt sich jetzt Graf Szapáry zu dieser Frage. Auch er hatte nicht nur das Preßbureau! Er hat noch wirksamere Mittel. Und er hinterließ sie seinem Nachfolger, der sie gewiß anwenden wird. Als ich die Jubelstöße in deutschen Zeitungen über Weckerle's Ernennung las, sah ich, daß der Mann wirklich sein Amt im Sinn magyarischen Liberalismus richtig versteht!

Die Magyaren sprechen in ihrem Abgeordnetenhause magyarisch. Das ist ihr gutes Recht, hat aber nebenbei den Vortheil, daß sie kein Mensch versteht, der eben nicht Magyare oder neuerdings in ungarischen Schulen erzogen ist. Als Kinder machten wir uns durch Lautverstellung eine Geheimsprache und neckten Andere damit, die uns nicht verstanden. In einer solchen Geheimsprache macht man in Pest Politik. Es sitzen da wohl Zeitungschreiber im Parlamentssaale, aber wehe dem, der etwas in eine öffentliche europäische Sprache übersetzt, was den Magyaren schaden könnte, was sie um ihren liberalen Nymbus brächte. Wiederholt forderte das Parlament gegen solche „die volle Strenge des Gesetzes". Die deutsche Presse wird vom ministeriellen Preßbureau bedient, die liberale nimmt gern das Zugesendete, weil der Absender liberal ist, die Conservativen nehmen es, weil es offiziös ist. Wer sollte auch sonst über magyarische Verhältnisse berichten? Die paar Correspondenten in Pest kennt man und kann man controliren. Sie schreiben sich um ihren Hals, wenn sie gegen die herrschende Nation agitiren. Mögen sie auf die Regierung oder auf die sie bekämpfenden Parteien schimpfen — das wird ihnen leicht verziehen — nur in einer Frage gilt es, die Geheimsprache nicht verrathen: In der Nationalitäten-Frage!

Vor einigen Jahren hat Graf Geza Zichy eine Rundreise durch Deutschland gemacht. Er war Pianist und zwar ein interessanter, da er nur einen Arm zum Spiel zur Verfügung hat. Man wunderte sich vielleicht über den concertreisenden Grafen, die Cavaliere anderer Völker thun dergleichen nicht. Der „Pester Lloyd" hat aber offen den Zweck seines Unternehmens verkündet: Zichy hat auf seiner Tournée intime Beziehungen zu den vornehmen Kreisen Deutschlands angeknüpft und diese über Ungarn „aufgeklärt". Darum ist er aber auch heute Hoftheater-Intendant, an jenem Hoftheater, an dem französisch, russisch, chinesisch — aber nie deutsch gesungen werden darf.

Vor zwei Jahren war in Berlin ein Schützenfest. Die Magyaren sind bei all solchen Festen in Deutschland gern zugegen. Ich habe öfter Gelegenheit gehabt, ihrem Benehmen zuzusehen. Sie treten sehr splendid auf, machen überall Freundschaften und noch gegen ein Uhr Nachts hörte ich im Berliner Festsaale einen schnauzbärtigen Mann die Menge, auf dem Tische stehend, haranguiren: Er klärte die über seine politischen Reden höchlichst erstaunten Berliner über Ungarn auf.

Als die letzte internationale Kunstausstellung in Berlin eröffnet wurde, waren es die Magyaren, der frühere Deutsche Lieb, jetzt Munkaszy an der Spitze, welche den deutschen Künstlern Feste gaben. Die Künstler mußten „aufgeklärt" werden. Nur einmal, beim Dresdner Sängerfest, wurde der allzutäppische magyarische Agent entlarvt.

Ueberall, wo sich eine Gelegenheit bietet, erscheint der joviale Ungar — meist ein national verkommener Deutscher, der für fünf Gulden seinen Namen umändern ließ — und erzählt uns von der Freiheit seiner Heimath. Wenn ganze Karawanen französischer Künstler nach Pest gelockt werden, so hat der Staat Antheil an der Absicht, sie „aufzuklären". Die Linke thut also wahrlich Unrecht, den Ministern Lässigkeit vorzuwerfen: Sie benutzen die ihnen zur Verfügung stehenden Kräfte eifrig und geschickt!

Diese aufdringliche Belehrung hat ihren guten Zweck. Wer ein reines Gewissen hat, der würde sich ihretwegen nicht so in Kosten setzen. Keine Nation ist empfindlicher als die Magyaren, namentlich gegen den Vorwurf des mangelnden Liberalismus — weil keine so viel Werg am Rocken hat, keine so frech den Liberalismus als Aushängeschild benutzt, um die gröbste Tyrannei, das verrotteste Festhalten am schlechten Alten zu verdecken. Denn wir Deutsche nennen conservativ sein, das Gute erhalten. Dort heißt liberal sein, das Schlechte erhalten, wenn es nur die Macht sichert.

Leuchten wir einmal dem magyarischen Liberalismus in seine dunkeln Höhlen und nehmen wir zunächst das Musterland magyarischer Wirthschaft, Siebenbürgen, als Beispiel.

Die Grundlage des Liberalismus ist die Wahlfreiheit, die Gleichheit aller Bürger in ihren Wahlrechten, das Streben nach einer allgemeinen, geheimen Wahl, wie wir sie im Deutschen Reiche seit nun bald einem Vierteljahrhundert haben. In Siebenbürgen herrscht im Wesentlichen das von der Metternich'schen Regierung gegebene Wahlgesetz von 1828, welches sich weiter auf jenem von 1791 aufbaut. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft trat 1849 eine Neuerung ein; es wurde Jeder wahlberechtigt, der einen gewissen Census zahlt. Das ist zwar nicht sehr liberal und widerspricht der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, aber das Musterland Belgien macht es ja nicht besser. Nun ist aber der Betrag dieses Census so hoch gestellt, daß es in Siebenbürgen Gemeinden von 2—3000 Seelen gibt, in welchen nicht ein einziger Hausvater ihn erreicht. Trotzdem wird dort gewählt. Denn nach dem Wahlrecht von 1828 hat jeder Handwerker und jeder Edelmann Stimme. Man denke sich ein solches Gesetz in Deutschland: der „Pester Lloyd" würde nicht aufhören, diesen Zopf als einen Schandfleck Europas anzuklagen. Edelmann ist nun, wer 1848 bis 1872 in die Wählerlisten eingetragen wurde, und das sind wieder fast ausschließlich die Székler (siebenbürger Magyaren). Oft sind diese Knechte eines Grundbesitzers, dessen Einkommen nicht ausreicht, um ihn wahlberechtigt zu machen. Und dann wählen eben die paar adligen Knechtlein allein im Dorf für den Reichstag. So kommt es, daß die Magyaren selbst in von Romänen dicht bewohnten Gegenden diese majorisiren. Es gibt Comitate, in welchen auf 290,000 Seelen bloß 6000 Wähler kommen, während die magyarischen Wähler fast ein Zehntel ihrer Volkszahl ausmachen, so daß die Magyaren ein fünffach, ja bis zu zehnfach so starkes Wahlrecht ausüben als die Romänen, denen es bei $1^1/_2$ Million Einwohner selten

Digitized by Google

gelingt, mit mehr als zwölf nationalen Abgeordneten durchzudringen.

Als Deutscher bin ich, daß muß ich dem magyarischen Liberalismus neidlos gestehen, noch so weit zurück, daß ich dem Lande Glück wünsche, in welchem fester Besitz und adlige Geburt der Regierung die stützenden Kräfte zuführen. Wenn die Magyaren ihre prächtigen alten Adelsgeschlechter herrschen lassen wollten, dann ginge es den Nationen dort unten im Südosten wohl besser als jetzt. Aber einen solchen wahlberechtigten Széklischen Wähler als Träger einer aristokratischen Auffassung zu betrachten, vermag ich doch nicht.

Der ganze Adel ist eben wieder die blankeste Spiegelfechterei. Zu einer aristokratischen Regierung würden die Spekulanten und Advokaten, die jetzt in Pest in Liberalismus machen, auch bei Leibe nicht die Hand bieten. Es handelt sich dort beim Cultus des Nationalgefühles um sehr viel realere Dinge: um Aemter, Stellen, Einfluß, Gunst, Bevorrechtigungen. Es gibt kaum ein Land mit schamloserer „Cortège"-Wirthschaft als das magyarische Ungarn; auch die Panamaskandale sind dort zu Hause, werden aber auch in der Geheimsprache ausgefochten, so daß man vor den Thoren Magyariens das wüste Geschrei der Habgierigen nicht versteht.

Jetzt ist es schon dahin gekommen, daß die Zahl der romänischen Abgeordneten auf einen zusammenschrumpfte. Es war dies ein verdienter pensionirter General, Trojan Doda. Dieser vertrat also in einem Hause, in welches 15¾ Millionen Einwohner 444 Abgeordnete sendeten, allein die circa 2½ Millionen seiner Landsleute. Angesichts der Thatsache, daß an ein ersprießliches Wirken für ihn nicht zu denken war, legte er am 10. October 1887 sein Mandat nieder und erntete für die bei dieser Gelegenheit abgegebene Erklärung einen nichts weniger als „liberalen" Preßprozeß.

Nicht zufrieden damit, die eine Kraft des Liberalismus, das Parlament, zum Spott auf sein Wesen als Vertretung aller Staatsangehörigen zu machen, sind die Magyaren ununterbrochen am Werke, den anderen Pfeiler des Liberalismus, die freie Meinungsäußerung, innen auszuhöhlen, so daß nur eine glänzende Außenschicht übrig bleibt.

Wie das Pester Parlament nicht die Gesammtheit der in Transleithanien lebenden Bürger, sondern ihrer magyarischen Herren vertritt, so gilt als Preßfreiheit nur das Recht, den Magyaren Gefälliges auszusprechen. Saxo.

Literatur und Kunst.

Vom Dresdener Hoftheater.

Zu dem Dutzend von Theatern, welche den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, die beste Schaubühne Deutschlands zu sein, gehört natürlich auch das Dresdener Hoftheater — wenigstens nach der Ansicht übereifriger Localpatrioten im Publikum sowohl, wie in der Presse. O, kein Zweifel, auch wir haben wie die Hamburger und Leipziger, die neben den zehn anderen Städten Deutschlands sich brüsten, jenes ohne Zweifel beste Theater ihr Eigen zu nennen, auch wir haben unsere unübertreffliche X, unseren großartigen Y, und man kann es alle Wochen gedruckt hier lesen, daß man diese oder jene Rolle, das oder jenes Stück nirgends in der Welt besser dargestellt sehen kann, als gerade bei uns. Aber man weiß es ja, wie es mit solchen Urtheilen zu gehen pflegt, die so schwer und von so wenigen nur controlirbar sind; und durch die Reihen der Wissenden geht denn auch immer ein nicht zu unterdrückendes Kichern, sobald solche Trompetenstöße in echter oder gemachter Ueberzeugung für unser Kunstinstitut ertönen, für das die Munificenz des Königs von Sachsen eine halbe Million etwa jährlich aus seinem eigenen Säckel opfert zur Hebung jener Kunst, die von den Brettern herab sich uns offenbaren soll.

Aber mit der Kunst ist es ein gar eigen Ding. Durch Geld allein läßt sie sich eben so wenig erobern, als sie sich erzwingen läßt oder ertrotzen. Wie eine eigensinnige Schöne, die alle Werbungen reicher und mächtiger Verehrer in den Wind schlägt, um irgend einem armen Teufel sich hinzugeben, der von Niemandem zuvor beachtet wurde; zieht die Kunst scheu sich zurück, sobald ungeschickte Hände derb sie zu erfassen suchen. Mag dies Gleichniß in mehr als einer Hinsicht auch schief sein, man kann nicht sagen, daß die Hände, in denen Wohl und Wehe der Dresdener Hofbühne liegt, Feenhände sind, die mit Rosenfingern das Aschenbrödel Kunst an das hellstrahlende Licht der Rampen geleiten.

Es sind nun über drei Jahre her, seit der Intendant der Königl. Hoftheater, Graf Platen, seine Augen geschlossen. Was er als Erbe hinterließ, war gerade so übel nicht. Zwar ein Pfadfinder war er nicht, der der Kunst neue Wege zu erschließen und zu ebnen vermocht hätte; was jedoch an Künstlermaterial bildungsfähig und entwickelungsverheißend war, wußte er mit scharfen Blicken zu erspähen, und was an hervorragenden Kräften die Dresdener Hofbühne noch heute ihr eigen nennt, das ist fast ausnahmslos des Grafen Vermächtniß.

Ein wackerer, pflichtgetreuer Beamter übernahm die Geschäfte des Dahingeschiedenen. Das Vermögen des Königs zu verwalten, war bis dahin sein Amt gewesen, und nur zu natürlich war es, daß er die Grundsätze seines zeitherigen Berufes auch auf den neuen Wirkungskreis übertrug.

„Was kostet die Sache und was wird sie einbringen?" Das sind die beiden Fragen, welche in der Kanzlei des obersten Theaterchefs, der im vergangenen Jahre bereits seinen 80. Geburtstag gefeiert hat, vorsichtig nun immer erwogen werden, ehe andere Gesichtspunkte überhaupt nur in Frage kommen können. Aber das Billigste ist schon im Leben nicht immer das Beste, wie erst in der Kunst, und erst recht ist es da nicht das, was das Rentabelste zu werden verspricht. Jedoch künstlerische Ambitionen liegen dem Chef der Dresdener Hofbühne fern, und ist nur einmal die Geldfrage erledigt, überläßt er das Weitere getrost seinen Untergebenen. Dann gilt in der Hofoper das Wort des omnipotenten Kapellmeisters, der unter dem offiziellen Titel eines Generalmusikdirectors schaltet und waltet, wie es ihm beliebt, während im Schauspiel der Oberregisseur den entscheidenden Einfluß übt. Und so versinkt die Dresdener Hofbühne allmählich in einen Dornröschenschlaf, aus dem es stürmisch ein Befreier wohl nicht zu bald noch erwecken dürfte.

Und doch sind die Herolde des Ruhmes unserer Hofbühne nicht immer so ganz im Unrecht, wenn sie wegen dieser oder jener Vorstellung die Theaterleitung mit Complimenten überschütten. Nur daß Complimente, wie schon Rabener sagt, unter die nichtsbedeutenden Wörter gehören, und daß die Höhe, auf der eine Schaubühne sich befindet, nicht danach allein gemessen werden darf, wie sie einzelne Vorstellungen herauszubringen, und was für Darsteller sie für diese oder jene Rolle in's Treffen zu führen vermag. Denn das beste Theater wäre demnach jenes, welches die besten Schauspieler in sich vereinigte. Aber man bringe die größten deutschen Schauspieler zu einer Truppe zusammen und lasse sie thun und lassen nach ihrem Gutdünken, und gewiß wird man eher das Gegentheil von dem erleben, was man als die beste deutsche Schaubühne würde bezeichnen können. Die Kunst des Schauspielers — eine Schauspielkunst will Lessing ja nicht gelten lassen und auch heute noch kann man ihm allem Geschwätze zum Trotze, das er seinerzeit schon festgenagelt, und das sich seitdem in's Ungemessene vermehrt hat, darin nicht Unrecht geben — die Kunst des Schauspielers leiht ja nur die Form, die hohl und nichtig bleibt ohne den geistigen Inhalt. Danach also wird die Bedeutung einer Schaubühne hauptsächlich abzumessen sein: nach dem Geiste, der sie durchweht, und der von ihr ausstrahlend dem Geistesleben der Nation sich mittheilt. Mag man zum Ruhme der Dresdener Hofbühne jedoch sagen, was man wolle, man wird nicht behaupten können, daß das Geistesleben der Nation von ihr seine kräftigsten Impulse bekäme.

Wir wollen von der Oper gar nicht sprechen. Hier ver-

Digitized by Google

mag die Form ja über manches hinwegzutäuschen. Eine tüchtige Künstlerschar, ein wackerer Kapellmeister, eine prunkvolle Mise en scène, und drei Viertel des Erfolges sind gegeben. Und über das Meiste davon, und stellenweise sogar über etwas mehr verfügt die Dresdner Oper, ob sie in einzelnen Fächern auch Jahre lang schon Lücken aufweist, ob sie einseitig vom Zeitgeschmack sich fortreißen läßt und ob, wie Eingeweihte behaupten, ein arger Nepotismus, namentlich wo es sich um Aufführung neuer Werke handelt, stärker als zuträglich sich dort breitmacht.

Wie aber sieht es im Schauspiel aus!

Soll man seine Höhe und Bedeutung nach dem Geiste schätzen, mit dem es geleitet wird, so kommt man in die ärgste Verlegenheit: denn von Geist ist schlechterdings nichts zu verspüren. Man soll die Schauspieler nicht schlechter machen als sie sind; aber es ist, die rühmlichen Ausnahmen in Ehren, nirgends viel besser, wo ihnen allein die Leitung einer Bühne anvertraut ist. Die glückliche Routine, die nach Lessing ihre ganze Kunst ausmacht, ist dann unumschränkte Gebieterin, die alles andere ersäuft und erstickt und ihren schlimmsten Feind vor Allem, den Geist, nicht aufkommen läßt.

Im Dresdener Schauspielhause aber regieren die Schauspieler. Zwar hat man sich nach dem Tode des Grafen Platen, wohl das Unzulängliche solcher Verhältnisse fühlend, fast als literarischen Beistand einen durch ein paar Stücke bösen Angedenkens nicht unerheblich belasteten Schriftsteller frisch vom Recensentenpult einer Dresdener Zeitung herbeigeholt. Aber der Einfluß des Herrn Intendanzraths reicht nicht weit, und der Spielplan weist von seinem Geiste kein ander Zeichen auf, als höchstens das seiner Liebe und Verehrung für die Vorbilder seiner Muse, mit denen es beim gemüthlichen Skat nebstbei so vergnüglich sich manch' schönen Abend sitzen läßt, für die Herren Lindau, Schönthan und Consorten, die im verflossenen Jahre unserer Hofbühne recht kräftig ihre Signatur aufgedrückt haben.

Denn von den zehn den Abend füllenden Novitäten, die das Dresdener Schauspiel uns im ganzen vergangenen Jahre in etwa 320 Vorstellungen geboten hatte, war Lindau mit zwei Stücken vertreten, während von Schönthan, Moser, Francis Stahl und Wilhelm Wolff je ein Stück aufgeführt wurde; den besseren Rest bildeten zwei Stücke von Heyse, Kösting's „Kolumbus" und Robert's „Satisfaction".

Die gesammte übrige Bühnenliteratur des Jahres aber, so wenig reichlich ihre Ausbeute auch war, existirt für die Dresdener Hofbühne nicht und wird kaum für sie je existiren. Man hält sich eben hier, und zwar in sehr bescheidener Auslese nur, an das, was sich bereits anderwärts bewährt hat und begnügt sich, es in leidlich guten Aufführungen einem Publikum vorzusetzen, das die Neugierde nicht allzusehr plagt, das weiß, wie die Sache in Berlin oder sonstwo angesprochen und was es von ihr zu halten hat, und nur ausnahmsweise einmal wird den Dresdenern Gelegenheit geboten, über ein dramatisches Werk zu Gericht zu sitzen, das nirgends sonst noch seine Feuertaufe bestanden. Man ist hier nicht auf der Jagd nach neuen, talentvollen Autoren und will weder Pfadfinder sein auf dem Gebiete der dramatischen Literatur noch Wegweiser. Auch auf Experimente läßt man sich hier nicht ein, wie sie die Münchener etwa mit ihrer Shakespeare-Bühne gemacht, und kein noch so winziger neuer Gedanke hat in den letzten Jahren in den Kanzleien des Dresdener Hoftheaters das Licht der Welt erblickt. Man läßt die Dinge an sich herankommen und trifft dann gemächlich seine Wahl, die von künstlerischen Erwägungen nur äußerst selten wohl bestimmt wird. Das finanzielle Moment, wie gesagt, und der Erfolg auf einer anderen Bühne, wenn es gut geht, oder persönliche Rücksichten geben den Ausschlag. Der Rest der 400 Stücke, weche nach der Versicherung der Intendanz jährlich bei der Dresdener Hofbühne eingereicht werden, wandert nach ihrem eigenen Eingeständniß ungelesen und vielleicht auch unbesehen gar zurück, und es ist wohl das Schlimmste nicht von dem, was in der Hoftheaterkanzlei alles sich ereignen kann, daß ein anonym eingereichtes Stück eines ziemlich bekannten Autors kürzlich als unbrauchbar von der Dresdner Hofbühne zurückgewiesen wurde, das nur ein paar Monate später, als sein Verfasser, nachdem es mittlerweile in mehreren Städten über die Bretter gegangen, es nochmals und nun unter seinem Namen eingab, bereitwilligste Aufnahme fand.

Laube, der doch ein ganz hübsches Alter ereicht hat und bis an das Ende seiner Tage sich einer immerhin beneidenswerthen geistigen Frische erfreute, hat bekanntlich jeden Tag während seiner vieljährigen Directionszeit ein Stück gelesen und mithin 365 Stücke im Jahre selbst geprüft. Die Herren aus der Dresdener Hoftheaterkanzlei aber klagten jüngst in einem Pronunciamento darüber, daß jemand nach der Lectüre der 400 jährlich bei ihrem Institute eingereichten Stücke mit Bestimmtheit für eine Nervenheilanstalt reif werden müßte, und daß dieses Loos und Schicksal doch etwas zu hart wäre für die Dramaturgen der Dresdener Hofbühne.

Und so lesen sie lieber gar nichts oder doch so wenig wie möglich!

Das ist ein guter, angenehmer und vor Allem ein bequemer Zustand für sie; aber ist es ein solcher, von dem die Literatur Befruchtung und Anregung erwarten könnte? Und doch ist dieses die Hauptaufgabe des Theaters überhaupt. Denn welche Aufgabe bleibt ihm noch, wenn diese in Wegfall kommt? Längst ist ja das Wort von der „Schaubühne als moralische Anstalt" zur leeren Phrase geworden, und durch Moser's „Lebemann", Stahl's „Gewagte Mittel", durch Lindau und Schönthan ist wohl keiner jemals „gebessert" oder „belehrt" worden. Gewiß wird auch das sogenannte klassische Drama im Dresdener Schauspielhause gepflegt, ja durch die Vorliebe des letzten Schauspielregisseurs für die Tragödie höherer Art, in denen er seine besten Rollen hatte, ward im vergangenen Jahre dieser ein ganz besonders breiter Spielraum gewährt. Aber um irgend einen beliebigen Monat herauszugreifen, in den 31 Vorstellungen des Januar 1892 ist Schiller, Goethe, Grillparzer und Shakespeare zusammen nicht öfters das Wort gegönnt worden als allein Blumenthal's jämmerlicher „Großstadtluft"; obwohl Shakespeare's „Heinrich IV." neu einstudirt worden war und deshalb eine größere Anziehungskraft zeigte.

Aber selbst wenn unsere Klassiker noch öfters auf der Bühne erschienen wären; hat denn ein Theater alle seine Aufgaben damit schon erfüllt, daß es Schiller, Goethe und Shakespeare läßt, was ihnen zukommt? Hat es keine Pflichten gegen die Lebenden? Unsere Hofbühne scheint solche Pflichten wohl zu kennen, aber sie übt sie dann hauptsächlich nur gegen die Herren Lindau, Schönthan und ihresgleichen, die auch in dem Spielplan des erwähnten Monats neben Blumenthal einen ganz beträchtlichen Raum einnehmen.

In dem Aufrufe des eben in seiner Bildung begriffenen Allgemeinen Deutschen Bühnenvereins heißt es unter anderem: „daß das Theater, möge es nun leichterer Unterhaltung oder ernstem geistigen Genusse dienen, nicht aufhören dürfe, ein Tempel echter Kunst zu sein; daß es möglichst das Beste vorführen solle nicht nur von anerkannten Werken älterer Perioden, sondern auch von den Schöpfungen unserer Zeit, und dabei, ohne hervorragende Dichtungen fremder Nationen zu verschmähen, den dichterischen Erzeugnissen des eigenen Volkes seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden möge. Bei der Aufführung würde auf harmonisches Zusammenspiel hauptsächlich und natürliche und dabei edle Darstellung zu achten sein."

Welch' reiches Feld der Thätigkeit böte dem genannten Vereine das Dresdener Hoftheater dar, das auf den Ruhm, dem Volke eine Bildungsstätte zu sein, nur in einem sehr bescheidenen Maße Anspruch erheben darf! Als Stätte des bloßen Vergnügens aber und der plattesten Zerstreuung für die bevorzugten Klassen, denen allein der Theaterbesuch bei den hohen Preisen ja nur möglich ist, verdient sie nicht das große Maß von Fürsorge, das ihr von höchster Seite so freigebig zu Theil wird.

Man spielt im Dresdener Hoftheater Komödie, wie man in Mittelstädten Komödie spielt, wo ein ehemaliger Schauspieler, der es als solcher zu Nichts bringen konnte, die Prinzipalschaft in Händen hat; und es verschlägt wenig, daß die Komödie hier besser ist, und die Armseligkeit der Mittel dort

Digitized by Google

durch Ueberfluß hier ersetzt wird. In der Wirkung, die sie beide auf das Geistesleben der Nation, auf die dramatische Production der Zeit üben, ist der Abstand zwischen ihnen nicht so groß, und in dieser Hinsicht ist das Niveau der Dresdener Hofbühne nicht höher, als das eines leidlichen Provinztheaters.

Freilich der Niedergang des Dresdener Schauspieles ist nur Hand in Hand gegangen mit dem Verfall des geistigen und künstlerischen Lebens in Dresden überhaupt. In der Malerei spielt Dresden ja schon lange keine Rolle mehr, und selbst in der Plastik, wo es so geraume Zeit Führerin gewesen, ist sein Ruhm im Verlöschen. Hähnel ist todt, und von Schilling kann man Neues, Anregendes ebensowenig mehr erwarten, als von dem Classicismus, den die beiden vertreten, und der altersschwach auf müden Beinen seinem Grabe zuwankt. Auf dem Gebiete der Literatur aber ist es vollends ruhig hier, und selbst was an Männern von größerem literarischen Ruf, deutschen sowohl als ausländischen, hier lebt, lebt seine eigenen Kreise, bleibt ohne jeden Zusammenhang mit der Stadt, drückt ihr keine besondere Physiognomie auf, spielt in ihrem Leben keine Rolle und gibt sich keine Mühe, eine solche zu spielen. Und doch war dieses einst anders, ganz anders, war Dresden ein Vorort deutscher Künste und Literatur allerersten Ranges.

Ob es so bald den verlorenen Platz sich wieder erobern wird? Wir möchten es bezweifeln, bezweifeln zunächst und in erster Linie für unser Hoftheater. Was diesem mangelt ist eine starke impulsive Kraft, ein Mann von Energie, Geist und literarischem Geschmacke, der, sei es als Intendant, sei es als Director des Schauspiels, allein unser arg stagnirendes Theater zu neuem Leben zu erwecken vermag. Denn auch unserem allerneuesten Schauspielregisseur Theodor Lobe wird das wohl kaum gelingen. Er ist ein trefflicher Schauspieler; aber eben wieder nur ein Schauspieler, und nie ist er überdies ein guter Director gewesen. Die Periode der „leichten Reizungen", die nach Laube's Abgang vom Wiener Stadttheater dort mit Lobe ihren Einzug hielten, gehört, so kurz sie auch war, keineswegs zu den Glanzepochen dieses Institutes, und am allerwenigsten ist Lobe, der überdies älter und bequemer geworden ist, der Mann, die gründliche Reinigung vorzunehmen, die unserem Musentempel Noth thut.

Umsomehr ist es daher zu bedauern, daß der Plan eines dritten Theaters in Dresden, das vor Jahr und Tag einmal hier nahe daran war, zu erstehen, nicht zur Ausführung gelangt ist, so wenig auch Herr Schweighofer, der die Leitung übernehmen sollte, vielleicht die geeignete Persönlichkeit dazu gewesen wäre. Denn da wir von unserer Hoftheaterleitung so wenig für die nächste Zeit zu erwarten haben, wäre schon die Hoffnung auf etwas Anderes, etwas Neues uns ein Trost gewesen.

Verus.

Ein christlich-sozialer Roman aus England.

(Charles Kingsley, „Vor zwei Jahren".)

Von E. Beyer.

Es hat zu allen Zeiten für ein wesentliches Merkmal des „Genies" gegolten, daß es ein Stück von einem Propheten in sich berge, ein Verkünder der kommenden Zeit sei, daß es mit seinen Anschauungen wenigstens um ein halbes Jahrhundert über die Zeit hinausrage in die werdende Zukunft hinein, und so zu einer großen Leistung für Mit- und Nachwelt befähigt und erkoren sei. Dieser Stempel des Genies ist auch dem englischen Dichter-Theologen Charles Kingsley in vollstem Maße aufgedrückt. Kingsley lebte und schrieb in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, wirkte aber für die andere Hälfte desselben und weit darüber hinaus. Das gibt auch seinen Büchern das ganz moderne Gepräge, die doch bereits in den vierziger und fünfziger Jahren geschrieben sind. Und es trifft diese Beobachtung nicht etwa nur für die Form, die Sprache des Verfassers zu, sondern in ganz speziellem Sinn für den Inhalt, für die Gesammtideen des geistvollen Schriftstellers. Beschäftigen ihn doch bereits in den mittleren Zeiten des Jahrhunderts vorwiegend die Ideen und Probleme, die am Ende desselben noch, ja da erst recht die Geister erfüllen: nämlich und vor anderem das soziale Problem und dessen Lösung. Und das alles von seiner einsamen Landpfarre aus! Ja, ja, an Kingsley zeigt es sich auch wieder: der Ort macht nicht den Menschen — sondern der Mensch macht den Ort. Sonst wäre es rein unerklärlich, wie ein Kingsley von einem die Haut schaudernden Oertchen aus, diesem Eversley (Grafschaft Devonshire), bei dessen Anblick die Durchreisenden noch heute in gerührte Wehmuth und ungeheucheltes Erstaunen ausbrechen, ob des Dichters Bescheidenheit, der hier dreißig Jahre geweilt, diese Pfarrei versehen hat; der von hier aus alle wichtigeren Weltbegebenheiten, und hätten sie sich am äußersten Winkel des Erdbodens abgespielt, mit seinem Geistesblick verfolgt, in seinen dehnbaren Kopf aufgenommen, und zu solch weltbedeutenden Schöpfungen der Literatur verarbeitet hat. Das gute Eversley soll eine Gegend sein, wo man im Schmutz fast stecken bleibe. So wird es wenigstens vor Kingsley's Einzug dort beschrieben. Aber das war dem leiblich-geistlichen Helfer der Menschheit, der Kingsley war, gerade ein willkommenes Arbeitsfeld. Da konnte er nach seiner Art Seelsorge treiben, Material war genug vorhanden. Nicht, wie ein Pfarrer, der sich auf die Kanzel stellt und den Leuten Besserung predigt, entweder den Himmel verheißt oder die Hölle androht, sondern wie Einer, der ihr leibliches wie geistliches Wohl gleicherweise factisch in die Hand nimmt. Um bessere Menschen zu erziehen, zog er seine Eversleyer Pfarrkinder vor Allem nach Möglichkeit aus ihrem gewohnheitsmäßigen Schmutz heraus. Er vermittelte beim Gutsherrn, der in England bekanntlich zugleich der Schutzherr und Besitzer des Dorfes ist, wirthschaftliche Verbesserungen. Er erwirkte für die armen Menschen, die in wahren Schweineställen, in von Choleragefährlichen Sümpfen umgebenen Wohnstätten zusammengepfercht wohnten, menschenwürdigere Behausungen. Dann erst predigte er den Leuten von der Wichtigkeit der Reinlichkeit und einer gesunden Lebensweise, wie von ihren Pflichten, die sie nun ihrerseits den erlangten Verbesserungen und Segnungen gegenüber zu erfüllen hätten. So war Kingsley immer Aristokrat und Demokrat zugleich — ersteres von Geburt und Wesen, letzteres aus Christenliebe und einem stark entwickelten Gerechtigkeitsgefühl. Er nahm die Sprößlinge aus solchen armen Hütten, die sonst ganz sicher Candidaten der Verwahrlosung und des Verbrechens gewesen wären, mit sich auf seinen botanischen Wanderungen, um ihnen die Schönheit und das Geheimniß der Natur zu erschließen, um ihren Sinn von ihren schlechten Streichen ab- und auf bessere Dinge zu lenken. Ebenso unterrichtete er seine Pfarrkinder, groß und klein, Abends durch gemeinverständliche Vorträge über allmögliche praktische Dinge. So lebte Kingsley auf der abgelegenen Landpfarre: ein Mann des Volkes — für das Volk. —

Aber das wäre dennoch erst etwa der vierte Theil seiner ganzen Thätigkeit. Er hatte Sonntags seine zwei Predigten und dazwischen Kindergottesdienst zu halten; monatlich einmal in London in der Westminster Abtei vor der Königin zu predigen (denn er war auch Hofprediger) und dem Prinzen von Wales zeitweilig mit elf anderen Studenten ein Privatissimum über neuere Geschichte zu lesen. Die Universität Cambridge ernannte ihn zum Professor der neuen Geschichte, wonach er auch im Trinity College dort ab und an als solcher zu functioniren hatte. Dabei hielt er vielfach Vorträge gemeinnütziger Art in London und in der Grafschaft, sei es in Mäßigkeitsvereinen, Arbeiterversammlungen oder Frauenvereinen, entweder über Gesundheitswesen und Naturkunde, über die soziale Frage oder endlich auch über religiöse Gegenstände. Alles, was in der Welt vorging, von der Aufhebung der Sklaverei bis zum indischen Aufstand oder dem Krimkrieg, beschäftigte Kingsley's Geist auf das lebhafteste; und alles dies suchte er practisch zu verwerthen in Wort und That. Er hatte „Tapfere Worte für tapfere Soldaten und Matrosen", und er redete die „Arbeiter von England" während der Khartistenbewegung in Manifesten ebenso freimüthig an, wie er vor Königen und Herren naturwissenschaft-

Digitized by Google

liche oder politische Probleme behandelte, wobei er ihnen gelegentlich ihre Verpflichtungen gegen die unteren Klassen vorhielt —, keinem schmeichelnd — aber auch keinen verletzend — alle jedoch ernst anfassend.

Zu solch dreifacher Mannesarbeit kommt nun noch seine schriftstellerische Thätigkeit, eigentlich Mußearbeit hinzu, und diese theilt sich wieder in seine wissenschaftliche, von der wir hier absehen müssen, und seine belletristische, seine Lieblingsbeschäftigung, darin bestehend, seine ernstesten Gedanken und Bestrebungen für das Gemeinwohl in die Form von Romanen zu kleiden und sie so dem großen Publikum schmackhaft zu machen. Wenn man so Kingsley's Leben überschaut, um bei seinem Lebenslauf die Frage aufzuwerfen: „Wozu ist der Mensch auf der Welt?" — so würde die Antwort hier wohl nicht anders lauten können, als: „Um sich im Dienste der Menschheit aufzureiben." Das hat Kingsley denn auch weidlich, und da er wie jeder andere auch nur über einen Körper verfügte, verhältnißmäßig frühzeitig gethan: starb er doch bereits mit 55 Jahren . . . Aber er hat der Menschheit dafür auch unvergängliche Zeugnisse seines Geistes und seiner Arbeitskraft hinterlassen. Um hier nur von seinen Romanen zu reden, so sind dies: seine berühmte „Hypatia", ein meisterhaftes Cultur- und Lebensbild aus dem fünften Jahrhundert — dann „Yeast", das durch seinen Titel, der „Gicht", „Gährstoff" bedeutet, schon die Sprungkraft andeutet, die seinen Inhalt belebt, vom Dichter als „ein Problem" bezeichnet, handelnd von allen obschwebenden Zeitfragen — ferner „Alton Locke", der künstlerisch vielleicht ausgeprägteste Roman Kingsley's, worin er das Elend der arbeitenden Klasse in erschütternden Einzelzügen vor Augen malt, dem eigentlichen sozialen Roman — und dann „Two years ago": der genialste Wurf des Dichters mit den unvergleichlichen Charakterzeichnungen. Die spannendste Handlung ist allen Kingsley'schen Dichtungen eigen, und gewiß vorzugsweise die Eigenschaft, welche dieselben jederzeit „modern" macht. In jedem dieser Werke hat er ein Stück seines eigensten Wesens niedergelegt. Denn, er hat seine Lust nicht am bloßen „Fabuliren", um des Fabulirens willen, sondern daran, seine Gedanken über Welt und Zeit in dieser allgemein anmuthenden Form darzureichen.

In den meisten hat er das soziale Problem behandelt: so in „Alton Locke", so in „Yeast"; wohl auch in „Vor zwei Jahren." In dem, jüngst in vorzüglicher deutscher Uebersetzung (von Frl. Baumann) bei Fr. A. Perthes in Gotha erschienenen „Vor zwei Jahren" wird nun eindringlich geschildert, wie der praktische Christ den Unterdrückten und Elenden gegenüber zu verfahren, was er für die Minderbegünstigten zu thun hat, um dem sozialen Ruin entgegen zu wirken. Kingsley war „christlicher Sozialist". Damit verbindet sich aber in England ein wesentlich anderer Begriff, als mit unserem Berliner Hofsozialistenthum, das sich ebenfalls „christlich-sozial" nennt. Die „christlichen Sozialisten" in England, sind was ihr Name andeutet: wirklich und in erster Linie „Sozialisten", d. h. sie stellen sich auf Seiten des Volkes, um ihm zu helfen, oder doch nach Möglichkeit bessere Lebensverhältnisse für die Arbeitsleute herbeizuführen, indem sie sich zu Vermittlern aufwerfen bei den Reichen und bei den Arbeitgebern, um vortheilhaftere Lohn- und Productionsbedingungen zu erwirken. Die deutschen „Christlich-Sozialen" sind eine Partei von reactionär-feudaler Färbung, die mittelst Stärkung aller öffentlichen Autoritäten, der Polizei, der Kirche, des Adels und der Hierarchie, die Massen zu beherrschen trachten. Kingsley stellt die Pflichten der Reichen, und die Rechte der Arbeiter einmal zur Abwechslung in den Vordergrund — gerade das umgekehrte vom Prinzip der deutschen „Christlich-Sozialen".

Im Roman „Vor zwei Jahren" wird die Lösung der sozialen Wirren einzig von Seiten des praktischen Christenthums erwartet und dargestellt, wie Kingsley eine dauernde Reform des sozialen Lebens durchaus nur durch eine vorausgehende sittliche Hebung des Volksgeistes denkbar findet. Will man wissen, was er unter christlichem Sozialismus oder praktischem Christenthum — denn das deckt sich bei ihm vollkommen — versteht, so lese man nur den letztgenannten Roman. Da ist das praktische Christenthum, das ja zu treiben so unendlich schwer ist, in lebendigen, eindrücklichen Zügen geschildert. Da wird Einem ordentlich warm um's Herz für diese armen Menschen, die so schwer ihr Leben durchzubringen haben, und man kann daran förmlich Schule machen, wie man, als Christ mit seinen Mitbürgern zu verkehren hätte. Der Dichter hat sich, wie er in der Einleitung kundgibt, die Vorgänge der Jahre 1854 bis 1856 zur Grundlage genommen. — Wie wird man sich über eins da namentlich wundern müssen: daß ein Geistlicher der orthodoxen englischen Hochkirche solches alles geschrieben hat. Vom kopfhängerischen Pastor ist da auch nicht die leiseste Spur zu finden. Kingsley war eben so frei und so freimüthig und zugleich so gesund und demokratisch, daß er z. B. mit Bezug auf den Plan zur „Hypatia" sagen konnte: „Ich möchte den Grundgedanken entwickeln, daß das Christenthum recht eigentlich ein demokratischer Glaube ist, dem die Philosophie als das ausschließlich aristokratische Bekenntniß gegenübersteht."

Der Grundzug seines Wesens ist eben der, praktisch zu sein in Allem: in seinen Predigten, in seinen politischen Reden, in seinem Thun in der Pfarrgemeinde. Und darum ist er ein echter Vertreter der Neuzeit. Wie der Mann — so sein Werk! So werden einen Kingsley'sche Romane niemals in weichliches Sinnen wiegen, so gedankenreich sie auch andererseits sind — sondern sie enthalten Realismus genug, um zu ernster Arbeit anzufeuern, ähnlich dem Anblick der gigantischen Schweizerberge, den Jemand einmal sehr treffend dahin bezeichnete, er stachele zu mächtigen Thaten an, während Italiens ewig blauer Himmel zu ewigem Träumen verführe. Und wie spannend schreibt der englische Dichter, man folgt athemlos seiner Geistesspur. „Vor zwei Jahren", ist dem Sinne nach, ein großes Lehrgedicht des praktischen Christenthums, in sprudelndster, lebensvollster Form. Hauptträger der Idee, die Schäden des sozialen Lebens vermittelst der Humanität und christlicher Nächstenliebe und Menschlichkeit auszugleichen, ist der junge Arzt und Apotheker, und Allerweltshelfer, Tom Thurnall, der Dr. Barnakill aus „Yeast". Kingsley hat nämlich die Eigenthümlichkeit seine Helden oft unter demselben Namen ihre Rolle in einem anderen Roman weiterspielen zu lassen. So kehrt auch das menschliche „Turteltaubenpaar", der Maler Claude Mellot und seine süße kleine Frau Sabina von „Yeast" in „Two years ago" wieder und vereinigt bei sich die Menschen aller Weltenden und aller Hautfarben. Denn Kingsley zieht ja alle Weltbegebenheiten in den Bereich seiner Darstellung, soweit sie hineinpassen. So wird die Aufhebung der Sklaverei in Amerika in die Erzählung verflochten; so spielt der Krimkrieg in die Handlung hinein. Doch übernimmt Tom nur die eine Seite des Ideals von einem christlichen Sozialisten, wie es Kingsley vorschwebt, denn er entbehrt der specifisch religiösen Unterlage für sein humanes Betreiben der Nächstenhülfe. Dieses christliche Element ist darum noch durch eine weibliche Sozialistin, Grace, die junge Ortsschullehrerin, die ihn auch schließlich noch durch die Liebe dazu bekehrt, und durch den edelmüthigen Major Campbell wirksam vertreten. Trotzdem laufen diese beiden Männer, die prächtige Gestalten sind, bei all ihrer Selbsterziehung Gefahr, moralisch Schiffbruch zu leiden; sie sind doch noch nicht völlig reif, bis Grace sie lehrt, an Gottes Erziehung zu glauben und ihrem Pflichten-Begriff noch den höheren Begriff der Beugung unter Gottes Allmacht und der Liebe für die Nebenmenschen hinzu zu fügen. Die Gestalten in „Vor zwei Jahren" theilen sich eigentlich in solche, die mit ganzer Seele und allem Ernste ihres Sinnens und Trachtens dem Dienste der elenden Menschheit sich widmen, und solche, die Gegenstände einer derartigen Widmung sind: Hilflose aller Art, geistig wie körperlich Verkommene, Opiumtrinker, Cholerakranke, grobe und feinere sittlich Unterliegende. Die Cholera, die England im Jahre 1849 thatsächlich heimsuchte, steht nämlich im Mittelpunkt der Erzählung, und bildet vielleicht einen Hauptanziehungspunkt für des Lesers Interesse. Denn wer könnte an diesen Mark und Bein erschütternden Schilderungen ungerührt und kalt vorübergehen oder vergäße

Digitized by Google

je in seinem Leben wieder die der Epidemie vorausgehenden Warnungen und Vorkehrungen des Gesundheitsapostels und „Praktikus in allen Ecken", Tom Thurnall! So lebhaft erfährt man dies alles, als ob man es mit eigenen Augen erlebte. Ein feiner psychologischer Zug ist da von dem Dichter eingeflochten: Was der junge Geistliche auch in hochorthodoxen Phrasen von der Kanzel herab predigen mochte — er gewann erst Einfluß auf seine Gemeindeglieder dadurch, daß er ihnen menschlich näher trat, daß er ihnen handgreiflich half, ja daß er sie in der Cholera eigenhändig pflegte. Dieselbe schreckliche Heimsuchung bringt auch die Dissentersekten, Methodisten und andere, zu Fall, die den Leuten weißgemacht hatten, man dürfe Gottes Wege nicht durchkreuzen, das göttliche Strafgericht nicht aufhalten, indem man den Schmutz und alle die Ansteckungskeime der Cholera beseitige, mochte Tom und der gesunde Menschenverstand noch so sehr dagegen sprechen. Man sieht, auch „Vor zwei Jahren" zeigt, daß die Narren nicht alle werden! Auch hier ist es wieder der Allerweltsmann Tom, der dem an sich wohlgesinnten und gutgearteten Prediger den rechten Weg zu den Herzen der Menschen zeigen muß, den jener mittelst seiner orthodoxen Salbung und seiner im übrigen „Rühr-mich-nicht-an"-Politik nicht hatte selber finden können. Dadurch, daß er nun weniger predigt und verlangt und mehr thut und ihnen Vertrauen abgewinnt, wird er mehr gehört, als zuvor.

Es weht ein gesunder Realismus durch die ganze Dichtung. Tom, der allen Todesgefahren glücklich entronnen ist, geht, scheinbar gefeit, durch alle Schwierigkeiten und Fährnisse hindurch, um sich sodann mit unverwüstlichem Humor seinem humanen Dienste an der hülfsbedürftigen Menschheit zu widmen. Er übt Menschenliebe aus, ohne alle ideale Schwärmerei, „ohne Methode" gleichsam zu treiben, jedenfalls ohne jeden Anflug von Pedanterie. Seine „guten Grundsätze" sind mehr in Kopf, als in Herz, gleichmäßig aber in Arme und Beine übergegangen. Er hält keine Reden — er handelt. Er ist also kein „Idealist", wenn man darunter einen Schwärmer verstehen will, der mit seinen Ideen und Bestrebungen über dem gewöhnlichen Erdboden schwebt. Er ist ein Nützlichkeitsmensch, ein durch und durch moderner Mensch oder vielleicht auch ein Zukunftsmensch: Das Ideal etwa von einem Amerikaner, vermischt mit dem eines deutschen Christen. Die Welt, die er fast ganz gesehen, hat ihn gelehrt und dazu geschult, Einfluß auf Jeden zu bekommen, der mit ihm in Beziehung tritt. So wird er fast ein Erzieher der ihn umgebenden Menschheit, — alles psychologisch, alles pädagogisch anfassend und so, wie es am besten zum Ziel führt.

Sein trauriges Gegenbild ist „das verfehlte Genie", der verhimmelte, aber auch verbummelte Dichter, Elseley Vavasour, dessen Schicksal so gerecht wie ergreifend geschildert ist. Ueberhaupt ist Kingsley ein Meister der Schilderung jeder Art. Man nehme nur beispielsweise seine grandiose Naturschilderung „Melodrama der Natur" oder „das Wrack" im Anfang der Erzählung. Wie stellt er da den selbstsüchtigen, in sich verkommenen Phantasten, diesen „homme incompris" von Schriftsteller einer gigantischen Natureinsamkeit gegenüber, daß einem das Herz erbebt! Das ist Kingsley's Sprache, wie er sie den großen Gott zu dem winzigen Wicht von Menschenwurm reden läßt, daß es den Leser gewaltig ergreift! ein Realismus, hinter dem sich das Ideal verbirgt, in welchem das Ideal Fleisch und Blut geworden ist.

Noch eins, was sich uns beim Lesen des Kingsley'schen Romans aufgedrängt hat: wir meinen kein zweites Buch zu kennen, aus dem (natürlich ungewollt und unbewußt!) die Mängel der deutschen Partei der „Christlich-Sozialen", so deutlich in's Auge springen, in ihrem Unterschied von der gleichlautenden englischen Bewegung der „Christlichen Sozialisten". Während unsere Partei durch „Gesetze" sogenannte „christliche Institutionen" meint in's Leben rufen zu können, die die sich nur durch das Leben zu dauernden Segnungen entwickeln können, während sie über Idealismus debattirt, anderen den Idealismus abspricht, selber aber nichts thut, um das Ideal des Christenthums zu verwirklichen, welches doch im Dienen besteht und nicht im Herrschen, und schließlich die Rechnung ohne den Wirth macht, denn die Sozialdemokratie wird sich in so zartem Garn nicht mehr fangen lassen, wie ganz Anderes lehrt Kingsley! Wohl hat er den Arbeitern gleichzeitig begreiflich gemacht, wie das christliche Ideal von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aussieht, und ihnen nichts erspart, wo er ihr Vorgehen zu tadeln fand. Aber seine Predigt ergeht doch vor Allem an die Reichen und Mächtigen, ihnen ihre Verpflichtungen gegen die Minderbegünstigten vorhaltend, die nicht immer im Geldgeben bestehen, sondern in der viel schwierigeren und umständlicheren Obliegenheit, auf die Lebensinteressen des Arbeiters einzugehen, sein sittliches Wohl wahrzunehmen, bildend auf ihn einzuwirken und einen jeden von ihnen als eine von Gott geschaffene Menschenseele zu betrachten, gerade so gut, wie diesen und jenen, der im Golde sitzt. Kingsley hatte nicht den sozialdemokratischen Grundsatz, der in Bellamy's „Jahr 2000" verkündigt wird: Schafft den Arbeitern bessere Lebensgrundlagen, so werden sie schon von selbst bessere Menschen! Kingsley sagt: ohne eine vorausgegangene sittliche Hebung der Volksklassen wird keine Reform zur allgemeinen Befriedigung einschlagen. Es gilt also vor Allem ihnen gesundere Lebensideale einzupflanzen, ihre Noth und ihre gerechten Klagen mit Antheil anzuhören, wirklich vorhandene Mißstände zu heben und zu diesem Ende die Reichen vor Allem an ihre Verpflichtungen zu erinnern, wo man bisher immer mehr von den Obliegenheiten des Arbeiters gegen seinen Brodherrn geredet hatte. Wiederum ist Tom hierfür das Vorbild eines Vermittlers zwischen Hoch und Nieder. Er dient neben dem Armen auch ebenso gut dem armen Reichen, wenn es noth thut. Im Kingsley'schen Ideenbereich liegt aber durchaus keine Verwechselung der Begriffe „Kirche" und „Christenthum", wie dies bei unseren deutschen „Christlich-Sozialen" der Fall zu sein scheint. „Die Kirche" mit ihren menschlichen Satzungen kann aber die Sozialdemokratie nicht von ihren Irrthümern heilen — „das Christenthum" könnte es nach seinem Ideengang, wenn es nämlich ein rechtverstandenes wäre: ein Christenthum thätiger Nächstenliebe. Das etwa ist Kingsley's Ueberzeugung und die Voraussetzung zu seiner Stellung in der sozialen Frage. Kein Zweifel, daß es um die Ausführung eine höchst schwierige Sache ist und daß auch ein Kingsley die Erfüllung seiner Reformen nicht erleben konnte, aber sein Einfluß wirkt mächtig fort und fort.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Durch Eis und Schnee.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Autorisirte Uebersetzung von M. Langfeldt.

Die schmalspurige Zweigbahn war elf Meilen lang. Sie hatte drei Locomotivführer und schlechte Einnahmen. So ging es nicht an, diesen viel zu leben zu geben, da der Director selbst mit blankgescheuerten Aermeln herumlaufen mußte und seine Frau Stulphandschuhe gegen Provision verkaufte.

Ungefähr in der Mitte der Linie lag eine kleine, kleine Stadt, wohin das Scharlachfieber zweimal im Jahre kam, aber die neueste Mode erst ein ganzes Jahr später, nachdem sie in Stockholm abgelegt worden war. In der schmalsten Straße dieser kleinen Stadt in einem freundlichen, gelbangestrichenen Hause, das durch stets blanke Augen von Ausschußglas in die Welt blickte und üppige Geranien als Augenbrauen hatte, wohnte Zugführer Lindahl von der schmalspurigen Eisenbahn. Und hinter den Geranien neigte sich das hübsche, bleiche Antlitz seines lieben, kleinen Weibes über endlose Leinensäume, und am Fuße der Nähmaschine spielte ihr dreijähriger, blauäugiger Gustav. Wenn die Mama das Schwungrad der Maschine einölte und es herumsausen ließ, stand Gustav keck und breitbeinig dabei, streckte seine fleischige Hand aus und commandirte: „Zug heraus!"

Es war nun vier Jahre her, seit Papa und Mama zusammengekuppelt wurden und zusammen „Zug heraus" in's Leben fuhren. Richtung und Fahrplan kannte man freilich nicht voraus, doch es scheint, als ob der Zug nur wenig Güter mit sich führte, gut um die Kurven kam, aber sich lange, lange aufhalten mußte, ehe er eine Futterstation auf der Fahrt erreichte. Aber vorwärts ging es doch, denn die Liebe war

Digitized by Google

mit und feuerte treu an, wenn die Nahrungssorge die Linie undeutlich machen wollte.

Lindahl wurde von seiner Verwandtschaft geradezu als verrückt betrachtet, als er bei der Schmalspurigen eintrat. Er hatte ja die Prima des Gymnasiums durchgemacht und hätte vielleicht in fünfundzwanzig Jahren eine richtig feine Stellung einnehmen können, wenn er studirt hätte. Aber Lindahl hatte zu tief in die liebevollen Augen von Feldwebel Blomvall's munterer Maria gesehen, und fühlte, daß er nur eine Stelle brauche, die ihm schnellen, wenn auch knappen Verdienst verschaffe. So war es gekommen, daß diese Beiden und noch ein Kleiner in zwei Zimmern des freundlichen, gelben Hauses mit den Geranien wohnten. Es war dort niedrig, aber gemüthlich und warm.

Die Wange wurde rußbedeckt und die Brust kalt unter dem Schneetreiben draußen auf der Bahn, aber hierinnen thaute sie auf in Marias runden Armen und Gustavs liebem, goldblondem Köpfchen, das sich so dicht an Papas Lederwamms schmiegte, wenn er Abends heimkam.

Lindahl mußte einen Tag den Zug nach Süden bis zur Endstation führen und am Abend ihn wieder zurückbringen. Den folgenden Tag war er dann dienstfrei, und in seiner Sehnsucht nach diesem Augenblick stieg er mit Lust und Liebe auf sein Dampfroß und freute sich wie ein Kind über jedes Abfahrtssignal; es brachte ihn ja dem Kleinen und Maria näher.

Darum wunderte sich auch der Bahnhofsinspector, als er den Führer eines Morgens bleich und düster, mit schwarzen Ringen unter den Augen auf die Maschine steigen sah.

„Fehlt ihnen etwas, Herr Lindahl?"

„Unser kleiner Gustav wird wohl sterben müssen, Herr Inspector." Und damit ging der Zug ab.

Die ganze Woche war es hartes Frostwetter gewesen. Heute schneite es wieder und stürmte dazu. Der Zug kam auf jeder Station zu spät an, bei jeder wurde es später und später, und als man umkehrte, war es ungewiß, ob man die kleine Stadt Abends überhaupt noch erreichen würde. Es glückte, und mit einer Verspätung von zwei Stunden fuhr der kleine Zug in die Station ein. Er sah wie ein Spielzeug aus, wie alles Material auf unseren schmalspurigen Zweigbahnen. Mit einem „Gott sei Dank!" sprang Lindahl hastig auf den Perron und wollte heim eilen zu den Seinen.

„Lindahl!"

„Herr Inspector?"

„Wir sitzen in einer verteufelten Klemme. Der Mittagszug nach Norden mußte ein und einen halben Kilometer von hier wegen einer gewaltigen Schneewehe die Fahrt einstellen. Nun haben fünfzig Mann das Geleise dort freigeschaufelt und es ist jetzt möglich, den Zug durchzubringen. Er muß nun abgehen, aber Jensen liegt besinnungslos und der Doctor hat Typhus constatirt. Er hat ihn sich bei diesem Hundewetter auf der Maschine geholt. Sie müssen den Zug übernehmen."

„Was, jetzt — zur Nacht? — Herr Inspector — ich bin erkältet — überanstrengt — ich habe keine übermenschlichen Kräfte."

„Es ist hart, das weiß ich; aber im Reglement steht nichts von »Ueberanstrengung«. Sind Sie so krank, daß die Sicherheit der Passagiere und des Materials in Frage gestellt wird, wenn ich Sie fahren lasse?"

„Vielleicht nicht — aber Herr Inspector — mein kleiner Gustav stirbt gewiß in dieser Nacht — wenn es nicht schon geschehen ist —"

„Es thut mir leid, Lindahl, aber über kranke Kinder steht gewiß kein Wort im Reglement. Können Sie fahren oder nicht?"

„Wann soll der Zug abgehen, Herr Inspector?"

„Sieben Uhr fünfzehn."

„Karlßon, anheizen! in zehn Minuten bin ich zurück."

Zu Hause stand es schlecht. Feucht klebten die blonden Locken an der Stirn des kleinen Gustav, es rasselte im Halse und die kleinen Hände mit den Grübchen waren krampfhaft geballt. Die Brust hob sich mühsam und der Blick war so angstvoll, wie der eines verwundeten Vogels. — Der Mutter Thränen waren versiegt; bleich, mit fest zusammengepreßten Lippen trocknete sie den Fieberschweiß von den Wangen ihres Lieblings. Aber als der Vater kam, brach es wieder los, bebend und schluchzend hing sie an seinem Halse und rief: „Er stirbt! er stirbt! Aber er darf nicht sterben, er kann nicht sterben! Der Doctor sagt, es sei kaum ein Schimmer von Hoffnung. Aber Gott kann nicht so grausam sein! Gusti, hier ist Papa, er bleibt nun die Nacht über bei seinem lieben Jungen. Gusti, Du kennst doch Deinen Papa wieder?" Mühsam theilten sich die blutrothen Augenlieder, das Rasseln verstummte einen Augenblick, der Schatten eines Lächelns fuhr über die Wangen und die kleinen Lippen stammelten: „Lieber Papa, Du sollst an Gustis Bett sitzen!" — — —

Wieder stand er auf der klappernden Maschine, wieder ging es durch Eis und Schnee. Er wußte nicht, wie er sich aus Marias Armen losgemacht hatte und auf die Lokomotive gekommen war. Aber nun stand er da und sein Blick heftete sich fest auf die Schneewehen im Geleise. Die Schaufeln durchschneiden eilig die weißen Hügel und werfen weiße Wolken nach jeder Seite. So, gerade so gefühllos schneidet der Schmerz in seine Brust ein. Wie kalt ist es dort unten in dem harten Boden unter dem tiefen Schnee! Und dort soll sein kleiner Gustav bald gebettet werden, tief, tief hinein! Nie sollte er wieder spielen: „Zug heraus!" nie wieder würden seine kleinen Schritte auf dem Fußboden erschallen, wenn er den Papa die Thür öffnen hörte. Nie würde er sein: „Guten Abend, lieber Papa!" wieder zwitschern. Oh! —

„Was giebt's?"

„Nichts, Karlßon!"

„Es kam mir so vor, als ob Sie so unheimlich aufschrien, Herr Lindahl."

„Stehen Sie nicht da und träumen. Ich sage ja kein Wort. Nachheizen!"

Bei der nächsten Station stieg der einzige Passagier des Zuges aus. Der dicke Herr fuhr erster Klasse und im Biberpelz. Sein Schlitten hielt am Perron und der Kutscher empfing ihn. Der Zug war nur kurz und so hörte und sah der Führer alles.

„Wie steht's zu Hause, Blomqvist?" sagte der dicke Erstklassige.

„Alles wohl, gnädiger Herr!"

„Frau und Kinder gesund?"

„Ja, und lassen vielmals grüßen."

Es schnitt dem Führer in's Herz. Der dort im Biberpelz und eigenen bedeckten Schlitten, reich, froh und zufrieden, eilte in sein warmes schönes Heim. Ihn würden Weib und Kinder gesund und froh empfangen und ihm jubelnd die Arme öffnen; während er, der arme, halberfrorene Lump auf der kalten Maschine morgen nur ein gebrochenes Weib und eine starre kleine Leiche im Korbwagen finden würde.

Weiter durch Schneewehen und Nordwind. Letzte Station! mehr Kohlen! Erst am folgenden Tage sollte der Zug zurückgehen, um als Zug Nr. 3 wieder die regelmäßigen Fahrten nach dem Schneesturm aufzunehmen. So lautet die telegraphische Ordre.

Die Naturgewalten hatten ausgetobt und feierten Sabbath. Ein weißes Tuch lag über ihren Altar ausgebreitet und die Sonne strahlte vom Firmament. Schneediamanten glitzerten auf dunkelgrünen Tannen, die sich unter der Last beugten, die Bahnlinie lag frei und offen da, und an den Fenstern, denen man vorbeieilte, saßen frohe und zufriedene Menschen, schauten den kleinen Spielzeugzug an und freuten sich, daß die Züge nun wieder wie gewöhnlich gingen. Der Führer wandte sich hastig zur Seite. Zwei große Thränen rollten langsam die schwarzen Wangen nieder. Schnitt der Wind heute auch so scharf? O nein — da saß nur eine Frau mit ihrem kleinen Jungen auf dem Schoße an dem Fenster der kleinen Häuslerei an der Bahnlinie. Endlich — da! Er will keinen der Kameraden auf der Station fragen, wie es steht, er will es nur von den einzigen Lippen auf der Erde hören, die ihm die Bitterkeit mildern können, und so stürmt er nach Hause, ohne mit jemand zu reden.

In dem gelben Hause hingen die feinen, weißen Gardinen wie gewöhnlich und die Geranien standen wie immer dahinter. Es schien ihm, als wenn sie ihm zunickten: „Klein Gustav ist todt, klein Gustav ist todt!" Er flog die Treppe hinauf und riß die Thür auf. Maria fiel ihm schluchzend, aber unter Thränen jubelnd um den Hals, und im Korbwagen saß Klein-Gustav bleich und schwach, aber frei von Schmerzen und dem Leben wiedergegeben. Er spielte mit einem kleinen rothen Zeuglappen an einer kleinen Stange und lallte: „Zug heraus, Zug heraus, lieber Papa!"

Aus der Hauptstadt.

Der Fall Saling.

Die Zahl der Triumphe Fritz Friedmann's, zu denen ihm nicht allein neidvolle Collegen condoliren, hat sich vor Wochenfrist wiederum vermehrt. Zwar Ehren-Wolff freizukriegen, gelang dem vielerfahrenen Anwalt nicht, trotzdem er ihm eine Musterkarte männlicher Tugenden auf den Rücken geklebt hatte, darunter Wohlthätigkeit und Häuslichkeit den fürnehmsten Platz einnahmen. Jene Wohlthätigkeit, von der gutgewachsene Schauspielerinnen vorletzten Ranges am meisten profitiren, und jene Häuslichkeit, die gern in jedem Stadtviertel ein eigenes Nest und in jedem Nest ein hübsches Singvöglein aus dem Opernchor hat. Jene Wohlthätigkeit, die Jeuverluste, Preßalmosen, Rechnungen über Mädchenfleisch-Consum und Dresselabende „auf Privatconto" schreibt, um nicht die Tantième des sozusagen uneingeweihten Personals zu schmälern; jene Wohlthätigkeit endlich, die von jeher allen großen Spitzbuben eigen war, mit der sie sich wie mit Ablaßgeld vor Selbstvorwürfen schützen wollten.

Auch Ehren-Polke hat nun vergebens einen Monatsgewinn in Façonschmiede geopfert; sein listenreicher und guthonorirter Rechtsbeistand vermochte die Grauköpfe am Leipziger Reichsgericht nicht völlig zu überzeugen, daß die Usance für unsere Volkswirthschaft nöthig sei und kleine Vermögensschädigungen allen spekulirenden Dummköpfen in der Provinz heilsam. Nein, mit der Rettung anrüchiger Börsengrößen hat Fritz Friedmann seit einiger Zeit kein Glück mehr; die Herren aus der Burgstraße, so da merken, daß nun die Reihe an sie kommt, werden gut thun, sich bei Zeiten nach einem schneidigeren und erfolgreicheren Anwalt umzusehen. Herr Friedmann hat sich in den letzten Jahren zu viel mit Literatur beschäftigt, und das wirkt, angesehene Poeten werden mir beipflichten, immer hemmend auf die Entwickelung der Geisteskräfte. Den Zeitungschreiber Saling frei zu machen, und noch dazu vor einem Schwurgericht, das war kein Heldenstück, Octavio; mit solchen Kleinigkeiten hätte sich Franz Moor nun und nimmer abgegeben.

Doch es ist nicht Herr Friedmann und nicht der eigenartige Spruch der zwölf Geschworenen, was den Fall Saling so überaus reizvoll macht. Das laienrichterliche Element Berlins gleicht so ziemlich dem von Paris: weiches Wachs in den Händen brillant parlirender Advokaten. Wenn ich nicht irre, war es College Crampton, der den Kunstenthusiasten Brander und Siebel anempfahl, Dickens zu lesen. Dasselbe möcht' ich thun allen Herrschaften gegenüber, die sich für vergleichende Rechtsgeschichte interessiren oder in die peinliche Lage kommen könnten, als Geschworene ein eigenes Urtheil haben zu müssen. Man versteht den Fall Saling nicht, wenn man

Digitized by Google

nicht den Prozeß der ehrenwerthen Speculationsfirma Dodson & Fogg contra Pickwick studirt hat, wenn man den monumentalen Serjeant Buzfuez nicht kennt.

Schwurgericht und Vertheidiger wollen wir ungeschoren lassen, denn der preußische Richterstand verdient sein Kreuz, und auch Herrn Saling rühren wir, weil uns ein Sprichwort warnend belehrt, nicht an. Herr Saling vom Kleinen Journal, bekannt dadurch, daß man bei seinen Cigarren um Gottes Willen nicht nach dem Preis fragen darf, verklagte neulich einen der ihm treugebliebenen Droschkenkutscher, der unter Beifügung der Abonnementsquittung behauptet hatte, nach jedem Saling'schen Artikel von hochgradigem Ekel erfaßt zu werden. Ueber diesen Geschmack läßt sich nicht streiten. Mich gelüstet aber keineswegs danach, von Herrn Saling wie besagter Abonnent behandelt zu werden, und um alles in der Welt möchte ich nicht einen Mann wider mich aufbieten, der, wenn auch von anderen Beweggründen getrieben, mit mir die Vereine gegen Verarmung! Gegen Bettelei! entschieden verurtheilt. So bleibt denn nur eine akademische, rein theoretische Erörterung des Falles übrig, ohne Ansehen der Person. Und wer gerade bei paragraphlicher Laune ist und seinem Mittagsschlaf ein Viertelstündchen abknapsen will, der kann nachher den überarbeiteten Gesetzfabrikanten des neuen Courses die Mühe abnehmen und immer schon eine „lex Saling" austüfteln, wie man jetzt geschmackvoll sagt.

Das journalistische Handwerk beginnt nachgerade, Johann Gutenberg und Herr de Villemessant mögen mir's verzeihen, anrüchig zu werden. Im kleinsten Kreise, unter vier Augen, beschimpften und verachteten sich die Tagesschriftsteller von jeher, und vielleicht thaten sie immer Recht daran; aber das Publikum hielt sie immer für Halbgötter und für Tabu. Erst seitdem sie ihre Wäsche, mit deren allwöchentlicher Erneuerung die Meisten es just nicht eilig hatten, grundsätzlich vor der Oeffentlichkeit zu waschen begannen, erst da fing auch die Leserwelt an, ketzerischem Atheismus Raum zu geben. Herrn Saling's Verhalten, das der Staatsanwalt mit so ungemein schmückenden Beiworten belegte, war allem braven Federvieh ein Stich in's Herz, aber es war möglich, weil bislang die Zunft und ihre Ehrengerichte den Mitgliedern kleine Schwächen gar zu duldsam nachsahen.

In Abonnentenkreisen wundert sich kein Mensch über Saling. Da erzählt man sich ganz andere Räubergeschichten. Da gilt überhaupt kein Zeitungsmann für voll, der nicht seine Lehr- und „Wander"-Jahre im Arbeitshaus, in Plötzensee oder besser noch und idealer, in Sonnenburg abgesessen hat. Nur wenn er den Beweis so angestrengter Thätigkeit erbringen kann, billigt man ihm feierlich das Recht zu, öffentlich und unerschrocken die Fahne ethischer Cultur, das Banner der Unentwegtheit zu schwingen wider alles Unrechte und Unreine. Erst dann darf er politische Gegner hinsichtlich ihrer bürgerlichen Unbescholtenheit bis auf die Nieren prüfen, erst dann ihre Waschfrau und ihre Zimmervermietherin interviewen; erst dann darf er jeden Candidaten der feindlichen Partei, der 'mal für ungenügend frankirte Briefe einen oder zwei Groschen Strafporto zahlen mußte, ein „vorbestraftes Subjekt" nennen.

Als Bismarck von den Leuten sprach, die ihren Beruf verfehlt haben, diente er als Phonograph der öffentlichen Meinung. Im Charakter des Preßhandwerkes liegt es, daß viele schiffbrüchige Existenzen, Stromer und Vagabunden sogar, in ihm das letzte Mittel erblicken, sich über Wasser zu halten; der urbane Journalist behandelt solche Catilinarier als ebenbürtig, und die Folge ist, daß man uns alle für Gestrauchelte ansieht. In Bohemia, sagt Saling's Abonnentenschaft, macht nur das Talent adlig. Und ganz besonders gescheite Dummköpfe vermuthen bei uns auch den allen Banditen eigenen Corpsgeist. Es ist mir jüngst ein Fall bekannt geworden, wo der Herausgeber einer obskuren Wochenschrift verschiedene Redactionen um fleißige Auflobung eines Werkes ersuchte, dessen Verfasser „durch antisemitische Machinationen (!) eines Sittlichkeitsverbrechens (!!)" überführt worden sei. Soweit ist selbst der schlecht bezahlte Licentiat Gräbner noch nicht gedrungen, dem Antisemitismus Schuld an jüdischen Sittlichkeitsverbrechen zu geben. Denkt aber ein Literat von seinen Collegen so gering, daß er sie für fähig hält, Verbrecher zu protegiren, weil sie von jüdischen Müttern geboren worden sind, meint er im Ernst, die gerichtliche Verurtheilung eines solchen gemeinen Verbrechers genüge, ihm in den Augen aller Redactionen eine Gloriole zu verleihen — wie dürfen wir es dann unwissenden Laien übelnehmen, daß sie uns mit den Zuchthaus-Candidaten in einen Topf werfen? Der Journalist neigt ihrer Meinung nach von Natur zu Niederträchtigkeiten, ist also wie ein Kleptomane zu entschuldigen, wenn er seiner bösen Neigung folgt. So haben die Geschworenen im Meineidprozeß Saling argumentirt, und auf Grund dieser Logik haben sie den Angeklagten freigesprochen. Anders wenigstens vermöchte ich mir ihr Votum nicht zu erklären.

Wenn nun alle Welt so gering von uns denkt, wäre es offenbar unsere Pflicht, den Lästermäulern nicht fortgesetzt neuen Stoff zu geben und nicht andauernd einen Stand zu prostituiren, der heute der wichtigsten und verantwortungsvollsten einer ist und zu den vornehmsten gehören könnte. Man sollte nicht immer wieder das eigene Nest beschmutzen lassen. Man sollte minder fleißig pirschen auf die, welche schreiende Uebelstände in der Zunft aufdecken und mit ehrlichem Herzen Besserung anstreben, aber thatkräftig sollte man sich gegen Jene wenden, welche aus bloßer Lust am Skandal den Journalismus herabsetzen.

Und das ist ein zweiter, über die Maßen wichtiger Punkt. Clericus clericum non decimat, aber wo ein Zeitungsschreiber dem Anderen einen Tort anthun kann, da läßt er das schönste Festessen im Stich. Besonders seit einiger Zeit wird dieser Sport mit wahrhaft inbrünstiger Leidenschaft betrieben. Man kennt das Karnickel, welches angefangen hat. Da wird in Bausch und Bogen die ganze Kollegenschaft der Bestechlichkeit, des Kulithums, der Gewohnheit, sich an den Meistbietenden zu verkaufen, beschuldigt. Gewiß hat, wer auf sein Handwerk hält, die Pflicht, vorlauten Pfuschern, schmutzigen Gesellen dies Handwerk zu legen; aber einen braven Mann allein wegen seines ehrlichen Handwerks anzufallen — das bekommt nur ein Literat fertig. Größenwahn macht sich so poetisch; die ganze Concurrenz summarisch für Esel, Schufte und Sklavenseelen zu erklären, imponirt dem guten Leser immer. Er glaubt zwar deshalb noch lange nicht an das geistige Heroenthum seines Redacteurs, aber er bildet sich gewisse unwiderlegliche Anschauungen über moral insanity beim Journalismus, und wenn er zum Geschworenen avancirt, handelt er dementsprechend. Er freut sich diebisch, wenn just sein Lieblingsschreiber die Anderen zwar nicht überflügelt, aber doch überflegelt; insgeheim freilich schwört er, hinfort allen intimeren Umgang mit diesem gefährlichen Volk zu meiden. Und haben sich die Mitglieder des Vereins Berliner Presse monatelang gegenseitig so verächtlich wie möglich gemacht, — ihrem freundnachbarlichen Verkehr thut das nicht den geringsten Abbruch — dann reißen sie nachher erschreckt die Aeuglein auf, weil das erschrockene Publikum mit ihnen nichts zu schaffen haben will und den Pressebällen fern bleibt.

Die Vorwürfe, die Ihr gegen den Journalismus erhebt, sind alle berechtigt, gewiß. Es gibt eine Galeerensklaverei bei der Presse, die an Furchtbarkeit alle Schrecken der, Gott hab' sie selig, weiland venedischen übertrifft; mit knirschender Wuth schreiben Tausende gegen ihre Ueberzeugungen, gegen ihre heiligsten Ideale, um nicht zu verhungern. Das ist eine Tragödie sonder Gleichen. Aber die geistreichsten und schärfsten Anklagen verhallen ungehört. Der Kapitalismus herrscht natürlich in einem so ausgesprochen modernen Betriebe, wie es die Presse ist, noch unumschränkter als in anderen Gewerbezweigen, und so wenig man einen sozialistischen Tagelöhner geißelt, weil er noch immer dem verhaßten Unternehmer frohnt, so wenig darf man einem Journalisten von heute aus seiner Gesinnungslosigkeit Vorwürfe machen. Mann und Weib prostituiren sich, wenn das Brot im Hause fehlt, nicht aber, wie die Lombroso-Strindberg meinen, aus purer Lust am Bösen . . .

Es gibt unter den Preßbedienten auch ein Raubrittherthum von bewunderungswürdiger Organisation, gewiß. Manches lernt von seinem Verleger der anstellige Redacteur. Als Feuilletonist begnügt er sich damit, grundsätzlich nur Sängerinnen zu loben, die bei seiner Frau Unterricht nehmen, und sie auch dann zu loben, wenn sie gar nicht aufgetreten sind; begnügt er sich damit, wehrlosen Theaterdirectoren selbstgedichtete Stücke auf die Brust zu setzen. Die Nothwendigkeit, seine kargen Einnahmen zu erhöhen, zwingt ihn zu solchen Gewaltstreichen. Mit 165 bis 200 Mark im Monat läßt sich's dahier nur schlecht existiren, wenn man Familienvater ist und „repräsentiren" muß. Allgemach wächst man sich dann aus und wagt Gefährlicheres, denn die Kinder werden größer. Bis zu dem, was man so im Patois „Handelsredacteur" nennt, ist schließlich nur noch ein Schritt — ein Fehlschritt.

Doch hat auch das Treiben dieser Vielgehaßten hier in Berlin niemals entfernt solche Ausschreitungen gezeitigt wie anderwärts. Von Seiten der Börse fehlte es zwar nicht an Verlockungen, und immer eröffnete man bescheidenen Bewerbern gern ein Conto. Aber lag es an der verletzend brutalen Plumpheit unserer Bankleiter, die es verschmähten, den durchdringenden Geruch des Bestechungsgeldes mit süßerem Parfüm zu übertäuben, lag es an der Schwerfälligkeit unserer Presse — genug, in keiner Bankstadt ward und wird so wenig Betheiligung genommen und so viel dagegen gewettert wie bei uns. Es sind freilich Jahre dagewesen, wo allgemein das Nehmen für seliger galt als das Geben, wo man Freibillets, Ohrfeigen und Banknoten mit derselben unerschütterlichen Grazie zu Hunderten einsteckte. Börsenjournalisten, Redacteure sogar wohnten unter uns, deren aus reinlichen Quellen fließendes Einkommen sie kaum befähigt hätte, sich bei Lina Morgenstern satt zu essen und die doch lange, lange Zeit zu den fleißigsten Besuchern der Linden-Restaurants gehörten. Auch bei Borchardt sah man sie gern. Aber mit dem üppig lüderlichen Lasterleben ist's zum größten Theil wieder vorbei; und wenn in diesen Kreisen immer noch der frechste und unverschämteste Räuber am meisten gilt, so muß man darin weniger journalistische als Börsen-Moral erblicken. In der Burgstraße zieht man „usancemäßig" besonders achtungsvoll den Cylinder vor Leuten, die zwei-, dreimal accordirt haben, und vor dem steht man stramm, der zwei-, dreimal „freigesprochen" worden ist.

Darum darf der Journalismus sich immer noch mit gutem Gewissen seiner relativen Tugendhaftigkeit rühmen, und wenn er es erst fertig gebracht hat, mit entschlossenem Ruck, ohne Ehrengericht und andere Apparate, all gar zu unsauberes Gesindel von seinen Rockschößen abzuschütteln, werden ihm die Achtung und die Stellung nicht länger versagt bleiben dürfen, die ihm gebühren, von Rechts wegen. Schon heute kämpft für des Handwerks Ehre ein Häuflein klein, das in seinem Beruf mehr sieht als die Pflicht, sensationslüsternen Kaffeetrinkern allmontäglich das Neueste zu serviren aus Gefängnissen, Frauenhäusern und anderen Theatern; mehr als das Recht, ohnehin platte Bursche zu geistigen Heloten und politischen Cretins zu machen. Ein Häuflein klein, das mit den Saling's und den betheiligten Almosenschnorrern von der Börse keine Gemeinschaft hält, dessen Mitglieder noch niemals, „die Hände in den Hosentaschen und mit dem Spazierstocke schlenkernd", zehn Tage nach gelungener Emission der neuen 10½ procentigen Dahomey-Ukerewe-Anleihe im Bureau der emittirenden Commandieb-Gesellschaft erschienen sind und noch niemals dankend quittirten über die „Differenz zwischen Pari und dem heutigen Cours" von, sagen wir, zwanzig Stück Dahomey-Ukerewern. (Die Anleihe, heut 130 bz. notirend, ist bestimmt zur Entwässerung der Sahara und zum Import von afrikanischem Streusand in die Mark Brandenburg; Zinsen garantirt aus der Civilliste des Königs Behanzin.) Es gibt solche Leute in Berlin, und sie nennen sich Journalisten, die noch nie von einem Theaterdirector und noch nie von einem Bank-Prokuristen auch nur die

Digitized by Google

allergeringste Gefälligkeit verlangten. Die nie ihre Ueberzeugung einem Geldmanne, einem Verleger zum Opfer brachten. Es gibt welche, hören Sie? Die Provinz muß das wissen. Und ich würde die Freisprechung des Herrn Saling segnen, wenn sie bewirkte, daß die Zahl dieser Leute sich rasch vermehrte.

Caliban.

Aus den Kunstsalons.

In Schultes' Kunstsalon ging ich zunächst, um die Bilder von David und Pierre Oyens anzusehen: Uebertragung der Tiefmalerei Israels'scher Art auf die frohe Farbenlust der Blamen, die nie die Rubens'sche ganz vergessen können. Es ist wahrhaftig der Mühe werth, die Bilder zu sehen, Arbeiten voll inneren Gleichmuths und kecker Kraft!

Aber es lenkten mich stärkere Mittel bald ab: da ist ein Fritz von Uhde: „Gang nach Emaus", kein großes Bild und doch auch wahrhaft groß! Was man in seiner „Verkündigung" kommen sah, was in Skizzen hier und dort hervortrat, das wird in diesem Bild zur Wahrheit: Uhde findet nach und nach die Farbe im höchsten Licht. Vielleicht hat Hofmann, hat Exter, haben die Norweger auf ihn gewirkt. Doch das ist gleichgültig gegen die Erkenntniß, daß ihm der Blick sich bereicherte, der Ton vertiefte. Ich glaube nicht, daß sein neues Bild wahrer sei, als die älteren; ich glaube auch nicht, daß es die Schönheitspfaffen versöhnen werde; ich glaube nur, daß es Vielen, die gerne sehen lernen möchten, schneller die Augen öffnet als seine dämmernden Stimmungen, seine weißliche Sonnenkraft, sein Zwielicht.

Ein Stück Wiese, ein Hügel, ein paar Bäume, drei Wandernde, die dem Hintergrunde des Bildes zustreben; Wolkenschatten und helles Sonnenlicht auf frühlingsgrüner Fläche — das ist Alles. Aber genug, um einen Landschaftston zu schaffen, der so echt, so empfunden, so wahr ist, daß er zu Uhde's Bestem gehört. Freilich sein Christus hat auch jetzt noch keine Schmalzlocken! Ernst, ohne Rücksicht auf sein Aeußeres, auch nicht im Geringsten repräsentirend wandelt er mit seinen Begleitern der scheidenden Sonne entgegen. Aber welche Ruhe, welcher Friede, welches Hinlauschen seiner Begleiter auf das Gotteswort — angegeben durch eine kleine, fast unmerkliche Neigung der Körper. Die Tatze des Löwen in jedem Strich!

Und dann ist da Dora Hitz, die man ja in Berlin hin und wieder auftreten sah, die aber jetzt zum ersten Mal mit einer Reihe von Arbeiten uns entgegentritt. Den Hut ab vor diesem bis in die Wurzel nervösen Weibe, das mit einer unvergleichlichen Feinheit der Empfindung die Farben durch einander schüttet, leichte, klare, spielende Töne ohne Umgrenzung, in verschwindenden Contouren, oft nur ein Hauch, ein Hinüberwischen eines Effects in den anderen, flüchtig dem Anschein nach, erprobt, empfunden, sorgenvoll erdacht in Wirklichkeit, wie es dem tiefer Schauenden bald deutlich genug vor Augen tritt: ein Fehlgriff im Ton würde das Bild über den Haufen werfen, eine dunkle Stelle würde das Ganze flach, ein zu helles Licht das Ganze farblos machen.

Da ist das Bild einer schönen Frau in schwarzem Kleid: sie steht in ihrem grün decorirten Zimmer, eingehüllt in tausend faltige Reflexe: Licht von allen Seiten, Licht vom Boden her, so daß sich die gefärbten Töne über dem sicher und anmuthig gezeichneten Gesichte brechen. Hier allein werden sie durch das darum doppelt freundliche Roth der Wangen besiegt.

Die erste Empfindung, die ich vor dem Bilde hatte, ist Achtung vor dem ihm eingeflochtenen Muth zweier Frauen: Eine Malerin, die sich vielleicht eine Reihe von Aufträgen verscherzt, weil sie nicht ein angenehmes Portrait, sondern ein ernstes Bild malen will, die mit einem durch den Erfolg belohnten Wagesinn ihr „Sujet" dort aufsuchte, wo es heimisch ist, in ihren eigenen Zimmern, und sie dort erscheinen läßt, wie eben Menschen in modernen Zimmern aussehen; und dann eine schöne Frau, so viel ich höre, eine Berlinerin, die im Bildniß nicht bloß sich selbst sieht, sondern die ernste That eines ringenden Menschen zu fördern strebt, die Malerin ist, indem sie gemalt wird. Diese Frau muß viele ihrer Berliner Schwestern nicht nur an körperlichen, sondern mehr noch an künstlerischen Qualitäten übertreffen!

Neben mir stand als Beschauer ein Paar, scharf kritisirend: „Sie ist ja ganz grün," sagte das Dämchen am Arm des bebrillten Herrn! „Die Arme," bestätigte dieser spottend, „was hat sie für Arme, die schillern in allen Farben! Lüderlich heruntergestrichen!"

Ich hätte ihm gern auf die Schultern geklopft, dem wackeren Kritiker, um ihm zu sagen: Lieber Mann, sehen Sie denn nicht, daß gerade diese Arme auf das Gewissenhafteste studirt sind. Arme wollen auch Portrait sein, und so wie sie im Bild erscheinen, sind sie wohl auch im Leben geformt. Aber das, was Euch mißfällt, das ist die Wahrheit des Lichtes — Ihr Thoren, die Ihr Jahr aus, Jahr ein die abscheuliche Rampenbeleuchtung auf der Bühne ohne Widerspruch ertragt, die Ihr also sicher nie die Farbe aufrichtig zu sehen gelernt habt, nie beobachtet habt, wie das Spiel der Töne den Körper umschlingt, wie Reflex um Reflex auf eine glänzend weiße Haut seine Schatten und Lichter hüllt, wie ein so glänzender Menschenleib zum Spiegel wird, der die Umgebung nicht in ihrer Einzelheit, aber in seiner Gesammtstimmung widerstrahlt.

Wollte man Dora Hitz anklagen, so wäre es deswegen, weil sie den malerischen Problemen nicht aus dem Wege geht, weil sie malt, was sie umgibt, nicht nach Motiven sucht, sondern in jedem Moment ein Bild vor sich zu haben scheint. Sperrte man sie in ihr Zimmer ein, in das nüchternste, spießbürgerlichste, oder in das stilvollste oder prunkendste — es würde ihr schwerlich je an Gegenständen fehlen: sie sind ringsum, Bild an Bild, die ganze Welt ein Object. Und wahrlich, nie ein langweiliges. Was sie sieht, sieht sie mit doppeltem Gesicht, mit einem äußerlich realistischen und mit einem inneren, künstlerischen. Es wird der Winkel zum Bilde, die schlichteste Farbe zur Tonart, der unscheinbarste Gegenstand durch die Accorde der Lichtbrechung zur Harmonie. Nicht immer wird das erreicht, was sie erstrebt, aber immer erkennt man das innere Streben einer feinen Seele.

Dann ging ich zu Amsler & Ruthart, wo eine ganze Ausstellung von Bildern aus Frauenhand sich findet. Zum Theil neben Werken anerkannter Künstlerinnen sehr interessante Arbeiten. O. von Bosnianska fiel mir als starkes Talent, Clara von Wegerer als eine innerlich vornehme Natur auf, die das derbe Fleisch einer blühenden Schwester in Eva mit all dem feinen Zittern der Haut wiederzugeben weiß — aber auch dort verdunkelte ein Frauenbildniß von Dora Hitz die ganze übrige Ausstellung, eine junge, feine Mädchenblüthe voll einfacher Anmuth hingemalt, so daß man sich nicht wohl vorstellen kann, daß ein Anderer dieselbe anders wiederzugeben vermöge, bei aller raffinirten Malkunst so schlicht, so redlich und so vornehm!

Und ich meldete mich im Atelier der Künstlerin an, einem nüchternen, praktischen Atelier mit sehr viel Licht und sehr wenig von dem Tand, welchen man in der Werkstätte einer Malerin noch mehr als in dem eines Professors erwartet und sah dort das Bild einer jungen Mutter, die ihr Kind im brünstigen Kusse zwischen Beeten weißer Lilien hinträgt, im Goldhaar den letzten Sonnenstrahl fangend, ein Bild, das dem durch die harten Tagestöne von der Straße her geblendeten Auge anfangs wie eine graugrüne Fläche erschien, aus dem dann aber zunächst der noch in den Umrißlinien unsichere, in den Bewegungen matte Körper der jungen Frau hervortritt, dann der sonnengestreifte Garten, der durch die Bäume hell hervorschimmernde Abendhimmel. Die Dämmerung lichtet sich vor dem sie eingewöhnten Auge, man erkennt die sorgende Kraft, mit der die Arme das kleine Wesen umschlingen, man erkennt in seinen Zügen das Mitgefühl der Malerin für die hundertfältigen Leiden des seiner Schönheit und Festigkeit wieder zustrebenden mütterlichen Körpers — so fein kann nur die Schwester für die Schwester empfinden.

Abgelauscht ist die Stimmung dem Moment, jenem Augenblick der Beleuchtung, der nur an schönen Frühlingstagen ein paar Minuten sich über die Natur ergießt; in breiten Strichen, verschwimmenden Tönen, schwankenden Conturen ist ein Werk ernstesten Studiums hingestellt — ernstes Studium, dessen Ergebniß wie eine Augenblicksdichtung erscheint, flüchtig wie jener Blick des Lichtes durch die blaugrauen Blätter.

Man hat mit Dora Hitz zu rechnen, jetzt und hoffentlich für die Folgezeit. Ein decoratives Talent, das die Dinge in ihren Massen sieht und darstellt, nicht in ihren Einzelheiten; das die Farben in ihrer Wechselwirkung zu einander betrachtet, nicht um ihrer Wirkung willen.

Neben ihren Bildern bei Schulte hängt ein älteres Bild des Düsseldorfer Carl Sohn „Der Schwester Fürbitte." Es ist ein treffliches Gegenstück, eine Scene aus einem historischen Schauspiel mit einer ersten Liebhaberin, einer Naiven und einem polternden Alten, Kostüm XVII. Jahrhundert; sehr sorgfältig gemalt, sehr tüchtig in jeder Einzelheit, sehr kräftig im Einzelton: Und doch sieht es neben den „grauen" Bildern der Hitz aus, wie ein getuschter Bilderbogen, todt, stumpf, farblos! Wer den Unterschied von Kunst aus erster und aus dritter oder vierter Hand erkennen lernen will, der vergleiche diese Arbeiten!

Freilich eines fordert Dora Hitz: Wer sie verstehen will, braucht zwar keine Kunstgeschichte zu kennen, aber er muß in das Buch die Nase gesteckt haben, welches vor ihm offen daliegt, in die Natur! Jeder mag seinen Maßstab an Bilder legen: der eine beurtheilt sie nach dem Preis, der andere nach der Annäherung an ihm Liebgewordenes, der dritte nach der Stärke, mit der sie den Wunsch des Besitzes in ihm rege machen. Mein Maßstab ist schon seit lange der, ob ich ähnliche Bilder wie die gesehenen in der Natur wieder finde. Denn ich halte die Künstler für Pfadfinder im Sehen und Empfinden und meiner Kunstweisheit letzter Satz ist: Laß dich willig führen!

Hier führt eine Frau in ihre Welt. Es ist Frauenwelt, aber nicht die der niedlichen Kleinigkeiten, der gefallsüchtigen Anmuth, nicht eine, welche sich auf Männeraugen stets vorbereitet hält, sondern die an ruhiges sich Ausgestalten denkt.

Und sie führt in ein Land der Empfindung, nicht jener, von der die thränenreiche Romantik schwärmte, sondern des beseelten Anschauens der Gotteswelt.

Cornelius Gurlitt.

Dramatische Aufführungen.

Die Weber. Schauspiel aus den vierziger Jahren von Gerhard Hauptmann. (Verein Freie Bühne.)

Die Rührung war allgemein. Hier und da sah man in schönen Damenaugen Thränen stehen. Auch unter den Herren fand sich mancher Vorkämpfer der economy of high wages, und in gemessenen Zwischenräumen ward feierliches Schneuzen laut. Die armen, armen Menschen! Was muß das für eine Regierung gewesen sein, die vormärzliche! Ohne den geringsten Humanitäts-Enthusiasmus, so recht nach Minnigerode-Mosittens Wunsch! Und was für hartherzige Fabrikanten waren das! So etwas kommt heutzutage glücklicherweise nicht mehr vor! Ja, wenn der aufgeklärte Bürger aus dem Hauptmann'schen Stück etwas lernen kann, so ist es dies: Seit 1844 haben sich die Zustände bedeutend ge-

Digitized by Google

bessert. Giebt es einen schlagenderen Beweis für die Vortrefflichkeit der heutigen Wirthschaftsordnung? Heute arbeitet niemand mehr für 13½ Silbergroschen achtzehn Tage lang, heute gilt Hundebraten mit Kartoffelschalen nicht mehr als Delikatesse der Saison, und die eigenthümlichen Feinschmecker, die zu Peterswaldau ein vom Schinder verscharrtes Pferd ausgruben und sich daran erquickten, mangels fleischlicher Nahrungsmittel von geringerem haut goût, auch diese Feinschmecker sind ausgestorben. Gott sei Dank, wir haben es weiter gebracht, herrlich weit. Gar nicht lange mehr, und jeder Arbeiter hat Sonntags sein vollgerüttelt Maß schöner, weißer Kartoffeln im Topfe. Und das wird ihm wohl thun, besonders wenn er vernünftig genug ist, sein glückliches Loos mit dem der Vorfahren zu vergleichen. Mehr noch. In den meisten Fällen reicht heute der Arbeitslohn sogar zu einem Pfündlein Schweinebauch aus. Aber kluge Arbeiter gieren nicht danach, sie sparen vielmher. Prof. Julius Wolf, der Denker für Tuchmacher und überhaupt der ökonomische Messias des Kapitalismus, hat klar bewiesen, daß man sich dreißigmal billiger an Kartoffeln als an Fleisch sattessen kann. Wahrhaftig, die Arbeiter haben's heute dreißigmal besser als vor fünfzig Jahren. Und nun wollen wir noch 'mal dem strebsamen und bescheidenen jungen Hauptmann Beifall klatschen, denn es giebt keinen, der uns linder beruhigen könnte über den Fortbestand moderner Cultur, und dann wollen wir nach Haus gehen. Mittagbrot essen. Ein schöner Kalbsbraten — kommen Sie doch mit, Herr Doctor, ganz sans gêne! . . . .

Erschüttert gingen sie alle fort, durchgerüttelt und gleichzeitig voller Mitleid für die „beste und sympathischste" Gestalt des Stückes, den frommgläubigen und lammsgeduldigen Webermeister Hilse, den „Gebetbichl-Hengst", der die erschreckliche Hungerrevolte nicht mitmacht, sondern am Fenster beim Webstuhl bleibt, wo ihn sein himmlischer Vater hingesetzt hat, und sich erschießen läßt. Unter den klugen Zuschauern war keiner, der hierin nicht eine Art unrealistischen Symbolismus' erblickt hätte, eine dramatische Bestätigung des Satzes, daß Revolutionen immer gerade die Besten tödten und deshalb au fonds verwerflich sind, ganz und gar verwerflich. — Nächstdem erkannte männiglich die wundersame Gestaltungskraft des Dichters an, der jeder seiner zahlreichen Personen ein individuelles, verblüffend kräftiges Leben verliehen hat, jede ihre eigene, charakteristische Sprache sprechen läßt. Und männiglich bejammerte, daß dem Stücke der eigentliche Held fehlte und so ganz und gar jede versöhnliche, romantische, humoristische Stimmung, und männiglich erwartete von seinem Kritiker, daß er alles dies am Montag-Morgen Herrn Hauptmann mit freundlichem Ernst vorhalten und gleichzeitig den Dichter beklagen würde, der noch immer keinem Bezirksverein beigetreten ist, sondern verbissen am Sozialismus festhält. Und dann grüßte man sich höflich zum Abschied und pilgerte zu Fuß nach Hause, denn es war ein überaus herrlicher Februarmittag, und die angenehme Luft lockte zu einem appetitförderlichen Spaziergang. Gesegnete Mahlzeit! . . . .

Die Censur soll sich wieder einmal, der allgemeinen Ansicht zufolge, auf das Kläglichste bloßgestellt haben, als sie Hauptmann's Weber verbot, und Herr Dr. Grelling, der selbst Stücke schreibt, will an Gerichtsstätte den Beweis führen, daß es sich hier nicht um aufreizende Kriegsfanfaren, sondern um ein unschuldiges historisches Stück handle, etwa um so'n Stück, wie Wilhelm Tell eins ist.*) Dem Wilhelm Tell wird Hauptmanns Drama überhaupt mit Vorliebe verglichen, theils dieserhalb, theils außerdem. Einmal, weil es die Tragödie der Massen sein soll und weil ein ganzes Volk als der Held erscheint, dann aber auch „seiner Tendenz wegen." Denn eine Tendenz hat es, natürlich, unbeschadet seines rein historischen Charakters. Im Oberverwaltungsgericht aber sitzen kluge Leute, ich glaube, auch Herr Kunze unter ihnen. Die haben Hannah Jagert freigegeben, denn ein Dirnlein, das zu gestempelter Anständigkeit sich durchringt, bietet immer ein erbauliches und belehrendes Schauspiel. Die werden auch der Herren Holländer und Land „Philippi"ka nicht unhold behandeln, denn es gehört bei den Heilanden unserer Literatur längst zum guten Ton, das Institut der Ehe mit Schmutz zu bewerfen; auch hat es keinen Zweck, zwei so vielversprechenden jungen Leuten einen gründlichen Durchfall zu mißgönnen. Von Gerhart Hauptmann's Webern aber werden die Herren vom Oberverwaltungsgericht sich schaudernd abwenden. Der Dichter behauptet zwar, sein Drama spiele in den vierziger Jahren, in den Ortschaften des Eulengebirges. Er irrt sich. Es spielt, übersieht man nebensächliche Einzelheiten, im Jahre 1890. Und wer, das Weberelend zu schauen, nicht bis nach Langenbielau wallfahrten will, der fahre mit dem Berliner Vorortzug um ein Geringes nach Neuendorf-Nowawes bei Potsdam. Da sieht er alles vereinigt, was er braucht, und kann Herrn Hauptmann's weißglühende Anklagen auf ihre Berechtigung prüfen, besser als die Sozialistentödter, besser als die Herren Eugen Richter und Julius Wolf, die sich gegenseitig zur Rettung der modernen Gesellschaft beglückwünscht haben.

Die Weber sind das gefährlichste und aufreizendste Schauspiel, das je in deutscher Sprache gedichtet worden ist. Hinter sieben Thüren und sieben Schlössern müßte es eine besonnene und staatskluge Censur verwahren. Ein Mann hat dies Stück ersonnen, dessen Herz, ihm selbst vielleicht unbewußt, heißer für die Armen der Niederung, die Bedrängten und Schwachen schlägt, als die respectiven Herzen des ehrsüchtigen Poseure Lassalle, Singer und Stadthagen zusammengenommen. Thurmhoch überragt dieser Mann die armseligen Schreiber, denen die gespenstische soziale Frage gerade gut genug dünkt, ihre Benedixiaden und Birchpfeiffereien zeitgemäß damit aufzuputzen und interessant zu machen. Diesem Manne drückte nicht Ruhmsucht und Geldgier die Feder in die Hand, er schreibt aus dem grenzenlosen Mitleid und der flammenden Wuth heraus, schreibt, weil der Geist ihn zwingt, weil er der einzige zukunftkündende Poet unseres Landes ist. Mit Donnerstimme will dieser Mann die Gewissen aus langem Schlafe wecken. Das ist sein einziger Zweck, nichts anderes will er. Ein wahrhaftiger Dichter, sprengt er alle Schranken, kümmert sich um keine Regel; seine einzige Sorge ist, den passendsten Ausdruck zu finden für das, was er so gern in alle Welt hinaus schreien, schreien, schreien möchte, und wenn er die beste Form gefunden zu haben meint, gilt es ihm gleich, ob sie gegen alle Technik des Dramas verstößt. Was er mit dem Herzen ersonnen und geschrieben, das wird Tausende entflammen, wird flackernde Begeisterung in tausend andere Herzen gießen. Und keines wird erschreckt zurückfahren, weil der Poet sich um die aristotelischen Einheiten wenig kümmerte und wenig um die Bühnenwirksamkeit, die Aufführbarkeit seiner Schöpfung. Und Keinem wird das Geschwätz derer auch nur ein höhnisches Gelächter entlocken, die dem Gerhart Hauptmann rathen, sich doch um Gottes Willen auf die tendenzlose Dichtung zu beschränken, die reine und ewig unfruchtbare, und sich mit der gräßlichen Sphinx des Jahrhunderts nicht gar zu tief einzulassen.

Ein haß- und zornerfüllter Fehdebrief, gegen dessen Feuerworte Karl Marx' fürchterliche Anschuldigungen fast idyllisch anmuthen, das sollen uns Hauptmann's Weber sein. Rein zufällig, vielleicht nur, weil die Knappheit des Ausdrucks ihre unheimliche Wucht verstärkt, hat der Poet für seine Anklageschrift die dramatische Form gewählt. Man weiß, daß er diese Form trotz seines offenbar epischen Talentes meisterhaft beherrscht, hierin Herrn Sudermann auffallend ähnelnd, und er hat deshalb recht daran gethan, sie bei seinen großen Aktionen anzuwenden. Er erhöht ihren Eindruck dadurch und ihre Gewalt. Und gleichzeitig täuscht er dadurch leichter diejenigen, welche Angriffe auf die Wirthschaftsordnung von heute prinzipiell nicht lesen, und erzwingt sich Gehör.

„Mit euch Jungens wird man doch noch fertig werden," sagt der ganz moderne Parchentfabrikant Dreißiger, der den Directoren unserer Actienspinnereien und Webereien wie aus dem Gesicht geschnitten ist. „Ich bin doch schon mit ganz anderen Leuten fertig geworden." — „Nu, das will ich globen", erwidert ihm ein Arbeiter. „A so a richtiger Fabrikante, der wird mit zwee-, dreihundert Webern fertig, ehe man sich umsieht. Da läßt a och noch ni a par morsche Knochen übrig. A so cener der hat vier Magen wie ne Kuh und a Gebiß wie a Wolf. Nee nee, da hat's nischt." Man sieht, das ist eine von den heute gäng und gäben proletarischen Anschauungen. Alle, die Arbeiterverhältnisse kennen, wissen, daß die Weber der sozialen Bewegung am fernsten stehen; diese Bewegung ist nur für Leute, die noch nicht alle Widerstandskraft verloren und noch Blut in den Adern haben. „Es verlangt dem Weber," schrieb man im vorigen Jahr aus Neuendorf, „und das scheint mir das Gräßlichste, kaum nach einer Besserung seiner Lage; stumpf und theilnahmlos dämmert er sein Pflanzendasein hin." Bedenkt man nun, daß vor fünfzig Jahren auch die stolzesten und selbstbewußtesten deutschen Werkleute, geschweige denn diese Armen, noch nicht um wirthschaftliche Befreiung rangen, daß damals noch Niemand an Sozialdemokratie dachte, sondern die Arbeiterschaft den entschieden liberalen, guten Revolutionären Vorspanndienste leistete, so ist es evident, was der Dichter mit seinem „historischen" Stücke sagen will. Seine proletarischen Männer haben nichts von der feigen, fatalistischen Ergebenheit vormärzlicher Fabrikhöriger und Dagewarte. Mit aller erforderlichen „Zielbewußtheit" treten sie in den Klassenkampf ein. Und zwar in echten, nicht in sorgsam zusammengeflickten Theaterlumpen; keine aufgeputzte Bühnenphrase, kein falscher Ton wird laut, wie sie in Menge kakophonisch durch die „Sozialdramen" Fulda's, Sudermann's und — last not least — Lubliners schrillen. Hier entspringt jedes Wort der Situation, jeder Gedanke ist gleichsam miterlebt. Eher zuviel kleine Züge, zu viel kleine Wahrheiten und zu wenig in der Tiefe lodernde, in die Tiefe bohrende Idee.

Wie die jungen Webersleute, so hat in bewußter Absicht Hauptmann den „Arbeitgeber" Dreißiger ganz modern gestaltet und mit ganz modernen Zügen ausgestattet. Nichts von jener patriarchalischen Gesinnung à la Stumm, welche 1840 in Deutschland wenigstens den Fabrikherren noch sämmtlich gut zu Gesichte stand. Ein rücksichtsloser Profitmacher, der kaum ganz oberflächlich die Dehors wahrt, ein Leuteschinder, feig und brutal dabei, ein waschechter „Unternehmer" von heut. Und auch von Seiten der übrigen Personen fällt manches Wort, das sich wie eine grimmige Satire auf heutige Theorien anhört. „Ihr macht ja a schauderhaftes Gelammetiere dahier. Was da d'r Himmel schickt, das miß' mir uns alle gefalln lassen. Und wenn's euch sonst nich zum Besten geht, wer is denn Schuld, wie Ihr selber? Wie's Geschäft gutt ging, was habt'r gemacht? Alles verspielt und versoffen habt'r. Hätt' Ihr euch dazemal was derspart, da wär jetzt a Nothpfennig da sein, da braucht'r kee Garn und kee Holz stehln." Wenn Eugen Richter ebenso schlecht spräche wie er schreibt, man sollte meinen, die Sparrede hätt' er bei der letzten Sozialistendebatte gehalten. Der zweite Satz würde sich freilich im Munde des frommen Herrn Bachem besser ausgenommen haben . . . . .

Da ist das thatsächliche Elend immer am grausigsten, wächst am schnellsten, wo die Sinne der Armen abgestumpft genug sind, es nicht mehr in seiner ganzen quälenden Scheußlichkeit zu empfinden. Jedes Volk hat die Noth, welche es verdient. Die Weber im Eulengebirge waren auf dem Standpunkt einer verwahrlosten Nation angelangt; sie hungerten gewohnheitsmäßig, und nur die plötzlich hereinbrechende Gefahr des Verhungerns ließ sie die letzte Kraft zusammennehmen und zur Axt greifen. Ihre Leiden hätten auf einen so hohen Gipfel nicht steigen können, wenn sie nicht geduldig wie das Vieh das Schlimmste ertragen, wenn sie das Klassenbewußtsein unserer heutigen Arbeiter besessen hätten. Hauptmann verleiht ihnen dies Bewußtsein. Durch diese poetische Freiheit nehmen in seinem Werk die Vorgänge von 1844 eine relativ gräßlichere Gestalt an, als sie in Wahrheit hatten. Um es zu sagen, langjähriger Hunger,

*) Der Aufsatz ist vor der gerichtlichen Verhandlung am 7. ds. Mts. geschrieben. D. R.

Digitized by Google

langjährige Krankheiten und die daraus folgenden Verbrechen und Laster hatten den Weber des Eulengebirges zu einem halbempfindungslosen Thiere gemacht; Hauptmann aber stellt in die schrecklichen Geschehnisse feinfühlige Menschen hinein, mit den zart differenzirten Nerven des heutigen, grübelnden Proletariers. Wo er Weber schildert, wie sie damals wirklich waren und dachten, erscheinen sie in ihrer aufgeklärten Umgebung wie lebendige Petrefacten.

Wir erkennen, Buchstaben von Feuer will der Dichter mit Riesenhand auf die Wolken schreiben; ein Mene tekel upharsin schreit er der Gesellschaft zu. Und darum — eine Verbeugung vor dem Censor, dem einsichtsvollen Schutzmanne. Auf die Klugheit und die scharfsinnige Wachsamkeit unserer Polizei verlassen wir und stützen wir uns.

Als staats- und gesellschaftsgefährlich, als geeignet, die öffentliche Ordnung zu stören und Klassen der Bevölkerung wider einander aufzureizen (§ 193 des Strafgesetzbuches) sind die Weber aus dem Bereiche des Lampenlichtes verbannt. Und das gereicht mir zur besonderen Freude. Gerhart Hauptmann's bestes Werk ist zugleich sein schlechtestes Drama. Es besteht aus lauter Episoden und Kleinmalereien; dem Poeten liegt gar nicht daran, die Handlung weiter zu schieben, nur Stimmungen will er geben, nur die Herzen rühren und schrecken. Als Dichtwerk an sich betrachtet, darf kein Wort der köstlichen Schöpfung fehlen; wollte man das Drama kritisiren, man könnte einen ganzen Akt als überflüssig, ganze Scenen als im höchsten Grade undramatisch, prächtige Details als nebensächlich und störend hinstellen. Gerhart Hauptmann's Weber sind für den Leser geschrieben. Sie sind zu gut, viel zu gut dafür, müde Protzen und ihre Damen über die Langeweile eines Theater-Abends hinweg zu täuschen, ihnen als Nervenkitzel zu dienen. Sie sollen da wirken und ernste Arbeit thun, wo sie es mit Aussicht auf Erfolg vermögen: in stillen Weihestunden bei großen, jungen Seelen.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals unsere Archäologen.

Geehrter Herr!

In Nr. 52 ist Herr Cornelius Gurlitt im Verlaufe seiner Ausführungen zu Schlüssen gelangt, welche vielfach zu irrigen Ansichten über die Archäologie unserer Tage und ihre Vertreter führen könnten. So spottet er über die Spezialisirung der Archäologie und die oft kleinlich erscheinenden Detailforschungen, aber wie schwer mag er selbst das Fehlen derartiger Vorarbeiten bedauert haben, als er die Welt mit seinem Werke über den Barockstil beschenkte, einem Werke, in dem er mit den bis dahin sehr barocken Ideen über das Barocke so ordentlich und gründlich aufgeräumt hat! — Noch auf ein Zweites ist Gurlitt schlecht zu sprechen. Er las in den „römischen Mittheilungen" des Deutschen archäologischen Institutes einen italienisch geschriebenen Aufsatz eines Deutschen. Ist das unserer Nation zweiundzwanzig Jahre nach dem großen Kriege noch würdig? Wer sich diese Frage stellt, ist sich überhaupt über die Geschichte und Bedeutung des archäologischen Institutes nicht ganz klar. Das archäologische Institut in Rom wurde 1829 als internationales Institut begründet. Man braucht nur einen Blick auf die Namensliste der Mitglieder der Centraldirection im Jahre 1829 zu werfen und findet das darin klar ausgesprochen. Neben vielen Deutschen — ich nenne nur Gerhardt, Welcker, Kestner — saßen im Directorium eine ziemliche Anzahl Italiener, wie Fea, Nibby, Franzosen, so der Herzog von Blacas und späterhin der Herzog von Luynes, schließlich der Engländer Millingen. Die Abhandlungen erschienen in den von den Monumenti begleiteten Annali e bullettini italienisch oder französisch. Das Protectorat übernahm der damalige Kronprinz, spätere König Friedrich Wilhelm IV. Damit trat das Institut mit der Zeit, besonders in materieller Hinsicht von Preußen gefördert, zu diesem Staate in nähere Beziehungen. Secretäre wurden besoldet, ein eigenes Haus angekauft, es bildete den festen Punkt der Deutschen Roms, aber daneben erschienen die Annali und die Bullettini in der alten Form weiter und erwarben immer mehr Geltung, wurden zum maßgebenden archäologischen Fachblatte der Welt. Die Italiener hatten ihm kein zweites an die Seite zu stellen. Alles, was sie um Italiens Vergangenheit thaten, erschöpfte sich bei ihnen in kleinen Localblättchen, die heute kamen, morgen verschwanden und keine nachhaltigen Spuren zurückließen. Die Gelehrten Italiens lehnten sich an die Publicationen des archäologischen Instituts an und betrachteten sie wie ein Heimathsblatt, das in der Förderung der Antike ja ihre Interessen mitförderte. Das änderte sich aber nach und nach, als Bismarck 1874 das Institut zu einer Reichsanstalt erhob, den Sitz der Direction ganz nach Berlin verlegte, schließlich 1885 die deutsche Sprache als die regelmäßige für die Institutschriften bestimmte. Die Annali, Bullettini und Monumenti gingen ein, an ihre Stelle traten das „Jahrbuch", welches die Archäologische Zeitung ablöste und die größeren Abhandlungen, die sonst in den Annali Platz gefunden, in sich aufnahm, die „Antiken Denkmäler" und die Publicationen der beiden Institute: die römischen und athenischen Mittheilungen, wie sie kurz citirt werden (die letzteren schon seit 1876 bestehend). Und so erscheinen jetzt die Jahrbücher ganz in deutscher Sprache in Berlin, während in den Mittheilungen der Zweiginstitute hier und da ein Aufsatz in italienischer, noch seltener in neugriechischer Sprache erscheint. Bei der Gründung der römischen Mittheilungen hatte Michaelis in den Preußischen Jahrbüchern die Meinung ausgesprochen, „es werde die italienische Sprache vermuthlich noch auf lange Zeit die vorherrschende sein." Das ist nun freilich nicht eingetreten, man muß wohl hinzufügen: bedauerlicher Weise. Denn es ist nicht in Abrede zu stellen, daß mit dem Aufgeben der alten Annali viele Kreise in Italien verloren gegangen, ohne daß neue anderswo zuerworben wurden. Die Italiener fühlten und fühlen sich dem neuen Organe gegenüber fremd und während sie früher die Zwecke des Institutes auf jede Weise förderten, stehen sie ihm jetzt zum großen Theile kalt gegenüber und haben ihre eigenen Organe, wie das Bullettino municipale, dessen Gründung freilich schon in das Jahr 1872 fällt, und die von der Accademia dei Lincei herausgegebenen „Monumenti". Wenn man nun in den Mittheilungen einmal in der Zeit noch einen Aufsatz veröffentlicht, der in der Sprache des Landes, in dem man forscht, dessen Denkmäler man publizirt, verfaßt ist und dadurch die alten Traditionen noch ein wenig pflegt, schadet man sich damit selbst und begibt man sich seiner nationalen Würde? — Mit dem Institute hängt auf das Engste die alljährliche Entsendung von fünf Stipendiaten, unter denen einer für christliche Archäologie sich befindet, zusammen. Auch an dieser Einrichtung weiß Gurlitt zu tadeln. Daraus, daß einige Gelehrte Bücher über antike Topographie und auch Archäologie geschrieben haben, ohne vorher die klassischen Länder gesehen zu haben, schlägt Gurlitt Kapital gegen die Entsendung jüngerer Leute, die ihr Doctorat gemacht haben. „Schicket reife Männer nach dem Süden", ruft er aus. Aber es ist als sicher anzunehmen, daß wenn die von Gurlitt mit Namen genannten Männer das von ihnen beschriebene Land gesehen hätten, sie ihre Werke mit noch mehr Sachkenntniß geschrieben hätten, ja bei Einem von diesen hat sein Buch erst dadurch, daß es von einem Zweiten, der landeskundig war, zur vierten Auflage umgearbeitet wurde, den eigentlichen Werth gewonnen. Lessing, wird man einwerfen, hat seinen „Laokon" geschrieben und kannte das Original vorher nicht. Aber ist sein Werk vor Allem eine kunstgeschichtliche Arbeit? Zu seinen tiefen Gedanken über den Unterschied zwischen Poesie und bildender Kunst konnte ihn gerade so gut ein elender Kupferstich, wie ein schlechter Gipsabguß der Gruppe anregen. Was ist aber für Jeden, der sich mit Kunst beschäftigt, die lebendige Anschauung dem todten Buchstaben, dem matten Bilde gegenüber! Und wer versteht Kunst, wenn er nicht das Land und die Leute kennt, welche diese Kunst in das Leben riefen? Niemals ist man aber so empfänglich wie in dem Alter, in welchem die jungen Leute heruntergeschickt werden. Man ist von Vorurtheilen noch ziemlich frei, vielmehr sie sind noch nicht eingewurzelt. Der „reife" Mann, den Gurlitt herbeisehnt, hat schon seine Grundsätze, wahre und falsche, und nach diesen richtet er seine Eindrücke, nicht daß er sich von den letzteren leiten ließe. Ueberdies werden von Oesterreich, das in den Bestrebungen um die klassische Archäologie Deutschland so rüstig nacheifert, seit diesem Jahre, wie in Deutschland seit 1888, außer den Jüngeren auch Gymnasiallehrer, also reife Leute im Sinne Gurlitt's nach dem Süden geschickt und man mag auf die zu erzielenden Erfolge, die freilich erst nach Jahren sichtbar sein werden, neugierig sein.

Hochachtungsvoll L. P.

Notizen.

Leben Christi. Zwanzig Bilder nach Gemälden berühmter Meister. Mit einem Präludium und zwanzig Liedern von Ludwig Ziemssen. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Ziemssen's lyrischer Text ist formschön und feinsinnig, mitunter auch frommen Gemüthes voll, aber er tritt doch hinter den herrlichen Bildern zurück: Murillo's Maria Verkündigung, Raffael's Christus auf dem Wege nach Golgatha aus der Madrider Gallerie, Correggio's Heilige Nacht, Paul Veronese's Anbetung der Könige, Ferd. Bol's Ruhe auf der Flucht nach Egypten, Tizian's Zinsgroschen, Guido Reni's Christuskopf mit Dornenkrone aus der Dresdener Gallerie, Honthorst's Zwölfjähriger Jesus im Tempel, Van Dyck's Klage um den todten Christus aus der Müchener Pinakothek, Guido Reni's Taufe Christi aus dem Wiener kunsthistorischen Museum, Arry Scheffer's Versuchung Christi in der Wüste, Paul Veronese's Hochzeit zu Kana, Tizian's Grablegung aus dem Pariser Louvre, Rubens' Auferweckung des Lazarus aus dem Berliner Museum, Lionardo da Vinci's Abendmahl aus Sta. Maria delle Grazie in Mailand, Rubens' Christus zwischen den Schächern aus dem Museum und Kreuzabnahme aus der Kathedrale zu Antwerpen. Jedes Blatt ist ein Meisterstück unserer vervielfältigenden Kunst. Das Prachtwerk in seiner goldglänzenden Mappe eignet sich vorzüglich zum Confirmations- und Ostergeschenk.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =
in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text. — 272 Hefte zu je 50 Pf. — 17 Bände zu je 8 Mk.

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk. — 152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Als feinstes und billigstes Geschenk für Militärs und Interessenten

empfehle ich die in meinem Verlage erschienene **hochelegante** Kunstmappe

„Im Waffenrock".

Ernste und heitere Bilder aus dem Soldatenleben.

12 Kunstblätter in Leinwandmappe
gezeichnet von **Feodor Czabran.**
Preis 6 Mark.

Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung, wie auch direkt von der Verlagshandlung von **Gustav Leutsch, Gera (Reuß).**
Gegen Einsendung von 6 Mk. erfolgt Frankozusendung.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen und epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zum Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

= Für die Passionszeit! =
Kretzschmar's Führer durch den Konzertsaal
II. Abth., erster Theil: **Kirchliche Werke:**
Passionen, Messen, Hymnen, Psalmen, Motetten, Cantaten.
II. Abth., zweiter Theil: **Oratorien und weltliche Chorwerke.**
Jeder Theil ℳ 4.—, in Halbfranzband gebunden ℳ 6.—.
Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

Unter Palmen.

Roman
aus dem heutigen Ägypten
von
Klaus Rittland.

8°. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—.

Wiederum sind die Augen der ganzen gebildeten Welt auf das alte Pharaonenland gerichtet, das auf eine 6000jährige Geschichte zurückblicken kann, und auf lange Zeit hinaus wird die moderne Welt an dem Geschick dieses Wunderlandes das lebhafteste Interesse nehmen. Da kommt der Roman Rittlands, der seinen Stoff aus dem Leben des modernen Ägypten genommen, zur rechten Zeit. Der Verfasser, der Land und Leute aus eigener Erfahrung kennt, führt den Leser an der Hand einer überaus anmutigen Erzählung in das Leben und Treiben des märchenhaften Cairo und Alexandrien ein. Wir glauben die schweigende Wüste und den lebenspendenden Nil mit den unverwüstlichen Baudenkmälern der Urzeit mit eigenen Augen zu sehen und geblendet zu werden von all der Märchenpracht des geheimnisvollsten Landes der Weltgeschichte.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Soeben erschien:

In Sachen der Hypnose und Suggestion.

Ein Vademecum für Herrn Prof. Wundt.

Von
Dr. F. Wollny.
Preis 50 Pfge.

In jeder Buchhandlung zu haben:

Friedrichs des Großen Gedanken über Religion.

10¼ Bg. broch. 70 Pfg. geb. 1 Mk.
H. Jaenicke's Verlag in Dresden.

Der Verein der **Bücherfreunde**

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3.75; für gebundene Bände M. 4.50. Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

Verlagsbuchhandlung Friedr. Pfeilstücker,
Berlin W., Bayreutherstr. 1.

Soeben ist nunmehr vollständig erschienen:

Friedrich Hebbel's Briefwechsel

mit Freunden und berühmten Zeitgenossen.
Mit einem Vorwort herausgegeben von
Felix Bamberg.
Nebst den Bildnissen Hebbels und Bambergs.
2 Bände. I. Band XIV und 460 Seiten. Preis 12 Mark.
II. Band 616 Seiten 15 Mark.
Berlin SW., Bernburgerstr. 35.
G. Grote'scher Verlag.

Verlag von Gustav Leutzsch in Gera (Reuß).

Edward Stilgebauer: Vom Wege, sechs Novellen. 8°. 160 S. eleg. brosch. 2 ℳ.
Edward Stilgebauer: Herodes, histor. Roman. 8°. 208 S. eleg. brosch. 3 ℳ.

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

Prinzipien der Ethik und Religionsphilosophie Lotzes
von
G. Vorbrodt.
= Preis M. 3.—. =

„Diese hochbedeutsame Arbeit eines wissenschaftlich durchgebildeten Philosophen darf als eine der besten Schriften über Lotze bezeichnet werden. Geistliche, Gelehrte und Studierende werden dem Verfasser reichen Dank wissen, diese Arbeit jahrelangen Studiums zum Verständnis Lotzes besitzen zu können. Was mich noch besonders für das Buch eingenommen, ist die durchweg edle Sprache von mustergiltiger klassischer Schönheit."
„Post."

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 18. März 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der **Gegenwart** in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Darwinismus wider Sozialismus. Von Otto Gaupp (London). — Sozialpolitische Ausblicke. Von Karl Walcker-Leipzig. — **Literatur und Kunst:** H. Taine und seine Stellung zu Deutschland. Von Ludwig Jacobowski. — Strindberg und das Weib. Von Franz Servaes. — **Feuilleton:** Das Kaffeehaus in Surata. Von Graf Leo Tolstoi. — **Aus der Hauptstadt:** Bei Caprivi a. D. Von Caliban. — Die „XI". Von Cornelius Gurlitt. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Darwinismus wider Sozialismus.

Von Otto Gaupp (London).

Für einen Geschichtschreiber der Zukunft wir unter den vielen Räthseln, welche die sozialistische Bewegung unserer Tage ihm sicher aufgeben wird, vielleicht nicht das geringste ihre antagonistische Haltung, gegen alles, was Christenthum heißt, sein. Ist diese Feindschaft, mag er sich fragen, nicht seltsam bei einer Partei, die ebenso wie das Christenthum sich in erster Linie an die Mühseligen und Beladenen wendet, und den Reichen und Mächtigen flucht, die gleich jenem Brüderlichkeit und Gleichheit mit feurigen Zungen predigt und auf sie ihre sittlichen Forderungen gründet, und die wiederum, wie jenes, ihre beste Kraft aus einem beweislosen, aber unerschütterlichen Glauben an das Kommen eines Himmelreichs saugt? Sollte man nicht vielmehr erwarten, daß eine solche Partei gerade wieder mit aller Macht eine Predigt und eine Ethik in den Vordergrund drängte, die ihren Zielen so günstig ist und mit ihren Idealen so viel gemeinsam hat? Wir, die wir heute leben, verstehen den antichristlichen Charakter des Sozialismus leicht. Das Christenthum, das er vorfindet, tritt ihm entgegen verkörpert in einer Staatskirche, als eine der mächtigsten Stützen des Bestehenden, als eines der stärksten Hindernisse für das Kommen seines Reiches. So wenigstens stellt sich ihm die Sache dar; daher sein Haß, daher sein Bestreben, diesem Bollwerk die Wurzeln in den Herzen der Menschen abzugraben, daher seine fanatische Verehrung der Wissenschaft, die er hauptsächlich als die große Auflöserin bestehender Einrichtungen und Glaubensanschauungen hochschätzt. Es ist übrigens interessant zu sehen, daß da, wo das Christenthum im Volk noch nicht todt ist, wo, wie in England, ein blühendes demokratisches Sectenleben dasselbe im Gegensatz zur Staatskirche vor Versteinerung bewahrt, die Haltung des Sozialismus eine ganz andere ist. Keiner der revolutionären englischen Sozialisten, ein Burns, ein Keir Hardie, ein Hyndman hat seinen Zusammenhang mit dem Christenthum aufgelöst. —

Diese antikirchliche Gesinnung des Sozialismus hat nun auch seine Stellungnahme zu der wichtigsten wissenschaftlichen Theorie unseres Jahrhundertes, dem Darwinismus bestimmt. Er witterte in ihm sogleich ein antichristliches Element, übersah aber das antisozialistische; er proclamirte ihn daher unbesehen als neue wichtige Stütze seiner Lehre, und glaubte insbesondere in ihm eine passende Basis für eine sozialistische Ethik zu finden. Bestärkt wurde er in diesem Glauben durch das thörichte Geschrei wissenschaftlicher und unwissenschaftlicher Gegner des Darwinismus, die diesen als Vorfrucht des Sozialismus zu denunziren beliebten. So erklärte das frühere Parteiblatt, der „Volksstaat", im ersten Jubel: „Die darwinistische Theorie ist eine wichtige Stütze für den Sozialismus. Sie ist sozusagen unbewußt die Sanction desselben von Seiten der Naturwissenschaft. Denn was ist wohl die Haupterrungenschaft oder die praktische Bedeutung der darwinischen Lehre: neben dem tief geistigen Einblick in das Wirken der organischen Natur überhaupt, doch gewiß nur die strikte Anerkennung des Satzes von der Gleichheit aller Menschen." Kann man sich eine verkehrtere Auffassung denken, kann man nicht mit viel mehr Recht den Darwinismus die wissenschaftliche Begründung der Ungleichheit nennen? Und doch ist sie nicht sehr verschieden von dem, was Bebel in seinem Buch „die Frau" über das Verhältniß von Sozialismus und Darwinismus sagt. Er stellt dort den erstaunlichen Satz auf: „Der Darwinismus ist also wie jede wirkliche Wissenschaft eine eminent demokratische Wissenschaft." Dieses „also" — nicht ein logisches, sondern eines jener spezifisch Bebel'schen „also" — bezieht sich auf folgenden vorangehenden Satz: „Das Darwinische Gesetz vom Kampf ums Dasein findet in der Menschheit den Abschluß, daß schließlich die Menschen als denkende und erkennende Wesen ihre Lebensbedingungen, also ihre Zustände und alles was damit zusammenhängt, zielbewußt beständig ändern, verbessern und vervollkommnen und zwar in dem Sinn, daß schließlich für alle Menschen gleich gültige Daseinsbedingungen vorhanden sind." Womit dann nach Bebel alle Ungleichheit zu Ende ist; er theilt nämlich durchaus den Grundirrthum des Sozialismus, der vor allen inneren Ungleichheiten krampfhaft die Augen schließt, und ihre ganze Quelle nur in äußeren Einrichtungen sieht, und er lebt mit dem Volksstaat des Glaubens: „daß die Naturerkenntniß uns zwingt, jeden einzelnen Menschen als ein von Anfang an in völlig gleichem Maße entwickelungsfähiges Wesen aufzufassen." —

Diese ursprüngliche vertrauensselige und begeisterte Haltung, die der Sozialismus dem Darwinismus gegenüber einnahm, hat sich nun in letzter Zeit doch sehr abgekühlt. Ein Oskar Schmidt, ein Haeckel und andere wissenschaftliche Vertreter des Darwinismus haben diese falsche Auffassung nicht ganz umsonst bekämpft. Soviel scheint mir wenigstens aus drei neueren sozialistischen Auslassungen in dieser Frage hervorzugehen. Der Sozialismus hat augenscheinlich in diesem Punkt die Offensive aufgegeben und sich auf die Defensive zurückgezogen. Die drei Schriften feiern nicht länger den Darwinismus als einen Pfeiler des Sozialismus, noch verherrlichen sie Darwin als den Vorläufer und Mitheiligen ihres Parteipapstes Marx, sie bescheiden sich vielmehr zu zeigen, daß der Darwinismus

Digitized by Google

mit dem Sozialismus nichts zu thun habe, daß sich aus ihm keine Waffen gegen ihren Glauben schmieden lassen, daß seine Ergebnisse vielmehr leicht mit denen des Sozialismus in Einklang gebracht werden können. Gewiß eine viel bescheidenere Haltung! Die drei Auslassungen, die ich im Auge habe, sind ein Aufsatz Kautsky's im Oesterreichischen Arbeiterkalender, ein anonymer Essay in der „Neuen Zeit" betitelt Darwinismus contra Sozialismus, und die wichtigste ein Vortrag, den der englische Naturforscher Grant Allen, ein persönlicher Schüler Darwin's in der sozialistischen „Fabian Society" in London hielt. —

Am einfachsten stellt sich die Sache Kautsky dar. Sozialismus und Darwinismus, meint er, sind zwei ganz verschiedene Wissenszweige; der erstere beschäftigt sich mit der menschlichen Entwickelung, der zweite mit der Entstehung der Arten, beziehungsweise mit der Herausbildung typischer Verschiedenheiten unter den Lebewesen. Es ist deshalb eine absolut ungerechtfertigte Anmaßung, wenn die Darwinisten von ihrem naturwissenschaftlichen Standpunkt aus über den Sozialismus abzurtheilen wollen, und die Sozialisten brauchen sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, wie Sozialismus und Darwinismus zu vereinbaren seien; beide haben mit einander nichts zu thun.

Dies ist nun vollständig richtig, wenn man Darwinismus im engsten Sinne faßt, und unter ihm correcterweise die Theorie versteht, deren Aufstellung die originelle That Darwins bildet. Darwin hat zuerst gezeigt, daß der längst bekannte Kampf um's Dasein nicht nur arterhaltend, sondern auch Art schaffend wirkt. Die Idee vom Kampf um's Dasein wurde ihm hauptsächlich durch Malthus zum Bewußtsein gebracht, der lehrt, daß jede Art die Tendenz hat, weitaus mehr Nachkommen zu erzeugen, als am Leben bleiben können. Er verband dann mit ihr seine aus der Erfahrung und Naturbeobachtung gewonnene Kenntniß vom Auftreten spontaner Variationen und gewann auf diese Weise seinen Einblick in den natürlichen Mechanismus der Artentstehung. Diese rein biologische Theorie, die als die eigentlich schöpferische That Darwins anzusehen ist, läßt selbstverständlich den Sozialismus unberührt. Der Name Darwinismus wird aber — und man darf wohl sagen leider — in einem weit umfassenderen Sinne gebraucht, indem er eine Reihe von Theorien, die nicht von Darwin stammen, mitbezeichnet, ja geradezu als ein Synonym für Entwickelungstheorie überhaupt steht. In diesem Sinn wird die Unvereinbarkeit des Darwinismus und des Sozialismus behauptet. Die wirkliche Frage, die Kautsky zu beantworten gehabt hätte, ist, ob die sozialistischen Lehren nicht den Gesetzen der Entwickelung überhaupt widersprechen, und ob sie sich insbesondere mit der Lehre vom Kampf um's Dasein als dem arterhaltenden Prinzip zusammenreimen lassen? Das große und einzige Prinzip, durch das die beständige Anpassung einer Spezies an ihre Lebensbedingungen aufrecht erhalten wird, besteht in einem Prozeß der Selbstreinigung, in Folge dessen die weniger Lebensfähigen zu Grunde gehen, die besser ausgerüsteten dagegen leben und sich fortpflanzen. Ein Folgesatz dieses Prinzipes ist es, daß die Durchschnittskraft einer Rasse vermindert würde, wenn die Kranken und Schwachen gewohnheitsmäßig auf Kosten der Gesunden und Starken am Leben erhalten und in ihrer Fortpflanzung unterstützt würden. Ob der Sozialismus mit seiner geplanten Aufhebung des Concurrenzkampfes und mit seiner Gleichmacherei, die den Schwachen ebenso sichere Lebensverhältnisse zusichern will als den Starken, sich nicht gegen dieses oberste biologische Gesetz versündigt, und wie er die nothwendige Folge einer solchen Versündigung — eine Verschlechterung und Herabdrückung der Lebenskraft unserer Rasse — vermeiden will, das ist das wahre Problem, dessen Beantwortung Kautsky einfach umgeht. — Daß diese Form des Kampfes um's Dasein auch für die Menschheit von größter Bedeutung ist, erkennt der anonyme Verfasser in der „Neuen Zeit" an. Er wendet sich ausdrücklich gegen Kautsky's Behauptung, der menschliche Productionsprozeß bedeute die Ausschließung des Kampfes um's Dasein aus der menschlichen Gesellschaft; er gesteht ihm zwar zu, daß unter Menschen von dem specifisch darwinischen Kampf um's Dasein als artbildendem Prinzip nicht mehr die Rede sein könne, er bezeichnet aber doch die wirthschaftlichen Kämpfe der Menschheit als Formen, unter denen er sich in ihr abspiele. Andererseits wirft er den antisozialistischen Kritikern vor, daß sie immer nur eine besondere Seite des Kampfes um's Dasein in's Auge fassen, nämlich den individuellen Kampf um die Existenzmittel, ja daß manche von ihnen denselben geradezu mit Concurrenzkampf zusammenwürfen. In Wahrheit bestehe aber der Kampf um's Dasein nicht nur aus einem Kampf zwischen Individuen derselben Art, sondern insbesondere in einem Kampf einer Art als Ganzen gegen alle fremden Arten und gegen die Naturgewalt der Elemente. Von der ersteren Kampfart, dem Kampf innerhalb derselben Varietät, behauptet nun der Verfasser, er sei vielfach ganz nebensächlich. Innerhalb vieler Thierarten und insbesondere innerhalb der höheren sei von ihm auch nicht das Geringste zu spüren. Ein Ueberblick über die Entwickelung der Menschheit beweise, daß auch in ihr der individuelle Kampf erst im kapitalistischen System in's Dasein getreten sei. In den ursprünglichen Horden habe absolute Gleichheit geherrscht; dieselbe habe eine homogene Einheit gebildet, in der alle Glieder als gleichberechtigt galten; für Unterdrückung und Knechtschaft sei in ihr kein Raum gewesen. Trotzdem nun so in dem weitaus größten Zeitraum, den die menschliche Entwickelung bisher durchlaufen habe, der individuelle Kampf um's Dasein ganz ausgeschlossen gewesen sei, habe sich die Menschheit aus thierischen Anfängen zu einer verhältnißmäßig hohen Entwickelungsstufe emporgearbeitet. Erst allmählich, insbesondere mit dem Aufkommen des patriarchalischen Familientypus sei der Kreis, innerhalb dessen der individuelle Kampf um's Dasein ausgeschlossen gewesen sei, immer enger geworden, es seien allmählich Ungleichheiten in der wirthschaftlichen Stellung eingetreten und damit der Weg zur freien Entfaltung der Individuen gebahnt worden, d. h. — und man beachte dieses charakteristische d. h. — das rücksichtslose Einzelinteresse habe die Solidarität der Genossenschaft vernichtet. Der Sozialismus nun als ein Erzeugniß derselben Entwickelungsreihe lasse zwar die wohlthätigen Seiten des Kampfes um's Dasein bestehen, hebe aber den individuellen Einzelkampf, der nur das Ergebniß einer bestimmten Entwickelungsstufe gewesen sei, vollkommen auf, und führe damit eine höhere, der Menschheit würdigere Aera herbei.

Der ganze Zweck dieser geschichtsphilosophischen Darstellung ist natürlich der Nachweis, daß der Kampf um's Dasein, wie er sich im Concurrenzkampf darstellt, kein wesentlicher Factor für den menschlichen Fortschritt gewesen sei, denn die Entwickelung habe zum größten Theil ohne ihn stattgefunden. Gegen diese Ausführung ist nur das zu bemerken, daß sie auf einer vollkommenen Verkennung der Thatsachen beruhen. Die Behauptung, daß der Kampf um's Dasein nicht als artbildender, aber als arterhaltender Factor unter den höheren Thieren von keiner Bedeutung sei, ist grundfalsch. Auch unter den in Herdenform lebenden Thieren haben die Stärkeren immer den Schwächeren die Nahrung weggenommen, und sie mehr oder weniger von der Fortpflanzung ausgeschlossen; auch unter ihnen haben Hunger, Kälte, die Feindschaft anderer Arten ihre Opfer immer vorzugsweise in den Reihen der Schwächeren und weniger Lebensfähigen gefunden. Was anders aber hieße Kampf um's Dasein! Das Zusammenscharen, die ganze herdenmäßige Organisation, auf die der Verfasser so großen Nachdruck legt, hilft den betreffenden Arten zwar im Kampf gegen andere Arten und bis zu einem gewissen Grad im Kampf gegen die Naturgewalten, gerade die Ausschließung des individuellen Kampfes um's Dasein, d. h. die Fürsorge für die Schwachen auf Kosten der Starken, wie sie der Sozialismus verspricht, bewirkt sie nicht. Und das Gleiche gilt auch für die Menschenrasse. Die idyllische Schilderung der ursprünglichen Menschenhorden, in der für Unterdrückung und Knechtschaft kein Raum gewesen, bedarf in ihrer Rousseau'schen Naivität keiner Kritik. Wie wenn in ihnen nicht mehr als sonst wo das Recht des Stärkeren rücksichtslos gegolten hätte! Wo wären wir heute, wenn dem nicht so gewesen wäre! Es ist auch diesem Vorkämpfer des Sozialismus keineswegs gelungen, nach-

Digitized by Google

zuweisen, daß der Kampf um's Dasein für die Entwickelung der Menschheit ein unwesentliches Moment sei, und auch er hat uns nicht gezeigt, wie der Sozialismus, gesetzt es gelänge ihm, den individuellen Kampf um's Dasein etwa durch eine künstliche Regelung der Bevölkerungszunahme und durch eine zwangsweise Anpassung der Consumption an die Production auszumerzen, wie sage ich, der Sozialismus die unvermeidliche Degradation der menschlichen Rasse aufhalten, wie er ihr Zurücksinken in die Herdenform verhindern und das, was höchstes Ziel aller Cultur, Reichthum und Mannigfaltigkeit der individuellen Typen sichern wollte. —

Und nun noch ein Wort über die Bekehrung des Darwinisten Grant Allen, von der die „Neue Zeit" so viel Aufsehen macht und die Herbert Spencer und seine Anhänger in so große Bestürzung versetzt haben soll. Nebenbei gesagt, eine gänzlich aus der Luft gegriffene Behauptung; denn Spencer hat, wie er mir versicherte, von jener Damaskusrede nie ein Wort gehört, geschweige denn durch die Macht ihrer Gründe, wie die „Neue Zeit" versichert, sich niederschmettern lassen. In Wahrheit ist nun auch diese gerühmte Rede ein packender Beweis dafür, zu welchen Utopien auch ein naturwissenschaftlich gebildeter Mann sich versteigen kann, wenn er sich erst einmal in den Netzen des Sozialismus verfangen hat. Am charakteristischsten für die geistige Verfassung, in der die Rede abgefaßt wurde, ist wohl folgende Stelle. Allen versichert uns, daß auch im sozialistischen Staat, oder wie Herr Bebel lieber will, in der sozialistischen Gesellschaft, Unvollkommenheiten, die heute der Kampf um's Dasein ausmerzt, beseitigt würden, „wenn auch gewiß nicht auf so grausame und schmerzhafte Art wie bisher." Es gibt dafür ein einfaches und humanes Mittel, dessen Entdeckung der Menschenkenntniß Allen's alle Ehre macht. Man höre und staune.

„Ein auf humanem Weg bewirktes allmähliches Aussterben fehlerhaft begabter Familien wird vielleicht mit der Zeit an die Stelle der grausamen Vernichtung schwächlicher Individuen treten. Krüppel, Verbrecher, Idioten dürften durch Ueberredung (!) veranlaßt werden, davon abzustehen, ihres Gleichen in die Welt zu setzen!"

Im Uebrigen gipfeln Allen's Ausführungen in der Behauptung, daß der vom Darwinismus dem Sozialismus gegenüber gemachte Einwand mit genau demselben Recht gegen alle Civilisation von Anfang an erhoben werden könnte. Die natürliche Zuchtwahl werde in ihrem Wirken auf jeder höheren Stufe der Entwickelung mehr eingedämmt, und insbesondere die Civilisation charakterisire sich dadurch, daß sie schließlich den Kampf um's Dasein auf ein Minimum reducire. Es stelle sich also der Sozialismus mit seiner gänzlichen Aufhebung desselben als das letzte und geradezu nothwendige Resultat der Evolutionsgesetze dar. —

In dieser Ausführung wird das Wort Kampf buchstäblich genommen. Es ist allerdings wahr, daß die Civilisation sich dadurch charakterisirt, daß der Kampf des Menschen gegen den Menschen immer mehr beschränkt wird und daß der brutalen Gewalt ein immer engerer Spielraum zugetheilt ist. Mit anderen Worten: Entwickelung der Civilisation meint immer weitergehende Realisirung des Gesetzes der gleichen Freiheit für Alle. Dieses Gesetz erkennt die Menschheit im Lauf ihrer Entwickelung immer mehr als nothwendige Bedingung eines sozialen Zusammenlebens an und dagegen wird auch der eifrigste Verfechter des Kampfes um's Dasein nichts einzuwenden haben. Denn unter diesem Gesetz ist der Kampf um's Dasein in seinen wohlthätigen Wirkungen keineswegs ausgeschlossen, und auf diese Ausschließung hin zielt der Sozialismus. Er will nicht gleiche Freiheit für Alle, sondern Beschränkung der Freiheit der Starken zu Gunsten der Schwachen.

Allen sucht dann den Stiel umzudrehen und dem heutigen System vorzuwerfen, daß gerade es seinerseits das segensreiche Wirken des Kampfes um's Dasein bereitete. Denn in unserer auf Zufall und Willkür gegründeten Gesellschaftsorganisation bestehe ein regelrechtes System der Bevorzugung und Benachtheiligung, das den einen Hindernisse in den Weg lege, während es die anderen künstlich vorwärts schiebe, und das damit das Gesetz vom „Ueberleben des Tüchtigsten" auf das Empfindlichste störe. Man wird die Berechtigung dieses Einwandes bis zu einem gewissen Grade anerkennen müssen; aber man darf nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Kein Mensch wird behaupten, daß unsere Gesellschaftsordnung vollkommen sei; aber man wird sagen dürfen, daß in ihr wie in keiner anderen doch das schließlich für das Wohl und Wehe des einzelnen Individuums Entscheidende seine eigene Kraft und Tüchtigkeit ist. Und darauf kommt Alles an.

Im Uebrigen decken sich die Ausführungen Allen's mit denen des Anonymus. Auch er sucht zu zeigen, daß je höher die Entwickelung der organischen Wesen steigt, desto mehr das Walten des Kampfes um's Dasein ausgeschlossen wird. Er begründet diese Behauptung hauptsächlich durch den Nachweis, daß die elterliche Pflege für die Jungen immer intensiver wird, was allmählich die Vernichtung Vieler zu Gunsten einiger Weniger auf ein Minimum reducire. Dieser Begründung liegt aber eine ernste Verwechselung zu Grunde. Daß die Entwickelung des elterlichen Gefühls selbst eine Folge des Kampfes um's Dasein ist, weil solche Rassen, in denen es besonders ausgebildet ist, die meiste Aussicht auf eine zahlreiche Nachkommenschaft haben, ist leicht einzusehen, und daß den unmündigen Nachkommen gegenüber nach dem Prinzip je weniger eigene Kraft, desto mehr Hülfe gehandelt werden muß, liegt in der Natur der Dinge begründet. Eine ganz andere Frage aber ist es, ob dieses System, wie der Sozialismus fordert, auch segensreich auf die Beziehungen zwischen Erwachsenen angewandt werden kann. Hier soll vielmehr, wie die Entwickelungsphilosophie lehrt, das gerade Entgegengesetzte gelten, nämlich daß der Sohn sich nach dem Verdienst zu richten hat. Dieses Prinzip sichert den Sieg der Starken und Lebensfähigen, und seine Aufhebung bedeutete den Untergang der Cultur.

Zusammenfassend können wir sagen, die Sozialisten behaupten mit Recht, daß der Darwinismus als solcher mit dem Sozialismus nichts zu thun habe; der wahre Prozeß besteht vielmehr zwischen ihm und der Entwickelungstheorie als umfassender Weltanschauung. Wie seine Lehren mit ihren Wahrheiten sich in Einklang bringen lassen, das hat er zu zeigen.

Sozialpolitische Ausblicke.

Von Karl Walcker-Leipzig.

Die Hauptursachen und Symptome des Fieberzustandes Europas, besonders der Großstaaten, sind die allzu schroffen Gegensätze der Klassen, Parteien, religiösen Richtungen (sogar unter den Genossen einer Confession, z. B. den Protestanten), der Mangel an Stetigkeit in der inneren Politik, die übermäßigen Rüstungen, zu welchen der Friedensbund, der Dreibund, durch den Zweibund gezwungen wird, die aus all dem entspringende drückende Steuerlast und weit verbreitete Unzufriedenheit. Aehnlich wie die Medizin, kann die Staatswissenschaft nicht alle Uebel heilen, sie kann indes Mittel zu einer recht gründlichen Heilung solcher Uebel, wie der genannten angeben. Die ganze Culturentwickelung der europäischen Monarchie, besonders der großstaatlichen, drängt mit naturgesetzlicher Gewalt auf eine starke Einschränkung des Systems geheimer Vorträge der Minister und anderer Personen, auf berufsmäßige staatswissenschaftliche Studien der Fürsten, Prinzen, Staatsmänner, Parteiführer und sonstigen hervorragenden Politiker. Solche Ideen finden sich andeutungsweise bereits im 17. Jahrhundert beim Bischof und Prinzenerzieher Fénélon, im 18. Jahrhundert beim Hessen-Darmstädtischen Minister Frh. F. K. von Moser, im 19. Jahrhundert bei R. v. Mohl, Bluntschli, dem edlen, staatsmännischen Prinzgemahl Albert von England, verschiedenen anderen verstorbenen und lebenden Personen; in gewissem Sinne schon bei Friedrich Wilhelm I., Friedrich dem Großen und Joseph II. Es wird

Digitized by Google

früher oder später dahin kommen, daß viele Söhne der reichsten Familien in Stadt und Land, zunächst der liberalen, dann auch der conservativen und ultramontanen Familien, Jura und Nationalökonomie studiren, Richter, Verwaltungsbeamte, Rechtsanwälte, Professoren werden, im besten Mannesalter mit 30 bis 35 Jahren, ihren Abschied nehmen, als Rentiers, Redacteure, Mitredacteure ꝛc. ganz dem Studium der Zustände und Bedürfnisse ihres Vaterlandes, z. B. des Deutschen Reiches, der Beschwerden und Reformpläne aller Klassen und Parteien leben. Schon heute kommt es vor, daß reiche Offiziere im besten Mannesalter ihren Abschied nehmen. Sie können sich als Militärpolitiker sehr nützlich machen, z. B. indem sie für die Reform des preußischen Militärstrafprozesses nach bayerischem ꝛc. Muster, für unauffällige, im Zeitalter des rauchschwachen Pulvers doppelt nothwendige Uniformen eintreten. Solche aristokratische Juristen, Nationalökonomen, militärische Sachverständige wären Volkstribunen im edelsten Sinne des Wortes, das denkbar beste Menschenmaterial für Abgeordnete, Parteiführer, Minister; abgesehen natürlich von weniger bemittelten, aber begabten, rechtschaffenen Männern aller Klassen, einschließlich der unteren. Die Wissenschaft ist das Freieste, was es auf Erden gibt. Trotzdem enthält sie einen heilsamen Zwang. Wenn die Knochen eines bekannten oder unbekannten Thieres durcheinander gewühlt und vollständig beisammen liegen, so können sie nur auf eine Art, nicht auf viele Arten, von Zoologen zusammen gesetzt werden. Aehnlich ist es in den Staatswissenschaften, überhaupt in den Geisteswissenschaften. Wenn vornehme, schon durch ihre soziale Erziehung an Mäßigung gewöhnte Politiker die Denk- und Gefühlsweise aller volkswirthschaftlichen, historisch-politischen, philosophisch-religiösen Richtungen des Deutschen Reiches nach den Quellen, nicht nach gegnerischen Streitschriften, so zu sagen Caricaturen, gründlich studirt haben, so werden sie in der Regel, trotz einzelnen Meinungsverschiedenheiten, zu hoch wichtigen gemeinsamen Resultaten im Sinne der wohl verstandenen modernen Cultur, staatsmännischer, zeitgemäßer Reformen kommen; mag ein Theil dieser Männer auch ursprünglich mit feudalen, ultramontanen, oder pseudoliberalen Vorurtheilen an das Studium der besten Gründe der Andersdenkenden gegangen sein.

Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, um nicht zu sagen gewiß, daß die unteren Klassen, die kleinen Leute in Stadt und Land, und das weibliche Geschlecht, besonders reiche, begabte Damen, künftig in weit höherem Grade an der Denkarbeit der Gentlemen theilnehmen werden, wie bisher. Viele begabte, ja, zum Theil sogar geniale Männer sind aus den unteren Klassen hervorgegangen. Man denke z. B. an Papst Sylvester II., Luther, Melanchthon (den „Lehrer Germaniens"), Kant, Fichte, Scharnhorst, den preußischen Finanzminister Rother und Andere. Frauen haben auf verschiedenen Gebieten der geistigen Arbeit, selbst der Politik, Bedeutendes geleistet. Die englische Antikornzollliga verdankte ihren Sieg nicht zum Wenigsten der Frauenwelt, die viele Hörerinnen zu den Theeabenden und Vorträgen der Liga stellte. Aus den 1892 veröffentlichten Denkwürdigkeiten der Frau A. v. Beguelin, einer edlen, mit Undank belohnten preußischen Patriotin, ersieht man, daß sie eine Art Egeria so großer Männer wie Scharnhorst, Gneisenau, Stein, Hardenberg war. Die altgermanische Anschauung, welche begabten Frauen etwas Prophetisches zuschrieb, hatte einen wahren Kern. In Deutschland und noch mehr in England ist es keine Seltenheit mehr, daß begabte, strebsame, kleine Leute, namentlich Arbeiter, dieselben populärwissenschaftlichen Werke lesen, wie künftige Kaiser, Könige, Premierminister, Abgeordnete, Professoren, z. B. das Roscher'sche oder Mill'sche System der Volkswirthschaft. Eine gleiche Bildung aller Erwachsenen ist unmöglich, nicht einmal wünschenswerth; weil es unzählige Grade der Begabung, Berufsarten, Einkommens- und Mußeklassen gibt und geben muß; aber eine gewisse Bildungseinheit der Menschheit hat im Alterthum und Mittelalter begonnen, macht langsam und stetig, unwiderstehlich unter Männern und Frauen aller Nationen, Confessionen, Klassen, Parteien Fortschritte. Es ist verständig, böse Pferde in Ställen, wilde Bestien in Käfigen gegen einander abzusperren; aber es ist unerlaubt, antinational, inhuman, unchristlich, Menschen, die in gewissem Sinne alle Brüder und Schwestern sind, in engherzige Parteidoctrinen einzuspinnen, in Bildungs- oder Unbildungs-Ghettos, Gedankenbastillen einzusperren. Wenn die Liberalen und die gemäßigten Conservativen das Ehrgefühl und die Bildung, die selbständige Kritik der Massen, besonders der begabten kleinen Leute, so zu sagen der Unteroffiziere in der Bildungsarmee, systematisch heben, so können sie die extremen Parteien, die Feudalen, Ultramontanen, Antisemiten, Sozialdemokraten, oder wie sie sonst heißen mögen, langsam, aber sicher matt setzen. Dazu gehört unter Anderem eine gründliche Reform der Volksbibliotheken, eine bessere Auswahl der anzuschaffenden Bücher und Zeitschriften. Beiläufig bemerkt sollten die Volksbibliotheken noch geeignete liberale und conservative Zeitungen halten. Die neuesten Musterkataloge für Volksbibliotheken sind von der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung in Berlin*) und vom Gemeinnützigen Verein zu Dresden**) herausgegeben worden. Beide Broschüren sind wohlgemeinte, theilweise brauchbare Arbeiten; sie leiden indes an fundamentalen Mängeln. Die großen Conversationslexika von Meyer, Brockhaus, Pierer, Spamer und Roscher's System der Volkswirthschaft fehlen z. B., während der Berliner Katalog Patuschka's Volkswirthschaftliches Lesebuch***) empfiehlt. Der Verfasser dieses Lesebuches, ein Lehrer, schreibt das bekannte Schiller'sche Distichon: „Wenn die Könige bau'n" ꝛc. Ludwig XIV. (!) zu. Aehnlich irreführend sind viele nationalökonomisch sein sollende Ausführungen und Citate des Verfassers. Die Nationalliberalen, die Deutschfreisinnigen, eventuell noch gemäßigte, antiultramontane Demokraten sollten die besten Köpfe der kleinen Leute systematisch in wissenschaftliche Vereine, z. B. den Verein für Sozialpolitik, Wahlcomitees, Redacteurstellen ziehen; ferner begabte Bauern, Handwerker, Arbeiter, z. B. Führer der Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine, in geeigneten Wahlkreisen als Compromißkandidaten aufstellen. Dann könnten die Liberalen den Feudalen, Ultramontanen, Sozialdemokraten viele Wahlkreise abnehmen. Durch eine wahrhaft volksthümliche Politik vergibt Niemand seiner Würde etwas. Vater Blücher, der Feldmarschall Vorwärts, und Kaiser Friedrich III., der Führer der Süddeutschen im glorreichen Jahre 1870, waren im edelsten Sinne des Wortes populär.

In manchen Zeiten ist eine conservative, in anderen eine liberale Politik objectiv nothwendig. Auf einige Jahrzehnte hinaus ist im Deutschen Reiche und in den meisten Ländern Europas eine maßvolle, staatsmännische, schwungvolle, erfolgreiche, trotz aller Nüchternheit so zu sagen begeisternde liberale Reformpolitik auf volkswirthschaftlichem, politischem, religiösem Gebiete eine so dringende Nothwendigkeit, daß sogar „conservative" Staatsmänner liberale Reformen befördern, oder ziemlich rasch Fiasco machen müßten. In England ist es seit Jahrzehnten sehr häufig, man kann fast sagen die Regel, daß conservative Ministerien liberale Reformen fortführen oder neue beginnen.

Die nationalen Gegensätze auf der Balkanhalbinsel müssen früher oder später zu Kriegen führen; selbst wenn die Türken wider Erwarten durch ihren Uebertritt zum Christenthum ihre Herrschaft retten sollten; aber diese Kriege würden für die Ruhe Europas ungefährlich sein, wenn Rußland sich nicht einmischt. Der russischen und der französischen Kriegspartei kann man nicht mit Friedensgesellschaften und internationalen Schiedsgerichten, wohl aber mit der gewaltigen Propagandakraft echt liberaler Ideen beikommen. Ueberzeugte russische und französische Liberale können, unter Umständen, diesen oder jenen Angriffskrieg billigen, z. B. auf Persien oder Marokko; indes niemals einen Angriffskrieg auf den Dreibund, Bulgarien oder Constantinopel. Seit dem 16., 18., 19. Jahrhundert gehen reformfreundliche, wie reactionäre Strömungen durch ganz Europa. Die neueste französische, ja sogar russische Original- und Ueber-

*) 6. Auflage, Hannover 1892.
**) 2. Auflage, Leipzig 1886.
***) 1889, 2. Auflage 1891.

Digitized by Google

setzungsliteratur zeigen ein gewaltiges Einströmen deutscher, liberaler, protestantisch-paritätischer Reform- und Friedensideen nach diesen Ländern. Frankreich allein wird schwerlich losschlagen, und die russische Kriegspartei wird matt gesetzt werden, sobald die Idee berufsmäßiger staatswissenschaftlicher Studien der Fürsten und Prinzen in Westeuropa und, mit logischer, wie psychologischer Folgerichtigkeit, in Rußland gesiegt hat. Wenn ein absoluter, oder ein constitutioneller Kaiser von Rußland berufsmäßig die schweren Schäden seines Riesenreichs studirt, so wird er große Reformen, s. g. Eroberungen im Innern, beginnen, die Kriegspartei mit einem quos ego! zu Paaren treiben. Schließlich muß es dazu kommen, selbst wenn der Zweibund einen Friedensbruch, oder mehrere Friedensbrüche beginge, und, natürlich, vom Dreibunde gebührend heimgeschickt würde. Kurz, die heutigen übertriebenen, halb kriegsmäßigen Rüstungen Europas können nicht ewig dauern: es muß früher oder später zu einer Art Abrüstung, zur Rückkehr auf einen maßvollen Friedensstand, zu einer bedeutenden Herabsetzung der drückenden Steuerlast kommen. Zu dieser Herabsetzung werden auch andere Reformen, namentlich massenhafte Anwendungen des heute sehr selten angewandten Paragraphs 89, Punkt 6 der deutschen Wehrordnung vom 28. Sept. 1875 und vom 22. Nov. 1888 beitragen. Es heißt daselbst: „Von dem Nachweise der wissenschaftlichen Befähigung (für den einjährig-freiwilligen Dienst) dürfen durch die Ersatzbehörden dritter Instanz entbunden werden a) junge Leute, welche sich in einem Zweige der Wissenschaft oder Kunst, oder in einer anderen, dem Gemeinwesen zu gute kommenden Thätigkeit besonders auszeichnen; b) kunstverständige, oder mechanische Arbeiter, welche in der Art ihrer Thätigkeit Hervorragendes leisten; c) zu Kunstleistungen angestellte Mitglieder landesherrlicher Bühnen." Namhafte Militärpolitiker und Nationalökonomen, z. B. W. v. Rüstow, die Generale W. v. Peucker, J. v. Hartmann, Professor Schmoller in Berlin (Mitglied des preußischen Staatsraths), H. B. Oppenheim (der verstorbene, verdienstvolle Mitarbeiter der „Gegenwart") und Andere haben längst mit Recht empfohlen, den Paragraph 89, Punkt 6 massenhaft zu Gunsten intelligenter Bauern, ländlicher und gewerblicher Arbeiter, Handwerker, Krämer ꝛc. anzuwenden. Dadurch würden zugleich die Gymnasien von unfähigen Schülern stark entlastet werden, das Gelehrtenproletariat, welches der Sozialdemokratie so manche untergeordnete Führer stellt, würde abnehmen. Die große Reform würde voraussetzen, daß bereits die Knaben das Exercieren lernen. Darin würde jedoch nichts Ungewöhnliches liegen: schon heute lernen Prinzen, Kadetten, Schüler mancher Bourgeois- und Volksschulen als Knaben das Exercieren. Wenn die Liberalen für die epochemachende Reform eintreten, so werden sie bei Reichstagswahlen den Reactionären und den Sozialdemokraten viele Wahlkreise abnehmen.

Die heutigen Zustände haben große Schattenseiten, und die Zukunft wird ohne Zweifel manches Trübe bringen. Trotzdem ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß das Deutsche Reich und das übrige Europa in den nächsten Jahrzehnten eine Periode frischer, fröhlicher, siegreicher Geistes- und Reformkämpfe erleben werden, einem Zeitalter entgegengehen, von welchem man mit dem tapferen Ulrich v. Hutten, dem geistigen Ahnherrn der modernen deutschen Publiziſten, sagen kann: „Oh, Jahrhundert, die Studien blühen; es ist eine Lust zu leben!"

Literatur und Kunst.

H. Taine und seine Stellung zu Deutschland.

Von Ludwig Jacobowski.

Der Begriff einer Weltliteratur ist echt deutsch. Seit Jahrhunderten ein internationales Becken für fremdländische Ideen und Neigungen, zeigt auch das zeitgenössische Deutschland seine Vorliebe für ausländische Literatur in demselben Maße, wie die seinige vom Auslande gering geschätzt oder überhaupt ganz ignorirt wird. Namentlich weiß man nicht, wie völlig ablehnend sich Frankreich zur deutschen Kunst und Literatur der Gegenwart verhält. Das ist nicht eine Folge naiver Ignoranz, auch nicht eine Frucht der Befriedigung über die eigene Produktion, sondern die ablehnende Haltung Frankreichs ist eine bewußte politische Action. Denn Frankreich beschäftigt sich ungemein mit der englischen, russischen und nordischen Literatur. Namentlich mit der englischen. Emile Hennequin, einer der geistreichsten leider zu früh verstorbenen Kritiker, ergeht sich über Charles Dickens und Edgar Poe, der geniale Boulevardier Baudelaire übersetzt die Novellen des letzteren, Gabriel Sarrazin versenkt sich in die Renaissancedichter Englands, in Shelley, Wordsworth, Coleridge, Tennyson, Browning und Whitman, Edouard Rod analysirt glänzend die sogenannten Präraphaeliten Swinburne, Rossetti, Hunt und Milais u. s. f. In diesem gesucht eifrigen Vertiefen in den englischen Geist liegt ein starker antideutscher Zug, der nicht ohne inneren Humor ist. Während es der französische Chauvinismus ablehnt, sich mit deutschem Wesen und deutschem Geiste zu befassen, sucht er auf Umwegen in seine Tiefen einzudringen, indem er unser deutsches Brudervolk jenseits des Canals, die englische Nation, liebevoll studirt.

Und doch ist dieser sich so naiv geberdende Deutschenhaß nur ein Kunstprodukt. Im Grunde haßt der ästhetische Sinn des Franzosen den practischen Materialismus des Engländers über alle Maßen. Erst jüngst hat es Alphonse Daudet freimüthig ausgesprochen, wie die centrifugalen Tendenzen des französischen Chauvinismus alle geheimen Sympathien für Deutschland in ihren Kreis bannen. „Ach", sagte der Altmeister, „vor 1870 hat niemand in Frankreich die Deutschen gehaßt. Derjenige, den man haßte, das war der Engländer. Und sehen Sie, ich bin heute noch so. Ich habe mich gegen die deutsche Invasion geschlagen, ich bin Chauvinist, — aber ich verabscheue den Deutschen nicht, wohl aber den Engländer. Ich glaube, mancher in Frankreich denkt so wie ich!" —

Daß die französische Jugend sich von dem deutschen Geiste und seinen Früchten abgewendet hat, dazu hat der jüngst verstorbene Taine ein klein wenig beigetragen. Gewiß wider Willen. Auch für ihn, den genialsten aller Kritiker, den großen Literarpsychologen, war der germanische Geist ein Phänomen, dem er als Gallier, als geborener Analytiker verblüfft gegenüberstand. Aber anstatt das Problem selbst anzugreifen, machte er den Umweg über England und — blieb dort stecken. Den englischen Idealismus und seinen Hauptvertreter Carlyle und den englischen Positivismus in seinem Führer Stuart Mill analysirte er eindringlich und gab in seiner „Geschichte der englischen Literatur" Beweise einer völlig neuen literarpsychologischen Methode, noch ehe in Deutschland jemand die Autorität der Lessing'schen ästhetischen und literarischen Kritik auch nur anzuzweifeln wagte. Und in seinen im vorigen Jahre in fünfter Auflage erschienenen „Essays" (2 Bde.) finden sich Studien über Jefferson, über die Mormonen, aber über die Deutschen — fast nichts. Und wie spärlich sind die Beispiele, die er aus dem Schaffen deutscher Künstler zur Unterstützung seiner Kunsttheorien herbeizieht! In seiner „Philosophie der Kunst" führt er die Künste aller Länder vor, Shakespeare und Rubens, die griechische Tragödie, die holländische Malerei, die französische Tragödie, italienische Kunst, antike Malerei in Pompeji und Ravenna, „große Menschen" wie Michelangelo und Corneille, die Portraitmaler Denner und van Dyk, neapolitanische und spanische Statuen . . . und neben diesem verblüffenden Wissen über die Cultur und Kunst aller Zeiten und Länder ein paar dürftige Bemerkungen über deutsche Musik, über die gothische Architektur und Goethe's Iphigenie, gleichsam als dämme er, der Bewunderer Hegel's, an einer chauvinistischen Ecke seines Herzens einen Strom zurück, der ihm deutsche Kunst und deutsches Wesen zuführte. Und ein wenig Chauvinist ist H. Taine. „In unseren Salons, in unseren Büchern lernte (nebst dem wilden Moskoviten u. a.) der tölpelhafte Deutsche (Allemand

Digitized by Google

balourd) die Kunst zu grüßen, zu lächeln und zu plaudern," betont der Gallier einmal stolz.

Und wenn er in einem Augenblick ein wenig Chauvin gewesen ist, der nur den Stil dreier Franzosen (Michelet, Balzac, Saint-Simon) und dreier Engländer (Shakespeare, Swift, Carlyle) bewundern kann, da regt sich doch seine wissenschaftlich Ehrlichkeit, und als Historiker entschlüpft ihm dann das Geständniß: „Von 1780—1830 hat Deutschland alle Ideen unseres historischen Zeitalters hervorgebracht, und ein halbes, vielleicht ein ganzes Jahrhundert lang wird es unsere Aufgabe sein, sie noch einmal durchzudenken." (Philosophie de l'art. 1864. S. 72.)

Nur einmal, am 9. Oktober 1870 hat H. Taine die Feder ergriffen, um sich direkt mit Deutschland zu beschäftigen. Es waren erst fünf Wochen her, daß Napoleon III. bei Sedan gefangen genommen worden war; am 4. September war das Kaiserreich gestürzt worden, am 6. erschien Favre's pomphaftes Rundschreiben, daß er nur gegen Napoleon Krieg führe und keinen Zoll von dem Boden Frankreichs abtrete. Denn nach Napoleons Sturz waren in der deutschen und französischen Presse die künftigen Friedensbedingungen der Gegenstand eifriger Discussionen gewesen. Zwei Artikel zweier berühmter Historiker, von David Strauß in der „Allg. Ztg." und von Heinrich von Sybel in der „Köln. Ztg.", gaben H. Taine Anlaß zu seinem politischen Essay: „Die Meinung in Deutschland und die Friedensbedingungen." Derselbe ist, weil aus einer bestimmten Zeitstimmung herausgeboren, von eigenartigem Interesse. Er ist voll Resignation und Trauer über Frankreichs Sturz. Er warnt Deutschland davor, Frankreich Elsaß und Lothringen wegzunehmen, denn beide Provinzen sind seiner Meinung nach durch und durch französisch. Leider vergißt Taine, der berühmte Historiker, daß sie („o Straßburg, o Straßburg, Du wunderschöne Stadt!") noch vor zwei Jahrhunderten erndeutsch gewesen waren! Zwei Punkte sind es namentlich, die er Strauß und Sybel wie den Deutschen überhaupt zum Vorwurf macht.

Zuerst hätten sie vom Franzosenthum einen durchaus falschen Begriff. Nach der Meinung der Deutschen seien die Franzosen „turbulent, ehrgeizig aus Instinkt, gewohnt, in alle Dinge sich einzumischen, gierig nach militärischem Ruhm . . . u. s. f." Taine kennt die deutsche Presse und Literatur, Deutschland selber aus eigener Anschauung, und überall habe er dieses Vorurtheil und diese falsche Auffassung vom französischen Volksgeist gefunden. Und doch ist diese Auffassung „ungenau und ungerecht" (Essais de critique et d'histoire, Paris 1887. S. 418.) Diese hielten die Deutschen um jeden Preis aufrecht, nur um einen dauernden und vernünftigen Frieden ablehnen zu können! Die Deutschen hätten noch die ruhmdurstigen Franzosen der Revolution und des ersten Empire im Sinne, mit denen der so überaus friedliebende zeitgenössische Franzose nichts mehr gemein habe. Der französische Bauer sei nichts weiter als friedliebend, und er repräsentire doch $^1/_4$ der Nation! Hier schiebt H. Taine eine kleine Studie über die Entwickelung des Bauern ein, in seiner Methode, die alle Eigenschaften aus der Umgebung herleitet, und weist sehr fein und geistreich nach, wie die Freude am Besitz des Bodens alle kriegerischen Instinkte dämpft und nur die friedlichen fortentwickelt: „Vier Male," sagt Taine, „habe ich vollständige Reisen durch Frankreich gemacht, abgesehen von einer Anzahl kleinerer Reisen. Ueberall habe ich mit den Handwerkern geplaudert, noch mehr mit den Bauern. Ganze Monate lang habe ich in verschiedenen Dörfern gelebt: immer und bei allen fand ich die gleichen Gedanken. Die meisten besitzen Land und denken an die Zukunft; seit der Vollendung der Eisenbahnen bedrücken Hypotheken und Wucher fast nicht mehr ihr kleines Gut; viele von ihnen haben einige Obligationen und Werthpapiere; ihr Comfort hat sich vermehrt; sie leben nicht mehr von Tag zu Tag; ihr Horizont, obschon sehr beschränkt, wird nicht mehr durch den bloßen drückenden Gedanken nach dem täglichen Brot eingeengt; sie wollen aus ihrem Sohn einen bemittelten Bauer machen, manchmal einen Herrn. Mit der Situation und dem Halbwohlstand eines Eigenthümers haben sie auch die Empfindungen eines solchen angenommen! . . ." Erscheint nach Taine's Schilderung der französische Bauer als der friedliebendste Mensch, dem der Krieg ein Greuel ist, so erzählt Taine weiter, daß er in allen anderen Kreisen auch die gleiche Unlust am Kriege angetroffen hätte.

Ueberhaupt — und das ist der zweite Vorwurf, den Taine den Deutschen macht — überhaupt wären wir über die Motive des Krieges falsch unterrichtet. Wir Deutschen wären so einfältig, die Pariser Revanche-Zeitungen ernst zu nehmen. „Die Agitation in Paris war künstlich und theilweise durch Geld gemacht, der Kaiser spielte auf einen Wurf um die Wiederherstellung seiner persönlichen Macht, die von ihm ernannten Kammern waren gefällig; mehrere Journalisten, die den Krieg predigten, hatten Interessenmotive oder liebten die wirkungsvollen Phrasen. Ihr Radau hat die Deutschen getäuscht und täuscht sie noch; der confuse Lärm der Straße hinderte, daß man ein anderes Wort vernehmen konnte, jenes aufrichtige und ernste Wort der wirklichen öffentlichen Meinung." Aus diesem Grunde sei der Krieg ihnen aufgedrungen worden, ein „Krieg aus Nothwendigkeit, nicht der Wahl!" Und wie in den kleinen Schulgeschichtsbüchern (z. B. von Duruy) trägt auch bei Taine der Hohenzollernprinz die Schuld am Kriege, der Spaniens König werden sollte, damit vielleicht Frankreich auch „noch im Rücken füsilirt werden könnte!"

Taine's Essay ist ein gelungener Ausdruck für die französische Stimmung nach Napoleons des Dritten Sturz. Als ganzer Gallier zeigt sich Taine in der Art, wie er Napoleon und die ganze französische Presse verleugnet, nur um das Prestige des französischen Volkes zu retten. Zu diesem Zwecke wird er sogar einem wichtigen Satze seiner literar- und zeitpsychologischen Methode untreu. Während er selber die Presse als ein wichtiges menschliches Document in seinen geschichtlichen Werken benutzt, während er die deutsche Presse für das Sprachrohr der deutschen politischen Meinung hält, verleugnet er das Prinzip in seinem eigenen Lande. „Die Fremden," sagt er, „die sich aus den Zeitungen über uns unterrichten, lernen uns nur gewissermaßen in „offizieller Parade" kennen," und ignoriren oder verkennen die wirklichen Meinungen und Gedanken des französischen Volkes.

Und doch ist dieses Abweichen von seiner Methode in jener Zeit und bei jener Gelegenheit verzeihlich. Noch betäubt von den gewaltigen Siegesnachrichten, die Frankreichs Herzen stocken und seine Lippen bleich machten, verliert einer der größten Franzosen und Historiker den Kopf, d. h. seine — historische Methode. Doch was bedeutete dieser kleine Gedankenverlust im Vergleich zum Verlust von Elsaß Lothringen, den Frankreich — und H. Taine — fürchteten! Deshalb ruft er am Schlusse seines Essays noch einmal schmerzlich-pathetisch aus: „Frankreich ein solches Opfer auferlegen, das heißt einer Mutter befehlen, eines ihrer Kinder auszuliefern; *das ist wider die Natur und wider das Gewissen!* . . . Unsere Gegner sollten nur ihre Erinnerungen von 1807 und 1813 fragen, um zu wissen, daß Jena zu Früchten Leipzig und Waterloo gehabt hat!"

Nun ist fast ein Vierteljahrhundert dahingerauscht. Eine ganze Generation ist in's Grab gestiegen, eine andere hat das schwarz-weiß-rothe Banner des Kaiserreichs gesehen. Elsaß-Lothringen träumt wieder von seiner *deutschen* Vergangenheit, auf Jena ist kein Leipzig, sondern auf Sedan ist strenge Culturarbeit gefolgt. Der große Todte, H. Taine, hat falsch prophezeit. Und niemals war man einem für eine falsche Prophezeihung dankbarer als — H. Taine.

Strindberg und das Weib.

Von Franz Servaes.

Die Aufführung von Strindberg's „Gläubigern" am Berliner Residenztheater ist ein weit bedeutungsvolleres Ereigniß im

Digitized by Google

geistigen Leben der Reichshauptstadt geworden, als der Dichter selbst und seine Anhänger vorauszusetzen wagten. In der Matinee, in der dieses seltsame Stück zum ersten Mal zum Vorschein kam und gleichsam wie aus einem verborgenen Erdspalt als schwälender Orakel-Dampf emporstieg, wirkte es mit der Macht einer gewaltigen Ueberraschung. Die meisten Zuschauer hatten bis dahin von der Existenz dieser „Tragikomödie" kaum eine Ahnung gehabt, nur wenige hatten Genaueres darüber erfahren, aber alle, alle standen wie vor etwas ganz Unerwartetem. Die „Gläubiger" sollten das dritte Stück aus der großen Weiberkampf-Trilogie sein, die vom „Vater" und von „Comtesse Julie" eröffnet wird. Ein „drittes" Stück, also wahrscheinlich ein schwächeres! Eins, das man zur Vervollständigung noch mitnehmen konnte! Statt dessen wuchs dieser titanische Einacter von Minute zu Minute ungeheuerer empor, so daß die beiden anderen Stücke von der Intensität dieses Eindruckes, vor der Urgewalt dieser Seelenenthüllung beinahe klein zu werden schienen. Was die „Gläubiger" darüber emporhebt, ist die grandiose Einfachheit, ist die Unmittelbarkeit der Aussprache. Man fühlt, wie der Dichter hier für seine eigenen und innersten Erlebnisse weniger nach Symbolen und Verkleidungen gesucht hat wie sonst — wie in den beiden Gatten des angeklagten Weibes jedesmal der Dichter selbst, das eine Mal als hilfloser Kranker, das andere Mal als erstarkter Wiedergenesener, vor uns hintritt — wie auch das unheilvolle Weib nur die eigene Gattin des Dichters, so wie sie sein umdüstertes, zornfunkelndes Auge zu sehen gezwungen war, sein kann. Gleich einem, unter Qualen losgerissenen Stückchen Leben, noch zuckend von warm tropfendem Blut, liegt diese Dichtung vor uns. Sie erzwingt sich Glauben, Miterleben, tiefe Erschütterung. Das Weib erscheint Einem wie ein Vampyr, auf die Erde geschickt, des Mannes Lebensblut zu trinken. Und man erwacht förmlich danach, wie zu einem unglaubhaften, märchenschönen Dasein, wenn man, noch halb betäubt, in die seelenvollen, güteſtrahlenden Augen eines geliebten Weibes blickt.

Wo hat uns Strindberg hingeführt? Oder vielmehr, wo droht er uns hinzuführen? Denn noch sind wir ihm nicht ganz gefolgt. Und es wird Zeit, daß wir uns die Betäubung aus den Augen reiben und darüber nachsinnen, wie weit wir ihm folgen dürfen.

Strindberg ist ein Weiberhasser von eigener Art, und eigentlich ist dieses Wort viel zu grob und ungefüge, als daß man es auf ihn anwenden sollte. Denn wenn man auch nur ein wenig in den dunklen Ecken seines Innern herumstöbert, dann stößt man allenthalben auf wunde Stellen, die bei der Berührung schmerzlich zusammenzucken — und alle diese Wundheiten hat nicht der Haß, sondern übergroße, vergötterungsbedürftige herbenttäuschte Liebe geschlagen.

. . . „Ich will sie höher schätzen als mich selbst, will, daß sie mein besseres Ich sei! . . . Es ist mir ein Genuß, mich immer ein wenig von ihr übertreffen zu lassen . . . Sie sollte mir sein, was mir der Gott droben gewesen, so lange ich an ihn geglaubt — der Gegenstand für die Bethätigung meines Ehrfurchtsgefühls": beichtet der kranke Gatte in den „Gläubigern". Und der gesunde erwidert darauf: „Scharre es ein, Dein Ehrfurchtsgefühl, und laß anderes darüber wachsen, etwas gesunde Verachtung zum Beispiel . . . Ist das ein Atheist, dem noch der Weiberaberglaube im Blute steckt?!"

In diesem Für und Wider der Empfindung, diesem schroffen Gegensatz der Anschauungen, wie er in diesem Gesprächfragment sich ausdrückt, spiegelt sich Strindberg's eigenstes persönliches Erleben am Weib wieder: beide Mal ein heftig bewegter Vorgang innerhalb der Affectsphäre, ein sehnsüchtiges Aufschnellen und bitter-mattes Niedergleiten der edelsten Gemüthskräfte. Dann aber tritt verstandesmäßige Verhärtung ein. Eine rauhe Kruste legt sich über die gährende Weichheit. Und indem jetzt scheinbar nur der kalte Verstand spricht — während er doch in Wirklichkeit vom Gefühl gründlich aufgehetzt ist — springen dem Dichter Worte wie folgt über die Lippen: „Weißt du, welcher Art dieses Unfaßbare, Sphinxartige, die Tiefe bei deiner Gattin? Die bare Dummheit ist's! . . . Zieh ihr Hosen an, zeichne mit Kohle einen Schnurrbart unter ihre Nase, und höre ihr dann ernüchterten Sinnes zu, so wirst du dich überzeugen, wie ganz anders das klingt! Ein Phonograph, nichts weiter, der deine Worte — und die anderer — etwas dünner wiedergibt! — Weißt du, wie ein Weib gebildet ist? Ja, natürlich! Ein Jüngling mit Mütterbrüsten, ein unausgereifter Mann, ein jäh aufgeschossenes Kind, das hinterher im Wachsthum stehen geblieben, ein chronisch anämisches Wesen — was kann aus einem solchen werden!" Ich habe mir die „Gläubiger" jetzt dreimal angehört, und alle dreimal haben die Zuschauer bei dieser letzten Stelle gelacht. Diese Wirkung scheint unwiderstehlich zu sein.

Strindberg aber meint seine Worte bluternst. Und weil er fürchten möchte, daß man ihm als Dichter nicht genügend Vertrauen schenken dürfte, so hat er den Forscher in sich locker gemacht und seine Ansichten über das Weib in einer Abhandlung — „nach den Resultaten der Wissenschaft", fügte er gefliſſentlich bei — niedergelegt: „Die Ueberlegenheit des Mannes über die Frau, und die hieraus sich ergebende Berechtigung ihrer untergeordneten Stellung". In dieser Abhandlung will Strindberg für die „chronische Anämie" des Weibes den Beweis erbringen, indem er dessen Blutmasse in ihrer Zusammensetzung von rothen und weißen Blutkügelchen untersucht. Hieraus folgt allerdings, daß das Weib nach dieser Richtung hin in der Entwickelungskette eine Art Mittelstufe zwischen Kind und Mann einnimmt, daß demnach ein Mann, der die Blutmasse des Weibes hätte, als Mann für anämisch gelten müßte. Beim Weibe selbst von Anämie zu sprechen, liegt aber kein Grund vor; denn aus der Strindberg'schen Rechnung geht doch keineswegs hervor, daß das Weib für die Functionen des ihm eigenthümlichen Organismus generell an Blutmangel leide. So bleibt also nur soviel übrig, daß das Weib für seine Vegetation einer geringeren Blutmasse bedarf als der Mann. Wenn es daher auch einen niedrigeren Typus der Thierart „Mensch" bedeuten mag, so ist es doch in sich ebenso organisch gebildet wie der Mann — und das dünkt mich die Hauptsache zu sein. Dies zwingt aber die ganze Debatte vom Felde der Untersuchung über den Gradunterschied auf das der Untersuchung über den Artunterschied hinüber — und hiermit dürfte Strindberg's Position erheblich schwieriger werden. Seine übrigen weitläufigen Auseinandersetzungen über die niedrigeren Sinnes- und Geisteskräfte des Weibes haben demnach nur eine untergeordnete Bedeutung. Denn über die durchaus sekundäre Frage des Gradunterschiedes werden wir uns in Deutschland wohl sehr schnell einigen: Es dürfte bei uns noch nicht fünf Emancipationsdamen geben, die allen Ernstes behaupten wollten, daß das Weib dem Manne geistig und physisch völlig ebenbürtig sei.

So bleibt also als Hauptfrage übrig: Ist der Unterschied der Geschlechter so groß, daß diese in Folge dessen in einem ewigen und systematischen Kampfe liegen müßten? Diese Frage kann natürlich im Raume eines Feuilletons nicht beantwortet werden. Denn das Leben selbst hat noch keine volle Antwort darauf gefunden und wird sie wohl auch niemals finden. Wir sehen Mann und Weib sich vertragen und sich schlagen, sich suchen und sich fliehen, gerade wie Mann und Mann und Weib und Weib. Wir sehen, daß je tiefer Liebe und Freundschaft wurzeln, um so erbitterter auch Haß und Feindschaft ausschlagen, und Strindberg selbst ist uns ein Beispiel dafür. Wir sehen aber nicht, daß Haß und Feindschaft die mächtigeren Gefühle seien als Liebe und Freundschaft und diese somit in der Menschenbrust zu verdrängen berufen wären. Wo aber der Haß die Liebe einmal verdrängt hat und an ihrer Stätte seine furchtbare Herrschaft aufschlug, da hat das Individuum, das dies an sich erfuhr, seinen Organismus im innersten Gefüge erbeben und wanken sehen und ein Gefühl wie von Auseinandersprengung schaudernd an sich erlebt. Wo hingegen nach langer Verödung und Entbehrung die Liebe endlich einzog, da schossen alle Säfte zusammen, und vereinigten sich zu regem, froh pulsirendem Kreisen und gaben dem Organismus die stolze Empfindung von neugewonnener Kraft und Fülle. So scheint Haß eine Erkrankung, Liebe eine Gesundung des

Digitized by Google

menschlichen Organismus zu bedeuten — und wenn Haß und Liebe ewig unvermischt blieben und Krankheit niemals stärker wäre als Gesundheit, dann wäre die oben gestellte Frage ja schnell und leicht zu entscheiden. So aber stehen wir der ungeheuren Vielgestaltigkeit des Lebens gegenüber, sehen die widerspruchsvollsten Empfindungen bald jäh, bald langsam sickernd ineinander überfluthen, sehen Liebe sich verbrauchen und Haß sich verzehren, und den Tod schließlich alles enden.

Dies mahnt zur Bescheidenheit . . . Und mit Bescheidenheit wollen wir uns auch Strindberg wieder zuwenden und seine Ausführungen weiter prüfen.

Wir sahen bereits: nicht der Intellect, sondern der Affect hat bei seinem Weiberhaß Gevatter gestanden. Strindberg unterscheidet sich dadurch von fast allen philosophischen Gesinnungsgenossen, die intellectuelle Weiberverächter waren, ohne selbst vom Weib stark gelitten zu haben. Es ist nun bei Strindberg das Eigenthümliche, daß er wohl den Affect sieht, der ihn zum Weibe hingeführt hat, nicht aber den Affect, der ihn vom Weibe losriß. Vielmehr, weil er, als eine mächtige intellectuelle Potenz, in der Verfolgung seiner Grollempfindungen wider das Weib durch Lectüre und Forschungen zu rein logisch aussehenden Resultaten kam, so glaubt er, daß er sich sein ganzes Gebäude mit dem Verstande und mit der Wissenschaft erbaut habe, und daß dieses eitel Vernunft und abgeklärte Erkenntniß sei. Auf den Affect aber, den Zündstofferreger, in seinem Naturell, blickt er mit tiefer Verachtung.

Eine Stelle in den „Gläubigern" ist dafür charakteristisch. „Auf Gefühl hast du vollständig verzichtet?" fragt das Weib seinen geschiedenen Gatten. „Vollständig!" erwidert dieser, und fügt genugthuungsvoll hinzu: „Deshalb, siehst du, kann ich aber auch denken!" In dieser ergötzlich naiven Antwort liegt der ganze Strindberg, in seiner ganzen Halbirtheit und Halbweisheit, in seiner ganzen hochfahrenden Verblendung und Selbsttäuschung. Nach seiner Auffassung vermag der Mensch bloß dann zu denken, wenn er die Empfindung gänzlich opfert und alles Affective in sich ausrottet, d. h. er vermag die eine seelische Kraft nur auf Kosten der anderen in sich zu entwickeln, und er muß sich gewissermaßen halbiren, um zu seiner höchsten Entwickelung, zu seiner Existenz als „reiner Vernunftmensch" (wie Bruno Wille sagen würde) zu gelangen. Ein bloß denkender Mensch ist aber ebensowohl ein halber Mensch wie ein bloß empfindender Mensch, und der Strindberg'sche intellectuelle Mann würde demnach um nichts höher stehen als das von ihm vorausgesetzte affective Weib. Mag Strindberg darin Recht haben, daß es dem Weibe meist an Logik gebricht — es bleibt um so mehr zu verwundern, wie es ihm selbst so sehr an Logik fehlen kann, daß er, indem er die Ueberlegenheit des Mannes predigt, dennoch die Ueberlegenheit des Weibes demonstrirt. Im „Vater" sowohl wie in den „Gläubigern" vermag der Mann dem Weibe nicht Stand zu halten, sondern wird von diesem entweder mit unausgesetzten Nadelstichen in den Wahnsinn getrieben oder durch systematische Abzapfungen völlig geistes- und blutleer gemacht, so daß er schließlich als ein ohnmächtiger Krüppel zusammenbricht.

Strindberg lehrt: Das Weib ist nichts aus sich selber; es ist stets nur was der Mann aus ihm macht. — Gut. Aber warum macht er dann eine Aussaugerin aus ihr, an der er selbst zu Grunde geht? Ich fürchte, daß der Mann, der das aus seiner Frau gemacht hat, diese Frau nicht zu behandeln wußte. Denn wer Gefahr läuft, vor dem Weibe seine Mannheit zu verlieren, während das Weib sich wie ein gierig trinkendes Gezieser am Männerblute mästet, der hat entweder das Weib nicht als Weib zu nehmen gewußt, oder seine eigene Mannheit nicht genügend gewahrt, oder — wahrscheinlicher noch — nach beiden Richtungen hin Fehler begangen. Wenn der Mann aber aus seinem Weibe machen kann was er will — vorausgesetzt natürlich, daß er das richtige Weib für sich zu finden wußte! — so mache er doch eine treue und anhängliche Lebensgefährtin und Kameradin aus ihr und eine hingebungsvolle Mutter für seine Kinder. Kein Zweifel, daß er das kann! Um so schlimmer, wenn er es nicht gethan hat!

Jedenfalls will mir die Verfolgung und Verunglimpfung des Weibes keineswegs als höchster Ausfluß der Männlichkeit erscheinen. Mir scheinen Schonung und, wenn es noth thut, Vergebung und Nachsicht höher zu stehen und eine gefestigtere Kraft und Ueberlegenheit zu bekunden. Der starke Mann kann milde sein. Freilich mag gegen das Geschöpf, das Strindberg in den „Gläubigern" als Vertreterin des weiblichen Geschlechtes auf die Bühne setzt, Milde nicht gerade angebracht sein. Diese Thekla ist eine seelisch zerrüttete, durchtriebene, empfindungsleere Kokette, die vom Weibe nur die biegsame Schlauheit und die unersättliche Saugelust besitzt, nicht die selbstlose und unbedingte Hingabe der Gattin, nicht die dankbare Seligkeit und natürliche Schirmkraft der Mutter. Sie ist die Ehebrecherin aus innerster Naturanlage, heimisch in allen äußerlichen Künsten und perfiden Kniffen, die den Mann so schwach machen, fremd aller innerlichen Treue und sorgenden Liebe, die das Weib im besten Sinne so stark machen. Poetisch genommen ist sie ein groß gesehenes und mit der Flammenschrift des Hasses hingemaltes Individuum aus einer verlotterten Rasse und, in diesem Sinne, eine gewaltige, inspiratorisch geborene dichterische Gestalt. Aber sie ist nicht eine Figur, aus der wir lernen können, was das Weib ist. Und doch scheint Strindberg das Weib nur in dieser einen Form sehen zu können: seine theoretischen Ausführungen und die Parallelgestalten der Comtesse Julie und der Laura aus dem „Vater" beweisen es. Wenn man also auch so weit gehen will, zu sagen, daß gerade diesen Typus von Weib — wohl den schlechtesten den es gibt! — niemals zuvor ein Dichter so grandios und präcis zugleich vor uns hingestellt hat, so darf man sich doch durch die Macht dieses dichterischen Eindrucks nicht die Augen verderben lassen und in allen Weibern eine Thekla und Laura wittern wollen. In unserem an Originalität so überreich gesegneten Deutschland regen sich aber bereits ausbündig schlaue Psychologen und literarische Modenarren, die dazu einen kühnen Kitzel verspüren. Sie glauben mit einem Sprunge die höchste Staffel der Modernität zu erklimmen, wenn sie, nach Nietzsche's und Strindberg's Vorgang, sich als Misogyne aufspielen und den „Kampf der Geschlechter" verkündigen. Sich den „Fall Nietzsche" und den „Fall Strindberg" in seiner Eigenart klar zu machen, fällt ihnen nicht ein. Lieber tuten sie besinnungslos mit in das Horn, das gerade am lautesten schallt.

Wie Strindberg aber aus persönlichen Erlebnissen zu seiner brüsken Stellungnahme gekommen ist, so ist er ganz besonders durch die allgemeine skandinavische Bewegung darin bestärkt worden. Wenn man hört, was so nach unserem ahnungslosen Deutschland herüberschallt, so sollte man glauben, daß die Hälfte aller skandinavischen Frauen durch Ibsen's „Nora" verrückt gemacht worden sei. Die Schilderungen wenigstens, die uns davon entworfen werden, hören sich grausig an. Eine Emancipationswuth und ein Sittlichkeitsdünkel scheinen da oben ausgebrochen zu sein, die alle Verhältnisse auf den Kopf zu stellen drohten und — das Schlimmste von Allem — eine systematische Rückwärtserei einleiteten, die alle selbständige Bewegungskraft niederzuhalten bemüht war. Strindberg selbst an der Spitze zeigt sich geneigt, alle Unbill, die er in der Heimath erfuhr, auf die mit den Pfaffen verschworenen Weiber zurückzuführen. Wenn er also gegen die Weiber brutal zu Felde zog, so that er es nur, um sich seiner eigenen Haut zu wehren.

Ein heiterer Zustand in einem Lande, wo die Männer gegenüber den Frauen in die Defensive gedrängt sind! Und spricht nicht gerade sehr überzeugungsvoll für die gerühmte Ueberlegenheit des Mannes! Noch närrischer aber wirkt es, wenn in einem Lande, wo solch ein Zustand gar nicht herrscht, einige beherzte Jünglinge plötzlich wider das andere Geschlecht Sturm rennen und wie besessen um sich schlagen. Da kann es denn nicht ausbleiben, daß die Frauen, nachdem sie sich von ihrem starren Staunen erholt haben, sich redlich zur Wehr setzen und den ungerufenen Angreifern tapfer heimleuchten. So geschah denn auch im Deutschland des Jahres 1893. Nachdem zuvor ein thatendurstiger Herr Max Wolf in einer Broschüre „Die physische und sittliche Entartung des modernen Weibes" in allerhand groben Ausfällen sein Müthchen gekühlt

Digitized by Google

hatte — wobei es ihm leider passirte, daß er, höchst unstrindbergisch! derb moralisirte — hat eine Frau, Ella Haag, eine Gegenbroschüre des gleichen Titels (nur daß es statt „Weib" — „Mann" heißt) losgelassen und darin einem höchst gepreßten Herzen in höchst bitteren Tönen Luft gemacht. Frau Haag's Büchlein ist nicht tief und trifft noch weniger den springenden Punkt, aber es ist, trotz der schlechten Laune der Verfasserin, recht belustigend zu lesen und gleichsam eine große, mit manchen pikanten Lebenszügen gespickte Gardinenpredigt. Dabei hat die Verfasserin in sehr, sehr vielen Punkten Recht, und es kann unserer Ansicht nach gar nichts schaden, wenn bei dieser Gelegenheit einer gewissen Sorte von Herren einmal gründlich der Kopf gewaschen wurde.

In vollem Ernst geredet, es scheint mir zur Zeit in Deutschland viel weniger die Frage zu sein, wie wir unsere Frauen bändigen sollen, als wie wir sie heben wollen. Strindberg freilich würde sich wenig davon versprechen. Er schreibt den Frauen keine große Entwickelungsfähigkeit zu. Sie könnten zwar in der, seiner Ansicht nach, untergeordneten Kunst und Literatur, nicht aber in der alles überragenden Wissenschaft Verdienste sich erwerben. Weshalb Letzteres wünschenswerth sein sollte, sehe ich zwar nicht ein. Da es indeß bereits weibliche Professoren der Mathematik und Heilkunde gegeben hat, so dürfte Strindberg noch nicht einmal sachlich Recht behalten. Die von ihm aufgestellte Rangordnung kann aber keinenfalls anerkannt werden, und demnach würde nach dieser Richtung hin eine prinzipielle Unterordnung des Weibes nicht anzuerkennen sein: es käme höchstens auf den Grad der Leistungen an. Oder wollte Jemand ernstlich Shakespeare unter Bacon, Richard Wagner unter Schopenhauer, Zola unter Taine stellen? Kann zwischen Kunst und Wissenschaft überhaupt ein Rangstreit existiren? Ebenso wenig, wie unter den Seelenkräften des Menschen. Denn wie Phantasie, Empfindung, Gemüth, Geist, Willenskraft nicht durch einseitiges Ueberwiegen, sondern durch organisches Ineinandergreifen erst ihre volle Kraft und Bedeutung erlangen, so auch für das geistige Leben Wissenschaft und Kunst, und für das Menschengeschlecht Mann und Weib.

Lange, allzu lange vielleicht hat der Mann fast ausschließlich in der menschlichen Entwickelung seine Rechte geltend gemacht. Wenn das Weib ihm jetzt etwas bemerklicher zur Seite tritt, so müßte der Mann ein sehr schwacher Mann, wo nicht gar ein Gaukler und Betrüger sein, wenn er für sich daraus Befürchtungen ableiten wollte. Es bleibt freilich nicht zu leugnen: indem das Weib anfing, Selbständigkeit für sich anzustreben, ist es in der Hitze der ersten Versuche gar zu sehr darauf ausgegangen, sich dem Manne anzugleichen. Dies war ein Fehler. Denn nicht als halber Mann, sondern als ganzes Weib allein kann es seine Vollkraft zum Einsatz bringen. Die besonderen weiblichen Kräfte aber sind, zumal in unserem von hundert ererbten Philistervorurtheilen eingeengten Deutschland, noch einer bedeutsamen Hebung fähig. Dem Manne selbst aber kann es nur zum Ruhme gereichen, seiner zurückgebliebenen Schwester hierbei behülflich zu sein und vor Allem es ihr zu erleichtern, sich nöthigenfalls eine eigene und unabhängige Existenz zu verschaffen.

Jedenfalls vermag ich nicht im allermindesten einzusehen, zu was es dienlich sein könnte, wenn wir zu unserer bereits vorhandenen unleidlichen Rassenverhetzung uns auch noch eine hervorragend überflüssige Geschlechterverhetzung eigens aus dem Auslande importiren wollten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Kaffeehaus in Surata.

Von Graf Leo Tolstoi.

Einzig autorisirte Uebersetzung von A. Elverfeldt.

Es war im Kaffeehaus in der indischen Stadt Surata. Durchreisende und Ausländer aus allen Gegenden kamen hier zusammen und unterhielten sich oft mit einander. Auch ein gelehrter persischer Theologe war unter ihnen. Er hatte sein Leben lang Gottes Wesen studirt und darüber Bücher gelesen und geschrieben. Lange hat er über Gott nachgedacht und geschrieben, sein Verstand spottete über sein Grübeln, alle Gedanken verwirrten ihm den Kopf, und er trieb es so weit, daß er zuletzt gar nicht mehr an Gott glaubte. Das hatte der Kaiser erfahren und ihn deshalb aus seinem Reiche vertrieben. Der unglückliche Theologe hatte sein ganzes Leben lang über den Urgrund nachgedacht und war darüber irre geworden. Statt zu begreifen, daß er keine Vernunft mehr habe, schloß er, es gebe keine höchste Vernunft, welche die Welt regiert.

Dieser Theologe hatte einen Sclaven, einen Afrikaner, der ihm überall folgte. Wenn er das Kaffeehaus betrat, blieb der Afrikaner hinter der Thür auf dem Hof und setzte sich unter den glühenden Sonnenstrahlen auf einen Stein und scheuchte die Fliegen fort. Der Theologe streckte sich aber im Kaffeehaus auf einen Divan und ließ sich eine Tasse Opium geben. Eines Tages trank er sie aus, und weil das Opium sein Gehirn in Wallung versetzt hatte, so wandte er sich an seinen Sclaven.

„Nun, elender Sclave," fragte er ihn, „gibt es einen Gott oder nicht?"

„Natürlich gibt es einen Gott!" sagte der Sclave und holte aus dem Gürtel einen kleinen Götzen von Holz. „Das ist der Gott, der mich beschützt, so lange ich lebe. Dieser Gott ist aus dem Ast jenes heiligen Baumes geschnitzt, den bei uns Alle anbeten."

Die Gäste im Kaffeehaus hörten dies Gespräch und wunderten sich über die Frage des Herrn und noch mehr über die Antwort des Sclaven.

Ein Bramine, der die Worte des Negers auch gehört hatte, wandte sich zu ihm und sprach:

„Unglücklicher Thor, wie kannst Du glauben, Gott könne wirklich hinter dem Gürtel eines Menschen stecken! Es gibt nur einen Gott — Brahma. Und dieser Brahma ist mehr als alle Welt, denn er hat die ganze Welt geschaffen. Brahma ist der einzige große Gott, dem die Tempel an den Ufern des Ganges erbaut sind, jener Gott, dem seine einzigen Priester, die Braminen, dienen. Nur diese kennen den wahren Gott. Zwanzigtausend Jahre sind vergangen, und wie viel Umwälzungen auch über die Welt gekommen, diese Priester sind geblieben, wie sie immer waren, denn Brahma, der alleinige, wahre Gott, schützt sie."

So sprach der Bramine und glaubte Alle überzeugt zu haben, aber ein jüdischer Wechsler widersprach ihm.

„Nein," eiferte er, „der Tempel des wahren Gottes ist nicht in Indien! Gott schützt nicht die Kaste der Braminen! Der echte Gott ist nicht der Gott der Braminen, sondern der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Und der wahre Gott beschützt nur sein Volk Israel. Gott hat seit Anfang der Welt nur unser Volk geliebt und liebt es noch heute. Und wenn es jetzt über die ganze Welt verstreut ist, so ist es nur eine Prüfung. Gott wird, so wie er es versprochen, sein Volk wieder in Jerusalem sammeln, um das höchste Wunder des Alterthums, den Tempel zu Jerusalem, wieder aufzurichten und Israel zum Gebieter über alle Völker zu machen!"

So sprach der Jude und weinte. Er wollte seine Rede fortsetzen, aber ein Italiener fuhr ihm dazwischen.

„Ihr redet die Unwahrheit," sagte er zu dem Juden. „Gott kann ein Volk nicht mehr als ein anderes lieben. Im Gegentheil. Wenn er früher auch Israel beschützt, so sind nun schon 1800 Jahre vergangen, seit er über Israel in Zorn ist, und als Zeichen seines Zornes hat er dies Volk über die ganze Welt verstreut, so daß seine Existenz vernichtet ist und sein Glaube sich nicht ausbreitet. Gott bevorzugt kein einziges Volk, sondern ruft Alle, die gerettet sein wollen, in den Schoß der römisch-katholischen Kirche, die allein selig macht."

So redete der Italiener, doch ein protestantischer Pastor erwiderte, blaß vor Zorn, dem katholischen Missionär:

„Wie könnt Ihr sagen, daß das Heil nur in Eurem Bekenntniß sei? Nein, nein, nur Diejenigen werden gerettet, die Gott nach dem Evangelium im Geiste und in der Wahrheit getreu nach den Lehren Jesu Christi anbeten."

Da wandte sich ein Türke, der im Zollhause von Surata angestellt war, zu den beiden Christen:

„Vergeblich glaubt Ihr an die Wahrheit Eurer römischen Lehre," begann er. „Eure Religion wurde schon vor sechshundert Jahren durch die wahre Lehre Mohammeds ersetzt, und wie Ihr seht, verbreitet sich der wahre Glaube Mohammeds immer mehr in Europa, in Asien und selbst im aufgeklärten China. Ihr gesteht es ja selbst, daß Gott die Juden verleugnet, und führt zum Beweis an, daß die Juden erniedrigt sind, und daß ihr Glaube sich nicht ausbreitet. So erkennet denn die Wahrheit der Lehre Mohammeds an, weil sie in Ehren steht und sich lebendig immer weiter verbreitet. Nur wer an den letzten Propheten Gottes, Mohammed, glaubt, wird selig werden. Und unter ihnen nur die Jünger Omars, nicht Alis, denn diese gehören zu den Ungläubigen."

Hier wollte der persische Theologe, der zu den Jüngern Alis gehörte, widersprechen, aber im Kaffeehaus erhob sich ein lauter Streit zwischen den Ausländern verschiedenen Glaubens und Bekenntnisses, den abessynischen Christen, indischen Lamas, Ismaeliten und Feueranbetern, und alle stritten sie über das Wesen Gottes, und wie man ihn anbeten müsse. Jeder behauptete, daß man nur in seinem Lande den wahren Gott kenne und ihn zu verehren wisse. Und so stritten und schrien sie. Nur ein Schüler des Confucius, ein Chinese, saß still in einer Ecke und mischte sich nicht in den Zank. Er trank seinen Thee, hörte den Streitenden zu und blieb stumm.

Der Türke bemerkte ihn und wandte sich zu ihm.

„Hilf Du mir wenigstens, guter Chinese," sagte er. „Du schweigst, und doch könntest Du zu meinen Gunsten reden. Ich weiß, daß man

Digitized by Google

jetzt bei Euch verschiedene Lehren einführt. Eure Kaufleute haben mir oft erzählt, daß man bei Euch den mohammedanischen Glauben für den besten von allen hält und in Schaaren zu ihm übertritt. Steh' mir bei und sage, was Du von dem wahren Gott und seinem Propheten hältst?"

„Ja, ja, rede, wie denkst Du darüber!" fielen die Anderen ein.

Der Schüler des Confucius schloß die Augen, besann sich lange und kreuzte dann, indem er die Augen öffnete und die Hände aus den breiten Aermeln seines Gewandes zog, die Arme über der Brust und begann mit ruhiger, fester Stimme:

„Mir scheint, Ihr Herren, daß vor Allem die Selbstliebe den Menschen an der Eintracht im Glauben hindert. Wenn Ihr mich hören wollt, will ich Euch dies an einem Beispiel erklären.

* * *

Ich kam aus China nach Surata auf einem englischen Dampfer, der die Reise um die Welt gemacht hatte. Unterwegs landeten wir am östlichen Ufer der Insel Sumatra, um Wasser aufzunehmen. Gegen Mittag stiegen wir an's Land und ließen uns an der Küste unfern eines Dorfes im Schatten der Kokospalmen nieder. Es waren Fremde aus verschiedenen Ländern unter uns.

Als wir so saßen, trat ein Blinder zu uns. Er war, wie wir später erfuhren, erblindet, weil er zu lange in die Sonne geblickt hatte, weil er wissen wollte, was die Sonne sei. Er wollte es wissen, um sich des Lichtes der Sonne zu bemächtigen. Gar lange hatte er sich gemüht und alle seine Kräfte aufgeboten, um nur einige Strahlen zu erfassen, festzuhalten und in einer Flasche zu versiegeln. Und immer noch blickte er vergeblich in die Sonne und darüber erkrankten seine Augen und erblindeten.

Da sprach er zu sich selbst: Das Licht der Sonne ist keine Flüssigkeit, denn wenn es flüssig wäre, könnte man es hin und her gießen, und es würde wie Wasser im Winde zittern. Das Licht der Sonne ist auch kein Feuer, denn wenn es Feuer wäre, würde es im Wasser verlöschen. Das Licht der Sonne ist auch kein Geist, denn es ist sichtbar, und kein Körper, denn man kann es nicht bewegen. Und da das Licht der Sonne nicht flüssig, nicht Feuer, nicht Geist, nicht Körper ist, so ist es — nichts.

So hatte er entschieden und darüber nicht allein sein Augenlicht, sondern auch seinen Verstand verloren. Und als er ganz erblindet war, da glaubte er nur um so fester, daß es keine Sonne gebe.

Ein Lahmer mit einer Krücke saß neben ihm, hörte es und begann zu lachen.

„Du bist gewiß blind von Geburt, daß Du nicht einmal weißt, was die Sonne ist," sprach er zum Blinden. „Ich will es Dir sagen. Die Sonne ist ein Feuerball, der jeden Morgen aus dem Meere steigt und jeden Abend hinter den Bergen unserer Insel versinkt. Das sehen wir Alle, und auch Du würdest es sehen, wenn Du nicht blind wärst."

Ein Fischer saß dabei, hörte dies und sagte zum Lahmen:

„Man sieht, daß Du über Deine Insel nicht hinausgekommen bist. Wärst Du nicht lahm und wärest Du auf dem Meere gewesen, wüßtest Du, daß die Sonne sich nicht hinter den Bergen unserer Insel niederläßt, sondern, wie sie am Morgen aus dem Meere steigt, so auch Abends im Meer versinkt. Und was ich sage, ist wahr, denn ich sehe es alle Tage mit den eigenen Augen."

Das hörte ein Indier.

„Ich wundere mich," begann er, „wie ein vernünftiger Mensch so reden kann. Ist es denn möglich, daß ein Feuerball im Wasser versinkt und nicht auslöscht? Die Sonne ist kein Feuerball, sondern ein Gott."

Da mischte sich der Besitzer eines egyptischen Schiffes in's Gespräch.

„Nein," sagte er, „auch das ist nicht wahr. Die Sonne ist kein Gott und kreist nicht nur um Indien und seine goldenen Berge. Ich bin viel auf dem Meere gereist, auf dem Schwarzen Meer, in Arabien, in Madagaskar, auf den Philippinen — die Sonne leuchtet über alle Länder und nicht bloß über Indien und sie bewegt sich nicht um einen Berg, sondern sie steigt bei den japanischen Inseln auf, und darum heißt man diese „Japan", was „Geburt der Sonne" heißt. Und sie sinkt weit, weit hinter den Inseln von England nieder. Ich weiß das, denn ich habe selbst viel gesehen und vieles vom Großvater gehört. Mein Großvater aber hat das Meer bis zur äußersten Grenze befahren."

Er wollte noch weiter reden, doch ein Matrose unseres Schiffes unterbrach ihn.

„In keinem Lande," begann er, „weiß man besser wie die Sonne geht, als in England. Die Sonne — wir wissen es Alle in England — erhebt sich nirgends und läßt sich nirgends nieder. Wir wissen es, weil wir selbst um die Welt gereist und nirgends auf die Sonne gestoßen sind. Ueberall zeigt sie sich am Morgen und verschwindet am Abend, so wie hier."

Und der Engländer nahm einen Stock, zeichnete auf dem Sand einen Kreis und begann zu erklären, wie die Sonne sich um die Erde dreht. Aber es gelang ihm nicht gut und er wies auf den Steuermann seines Schiffes und sagte:

„Er ist klüger als ich und wird es Euch besser erklären."

Der Steuermann war ein verständiger Mann und hörte, so lange man ihn nicht fragte, ruhig zu. Nun aber Alle sich an ihn wandten, sagte er:

„Ihr betrügt Euch Alle gegenseitig, wie Euch selber. Die Sonne dreht sich nicht um die Erde, sondern die Erde um die Sonne, und die Erde dreht sich dabei auch um sich selbst und so kehrt sie im Laufe von 24 Stunden Japan und die Philippinen und Sumatra, wo wir uns jetzt befinden, und Afrika und Europa und noch viele Länder der Sonne zu. Die Sonne leuchtet auch nicht für einen Berg und nicht für eine Insel, nicht für ein Meer und selbst nicht für die Erde allein, sondern für viele solcher Planeten wie die Erde. Jeder von Euch könnte dies begreifen, wenn Ihr zum Himmel statt zu Boden sehen würdet."

Also sprach der weise Steuermann, der viel von der Welt gesehen und immer gen Himmel geblickt hatte.

* * *

Ja, die menschlichen Irrthümer und Streitigkeiten im Glauben kommen von der Selbstliebe," fuhr der Schüler des Confucius fort. „Wie mit der Sonne, so ist es mit Gott. Jeder Mensch will seinen Gott für sich haben. Jedes Volk will in seinen Tempel jenen Gott verschließen, der nicht die ganze Welt umfassen kann. Kann sich aber irgend ein Tempel mit jenem vergleichen, den Gott erbaut hat, um alle Menschen in einem Glauben zu vereinigen? Alle menschlichen Tempel sind nach dem Muster dieses Tempels — der Welt Gottes — gebaut. In allen Tempeln gibt es Kuppeln, Gewölbe, Bücher, Leuchter, Bilder, Gesetztafeln, Altäre und Priester. In welchem Tempel gibt es aber eine solche Kuppel wie der Ozean, ein Gewölbe wie das des Himmels, Leuchter wie Sonne, Mond und Sterne, Bilder wie die lebendigen, liebenden, einander unterstützenden Menschen? Wo sind die Bücher über den Segen Gottes so verständlich, wie die Wohlthaten, die Gott zum Glücke der Menschen überall verstreut hat? Wo gibt es eine Gesetztafel, die Jedem so klar wäre, wie die unseres Herzens? Wo gibt es Opfer gleich denen der Selbstverleugnung, die liebende Menschen ihren Nächsten darbringen? Und wo gibt es einen Altar gleich dem Herzen des guten Menschen, worauf Gott selbst das Opfer entgegen nimmt?

Je höher der Mensch Gott erfaßt, desto besser wird er ihn kennen. Und je besser er Gott kennt, desto mehr wird er sich ihm nähern und seiner Gnade und Liebe zu den Menschen nacheifern.

Und deshalb soll Jeder, der das volle Licht der Weltsonne sieht, den abergläubischen Menschen, der in seinem Götzen nur einen Strahl des Lichtes erblickt, nicht verurtheilen und nicht verachten, und er kann auch jenen Ungläubigen nicht verachten, der blind ist und das Licht nicht mehr sieht."

Also sprach der Chinese, der Schüler des Confucius, und Alle schwiegen und stritten sich nicht mehr darum, welcher Glaube der wahre sei.

Aus der Hauptstadt.

Bei Caprivi a. D.

Nachdem das letzte Mitglied der Militärcommission an Altersschwäche verschieden und die Spezialdebatte bis zu § 3y, Absatz 7 des Entwurfs vorgedrungen war, hatte man sich, um einer weiteren Versumpfung vorzubeugen, dahin entschlossen, das Gesetz der immer noch tagenden Börsen-Enquête-Commission zur beschleunigten Durchberathung zu überweisen und inzwischen neue Reichstagswahlen auszuschreiben. Hatten sich doch in Folge des mannhaften Vorgehens der Regierung gegen die gewissenlose Ausbeutung von Börse und Industrie durch die Agrarier die Parteiverhältnisse so völlig verschoben, daß die sogenannten Conservativen mit den Sozialisten in engstes Cartell getreten waren und Ruprecht-Kanfern zum Führer der neuen Fraction erkoren hatten, daß dagegen Herr Rickert jeden Fackeltanz mitmachte und der Dichter seines „Reichsblattes", Verfasser der Verse für die gold'ne 110, als Hospoet fungirte. Auf dem bedeutend erweiterten Schloßplatze, der sich nun der besseren Aussicht wegen vom Rathhaus bis zum Kaiserbazar erstreckte, zog Morgen für Morgen unter Zelle's Commando eine freisinnige Leibwache des Monarchen auf, aus den entschieden liberalsten Mitgliedern der Bezirks-Vereine und den Aeltesten der Kaufmannschaft gebildet. Hier wurde bis in die sinkende Nacht Rumpfbeuge, Platt-auf-dem-Bauch-liegen und Männerstolz geübt.

Der Ausfall oben erwähnter Reichstagswahlen entsprach leider keineswegs den Hoffnungen wahrer Patrioten. Zwar gelang es dem unerschütterlichen Vorkämpfer deutscher Treue, Richard Saling, vor dem Ansturm der verbündeten Opposition wenigstens die Wahlkreise Hinter-Posen und Plötzensee zu retten, wo er bestens eingeführt war und zahlreiche intime Bekannte hatte; im Uebrigen aber wurde nicht 'mal Pachnicke wiedergewählt. Was Wunder, daß alle Corridore und Nothausgänge des neuen Reichstages von Agrariern wimmelten, daß die Militärvorlage rohherzig niedergestimmt wurde und Graf Caprivi verzweifelt seine Demission einreichte!

Die Furchtbarkeit dieses Schlages ging weit über Menschliches hinaus. Ueberall wo Deutschland wahre Freunde hatte, in Prag und Paris, in London und bei den Arabern am Nyassasee, hißte man die Flaggen Halbmast. Sämmtliche Bankgeschäfte blieben am hellen Tage geschlossen, was ungemein bankrottirlich aussah; auf der Börse trug man Trauerflor um den Cylinder, Hansemann war so erschüttert, daß ihm zum ersten Mal in seinem Leben der letzte Gang des Frühstücks nicht schmeckte. Als er den delicaten Kapaun mit trauriger Miene, aber ohne Appetit zurückschob, fielen Disconto-Commandit um 40 Prozent, und in Venezuela brach eine Revolution aus.

Doch Geschehenes läßt sich nicht ändern. Graf Caprivi blieb fest. Seitens der Freisinnigen wurde ein letzter Versuch gemacht, ihn zum Bleiben zu bewegen, indem man eine Nationalspende zur gründlichen

Digitized by Google

Renovirung des Reichskanzler-Palais befürwortete, wo es seit Bismarck's Zeiten durchregnete; bei der notorischen Armuth ihrer Anhänger jedoch, die unterm Druck enormer Einkommen-Steuern seufzten und selbst für den Wahlfonds (Berlin C) kein Geld mehr übrig hatten, mußte die Partei auf das Project verzichten. Die Staatsgaleere nahm entschlossen einen neuen Cours; Loë und Waldersee kamen mit Retourbillets aus ihren Garnisonstädten und regierten abwechselnd. Jeder einen halben Tag lang, bis ihm der Arm steif wurde. Man sollte es nicht glauben, nach Verlauf einer Woche erinnerte sich selbst der verdienstvolle und treue Pindter nicht mehr, jemals den Namen Caprivi gehört zu haben.

Von den fünfzig Millionen Deutscher hielt nur ich das Andenken des heimgegangenen Generals im Herzen. Man nenne mich immerhin sentimental, aber meinen Thiergartenspaziergängen fehlte aller Reiz, seitdem ich ihm nicht mehr begegnete. Kurz entschlossen nahm ich denn eines unschönen Tages Urlaub und begab mich in das Tuskulum meines verehrten Gönners, des zweitgrößten Reichskanzlers deutscher Nation.

Sein Landhaus war im byzantinisch-römischen Stil erbaut, wie mir der Portier versicherte, nebenbei erwähnt, ein Mitglied des neuen freisinnigen Bauernbundes und deshalb als ganz besondere Rarität hochgeschätzt. An der Front zeigten sich die wohlgelungenen Medaillonbilder hervorragender Geistesheroen, nämlich die Eugen Richter's, Karlchen Mießnick's und Pinkussohn's. Gefesselte Karyatiden, das vampyrgesichtige Agrarierthum und den mit ekelhaften Auswüchsen bedeckten Antisemitismus darstellend, trugen das Portal.

Dicht am Eingange erhob sich die mächtige Marmorstatue der absoluten Erfolglosigkeit, dem Grafen Caprivi vom dankbaren Auslande gewidmet. Einige Theile des Bildwerkes erinnerten lebhaft an Canova und Thorwaldsen; andere wieder, die mir besonders gelungen deuchten, glaubte ich bereits bei Begas und Eberlein gesehen zu haben; nur das Postament schien sehr Boese. Ich hielt deshalb die Arbeit für eine Art Uebersicht der modernen Bildhauerkunst, erfuhr aber, daß es ein Originalwerk des Meisters Calandrelli war. Um von diesem ebenso achtungswerthen wie lernbegierigen und assimilationsfähigen Herrn nicht auch als Gegner betrachtet und verklagt zu werden, glaubte ich meinem Führer ohne Weiteres.

Es war mir daran gelegen, dem Herrn Grafen baldmöglichst meine Reverenz machen zu können, und so durcheilte ich denn das eben eröffnete Caprivi-Museum, ohne mich in seine Schätze besonders zu vertiefen. Nur fiel mir auf, daß all diese Geschenke und Ehrengaben französischen und englischen Ursprungs waren, Deutschland dagegen ganz unvertreten blieb, und harmlos fragte ich nach dem Grunde dieser Thatsache. Mein Mentor lächelte unbeschreiblich. „Das ist doch ganz klar," war seine Antwort, „Deutschland hat er ja auch nichts genützt. Uebrigens sind die schönsten Stücke der Sammlung doch deutschen Ursprungs. Hier z. B. sehen Sie den Stuhl, auf welchem Eugen Richter im Löwenbräu zu sitzen und stundenlang Reden zu halten pflegte, bis der Wirth es ihm untersagte, weil alle Stammgäste kaput gingen. Der Stuhl ist natürlich aus Pappel-Holz. Hier sehen sie die Jugenderinnerungen des großen Staatsmannes, in authentisch echte Windeln gebunden. Bei Abnahme von Partien (mindestens fünfzig) bedeutender Rabatt."

Ich entwich, gerade dem Kammerdiener des Exkanzlers, einem abcommandirten Jesuitengeneral, in die Arme laufend.

„Sie sind kein Großgrundbesitzer?" fragte er ängstlich. „Es laufen jetzt so viele Bettler in der Gegend umher, und wir können nichts mehr geben." Ich beruhigte ihn, und nachdem ich mich gehörig als ganz entschieden freisinniger Journalist legitimirt, auf meine langjährige Bekanntschaft mit Saling Bezug genommen und die unersättliche Habsucht der Agrarier verflucht hatte, wurde ich der Excellenz gemeldet und vorgestellt. Im Hintergrunde des Zimmers sah man mehrere Kardinäle mit höheren Militärs Schafkopf spielen, wobei Katholisch Trumpf war. Längs der Wand zog sich eine Colonne gewichster und ungewichster Stiefel hin; offenbar hatte Herr von Caprivi sich Bebel's Rathschläge zu Herzen genommen.

Der Graf schien mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Er sah wenigstens sehr angegriffen aus. Eine Weile lang saßen wir uns in jenem tiefen Schweigen gegenüber, das hochgestellte Staatsbeamte immer noch über ihre Subventionirung aus dem Welfenfonds bewahren. Endlich brachte ich die Rede auf die andauernden agrarischen Umtriebe und den geplant gewesenen Handelsvertrag mit King Bell von Kamerun. Ich erlaubte mir die Frage, weshalb denn die verflossene Regierung gerade den Landmann so schlecht behandelt hätte. Herr von Caprivi erwiderte mir, daß er dafür keinen Grund besitze. Er lehne es überhaupt ab, Grundbesitzer zu sein.

„Ich habe mich gestern, so weit es meine militärischen Studien erlaubten, den ganzen Vormittag lang mit Agrarpolitik beschäftigt und Alles über die Frage gelesen," fuhr er fort. „Ich erkannte nachträglich, daß ich recht gehandelt hatte, mich auf die Autorität Alexander Meyer's zu stützen, dieses fanatischen Gegners aller Interessenpolitik und Pensionärs der Berliner Elektricitätswerke. Mir kam es immer allein darauf an, die Gegensätze auszugleichen, den Klassen- und Rassenkampf zu beschwichtigen, mit einem Worte, zu versöhnen, und deshalb mußte ich die überüppige Landwirthschaft mit ihren antisemitischen Allüren möglichst bankerott machen. Handel und Gewerbe dagegen erfreuten sich meiner vollen Sympathie. Und sind mir meine Pläne nicht geglückt? Ist es nicht der erziehlich-versöhnenden Wirkung des neuen Courses zu verdanken, daß die Juden Hirsch Hildesheimer seine Inserate wider antisemitische Wochenschriften allein bezahlen ließen, daß sie den Talmud verleugneten und unter meinem Regiment alljährlich ein Versöhnungsfest feierten? Sagen Sie selber, mußte im Kampf zwischen Christenthum und Atheismus, auf dessen Entdeckung ich stolz bin, nicht gestärkt werden, wer eine vermittelnde Stellung einnahm? Oder sind Sie der Meinung, vom rein theoretischen Standpunkte aus, daß die unermeßliche Wahrheit der geoffenbarten Religion, welche ohne Religion keine Religion ist und vor deren herzerfrischender Wunderkraft selbst ein ethischer Culturmensch so verblüfft steht, wie Professor Tönnies in Kiel vorm neuen Thor —"

„Ja, ganz gewiß!" antwortete ich überzeugt. Er schwieg gebrochen.

„Was nun das Project eines Handelsvertrages mit King Bell von Kamerun betrifft," hub ich wieder an, „so —"

Er machte eine abwehrende Geste. „Da müssen Sie sich schon zu meinem früheren ersten Rath bemühen."

„Wer ist das, wenn die Frage erlaubt —"

„Was?" unterbrach mich mein Gegenüber. Sie kennen ihn nicht, den Mann, der doch einen in ganz Europa, ja, in der ganzen Welt bekannten Namen hat —"

„Er heißt also Schulze?" fragte ich. „Oder Lehmann?"

„Nein, nein, den Huber meine ich. Ach Huber, Huber! Ein Mann, sag' ich Ihnen, der seiner Stellung, besonders aber seinem Namen wirklich alle Ehre macht. Unerschöpflich reich an Projecten und Vorschlägen, schrieb er vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht hinein, war bald hier, bald da; es gab gar nicht grüne Tische genug für ihn. Nächst meinem Schützling Soden verdankt die deutsche Papierindustrie ihm ihren ungeahnten Aufschwung. Uebrigens war er auch bei Bismarck Hahn im Papierkorb."

Kaum war der Name Bismarck über seine Lippen gekommen, so fuhr er zusammen, verstummte und seufzte tief. „Wie's dieser Kerl, dieser pommersche Agrarier, nur angestellt hat, daß die Leute noch immer an ihn denken! Mich wird man bald vergessen haben."

Ich versicherte ihm, daß gerade an die Zeit seiner Regierung das deutsche Volk noch lange denken würde.

Mein Zuspruch richtete den Gebeugten wieder auf. „Es muß viel Reklame dabei gewesen sein, was? Und dann viel Routine, doch noch mehr Habgier! Sogar seine Gesammelten Reden gibt er jetzt heraus, in drei Bänden — da mag sich der Verleger vorsehen! Ich will mich nicht rühmen — aber was sind drei Bände Reden! Fast dreißig Jahre lang war er im Amt, ich kaum drei Jahre, und doch hab' ich zehnmal mehr geredet als er. Aber das Volk ist undankbar."

„Excellenz erfreuten sich doch immer einer großen, steigenden Beliebtheit und eines hohen Ansehens im Publikum," wandte ich schüchtern ein.

„Machen Sie doch nicht so viel Worte wegen solcher Bagatelle!"

„Welches ist übrigens, Herr Graf, Ihre Herzensmeinung betreffs der Antisemiten, ganz unter uns?" attackirte ich mit jäher Wendung.

„Nichts von Antisemiten!" fuhr er auf. „Lassen Sie mich mit denen in Ruh'! Die sind ja noch schlimmer als Pest und Agrarier! Der Einzige, auf dessen Anständigkeit ich fest vertraute, Herr Rickert, sagte mir kürzlich —"

„Sie verzeihen," fiel ich ihm in's Wort, „Sie nennen Herrn Rickert einen Antisemiten?"

„Nun freilich! Ihren enragirtesten Agitator sogar! Oder kennen Sie etwa einen, der mit seinen Reden mehr überzeugte Antisemiten gemacht hätte?"

„Uebrigens, Herr Graf," erlaubte ich mir zu bemerken, „der Antisemitismus ist, von der wirthschaftlichen Seite betrachtet —"

„Sie besitzen national-öconomische oder sonstige staatswissenschaftliche Kenntnisse, nicht wahr?" fragte er unsicher.

Ich bemerkte beschämt, daß ich keine besäße, nicht im Geringsten.

Der Graf athmete sichtlich erleichtert auf und drückte mir die Hand. „Es geht Ihnen genau so wie mir", sagte er dann. „Woher sollte man sie auch haben? Wenn man mit achtzehn Jahren in's stehende Heer eintritt, zum Kuckuk, da denkt man doch an ganz andere Dinge! Ich bin ja Junggesell geblieben, aber trotzdem — na, Sie verstehen mich. Nichts Menschliches ist mir fremd, homo sum." Und bei diesem Ausspruch tiefster Bildung zog ein unbeschreiblich weltmännisches Lächeln über seine ehernen Züge. „Man hat auch Sinn gehabt für Conditoreien. In Conditoreien liegen aber wohl die Wiener Witzblätter, keineswegs aber Rodbertus oder Adam Smith aus. Man kann das den Leuten ja auch nicht zumuthen, bei den hohen Mehlpreisen und der wachsenden agrarischen Begehrlichkeit, auf die mich Bamberger Gott sei Dank noch rechtzeitig aufmerksam gemacht hat. Aber wer muß den Schaden tragen? Der Offizier. Hätt' ich geahnt, daß man mir einst meine ganze Carrière verderben und mich zum Reichskanzler machen würde . . . Na, lassen wir das. Ich bin nicht wie Bismarck. Ich nörgle nicht. — Uebrigens hat mir Richter niemals aus meiner Unkenntniß einen Vorwurf gemacht. Er ist ein so feinfühliger, höflicher und nachsichtiger Politiker, in solchen Dingen. Er weiß nämlich selber nichts. A propos, Sie halten Richter doch auch für den größten Stilisten dieses Jahrhunderts?"

„Wenn Sie darunter den Langstieligsten verstehen, unbedingt."

„Es gibt so viele Berührungspunkte zwischen mir und ihm," fuhr der Graf ernst fort. „Er war derjenige, der mich immer am meisten lobte und mir immer Beifall klatschte. Das will doch etwas sagen bei einem Manne, den selbst Bismarck nie zu Beifallsrufen hinriß! Darauf kann ich doch stolz sein. Und dann ist Eugen Junggesell wie ich."

„Excellenz erwähnen Ihre Ledigkeit so oft — am Ende ist doch an dem Gerücht —"

Er verstand mich. „Um Gottes Willen! Das wäre mein sicherer Tod! Nichts gibt es in der Welt, das mir verhaßter sein könnte! Sperren Sie mich lebenslänglich ein, und ich fühlte mich immer noch freier, als wenn ich Freier wäre . . . Es müßte mir gerade von Majestät befohlen werden. Dann würd' ich natürlich gehorchen, gerade wie ich trotz inneren Widerstrebens im Reichskanzlerfalle gehorchte. Aber aus freiem Antrieb . . . brr! Ich bin als Soldat stolz und eifersüchtig auf meine Stellung Ich will nicht in dieselbe Lage kommen wie Waldersee. Der führt,

Digitized by Google

seit er verheirathet ist, den Namen eines »commandirenden« Generals in seinem Hause nicht mehr mit Recht."

Als er diese Worte mit der ihm eigenen soldatischen Schlichtheit und Geradheit gesprochen hatte, zog er seine Uhr und sagte sehr laut: „Schon eins vorbei! Wir essen uns eins — übrigens kann ich Ihnen das Restaurant im Orte bestens empfehlen. Fahren Sie aber noch vor Abend ab — es gibt hier wenig Schlafgelegenheit; man hat auf meinen Wunsch die Zahl der Betten bedeutend vermindert, um so der Versuchung zur Unzucht Abbruch zu thun. Ich hätte Sie gern über Nacht hier behalten, aber wir sind räumlich so beschränkt, daß nicht einmal der Reichstag in augenblicklicher Versammlungsstärke Platz fände."

Ich verstand den Wink. Beim Abschied überreichte mir der Graf ein sauber gebundenes, handschriftliches Exemplar seiner „Ausgewählten full dress-Reden". „Sie haben übrigens," verabschiedete er mich, „das Recht, alles drucken zu lassen, was ich Ihnen gesagt habe. Und wenn Sie unterwegs noch ein paar gute Gedanken haben oder in meinem Buche welche finden, die ich heute nicht erwähnte, fügen Sie sie nur ruhig hinzu."

Damit ging er.

Als meine ersten Ehrfurchtsschauer vorüber waren, that ich desselbigengleichen. Seine „Ausgewählten Reden" in der Hand, fuhr ich heim. Mir selbst kam kein Gedanke, den man zu den besseren zählen dürfte, so vertiefte ich mich denn in das Buch . . .

Aus bleiernem Schlaf erst erwachend, nachdem man mich wiederholt mit eiskaltem Wasser übergossen, die „Ausgewählten Reden" aber fetzenweis vorsichtig aus meinen Händen gerissen hatte, traf ich eine halbe Stunde später wieder in der Hauptstadt ein. Wochenlang andauernde, schwere Müdigkeit hinderte mich leider, aus dem Interview den geistigen Nutzen zu ziehen, welcher sonst seine nothwendige Folge gewesen wäre; auch die weitere Beschäftigung mit den „Reden" wurde mir ärztlich untersagt, als sich nach erneuter Lectüre alle Zeichen einer schweren Chloralhydrat-Vergiftung bei mir einstellten. Caliban.

Die „XI."

Die braven Leute von Berlin stecken in Schultes' Salon die Köpfe zusammen: das also ist die neue Kunst, das etwa werden uns die Münchner Secessionisten bringen! Es gibt Viele, die sich ehrliche Mühe geben, diese Kunst zu verstehen und die kopfschüttelnd sich sagen: „Von diesen XI gefällt mir Müller-Kurzwelly am besten, denn der allein ist ganz solid, wahr, natürlich; Schnars-Alquist verstehe ich, so lange er nicht zu blau wird. Aber meinetwegen: Es mag ja so aussehen in der Straße Babel-Mandeb; J. Alberts und Hans Herrmann mit ihren Hellmalereien sind sehr achtbar, sehr brav — es ist richtig, daß man sich mit der Zeit an das weiße Licht gewöhnt. Vor zehn Jahren hätte alle Welt Lärm geschlagen über diese Bilder, über den Gegenstand, über die Malweise, über das Licht, die Farbe; man hätte sich weidlich entsetzt. Aber jetzt kennt man das und — es läßt sich nicht leugnen, so ganz übel ist es nicht. Hugo Vogel hat sich diesmal zusammengenommen, er malte nichts was erschreckt. Masson, Stahl, Skarbina — in aufsteigender Reihe — diese sind schon über den Verstand des gebildeten Berlins, Lieberman ist wie immer entsetzlich und Hofmann wie immer verrückt, vielleicht noch ärger als im Vorjahr!" — Es stauen sich die Beschauer vor seinen Bildern und man hört aus der Ecke des Saales, in welcher sie hängen, das allerlustigste Lachen.

Wie es mir mit guten Bildern ergeht, daß ich nämlich die in ihnen dargestellte Stimmung' nachträglich in der Natur finde, so begegnet es sich mir auch mit guten Büchern. Mir fiel in Schulte's Saal Zola's unvergleichliche Schilderung des Erfolges von Claude's Bild „En plein air" im „L'oeuvre" ein. Die Schilderung ist ja hauptsächlich deshalb so wahr, weil sie einen wirklichen Vorgang erzählt. Es handelte sich um das Bild Eduard Manet's „Das Frühstück im Grase", welches 1863 im Salon des refusés erschien. Man hat damals sehr laut über dieses Bild gelacht, die Kritik überkugelte sich in mit sittlichen Zornesausbrüchen versetzten Witzen, man hat mit ästhetischen Gründen die Falschlehre der neuen Schule bekämpft. Aber heute wird selbst der begeistertste Cornelius- oder Pilotty-Schüler nicht leugnen wollen, daß von jenen Bildern eine Umgestaltung unsers Auges, ein neues Sehen ausging. Und wenn man heute Manet's vielverketzerte „Olympia" im Louvre sieht, so fragt man sich erstaunt, wie sie so viel Erregung schaffen konnte. Sie ist fast ein „altes" Bild geworden im besten Sinne!

Wird es mit L. v. Hofmann ebenso ergehen? Da sind Bilder, welche er Symphonien in zwei Farben nennt. Das ist kein von ihm erfundener Name. Der Nordamerikaner Whistler hat ihm dies schon vor zwanzig Jahren vorausgenommen. Whistler ist vielleicht ein nicht minder großer, vielleicht der größere Anreger als es Manet war. Er hat der Malerei das auf's Neue gelehrt, was ihr Stolz war in Deutschland vor fünfzig Jahren: die weise Beschränkung, das „Abstrahiren vom Nebensächlichen", die geschlossene Einheit von Gedanke und Form. Whistler ist ein umgedrehter Cornelius. Wie dieser auf die Farbe verzichtete, so verzichtet jener auf die Zeichnung. Cornelius ist ganz Dramatiker, Whistler ganz Lyriker. Jener will einen Vorgang, einen Gedanken, dieser eine Stimmung, einen Eindruck schildern. Jenem ist also um die Form, diesem um den Ton zu thun, Jener nähert sich der Plastik, dieser der Musik. Whistler hat in seinen Reden und Schriften sein Glaubensbekenntniß sehr klar niedergelegt. Daß es in Deutschland noch so gut wie Niemand kennt und daß es daher Alle mißbilligen, ändert wenig an seiner Berechtigung. Ihm ist die Dämmerung die Zeit künstlerischen Empfindens, die Klarheit der Gegensatz des Schönen, die Wahrheit nur insofern berechtigt, als sie sich auf die Echtheit der Empfindung bezieht. Hierin folgt ihm Hofmann. Ihm werden in der Symphonie die Felsen tief roth, erhalten eine ganz unmögliche Farbe, die Lichter wechseln zwischen leuchtendem Blau und in's Gelbgrüne überschlagendem Glanze, der Ton ist ein nie dagewesener, der Gegenstand unklar. Aber das Alles stört den Maler nicht. Er träumt, er malt ein koloristisches Märchen, er sinnirt sich seine Welt zusammen, wie sie sein könnte, wie sie auf Augenblicke schöner wäre als unsere Welt. Das ist sein gutes Dichterrecht. Es gibt ja auch keine Nixen und kein Menschenleben am Boden des Meeres, und der Dichter darf es uns doch glaubwürdig schildern.

Daß die Harmonie mir bei Hofmann nicht ganz harmonisch erscheint, wie dies bei Whistler stets der Fall ist, das allein macht mich scheu. Aber ich erinnere mich, erst unlängst den verstorbenen Martin Gropius, einen der ersten Vertreter der kunstgewerblichen Bewegung, in Berlin als einen großen Koloristen gefeiert gehört zu haben, und vor mir liegen farbige Tafeln, die er in den sechziger Jahren mit Anderen für den Schulunterricht herausgab, gerade um die Harmonie im Kolorit zu lehren! Sie erscheinen unserem Auge geradezu fürchterlich, es sind Faustschläge der koloristischen Rohheit, die auf uns niederprasseln. Also auch das, was als harmonisch erscheint, ändert sich mit der Zeit! Nur Geduld, vielleicht bekehrt mich Hofmann noch.

Ich glaube es fast, daß es ihm gelingen werde, denn in vielen seiner Bilder finde ich einen zauberischen Reiz. Nicht bloß in den kleineren, ruhig in einem Tone gehaltenen Skizzen: diese sind von einer Feinheit und Vornehmheit, die erst recht an Whistler mahnt; sondern namentlich in seinem „Abendfrieden". Ihr reichen Leute, achtet auf das Bild! Wer Frieden braucht, der hänge es an einen Ort, wo sein Auge oft und lang auf ihm weilt. Es ist eine Seligkeit, eine Ruhe, ein milder Glanz über diesem Werke, der einen bedeutenden Menschen ankündigt! Es erscheint so bunt auf den ersten Blick und es ist so ruhig, so ganz umzogen von dem aus der Wiese aufsteigenden Duft, wenn man sich hineingesehen hat. Das ist ein Bild, auf welchem das Auge ausruhend sich erfrischt. Und ähnlich ist „Daphnis und Chloë", das mir sympathischer erscheint als die Symphonie, als der „Märchengarten". Eine Symphonie nicht aus erdichteten, sondern selbsterfahrenen Tönen, zu der die Natur die Klangfarbe gab und die daher so ganz einheitlich, so ganz in sich aufgelöst erscheint, wie es eben nur die Natur ist.

Franz Skarbina hat seine Anfänge unter Menzel's Einfluß gemacht. Er ist kein Phantast, er sucht nicht das Märchenland. Seine Ausstellung ist aber geeignet, ihn als einen ganzen Mann und großen Künstler zu zeigen. Er zeigt was er kann und weil man ihn um Anton von Werner's willen aus der Akademie entließ, so liegt dieser Ausstellung vielleicht eine gewisse Absicht zu Grunde.

Es ist lange her, daß ich keine größere Arbeit von Anton von Werner sah. Das letzte Mal begegnete ich ihm auf der Londoner deutschen Ausstellung von 1891. Dort war das Bild, welches die kaiserliche Familie der Königin Victoria zum Jubiläum schenkte, als großes Zugstück aufgestellt. Auf jedem Reklamezettel war auf dieses Werk besonders hingewiesen, ein Polizeiposten stand stets daneben, damit es ja nicht beschädigt würde. Und ein Lachen, welches jetzt vor Hofmann's Arbeiten bei Schulte erklingt, das hörte ich auch dort. Aber sie klang mir trauriger, diese Lustigkeit. Ich war mit englischen Künstlern von Namen in der Ausstellung. Sie sagten mir in wohlwollendstem Tone, ob es nicht möglich sei, dies fürchterliche Bild zu entfernen, welches Deutschland wahrlich nicht zur Ehre gereiche. Die Presse erklärte, es sei begreiflich, daß die deutsche Kunst zurückgehe, wenn ein Mann von solch bescheidener Leistungskraft an der Spitze der Akademie stehe. Trocken in der Farbe, unbeholfen in der Composition, kindlich im Ton, leichtfertig in der Auffassung der Personen forderte dies Bild geradezu den Hohn der im Bildnißmalen so verwöhnten britischen Nation heraus. Anton von Werner, dem diese Ausstellung selbst fatal zu werden anfing, hat später in Deutschland Lärm geschlagen wegen der harmlosen Aufführungen aus deutscher Geschichte, die auf einem Festplatz der Ausstellung nach Art derer im Berliner Hippodrom sich abspielten — er hätte besser gethan zu schweigen, als durch diesen Lärm berechtigtere Angriffe zu übertosen. Denn nicht nach diesen Spielen haben die verständigen Engländer Deutschlands Kunstsinn bemessen, sondern an jenem traurigen offiziellen Bild unserer Kaiserfamilie vom Director der Berliner Kunstakademie. Der Mann hat unserem Ansehen im Auslande in dem einen Jahre zehnmal mehr geschadet, als er uns in der längst verflossenen kurzen Zeit seiner künstlerischen Frische zu nützen vermochte — die Rechnung der Nation mit ihm ist zum Mindesten quitt.

Freilich hat Skarbina keine „Velarien" ausgestellt, nicht den Kriegsruhm verherrlicht, und freilich hat er an der Akademie die „Anatomie" gelehrt, was eigentlich ein Hohn auf seine Begabung ist. Er bietet wenig Anlaß zu patriotischer Begeisterung, höchstens für die, welche glauben, der deutschen Kunst sei ein Sieg mit dem Pinsel nöthiger als die Darstellung eines Schwertsieges; es sei wichtiger, das Volk künstlerisch zu erziehen, als es durch die Kunst patriotisch anzuregen. Wenn es Skarbina's Absicht war, durch die Ausstellung der „XI" zu beweisen, was man an ihm verlor, so ist ihm dies für Jeden erreicht, welcher glaubt, daß man an der Berliner Akademie sich bemüht habe, Jeden das lehren zu lassen, was er am besten kann. Dem war aber leider nicht so. Wünschenswerth wäre es aber, daß ein Mann von so feiner Tonempfindung einen leitenden Einfluß nicht bloß auf das Studium der Anatomie erhielte. Man mag die jungen Maler nicht zwingen, ihm zu folgen, aber man

Digitized by Google

stelle ihnen die Wahl frei zwischen Werner und Skarbina. Sie werden wohl erkennen, wie viel tiefer, wie viel hellsichtiger, wie viel ernster und wie unendlich wahrer Skarbina's Kunst ist. Und zum Schluß, daß sie auch deutscher ist. Sie stammt unmittelbar von dem preußischsten aller Künstler, von Menzel. Und wenn sie der modernen französischen Kunst ähnlicher ist als die des Werner, so kommt dies daher, weil in Frankreich die Maler früher erkannt haben, daß Menzel auf der rechten Fährte sei. Die Zukunft der Berliner Malerei hängt davon ab, daß wieder einmal ein völliger Umschwung stattfinde. Werner war jung reif, mit 32 Jahren Akademiedirector: Er ist früh alt geworden. Das läßt sich an Skarbina's Frische am besten messen!

Man sehe seine Berliner Straßenscene an nebeligem Abend, sein „Wenn die Nachtigallen singen". So etwas ist noch nicht, oder doch nicht so gemalt worden. Das ist von so selbständiger, so feiner Beobachtung, so strenger Selbstprüfung, bedeutend nicht nur um deswillen, was man sieht, sondern auch um dessen, was man nicht sieht! Man prüfe sich selbst in gleicher Stimmung. Der Reiz dämmernden Lichtes liegt im Verhüllen des Details, in der Umschleierung des Gegenstandes, den man zu erkennen glaubt und doch errathen muß. Die Gestalten wirken in ihren Massen, im Umriß, als durch leichte Färbung den Ton durchbrechende Flecke. So flimmert die Welt der Erscheinungen durcheinander. Die Bewegung des Einzelnen erklärt seine Absichten, das Leben streift an uns vorbei, der rasche Blick versteht es und flicht in die huschenden Gestalten seine Gebilde ein. Die alte Aesthetik forderte vom Kunstwerk, daß es dem Geist Anregung zu selbständiger Thätigkeit gebe. Hier ist sie: Aber die Geister der modernen Beschauer wollen sich zumeist nicht wecken lassen. Sie vernehmen den Ruf nicht. Sie sind wie die alten Soldaten, die nur ihr Compagniesignal hören und weiter schlafen, wenn fremde Hörner schmettern!

Max Liebermann erweist sich als ein in sich befestigter Künstler. Man hat in Hamburg sich geweigert, in der Kunsthalle das Bildniß eines dortigen Bürgermeisters aufzustellen, das man bei ihm bestellt hatte. Die Hamburger liebten diesen Bürgermeister und wollten ihn schöner haben, als ihn Liebermann malte. Sie hätten ihn sicher auch nicht angenommen, wäre Franz Hals über sie gekommen. Liebermann ist ein durchaus nüchterner Mann, der zum Poeten keinerlei Anlage hat. Er ist Berliner, ich weiß nicht ob von Geburt, so doch ganz und gar dem Wesen nach. Er zieht zwar holländische Motive den heimischen vor, aber er beginnt jetzt mehr und mehr seine eigenste Umgebung zu malen: Frauen und Männer aus der Gesellschaft. Dorthin drängt ihn eigentlich sein Talent. Er mußte erst an der natürlicheren Natur Hollands sich die Klarheit schaffen, um die „verschönte" Natur, die ihn in Berlin W. umgibt, auf ihre eigentlichen Werthe prüfen zu können. Und da dürfte es ihm zunächst in Berlin, wie in Hamburg ergehen. Ich sah eine sehr fette Dame vor seinem Bildniß des Dichters Gerhard Hauptmann, welche erschreckt ausrief, das sei ja ganz grau, so sehe doch keine Haut aus. Ihre Haut war schön rosa angestrichen über dem weißen Puder Grund. Also sie mußte es ja wissen, wie Haut gemalt wird. Es ist noch weit hin, bis auch diese Bankiersgattin erkennen wird, daß der Mensch unter verschiedenen Beleuchtungen verschieden aussieht und daß nicht nur die in gebrochenem, zerstreutem Licht schön sei. Liebermann kommt ihr aber etwas entgegen, er hat sich endlich dazu bequemt, eine schöne, in frischem Sommerkleid lesend dasitzende Frau zu malen. Und er hat ihr den Gefallen gethan, sie in minder kritische Beleuchtung zu setzen, als den Hauptmann. Man wird es ihm danken und ihn dafür vielleicht gar beloben. Aber ich fürchte fast, daß Liebermann diese Anerkennnung gar nicht so werthvoll sein wird. Seinem Wesen nach wird er das „Häßliche" weiter suchen. Nicht weil er diesem seinem Wesen nach für den Schweinestall inklinirt, den er so gern darstellt — ich kenne ihn als einen Mann, der sehr entschieden auf einen guten Schneider hält, der einen Cylinder trägt, welcher stets besser gebügelt ist, als man sie bei schönheitstrunkenen Heiligenmalern gewöhnt ist, ja ich schätze seinen Aufwand an Seife ganz erheblich über Normal — sondern weil er sich die künstlerische Aufgabe gestellt hat, der Welt zu beweisen, daß nicht der Gegenstand das Bild macht, sondern der Maler, weil er den Hamburgern zeigen wollte, daß selbst über ihren Bürgermeister hinaus das Gemälde Werth haben solle und weil er sich selbst komisch vorkäme, wollte er anfangen Phrasen zu machen, seitdem er bisher seine Kraft darin erkannte, auf gut berlinisch die Wahrheit zu sagen. Und wer im Deutschen die Wahrheit sagt, ist nicht höflich, will es nicht sein und kann es nicht sein.

Die Berliner Kritik will von Liebermann's Kunst gerade deshalb nichts wissen, weil er selbst Berliner Kritik malt. Seit Jahren verfolgten den Künstler z. B. die Angriffe des Schriftstellers Adolf Rosenberg. Ich weiß sehr wohl, wie viel höher Liebermann in geistiger Beziehung steht als jener Recensent. Aber der Maler würde Unrecht thun, zu glauben, jener sei durch persönliche Abneigung oder aus Neid gegen seine Ueberlegenheit gegen ihn eingenommen. Rosenberg ist gewiß ehrlich in seiner Unfähigkeit, Liebermann gerecht zu werden. Sie stehen zu sehr auf einem Boden, um sich nicht den Platz streitig machen zu müssen. Und zwar ist Rosenberg der Erbittertere, weil er fühlt, daß sein stärkerer Gegner ihn mit kräftigeren Püffen verdrängt. Zum Teufel auch, wo aber soll er hin, wenn er in Berlin ausgelebt hat! Rosenberg ist Idealist. Aber sein Idealismus ist verständig; er geht nicht durch mit ihm; er hat ihn fest in der Kanthare. Idealismus gehört einmal zum besseren Menschen; die Wahrheit darf so wenig wie die Phantasie die Grenzen überschreiten, im Mittelweg liegt das Heil. Mit diesem Zug für das Mittelmäßige, dem bescheidenen Verstande des „Gebildeten" Entsprechende bekämpfte der Berliner Nicolai den Goethe, Hirth den Cornelius, Julian Schmidt den Hebbel, Rosenberg die moderne Kunst. Sie alle standen für die Kunstgesetze gegen die Reformatoren ein, kämpften mit dem Verstande für Wahrheit und Schönheit gegen die Empfindung, für die Regel der Kunst gegen die Künstler und ihre besonderen Gesetze. Liebermann ist aber wieder vollkommen regelrecht, vollkommen verstandesmäßig. Er gehört zu den Malern der Aufklärung, zu den Vertretern der Wissenschaftlichkeit. Der Streit zwischen jenen Beiden beruht nur auf zeitlichen, nicht auf inneren Gründen, außer etwa dem verschiedener Qualität. Es gibt jetzt schon kritische Ableger Liebermann's, die am Werke sind, die sich aus seinem Schaffen ergebenden Kunstgesetze zu formuliren und daraus einen Knebel für anderes Schaffen zu winden, die den nüchternen Realismus zur Regel erheben und mit diesen die Phantasten ab-nicolaisiren und ab-rosenbergern. Wohl fühlte man Liebermann's Bildern nach, daß auch er, nachdem er eine neue malerische Wahrheit mit zu entdecken geholfen hat, nachdem er wohl als die stärkste und in sich klarste Kraft unter den Deutschen der jungen Erkenntniß bis auf den Grund ging, nun auch wieder dem Reichthum zustrebt; daß er erkennt, wie das Ergründen, Zergliedern im Folgern, Aufbauen seinen Abschluß finden soll; wie die Wahrheit an sich nicht erhebt und befriedigt, wenn sie nicht zur Grundlage der Neugestaltung wird. Aber hier ist die Grenze seiner Begabung, hier trennt sich sein Weg von dem etwa Hofmann's. Er hat Großes geleistet, indem er das Werkzeug war, durch welches wir die Natur sachlicher zu sehen lernten, er hat der Malerei die wichtigsten Dienste geleistet, indem er ein Mehrer ihres Reiches wurde. Und er ist eine Persönlichkeit, deren Wirken noch heute dringend nöthig ist. Nur ein kleiner Theil selbst der Kunstfreunde ist bis zu seiner Klarheit und seiner Sachlichkeit durchgedrungen. Es steckt echte Idealität in ihm, wenn anders die Wahrheitsliebe eine Tugend ist, selbst jene etwas mit Bosheit gemischte, etwas absichtlich pointirte des echten Berliners. Aber mir will scheinen, als zeige sich schon der Weg, wie ein neuer Idealismus, die Verstandesarbeit benutzend, zu dichterischen Werthen fortschreitet.

In sehr merkwürdiger Weise äußert sich dies bei Walter Leistikow. Vor drei Jahren zeigte sich dieser als ein talentvolles Mitglied der „soliden" Berliner Landschaftsschule, wie sie Gude, Bracht, Ludwig, Vorgang, Flickel vertreten, jetzt ist er in seinem „Bergsee" ein Dichter geworden, der die Wahrheit auch dort erkannte, wo sie von aller Nüchternheit fern ist. Da spürt man ein mächtiges Weiterschreiten. Und in der Bewegung äußert sich am deutlichsten das Leben!

Cornelius Gurlitt.

Dramatische Aufführungen.

Die beiden Champignol. (Champignol malgré lui.) Schwank in drei Acten von Feydeau und Desvallières. Uebersetzt von Benno Jacobson. (Residenz-Theater). — Der Phonograph. Schwank in drei Acten von Alexandre Bisson. — Der Frosch. Parodistisches Familiendrama in einem Aufzug von Otto Erich Hartleben. (Neues Theater.) — Wohlthätigkeits-Matinée im Residenz-Theater.

Die französische Invasion dauert noch immer fort, und nicht lange mehr, so wird mit ihren tollen Schwänken die lustige Bajoche von Paris auch den letzten Franc von den fünf Milliarden aus unseren Taschen zurückgeholt haben. Der Weg zum Tempel Lachegotts führt, es ist ein Kreuz, das sagen zu müssen, nicht über Frankfurt am Main, wo Fulda's Wiege stand, auch über Mainz nicht, wo Carl Laufs Possen transpirirt; er führt nicht zu der Schönthan's väterlicher Stammburg, und selbst dem Berliner Auswärtigen Amte läuft er weit vorbei, obwohl Ernst von Wildenbruch dort furchtbar thront und uns, wie man munkeln hört, nächstens wieder 'mal satirisch kommen will. Nein, wer hier zu Lande, trotz Jesuiten, Portotheuerung und Militär, das Lachen nicht verlernen mag, muß sich an die altbewährten Pariser Firmen halten. Ihr hiesiger Generalvertreter Lautenburg ist, sieht man von dem schmunzelnden Schüler Lessing's und Dichter der Orientreise ab, der glücklichste Director von Berlin; Repertoiresorgen bedrücken ihn fast so wenig wie den Kunstonkel in der Dresdnerstraße, und bei seinen Premièren vergißt die Claque vor lauter Lachen den Applaus.

Was er als neueste Gabe uns bot, die sprudelnde Narrheit Champignol malgré lui der Herren Feydeau und Desvallières, ist ohne Zweifel die tollste Verwechslungskomödie dieses Jahrzehntes. Ganz und gar von groben Schlagern, häufig von Erinnerungen lebend (so begegnen uns Motive aus der „Fledermaus" und der „Nitouche", aus dem „Veilchenfresser", den „noces d'un réserviste", aus unzähligen Witzblättern und Witzblatt-Possen), unwahrscheinlich bis zum ꝛc, immer nur darauf bedacht, die Komik der Situation erbarmungslos auszunutzen, bemüht sich das Opus der jungen Doppelfirma, ungeheure Heiterkeit um jeden Preis zu erwecken. Das ist ihr nun auch im vollsten Maße gelungen. Solche Lachsalven, wie sie Pagay und Alexander als Champignols in Uniform zu entfesseln wußten, haben seit Langem nicht mehr das Residenztheater durchdonnert, und da man hier an herzhaftes Lachen gewöhnt ist, ehrt ihr Triumph immerhin auch die Autoren. Herr Alexander entfaltet sein ganzes, überraschendes Können nur in Rollen, die an den Künstler wie an den caricirenden und grimassirenden Clown gleich hohe Anforderungen stellen; der St. Florimond Feydeau und Desvallières' ist ihm auf den Leib geschrieben.

Die Muse dieses Dichterpaares ist im Circus geboren, ein vollblütiges Kind der Manège. Das ist Hanlon-Humor, Excentric-Komik, die immerfort sich selbst überschlägt und da, wo sie uns nicht lachen macht, doch wenigstens verblüffies, bewunderndes Staunen über die Findigkeit ihrer Urheber hervorruft. Wie einen Kreisel, bald in größeren, bald in engeren

Digitized by Google

Bogen, peitschen sie die Handlung um den einen Mittelpunkt und ruhen nicht eher, bis alle Figuren und alle Tempi erschöpft sind. Wo unsere Berliner Schwankdichter erschrocken stehen bleiben und aus Furcht vor der Kritik des grausamen Spiels genug sein lassen, sind die Franzosen noch lange nicht auf dem Gipfel angelangt. Eine Affenkomödie, eine Hohlspiegelei sonder Gleichen, die nichts als Verzerrungen bietet und Drastica zum Lachen eingibt, daneben aber auch Zeugniß ablegt für eine komische Kraft allerersten Ranges — so treten uns die beiden Champignols entgegen. Ich kenne keine Posse, die das Kasernen- und Bivakleben mit glücklicherem und dreisterem Humor persifflirt. Ich kenne keine Schwankszene von überwältigenderer Komik als die im zweiten Acte, wo der falsche Champignol gezwungen wird, seinen Hauptmann zu malen und nun eine grausige Porträtskizze auf die Leinwand zaubert. Die wahnsinnigen Tollheiten jagen sich, der Humor schnappt über: viermal muß Champignol der Gatte unter die Haarscheere, während immer Champignol der Hausfreund gemeint ist, bis er zuletzt ein kahlrasirtes Haupt zur Schau trägt. So sehr sind sich die Autoren der bezwingenden Macht ihrer Situationskomik bewußt, daß sie von dem üblichen Mittel der Landsleute, durch artige oder unartige Zötlein die Wirkung zu erhöhen, ganz abgesehen haben. Sie verdienen alles Lob dafür. Die Zote ist überdies, seitdem sie massenhaft auftritt, unmodern geworden. Und wenn wir Appetit auf — freilich witzlose und breit ausgetretene — Gemeinheiten haben, brauchen wir nur ein paar Bände der sogenannten jüngstdeutschen Wahrheitsdichtung aus der Leihbibliothek holen zu lassen.

Der Mangel an sexuellen Kalauern schmückt das Werk, macht jedoch die Trivialität des Dialogs nicht vergessen. Freilich sind ein Reihe besonders greller Geschmacklosigkeiten auf das Conto des Uebersetzers zu schreiben; aber sowohl hier wie in der Gestaltung der Handlung und der Ausprägung der Charaktere versagt oft die Kraft der verbündeten Dichter, die wohl hervorragend witzig, aber nicht eben geistvoll sind. Darum fehlt ihnen die Gabe, zur rechten Zeit einen Scherz zu unterdrücken und übermäßig üppig wuchernde Details zu beschneiden; darum spüren sie gar nicht, wie ihre spaßselige Weitschweifigkeit ganze Acte empfindlich schädigt. Und dann — wie abgegriffen sind die Münzen, womit sie das Geschäft betreiben! Dieser Ehemann und Maler Champignol, der über seine Kunstreisen alles Andere vergißt; dieser St. Florimond, der ein langweiliges Frauchen lüstern umstreicht und von der ganzen Welt für ihren Gatten gehalten wird; dies Frauchen selbst, das so gar nicht pariserischen Ursprungs scheint! Diese militärischen Chargen allesammt, diese Provinzlerfamilie — in wie vielen Stücken deutscher und französischer Mache haben wir sie nicht schon schärfer und feiner gezeichnet gesehen: Manche Rollen, die einer albernen Landmagd zum Beispiel, gefährden geradezu das Stück und könnten ohne Noth ausgemerzt werden.

Es war verwegene Situationskomik, die diesmal den Sieg errang, nicht aber jene köstliche gallische Rabelais-Laune, als deren vornehmster Vertreter neben Blum und Touché noch immer Alexandre Bisson erscheint. Man kennt den genialen Autor des seligen Toupinel und der Madame Bonivard, den Schöpfer der Familie Pont-Biquet, zu gut, als daß man ihm nicht einen Fehlgriff verzeihen könnte, wie er mit dem „Phonographen" fraglos begangen worden ist. Das Stück selbst erfreut sich schon eines recht respectablen Alters, vermochte es aber bisher in Deutschland nirgendwo zu einer Aufführung zu bringen; Director Löwenfeld vom Neuen Theater erbarmte sich sein und gab es noch dazu in einer mehr als elenden Uebertragung. In der „Gegenwart" ist zuerst das Wort vom „mathematischen Vaudeville" gemünzt worden, das sich nachher im Flug bei der ganzen Berliner Kritik beliebt machte; es trifft auch auf den neuen Bisson zu. Aber hier ist das Gerüst zu dürftig verkleidet worden, die leitende Idee genügt in ihrer Armseligkeit nicht für drei Acte, und da Bisson außerdem diesmal keine verblüffend originellen Typen vorführte, sondern sich mit stadtbekannten Masken aushalf, vermochte das breit ausgesponnene Stück trotz vieler geistvoller Blender und manchem kecken Einfall nicht sonderlich zu interessiren.

Neben gallischer Tollheit hat deutscher Esprit von der methodischen Art sich von jeher schlecht ausgenommen. Wir wissen das, wir leugnen es nicht; die Herren Löwenfeld und Hartleben hätten sich die Mühe sparen können, uns nochmals umständlich den Beweis dafür zu erbringen. Der „Phonograph" taugte wenig, aber der „Frosch" war schlichtweg elend. Ganz entschieden handelt die Versuchsbühne am Schiffbauerdamm unpatriotisch, wenn sie mit so erschreckender Deutlichkeit zeigt, wie himmelweit noch immer der Abstand ist zwischen einem schlechten französischen und einem melancholischen deutschen Ulk. Solche Vorstellungen müßten im Interesse des Vaterlandes unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfinden; sie rufen bei etwa anwesenden Franzosen die felsenfeste Ueberzeugung von Deutschlands geistiger Inferiorität hervor, was entschieden schädlicher als das Gerücht von den Ahlwardtflinten und eben so falsch ist wie dieses. Nach Ludwig Fulda's eigenem Ausspruch blühen im Gegentheil Künste und Wissenschaften bei uns; es ist eine Lust zu leben. Aber lassen wir das. Wir wollen von Hartleben'schem Humor sprechen; deshalb Scherz bei Seite.

Herr Otto Erich Hartleben, der ewig Angekündigte, geht heuer scharf in's Zeug. Da er bei mehreren literarischen Unternehmungen als Mitthäter betheiligt ist und da andere Mitthäter zu den Sternen unserer hauptstädtischen Elf-Uhr-Nacht-Kritik gehören, begegnete es dem jungen Mann, daß eine blitzblöde und durch Dramatisirung nicht besser gewordene Schnurre von ihm, „Die Lore" geheißen, gar enthusiastisch aufgenommen und der staunenden Provinz als Blüthe drolligen Berliner Kneipenhumors angepriesen wurde. Wir haben, um Herrn Hartleben nicht künstlerisch zu schädigen und ungünstige Vorurtheile betreffs seiner Hannah Jagert zu erwecken, an dieser Stätte kein Wort von der Lore gesagt. Unter vier Augen hätten wir ihm vielleicht den Rath ertheilt, um Gottes Willen nicht wieder Stücke, die alle Theaterdirectoren schaudernd zurückweisen, Herrn Löwenfeld vorzulegen. Der kriegt es nämlich fertig und führt sie eilends auf. Kollege Dernburg meinte zwar neulich, daß jedem jungen Schriftsteller von Begabung für den Anfang seiner Laufbahn eine urkräftige Niederlage zu wünschen wäre. Denn die macht vorsichtig, weckt alle guten Geister der Selbstkritik, spornt zu höchster Anstrengung und schadet, da sie einem Unbekannten begegnet, nicht sonderlich. Kollege Dernburg meint indeß, verstehe ich ihn recht, einen ehrlichen, ehrenvollen Mißerfolg auf grünem Plane, vor vielumworbenen Burgen. Ein solcher Mißerfolg schändet nicht. Geht er aber im dramatischen Leichenschauhause am Schiffbauerdamm vor sich, dann vae victis!

Herrn Hartleben's Lore steht auf dem Niveau einer knotigen Witzblatt-„Humoreske"; sie paßt nicht in ein Theater, das sich selbst achtet. Weil aber der Autor ein verdammt fescher Kerl ist und im westlichen Sodom die Janikow's zu mangeln beginnen, fand das Späßlein Gnade vor den atropinhungrigen Augen der fetten Damen, die in „der größeren Pause nach dem ersten Stück" Schicksal spielen und die maßgebenden Kritiker mit fraulicher Milde beeinflussen.

Dieses war der erste Streich, und was nachkam, nannte sich der „Frosch."

Auf dem Theaterzettel war von einem parodistischen Familiendrama die Rede, und man sagte mir später, der Autor hätte die beste Absicht gehabt, Ibsen zu travestiren. Ich habe scharf hingehört, von einer Geißelung ibsenischer Schwächen aber nichts gespürt und schließlich bemerkt, daß das Stück nur einen sicheren Hartleben verhöhne, den aber freilich mit unbarmherziger Rohheit. Entschuldigend berichteten Leute, die Herrn Hartleben Bruder nennen, sein „Werk" habe in einer literarischen Gesellschaft die Feuertaufe erhalten und rauschenden Beifall geerntet. Rauschenden Beifall offenbar von jener Sorte, wie er jetzt alltonntäglich Abends um neun Uhr die Execution des berühmten Bierwalzers begrüßt. Ich will durchaus nicht leugnen, daß man mit sieben Litern Bier im Leibe die Erde für einen Schweizerkäse, den „Frosch" für eine witzige und geistvolle Parodie, die maison de santé aber für eine Akademie der Wissenschaften halten kann; so lange jedoch das Neue Theater seinen Besuchern vor Beginn der Vorstellung nicht ein paar Tonnen Echtes ansteckt, sondern sich an vernünftige und biernüchterne Leute wendet, sollte es wenigstens den äußeren Schein wahren. Der Berliner Kunstgeschmack mag weit heruntergekommen sein, und daß man ihm solche Beleidigungen zu bieten wagt, ist der beste Beweis dafür; die unterste Stufe aber hat er noch nicht erreicht. Und ehe das nicht geschehen ist, wollen wir uns kräftiglich dagegen wehren, daß auf einem sogenannten „vornehmen" Theater so hingesudelte Langweiligkeiten und primanerhafte Mimiken gegeben werden, wie der „Frosch" eine ist.

Wenn Blumauer die Aeneis travestirt und Martin Böhm, des geschundenen Raubritters Vater, den Faust, so thun sie das immer noch mit ungleich größerer Berechtigung als der Frosch-Aristophanes, der sich an Ibsen macht. Sie sind unfähig wie er, in die wirklich wunden Stellen des Originals mit spitzen Nadeln zu stechen, seine Scenen ergötzlich zu verrenken und sich lachend über den Tragiker empor zu schwingen, aber sie ennuyiren nicht geradezu: sie bringen ein ganz klein wenig Wortwitz mit. Unser Autor leistet auch auf dies letzte Hilfsmittel entschlossen und vornehm Verzicht, und seine enthaltsame Mäßigkeit macht ihm alle Ehre. Auch in Persien lobt man die Eunuchen ihrer strengen Keuschheit wegen.

Es gab Leute, die über „einzelne der hübschen satirischen Wendungen herzlich lachten; sie thaten's offenbar, um ihre Belesenheit und ihre Ibsenkenntniß vor versammeltem Kriegsvolk zu documentiren. Krampfhaftes Lachen und unheimliches Kichern begleitete auch die gesanglichen Leistungen unserer französischen Freunde, die sich an der residenztheaterlichen Matinée zum Besten der armen Menschen von Zante betheiligten. Was die Monsieurs und Mademoiselles darboten, war gar nicht übermäßig witzig; ihr ausnehmend bewegliches Mienenspiel annoncirte jedoch den Hörern jeden kommenden Witz, und so konnte man herzlich lachen, ohne eine Blamage fürchten zu müssen. Herr von Levetzow hätte dem Hause anstandslos die Censur: Französisch recht gut! ertheilt. Im Uebrigen entwickelten die gallischen Herrschaften in ihren Vorträgen jene entzückend anmuthvolle Ungebundenheit und jene Champagnerlaune, die wir leider nicht genug würdigen und die selbst den Schauspielerinnen Siegmund Lautenburg's noch immer völlig abgeht.

Ein dramatischer Versuch Sarah Berhardt's: „Das Geständniß" und Stella Hohenfels a. G. in Pailleron's „Zündendem Funken" — das waren die eigentlichen Ereignisse der Matinée. Man nimmt das Unangenehme gern vorweg, und so sei es denn gesagt, daß die göttliche Sarah zwar noch immer eine unermeßliche Comödiantin, aber nebenbei auch eine unermeßlich schlechte Comödienschreiberin ist. In einem einzigen kurzen Act so viel himmelschreiende Unnatur und so viel damenhafte Ueberschwänglichkeit hineinlegen zu können, welch eine Gabe! Welch ein Weib! Wenn „das Geständniß" nicht energischer abgelehnt und einfach ausgelacht wurde, so mag die Rücksichtnahme auf die hohen Gäste des Hauses und den wohlthätigen Zweck dahingewirkt haben. Die grotesk verzerrte Sardou-Imitation, nur der schönen Rolle wegen gemacht und aus Schauspielermätzchen zusammengeflickt, wird, all in ihrer erlogenen Coulissentragik, deutschen Dichtern tröstend sagen, daß manchmal auch jenseits des Rheines breite Bettelsuppen gekocht werden. Schade, daß seit dem Beginn der verdrießlichen Frauenemanzipation allenthalben Singvögel und Gänse anfangen zu glauben, man schätze sie hauptsächlich ihrer Federn wegen!

In dem chicken Einakter Pailleron's spielte Stella Hohenfels die Lachdrossel Trinon, und es ist nicht zu sagen, mit welcher wilden, ungestümen, hinreißenden Grazie. Das flatterte und schimmerte wie Sonnengold über die Bretter; trat sie ab, so schien die Scene leer — neben solchem Glanze verblassen auch brave Mitspieler zu wesenlosem Scheine.

Digitized by Google

Stella Hohenfels' schallendes Lachen ist das contagiöseste Ding von der Welt. So unmädchenhaft rauh ihr Organ auch zuweilen beim Sprechen klang, man meinte fast, diese Stimmfärbung gehöre zur Darstellung des reizenden Mädchencharakters.

Notizen.

Hamburger Weihnachtsbuch. (Hamburg, Otto Meißner.) Das Prachtwerk ist zum Besten nothleidender Waisen gestiftet und ursprünglich nur als Jugendschrift angelegt; erst im Verlaufe seines Entstehens erweiterte es seinen Kreis zu einem Weihnachtsbuch, an dem auch Erwachsene ihre helle Freude haben können. In der That dürften sich kaum drei deutsche Städte den Luxus eines so stattlichen Eigengewächses erlauben, und wenn man bedenkt, daß alle Mitarbeiter, worunter Schriftsteller, Maler und Tonsetzer von großem Ruf, Hamburger Kinder oder wenigstens in der altehrwürdigen Hansastadt wohnhaft sind, so empfindet man Hochachtung vor dem künstlerischen Geiste der sonst als materiell verschrieenen Handesempore. Da finden wir Geschichten und Gedichte von Boy-Ed, Ilse Frapan, Joachim Mähl, Adalbert Meinhardt, B. Roelting, Paysen Petersen, Albert Roderich, H. Schomburgk, O. Schwindrazheim, Stettenheim, Stinde, Waldmüller-Duboc, H. E. Waldsee, J. v. Wildenradt, Karl Woermann; nur einige talentvolle Jüngere vermissen wir, wie A. W. Ernst, J. Löwenberg, Otto Ernst (Schmidt). Auch mancher Gelehrter von Ruf hat etwas beigesteuert, z. B. der Director der Hamburger Kunsthalle Lichtwark, der jahrelange Berliner Kunstreferent der „Gegenwart", von dem das Album einen geistvollen Essay über das Makartbouquet und den Blumenstrauß bringt. Aber auch die Hamburger Künstler sind gut vertreten, denn da finden wir Allers, Dettmann, Gehrts, Kallmorgen, Kauffmann, Kuehl u. a. mit reizenden Skizzenblättern. Unter den musikalischen Beiträgen leuchtet aber der Name des großen Hamburgers Johannes Brahms. Da kann Otto Meißner wirklich in berechtigtem Localpatriotismus mit Schiller rufen: Ihr, ihr dort draußen in der Welt, die Nasen eingespannt!

Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen von Jul. Post. (Berlin, R. Oppenheim.) Der erste Band beschäftigte sich mit der Fürsorge für die Kinder der Arbeiter. Seine anziehenden Schilderungen waren das Ergebniß der Entdeckungsfahrten, die der Verfasser durch die industrielle Welt Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz, Frankreichs und Hollands unternommen hatte. Weitere Studienreisen, neue Beziehungen haben es dem Verfasser ermöglicht, für die Bearbeitung des soeben erschienenen zweiten Theils, der von den erwachsenen Arbeitern handelt, weiteres umfangreiches Material herbeizuschaffen, das durchweg bis auf die neueste Zeit ergänzt werden konnte. Der Inhalt behandelt zunächst: Arbeiterausschüsse, Arbeitsordnungen, Lohnform, Arbeitsstätte, Wohnung, Ernährung und Beschaffung von Gebrauchsgegenständen, Sparwesen, Unterstützungswesen, Erholung, sodann werden bestehende Mustereinrichtungen beschrieben, die als Typen für die beabsichtigte Nachahmung dienen können. Hoffentlich regt dieser Leitfaden der Wohlthätigkeit recht viele Arbeitgeber an, in ihrem Großgewerbe an der Versöhnung der Gegensätze mitzuwirken und so ein wichtiges Stück Sozialpolitik privatim zu lösen.

La formation de la Prusse contemporaine. Par Godefroy Cavaignac. (Paris, Hachette.) Der Name des Verfassers ist in den letzten Wochen viel genannt worden und man sieht in dem ehemaligen Marineminister schon den künftigen Ministerpräsidenten und sogar Carnot's Nachfolger. Als Historiker ist er durchaus ernst zu nehmen, obwohl er von einer stark deutschfeindlichen Tendenzmacherei nicht frei zu sprechen ist. In diesem Geiste ist auch sein neues Buch und sind auch seine jüngsten Essays geschrieben, in denen er die Fortdauer der Tortur in Preußen bis in den Beginn unseres Jahrhunderts aufzeigt. Hier leitet ihn die Absicht darzulegen, daß die deutschen Geschichtschreiber ganz im Unrecht sind, wenn sie die unbedingte Priorität Frankreichs auf dem Gebiete der sozialen Reform leugnen und lehren, daß Preußen die Grundsätze von 1789 schon vor der großen Revolution bei sich durchgeführt habe. In der Hauptsache hat er Recht, wenn er auch Stein's Erfolge auf dem Gebiete der Bauernemancipation unterschätzt. Jedenfalls geht er aber zu weit, wenn er die Grundsätze der sozialen Gerechtigkeit und Gleichheit schon im Frankreich des Sonnenkönigs und der Pompadur entdecken will. Das Buch ist übrigens gut und unterhaltend geschrieben und macht dem Sprossen „einer der drei berühmtesten Adelsfamilien der Republik" alle Ehre.

Conservatives Handbuch. (Berlin, H. Walther.) Ein treffliches politisches Nachschlagebuch, das sich zur Aufgabe macht, den Ueberblick in den wichtigsten politischen und wirthschaftlichen Fragen der Gegenwart zu erleichtern. Mehrere der hervorragendsten conservativen und freiconservativen Parlamentarier, sowie andere conservative Männer haben zusammengewirkt, und es ist ein sehr geschickt gemachtes Buch entstanden, das nebst ausführlichen Artikeln politischen und nationalöconomischen Inhalts eine Fülle von statistischen Angaben über Heer und Flotte, Steuerfragen, Eisenbahn- und Finanzwesen u. s. w. enthält. Besonders schön ist der warme Artikel über Bismarck. Das Buch wird auch außerhalb der conservativen Partei Freunde finden.

Von der „Bibliothek des Humors" ist soeben im Verlage von Friedrich Pfeilstücker in Berlin ein neuer Band erschienen, der eine Sammlung von Anekdoten und charakteristischen Zügen, die etwas Humoristisches an sich tragen, aus der deutschen Geschichte bis zum Jahre 1861 enthält. Es ist eine deutsche Geschichte in Anekdoten. Was uns vom Humor der ältesten und älteren Zeit geblieben ist, erscheint oft beinahe ingrimmig. Reichlicher beginnen die humoristischen Quellen gegen Ende des Mittelalters zu fließen, schon die Reformationszeit ist ergiebiger, und auch unter den langen Kriegsgreueln der dreißig Elendjahre fehlt der Witz nicht ganz. Sehr reich an Humor ist dagegen das achtzehnte Jahrhundert, die Zeit der Querköpfe, schrullenhaften Regenten, lächerlichen Gesetze und komischen Verordnungen. Mit welchem Fleiße der Herausgeber Ernst Otto Hopp sein schier unerschöpfliches Material sammelt, beweist schon der Umstand, daß er auch unsere Zeitschriftenliteratur herangezogen hat. So entnahm er der „Gegenwart" eine temperamentvoll erzählte Anekdote Heinrich v. Kleist's vom preußischen Tambour, den „ungeheuersten Witz", den wir seinem Nachlaß entnehmen durften.

Gedichte von Karl Busse. (Großenhain, Baumert & Ronge.) Der Verfasser ist den Lesern unseres Feuilletons von einer Novellette noch in guter Erinnerung. Neben Liliencron, Carolath, Henckel und Stern ist Busse wohl der einzige neue Vollblutlyriker des letzten Jahrzehnts, der eine größere Begabung verräth und ein echter Dichter ist. Im vorliegenden Band ist bis auf wenig Verfehltes alles goldecht, warmherzig und innig empfunden. Neben schönen Liedern, die an den Volkston anknüpfen, finden sich wundervolle Naturschilderungen:

„Der Himmel versinkt im rothen,
Sonnigen Abendmeer,
Von Osten schleichen die Boten
Der ersten Dämmerung her.
Von den blühenden Thälern und Hügeln
Klingt das letzte Abendgetön —
Wildschwäne mit weißen Flügeln
Rauschen über die Höhn."

Sogar im rhetorischen Pathos ist der blutjunge Dichter voll von warmem Gefühl, das den Leser mächtig ergreift:

„Ich bin ein Mensch, ein sünd'ges Kind der Zeit,
Jehovah, Christus, Gott — hörst du mein Flehen?
Mein junges Leben ist der Kunst geweiht,
Ich will des Künstlers Dornenpfade gehen.
Und ich will ringen, heiß und ohne Ruh',
Und rastlos schaffend nach Vollendung streben,
Mich treibt das Herz, das Herz treibt mich dazu —
Und dieses Herz — du hast es mir gegeben!"

Romanzero. Exotische Novellen von Anton Freiherrn von Perfall. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Sechs Novellen: „Die schöne Barbara", „Auf Angelisland", „Mein Traum von Green-Island", „Aus meinem Hotelleben", „Der Engel von Alaska", „Tejada-Spring", meist in Nordamerika spielend, bald auf einem Dampfer des Ozeans, bald in New-York oder Chicago, bald auf der Pacificbahn oder im „fernen Westen". Ueberall ein stark romanhafter Reiz, ohne großen Wirklichkeitssinn, aber flott erzählt. Unvergleichlich höher stehen die „Novellen" von Ferdinand Kürnberger, die aus dem Nachlasse des Dichters von Wilhelm Lauser herausgegeben sind. Das ist kein Vielschreiber und Familienblatt-Klassiker wie Perfall, sondern ein echter Dichter. Jede einzelne dieser fünf Novellen („Schulmädchen und Hausfrau", „Heimlicher Reichthum", „Das Duell ohne Waffen", „Der schützende Schutzgenosse", „Wie ein prosaischer Mann ein poetisches Bräutchen gewinnt") ist ganz und gar originell, theils fein humoristisch, theils voll tragischer Verwicklungen. Etwas grobschlächtige, aber gute leichte Lectüre bietet „Pique-Aß", Criminalroman von A. Oskar Klaußmann. Es ist der Spitzbubenname des Häuptlings einer Räuberbande, die in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts einen Theil von Oberschlesien unsicher machte, eine Gegend, die damals eine bettelarme Bevölkerung aufwies, von der selbst die sogenannten „Honoratioren" wegen Waldfrevels und Holzdiebstahls bestraft waren. Da ist es begreiflich, daß auf solchem Boden noch in unserem Jahrhundert solche Räuberromantik möglich war, wie der Verfasser sie hier schildert.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Als feinstes und billigstes Geschenk für Militärs und Interessenten

empfehle ich die in meinem Verlage erschienene hochelegante Kunstmappe

„Im Waffenrock".

Ernste und heitere Bilder aus dem Soldatenleben.

12 Kunstblätter in Leinwandmappe

gezeichnet von **Feodor Czabran.**

Preis 6 Mark.

Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung, wie auch direkt von der Verlagshandlung von **Gustav Leutsch, Gera (Reuß).**

Gegen Einsendung von 6 Mk. erfolgt Frankozusendung.

= Für die Passionszeit! =

Kretzschmar's Führer durch den Konzertsaal

II. Abth., erster Theil: **Kirchliche Werke:**

Passionen, Messen, Hymnen, Psalmen, Motetten, Cantaten.

II. Abth., zweiter Theil: **Oratorien und weltliche Chorwerke.**

Jeder Theil ℳ 4.—, in Halbfranzband gebunden ℳ 6.—.

Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

K. Gaertners Verlag, H. Heyfelder, Berlin SW.

Deutsche Geschichte

von

Dr. Carl Lamprecht,

Professor an der Universität Marburg.

In sieben Bänden.

Das Werk wird in sieben Bänden vom Umfange der jetzt vorliegenden drei Bände die Schicksale des deutschen Volkes bis zur Gegenwart hinab erzählen.

Jeder Band bildet ein abgeschlossenes Ganze.

Band I, 1891 erschienen, 24 Bogen = 6 Mk., geb. 8 Mk.
Band II, 1892 erschienen, 26 Bogen = 6 Mk., geb. 8 Mk.
Band III, 1892 erschienen, 27 Bogen = 6 Mk., geb. 8 Mk.

Der Herr Verfasser ist mit dem Abschlusse des Werkes unausgesetzt beschäftigt.

Die bisher eingegangenen Besprechungen machen übereinstimmend und mit besonderem Nachdruck auf die **außergewöhnliche Bedeutung des Werkes** aufmerksam.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Soeben erschien:

In Sachen der Hypnose und Suggestion.

Ein Vademecum für Herrn Prof. Wundt.

Von

Dr. F. Wollny.

Preis 50 Pfge.

Verlag von C. L. Hirschfeld in Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Drückt die Militärlast?

Eine zeitgemäße Frage

besprochen von

Dr. J. Jastrow,

Privatdozent an der Universität Berlin.

Preis ℳ —.50.

Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Soeben erschien:

Brot!

Ein Büchlein für Alle, die Brot essen.

Von Dr. **Karl Schmidt.**

8 Bogen 8°. Preis elegant broschiert 1 Mk.

Ein Werkchen, das die weiteste Verbreitung verdient und zweifellos auch finden wird. Der Verfasser faßt das, was wir heute die soziale Frage nennen, am richtigen Ende an und versteht es meisterlich, auch dem Laien in nationalökonomischen Dingen alles das klar zu machen, worum sich heute die wirtschaftlichen Kämpfe drehen. — Wie gewann man vor Zeiten sein täglich Brot? Wie gewinnt man es heute und wie wird man es in Zukunft gewinnen? Dies sind die drei Kardinalfragen, die Dr. Schmidt aufstellt und beantwortet. Der erste Teil des Büchleins zeigt, daß und wie zwar die Bedingungen und Formen des Broterwerbs sich fortwährend umgestaltet haben, daß aber Eines, trotz dem Wechsel der Form, im Wesentlichen bis heute geblieben ist: die rechtskräftige Ausbeutung des Schwachen durch den Starken. Die letzten Teile zeigen, daß für die Ausbeutungswirtschaft die Stunde geschlagen hat, und daß das Jammerthal sich in ein Freudenthal verwandeln soll und kann. — Dabei steht der Verfasser nicht auf sozialdemokratischem Boden, sondern ist ein Anhänger der sogenannten Bodenreform. Das Buch sei Allen empfohlen, die sich über die Brot- und Erwerbsfrage leicht und angenehm unterrichten wollen.

Verlag von **Karl J. Trübner** in **Straßburg.**

Soeben erschien:

Mirèio.

Provençalische Dichtung

von **Frederi Mistral.**

Deutsch von August Bertuch.

Mit einer Einleitung von Ed. Boehmer.

8°. XV u. 292 S. brosch. M. 5.—, geb. in Leinw. M. 6.—.

Früher erschien:

Nerto.

Provençalische Erzählung

von **Frederi Mistral.**

Deutsch von August Bertuch.

8°. 182 S. 1891. br. M. 3.—, geb. in Leinw. M. 4.—.

Hierzu eine Beilage: Renger'sche Buchhandlung, Gebhardt & Wilisch in Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 25. März 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der deutsch-russische Handelsvertrag. Von N. Syrkin. — Aerztliche Berufsthätigkeit in den Gefängnissen. Von Dr. med. M. Alsberg. — **Literatur und Kunst:** Heinrich Ehrlich's Erinnerungen. — Aesthetische Streitfragen. Von Cornelius Gurlitt. — **Feuilleton:** Das Spiel ist aus. Von Augustin Filon. — **Aus der Hauptstadt:** Windthorst in Marmor. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Tolstoi und Bernardin de Saint-Pierre. — Notizen. — Anzeigen.

Der deutsch-russische Handelsvertrag.

Von N. Syrkin.

Trotzdem die Agrarier unter dem Kriegsschrei der Aufrechterhaltung der Differentialzölle die Abschließung eines Handelsvertrags mit Rußland zu vereiteln suchen, erfordern es dennoch die Interessen der Industrie ebenso wie des Handels, einen solchen Vertrag so bald als möglich zu Stande zu bringen. Die geographische Lage Deutschlands und Rußlands ist eine derartige, daß beide Länder in ihrem Verkehr und wirthschaftlichen Leben nothwendigerweise auf einander angewiesen sind und rege Handelsbeziehungen mit einander unterhalten müssen. Rußlands Ueberfluß an Getreide kann keinen besseren Abnehmer haben als das benachbarte Deutschland, ebenso wie die deutschen Industrieerzeugnisse am leichtesten und mit dem besten Vortheil an das ackerbautreibende Rußland verkauft werden können.

Seitdem in Rußland das Schutzzollsystem befolgt wird und die Grenzzölle so hoch gestiegen sind, ist der deutsche Import nach Rußland in steter Abnahme begriffen und von 500 Millionen Mark ist er auf 200 Millionen Mark gesunken. Deutschlands Handelsbilanz verschlechterte sich ohnehin in den letzten Jahren und ist vom Jahre 1886 bis zum Jahre 1892 in fortwährender Abnahme begriffen. Im Jahre 1886 war die Ausfuhr um 107 Millionen Mark größer als die Einfuhr, im Jahre 1887 um nur $1^1/_3$ Millionen Mark, dagegen übertraf im Jahre 1888 die Einfuhr die Ausfuhr um 83 Millionen Mark, im Jahre 1889 um $830^1/_2$ Millionen Mark, im Jahre 1890 um 863 Millionen Mark, im Jahre 1891 um $1063^1/_2$ Millionen Mark und im Jahre 1892 war die Einfuhr größer denn die Ausfuhr um $1133^1/_2$ Millionen Mark. Die Verringerung der Ausfuhr nach Rußland hat auf die deutsche Handelsbilanz nicht zum wenigen eingewirkt, namentlich wenn man seinen möglichen Umfang in Augen behält.

Der deutsch-russische Handelsverkehr ist oder war vielmehr ein sehr bedeutender und wurde in den Jahren 1887, 1888, 1889 und 1890 durch folgende Ziffern ausgedrückt:

	1887	1888	1889	1890
		Millionen Rubel		
Ausfuhr nach Deutschland	151,7	181,5	190,3	175,9
Einfuhr von Deutschland	172,5	122,3	124,1	114,3

Die von Deutschland nach Rußland gesandten Waaren figuriren am stärksten in den Listen des deutschen Exports, wie dies aus folgender Tabelle zu ersehen ist:

	1889	1888	1887	1886
		in 1000 Mark		
Grobe Eisenwaaren	8325	7964	5657	4554
Maschinen	7956	5067	4525	5500
Rohseide	15516	16084	11730	10872
Gekämmte Wolle	8577	5586	5089	1780
Felle zu Pelzwerk	5609	4618	4026	4642
Schmiedbares Eisen	4928	2558	1872	2958
Schafwolle	4895	6699	2562	5309
Anilin ꝛc.	3021	2399	3278	3119
Bücher, Karten	3227	2754	2875	2726
Wollengarn	7617	8888	6809	9452

Die deutschen Differentialzölle und die russischen Schutzzölle vermindern den Handelsverkehr zwischen beiden Staaten und gereichen beiden nicht zum Nutzen. Die östlichen Provinzen Preußens haben unter dem russischen Schutzzollsystem nicht wenig zu leiden, ebenso wie Ost- und Westpreußen durch die Abnahme des russischen Getreidehandels in jenen Gebieten ihre Wohlfahrt eingebüßt haben. Die Montanindustrie in Schlesien ist durch die hohen Zölle auf Kohle und Eisen bedeutend zurückgegangen, sowie auch die Industrie in Sachsen, und sobald die Gerüchte von der Abschließung eines deutsch-russischen Handelsvertrages aufgetaucht waren, meldeten sich eine Industrie nach der anderen, welche an dem Export nach Rußland interessirt waren und ersuchten die Reichsregierung um Berücksichtigung, so z. B. die Thüringer Waldindustrie, die Spielwaarenfabrikation, die Pianoforteindustrie u. s. w. In mehrfacher Beziehung schädigt somit Rußlands Absperrungssystem die deutsche Industrie, und die Vergrößerung des russischen Marktes für die deutschen Industrieerzeugnisse würde dieselbe sehr wesentlich fördern.

Die Befürchtungen der Agrarier, daß die Aufhebung der Differentialzölle die deutsche Landwirthschaft schädigen werde, sind vollkommen unhaltbar und zeugen davon, daß unter diesen Kreisen noch Vorstellungen über den internationalen Handelsverkehr herrschen, an die man in der Zeit des Telegraphen, der Eisenbahn und des Terminhandels kaum noch ernst festhalten kann. Wegen der Differentialzölle sucht Deutschland sein Getreide aus anderen Ländern als Rußland zu beziehen und in den letzten drei Jahren hat Deutschlands Roggenimport aus der Türkei und den Donauländern eine Steigerung von über 250 Procent aufzuweisen. In der Zukunft wird Deutschland immer mehr sein Getreide aus anderen Ländern zu beziehen suchen, falls die Differentialzölle gegen Rußland noch bestehen werden. Der Eingangszoll für Getreide aus

Digitized by Google

Rußland beträgt 50 Mark, aus anderen Ländern 35 Mark, Rußland ist somit in der Lage eines Kaufmanns, der einigen Kunden theurer verkauft als den anderen und seine Preise wesentlich höher normirt, als die benachbarten kleineren Concurrenten. Der Consument geht natürlich zu den kleineren Kaufleuten und die finden schon Rath, damit sie für die vortheilhafte Conjunctur genügendes Material zur Hand haben. Die kleineren Concurrenten Rußlands auf dem internationalen Getreidemarkt werden schon nach Mitteln und Wegen suchen, den Bedarf Deutschlands zu befriedigen, wenn Rußland selbst etwas abzugeben haben wird. Die europäischen getreidereichen Staaten können aus ihren eigenen Erträgen bei nur einigermaßen befriedigenden Ernten unter Beifügung der Ursprungsatteste Deutschland genügend versorgen und für den Abgang sich von Rußland den theils zollfreien, theils niedriger als in Deutschland versteuerten Import beschaffen. Es bedarf dazu nur eines ganz mäßigen Nutzens, denn der ausgebildete Welthandel bringt auch schon bei einem Gewinn von kaum einer Mark auf die Tonne den Waarenzug in die richtige Bewegung. Uebt also die Aufrechterhaltung des russischen Differentialzolles überhaupt einen Einfluß auf die Preise, so geht derselbe nur so weit, um den übrigen mit Deutschland im Handelsvertrag lebenden Staaten einen kleinen Nutzen für den Export ihres Gewächses nach Deutschland im Austausch zu eigenem Import russischen Ersatzes zu gestatten.

Für Weizen spricht ein russischer Differentialzoll angesichts des Deutschland zur Verfügung stehenden großen Weltmarktes überhaupt nicht mit, und für Hafer haben die verhältnißmäßig hohen Preise der letzten Jahre bereits dafür gesorgt, daß der Verbrauch dieser Getreideart mehr und mehr durch andere Gewächse, wie besonders durch Mais, an Umfang verliert und die Abhängigkeit Deutschlands vom Auslande sich immer verringert. Alle die Ausführungen über die Nachtheile, welche den deutschen Landwirthen aus dem Abschluß eines Handelsvertrages mit Rußland erwachsen sollen, sind somit betreffs Getreides vollkommen haltlos. Für das Gros des Imports kommt nur der billigere Zoll in Frage, und was Deutschland an nothwendigem Zuschuß nicht direct von Rußland bei einer etwaigen Aufrechterhaltung der höheren Versteuerung seines Getreides bekommen kann, das kann es indirect erhalten, indem Rußland bei guten Ernten in den meist begünstigten Gebieten durch seinen Export das nothwendige Quantum für Deutschland frei machen kann. Für den Werth des Getreides ist die Absperrung Deutschlands gegen Rußland durch den Differentialzoll bis auf eine vielleicht mögliche Beeinflussung von ein oder zwei Mark pro Tonne völlig belanglos. Die Behauptungen der Agrarier, die Aufhebung der Differentialzölle gegen Rußland würde die deutsche Landwirthschaft schädigen, sind somit gänzlich haltlos, dagegen wird die Erschließung der russischen Grenze für die deutsche Industrie, welche um diesen Preis erkauft werden kann, den deutschen Export und die deutsche Industrie in die Höhe bringen.

Noch mehr aber als Deutschland hat Rußland selbst unter der gegenwärtigen Absperrung zu leiden. Der russische Getreideexport nimmt seit den letzten Jahren fortwährend ab. Die Blüthezeit des russischen Getreidehandels, welche in die Jahre 1877 bis 1881 fiel, war nicht von langer Dauer. Schon für die Jahre 1882 bis 1886 wird der Mindergewinn an Getreide gegen das halbe Jahrzehnt vorher auf 130 Millionen Rubel, 1887 auf 80 Millionen Rubel, 1888 auf weit über 100 Millionen Rubel berechnet, so daß Rußland in sieben Jahren an der Getreideausfuhr 300 Millionen Rubel eingebüßt hat. Seit dem Jahre 1888, welches eine sehr reiche Ernte aufzuweisen hatte, wurde der Export von Getreide ebenso immer mehr vermindert. Während derselbe 1888 546½ Millionen Pud Getreide im Werthe von 441 Millionen Rubel betrug, zeigte 1889 einen Export von 465½ Millionen Pud Getreide im Werthe von 375½ Millionen Rubel. Das Jahr 1890 hatte einen Export von 417 Millionen Pud mit einem noch kleineren Werthe von 338 Millionen Rubel zu verzeichnen. Im Jahre 1891 betrug die Ausfuhr an den acht Hauptgetreidearten 372 Millionen Pud und war noch etwas geringer als im vorangegangenen Jahre. Dem russischen Getreide sind nämlich mächtige Concurrenten entstanden und Amerika, Indien und Australien wetteifern auf den europäischen Handelsmärkten mit dem russischen Product. Der russische Weizen kann bei normalen Verhältnissen mit dem Weizen anderer Länder in Deutschland nicht mehr concurriren und viele Firmen in Odessa, welche in Königsberg und Danzig Zweigniederlassungen haben, sind gezwungen gewesen, dieselben zu schließen. Ganz besonders haben die baltischen Provinzen von den hohen Getreidezöllen zu leiden, denn sie sind wegen ihrer bedeutenden Getreideproduction vornehmlich auf den Absatz nach Deutschlands Osten angewiesen.

Das russische Schutzzollsystem hat der russischen Industrie eher geschadet als genützt, und man sieht jetzt fast allgemein ein, daß es bereits die höchste Zeit ist, damit zu brechen. Deutschland liegt es ganz besonders an einer Herabsetzung der russischen Metallzölle, welche die russische Metallindustrie nicht zu fördern vermochten. An Gußeisen ist in den letzten Jahren gewonnen worden: im Jahre 1887: 37 Millionen Pud, im Jahre 1888: 41 Millionen und im Jahre 1889: 45 Millionen Pud. Diese Zunahme der Ausbeute wird aber nur durch die Thätigkeit ausländischer Bergwerksgesellschaften im Gouvernement Jekaterinoslaw erklärt. Die Schmiedeeisenindustrie hat sich in den letzten 10 Jahren sehr langsam entwickelt und stand in den letzten 5 Jahren auf demselben Niveau (22 Mill. Pud), ja im Jahre 1888 nahm sie um 1,3 pCt. gegen das Jahr 1887 ab; erst im Jahre 1889 stieg sie auf 26 Millionen Pud, woran ebenfalls das von meist ausländischen Gesellschaften ausgebeutete Südrußland Theil nahm. Die Entwickelung der Stahlproduktion war in den letzten Jahren (mit Ausnahme des Jahres 1886) in fortwährender Abnahme begriffen, und nur das Jahr 1889 hat eine Zunahme aufzuweisen. Im Jahre 1886 betrug die Production 1,4 Millionen Pud, im Jahre 1887: 1,3, im Jahre 1888: 1,3, im Jahre 1889: 1,6, während die Production im Jahre 1880: 1,8 Millionen Pud betrug.

Die Steigerung der Steinkohlenproduction kann im Allgemeinen durchaus nicht der Einführung der hohen Zölle auf Steinkohlen zugeschrieben werden. Die russische Steinkohlenindustrie entwickelt sich jetzt nicht rascher als zu der Zeit, in welcher sie mit geringen Zöllen bis 1886 geschützt war. Es geht dies aus den folgenden Ziffern hervor. Rußland producirte Steinkohlen: 1880: 201, 1881: 213, 1882: 230, 1883: 243, 1884: 240, 1885: 261, 1886: 270, 1887: 277, 1888: 317, 1889: 379 Millionen Pud.

Auch die Einfuhr von Steinkohlen nahm nicht wesentlich durch die Erhöhung des Zollsatzes ab. Sie betrug im Jahre 1886: 107 Millionen Pud, im Jahre 1887: 88 und im Jahre 1888: 96,6 Millionen Pud. Die Billigkeit der Steinkohle für die industrielle Entwickelung Rußlands ist — wie überall — eine Hauptbedingung. Die Metallindustrie wird in Rußland hauptsächlich dadurch in ihrer Entwickelung gehemmt, daß es ihr an geeignetem Brennmaterial fehlt und daß man die theueren und schwer zu beschaffenden vegetabilischen Brennstoffe zu verwenden genöthigt ist. Ebenso gilt das in Bezug auf die russische Montanindustrie. Rußland muß daher die Verbilligung der Steinkohle unter allen Umständen anstreben und kann die einheimische Production dies nicht ermöglichen, so liegt es im Interesse des Landes, daß das fremde Product frei in's Land kommt.

Unter der durch den russischen Zolltarif geschaffenen Theuerung erleidet der Fiscus Schaden, indem bedeutende Mehrkosten für rollendes Eisenbahnmaterial, Ausrüstungsgegenstände der Armee und Flotte und sonstige Bedürfnisse der Militärwirthschaft entstehen. Am allermeisten aber leidet die Landwirthschaft, die in Folge der verhältnißmäßig hohen Preise sich gezwungen sieht, an Hufeisen, Radreifen, Schlössern, eisernen Eggen u. s. w. unrationelle Ersparnisse zu machen und genöthigt ist, für Pflug, Sichel, Sense das Doppelte zu zahlen. Der Verbrauch an Eisen hat überhaupt in Rußland abgenommen und während die Schutzzöllner sich freuen, daß im Jahre 1887 die Einfuhr des Eisens nur 12 pCt. des ge-

Digitized by Google

sammten Verbrauches ausmachte, dagegen im Jahre 1873 volle 45 pCt., so vergessen sie, daß im Jahre 1873 28 Millionen Pud Eisen verbraucht worden sind, im Jahre 1887 aber nur 25 Millionen Pud. Der Verbrauch an Eisen in einem Lande ist aber der Maßstab der technischen Fortschritte. Rußland nimmt auch hierin die letzte Stelle ein. So entfallen in England auf jeden Kopf jährlich 10 Pud Eisen (inclusive Gußeisen), in Frankreich 6 Pud, in Deutschland 5 Pud und in Rußland nur 22 Pfund. In Rußland sind Gußeisen, Eisen und Stahl doppelt so theuer wie in Deutschland, dabei ist aber das russische Eisen bei weitem nicht von so guter Beschaffenheit wie das deutsche und oft gar nicht zu gebrauchen. Die Einführung eines Schutzzolles auf landwirthschaftliche Maschinen hat die russische Landwirthschaft geschädigt und die Maschinenindustrie nicht gefördert. Die Preise für ausländische Maschinen sind wesentlich gestiegen, die einheimischen Fabriken waren aber bei weitem nicht im Stande, den inneren Bedarf zu decken, sie erhöhten vielmehr ihre Preise und verschlechterten die Qualität, weil sie nicht mehr die fremde Concurrenz zu befürchten hatten. Während im Auslande die Preise für landwirthschaftliche Maschinen fortwährend sinken, sind sie in Rußland im Steigen begriffen. Dabei ist die Verwendung der landwirthschaftlichen Maschinen für die russische Landwirthschaft eine Lebensnothwendigkeit und wird die Steigerung der Ernteerträge des erschöpften Bodens zur Folge haben. An der Herabsetzung der russischen Metall- und Kohlenzölle, zumal wenn um diesen Preis die Aufhebung der Differentialzölle oder noch andere Begünstigungen erkauft werden können, wird Rußland nichts verlieren, aber alles gewinnen.

Das ganze Schutzzollsystem stellt sich jetzt als verfehlt heraus und man sieht seine Unnatürlichkeit in Rußland immer mehr ein. Wenn der Russe krank wird, muß er nicht allein das Medicament, sondern auch den Zoll in der Höhe von 21 Rubel pro Pud bezahlen, um damit die einheimische Apothekerwaarenfabrikation zu fördern. Vom Thee wird ein Zoll in der Höhe von 21 Rubel das Pud auf der europäischen Grenze und 13 Rubel auf der sibirischen erhoben. Der Zucker hat gleichfalls einen überaus hohen Zoll. Durch das Schutzzollsystem werden aber auch die einheimischen Industrieartikel immer theurer, indem die Fabrikanten keine Concurrenz fürchten und keine neuen technischen Verbesserungen in den Betrieben einführen. Im Petersburger Rayon belaufen sich die Profite der Fabrikanten nach der Berechnung der „Freien Oekonomischen Gesellschaft" mitunter auf 80 Procent, der mittlere Gewinn der russischen Industriellen ist zwischen 30 und 40 Procent.

Rußland ist zwar durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, sein gegenwärtiges System aufzugeben und eine weniger protectionistische Richtung einzuschlagen, allein es wird dafür vom interessirten Staate und das ist Deutschland, Concessionen fordern, welche Deutschland wohl auch wird zugestehen müssen. Die russischen Panslavisten sind ausgesprochene Schutzzöllner und die „ökonomische Unabhängigkeit" bildet einen Bestandtheil ihres Programms, ebenso wie die „culturelle Unabhängigkeit". Nur die Abschließung eines Handelsvertrags wird die russische Grenze für die deutschen Industrieverhältnisse öffnen. Rußland wird in erster Reihe von Deutschland die Aufhebung der Differentialzölle ausbedingen, vielleicht auch eine friedliche Haltung gegen seine Finanzen. Es wird die Aufgabe der beiden Regierungen sein, das Abkommen in seinen Einzelheiten auszuarbeiten und die gegenseitigen Vortheile abzuwägen. Das aber steht außer jedem Zweifel, daß ein deutsch-russischer Handelsvertrag für die wirthschaftliche Entwickelung beider Nachbarreiche von dem größten Nutzen sein wird, und der deutsche Export sowie die russische Landwirthschaft und die ökonomische Lage des Landes werden in jeder Beziehung gehoben und gefördert werden.

Aerztliche Berufsthätigkeit in den Gefängnissen.

Von Dr. med. M. Alsberg.

In den letzten Jahren sind in den wichtigsten Culturstaaten Europas Strömungen zu Tage getreten, welche auf eine Umgestaltung des Strafrechts und insbesondere des Strafvollzugs hinarbeiten. Ein solches Ziel verfolgt z. B. die „Internationale kriminalistische Vereinigung", an deren Spitze namhafte Strafrechtslehrer, wie von Liszt (Halle), van Hamel (Amsterdam), Prins (Brüssel) u. A. stehen. Der Verein geht bei seinen Bestrebungen von der Auffassung aus, daß Verbrechen und Strafe ebenso sehr vom soziologischen, wie vom juristischen Standpunkt in's Auge gefaßt werden müssen; derselbe betont daher die Nothwendigkeit soziologischer und anthropologischer Untersuchungen, die es voraussichtlich ermöglichen würden, daß wir allmählich einen Einblick in das Wesen der Verbrechernatur gewinnen und somit erst die Grundlage schaffen würden für Maßregeln, die uns in den Stand setzen sollen, das neuerdings in höchst bedrohlicher Weise anwachsende Verbrecherthum mit Aussicht auf Erfolg zu bekämpfen. Noch weiter in ihren Forderungen gehen zahlreiche Gelehrte Italiens und Frankreichs, die Anhänger der von dem italienischen Anthropologen und Psychiater Professor C. Lombroso begründeten sogenannten „positiven Schule". Letztere lehrt bekanntlich, daß die dem Verbrechen zu Grunde liegenden moralischen Mängel im Wesentlichen auf Vererbung und Atavismus (Rückschlag auf die wilden Vorfahren des heutigen Culturmenschen) beruhen. Zur Begründung ihrer Anschauungen wird von den Vertretern der besagten kriminal-anthropologischen Richtung darauf hingewiesen, daß die Keime der Verbrechernatur oft schon bei Kindern sich bemerkbar machen (woraus erhellt, daß die dem Verbrechen zu Grunde liegenden moralischen Defecte dem Menschen häufig angeboren sind), und daß beim Verbrecher Anomalien der Schädelbildung und Gehirnentwickelung besonders häufig beobachtet werden. Ohne in allen Punkten zu den Anschauungen Lombroso's uns zu bekennen, müssen wir doch mit dem namhaften deutschen Anthropologen Dr. von Hölder zugestehen, daß körperliche Entartungszeichen, die zugleich auf eine Anlage zu geistiger Entartung deuten, bei Verbrechern besonders häufig vorkommen, wobei es jedoch keineswegs ausgeschlossen ist, daß die geistige Entartung durch entsprechende Maßregeln aufgehalten werden kann. Hölder unterscheidet zwei Arten von Gewohnheitsverbrechern, nämlich 1) solche Individuen, die durch mangelhafte Erziehung, schlechte Gesellschaft, Ausschweifungen u. dgl. zu Verbrechern werden, und 2) diejenigen, bei denen die Neigung zum Verbrechen angeboren und offenbar auf eine abnorme Beschaffenheit des Nervensystems zurückzuführen ist. Bezüglich der letzterwähnten Kategorie von Verbrechern sei hier daran erinnert, daß von Personen, die an Epilepsie leiden oder mit Anlage zur Epilepsie behaftet sind, Verbrechen besonders häufig begangen werden und daß der Arzt bei einem sehr bedeutenden Procentsatz der wegen Gesetzesübertretungen und gemeiner Verbrechen in Untersuchung befindlichen Personen das Vorhandensein von neurastheniſchen Erscheinungen (Nervenschwäche), ferner durch Hysterie bedingte Krankheitssymptome oder gewisse andere Störungen der geistigen Functionen, wie sie bei Gewohnheitstrinkern und den Nachkommen von Trunkenbolden besonders häufig beobachtet werden, nachzuweisen im Stande ist. Selbst wenn wir, wie schon bemerkt, den extremen Anschauungen der obenerwähnten kriminal-anthropologischen Schule nicht beipflichten, so werden wir doch zugestehen müssen, daß der Verbrecher nur in den allerseltensten Fällen als ein körperlich und geistig vollständig normaler Mensch gelten darf und daß unter den Insassen der Gefängnisse und Zuchthäuser eine beträchtliche Anzahl von Personen sich befindet, die hinsichtlich ihrer Geistesverfassung den Insassen der Irrenhäuser außerordentlich nahe stehen. Wenn andererseits in Laienkreisen und selbst unter den Rechtsgelehrten hier und da die Ansicht ausgesprochen wird, daß die meisten Verbrecher für jede bessernde Einwirkung vollständig unzugänglich seien, daß bei denselben jede edlere Regung unter dem Schlamme des Lasters und des sozialen Elends erstickt sei, so werden wir im Nachfolgenden

Digitized by Google

den Beweis führen, daß eine in so hohem Grade pessimistische Auffassung der Verbrechernatur der Begründung entbehrt. Im Gegensatz zu einer solchen Ansicht fehlt es nicht an Beweisen dafür, daß der göttliche Funke menschlichen Fühlens und Denkens, wenn auch tief begraben unter der Schlacke der Verworfenheit, auch in der Brust des verhärtetsten, abgefeimtesten Verbrechers noch nicht vollständig erloschen ist und daß es nur einigen psychologischen Scharfblickes und einer genauen Kenntniß des menschlichen Seelenlebens bedarf, um eine Saite anzuschlagen, die auch in der Seele des für edlere Regungen scheinbar völlig unzugänglichen Verbrechers wiederklingt.*)

Ist aber bisher Alles geschehen, was geschehen kann, um jene Unglücklichen, die durch das Zusammenwirken angeborener geistiger und moralischer Mängel und ungünstiger sozialer Verhältnisse zum Verbrechen getrieben werden, auf die Bahn des gesitteten gesetzmäßigen Lebens zurückzuführen? Diese Frage muß entschieden verneint werden. Zwar hat in neuerer Zeit die staatliche Fürsorge große Anstrengungen gemacht, um die sanitären Zustände in den Gefängnissen, welche noch vor einigen Jahrzehnten als Brutstätten verheerender Seuchen gelten durften, so viel wie irgend möglich zu bessern und ebenso muß anerkannt werden, daß es bisher nicht an privaten Bestrebungen gefehlt hat, welche dahin zielen, dem aus dem Gefängniß entlassenen Sträfling ehrlichen Erwerb zu verschaffen. Aber große Erfolge hatten die zuletzt erwähnten Bestrebungen bisher wohl kaum aufzuweisen, wie u. A. daraus hervorgeht, daß unter den alljährlich den Gerichten zur Aburtheilung zugeführten Delinquenten der Procentsatz der rückfälligen Verbrecher nach wie vor ein sehr bedeutender ist. Wenn man denjenigen, der durch Arbeitsscheu zu Diebstahl oder Betrug veranlaßt wird, zum rechtschaffenen Erwerb zurückführen will, wenn man das wegen Sittlichkeitsverbrechen bestrafte Individuum oder den zu Gewaltthätigkeiten neigenden Sträfling bessern will, so liegt es auf der Hand, daß die Bekämpfung der den besagten Verbrechen zu Grunde liegenden geistigen und moralischen Mängel den Ausgangspunkt unseres Handelns bilden muß, daß wir dem Arbeitsscheuen die ihm abhanden gekommene Energie und Willenskraft wiedergeben und jene abnorme Geistesrichtung, welche zu Sittlichkeitsverbrechen und Gewaltthätigkeiten führt, beseitigen müssen. Dem gegenüber muß es uns in Erstaunen versetzen, daß eine so einfache Logik bisher nicht begriffen oder, wenn auch begriffen, doch nicht zur Richtschnur der auf die Bekämpfung des Verbrechens gerichteten Maßnahmen gemacht wurde; auch muß es als ein verhängnißvoller Irrthum angesehen werden, wenn die auf die Besserung des Verbrechers hinzielenden Bestrebungen in der Regel erst dann einsetzen, wenn er seine Strafe verbüßt hat oder aus der Haft entlassen wird.

Was speziell die Stellung des Staates zum Verbrecherthum anlangt, so kommt hier die Frage nicht weiter in Betracht, ob wir im Hinblick auf die vielen Verbrechern angeborenen geistigen und moralischen Defecte das Prinzip der Verantwortlichkeit des Verbrechers aufrecht erhalten wollen oder nicht. Wie wir uns auch zu dieser Frage stellen, dem Staate muß unter allen Umständen das Recht und zugleich die Verpflichtung zuerkannt werden, seine Angehörigen gegen rechtswidrige Uebergriffe und Ausschreitungen zu beschirmen, die Sicherheit der Person und des Eigenthums mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu schützen. Aber aus jenem Rechte erwächst dann zugleich für die Gesellschaft die Verpflichtung, jene Unglücklichen, welche durch das Zusammenwirken der ihnen angeborenen geistigen und moralischen Mängel und der sozialen Verhältnisse zum Verbrechen getrieben wurden, wenn irgend möglich zum gesetzmäßigen Leben zurückzuführen, wodurch ja auch zugleich den Interessen der staatlichen Gemeinschaft am besten gedient wird. Der letzterwähnten Verpflichtung ist sich aber der Staat bisher nicht zur Genüge bewußt gewesen. Während er, wie schon bemerkt, in höchst anerkennenswerther Weise bestrebt war, die dem Aufenthalt in den Gefängnissen anhaftenden gesundheitlichen Nachtheile auf ein möglichst geringes Maß zurückzuführen, ist doch von einer Bekämpfung der moralischen Ansteckung, d. i. von der Beseitigung der den verbrecherischen Neigungen zu Grunde liegenden Defecte bisher so gut wie gar nicht die Rede gewesen. Ja wir dürfen sogar behaupten, daß der Staat, indem er das Verbrechen, nicht aber den Verbrecher straft und von einer unter Berücksichtigung der oben erwähnten geistigen und moralischen Mängel zu bewirkenden Unterscheidung verschiedener Verbrecherkategorien vollständig absieht, indem er ferner den Novizen des Verbrechens mit dem im Dienste des Verbrechens ergrauten Sträfling zusammenbringt und dadurch die vollständige moralische Verderbniß des Ersteren beschleunigt — wir dürfen wohl behaupten, daß der Staat durch ein solches Verhalten den auf die Bekämpfung des Verbrecherthums gerichteten Bestrebungen selbst ein großes Hinderniß bereitet.

Welches sind aber die Hülfsmittel, die uns voraussichtlich in den Stand setzen werden, wenigstens einen Theil der Insassen unserer Gefängnisse und Strafanstalten von der abschüssigen Bahn des Verbrechens zum gesetzmäßigen Lebenswandel zurückzuführen und in welche Hände muß die schwierige Aufgabe gelegt werden, auf das durch die obenerwähnten Momente zum Verbrechen getriebene Individuum bessernd einzuwirken? — Es ist das unzweifelhafte Verdienst einiger französischer Gelehrten, neuerdings darauf hingewiesen zu haben, daß für das in Rede stehende Besserungswerk — sobald es unter Berücksichtigung der geistigen und moralischen Organisation des Verbrechers und in stetigem Hinblick auf die dem Verbrechen zu Grunde liegenden Abnormitäten unternommen wird — die Aussichten keineswegs ungünstige sind und daß dem Berufe des Arztes — selbstverständlich nur eines Arztes, der durch eine besondere psychologisch-psychiatrische Ausbildung für die besagte Thätigkeit genügend vorbereitet ist — sich bei den Insassen der Gefängnisse, Straf- und Besserungsanstalten ein weites, bisher noch so gut wie gar nicht bebautes Feld für ein überaus segensreiches Wirken eröffnet. Wie der Irrenarzt die Geistesverfassuug des seiner Fürsorge anvertrauten Irren zum Gegenstand seiner Beobachtungen und seines Studiums macht, um entsprechend der auf diese Weise gewonnenen Erkenntniß seine ärztliche Behandlung einzurichten, so wird, wie der französische Criminologe E. Laurent darlegt*), künftighin auch der Gefängnißarzt sich mit den obenerwähnten geistigen und moralischen Defecten des Verbrechers zu beschäftigen haben, um auf diese Weise eine Basis zu gewinnen für Maßnahmen, welche auf die Beseitigung, bezw. Abschwächung der den verbrecherischen Neigungen zu Grunde liegenden Ursachen hinzielen. Die Gefängnisse und Strafanstalten — bisher nicht ohne Grund als ein Sumpf bezeichnet, in welchem die Giftpflanzen der moralischen Verworfenheit und des Hasses gegen die gesellschaftliche Ordung, wenn auch häufig verdeckt durch die Maske der Heuchelei auf das Ueppigste fortwuchern, wo der Neuling des Verbrechens im Verkehr mit dem Abschaum der Menschheit Scheußlichkeiten kennen lernt, die ihm bisher völlig fremd waren — diese Anstalten müssen sich nach den Vorschlägen des französischen Gelehrten künftighin in Institute

*) Daß bei aller Verworfenheit und Schlechtigkeit dem Verbrecher zarte Regungen und Empfindungen nicht gänzlich fehlen, wird u. A. bewiesen durch die wohlverbürgte Geschichte des berüchtigten italienischen Raubmörders Tommassi. Derselbe hatte in einer abgelegenen Gegend des Appenin ein altes Ehepaar in seinem kleinen Hause überfallen, niedergemacht, die Baarschaft der Ermordeten an sich genommen und sich sodann entfernt. Nachdem er bereits eine Entfernung von etwa einer halben Stunde zurückgelegt hatte, fiel ihm ein, daß er in dem Gemach, wo die Ermordeten in ihrem Blute lagen, in einem daselbst aufgehängten Käfig einen Kanarienvogel erblickt hatte und daß bei der Abgelegenheit jenes von Bewohnern der Umgegend nur selten besuchten Hauses zu befürchten sei, daß der seiner Pfleger beraubte Vogel verhungern oder verdursten werde. Nicht achtend der mit der Rückkehr zum Schauplatz des Mordes verknüpften Gefahr kehrte er dorthin zurück, um den Kanarienvogel in Freiheit zu setzen — eine Handlungsweise, die zur Entdeckung des Verbrechens und zur Bestrafung des Mörders führte. Wir constatiren also hier die psychologisch hochinteressante Thatsache, daß bei einem Verbrecher, der zwei seiner Nebenmenschen in kaltblütigster Weise ermordet, ohne irgend welche Gewissensbisse zu empfinden, das Mitgefühl für die Leiden eines Thieres doch noch erhalten ist.

*) Vergl. Le rôle du médecin dans les prisons. Paris 1892.

Digitized by Google

umwandeln, wo unter ärztlicher Leitung und Ueberwachung die Ausjätung des in der Verbrecherseele wuchernden Unkrauts, so zu sagen die moralische Desinfection, unternommen wird. Bei seinem Bestreben, sich über die geistige Organisation des einzelnen Verbrechers Klarheit zu verschaffen — was natürlich eine längere Beschäftigung mit Letzterem, ein Eingehen auf dessen Familienverhältnisse, Schicksale, Neigungen und dergl. voraussetzt — kommt dem Arzte wohl der Umstand zu statten, daß der Gefängnißinsasse dem Arzte, dessen wohlwollende Absichten er herausfühlt, in der Regel ein gewisses Vertrauen entgegenbringt. Vor Allem wird es sich für den Gefängnißarzt darum handeln, zu spezialisiren, d. h. unter den Individuen, auf die er einzuwirken beabsichtigt, besondere Gruppen auszuscheiden. Wo es sich um Personen handelt, die in Folge gewisser körperlicher oder geistiger Gebrechen nicht im Stande sind, ihren Lebensunterhalt selbst zu erwerben, bei denen es aber nicht allzuselten vorkommt, daß jene Arbeitsunfähigkeit nicht erkannt wird, und daß jene Individuen als Bettler oder Landstreicher dem Gefängniß überantwortet werden — bei solchen Personen wird der Arzt dafür zu sorgen haben, daß sie alsbald aus der Haft entlassen und in Armenhäusern untergebracht werden. Andererseits werden jene Individuen, bei denen eine tiefeingewurzelte Arbeitsscheu den Grundzug ihres Charakters und die Quelle aller ihrer Vergehen bildet, unter polizeilicher Ueberwachung so lange zur Arbeit anzuhalten sein, bis sie die ihnen abhanden gekommene, für den Nahrungserwerb erforderliche Energie sich allmählich wieder angeeignet und die Ueberzeugung gewonnen haben, daß derjenige, der leben will, arbeiten muß. Speziell für die soeben erwähnte Kategorie von Individuen, die einen sehr beträchtlichen Procentsatz der Gefängnißbevölkerung ausmachen, dürfte die Begründung von „Strafarbeitscolonien“ nach dem Muster der in einzelnen Theilen des Deutschen Reiches und in anderen Ländern bereits Bestehenden anzustreben sein. Auch ist es in der That ein glücklicher Gedanke, wenn man neuerdings vorgeschlagen hat, die bisher uncultivirten Moorgegenden Deutschlands mit Hülfe der unter staatlicher Ueberwachung zu unternehmenden Sträflingsarbeiten für die Cultur zu gewinnen. Bei der relativ dünnen Bevölkerung jener Gebiete würde sich hier die Möglichkeit bieten, dem durch Arbeitsscheu zum Verbrechen getriebenen Individuum ein gewisses Maß von Freiheit zuzuerkennen. Entsprechend der Besserung, welche das Mitglied der Strafarbeitscolonie aufweist, könnte jenes Maß von Freiheit allmählich erweitert werden; eine vollständige Befreiung von der staatlichen oder polizeilichen Beaufsichtigung dürfte freilich erst dann stattfinden, wenn man die Ueberzeugung gewonnen hat, daß jene zuvor erwähnte, die Grundursache des Verbrechens bildende Arbeitsscheu vollständig überwunden ist.

Ebenso wie die Bekämpfung der Arbeitsscheu in besonderen, unter staatlicher Ueberwachung stehenden ländlichen Arbeitercolonien sich als vollständig ausführbar erweist, dürfte es auch möglich sein, eine andere Quelle des Verbrechens, nämlich den Alkoholismus, der nach Baer die Grundursache von 65 bis 70 Procent aller Gesetzesüberschreitungen darstellt, mit Erfolg zu bekämpfen. In dieser Hinsicht dürften besondere Trinkerasyle, das ist staatliche Besserungsanstalten für Gewohnheitstrinker, in denen diese bei ländlicher Arbeit vom Spirituosengenuß vollständig entwöhnt, ihre Selbstbeherrschung und Willenskraft, ihre leibliche und geistige Gesundheit wieder erlangen und somit der Gesellschaft als brauchbare Mitglieder zurückgewonnen werden können, sich voraussichtlich sehr nützlich erweisen. Sowohl bezüglich der Unterbringung von Gefängnißinsassen in einer Arbeitercolonie oder in einem Trinkerasyle, wie auch hinsichtlich der Frage, ob das betreffende Individuum aus der Beaufsichtigung, der es in jenen Anstalten unterliegt, entlassen werden darf, müßte die Ansicht des Arztes ausschlaggebend sein.

Daß in solchen Fällen, wo Epilepsie, Hysterie, Neurasthenie und verwandte Zustände die Grundursache des verbrecherischen Hanges darstellen, eine besondere, den besagten Krankheitszuständen anzupassende, medicamentöse und diätetische Behandlung eingeleitet werden muß, bedarf kaum einer Erwähnung. In dieser Hinsicht fehlt es nicht an Beobachtungen, welche beweisen, daß beispielsweise bei Verbrechern, die von epileptischen Anfällen heimgesucht werden, durch eine längere Zeit fortgesetzte Bromkalium-Behandlung sowohl die Epilepsie, wie auch zugleich der meistens in der Form von Gewaltthätigkeiten auftretende verbrecherische Hang günstig beeinflußt wird. Ebenso wie die verbrecherischen Neigungen der Fallsüchtigen können auch die auf hysterischer und neurasthenischer Grundlage beruhenden Anomalien der geistigen und moralischen Organisation in vielen Fällen beseitigt, oder die im Verbrechen sich Luft machenden Störungen der Nervenfunctionen auf ein ungefährliches Maß herabgesetzt werden. Was die Behandlung der letzterwähnten Zustände anlangt, so ist es nach den in letzterer Zeit gemachten Erfahrungen wahrscheinlich, daß wir auch in der „Suggestion“ (Hypnotisirung der mit gewissen nervösen Störungen behafteten Individuen) ein Mittel besitzen, welches in geeigneten Fällen zur Bekämpfung jener Zustände von dem Arzte zu Hülfe gezogen werden wird. — Eine ganz besondere Aufmerksamkeit wird der zukünftige Gefängnißarzt jenen Sträflingen zuzuwenden haben, bei denen der „moralische Irrsinn“ (die „moral insanity“ der englischen Irrenärzte) die Grundlage der verbrecherischen Neigungen bildet. Dabei wird in Erwägung zu ziehen sein, ob man nicht diese Kategorie von Verbrechern in besonderen Anstalten, in welchen die Abgeschlossenheit des Gefängnisses mit den Einrichtungen des modernen Asyls für Geisteskranke vereinigt ist, unterbringen soll. Unter allen Umständen ist es aber wünschenswerth, daß die mit der „moral insanity“ behafteten Verbrecher, deren Anzahl nicht unbeträchtlich ist, auch nach der Entlassung aus der Haft oder aus dem Asyl für verbrecherische Geisteskranke noch längere Zeit unter polizeilicher und ärztlicher Controle bleiben; denn nur auf diese Weise wird es möglich sein, den aus der ererbten geistigen und moralischen Degeneration, der Neigung zum Trunk und anderen nachtheiligen Einflüssen sich zusammensetzenden „Zirkel von Schädlichkeiten“, aus welchem der verbrecherische Hang dieser Individuen hervorgeht, zu durchbrechen und zugleich zu verhindern, daß diese Unglücklichen stets auf's Neue wieder die Gesellschaft mit Gefahren bedrohen.

Daß in den Gefängnissen und Strafanstalten die Neulinge der Gesetzesüberschreitung mit den im Verbrechen und Laster ergrauten Sträflingen in keinerlei Berührung kommen dürfen, damit nicht der von Letzterem ausgehende Pesthauch der Schlechtigkeit und Immoralität zur vollständigen Demoralisirung jener Individuen führe, die soeben erst als Novizen die Verbrecherlaufbahn betreten haben, und damit nicht dem Arzte seine auf Bekämpfung der geistigen und moralischen Defecte zielende, im höchsten Grade humane Thätigkeit unnöthiger Weise erschwert werde — diese Nothwendigkeit haben wir bereits im Vorhergehenden hervorgehoben. Auch ist es selbstverständlich, daß allen Delinquenten — ohne Rücksicht darauf, was sie sich haben zu Schulden kommen lassen — eine menschenwürdige Behandlung zu Theil werden muß, damit ihnen nicht der etwa noch vorhandene Rest von Selbstachtung abhanden kommt, wodurch jede Rückkehr zum gesitteten und gesetzmäßigen Lebenswandel von vornherein in Frage gestellt werden würde.

Literatur und Kunst.

Heinrich Ehrlich's Erinnerungen.

Seit vier Jahren hatten wir ihn nicht gesehen und waren sehr erstaunt, ihn so wohl und munter zu finden. Von seinem Hauskreuz befreit, war er entschieden jünger geworden. Seine untersetzte, kräftige Gestalt streckte in einem eleganten Anzug, ein schwarzes full dress-Jaquet saß ihm zum Entzücken gar, und sein breites, glatt rasirtes Gesicht strahlte in Lebenslust. Er selbst nennt es mit Unrecht häßlich, eine Mephisto-Fratze; eher

Digitized by Google

gemahnt es an die antiken Kaiserbüsten oder an die Napoleoniden, freilich mehr Plonplon als Napoleon I. Und wie frisch und rührig zeigte sich sein Geist im lebhaften Geplauder. Seine muntere Laune war unerschöpflich, wie sein Anekdotenschatz. Manche geistreiche Bemerkung kam über seine Lippen, auch viele Offenherzigkeiten, denn unter uns Männern ist er am allerwenigsten prüde, und als er sich zum Gehen erhob, verloren wir ungern den guten Gesellschafter.

Als welterfahrener und amüsanter Mensch zeigte er sich auch in seinen Memoiren, die eben bei H. Steinitz in Berlin herausgekommen sind, aber er ist mehr als das: ein vollendeter Musiker und ein Fanatiker alles Schönen in jeder Form. Doch das braucht man dem Leser der „Gegenwart" nicht erst zu sagen, denn er ist ja ihr ältester Mitarbeiter und war schon in ihrer ersten Nummer als Musikreferent vertreten. Auch sein Buch ist uns zum großen Theil ein alter Bekannter; die Kapitel über Lassalle, Bülow, Niemann, Auerbach, Julian Schmidt, die Primadonnen auf und hinter der Bühne u. s. w. Alles hat 1887 in diesen Blättern gestanden, doch enthält es auch Neues, denn neben seinen künstlerischen Erlebnissen erzählt Ehrlich auch seine politischen Thaten, Erfahrungen und Ansichten. Nichts Menschliches ist ihm fremd, und interessant ist Alles und hübsch erzählt.

Da wird erst der Psychologe gefesselt. Seit Rousseau's schaurigen „Confessions", worin sich der Genfer Bürger so manches Vergehens zeiht, das er, wie die Kritik nachgewiesen, gar nicht begangen hat, sind wenige Memoirenschreiber mit solcher Rücksichtslosigkeit vor Allem gegen sich selbst aufgetreten. Da ist Alles thatsächlich, documentarisch beglaubigt, die ganze Wahrheit, auch wo sie ihn selber bloßstellt, und durch alle Blätter geht ein Pater peccavi, aber nicht sentimental und reuevoll, sondern resignirt: so bin ich nun einmal. Seine Herkunft und seine Jugend berührt er sehr kurz und beginnt mit dem Jahre 1862, wo er als armer junger Klaviervirtuose aus Oesterreich nach Berlin kam. In der aufblühenden Hauptstadt ist er geblieben, Protestant und Preuße geworden und hat manchen Erfolg und viel Kummer und Enttäuschung bis zum heutigen Tage erlebt. Aus dem frommen Gemüth ist mit den Jahren ein skeptischer Geist, aus dem wohlwollenden Optimisten ein Menschenverächter geworden, aber, was er auch sagen mag, der Idealist ist geblieben, der Freund des Schönen und Guten. In verbitterter Stimmung zumeist, aber doch thränenlächelnd, wie ein wahrer Humorist und Philosoph schreibt er hier seine Erinnerungen nieder. „Wenn dieses Buch erscheint", beginnt er, „habe ich das siebzigste Jahr überschritten, stehe also in einem Alter, wo der Mensch sein Leben als abgeschlossen betrachten muß. Die Außenwelt kann mir nichts geben, nichts mehr nehmen. Was immer das Geschick mir noch Arges bereitet, Aergeres als die letzten Jahre mir gebracht haben, kann mir nicht widerfahren, schon aus dem Grunde, weil ich überhaupt nichts Gutes mehr erwarte . . . Meine Erzählungen werden zur Genüge beweisen, daß ich das vollkommene Recht erlangt habe, der Meinung der meisten Menschen geringes Gewicht beizumessen und während der paar Tage, die mir noch zugewiesen sind, keine andere Richtschnur meiner Handlungen anzuerkennen, als meine Empfindungen und Ueberzeugungen." Allerdings ist es sehr cum grano salis zu verstehen, wenn er nichts von seinem Privatleben und dem Anderer zu erzählen verspricht. Gerade in dieser Beziehung werden die Aengstlichen manches Entbehrliche und sogar Schädliche finden und über Klatscherei zetern und den vielberufenen mur de la vie privée citiren. Nun, uns ist dieser Ehrlich, der seines Namens eingedenk gar nichts verschweigt, gerade am liebsten, denn nirgends blitzt die unlautere Freude am Skandal aus seinen Worten, vielmehr die gerechte Entrüstung des Wahrheitfreundes. Wir verstehen es menschlich durchaus, wenn er jetzt Abrechnung hält und Keinen schont. Es ist bloß die Frage, ob ein Ehrlich nicht zu gut ist, seinen heiligen Manneszorn an so unbedeutenden Erbärmlichkeiten auszulassen und ob er das allgemeine Interesse nicht zu oft mit seinem rein persönlichen verwechselt. Aber schließlich gehört doch das Alles zu seinem Charakterbild, und seine auch nach dem „Sturz" des Kritikers noch zahlreichen Verehrer und Freunde werden keinen Zug vermissen wollen.

Vieles erklärt sein Bildungsgang. Er ist Autodidakt. Mitten aus seinen Lernjahren wurde er in eine verlotterte halbasiatische Welt gestellt, und was er in einer guten Schule, die ihm niemals zu Theil ward, mit spielender Leichtigkeit erlernt hätte, mußte er später auf eigene Faust erringen, von guten Freunden erfragen, dem Leben abgewinnen. Daher denn noch heute seine wahre Autodidaktenlust, Neues zu hören, darüber zu grübeln; daher aber auch seine Neigung, als neu und wichtig zu halten, was harmonisch Entwickelten vielleicht längst veraltet scheint. Seine philosophischen und ästhetischen Citate aus Kant u. s. w., seine zahlreichen Fußnoten und Hinweise entspringen diesem naiven Mittheilungsdrange und machen sein Buch zuweilen unkünstlerisch und pedantisch. Aber dies kleine liebenswürdige Zöpfchen gehört nun einmal zum ganzen Menschen, dem jede Schablone verhaßt ist, und lehrt uns ihn verstehen. Und Autodidakt ist er auch in der Musik, so Schönes er als Aesthetiker und Virtuose geleistet hat. Ueber seine Begabung urtheilt er bescheiden genug, daß er sich, selbst nach den besten Erfolgen, immer nur „als einen geistreichen Pianisten zweiten Ranges" betrachtet. „Meine Auffassung, mein Vortrag wurden manchmal gelobt, aber meine Technik war so unsicher, die ganze Leistung so oft von geistiger und körperlicher Stimmung ganz abhängig, daß wider- und absprechende Urtheile vollkommen berechtigt erschienen." Ueber seine literarische Begabung — er hat auch Romane und Novellen geschrieben — beruft er sich auf fremde Urtheile. Offenbar stand, wie einem Berlioz, Liszt, Saint-Saens und Boito dem Musiker der Schriftsteller im Wege. „Madame, je suis musicien et écrivain!" erklärte er eines Tages nicht ohne Stolz in einer Gesellschaft, und man wandte ihm den Rücken. Diese Zwiespältigkeit hat ganz gewiß auch die harmonische Entwickelung verhindert. Er fühlt es selbst und weiß doch einen anderen Grund dafür.

„Ich führe das Alles nicht etwa an, um durch meine Anlagen meine Thorheiten und „Sünden" zu beschönigen, vielmehr um darzuthun, daß die immerwährende Zersplitterung der Geistesthätigkeit nothwendigerweise auch Unsicherheit und Widersprüche im inneren Wesen erzeugen mußte. Solche ganz verschiedenartige Beschäftigungen mit Erfolg ohne Schaden für die Uebereinstimmung des Denkens und Handelns durchzuführen, vermag nur ein ganz energisches Genie, das jede Aufgabe vollkommen beherrscht, nicht aber ein, wenn auch vielseitiges bewegliches bloßes Talent. Auch ist im öffentlichen Leben durchaus nicht der sittliche Werth — so unendlich hoch er auch zu schätzen — die erste Bedingung des Erfolges und einer geachteten Stellung, sondern in viel stärkerem Maße die äußerliche Lebensführung, die richtige Praxis, der gesellschaftliche Takt, die Sicherheit des Benehmens. Nun weiß ein jeder, der die Psychologie nicht bloß in der Gelehrtenstube, sondern auch im Weltleben und in der Beobachtung studiert hat, daß dieser Takt noch weniger als die sittlichen Eigenschaften ein durch Selbstbestimmung, durch den „freien Willen" zu gewinnendes Gut ist. Denn der sittlich nicht reich Beanlagte kann doch wenigstens nach der negativen Seite des Vermeidens das Gute anstreben, unterlassen, was als schlecht gilt. Wem aber Taktgefühl nicht angeboren oder unbewußt „anerzogen" ist, der mag „wollen" oder nicht, er wird in Taktlosigkeiten verfallen, die oft viel schlimmer wirken, als sittliche Fehler. Es waltet eine eigenthümliche Aehnlichkeit zwischen gesellschaftlichem und musikalischem Takt; beide sind entweder angeboren oder durch unbewußte Gewohnheit (d. h. nicht durch Achtgeben, durch den Willen) erworben . . . Angeborenes gesellschaftliches Taktgefühl mangelte mir gänzlich, die Erziehung, die ich genoß, die ersten zehn Jahre meiner Wanderschaft waren nicht geeignet, wohlthätigen Einfluß auf meine Haltung und Lebensführung zu üben, und die späte Erkenntniß half zu nichts — im Gegentheile, sie führte noch stärkere Widersprüche herbei . . . Formfehler im gesellschaftlichen Leben sind aber viel gefährlicher als sittliche, und meine Erfahrungen und Beobachtungen an anderen haben mich überzeugt, daß auch die edelsten Menschen unglücklich werden, wenn ihnen die Lebensklugheit fehlt, wenn sie glauben, nur durch gute sittliche Eigenschaften Anerkennungen und Erfolge zu gewinnen.

Mit einem künstlerischen Glaubensbekenntniß hat er vor zwanzig Jahren in der „Gegenwart" debütirt, und ihm ist er in seiner musikalischen und schriftstellerischen Laufbahn treu geblieben. „Ich selbst bin klassisch bis zur Einseitigkeit. Aber ich habe mir den Sinn offen bewahrt für Anderes, Entgegengesetztes, ja ich habe großen Respect vor Wagner's Genie, wenn ich auch dem, was außerhalb der Musik Wagner's liegt, fern stehe und stehen will. Kein Lied greift mir an's Herz wie ein Schubert'sches, aber ich war der Erste, der Brahms

Digitized by Google

Magellonenlieder bei ihrem Erscheinen jubelnd begrüßte. Und mit wahrer Freude kann ich den Gesang der Italiener genießen, wenn ich auch die Musik nicht öfter zu hören vermöchte. Und weil ich mir bewußt bin, das Große, Schöne, Wahre auf jeder Seite wahrzunehmen, bewahre ich mir meine volle Unabhängigkeit." Kein Wunder, daß er mit so mannhaften Grundsätzen in der feilen Journalistik unserer Tage überall anstieß. Sein Unabhängigkeitssinn hat zuletzt auch den musikalischen Kritiker unmöglich gemacht. Als er sich weigerte, einen Wiener Klavierlöwen, der an das Berliner Tageblatt warm empfohlen war, auf Commando zu lobhudeln, verlor er seine Stelle. Heute widmet er sich nur noch dem musikalischen Lehrfach und concertirt ab und zu. Ein Optimist ist er offenbar gleichwohl geblieben. Es ist für den Kenner der Verhältnisse unglaublich, wie freigebig er in seinem Buche mit den begeistertsten Epitheta umgeht und in seinem unbegrenzten Wohlwollen seichte Dutzendschreiber geistreich, charakterlose Musikanten genial und was für Menschen er nicht oft „groß" und „edel" nennt. Kein Wunder, daß er so oft im Leben schwere Enttäuschungen erfuhr. Hülfreich und gut war er wie Wenige, und Viele haben ihm zum Schaden seiner eigenen Interessen Förderung zu verdanken, z. B. Joachim, Rubinstein ꝛc. und Undank war fast immer das Ende. Charakterköpfe, gelungene Typen, scharf umrissene Silhouetten huschen vor dem Leser vorüber, Musiker, Dichter, Impresarii, Journalisten, Kapellmeister, interessante Frauen à la Cosima Wagner, Helene Racowitza-Friedmann-Schewitsch und Anna Rosenthal-Saint-Cère-Lindau, jene femmes supérieures, die Ehrlich so grimmig verabscheut. Dann der Troß der mehr oder minder berühmten Tactschläger, Geigenkratzer, Klaviertrommler und Cellostreichler. Der große Rubinstein schüttelt seine Löwenmähne, der edle Joachim ringt sich aus kleinen Anfängen empor, Abbé Liszt zeigt sich allerwegen als Charmeur und Brahms als großer und guter Mensch, der immer schwärzer werdende kleine Camillo Sivori, Paganini's einziger Schüler, spielt seinen ewigen „Carneval von Venedig", das Räthsel von August Wilhelmj's Künstlerschiffbruch wird leise berührt, wir hören Richard Wagner fächseln und den Kroll-Engel mauscheln . . . Eins der interessantesten Kapitel betrifft eine ernstliche Auseinandersetzung mit Liszt wegen der Verfasserschaft einer ungarischen Rhapsodie. Ehrlich mag selber sprechen.

Im Jahre 1846 lebte Liszt eine Zeit lang in Wien. Ich hatte auf einem Gute in Ungarn eine Sonate componirt; die sandte ich ihm anonym; er erkundigte sich nach meinen Verhältnissen, über die ich nie gesprochen hatte und fragte, ob ich denn nichts Kleineres, den Verlegern Bequemeres componirt hätte. Da spielte ich ihm einige Ungarische Fantasien vor, sie gefielen ihm und ich bat ihn, da er sich eben zur Concertreise nach Ungarn rüstete, einige dieser Sachen in Pest vorzuführen, es wäre mir dann ein Leichtes, ein anständiges Honorar zu erlangen. Er versprach es und meinte, ich sollte ihn daran erinnern lassen. Das that ich auch und schrieb an den Verleger Treichlinger. Dieser antwortete, er habe „meine Bitte dem Herrn Doktor vorgetragen", ich möge ihm einstweilen das Manuscript senden und gleich den billigsten Preis dafür angeben. In meinem thörichten Stolze schrieb ich zurück, es wäre mir nicht eingefallen, ihm Etwas anzutragen, meine Ansicht ginge nur dahin, den Herrn Liszt an sein gütiges Versprechen zu erinnern, der hätte ja die Abschrift und könne den Preis bestimmen. Die Sache ward vergessen, ich ließ das Ding liegen, im Jahre 1851 schenkte ich eine Abschrift der verstorbenen Gräfin Henckel, Mutter der Gräfin Saurma-Jeltsch; ihr Gemahl hatte mich nach meinem Concerte in Wien auf sein Gut Wolfsberg in Kärnthen eingeladen, und ihr gefiel der „delizióse" Ungarische ganz besonders. Im Jahre 1852 auf der Reise nach Paris besuchte ich Liszt in Weimar; er wohnte mit der Fürstin Wittgenstein auf der Altenburg und spielte mir seine neueste Rhapsodie vor. „Aber," rief ich, „das ist ja die ungarische Fantasie, die ich Ihnen 1846 gegeben, damit Sie sie in Pest spielen." „Comment", antwortete Liszt, „j'ai cru que c'étaint des motifs que vous aviez arrangés!" „Oui des motifs, mais les miens." „Ah alors j'écrirai sur le titre d'après des motifs de Mr. Ehrlich." Die Fürstin mischte sich nun in das Gespräch, und die Angelegenheit war beendet. Am anderen Tage besuchte mich Liszt, führte mich in Weimar herum, zeigte mir alle interessanten Punkte, gab mir Empfehlungen nach Paris an die Gräfin Kalergi (spätere Madame de Mouchanoff), an Berlioz u. s. w., und war so unwiderstehlich bezaubernd, wie nur er allein das zu sein vermochte. Ich dachte nicht mehr an meine Fantasie. Erst in späteren Jahren, als diese Rhapsodie gerade die beliebteste und überall auch in Orchester-Uebertragungen gespielt wurde, kam mir manchmal doch der Gedanke, meinen sehr starken Antheil an den Erfolgen in Anspruch zu nehmen. Ich sprach mit Bülow davon, und er wollte Liszt veranlassen, eine neue Ausgabe zu veranstalten und die Stellen zu bezeichnen, die er meinem Manuscript entnommen hatte. Ich wartete und wartete, und es kam nichts. Als nun im Jahre 1864 zwischen Bülow und mir ein Austausch gereizter brieflicher Aeußerungen entstand, erklärte ich unter anderem, man habe kein Recht, mich zu den Feinden Liszt's zu zählen, da ich doch gegenüber diesem nach der Benützung meines ihm anvertrauten Manuscripts mich so resignirend verhalten hätte. Diese Erklärung erhielt Bülow in Petersburg, wohin er inzwischen gereist war, sie mag ihn veranlaßt haben, Liszt aufzufordern, daß er sich über diesen Punkt ausspreche, und dieser schrieb mir u. a.: „En toute bonne foi j'étais autorisé à prendre mon bien partout où je le trouvais, d'abord dans mes souvenirs d'enfance qui remontent à Bihary et autres célébrités ziganes, plus tard à travers champs au beau milieu de bandes de musiciens bohémiens d'Oedenburg, Pressburg, Pest etc., etc., et enfin j'ai retenu et reproduit à ma manière beaucoup de motifs, traits et saillies caractéristiques, qui pendant une vingtaine d'annés m'ont été communiqués avec une bienveillante profusion soit sur le piano, soit en notation, par les Comtes Amadé Apponyi, Szechényi, le Baron Angusz, Fay, Messieur Egréssy, Erkel, Doppler, Réményi — — — et vous, cher Monsieur Ehrlich; quel embarras de richesse n'est-ce pas? J'espère pourtant m'en être passablement tiré, moyennant les quinze Rhapsodies que vous connaissez. Elles protestent résolument et sur tous le tons, que je n'ai fait aucun tort à mes nombreux créanciers dans le domaine du Csardas, parmi lesquels j'ai plaisir à vous compter, en vous assurant de ma sincère estime pour vos rares talents et de mes remercimens affectueux."

Auf diesen Brief habe ich, obwohl mir, dem ehemaligen Correspondenten der „Indépendance" und der „Nordischen Biene", die französische Sprache ziemlich geläufig ist, eine deutsche Antwort geschrieben. Ich bemerkte, daß doch ein gewaltiger Unterschied vorhanden sei zwischen der Benützung nationaler, bereits bekannter Motive und der von ganz originalen, die ein junger Componist einem Künstler anvertraute, daß ich es seinem Urtheile überlasse, die Gefühle zu beurtheilen, die mich überkämen, wenn ich diese beliebteste Rhapsodie hören muß und an deren Entstehung denke, an die Zeit, da ich in Noth und Kümmerniß ihm das Manuskript übergab mit der Bitte, ein Stück daraus in Pest zu spielen, und daß ich mit dieser Erklärung die Angelegenheit als abgeschlossen betrachte. Um nun jeden Zweifel zu beseitigen, jedem etwaigen Versuche, meine Darstellung als unrichtig zu bezeichnen, von vornherein den Riegel vorzuschieben, bemerke ich: Bei allen Rhapsodien mit Ausnahme der Nr. 2 lassen sich die Motive aus alten nationalen ungarischen Liedern, die zugleich zu Tanzweisen dienten, genau nachweisen; die meisten, wenn nicht alle, waren schon vorher im Drucke erschienen. Von den Motiven der Rhapsodie Nr. 2 kann Niemand den Ursprung nachweisen; Niemand ist im Stande, aus der Zeit vor 1846 ein Lied oder einen Tanz vorzuzeigen, in welchen irgend eines dieser Motive vorkäme. Es ist also unbestreitbar, daß die Motive der Nr. 2 von mir herrühren.

Wer Ehrlich kennt, wird keinen Augenblick über sein gutes Recht im Zweifel sein, doch bleibt es immerhin unbegreiflich, wie er erst nach Jahrzehnten dafür eintritt. Der practische Musiker und vor allem der gewiegte Journalist, der ja über mehrere Zeitungen verfügte, hätte sich einer solchen Saumseligkeit niemals schuldig machen sollen. Und was kann er jetzt, nach Liszt's Tode, noch für seine Ansprüche hoffen! Aber solche Unbegreiflichkeiten sind in seinem Charakter begründet, diesem Gemisch von Künstlersorglosigkeit und blindem Glauben an den Sieg der Wahrheit. Nicht umsonst hat er seinem Buche ein Goethe'sches Motto vorangesetzt, das sein Wesen und sein Schicksal aus einem Punkte verstehen läßt:

„Suche nicht vergebens Heilung!
Unsrer Krankheit schwer Geheimniß
Schwankt zwischen Uebereilung
Und zwischen Versäumniß."

Ehrlich lüftet uns auch manchen Zipfel der sogenanten großen Welt. Die „Gesellschaft" von Berlin, Baden-Baden (vor 1870), Wien, Pest, Bukarest, Bayreuth, Mailand zieht vorbei, überall wo Ehrlich concertirte oder als our own der „Gegenwart" und anderer Blätter auftrat. Auch an einem jeudi der Kaiserin Augusta nehmen wir Theil, wo er als Pianist auftreten darf und der Journalist gleichfalls Lob erntet. Ehrlich spottet selbst über seine thörichte Vorliebe für den Adel und gesteht, daß es ihm zwischen Uebereilung und Versäumniß in jenen hohen Kreisen natürlich ganz und gar nicht glücken wollte. Dazu war sein Sinn doch zu frei und unabhängig, seine Zunge zu behende, sein Witz zu rücksichtlos. Dahin gehört das tragikomische Erlebniß in Frankfurt a. M.

Ich verkehrte im Hause des preußischen Bundestagsgesandten Freiherrn von Usedom, der im Gegensatze zu den anderen preußischen Herren, von Jasmund und von Wentzel, als ein ungemein liebenswürdiger und versöhnlich wirkender Mann anerkannt war. Ich musizirte manchmal bei ihm, wenn er Gesellschaft empfing. Unter den Gästen befand sich

Digitized by Google

öfters ein alter österreichischer pensionirter General (wenn mich mein schlechtes Namensgedächtniß nicht trügt, hieß er von Schirnding), der mir besonders wohlwollte und immer sagte, „Sie sein der liebenswürdigste Künstler, den ich gesehen hab" und regelmäßig einschlief, wenn ich spielte. Dagegen waren einige höhere preußische Militärs sehr aufmerksame Zuhörer besonders bei Vorträgen klassischer Musik, sprachen aber nie ein ein Wort mit mir. Eines Abends, als eine größere Gesellschaft versammelt war und ich mich ganz besonders gut gestimmt fühlte, wurde mir vielfach freundlichstes Lob gespendet. Der alte Oesterreicher (die lauten Bravos hatten ihn wohl geweckt) war ganz entzückt; als er eben seine schönsten Complimente vorbrachte, trat auch ein hoher preußischer Militär an mich heran, ich dachte schon, nun werde ich einmal auch eine preußische Liebenswürdigkeit zu hören bekommen, stellte mich in Dankes-Positur; und der Herr sprach mit ernstester Miene: „Singen Sie auch?" Die Geschichte erregte damals in Frankfurt so viel Heiterkeit, daß ich Wochen hindurch von Bekannten auf der Straße mit den Worten angeredet wurde: „Singen Sie ooch?"

Ehrlich ist nicht nur ein guter Plauderer, sondern ein fast noch besserer Beobachter und Zuhörer. Was er aus zweiter Hand Interessantes empfing, hat er immer gleich seinem Tagebuch einverleibt, so die folgende Erinnerung des jüngstverstorbenen Schlachtenmalers Bleibtreu an Bismarck:

. Nach einer Schlacht, deren Namen mir entfallen ist, fanden Bleibtreu und ein anderer Maler (oder ein Berichterstatter) in einem Dorfe nach langem Herumirren eine Unterkunft und sogar die Möglichkeit, einen Hammelbraten zu erhalten. Sie wollten sich eben zu Tische setzen, als die Thür aufging, und herein trat — Bismarck. Nach kurzer freundlicher Begrüßung meinte er: „Ei was haben Sie da für'n schönen Braten", ließ sich auf den Stuhl nieder und verzehrte die Hammelkeule bis auf den Knochen. Dann strich er mit wohlgefälliger Miene über den Bauch und sprach: „Aber nun thut es mir leid, meine Herren, Ihnen sagen zu müssen, daß ich Moltke erwarte und Sie das Zimmer nicht behalten können". Da fuhr Bleibtreu los: „Excellenz, daß Sie uns unser Essen bis auf den letzten Bissen weggenommen haben, dagegen will ich nichts einwenden, denn Sie sind ja unser größter Mann, und wenn Sie satt sind, wollen wir gerne hungrig zu Bette gehen; daß wir aber ganz und gar nicht zu Bette gehen, dürfen Sie doch nicht verlangen, wo sollen wir denn jetzt in später Nacht ein Unterkommen finden? Sie brauchen ja nur zu befehlen, Ihnen muß überall geöffnet werden, aber für uns ist keine Aussicht vorhanden; nein, Excellenz, das können Sie nicht verlangen." Bismarck sah verwundert auf den kleinen Mann, der so mit ihm zu reden wagte, dann nickte er mit dem Kopfe und sagte gutmüthig: „Sie haben Recht," ging hinaus und ließ durch eine Ordonnanz ein anderes Absteigequartier bestellen. So erzählte mir Bleibtreu; in meinem Notizbuche von 1875 fand ich neben seinen Namen die Skizze mit Bleistift geschrieben."

Eine andere Anekdote über den unglücklichen König Ludwig II. von Bayern hat er von Professor v. Holtzendorff:

Holtzendorff war eines Tages zum Könige berufen, um über einen Gesetzentwurf Vortrag zu halten. Man führte ihn in einen Saal vor die Thür eines Zimmers, an dessen Eingang sich eine spanische Wand befand; hinter dieser stand der König, bedeutete ihm, mit dem Vortrage zu beginnen, und blieb während der ganzen Zeit, als Holtzendorff sprach, unsichtbar und vollkommen schweigsam. Als der Vortrag geendet war, dankte er und schloß die Thür, ohne sich zu zeigen. Am nächsten Tage erhielt Holtzendorff ein Schreiben des Königs über den Vortrag, das ihn auf's Höchste überraschte und erstaunte. Jeder wichtige Punkt war erwähnt, die Bemerkungen über manche Einzelheiten zeugten von großer Kraft und Schärfe der Auffassung und von klarstem Verständniß der Verhältnisse; kein erfahrener Jurist konnte richtiger urtheilen und seine Ansichten klarer darlegen. Die immer wachsende Menschenscheu des genialen Monarchen erklärte Holtzendorff aus psychologisch-physiologischen Ursachen; er ahnte ein trübes Ende.

Von 1867 bis 1869 war Ehrlich, wie er es nennt, „viertels-offiziöser" politischer Schriftsteller und von 1872 bis 1875 noch einmal, und es ist sehr ergötzlich zu lesen, wie er da in Berührung mit politischen Größen und der Hofclique kam. Seine Berichte zeichneten sich durch den Freimuth aus, womit der damals noch nicht einmal Naturalisirte seine Meinung aussprach, und in gar manchen Dingen hat er seine Zeit besser verstanden, als mancher Staatsmann von Fach. Sehr Vieles von dem, was er vorausſagte, ist eingetroffen. Nicht umsonst kam man damals aus Hofkreisen mit dem „Befehle" an ihn heran, gegen Bismarck und Lasker zu schreiben. Ja sogar in diplomatischer Sendung sollte er einmal verwendet werden und in Rumänien den Thron des Königs Karol festigen helfen, aber sein Debut war ziemlich unglücklich. Schon in Pest ließ er sich von einem österreichischen Agenten, dem ehemals preußischen Abgeordneten Freese, dem Uebersetzer von Lewes' Leben Goethe's, ausholen, und so scheiterte seine ganze Mission. Wieder die alte Uebereilung des Unverbesserlichen!

Und nun hat er glücklich mit aller Welt gebrochen und ist ein „Alleinflieger" geworden. Er hat den Großen stolz den Rücken gekehrt und den Journalismus abgeschworen und lebt still und vergnügt nur noch seinen Schülern, die ihn auf den Händen tragen, und seinen Schülerinnen, die alle in ihn verliebt sind, ein wahrer Philosoph, der aus dem Schiffbruch des Lebens wenigstens seinen Glauben an die Schönheit gerettet hat und der menschlichen Niedertracht spottet, denn sie kann ihm nichts mehr anhaben. Wieder wie früher ist sein tägliches Morgengebet Bach's Schlußchor des Weihnachtsoratoriums oder Händel's Chor aus Judas Maccabäus: „Wir wollen uns nicht beugen" oder Sarastro's Gesang: „O Isis und Osiris!" Und endlich als Siebzigjähriger ist er zufrieden. Möge der tapfere Streiter sein Glück noch lange genießen!

Aesthetische Streitfragen.

Von Cornelius Gurlitt.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß die Literatur solcher Werke über ästhetische Fragen immer mehr anwächst, welche von Nicht-Philosophen geschrieben wurden, d. h. von Leuten, welchen das abstracte Denken nicht Lebensaufgabe ist. Ob dabei viel heraus kommt, ist freilich eine offene Frage. Es geht in der Aesthetik wie in anderen Handwerken: die Zunftmeister arbeiten sehr solid, sehr zuverlässig; aber die eigentlichen Förderer stehen meist außerhalb der Zunft. Nicht ein Schreiber hat die Buchdruckerkunst und nicht ein Soldat das Pulver erfunden!

Jede philosophische Forschung geht nothwendiger Weise auf Ergründung der Wahrheit aus. Und jeder Mann, der mit seinem Denken an die Grenzen seines Fassungsgebietes gelangt, findet endlich die ihm zusagende Wahrheit. Aber noch nie hat diese Wahrheit zweier selbständig wirkender Köpfe sich völlig geglichen. Noch hat kein hervorragender Aesthetiker die von seinem Vordenker erfaßte Wahrheit ungemodelt aus seinem Kopfe wieder entlassen. Es ist, wie der Maler Stauffer-Bern so tiefsinnig sagt, die Wahrheit „plastisch", jeder sieht sie von anderem Gesichtspunkt, jeder mit anderem Umriß, jeder unter verstellter Beleuchtung. Und so lese ich denn auch in den neuen Büchern nicht in der Hoffnung, dort das Urbild der Wahrheit zu finden — dieser Utopie habe ich mich schon längst entschlagen! — sondern um zu lernen, wie ihr Bild von einer anderen Seite aussieht, und zu prüfen, ob jener neue Schilderer mit redlichem Sinnen und mit ernstem Drange sich der räthselhaften Göttin nahte. Denn noch fehlt uns die Offenbarung in ästhetischen Dingen, noch fehlt der Ausspruch eines Gottes, den wir nicht mehr zu prüfen brauchen, sondern der jene wunderbare Ueberzeugungskraft in sich trägt, daß wir uns ihm glaubend anvertrauen.

So liegt mir auch fern, anderer Männer Wahrheit darauf hin zu prüfen und zu untersuchen, ob sie wirklich nach meiner Ansicht wahr sei. Ich glaube nicht, daß ich ihnen werde beweisen können, daß sie irren, ich kann ihnen nur ein anderes inneres Schauen entgegenstellen. Und so gern ich ihnen folge, wenn ihr Weg zum Urbild mir erleuchtet scheint, so mögen sie auch in mir nur einen neben ihnen Suchenden erkennen, dem seine Bahnen für einige Zeit zu folgen vielleicht auch der geistigen Bewegung lohnt.

Da liegt ein hübsch ausgestattetes Bändchen vor mir: Arno Holz, „Die Kunst. Ihr Wesen und ihre Gesetze"*), ein Bändchen, welches, wie mir scheint, mehr beachtet werden sollte, als es beachtet wurde. Nach Kürschner's Literaturkalender ist Arno Holz, dessen Name als der eines ernsten Dramatikers

*) Berlin, Wilhelm Issleib (Gustav Suhr).

Digitized by Google

ja viel genannt wurde, im Jahre 1863 geboren. Er hatte, als er sein Buch schrieb, sein dreißigstes Jahr noch nicht erreicht. Daß er in seinem Buche als noch jugendlicher erscheint, rechne ich ihm zum Verdienste an. Er ist mit Selbstzucht Realist und schreibt daher in eigener Sache die Sprache, die er spricht. Ich spreche diese an die Studentenkneipe und die Kaffeehäuser mahnende Sprache nicht, wenigstens nicht, wenn ich mich über ernste Dinge unterhalte. Mir scheint, als wenn noch der ganze Verschwendemuth der Jugend aus ihr spräche. Denn wie in der Baukunst der höchste Luxus in der Freigebigkeit mit Raum besteht, so im Menschenleben und in der Schriftstellerei der mit der Zeit, mit der eigenen, wie mit der der Leser. Obgleich durchaus Großstädter und vielleicht weil Großstädter hat Holz in seiner ganzen Diction viel Zeit zu einer kleinen Plauderei mit Dem und Jenem. Auf Seite 94 seines Buches fängt er erst an das zu sagen, was er eigentlich sagen will, dann schweift er wieder gesprächig in's Weite. Auf Seite 117 ist es endlich heraus und damit endet auch die eigentlich ästhetische Untersuchung, um derentwillen hier von dem Buche die Rede ist. Was sonst in diesem steht, eine Beschreibung des eigenen Entwickelungsganges, Auszüge aus eigenen Werken, darunter ganz ausgezeichnete Gedichte, Verse von erstaunlicher Kraft der malerischen Wirkung, dazwischen aber auch wieder ein gutes Stück polternden Burschenthums — das Alles ist ebenso sehr da, um dem Leser den Weg zur gefundenen Wahrheit zu weisen, als um ihn vom klaren Verständniß zu entfernen.

Holz leugnet ausdrücklich, daß die Gesetze der Kunst bisher gefunden seien und er spricht mit Selbstvertrauen die Ansicht aus, er habe das Problem auf „rührend einfache" Weise gelöst, wenigstens „innerhalb der vier Grenzpfähle unserer heutigen Weltanschauung", er habe den Grundstein für eine Wissenschaft von der Kunst gelegt, das Gesetz gefunden, „dessen Verkörperung die Kunst" ist, die Grenze zwischen dem gezogen, was Kunst ist und dem, was Kunst nicht ist. Er fand das Gesetz an einer kindlichen Zeichnung eines Knaben, welche dieser für das Bild eines Soldaten erklärte. Er schloß eben folgendermaßen: Das Ziel des Knaben war, einen Soldaten zu schaffen, er schuf ein ganz ungenügendes Abbild, trotzdem glaubte er, daß Wirklichkeit und Bild sich deckten. Es war sein Werk also als Kunsterzeugniß gleich der Natur, weniger den Reproductionsbedingungen der Kunst (Persönlichkeit des Künstlers, Material der Darstellung ꝛc.), der Schlußsatz von Holz' Untersuchungen lautet daher: „Die Kunst hat die Tendenz, wider die Natur zu sein. Sie wird sie nach Maßgabe ihrer jeweiligen Reproductionsbedingungen und deren Handhabung."

Holz ist dichterisch Realist. Er glaubt philosophisch das Wahre über seine Kunst gefunden zu haben, indem er eine Erklärung fand, welche den Realismus als höchste Kunstform erscheinen läßt. Denn nach seinem Gesetz muß der der größte Künstler sein, der der Tendenz der Kunst, wieder Natur zu sein, den geringsten Widerstand bietet. Und er schrieb mit seinem Freunde Johannes Schlaf seinen „Papa Hamlet", seine „Familie Selicke" — gewiß die allerbeste und eindringlichste Weise, seine Aesthetik zu beweisen, er schrieb Dramen, in welchen er den Dichter verschwinden zu machen und die unversetzte Natur auf die Bühne bringen wollte.

Ich möchte Holz' ästhetisches Gesetz nicht kritisiren, selbst nicht nach der Seite hin, ob es neu sei. Ich möchte nur den Finder fragen, ob es jetzt noch, zwei Jahre später, für ihn selbst gilt? Er nannte es 1891 vorsichtig ein Gesetz der „heutigen Weltanschauung." Wir schreiben aber schon 1893!

Daß zwischen diesen beiden Zahlen ein großer Unterschied ist, ersah ich sehr deutlich aus der Broschüre von Theodor Alt: „Vom charakteristisch Schönen. Ein Beitrag zur Lösung der Frage des künstlerischen Individualismus"*), eine Arbeit, die ich, wie desselben Verfassers „System der Künste"**) Herrn Holz zur herzstärkenden Lectüre empfehle. Diese Broschüre ist gegen den weitgehenden Subjectivismus in der Kunst, und wie das Vorwort sagt, gegen meine Recension des „Systems der Künste" in der „Gegenwart" gerichtet. Nach altem Erfahrungssatz traue ich mich erst dann eine Werthschätzung eines Mannes mit einiger Aussicht auf Richtigkeit zu geben, wenn ich einmal einen Streit mit ihm hatte. Ich würde sehr erfreut sein, wenn nach dem Lesen dieser Zeilen Herr Alt mit gleich angenehmen Empfindungen mein Gegner gewesen wäre, als seine Arbeit in mir erweckte.

Er geht in seiner neuen Arbeit auf den Widerspruch zwischen dem Charakteristischen und dem Schönen näher ein; er bekämpft meine Ansicht, daß das Schöne als solches nicht eigentlich existire, sondern daß nur das unserem Wesen entsprechende uns als schön erscheine, während es Anderen mit ebenso viel Recht als häßlich erscheinen könne; daß also Schönheit nicht eine Eigenschaft der Dinge, sondern unser sympathisches Verhältniß zu ihnen bezeichne.

Zunächst eine Abschweifung in eigener Sache. Ich bin ästhetischen Fragen zuerst als Kritiker nahe getreten. Meine Ansichten über Kunst habe ich nicht aus ästhetischen Gesetzbüchern geschöpft, sondern aus einem rein persönlichen Verhältniß zu den Kunstwerken. Mein nun leider verstorbener Bruder Fritz Gurlitt war es, der mich z. B. mit der ihm eigenthümlichen Empfindungsfeinheit auf die Größe Böcklin's und seiner Geistesverwandten hinwies. Ich bin ihm, dem Jüngeren, auf diesem Wege gefolgt. So bin ich zum Verehrer des Subjectivismus in der Kunst geworden, obgleich die Aesthetiker anfangs fast ausnahmslos gegen Böcklin Front machten. Wenn neuerdings Eduard von Hartmann das Individuelle für die eigentliche Bedingung des Schönen erklärt, so ersehe ich eben wieder, daß diese Wahrheit nicht auf dem Wege logischen Denkens, sondern durch eine Wandlung des Schönheitsgefühles, durch Empfindung gefunden und nachträglich logisch erklärt wurde; daß also hier wieder einmal nicht der Verstand, sondern das Herz die Köpfe der Philosophen leitete. Und ich zweifle keinen Augenblick, daß mit dem Auftreten einer neuen Kunst auch die neue Aesthetik wird geboren werden. Geht die Kunst wieder auf Typisches aus, so wird ein Hartmann oder Alt der Zukunft das Individuelle für das Minderwerthige erklären und logisch erweisen!

So weiß ich denn auch mit Alt's Erklärung des Schönen als der Zweckmäßigkeit in der sinnlichen Erscheinung nicht viel anzufangen. Vielmehr aber bietet Wasser auf meine Mühle die Anschauung Alt's, welche den Begriff der Zweckmäßigkeit auf individuelle Erfahrung begründet. Ihm ist ebenso das Gattungsmäßige, das eine Zweckeinheit verwandter Individuen Darstellende schön, wie das „Individuell-Zweckmäßige", das nur einer gesonderten Erscheinung eigen ist; nach seiner Erklärung gibt es also eine Gattungsschönheit und eine individuelle Schönheit. Der ästhetische Werth eines Kunstwerkes kann auf dem Gattungsmäßigen, ebenso aber auch auf Wahrheit in der Verkörperung einer concreten Idee beruhen. Da aber nun auch die gattungsmäßige Gestalt ihr Charakteristisches habe, und dieses an den schönen Vorstellungen eben das Schöne sei, so wird dies Charakteristische zum eigentlichen Kern des Wesens der Schönheit.

Der Vorschlag also, den ich Alt zu machen mir erlaubte, daß er in seinem „System der Künste" sehr oft einfach das Wort „charakteristisch" an Stelle des Wortes „schön" hätte setzen können, findet in diesen Ausführungen nur Bestätigung.

Trotzdem kann ich diesen nur bedingt zustimmen. Mir will eben immer noch scheinen als ob auch „charakteristisch" nicht eine den Dingen beizulegende Eigenschaft, sondern ein Ausdruck sei, der lediglich nach dem Vergleich verwandter Objecte einem von diesen durch unsere Wahl beigegeben wird. Kein Mensch, keine Sache ist „charakteristisch", erst durch das abwägende Zusammenfassen einer Gruppe der Erscheinungen aus dem Chaos heraus, macht unser Urtheil ihn zu einem Charakteristischen. Dies Abwägen besorgt aber das einzelne Individuum. Im letzten Grunde ist das Ich die Grundlage aller Schönheit, ist schön, was mir schön scheint.

Alt bezeichnet als Aufgabe des Künstlers „uns das Wesentliche und Charakteristische seines Gegenstandes deutlich

*) Mannheim, J. Bensheimer.
**) Berlin, G. Grote.

Digitized by Google

vor Augen zu stellen" und folgert daraus, daß die Subjectivität des Künstlers keine Rolle spielen dürfe. Er sagt also in schärferer und doch auch umfassenderer Weise dasselbe, was Holz will, nämlich, daß Aufgabe des Künstlers der Objectivismus sei, oder um mit Holz zu sprechen, daß in der Gleichung

Kunst = Natur — Productionsbedingung

der letztere Posten so niedrig als möglich einzusetzen sei, um die Kunst dem Größeren, nämlich der Natur, möglichst nahe zu bringen.

Nach meiner Auffassung schafft der echte Künstler in Darstellung eines sinnlich oder geistig Erschauten nach seiner freien Wahl. Er schafft nur für sich. Kunst kann doch auch erzeugt werden ohne Zuschauer. Daß der Meister diesen gern Antheil an seinem Empfinden und Wirken gewährt, ist menschlich sehr begreiflich, ästhetisch aber gleichgültig. Nach seiner Erfahrung wählt er, wenn er ein rechter Künstler ist, aus der Fülle der Erscheinung das ihm, und nur das ihm persönlich angemessen dünkende. Nicht sucht er aber der Menge zu gefallen. Nicht also ist seine Aufgabe, „uns etwas vor Augen zu stellen", sondern das vor seinem Auge stehende für sich festzuhalten. Trifft er mit seinem Werke in meinen Erfahrungen einen Widerhall, so erkenne ich sein Werk sofort als schön; lenkt er meine noch anders gestalteten Erfahrungen auf seine Wege, so lerne ich seine Schönheit nach und nach begreifen; reißt er die ganze Welt auf seine Bahn derart mit fort, daß sie die von ihm dargestellten Dinge, welche ihr früher weder für zweckmäßig noch für charakteristisch erschienen, für schön empfindet, dann ist er ein großer Mann, ein Reformator; als solchen erkennt man ihn vielleicht erst Jahrzehnte nach seinem Tode, während die Zeitgenossen seine Schönheit noch nicht verstanden. Leute von so bescheidener Tiefe des Denkens wie Max Nordau nennen ihn dann freilich einen Hysterischen und seine Anhänger Suggerirte, bis sie selbst unter die Ueberwundenen zählen und durch einen Beitrag für das Denkmal des hohen Genius sich von ihrer geistigen Schuld loskaufen möchten. Welcher große Mann hat unter seinen „verständigen und nüchtern denkenden" Zeitgenossen keinen Max Nordau gehabt? Nie fehlen die Clowns, sie machen selbst auf den ernstesten Seiten der Culturgeschichte ihre Sprünge.

Die „unwandelbaren Gesetze des Schönheitsempfindens", an welchen Alt trotz seiner in vielen Punkten so kühn neuernden Aesthetik festhalten zu müssen glaubt — ich finde sie auch nicht bei ihm erwiesen. Ich sehe nur den durch die Menschen bewirkten Wandel, nirgends ein Gesetz; ich sehe wirkende Kräfte, nirgends eine für diese unübersteigbare Grenze innerhalb des Irdischen. Tausendfältig sehe ich das Unzweckmäßige, Zweckwidrige als schön gepriesen — und habe nicht den Muth, alle jene, welche das mir zweckwidrig Erscheinende bewundern, für Thoren, mich aber für den Weisen zu halten. Das mir als schlechter Geschmack Erscheinende ist auch Geschmack; und das mir häßlich Erscheinende finden sehr verständige Leute für schön. Von Bismarck, den ich in allen Dingen als über mich an Erkenntniß weit erhaben verehre, las ich, daß er als Schriftsteller Stinde und als Künstler Allers bevorzuge. Beides ist nicht mein Geschmack. Aber wenn ich mich auch nicht beengen lasse in meinem Recht, meinem Geschmacke Worte zu geben, so thue ich es doch stets mit der Rücksicht, daß ich nicht ein auf Gesetze, sondern ein auf meine Person begründetes Urtheil abgebe. Mag jeder danach dessen Werth bemessen!

Ich möchte hier gleich von einem dritten Buche sprechen, von Dr. Heinrich Pudor's „Ketzerische Briefe aus Italien. Gedanken zu einer Lehre vom Kunstschaffen".*) Pudor lebt in Dresden und hat, wie ich höre, die Eigenthümlichkeit, in einem „naturgemäßen" Gewande auf der Straße und im Hause sich zu bewegen. So sehr ich selbständige Gesinnung und eine auf die Ausbildung seiner selbst begründete Eigenart liebe, so wenig habe ich für meine Person je die Neigung empfunden, mich von meinen Mitmenschen durch äußere, meinem Körper angefügte Merkmale zu unterscheiden. Mit größtem Vergnügen trug ich einst die Uniform, das Kleid der geregelten Gleichheit. Ich bin eben auch nach dieser Richtung der Meinung, daß hier der Erfolg darüber entscheidet, ob der Reformator ein Narr oder ein Geistesheld war. Siegt Dr. Pudor mit der Einführung des von ihm gewählten Kleides, so verpflichte auch ich mich feierlich, meinen Beitrag zu dem ihm zu errichtenden Denkmal zu zahlen. Ich werde das Gewand tragen, welches ich bisher noch nicht sah, ob es mir nun beim ersten Anblick zweckmäßig und schön erscheint oder nicht, wie ich die moderne Form des Cilinders beim Hutmacher wähle, ohne ästhetische Absicht, sondern dem unbewußt in mir wirkenden Zug der künstlerischen Angewöhnung folgend.

An Pudor's Kunstauffassung ist das Eigenartige, daß er vom Künstler sittliche Reinheit fordert und im Werke nach dieser spürt. Das ist eine Forderung, die unmittelbar auf Subjectivismus hinweist. Pudor will im Kunstwerk nicht den Gegenstand, sondern den Bildner sehen. Und deshalb ist er Gegner des Realismus, begeisterter Anhänger Böcklin's. Denn bei den Realisten sieht er zu deutlich und zu ausschließlich den Gegenstand, zu wenig das was Holz die Productionsbedingung nennt. Es will also in der Formel

Kunst = Natur — Productionsbedingung

den letzteren Posten möglichst hoch einsetzen, in vollem Gegensatz zu Holz.

Ich denunzire feierlich einen dem anderen! Auch von der Individualität des Schöpfers des Kunstwerkes spricht Pudor und zwar in seiner Besprechung von Donatello's Büste des Niccolo da Uzzano, welche ein vortreffliches Stück beschreibender Nachbildung ist, ein kleines schriftstellerisches Kunstwerk, wie es einem nicht alle Tage in den Wurf kommt. Für Pudor macht erst der Künstler die Abbildung selbst des charakteristischen Menschen zum Kunstwerk. Er sagt, es sei sehr fraglich, ob Uzzano so ausgesehen habe, wie seine Büste. Ihr Realismus beruhe nicht in der Aehnlichkeit mit der Natur des Objectes. Es sei dies auch ziemlich gleichgültig. Aber weil die Subjectivität des Künstlers eine Rolle spielte — um Alt's Worte zu gebrauchen — weil Donatello den Mann darstellte, wie er, der Künster, subjectiv ihn verstand — darum wurde die Büste ein Meisterwerk.

Ich denunzire wieder Alt an Pudor, Pudor an Alt! Mögen sie miteinander fertig werden, ohne sich gegenseitig zu verketzern!

Und dann nehme ich ein weiteres Buch, Johannes Merz, Das ästhetische Formgesetz der Plastik*) in die Hand, gegen 300 Seiten, die ich, offengestanden, nicht zu Ende gelesen habe. Merz baut im Wesentlichen auf Lessing's „Laokoon" und auf Semper's „Stil" weiter und will bei schematischer Sonderung in „Forderung III⁴" und „Typus IV" die Frage lösen, welche Formen ästhetisch schön seien. Ich will die von ihm auf Seite 20 und 21 gegebene Antwort nicht näher kritisiren. Aber ich möchte doch an ihn selbst die Frage richten, ob er, in dunkler Kammer eingeschlossen, zu jenen Ergebnissen gekommen wäre, welche er als die Früchte seiner Studienreisen darstellt. Was er sagt, vermöchte ich, soweit ich es las, in allen wesentlichen Punkten völlig zu unterschreiben, wenn er sich die Frage so gestellt hätte: Welche Formen an den bisher geschaffenen Kunstwerken erscheinen mir, dem kunstgebildeten Deutschen von 1892 als ästhetisch-schön?

Seine Gesetze fallen aber schon um, wenn er japanische Kunst in Betracht gezogen hätte, jene Plastik, die man in die Hand nimmt und umdreht, um sich an der Ausbildung der Fußsohlen der stehenden Figur ebenso zu freuen, wie an dem der Gesichter. Was nützt aber ein Gesetz, welches nur für die Todten gilt und das jeder Kommende als für sich maßgebend ablehnt? Ich glaube nicht, daß auch nur ein Bildhauer sich um Merz' Gesetze kümmern wird!

Und nun noch zu einem vierten und letzten Buch für diese Besprechung, mir unzweifelhaft dem liebsten und ehrwürdigsten, obgleich meine Ansichten fast überall ihm entgegenstehen: Es heißt „Zur Aesthetik und Technik der bildenden Künste. Akademische Reden von Sir Joshua Reynolds", dem

*) Dresden, R. Oskar Damm.

*) Leipzig, E. A. Seemann.

Digitized by Google

berühmten englischen Portraitmaler, es gibt in vortrefflicher Uebersetzung von Dr. Eduard Leisching*) einen Einblick in das Schaffen und Denken eines großen Künstlers aus dem vorigen Jahrhundert, wie er in gleicher, erwärmender Tiefe selten zu erlangen ist. Leisching's außergewöhnlich klare und sachliche Einführung macht den Leser mit dem Redner betraut, mit einem Meister, dem zunächst Raffael beim ersten Anblick von dessen Werken mißbehagt, der sich zwingt ihm geistig beizukommen, nach und nach für ihn Feuer fängt, suggerirt wird, wie Lombroso sagen würde, und nur durch sein Leben ein Raffaelist wird, sich nach ihm und seinen Nachfolgern eine allgemeine Idee der Natur schafft, in der er das Nothwendige vom Zufälligen, das Bleibende vom Wechsel, das Allgemeine vom Einzelnen getrennt zu haben glaubt, der somit in einen Idealismus sich einlebt, und aus diesem heraus mit edlem Gleichmuth schafft. Er erhebt die erlernte ideale Schönheit über Alles, was die Natur im Einzelnen aufweist, diese Schönheit liegt ihm nie im Individuum, sondern stets in der Gattung, er sucht im Bilde über die Natur hinaus stets einen höheren Gedanken zu verwirklichen. In diesen Grundsätzen ergeht er sich in Bild und Rede mit dem schönen Gleichton einer festbegründeten Ueberzeugung.

Und der Erfolg: Wir stehen bewundernd noch heute vor jenen Bildern, in welchen Reynolds den Raffael, den Tizian und den ganzen Idealismus mitsammt der „Idee" beiseite setzte. Seine schlichteren Bildnisse der Zeitgenossen sind seine besten Werke, je mehr sie ideal zu sein beabsichtigen, je mehr sie eine Gattung statt eines Individuums darstellen wollen, je stärker der „höhere Gedanke" in ihnen hervortritt, desto weniger können selbst die ihm grundsätzlich nahestehenden Idealisten von heute diese Arbeiten schön finden. Seine Geschichtsbilder, seine Allegorien, all das „Höhere", was er schuf, hätte ihn von der Vergessenheit vieler seiner Zeitgenossen, eines West oder Barry nicht gerettet. Daß dem wackeren Manne und tüchtig denkenden Engländer der Realismus die Hand führte, trotz des idealistischen Kopfes — das allein hat ihn zum Maler von dauerndem Werth gemacht! Trotz seiner idealistischen Aesthetik wurde er ein großer Künstler!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Spiel ist aus.

Von Augustin Filon.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen.

I.

Es war eines Abends in Monte Carlo. Allabendlich sah man einen kleinen Dampfer den Golf durchschneiden, der einige zwanzig oder dreißig Touristen wieder nach Nizza beförderte, die er im Laufe des Tages hergebracht hatte. Pünktlich um zehn Uhr zog er die Anker auf und eine Weile noch hörte man durch die stille Nacht das Aechzen der Maschine, zuweilen auch Klänge aus einem Verdi'schen Chor, der in fröhlicher Laune von den Passagieren angestimmt wurde. In Monte Carlo blieben nur die enragirten Spieler zurück, die sich nicht so bald vom grünen Tische trennen mochten, ein seltsames und gemischtes Publikum. Man kannte sich halb und halb und verkehrte ohne viele Umstände mit einander. Da war mein Freund Achilles, ein Pariser Journalist und hervorragender Berichterstatter; Lord Croydon, der kürzlich von der Court of Bankruptcy fallit erklärt worden war; der Graf Narni, ein italienischer Diplomat, der in allerlei geheimen, nicht ganz sauberen Unterhandlungen gesteckt hatte; ein gewisser Funker, der sich für einen holländer Bankier ausgab; auch eine Frau: Mlle. Ponchette, eine Sängerin von der Opéra Comique, ein Bischen verblüht, aber durch einen Skandalprozeß wieder in Mode gekommen. Die Anderen waren unbedeutende Schatten, Statisten des Lebens, mit Ausnahme eines rothbärtigen Menschen, der ausgehungert und gierig aussah. Das Gesicht gefiel mir nicht.

„Kennen Sie den?" fragte ich Achilles.

„Nein, aber irgend Jemand hier muß ihn doch kennen."

Was diese Menschen einander näher gebracht hatte, war die gemeinsame Leidenschaft, das Bedürfniß, einander Spielgeschichten zu erzählen und unaufhörlich von ihren Gewinnen und Verlusten zu reden.

„Wird soupirt?" fragte Narni auf's Geradewohl.

„Es scheint so," versetzte Achilles, und man ging in einen der kleinen Speisesäle des Hotels.

„Gräßlich!" rief Ponchette plötzlich, „wir sind dreizehn!" Man lachte sie aus, aber sie wollte sich nicht niedersetzen. Ueber das Kapitel der Dreizehn und der Freitage hatte sie sehr feste Grundsätze. Aus Höflichkeit wollte ich mich zurückziehen.

„Durchaus nicht, ich hole einen Vierzehnten, Papa Montgobert, der wird uns amüsiren," rief der Bankier Funker.

„Wer ist Papa Montgobert?" fragte ich meinen Nachbar ganz leise.

„Ein Mensch, der immer aufgezogen wird, ein alter Pointeur."

Einen Augenblick später trat der alte Montgobert ein. Ich erkannte alsbald den grünen Ueberzieher, den kleinen, spitzen, grauen Bart, den elfenbeinernen Kahlkopf, die goldene Brille, die auf der Nasenspitze ruhte, diese alte, blutleere, ausdruckslose Physiognomie. Vor zwei oder drei Jahren hatte ich ihn in Spaa gesehen und eine Weile beobachtet. Immer fand ich ihn beim Roulette oder Trente-et-quarante. Spielen sah ich ihn fast nie. Die Diener sahen verächtlich auf ihn und antworteten ihm barsch, weil er nicht für seinen Stuhl bezahlte und Nadeln und Carton selbst mitbrachte. Die Croupiers aber hatten Mitleid mit ihm. Abends passirte es ihm oft, daß er beim ewigen Geräusch des „rien ne va plus" mit dem Ellbogen auf dem grünen Tisch einschlief, wobei seinen zitternden Händen wohl ein paar Silberstücke entfielen, die das Roulette verschmäht hatte, aber der Rechen, der rings um seinen Platz die Summen zusammenscharrte, vermied es sorgfältig, den alten Mann zu stoßen oder sein Scherflein zu berühren. Zuweilen fuhr er brummend auf, wenn ein ungewöhnlicher Treffer den Spielern einen Aufschrei entlockte, schob mechanisch sein letztes Geldstück hin und schlief wieder ein. Schließlich weckte man ihn und stieß ihn schwankend und schlaftrunken hinaus. Hätte man ihm erlaubt, auf dem unheilvollen Tische zu übernachten und mit seinem Körper das schreckliche runde Loch zu überdecken, das vielleicht schon mehr geprägtes Metall verschlungen hat als alle Tiefen des Oceans, es hätte zum Glück des armen Alten nichts mehr gefehlt.

Dieser Spieler war mir aufgefallen, aber ich wußte nichts von ihm, nicht einmal seinen Namen. Bald war ich von Allem unterrichtet, was ihn betraf, denn sobald er sich nach unterwürfigem Gruß gesetzt hatte, fing man an, ihn auszufragen. Er hatte seine Serviette an den Aufschlägen seines Ueberziehers festgesteckt mit den Nadeln, die er beim Pharao zum Pointiren gebrauchte, und blies methodisch jeden Löffel Suppe, ehe er ihn zum Munde führte. Nichts regte ihn auf, er antwortete langsam mit erloschener, weicher Stimme und einem halb spöttischen, halb mitleidigen Lächeln, als seien zwei Menschen in ihm, einer, den das Leben besiegt und erdrückt hatte, der andere ein Cyniker, der dem Publikum die Honneurs seiner Niederlage gemacht.

„Nun, Papa Montgobert, wie hat das Roulette Sie heute behandelt?"

Er machte eine Grimasse: „Wie alle Tage. Fortuna ist eine Frau, das sagt Alles . . . Entschuldigen Sie, gnädige Frau," fügte er mit ironischer Verbeugung vor Ponchette hinzu.

„Papa Montgobert, erzählen Sie doch diesen Herren, wie Sie zum Spieler geworden sind."

„Das ist eine alte Geschichte und ich glaube, ich habe sie Ihnen schon öfter erzählt. Es war an meinem Hochzeittage, ich war Juwelier mit dem Schilde „Zum silbernen Schwan" und am Morgen mit Rahel Lippmann, der schönsten Jüdin von Straßburg, getraut. Vor dem Diner, während meine Frau die Kleider wechselte, befand ich mich allein. Wir waren in Baden-Baden mit der ganzen Hochzeit. Da kam mir der Gedanke, in die Redoute zu treten. Ich wollte fünf Minuten da bleiben, und man fand mich dort nach fünf Stunden wieder. Ich hatte gewonnen, ich hatte verloren, ich hatte gefiebert, ich hatte ein ganzes Leben durchlebt. Ich merkte nicht, daß die Zeit verfloß, ich erkannte weder meine Frau, noch meinen Schwiegervater. Ich kannte mich selbst nicht, es war vorbei, das Gift saß im Blute."

Der Alte wurde immer lebhafter. Er erzählte, welch wüthende Schlachten er den deutschen Spielbanken geliefert habe, anfangs nach einem System mit großen, kühnen Schlägen, dann nach einem anderen „unfehlbaren Schema", das er lange studirt und gehegt hatte. Sein Vermögen war zerflossen, mit ihm seine kaufmännische Ehre. Er war bankerott erklärt, seine Freunde hatten ihn verleugnet, seine Frau hatte sich von ihm getrennt, seine Mutter war vor Kummer gestorben und er hatte weiter gespielt. Wie ein hundert Mal getäuschter Liebhaber glaubte er nicht mehr, aber er liebte noch. Ein Philosoph inmitten seiner Leidenschaft, weise in seiner Thorheit, hatte er das Wenige, was ihm blieb, in einer Lebensrente angelegt, und seine kümmerlichen Einkünfte hatte er in zwei Hälften getheilt. Die eine sicherte sein tägliches Leben und das seiner alten Aufwärterin Madeleine, die andere war in dreihundert fünfundsechzig gleiche Theile getheilt und dazu bestimmt, täglich vom Roulette verschlungen zu werden. Hatte er Alles verloren, so verlangte er mehr von Madeleine, die den Beutel verwahrte, aber er mochte bitten, weinen, vor ihr auf die Knie fallen, sie blieb unerbittlich, und Montgobert mußte sich begnügen, dem Ruin oder Gewinn Anderer zuzuschauen, zuweilen einen Orakelspruch zu thun oder durch eine plötzlich hingeworfene Idee einem Neuling zum Glück zu verhelfen.

„Aber wer wird Ihr Begräbniß bezahlen?" fragte unverschämt Ponchette.

„Mit meinem Leichnam kann man machen, was man will. Vielleicht bekommen ihn die Herren Professoren, die werden mich auf einen

*) Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Digitized by Google

schönen Marmortisch legen, mein armes Hirn öffnen, es wiegen und feststellen, in welcher Höhlung der Hirnschale meine verfluchte Leidenschaft ihren Sitz hatte."

„Das fehlt noch," rief Achilles, der ungeheuer getrunken hatte. „Meine Herren, wollen wir den Altmeister des Pharao auf die Anatomie bringen lassen, den Meister der Roulette, den Methusalem des Trente-et-quarante?"

„Das sei meine Sorge," sagte Funker, der gern den Großmüthigen spielte.

„Nein, nein, bitte, Herr von Crösus, dies Vergnügen werden Sie mit Ihren Spielkameraden theilen, wir thun uns zusammen."

Von allen Seiten erscholl ein Bravo. „Die Gesellschaft der Dreizehn ist gegründet," versetzte Achilles feierlich. „Artikel I. Die Gesellschaft wird dem Papa Montgobert ein ehrenvolles Begräbniß veranstalten. Artikel II. Die Mitglieder verpflichten sich, auf die Aufforderung von einem der Ihren Alles im Stich zu lassen und an den Ort zu eilen, wo besagter Montgobert verschieden ist, um ihm das letzte Geleit zu geben."

„Zugestimmt!" riefen die Gäste, fast alle betrunken.

„Verzeihen Sie," sagte Montgobert, „darf man eine Bemerkung machen?"

„Das dürfen Sie," versetzte der Journalist.

„Ich möchte in Amsterdam begraben werden auf dem Judenkirchhof. Das ist ein hübscher Ort, gute Luft, eine reizende Aussicht. Ich habe oft in einem nahegelegenen Wirthshause gefrühstückt; es gibt dort vortreffliche Würstchen und Forellen in Weißwein."

„Artikel II wird nach den Wünschen des Interessenten geändert werden."

„Artikel III," sagte darauf Lord Croydon, indem er sich erhob: „Ein Roulette wird auf dem Sarge des Genannten befestigt werden, die Kugel wird in Bewegung gesetzt und der Sarg wird in das Grab gesenkt, das sogleich geschlossen wird, damit Niemand erfährt, auf welcher Zahl die Kugel zum Stillstand gekommen ist."

Der Artikel III rief allgemeine Begeisterung hervor.

„Und jetzt," schloß Achilles, „mein Fräulein und meine Herren, lassen Sie uns noch ein Glas Champagner auf das Wohl Papa Montgobert's trinken! Möge er so spät wie möglich von den Vortheilen profitiren, die unsere Verbindung ihm sichert!"

„Vater Montgobert soll leben!" erscholl es von zwölf männlichen Stimmen und einem schrillen Sopran. Alle Gäste zerbrachen gleichzeitig ihr Glas auf dem Tisch, nachdem sie die Statuten der Dreizehn beschworen hatten.

Ich ging hinaus. Ein leichter Wind erhob sich und im Osten hinter den Olivenbäumen der Straße von Mentone zeigte sich ein schwacher Schein, ein bleiches, grünliches Licht. Aus dem Speisesaale drang ein Summen, wie fernes Orgelgetön. Dort beschloß Lord Croydon im tête à tête mit einer Flasche schottischen Whisky das Fest auf englische Manier, das God save the queen vor sich hinbrummend. Dann wurde Alles still, und als die menschlichen Leidenschaften eingeschlafen waren, begannen die Vögel zu singen.

II.

Vier oder fünf Jahre waren verflossen. Der alte Montgobert schlummerte eines Abends in Spaa nach seiner Gewohnheit am Ende des Tisches. Der Saal war ziemlich verödet, denn die Saison ging zu Ende. Den Händen des Greises war ein Goldstück entfallen und auf Schwarz gerollt und Schwarz hatte gewonnen. Der Einsatz war verdoppelt und bei der nächsten Umdrehung noch einmal. Zwölf mal nach einander fiel die Kugel auf Schwarz. Man wurde auf das ungewöhnliche Glück des Alten aufmerksam. Der neben ihm sitzende Croupier stieß ihn mit dem Ellbogen an, aber er rührte sich nicht.

„Nicht wecken!" flüsterten energisch die Umstehenden, „sonst hört das Glück auf." Und all diese Abergläubischen sprachen mit gedämpfter Stimme, bewegten sich auf den Fußspitzen, vermieden es, mit dem Gelde zu klirren. Den Neuankommenden machte man mit den Händen Zeichen, sich ruhig zu verhalten, denn Alle, die im Lesezimmer oder in der Nähe des trente-et-quarante waren, kamen herbei, um den sonderbaren Menschen zu sehen, der im Schlaf ein Vermögen gewann, oder sie kamen auch, um auf seine Seite zu setzen. Gold und Scheine regneten vor Montgobert und bildeten einen großen Haufen. Es war mehr als das damals festgesetzte Maximum: achttausend Franken.

„Wie viel ist's?" fragte der vorsitzende Croupier.

Trotz der Einsprache der Spieler mußte der Alte aus diesem eldoradischen Schlafe geweckt werden. Man schüttelte ihn heftiger. Seine Arme fielen schlaff auf den Tisch, und der Kopf senkte sich auf seine Schulter. Der alte Montgobert hatte seine letzte Partie gespielt. Welche Aufregung, welcher Tumult! Man trug die Leiche hinaus und fing wieder an zu spielen. Ein Amerikaner zahlte den Kellnern hundert Franken, um den Stuhl des Todten zu bekommen. Ein vorübergehender Philosoph machte die Bemerkung: „Fortuna ist schließlich doch gutmüthig. Sie hat wenigstens das Leichenbegängniß ihres Anbeters bezahlt."

Dieser Philosoph irrte sich; den unverhofften Gewinn des Alten erbte Madeleine, die Beerdigung wurde von unserer Gesellschaft bezahlt, von der ein Mitglied anwesend war, Lord Croydon. Durch ihn erhielt ich die Anzeige, die ich auf meinem Tische fand, als ich von einem Balle heimkehrte. „Die Dreizehn beehren sich, Sie von dem Ableben des Herrn Sadoc Elysée Montgobert in Kenntniß zu setzen. Er starb auf dem Felde der Ehre am . . . Sie werden gebeten, den Beisetzungsfeierlichkeiten in Amsterdam den . . . vier Uhr Abends beizuwohnen. Versammlung im »Russischen Hof.«"

Ich hatte meinen Schwur niemals ernst genommen, aber ich war jung, Herr meiner Zeit und frei, nach Gefallen zu handeln. Daher rollte ich zwei Stunden später in einem Zuge nordwärts. In Amsterdam fand ich, daß die Dreizehn auf vier zusammengeschmolzen waren, mich inbegriffen. Die drei anderen waren Croydon, Funker und der rothbärtige Mensch, der mir so sehr mißfallen hatte, und den in Monaco niemand kannte. In Amsterdam konnte man mir einige Auskunft über ihn geben. Wie hieß er? Burchard. Von Profession? Agitator. Welcher Nation? Das wußte man nicht. Vielleicht war er ein Pole, wenn er kein Italiener war, möglicher Weise war er ein Schweizer. Er war schon aus Frankreich, Deutschland und Rußland ausgewiesen. Ein netter Bursche, wie ich zu errathen glaubte. Halb Freibeuter, halb Fanatiker. Einer von denen, die ein Paar Stiefel entlehnen und eine Reihe Schimpfreden zurückgeben, arbeitete er an der sozialen Auflösung, trieb niedere Journalistik; gab, wenn er Gelegenheit fand, Unterricht in Sprachen, die er nur halb kannte, und spielte in den Zwischenpausen sehr wahrscheinlich falsch.

Zur festgesetzten Stunde machten wir uns auf den Weg. Es war ein trüber Herbstnachmittag. Mit feinen Schneeflocken durchsetzter Nebel ringsum. Fast war es dunkel als wir den Judenkirchhof erreichten. Eine alte Frau folgte uns weinend; es war Madeleine. Wir stellten uns im Kreise um das Grab. Die schwarze Decke wurde vom Sarge genommen, dann setzte man ihn auf die Stricke, die von den Todtengräbern gehalten wurden. Das Roulette wurde herbeigebracht. Es war ganz neu und fest auf die Mitte des Sarges gefügt, gerade über dem alten Herzen, das so heftig in der Aufregung des Spiels geschlagen hatte. Wir standen alle entblößten Hauptes. Funker kniete in dem schmutzigen Schnee. Ich erinnere mich, daß, trotz der durchdringenden Kälte, Schweißtropfen auf seiner Stirn standen. Er nahm die Kugel: sie war aus Elfenbein, zwei Reifen von Ebenholz kreuzten sich darüber. „Faites votre jeux!" murmelte er. Die Kugel rollte im raschen Kreise mit einem leise schnarrenden Ton und der Sarg senkte sich. Unwillkürlich neigten wir uns alle vor. Aber schon verschwand der Sarg im Dunkel, auch der durchdringendste Blick konnte nichts mehr unterscheiden. Noch hörten wir das Geräusch der Kugel, die von einem Fach in das andere sprang.

„Rien ne va plus!" murmelte Funker mit kaum hörbarer Stimme. Kein anderes Todtenamt wurde über der Leiche des alten Montgobert gehalten. Die Todtengräber ließen ein großes Brett über das Grab gleiten. Wir gingen stillschweigend hinaus. Alle hatten wir denselben Gedanken, und ich sprach ihn aus, vielleicht weil ich weniger von ihm erregt war, als die anderen.

„Diese Nummer! Wer die wüßte, könnte Geld verdienen!"

„Um so mehr, als er mitten im Glück gestorben ist," sagte Lord Croydon. „Das hat er mit hinabgenommen."

Funker und Burchard gingen vor uns her. Bei unseren Worten wandten sie sich um, aber sie sagten nichts. Der Engländer fuhr fort: „Es ist das Geheimniß des Todten, der möge es bewahren."

Einige Minuten später hatte ich meine Gefährten verlassen. Am anderen Morgen sagte mir der Kellner, als er mich weckte:

„Wissen Sie schon die Neuigkeit? Heute bei Tagesanbruch hat man Herrn Funker als Leiche aus der Amstel gezogen."

Ein Verbrechen? Ein Selbstmord? Man wußte es nicht. Die Polizei forschte, die Aerzte stritten sich vor der Leiche. Die ganze Stadt war in Aufregung. Sobald ich angekleidet war, ging ich hinab. Ich erfuhr, daß meine beiden anderen Gefährten, Lord Croydon und Burchard, noch am Abend vorher in verschiedenen Richtungen abgereist seien. Als ich meine Rechnung bezahlte, besprach ich den Fall mit dem Eigenthümer des Hotels.

„Es thut mir leid, Amsterdam verlassen zu müssen, ehe Klarheit in die Sache gekommen ist," sagte ich.

„Die wird man schwerlich erlangen," meinte er achselzuckend.

Es kostete Mühe ehe ich ihn veranlassen konnte, seine Gedanken darüber auszusprechen. „Sehen Sie," sagte er, „der arme Herr Funker war ein wüthender Spekulant. Man hielt ihn stark an der Hausse betheiligt. Nun kommen gerade sehr ungünstige Nachrichten aus dem Orient, und die Liquidation ist vor der Thür. Außerdem hatte er Feinde; an der Börse gibt es immer solche. Auch strich er," hier sprach er noch leiser, „ganze Nächte mit allerlei Leuten herum. Wie soll man da etwas herauskriegen?"

Als ich nach Paris zurückkehrte, hörte ich nicht mehr von der Angelegenheit reden und vergaß sie ganz und gar. Im vorigen Sommer war ich zur Kur in Ragatz. Eines Abends an der Table d'hôte kam das Gespräch auf die geheimnißvollen Verbrechen, deren Urheber nie entdeckt wurden. Jeder erzählte ein Beispiel zu diesem unerschöpflichen Thema. Ich weiß nicht, wie das Andenken des Börsenmannes mir in's Gedächtniß und sein Name auf meine Lippen kam. „Das ist gerade wie bei Funker," sagte ich.

Ein Herr, der mir gegenüber saß, ich glaube ein Kaufmann aus Metz, griff den Namen auf. „Funker! man kennt jetzt alle Einzelheiten über seinen Tod."

„Und wer hat sie erzählt?"

„Sein Mörder . . . Aber, damit sie verstehen, muß ich erwähnen, daß ein gewisser Montgobert" . . .

„Ich weiß, ich weiß . . . Ich war bei der Beerdigung."

„Dann kennen Sie Burchard?"

„Gewiß!"

„Dieser Mensch hat im Hospital in Nizza vor seinem Tode bekannt, daß Funker und er in der Nacht, die auf das Begräbniß folgte, in den Judenkirchhof eingedrungen seien. Mit einer Leiter und einer Laterne stieg Funker in das Grab, las die Nummer und stieg mit der Kugel wieder hinauf. Aber da erhob sich ein gräßlicher Streit zwischen den beiden Mitschuldigen. Sie theilten das Geheimniß, aber wer sollte

Digitized by Google

den Fetisch besitzen? Im Kampfe erhielt Funker einen furchtbaren Schlag und stürzte ohnmächtig zu Boden. Burchard warf ihn in die Amstel. Er hatte sich im Voraus durch seine fingirte Abreise mit dem Abendzuge ein Alibi geschaffen. An der ersten Station war er ausgestiegen und unbemerkt an den Ort des Rendezvous zurückgekehrt. Daher blieb sein Verbrechen ungeahndet. Er besuchte die Spielorte, und sobald er etwas Geld hatte, setzte er es auf die verhängnißvolle Zahl. Aber niemals, so hat er versichert, gewann er. Funker, der allein in die Grube hinabgestiegen war, während er Wache hielt, Funker mußte ihn getäuscht haben, indem er die wirkliche Zahl für sich behielt. Bei diesem Gedanken wurde er von solcher Wuth erfaßt, daß er sich, falls er sein Opfer lebend wiedergefunden hätte, auf den Unglücklichen gestürzt haben würde, um ihn zum zweiten Mal zu tödten."

„Und wie starb dieser Burchard?"

„Sein Todeskampf war schrecklich. Er glaubte zu spielen, Einsätze zu machen, und fiebernd strich er den eingebildeten Gewinn ein. Immer rief er: Fünfunddreißig, schwarz! Ohne Zweifel die Zahl Montgobert's. Dann richtete er sich trotz der Gegenwehr einiger handfester Krankenpfleger hoch auf, lachte und schrie zwei Mal: die Bank ist gesprengt! Dann brach er leblos zusammen."

Aus der Hauptstadt.

Windthorst in Marmor.

Daß hier zu Lande für die Kunst viel zu viel gethan wird, ist ein öffentliches Geheimniß. Nur spricht man nicht gerne von ihr. Wahre Noblesse und wahrhaftige Wohlthätigkeit machen von ihren Geschenken nicht viel Aufhebens. Im Reichstag drückt man sich, kommt der fragliche Budgetposten an die Reihe, gern um ihn herum und sucht ihn mit ein paar verlegenen Redensarten, freundlich lächelnd, aber ohne besondere Umstände, zu erledigen. Für die Kunstdebatten werden immer nur solche Oratoren abcommandirt, die auch gern 'mal sprechen möchten, aber leicht Dummheiten machen und deshalb bei halbwegs wichtigen Titeln zurückstehen müssen. Man kann dem hohen Hause auch gewiß nicht zumuthen, einer so völlig unproductiven Thätigkeit, wie die Kunst ist, größere Aufmerksamkeit zu schenken; haufenweis bleiben am Ende jeder Session unerledigte Gesetzentwürfe von ungleich höherer Bedeutung liegen; so sind diesmal die Vorlagen wegen Errichtung einer Appellkammer in Einschätzungssachen, wegen Neuuniformirung der Telephonbeamtinnen u. a. m. noch nicht erledigt, ganz zu schweigen von der nicht minder hochwichtigen Novelle, Einstellung eines etatmäßigen Nachtwächters in Tabora und Ausrüstung des Hinterlandes von Kamerun mit Dintenfässern. Das geht unweigerlich vor, das gehört zur Regierung; ohne die Dintenfässer und den Nachtwächter ist die Fortexistenz des Reiches in Frage gestellt, ohne die Kunst aber geht's weiter. Bei einem M. d. R. genügt es, wenn sein Kunstverstand sich auf die Durchdringung des Gesetzes, Kunstbutter betreffend, beschränkt, und er wünscht gar nicht, mit zeitraubenden Erörterungen über so nebensächliche Themata behelligt zu werden. Sofern er kein zielbewußter Centrummann vom demokratischen Flügel ist, wendet er anstandshalber nichts dagegen ein, wenn die kaiserliche Regierung Jahr für Jahr eine ganze viertel, manchmal sogar eine halbe Million daran verschwendet, dem Maler- und Bildhauerpöbel bei allen möglichen Gelegenheiten feste erste Preise in den Rachen zu werfen; selbst der Freisinn erhebt sich nicht gegen diese Liebesgabe, womit das ganz überflüssige und zu keiner Comptoirarbeit taugliche Künstlerproletariat auf Kosten der übrigen Bevölkerungsklassen gemästet wird. Man bewilligt, der sogenannten Civilisation zu Liebe, vom Militär- und Marine-Etat abgeknapste Unsummen für Nationaldenkmale und kirchliche Kunstbauten, die später nie als Unteroffizierschulen oder Trockendocks benutzt werden können, ja, man bewilligt sie, in Dreiteufelsnamen, aber man will dann auch weiter nichts damit zu thun haben. Wenn ich deshalb heute dem hohen Reichstag eine schüchterne Bitte vortrage, die auf Errichtung eines neuen Kunstwerkes hinausläuft, so hoffe ich, er wird diesmal seinem altbewährten Grundsatz folgen und in üblich schlecht besuchter Sitzung, bei Anwesenheit von 46 Mitgliedern, mir das Geld anstandslos bewilligen, sich aber um die Ausführung des Projectes so wenig kümmern, wie er um die Ausführung des Nationaldenkmals für den alten Heldenkaiser, wie er um den Neubau des Berliner Doms sich kümmerte. Ich bringe für meinen Zweck, um der herrschenden Strömung entgegen zu kommen, die mit Recht so beliebte Monumentenform in Vorschlag, bin aber auch, um alle Geschmäcker zu befriedigen, bereit, dies Monument in einer Kirche aufzustellen.

Es handelt sich, kurz gesagt, um eine nationale Ehrenpflicht. Mit stolzer Freude wird jeden wahrhaft patriotischen Mann die Thatsache erfüllt haben, daß der p. Heine für sein Marmorbild in unseren Landen bisher keinen Unterschlupf finden konnte; er verdient dies Schicksal vollauf, und die böhmischen Studenten waren im Recht, als sie den Düsseldorfer Stadtrath zu seinem denkwürdigen Denkmal-Beschlusse beglückwünschten. Sie hätten die Adresse vielleicht in etwas besserem Deutsch abfassen können, aber eben ihr miserabler Stil unterscheidet sie auf's Schärfste von dem vaterlandslosen Dichter. Herr Heine mag ein sehr braver Mann gewesen sein, ich kenne ihn und seine Werke so wenig wie der Stadtrath von Düsseldorf, aber dreierlei steht seiner Verewigung und Aushauung in Marmor im Wege. — Erstens, und das ist das Schlimmste, war er ein Civilist, was bekanntlich schon an Goethe lebhaft getadelt wurde; dieser Herr kam nur deshalb in den Thiergarten, weil er nachweislich längere Zeit hindurch im Ministerium des Innern beschäftigt gewesen ist. Zweitens mangelte dem p. Heine all und jede Zielbewußtheit, Unentwegtheit und Gesinnungstüchtigkeit. Schließlich hat er, wie man mir sagt, Verse geschrieben, bessere sogar als Herr von Wildenbruch, der ihm als Legationsrath doch entschieden über ist; er hat auch mehrere Prosa-Werke veröffentlicht, darunter nicht eins über die Nothwendigkeit der Militärvorlage, darunter kein Hohenzollerndrama mit Visionen. Diese Gründe gegen sein Denkmal genügen. Denn daß er Unterstützungen aus französischem Staatsfonds angenommen hat, macht ihm der neue Kurs weniger zum Vorwurf; gibt es doch unter seinen Stützen hochangesehene Staatsmänner, die sogar aus hannöverschen Welfenfonds Almosen annahmen.

* * *

Immerhin ist die Denkmalsetzerei augenblicklich so in Schwung gekommen, daß unser Volk, als der Fall Heine erledigt war, sich sofort nach einem neuen Versteinerungs-Candidaten umsah. Mit hoher Genugthuung erfüllte mich deshalb die Meldung eines ultramontanen Blattes, daß die Fraction beschlossen hätte, ihrem verewigten Führer Windthorst in Meppen ein Monument zu stiften; nun haben wir, Gott sein Dank, Heine nicht mehr nöthig. Es ist wohl ohne Weiteres klar, daß man es nicht der ziemlich beschränkten Centrumpartei überlassen darf, einer unabweisbaren Ehrenpflicht gegen den großen und allbeliebten Todten nachzukommen; nein, die Nation muß diese Angelegenheit in die Hand nehmen, das ganze Deutschland soll es sein. Windthorst genügt allen berechtigten Ansprüchen. Als himmlischer Generalstabschef rangirt er in der Quartierliste gleich hinter Schlieffen; seine Unentwegtheit kannte keine Grenzen, und Verse hat er nie gemacht. Ein besonders günstiger Zufall will, daß er von sehr niedriger Statur, bedeutend kleiner als Heine gewesen ist und deshalb an ihm viel Marmor gespart werden kann.

Auf diese Weise entledigt Deutschland sich einer drückenden Schuld gegen seinen besten Sohn. Als Windthorst gestorben war, trat in feierlicher Versammlung, vor den Vertretern des Kaisers und den Großen des Reiches, der katholischen Priester Oberhaupt an den weihrauchumqualmten, blumenbelasteten Sarg und sprach die folgenden Worte: „Wir alle bezeugen ihm an seiner Bahre, daß er einen guten Kampf gekämpft hat. Gott gebe uns, wofür er gekämpft, was er erhofft!" Und alles Volk ringsum beugte andächtig das Haupt. Man ehrte den Todten um so lieber, als man dabei, in sonderbarer Ideenassoziation, seines just exilirten, aber noch lebenden großen Feindes in Friedrichsruh gedachte und hoffte, dieser Mann der „grauenhaften Einsamkeit" würde sich die Lection zu Herzen nehmen und bedauern, nicht wie Windthorst der Unermeßliche, der Umgängliche, der Allerweltsfreund gethan zu haben.

Dieser Windthorst, der dort im Tode lag, „das war ein Mann, dessen ganze Kunst darin bestanden hatte, auf die Dummheit, auf den religiösen Fanatismus der Menge zu spekuliren und sie aufzuhetzen, ein Erzfeind unserer Einheit, von 1871 an der Begünstiger aller auf Zersplitterung des Reiches gerichteten Bestrebungen, ein Welf im Gewand des Mönches, nichts als ein schlauer Handelsmann." Und daß zum Andenken ließ jeder Parteipatriarch, jeder Bezirkvereins-Metropolit und jeder politische Pobjedonosszew in seinem Sprengel die Sterbeglocken läuten, übermächtigen Klangs.

Drei Jahre fast sind nun darüber verflossen, und Windthorst ist denkmalreif geworden. Wie ihm ganz Deutschland in Dankbarkeit Todtenkränze wand, wird jetzt ganz Deutschland zu seinem Marmorbilde gern die Mariengröschlein beisteuern. Es wäre ein so tüchtiger, ein so vernichtender Schlag in des alten Sachsenwäldlers Gesicht; es würde das Centrum dem großen Handelsvertrage geneigt machen, der bevorsteht, und außerdem würde es Windthorst's Geist verhöhnen.

Denn der gerieben kluge Greis, der mit eherner Festigkeit, jesuitisch gelassen, seinen Weg machte, der einen Riesen zu bestehen wußte, indem er die schwarzen, dumpfen Massen wider ihn aufbot, nur mit Schmerz und Scham kann er auf die Erben seiner Macht herabschauen. Ich habe hier einmal von dem polykratischen Glück des Grafen Caprivi erzählt; ich hatte damals keinen Anlaß, das größte Glück zu nennen, das ihm und mit ihm dem protestantischen Deutschland in einem entscheidenden Augenblicke widerfuhr: Windthorst's Tod. In der Hand der redemächtigen, vielgewandten Excellenz wäre der General-Reichskanzler rasch ein willenloses Werkzeug der Kirche geworden; einem Windthorst gegenüber hätte man die Zurückziehung des Volksschulgesetzes nicht gewagt, die Rache dieses gewaltigen Taktikers wäre zu fürchterlich gewesen. Und man denke sich jetzt, in den Wirren dieser Tage, den verschlagenen Fuchs an der Spitze seiner großen Partei, jetzt, wo die Regierung, will sie im Reichstag wie in den Neuwahlen nicht schmählich auf's Haupt geschlagen werden, nothwendig einen Condottiere seiner Art gebraucht! Ich sage Euch Allen, die Ihr Eure Leiern stimmt und Eure Federn schärft, um pathetisch wider die Jesuiten zu donnern, lebte Windthorst noch, Eure Furcht wäre substanziirt, Eure Forckenbeck-Rufe nur zu berechtigt gewesen. Lebte Windthorst noch, Eure flammensprühenden Aufsätze und Eure gutgemeinten Gedichte hätten leider keinen höheren Werth als den erquicklicher Stilübungen. Er würde, das Zünglein der Wage, seinen Platz nicht aufgegeben haben; dominiren würde er heute, Herr sein im Lande und zerschmettern, wer sich ihm widersetzt. Es ist ja nicht zu sagen, wie leicht ein Windthorst irgend einer Partei heut, vier Wochen vor der Katastrophe, die Regierung in's Schlepptau nehmen könnte! Aber das ist das Glück, und das ist das Unglück: Windthorst liegt im Grabe, und Bismarck ist verbannt.

Die kleine Excellenz war ein Feldmarschall der Politik, kein schweig-

Digitized by Google

samer aus der preußischen Moltkeschule, ein Zögling vielmehr Niccolo Machiavelli's: höfisch und glatt, zuvorkommend im Frieden, aber rauh, borstig und unbarmherzig, grausam auf dem Schlachtfeld, auf der Tribüne des Reichstages. Seine Nachfolger im Commando — möchten sie uns zu Deutschlands Heil lange, recht lange erhalten bleiben! — der liebe Lieber, die Ballestrem, Bachem und Porsch, die imaginären Größen, von deren Existenz niemand etwas ahnte, als Windthorst noch lebte — sie machen's gerade umgekehrt wie der Meister. Sie jubiliren in ihren Provinzversammlungen, wo katholisch die Modefarbe ist, und singen auf Rheindampfern, selig betäubt, französische Freiheitslieder, aber in Berlin ducken sie immer wieder geräuschlos unter. Graf Caprivi hat viel Glück, es ist wahr. Und wem von uns Ungläubigen noch ein Fünklein Dankbarkeit im Herzen glimmt, der wird fleißig beisteuern zu dem Marmorbilde Ludwig Windthorst's, der so tactvoll war, so entgegenkommend und patriotisch, zu gehen, als Bismarck ging. „Stirb zur rechten Zeit!" Das ist ein schönes Wort Zarathustra's.

Gegen die Rückkehr der Jesuiten und den Sieg des Ultramontanismus auf märkischem Sande hat Niemand so kraftvoll gewirkt wie Windthorst, und dies allein dadurch, daß er verschied. Wie bedenklich die Meteorologen der Politik auch immer in das Morgen blicken und wie ängstlich die Wetterfröschlein quaken, es ist zur Sorge kein Anlaß. Die heute das Centrum leiten, verstehen nur Wind zu machen, aber keinen Sturm. Sie wünschen nicht in den Verdacht mephistophelischer Heimtücke und verrätherischer Krämergesinnung zu kommen, darum bleiben sie fest in der Militärfrage, wollen zum Mindesten die Neuwahlen abwarten und anderen Parteien Chancen gönnen. Sie wünschen aber auch nicht, von den parlamentarischen Soiréen beim Reichskanzler und beim Staatssecretär Bötticher ausgeschlossen zu werden, darum halten sie in allen anderen Fragen noch treu zur Regierung. Wenn ich ein Leitartikler wäre, verbreitete ich mich des Längeren über die Moralphilosophie von Buridan's Esel. Weil ich das nicht bin, aber mein Deutschland liebe, wünsch' ich Herrn von Ballestrem hundert Jahre lang die Führerschaft der Centrumpartei und bitte, von der Redaction drei Mark Beitrag für das Denkmal des todten Windthorst abzuholen . . . .

* * *

Der deutsche Kaiser rüstet sich mit erlesenem Prunk zu einer Romfahrt. Er will, denn im Quirinal ist man duldsam und aller Eifersucht bar, auch dem Pontifex Maximus einen Besuch abstatten. Und Leo Pecci, der ein unterrichteter Mann sein soll, ein Windhorst in der Tiara, wird, sobald er sich herzlich bedankt hat für den schönen Ring, den General Loë ihm als kaiserlich Geschenk überbrachte, den Hohenzollernfürsten in ein interessantes Gespräch voll historischer Reminiscenzen ziehen. Er wird an die Tage anknüpfen, wo Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III. innig verbunden waren zum Schutz von Thron und Altar; wo sie rastlos sannen, sich gegenseitig gefällig zu sein, so daß der Kaiser, wenn Noth am Mann war, dem etwas unbeholfenen Nachfolger Petri die Steigbügel hielt und Alexander dem erholungsbedürftigen Kaiser zu einer amüsanten Orientspritzfahrt verhalf. Dann wird er von der Macht des heiligen Stuhles sprechen, der, Cardinal Gruscha, Fürstbischof Kohn und eine Encyklika beweisen es, alle schwebenden brennenden Fragen zu lösen weiß: die Frauenfrage, die soziale Frage, die Judenfrage, und der, hält man seinem Inhaber nur ein paar Jahre lang die Steigbügel, auch Deutschlands Militärfrage zu lösen wissen wird. Worauf Wilhelm II. unbeschreiblich lächelt: „Heiligkeit, das war einmal. Aber es gibt kein Centrum mehr in Deutschland. Sie müssen wissen, man sammelt bei uns eben für einen Windthorst in Marmor!" Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Die Tragödie des Menschen. Dramatisches Gedicht von Emerich Madách. Nach der Uebersetzung L. Dóczi's bearbeitet von Oscar Blumenthal. (Lessing-Theater.)

An Waschzetteln hat es diesmal wahrhaftig nicht gefehlt, und sie erreichten fast ausnahmslos, ja, sie überschritten manchmal jene achtunggebietende Länge, die sonst nur Adolf Ernst gestattet ist. Wir hörten mit Bewunderung, daß man der ungeahnt prächtigen, poesievollen Decorationen wegen Wien hatte bemühen müssen, daß die Skizzen zu diesen Decorationen schon acht Tage vor der Première im Foyer ausgestellt worden seien, und daß die Vorbereitungen ganz ungewöhnliche große Opfer an Zeit und Geld verlangt hätten. Ohne den vorgeblich „anhaltenden Erfolg der Heimath Sudermann's", die unseren gar nicht mehr auf der Bank der Spötter sitzenden Director Blumenthal sozusagen „aller Repertoiresorgen enthob", würde eine Aufführung der „Tragödie des Menschen" auch in diesem Winter noch nicht möglich gewesen, Berlin also noch länger hinter den Theaternebenstädten zurückgeblieben sein. Wir hörten's mit Andacht, und Einige waren sogar, die es glaubten. Dem Uebelstand ist nun abgeholfen, wir haben die ungarische Faust-Ergänzung, das dritte Märchenstück der Saison, geschaut und gleichzeitig einen Bilderpomp anstaunen dürfen, der an die schönsten Zeiten der Meininger, ach, was sag' ich, des Victoria-Theaters erinnerte, ehe es in Friedländer & Sommerfeld's Hände gerieth und 800 Freibillets Tribut jährlich an einen einzigen unparteiischen Kritiker liefern mußte. Das Theater „Unter den Linden" ist überronachert worden, und die „Urania" kann sich verstecken. So 'was ist einfach seit sechs Jahren noch nicht dagewesen, und die maschinistische Leitung, für die Herr Moritz von Braunmühl verantwortlich zeichnete, errang einen durchschlagenden Erfolg. Desgleichen wurde den Decorationen ein begeisterter Empfang bereitet, die Regie ließ nichts zu wünschen übrig, und daß bei der römischen Orgie eine Bank unter der Last des edlen Catulus' zusammenbrach, ist ein geistvolles Symbol für die Gebrechlichkeit der damaligen Cultur, um das der erfinderische Barnay die Herren Blumenthal und Anno beneiden konnte. — Alles erntete Applaus, schlechthin Alles, und nur das Nebensächliche, Dichtung und Darstellung, ward am Schlusse ein wenig angeblasen. Des wackeren Ungarn umständliche Gedankenpoesie macht sich als Ausstattungsstück wirklich recht nett, und wenn sie auch ihren idealen Lebenszweck, Fulda's Talisman und Pohl's Çúdraka bankerott zu machen, nicht erreichen wird, große Kinder und kleine Mädchen werden vielleicht Erbauung in ihr finden. Selig sind, die da geistig arm sind und sich am Goethe-Nachguß berauschen können.

Wir Deutschen sind verwöhnt, denn uns ward Goethe geboren; selbst Byron's schwermüthiger Riese Manfred vermag uns, in all der königlichen Pracht seiner Gedanken, in all dem phantastischen Zauber seiner Sprache, nicht zu fesseln. Wo in einer philosophischen Dichtung auch nur Anklänge an den Faust sich finden, klappen wir das Buch zu und lächeln. Dies Lächeln mußte Nicolaus Lenau kennen lernen, in dessen Muskeln doch ungewöhnliche Kraft sich regte und dessen Schwingen doch zu manchem Hochflug ausreichten; Heinrich Heine spürte die Schwierigkeit „nach Goethe" und ließ es bei einem Tanzpoem bewenden; und die Fauste der Epigonen sind fast sämmtlich schon wieder eingestampft. Aus der Vorlesung der „Gäa" von Adalbert von Goldschmidt entsinne ich mich, wie bei gewissen Accorden, die auch im Faust schon erklingen, alle Mienen sich verdüsterten, gleich als wär' es ein Majestätsverbrechen, dem Goethe zu nehmen, was Goethe's ist. Director Blumenthal kennt sein Publikum und weiß, daß es in diesem Punkte keinen Spaß versteht, so tolerant es im Hause Lessing's sonst immer sein mag; mit kräftigem Rothstift hat er aus dem Madách-Dóczi'schen Original fast Alles herausgeholt, was gar zu auffällig an Wolfgang den Großen erinnerte. Es fielen so mehrere Scenen, die, vergleicht man sie den entsprechenden im Faust, von einer geradezu erschreckenden Dürftigkeit und Geistesarmuth zeugen; es fiel nebenbei manch schwulstige Wendung, manch äußerlich prangendes, im Kern aber taubes Weisheitswort. Das leerste Stroh ward bei Seite geschafft, das Gute greller, auffälliger angestrichen. So blieb denn eine philiströs-behagliche Langweiligkeit, eine Geschichtsübersicht in zwölf Bildern übrig, jedes Bild Bildung; man konnte von dem Stück, so aufgebläht es war, wirklich etwas lernen, und man hielt sich an vereinzelte gute Einfälle. Zu aufrichtigem, brausendem Beifall kam es natürlich nie. Danton und der Marseillaise-Pöbel, die schlugen ein, sonst nichts. Wer mit einem „Faust" oder „Adam" Triumphe ernten will, muß größer als Goethe sein; anderenfalls wäre rauschender Applaus eine Todsünde wider den Olympier, eine Pietätlosigkeit sonder Gleichen. Gounod's Margarethe, das Entzücken aller unserer Nachbarn, vermochte bei uns nie recht aufzukommen, denn wir hatten ja den richtigen, den Ur-Faust.

Dieser Adam, diese Eva, dieser Lucifer, die wir vereinigt durch die Jahrhunderte wandern sehen, erzwingen sich niemals unsere herzliche Theilnahme. Wir sehen sie hin- und hergeworfen im Sturmwind gewaltiger Leidenschaften, sehen sie in den prächtigsten Posen, den prunkvollsten Gewändern, im Feuerwerk geistvoller Worte, aber sie interessiren uns viel weniger als die Coulissenwunder, als der goldene Rahmen des Gemäldes. Da ist viel, viel blendende Farbe, viel exotische Buntheit, und faßt man hin, hält man todtes Holz in der Hand. Daß Held und Heldin aus einem farbigen Rock in den anderen schlüpfen, mag hingehen, ist vielleicht sogar von hoher dramatischer Ergiebigkeit; daß aber ihre Charaktere im Handumdrehen sich verändern wie ihre Kleider, das bricht dem Drama den Hals. Statt einer fortschreitenden Handlung, einer Folge von Veränderungen, die schließlich vom Endpunkt aus betrachtet, ein einheitliches Ganzes bilden, sehen wir einen grell betuschten, verwirrend bunten Bilderbogen. Adam gibt sich bald als philosophischer Grübler, als Pharao-Sozialreformer, als übersättigter Schwelger dann; sinnlich-übersinnlicher Freier jetzt, gleich darauf — der Bearbeiter ließ unbegreiflicherweise diese belebteste Scene des Originals aus — als Bummler und Dirnenjäger, astrologischer Hokuspokusmacher und Edelmensch par excellence. Einmal, im Phalansterium des Zukunftstaates, gleicht er auf's Haar Eugen Richter. Eva's innerliche Wandlungen sind noch viel schroffer; sie schwankt unabläßig zwischen Marienthum und frecher Dirnenhaftigkeit. So agiren unter den Namen Adam und Eva ein ganzes Dutzend grundverschiedener Menschen, keine tragische Entwickelung, keine Steigerung macht sich geltend und daher tritt beim Zuschauer rasch Zerstreutheit, völlige Interesselosigkeit ein.

Die Einheitlichkeit der Handlung — im höheren Sinne — und der Charaktere vermißt man auf's schwerste; wenn es aber dem Dichter gelungen wäre, wenigstens die einzelnen Ringe seiner Kette künstlerisch zu gestalten, man könnte ihm viel verzeihen. Eie Reihe genial erfaßter, mit Poetenaugen angeschauter Bilder aus der Geschichte menschlichen Ringens um Cultur und Wahrheit ist, denk' ich, auch schon etwas. Aber hier versagte Madách's Können vollständig. Mühsam zusammengetragene, trockene Buchweisheit; Glasscheibe, Leder und Kurbel, aber nirgendwo der zündende Funke. Ihm belebt sich die Geschichte nicht; sein Geist durchdringt sie nicht und kann deshalb auch nie unser Verständniß für sie fördern. Wer dem modernen Publikum Sittenbilder aus Hellas und Rom malen will, der muß mit Hamerling um die Palme ringen und mehr können, als Schablonen durchzeichnen. Nur ein genialer Poet vermag diese Aufgabe zu meistern, nur ein Großer in der Kunst solche Cartons zu entwerfen. Bei Emerich Madách's (von Blumenthal fortgelassener) Griechenscene, bei seinem römischen Symposion ward mir elend und flau zu Muth; allzu schwach, zu betrübend schwach sind die Arme des Dilettanten.

Digitized by Google

Dem, der sein Bestes gab, dem Todten will ich nicht Unrecht thun, aber wäre er in Wahrheit ein Dichter gewesen, gerade bei diesen Scenen hätte er rechtzeitig seine Unzulänglichkeit gerade diesem Stoff gegenüber erkannt. Einem Dilettanten freilich fehlt solche Erkenntniß.

Erscheinen die Schilderungen der Tage, die hinter uns liegen, philiströs und reizlos, so nehmen dafür Madách's Ausblicke in kommende Jahrhunderte ein etwas regeres Interesse in Anspruch. Adam und Lucifer treten in ein Phalansterium des Zukunftstaates ein, das der Ungar ganz nach Richter'schem Rezept möblirt hat, lange Jahrzehnte vor dem Erscheinen des berühmten Werkes unseres Eugen. Das Bild wirkt zuweilen derb komisch, Dank seiner groben Satire, und gefiel den satten Leuten. Statt mit Ammenmärchen unterhält man im Phalanster die ganz kleinen mit geometrischen Aufgaben und schwierigen Rechenexempeln; die Schöpfungen des alten Homer darf Niemand lesen, wer nicht Gelehrter ist und das sechzigste Lebensjahr überschritten hat; man fürchtet nämlich, sie möchten die Köpfe verwirren. Geheirathet wird nach einem großen Paragraphenbande. All und jede Kunst ist todt; Plato, Luther, Michelangelo gelten als Taugenichtse und werden bestraft. Von Thieren kennt man nur noch die direct nutzbringenden, Schaf und Schwein; Blumen gibt's nur noch in wenigen versteinerten Exemplaren. Madách spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Den Zukunftsstaat karikirt er bewußt und merkt gar nicht, daß er unbewußt den anderen Culturepochen gegenüber dasselbe thut. So sicher es niemals ein Phalansterium nach seiner Schilderung geben wird, so wenig hat es je Menschen und Zustände gegeben, wie die, welche er uns als in der Vergangenheit liegend beschreibt. Seine Phantasie ist freilich nicht ganz so arm wie die des geistesverwandten Richter, und bedauern können wir nur, daß man in unseren Tagen noch keine besseren Waffen zur Bekämpfung des Sozialismus hat als der mittelmäßige magyarische Soziologe von 1860, der unter dem Einfluß Fourier's schrieb.

Als Adam entsetzt das Phanlanster verlassen hat, durchirrt er eine Weile den leeren Weltraum; aber auch hier duldet's ihn nicht lange, und wir sehen ihn im letzten Traumbild wieder auf der Erde. Vernichtung, Vereisung ist inzwischen über sie hereingebrochen; am Aequator haust ein verthierter Eskimo, der seine Nachbarn ringsum erschlagen hat, weil sie ihm die Nahrung, die nur spärlich noch vorhandenen Robben, nahmen. Nach dieser schrecklichen Vision erwacht Adam aus dem Traum, darin ihn Lucifer im dritten Bilde versetzt hat; wir finden ihn in seiner Hütte vorm Paradiese wieder.

Die Einkleidung des Dramas ist an sich originell; da es aber Madách nicht gelungen ist, ihre Vortheile so auszunutzen, wie es beispielsweise Wilbrandt im „Meister von Palmyra" gethan hat, so versagt der Effect und die Schlußscene wird die schlechteste von allen. Verzweifelt über die furchtbare Perspective, die sich ihm eröffnet hat, will Adam seinem Leben ein Ziel setzen und so sein Geschlecht vor dem aussichtlosen, grausigen Kampfe bewahren; da gesteht Eva, daß sie sich Mutter fühle, und gleich nachher rasselt der Gott aus der Maschine. Adam wirft sich ihm, an allen Gliedern zitternd, zu Füßen; gebrochen und gedemüthigt fleht er um Verzeihung für sein Vergehen, fleht um Gnade für die arme Menschheit. Diese kraftlose Feigheit steht dem Kämpfer schlecht zu Gesicht, beraubt ihn unserer Sympathien und paßt zudem nicht in das Stück, widerstreitet seinem bisherigen Gedankengang. „Sage mir, Herr", ruft er, „bin ich und mein Geschlecht wirklich nur wie Wein, den man, ist er ausgegohren und reif, in den Staub gießt? Sollen wir uns wirklich, wie die Pferde am Göpel, abrackern" — das Bild paßt schlecht für den technisch noch ganz unerfahrenen Adam, aber es ist bezeichnend für die seelenlose Mache — „immer im selben Kreise, in nutzloser Arbeit? Und können, uns langsam veredelnd, Deinem Thron nie näher kommen?" Der Herr gäbe ihm gewiß gern eine freundliche Antwort, aber er denkt daran, daß er Herrn Madách und sein Drama nicht desavouiren darf: „Forsche nicht nach dem Geheimniß", sagt er gemüthlich. „Denn wenn Du's ganz durchschaust, macht Dir das Leben keinen Spaß mehr." (Als ob Adam aus den langen Traumbildern sein und der Seinen Geschick nicht klar erkannt hätte!) „Schlage Dich tapfer durch, wenn es auch weiter keinen Zweck hat; thu's Deinem Gewissen zu Liebe. Am Ende ist es sogar nicht ganz unmöglich — immer vorausgesetzt, daß Du Dich ordentlich hältst — am Ende ist sogar ein versöhnlicher Ausgang nicht unmöglich." Im Munde eines Herrgottes klingt diese billige Weisheit doppelt trivial, und wenn ihn die Mysteriendichter auch von jeher viel unklares Zeug sprechen lassen, hier, wo sein Schlußwort das ganze Drama blitzartig erleuchten, wo er in allerhöchster Person die Moral der vielbildrigen, lärmvollen Fabel verkünden soll, erscheinen solche ethischen Gemeinplätze geradezu kläglich. Eine Verherrlichung des Weibes macht im unbearbeiteten Original den Schluß; das Weib soll, der liebe Gott ordnet es selber so an, den Mann in der grausigen Tretmühlenarbeit mit „Trost und Lust" aufrecht erhalten. Das ist recht galant, aber Goethe sagt genau dasselbe im Faust viel schöner. Und eine Fortsetzung dieses Werkes müßte doch über seine Schlußpointe hinauskommen. Wer die höchsten und tiefsten Fragen des Seins aufwirft, soll am Ende nicht den Intellekt der Mutter als das erlösende Weltprinzip hinstellen. Denn das heißt die hohe Intuition — ich darf nicht sagen, wie — schließen. Das ist wenig mehr als Taschenspielerei. —

Die Mysteriendichtung ist, wie wir schon sahen, von allen die schwierigste Kunstart; nur zwei Meister darin kennt die Weltliteratur. Nur wer mit der ganzen Bildung seines Jahrhunderts ausgerüstet ist; mit Augen, die die Nebel der Zukunft durchdringen und in die tiefsten Abgründe des Lebens spähen können; mit der schöpferischen Gestaltungskraft Shakespeare's und dem Forschergeist Spinoza's — nur ein unermeßliches Genie, ein lachender Held darf sieghoffend wagen, um ihre Krone zu ringen. Geschichte und Entwickelung der dramatischen Kunst weisen auf die philosophische Hochtragödie als auf ihre schönste, letzte Blüthe hin; sie steht über allem Schauspiel wie das Drama selbst über allen anderen Gattungen der Dichtkunst. Den Menschen in seiner Totalität, d. h. die Menschheit und ihre Geisteskämpfe zu erfassen und abzuschildern — es gibt keinen prächtigeren, größeren Vorwurf für die Könige der Poesie. Aber eben deshalb werden hier die Kleinen immer rettungslos scheitern. Felsblöcke lassen sich nicht mit Stecknadeln zu Kunstwerken ausmeißeln.

Offene Briefe und Antworten.

Tolstoi und Bernardin de Saint-Pierre.

Geehrter Herr!

Zu meiner Uebersetzung der Tolstoi'schen Erzählung in Nummer 11 der „Gegenwart" trage ich nach, daß diese neueste Veröffentlichung des berühmten Russen eine bekannte Parabel von Bernardin de Saint-Pierre: „Le café de Surate" zur Unterlage hat und mehrere Absätze daraus wörtlich wiedergibt. Da sich die holländische Wochenschrift: De Amsterdammer beeilt hat, Tolstoi deshalb einen strandvonder zu nennen, d. h. einen Mann, der die an seinen Strand geschwemmten Güter findet und birgt, so sei hier bemerkt, daß das in der Petersburger Monatschrift: Sewernyi Westnik gleichzeitig erschienene Original den ausdrücklichen Vermerk enthält, daß Tolstoi nach Bernardin de Saint-Pierre erzählt. Der Vorwurf des Plagiats an den Dichter von „Paul und Virginie" trifft also den großen Russen mit Unrecht, und aus einer Vergleichung des Originals mit der schöpferischen Nachbildung ergeben sich ganz erhebliche Unterschiede, die für Tolstoi's Fühlen und Denken, Dichten und Trachten sehr bezeichnend sind.

Hochachtungsvoll Cand. theol. A. Elverfeldt.

Notizen.

Peter Paul' Rubens. Eine Studie von Theodor Seemann. (Leipzig, P. Friesenhahn.) Die gut geschriebene Monographie behandelt in allgemein fesselnder Form das Werden und Wachsen des großen Malers, erzählt sein Leben, würdigt seine Werke und vergißt auch nicht, uns Rubens als Gelehrten und Sammler vorzuführen, der seine wissenschaftlichen Studien bekanntlich mit großer Umsicht betrieb und mit ungemeiner Sicherheit auch über archäologische Dinge zu urtheilen verstand. Die hübsche Schrift ist typographisch sehr schön und im französischen Bibliophilengeschmack mit Pergamentumschlag ausgestattet.

Der neue Tanhäuser. Von Eduard Grisebach. 17., vermehrte Auflage. (Stuttgart, Union.) Diese neue Auflage der vielverbreiteten erotischen Dichtung enthält zum erstenmale den Namen des Verfassers, der inzwischen seiner diplomatischen Laufbahn entsagt hat und seine Pension in einem Berliner Buen Retiro verzehrt, ein hoher, noch strammer Vierziger, dem man das „falsche Streben" des „edlen Tanhusäre" mit nichten anmerkt. Es sind nun 27 Jahre her, daß sein Name zuerst in die Oeffentlichkeit drang, als er aus einem Preisausschreiben mit dem klassisch schönen Sonett: „Hier hab ich lang am Grabesrain gesessen" als Sieger hervorging. 1871 erschien dann der „Neue Tanhäuser" zuerst und erregte das größte Aufsehen; in einer der ersten Nummern der neu gegründeten „Gegenwart" ist das sensationelle Gedicht besprochen worden, und später hat Wilhelm Jensen gleichfalls an dieser Stelle gegen Grisebach polemisirt, der ihm die Antwort nicht schuldig blieb. Darin hatte Jensen Recht, wenn er den Dichter als einen Schüler Heine's charakterisirte, aber er hat doch eigene starke Töne, die durchaus original sind, die glühenden Farben, die nur selten saloppe Form, den Schopenhauer'schen Pessimismus, der zu den weltmännischen Allüren einen pikanten Gegensatz bildet. Die heinesirenden Bummelverse von Kopenhagen mit ihren Anspielungen auf verschollene Personen und Dinge — schwerer Wagner und D'Heureuse, wo seit ihr hin! — sind noch am ehesten veraltet, aber einige Sonette und viele Verse der 1. Auflage, wie Faust und Ahasver, glänzen noch in Jugendfrische und Schönheit. Die neuen Strophen aus dem Orient scheinen uns gekünstelt und die jüngsten Zusätze selten glücklich. Schopenhauer ist noch immer Grisebach's alte Liebe, und als gereifter Mann hat er seinem Philosophen ein schönes Denkmal gesetzt in seiner vortrefflichen Volksausgabe von Schopenhauer's Sämmtlichen Werken in der Universal-Bibliothek. Ganz meisterlich ist namentlich seine Herausgabe von Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß aus den auf der Kgl. Bibliothek in Berlin verwahrten Manuskripten. Der eben erschienene 3. Band enthält Anmerkungen zu Platon, Locke, Kant, namentlich die letzteren sind hier zum erstenmale genau so wiedergegeben, wie Schopenhauer sie niedergeschrieben hat. Auch zu Jacobi, Fichte, Schelling und Fries sind interessante Glossen und Randbemerkungen mitgetheilt.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Als feinstes und billigstes Geschenk für Militärs und Interessenten

empfehle ich die in meinem Verlage erschienene hochelegante Kunstmappe

„Im Waffenrock".

Ernste und heitere Bilder aus dem Soldatenleben.

12 Kunstblätter in Leinwandmappe

gezeichnet von **Feodor Czabran.**

Preis 6 Mark.

Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung, wie auch direkt von der Verlagshandlung von **Gustav Leutzsch, Gera (Reuß).**

Gegen Einsendung von 6 Mk. erfolgt Frankozusendung.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten des Auslandes.

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

Kees Doorik.
Ein vlämischer Sittenroman
von
Georges Eekhoud.
Preis geheftet ℳ 2.—; eleg. gebunden ℳ 3.—

Ein Auserwählter.
Roman aus dem Russischen
von
J. A. Potapenko.
Preis geheftet ℳ 3.—; eleg. gebunden ℳ 4.—

Ferner ist soeben erschienen:

Emile Zola,
Der naturalistische Roman in Frankreich.
Autorisirte deutsche Uebersetzung
von
Leo Berg.
Preis geheftet ℳ 4.—; eleg. gebunden ℳ 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben erschien:

Eheleben.

Roman
von
Hermann Heiberg.

In 8°. (472 S.) br. ℳ 6.—, eleg. geb. ℳ 7.—

In diesem, bisher in Zeitschriften noch nicht veröffentlichten Roman, schildert der Meister des deutschen Familienromans zwei moderne Ehen in der ihm eigenen überzeugend realistischen Weise, durch deren Darstellung man vom Beginn bis zum Schluß nicht losgelassen wird. Insbesondere ist es auch wieder einer jener Frauencharaktere, in deren vielseitigen und frappanten Schilderungen Heiberg wohl in Deutschland unerreicht dasteht, der uns fesselt. Die Erzählung hat eine durch und durch sittliche Tendenz, und auch da, wo der Roman die Ausschreitungen des modernen Ehegatten berührt, bedient sich Heiberg jenes feineren Handwerkszeuges, wodurch es ihm, wie keinem anderen gelingt, alles zur Darstellung zu bringen, ohne jedoch das ethische und ästhetische Gefühl zu verletzen. Eheleben ist ein Roman, der Frauen eminent interessieren muß, weil jede Züge ihres engeren interneren Naturells darin wiederfinden wird.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Verlag von Gustav Leutzsch in Gera (Reuß).

Edward Stilgebauer: Vom Wege, sechs Novellen. 8°. 160 S. eleg. brosch. 2 ℳ.

Edward Stilgebauer: Herodes, histor. Roman. 8°. 208 S. eleg. brosch. 3 ℳ.

Cäsar und Minca

(notorisch bekannt grösste Europäische Hunde-Züchtereien)
Prämiirt mit gold. u. silbern. Staats- u. Vereinsmedaillen.

Zahna (Königr. Preussen)
begründet 1868.

Liefer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers sowie Sr. K. Hoheit d. Grossfürsten Paul v. Russland, Sr. Maj. d. Gr. Sultans d. Türkei, Sr. Maj. d. Kaisers v. Marocco, Sr. Maj. d. Königs d. Niederlande, Ihrer Maj. der Königin v. Italien u. Ihrer Maj. d. Königin d. Niederlande, Sr. K. Hoheit d. Grossherzogs v. Oldenburg, d. Herzogs Ludwig v. Bayern, Ihrer K. Hoheit Prinzessin Friedr. Carl v. Preussen, Ihrer K. Hoheit Prinzess. Albrecht v. Preussen, desgl. vieler Kaiserl. u. Königl. Prinzen, reg. Fürsten etc. etc.

offerieren ihre Specialität in **Luxus- u. Wachhunden** vom grössten **Ulmer Dogg- u. Berghund** bis zum kl. **Salonhündchen,** desgl. **Vorsteh-, Jagd-, Dachs-, Brackier u. Windhunde,** ferm dressirte, als auch rohe und junge Thiere unter weittragendster Garantie.

Preisverzeichnisse m. Illustrationen in Deutsch. u. Franz. Sprache fco. gratis.

Eigene Permanente Hunde-Verkaufs-Ausstellung von mehreren hundert Hunden.
(Bahnhof Wittenberg.)

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

Prinzipien der Ethik
und
Religionsphilosophie Lotzes
von
G. Vorbrodt.

Preis M. 3.—.

„Diese hochbedeutsame Arbeit eines wissenschaftlich durchgebildeten Philosophen darf als eine der besten Schriften über Lotze bezeichnet werden. Geistliche, Gelehrte und Studierende werden dem Verfasser reichen Dank wissen, diese Arbeit jahrelangen Studiums zum Verständnis Lotzes besitzen zu können. Was mich noch besonders für das Buch eingenommen, ist die durchweg edle Sprache von mustergiltiger klassischer Schönheit."
„Post."

Abonnement
auf das
II. Quartal 1898.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit Nummer 13 beginnt das II. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**

Hierzu eine Beilage: A. G. Liebeskind in Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 1. April 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Recht des Kapitals auf Antheil am Arbeitsertrage. Von Eduard von Hartmann. — Die Verschwendung des Offiziermaterials. Von v. H. — Litteratur und Kunst: Pariser Kunstbetrachtungen. Von Ernst Zimmermann. — Aus Berthold Auerbach's Studirzimmer. Von Ernst Heilborn. — Feuilleton: Unschuld. Von C. Schroeder. — Aus der Hauptstadt: „Durchlaucht, die Gratulanten aus Berlin sind da!" Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Das Recht des Kapitals auf Antheil am Arbeitsertrage.

Von Eduard von Hartmann.

Der Arbeitsertrag entspringt aus der Arbeit, die sich dabei der Intelligenz, der Bildung, der Natur und der künstlichen Productionsmittel bedient. Die Intelligenz der Arbeiter und die die Production erst ermöglichenden oder doch begünstigenden Naturbedingungen sind als gegebene vorgefunden; die Bildung der Arbeiter und die künstlichen Productionsmittel (unter die auch Verbesserungen der Naturbedingungen gehören) sind erst durch Arbeit hervorgebracht, und vom Menschen selbst geschaffen. Intelligenz und Bildung (zu der auch die Schulung der Talente gehört) sind geistige, Natur und künstliche Arbeitsmittel sind materielle Productionsmittel. Nennt man Kapital Alles, was einen Ertrag abwirft, so gehören auch Gebrauchsgüter zum Kapital, die zwar nicht Productionsmittel sind, aber deren Nutzung doch einem menschlichen Bedürfniß entspricht und erst allmählich das Gut consumirt. So lassen sich z. B. reine Wohnhäuser Kapital nennen, weil ihre Nutzung einen Ertrag durch Miethe abwirft, ohne daß sie Productionsmittel wären wie Fabrikgebäude oder Wohngebäude, deren Räume zugleich einem häuslichen Gewerbebetrieb dienen. Wir haben es hier, wo es sich um den Anspruch des Kapitals auf Antheil am Arbeitsertrag handelt, nur mit solchem Kapital zu thun, das zugleich Productionsmittel ist, denn nur auf Antheil an der Production kann sich der Anspruch auf Antheil am Product stützen. Läßt man nur aufgespeicherte Arbeit als Kapital gelten, so sind zwar Bildung und künstliche Arbeitsmittel Kapital, aber weder Intelligenz, noch Grund und Boden. Nennt man nur übertragbare Productionsmittel Kapital, so gehören zwar Bildung, äußere Naturbedingungen und künstliche Arbeitsmittel unter diesen Begriff, aber nicht Intelligenz. Will man nur dasjenige als Kapital anerkennen, was man ohne eigene Arbeit sich durch bloßen Tausch übertragen lassen kann, so fällt auch die Bildung nicht mehr darunter, und es bleiben nur die materiellen Productionsmittel mit Ausschluß der geistigen übrig. Dieser eingeschränkte Kapitalbegriff darf nicht darauf gestützt werden, daß man den Kapitalwerth nach Geld zu schätzen gewohnt ist, und deshalb nur dasjenige Kapital nennen möchte, was man für Geld kaufen kann. Denn auch der Beitrag der geistigen Productionsmittel zur Production ist sowohl nach seinem Selbstkostenpreis, als auch nach seinen kapitalisirten Erträgen in Geld auszudrücken. Wenn man dennoch gewöhnlich den Beitrag dieser Hülfsmittel der Arbeit mit zur Arbeit rechnet und ihr ausschließlich die materiellen, durch Kauf übertragbaren Productionsmittel als Kapital gegenüberstellt, so rechtfertigt sich dies dadurch, daß Kapital als etwas Unpersönliches gedacht wird, Intelligenz und Bildung aber ebenso wie die Arbeit persönliche Factoren sind, die nur an und in der Arbeit und ihrer Beschaffenheit (d. h. ihrer höheren oder niederen Qualification) eine sinnlich greifbare Gestalt gewinnen. Die Bildung als allgemeiner Besitz der Menschheit erscheint zwar als etwas Unpersönliches; aber wo sie die Arbeit befruchten soll, muß sie als eine persönlich angeeignete Bildung wirksam werden, d. h. durch die Persönlichkeit hindurchgehen.

Faßt man die persönlichen Bedingungen der Production unter den Begriff der Arbeit im weiteren Sinne, die unpersönlichen unter Kapital im engeren Sinne zusammen, so darf man sagen, daß die Production das Product aus Arbeit und Kapital ist. Das Kapital producirt so gut wie nichts ohne Arbeit, die Arbeit so gut wie nichts ohne Kapital; auch das Pflücken der wildgewachsenen Baumfrucht oder das Erlegen des Wildes ist Arbeit, und die angestrengteste Arbeit bleibt fast ergebnißlos, wo die Natur ihren Beistand versagt und keine künstlichen Productionsmittel zu Gebote stehen. Die gleiche Arbeit producirt um so mehr, je bessere unpersönliche Productionsmittel ihr zur Verfügung stehen, und das gleiche Kapital leistet um so mehr, je mehr und je qualificirtere Arbeit auf dasselbe verwendet wird. Wie also der Arbeitsertrag ein Product aus dem Zusammenwirken von Arbeit und Kapital ist, so erscheint es auch billig und gerecht, daß er zwischen Arbeit und Kapital getheilt wird. Diejenige Arbeit, durch welche das Kapital erst geschaffen worden ist, hat eben noch nicht den Ertrag, der ihr gebührt, erhalten, sondern erwartet ihn erst indirect aus dem Antheil des Kapitals an der mit seiner Hülfe geleisteten Arbeit. Denn die kapitalschöpferische Arbeit producirt eben keine Genußgüter oder Gebrauchsgüter oder Verbrauchsgüter, und wenn sie nicht völlig ertragloſe Arbeit sein soll, so muß dem Kapital als solchen ein Tauschwerth zugestanden werden, auf Grund dessen der kapitalschöpferische Arbeiter für einen Theil seiner Producte Gebrauchsgüter eintauschen kann. Dem Kapital kann aber wieder nur dann ein Tauschwerth zugeschrieben werden, wenn ihm das Recht auf einen Antheil am Ertrage der mit seiner Hülfe geleisteten Arbeit zugestanden wird. Ohne ein Recht des Kapitals auf einen Antheil am Arbeitsertrag würde es niemals zur Schaffung von Kapitalien kommen, sondern alle Arbeit würde unmittelbar auf die Erzeugung an Gebrauchsgütern beschränkt bleiben, weil nur diese lohnend wäre; d. h. es würde die Menschheit auf der untersten Stufe einer kapitallosen Arbeit stehen bleiben und niemals in den Culturprozeß eintreten. Die Vertheidiger des

Digitized by Google

Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag gehen von der stillschweigenden, aber unrichtigen Voraussetzung aus, daß des Kapitals schon genug producirt sei und von nun an alle Arbeit mit Hülfe der vorhandenen Kapitalien auf die unmittelbare Production von Genußgütern verwendet werden könne. Sie begehen ferner die Ungerechtigkeit, den Rechtsnachfolgern der Kapitalerzeuger ihr wohlerworbenes Recht zu entreißen, um sich einen desto größeren Nutzen zuzuwenden.

Wo der Inhaber des Kapitals selbst sein Kapital durch seine Arbeit geschaffen hat, wird Jeder es nur gerecht finden, daß er auch den Antheil des Kapitals am Arbeitsertrage in Empfang nimmt, denn es ist die Prämie seiner kapitalisirten Arbeit, d. h. der Lohn für die der Gebrauchsgütererzeugung entzogene und auf unmittelbar genommene werthlose Erzeugnisse gerichteten Arbeitsthätigkeit. Eine solche Prämie ist auch äußerst zweckmäßig, denn sie dient als Sporn für fernere Kapitalproduction. Wo der Arbeiter das Kapital von Vorfahren überkommen hat, die es durch eigene Arbeit geschaffen haben, wird man ebenfalls die Prämie als Hebel des Culturfortschritts gerechtfertigt finden, da die Sorge für die Nachkommen meistens ein stärkerer Beweggrund zur Kapitalisirung eigener Arbeit ist, als die Sorge für die eigene Zukunft. Ihre Gerechtigkeit kann man nur in Frage stellen, wenn man das Erbrecht für ungerecht erklärt. In Bezug auf unmittelbare Genußgüter wagt dies selbst die Sozialdemokratie nicht; es ist aber nicht abzusehen, warum die Erbfolge in Bezug auf die eine Art von Arbeitserzeugnissen gerecht, in Bezug auf die andere ungerecht sein soll. Die Anfeindung des Erbrechtes beruht überdies auf einem falschen atomistischen Gesellschaftsbegriff, der die Individualitäten höherer Ordnung verkennt. Der Familienvater erwirbt niemals etwas für sich als Person, sondern immer nur für die Familie, deren Haupt er ist, und wenn er durch den Tod ausscheidet, so erlischt nur seine Repräsentation der Familie; was die Familie durch gemeinsame Arbeit erworben hat, verbleibt ihr als sozialem Organismus, auch wenn ein Glied ausscheidet. Daß innerhalb der Familie theilweise auch personelles Eigenthum anerkannt wird, ist nur eine Vorbereitung für die künftige Gütertrennung bei Auflösung der Familie. Das entspricht dem germanischen Rechtsgefühl.

Auch wo das Kapital durch Tausch mit selbstgeschaffenen oder ererbten Werthen erlangt ist, müssen die an ihm ursprünglich haftenden Rechte mitübertragen werden. Zweifel können nur da entstehen, wo der Besitz durch unredliche Mittel erlangt ist, oder wo es sich um Naturkapital handelt, oder wo die Productivität des Kapitals durch äußere Umstände ohne Zuthun des Besitzers gesteigert ist.

Ein durch unredliche Mittel erworbenes Kapital gewährt keinen Rechtsanspruch auf Eigenthum, sondern wird zu Gunsten des Staates confiscirt; aber es muß zuvor der Beweis des unredlichen Erwerbes geführt sein, und so lange dieser nicht erbracht ist, muß die Vermuthung des redlichen Erwerbes und damit der Anspruch auf den Antheil des Kapitals am Arbeitsertrag fortbestehen. Im Falle der Verjährung des Unrechts läßt sich allerdings die Confiscation ohne ein zweites Unrecht nicht durchführen; es kann dann höchstens Enteignung gegen volle Entschädigung stattfinden. Dies gilt insbesondere dann, wenn mehrere Geschlechterfolgen seit dem unredlichen Erwerb verstrichen sind und die neuen Besitzer an der Amelioration des Kapitals mitgearbeitet haben.

Das Naturkapital ist bei niederen Culturzuständen so wenig gesucht, daß nur ein Theil in Besitz genommen ist und der größere Theil unbenutzt bleibt; die unbegehrte Sache geht in das Eigenthum des Besitzergreifers über und die Besitzergreifung und Cultivirung ist selbst schon ein Verdienst um die Cultur, das auch den Nachkommen belohnt werden muß. Es kommt hinzu, daß das Naturkapital, wo nicht ein es bald erschöpfender Ausbeutungsbetrieb stattfindet, durch die Bearbeitung selbst theils unwillkürlich, theils absichtlich in fortschreitendem Maße ameliorirt wird, daß der Kapitalwerth der durch lange Geschlechter aufgehäuften Amelierationen von dem des ursprünglichen Naturkapitals gar nicht mehr zu sondern ist, und diesen oft um ein vielfaches übersteigt. Es wäre unmöglich, beides rechnungsmäßig auseinander zu halten und dem Besitzer nur den Antheil des Ameliorationskapitals unter Ausschluß desjenigen des Naturkapitals zu bewilligen.

Was endlich die Erhöhung der Productivität durch äußere Umstände betrifft, so ist diese wieder einestheils sehr schwer von der durch die eigene Bearbeitung bewirkten zu sondern, und ist anderentheils eine wechselseitige. Die Cultivationsthätigkeit jedes neuen Ansiedlers kommt nämlich nicht nur seinem eigenen Grund und Boden, sondern auch dem aller seiner näheren und ferneren Nachbarn zu Gute, indem der Landstrich durch Verdichtung der Bevölkerung gesundheitlich und wirthschaftlich aufblüht; es ist demnach nicht mehr als billig, daß ihm auch die Gegenleistung von den Nachbarn nicht entgeht, insofern diese ebenfalls zur Hebung der Gegend und ihres Gedeihens beitragen. Die Gesammtheit der Ansiedler ist ebenso wie die Gesammtheit ihrer cultivatorischen Arbeit als ein Ganzes zu betrachten, dessen Früchte billiger Weise auch dem Ganzen in Gestalt erhöhter Productivität aller Kapitalparzellen zufallen. Ueberall wird zunächst der minder ertragfähige Boden in Bearbeitung genommen, der gesünder belegen und leichter zu bearbeiten ist, auch größere Sicherheit gegen feindliche Angriffe bietet; die ertragreichsten Niederungen gelangen am spätesten zur Besiedelung, weil dieselbe eine stärkere Association und größere Opfer fordert, und erst zuletzt kommt der schlechteste Boden zur Bebauung, wenn die Uebervölkerung zur Aufschließung der Oedländereien drängt und überschüssige Kapitalien zu ihrer Urbarmachung vorhanden sind, die sich mit einem dürftigen Ertrage zu begnügen bereit sind.

Schwierigkeiten entstehen eigentlich erst da, wo erhebliche Steigerungen der Productivität des Kapitals durch Umstände erfolgen, die nicht mehr durch wechselseitige Förderung der gleichartigen Kapitalisten hervorgebracht sind, sondern durch Bevölkerungsklassen geschaffen werden, die an dieser Art Kapital keinen Antheil haben. Dieser Art ist namentlich die Steigerung der Productivität der Aecker, Gärten und Gebäude in ländlichen Gegenden oder in und bei Städten, deren rasches Aufblühen durch zuströmende Industriebevölkerung bewirkt wird. Diese Probleme sind erst in neuester Zeit in dringlicher Gestalt hervorgetreten und die geschichtlich entwickelten wirthschaftlichen Verhältnisse haben hier allerdings noch nicht die wünschenswerthe Ausgleichung gefunden. Es ist aber einerseits unrichtig, solche locale Erscheinungen voreilig zu verallgemeinern und mit universellen Mitteln bekämpfen zu wollen, andererseits unmöglich, eine schlechthin gerechte Vertheilung aller Zuwachse des wirthschaftlichen Gedeihens herbeizuführen, um so weniger möglich, je sprunghafter solche Aenderungen sich vollziehen.

Durch eine Veränderung großer Handelsstraßen, wie sie z. B. im Mittelalter mit der Mongolisirung Rußlands, mit den Eroberungen der Venetianer und später mit der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien eintrat, werden die Kapitalien einiger Völker plötzlich unproductiver, diejenigen anderer plötzlich viel productiver, ohne daß es jemandem einfällt, eine Entschädigung der ersteren durch die letzteren zu fordern. Aehnliche Umwandlungen vollziehen sich gegenwärtig, wenn durch hohe Schutzzölle ein vorher offener Markt der ausländischen Industrie verschlossen wird, oder wenn aus bahntechnischen Rücksichten ein Bahnhof von einem Ende eines Ortes zum anderen verlegt wird. Nicht aller unverschuldete Glückswechsel in der Productivität der Kapitalien kann durch menschliche Correcturen ausgeglichen werden.

Gleichwohl ist es wünschenswerth, einen annähernden Ausgleich wenigstens da herbeizuführen, wo innerhalb desselben Staates einem Theil der kapitalbesitzenden Bevölkerungsklasse eine unverhältnißmäßig rasche Zunahme der Kapitalsproductivität zuwächst, der zum größeren Theil aus der Bethätigung einer anderen Bevölkerungsklasse entspringt. Die Besteuerungsweise, die Bauordnungen, die Beförderung der Decentralisation durch geeignete Vorkehrungen, die Eisenbahndifferenzialtarife, Verkehrserleichterungen und Wiedereinführung eines Zuzugsgeldes, schließlich die Expropriation der allzusehr begünstigten

Digitized by Google

Immobilien im öffentlichen Interesse bieten innerhalb der bestehenden Rechtsordnung genügende Handhaben zur Herbeiführung eines annähernden Ausgleiches. Wie sich die Kapitalverhältnisse bisher geschichtlich in einer Weise stetig entwickelt haben, die im Allgemeinen den Interessen des großen Ganzen entspricht, so ist zu erwarten, daß auch fernerhin die durch die Maschinenindustrie bewirkten Umwälzungen der Production durch stetige Veränderungen den Entwickelungsgang der Besitzverhältnisse corrigiren und im Sinne einer ausgleichenden Gerechtigkeit beeinflussen werden, ohne daß deshalb die grundsätzliche Theilnahme des Kapitals am Arbeitsertrage aufgegeben zu werden braucht.

Ob es besser ist, daß physische oder moralische Personen Kapitalisten seien, ob der private oder öffentliche Kapitalbesitz den Vorzug verdiene, das ist eine Zweckmäßigkeitsfrage besonderer Art, die nichts mit der grundsätzlichen Theilnahme des Kapitals am Arbeitsertrage zu thun hat. Auch Corporationen, Gemeinden und selbst Staaten innerhalb ihrer eigenen Rechtssphäre können, abgesehen vom staatlichen Besteuerungsrecht, nicht anders als Private zu Kapitalbesitz gelangen, nämlich entweder durch eigene Production desselben oder durch Tausch (Kauf oder Enteignung gegen Entschädigung), oder Erbschaft. Auch Staaten oder Gemeinden, die auf eine dieser Arten in Kapitalbesitz gelangt sind, haben zweifellos das Recht, für ihr Kapital einen Antheil an dem Ertrag der vermittelst seiner producirenden Arbeit zu erhalten. Sie haben andererseits, ebenso wie Privatpersonen das Recht, sich ihres Antheiles am Arbeitsertrage ganz oder theilweise zu Gunsten Dritter zu entäußern; aber eine Pflicht dazu wäre selbst für den zu ihrer Erhaltung nicht nothwendigen Theil nur dann zu construiren, wenn das augenblickliche Behagen der Bürger der einzige Zweck des Staates und der Gemeinde wäre. Wenn aber Staat und Gemeinde über die Zwecke des individuellen augenblicklichen Genußmaximums der Bürger noch selbständige Culturzwecke zu verfolgen haben, so muß zunächst erwogen werden, ob der für die Staatserhaltung entbehrliche Theil des staatlichen Kapitalantheiles nicht zweckmäßiger und gerechter verwandt wird, wenn er auf staatliche und communale Culturzwecke materieller oder geistiger Art verwandt wird, als wenn er wie ein lästiger Ueberfluß zur sofortigen Ausschüttung unter die Bürger gelangt.

Aber selbst dann, wenn Staat und Gemeinde gar keine eigenen culturellen Zwecke hätten, sondern bloße Veranstaltungen für das größtmöglichste individuelle Wohl ihrer Bürger wären, bliebe es doch unmöglich, daß der Staat mit einem Mal alles Kapital an sich nähme, um ein Maximum von dem Kapitalantheil am Arbeitsertrage zur Ausschüttung unter die arbeitenden Bürger zu bringen. Möglich wäre es nur auf dem Wege der Confiscation ohne Entschädigung; dieser Weg aber wäre ein schweres Unrecht gegen die Kapitaleigenthümer, die das Kapital geschaffen, redlich erworben oder ererbt haben. Ohne Unrecht ist es nur erreichbar auf dem Wege der Enteignung gegen volle Entschädigung, d. h. durch Ablösung des Kapital-Eigenthums vermittelst einer allmählichen Amortisation, deren Zins- und Amortisationsraten aus dem Antheil des verstaatlichten Kapitals selbst am Arbeitsertrage bestritten werden. Eine solche Ablösung aller Kapitalien durch Staat und Gemeinde auf einmal herbeizuführen, ist praktisch unausführbar; eine allmähliche, schrittweise Verstaatlichung von Kapitalsarten, die vorher in Privatbesitz waren, vollzieht sich in modernen Culturstaaten fortwährend und hat sich gerade in den letzten Jahrzehnten in ausgedehntestem Maße vollzogen. Die Gerechtigkeit ist gewahrt, gleichviel ob eine Kapitalsart verstaatlicht oder in Privatbesitz ist; die Enteignung ist aber nur dann sachlich gerechtfertigt, wenn sie dem gemeinen Nutzen dient, und ob der gemeine Nutzen wirklich durch Verstaatlichung irgend einer bestimmten Art des Kapitals unter bestimmten Verhältnissen gefördert werde, kann nur durch vorsichtige Erwägung von Fall zu Fall, aber nimmermehr durch eine einfürallemalige doctrinäre Entscheidung festgestellt werden.

Die bisherigen Erfahrungen über Staatsbetrieb scheinen nicht geeignet, die Erwartungen der Sozialdemokratie zu bestätigen, daß der Staat es opportun finden werde, sich freiwillig eines Theiles seiner Kapitalrente zu Gunsten der arbeitenden Bürger zu entäußern. Diese Erfahrungen sind wesentlich dieselben, gleichviel welcher Art die Verfassung der betreffenden Staaten auch sei, ob monarchisch oder republikanisch, aristokratisch oder demokratisch, autokratisch oder parlamentarisch; nur die Integrität des Beamtenthums oder die Corruption macht einen bemerkenswerthen Unterschied aus. In Bezug auf Integrität ist aber jedenfalls das heutige Beamtenthum in Deutschland den Selbstverwaltungsorganen der sozialdemokratischen Vereine und Kassen thurmhoch überlegen, wie die häufigen Unterschlagungen und Beschuldigungen bei letzteren beweisen. Es ist deshalb schwer zu glauben, daß in Bezug auf die Integrität der staatlichen Kapitalverwaltung ein wesentlicher Vortheil für die arbeitenden Bürger daraus entspringen würde, wenn die jetzige Staatsverwaltung durch eine sozialdemokratische abgelöst würde.

Das Ergebniß dieser Betrachtungen geht dahin, daß das Recht des Kapitals auf einen Antheil am Arbeitsertrage prinzipiell nicht bestritten werden kann, und daß dieser Antheil des Kapitals niemals auf Null herabsinken kann. Damit ist aber das sogenannte „Recht der Arbeit auf den vollen Arbeitsertrag" als ein prinzipiell verkehrter und unbegründeter Rechtsanspruch dargethan; denn die Arbeit könnte nur dann ein Recht auf den vollen Arbeitsertrag erlangen, wenn der Antheil des Kapitals an demselben auf Null reducirt wäre. Ein Recht auf den vollen Bruttoertrag seiner Arbeit hat der Arbeiter nur in den Fällen, wo er nicht mit fremdem Kapital producirt, sondern entweder mit eigenem Kapital (z. B. Werkzeugen) oder mit einem noch von Niemand in Besitz genommenen Kapital (Natur im Naturzustande). Die Behauptung, daß der Arbeiter, auch wenn er mit einem ihm nicht gehörenden Kapital produzirt, doch den vollen Arbeitsertrag beanspruchen könne, steht im Widerspruch mit sich selbst. Denn der Arbeiter, der mit eigenem Kapital arbeitet, müßte dann doch erst recht den vollen Arbeitsertrag beanspruchen können, also auch die rechtliche Verfügung über seine Arbeitsproducte, gleichviel welcher Art sie seien, also auch über die von ihm producirten Productionsmittel. Das soll aber nach dem Gesichtspunkt des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag nicht der Fall sein, vielmehr sollen die Productionsmittel, die ein Arbeiter producirt hat, seiner rechtlichen Verfügung entzogen werden und sofort dem Gemeinwesen anheimfallen, während die von ihm producirten Gebrauchsgüter allerdings ihm allein angehören. Das heißt doch nichts weiter, als jede Kapitalproduction bei Strafe der Confiscation verbieten und alle Production auf diejenige von Gebrauchsgütern einschränken, mit anderen Worten den Culturprozeß verhindern.

Etwas ganz anderes bedeutet das „Recht auf den vollen Arbeitsertrag", wenn unter vollem Arbeitsertrag nicht der Bruttoertrag verstanden wird, sondern nur der Nettoertrag, der übrig bleibt nach Abzug aller Erfordernisse nicht nur für Erhaltung des bestehenden Culturzustandes, sondern auch für seine extensive Ausbreitung und intensive Steigerung. Der „volle Arbeitsertrag" bedeutet dann den unverkürzten Rest des Arbeitsertrages; die Größe dieses Restes aber bestimmt sich nicht durch aprioriſche Erwägungen, auch nicht durch die national, zeitlich und individuell ganz verschiedenen Bedürfnisse der Arbeiter, sondern nach der Größe der Erfordernisse für Erhaltung, Ausbreitung und Steigerung des Culturzustandes.

Wenn einmal zugestanden ist, daß ein Recht auf den vollen Bruttoarbeitsertrag eine Chimäre ist, so handelt es sich nur noch darum, den Antheil des Kapitals und den der Arbeit am Arbeitsertrage in gerechter, billiger und zweckmäßiger Weise gegen einander abzuwägen. Der Antheil des Kapitals soll nicht größer sein, als die Erfordernisse für Erhaltung, Ausbreitung und Steigerung des Culturzustandes, damit der Rest den Arbeitern unverkürzt zufließt. Der Antheil der Arbeit kann aber niemals größer sein, als der Rest, den der Antheil des Kapitals am Arbeitsertrage für die Arbeiter übrig läßt; denn der Culturfortschritt des Ganzen geht dem Behagen der Individuen vor. Nicht der Antheil des Kapitals bestimmt sich

Digitized by Google

nach dem der Arbeit, sondern umgekehrt. Nicht das Kapital hat sich mit dem zu begnügen, was die billigen Ansprüche der Arbeiter ihm vom vollen Arbeitsertrage übrig lassen, sondern die Arbeiter müssen sich wohl oder übel mit dem zudrehen, was der vorwegzunehmende gerechte Antheil des Kapitals ihnen übrig läßt. Denn einerseits hat das Kapital den Prioritätsanspruch der früher geleisteten und aufgehäuften Arbeit, also das ältere Anrecht voraus im Vergleich mit der erst nachträglich hinzukommenden Arbeit, welche mit seiner Hülfe producirt; und andererseits fällt der gerechte Kapitalantheil mit den Erfordernissen für die Erhaltung, Ausbreitung und Steigerung des Culturzustandes zusammen, gegen welche alle individuellen Wünsche und Bedürfnisse vergleichsweise rechtlos sind, wenn sie auch an und für sich noch so berechtigt scheinen mögen.

Ideale Rechtsfragen werden in der herben Wirklichkeit durch brutale Machtkämpfe entschieden, in denen die streitenden Mächte so lange durch die unbewußte List der Idee geleitet werden, bis das ideale Recht auch im Bewußtsein Motivationskraft erlangt und Einrichtungen zu seiner friedlichen Verwirklichung geschaffen werden, denen die öffentliche Macht ihren starken Arm zur Ausführung leiht. Wie viel Antheil das Kapital vom Arbeitsertrag für sich vorweg nehmen dürfe, wie viel es der Arbeit übrig lassen müsse, diese große Streitfrage ist von der Geschichte selbst beständig gelöst worden, um nach jeder Lösung immer wieder neu gestellt und von Fall zu Fall gelöst zu werden. Jetzt sind wir auf einem Punkte angelangt, wo die ideale Rechtsfrage selbst zur motivirenden Kraft im Bewußtsein der Streitenden geworden ist, und wo alles nach Einrichtungen hindrängt, die den Kampf roher Gewalten durch friedliche Entscheidung nach Recht, Billigkeit und Zweckmäßigkeit ersetzen sollen. Da wird es wichtiger als je zuvor, die gerechten Ansprüche des Kapitals vor dem Bewußtsein zur Klarheit zu bringen, damit an ihnen die gerechten Ansprüche der Arbeit richtig bemessen werden können. Es wird dies um so wichtiger, wenn falsche Theorien das Rechtsgefühl der Massen zu verwirren bestrebt sind und zu einem falschen Terrorismus der öffentlichen Meinung führen, der selbst gebildete Geister irre macht.

Die Verschwendung des Offiziermaterials.

Der außerordentliche Luxus, den sich die Heeresverwaltung in den letzten Jahren mit dem Aufrücken verhältnißmäßig noch sehr junger Offiziere in hohe Stellungen und mit der über alles Maß raschen Verabschiedung der Offiziere der höheren und mittleren Chargen gestattet hat, muß auf die Dauer auffallen und zu einer Prüfung der Frage auffordern, ob ein derartiger Luxus für das Land Nutzen und Berechtigung besitzt. Zweifellos erfolgte dieses schnelle Aufrücken und rasche Verabschieden in dem begreiflichen Bestreben, die Armee in ihrem Offiziercorps auch in den höheren und mittleren Chargen möglichst jung, frisch und leistungsfähig zu erhalten. Allein dieser Prozeß kommt, so Vieles auch für ihn spricht, dem Lande denn doch auf die Dauer so theuer zu stehen, daß es ernste Erwägung verdient, ob das deutsche Heer seine qualitative Ueberlegenheit des Offiziercorps über dasjenige der fremden Armeen nicht auch dann bewahren würde, wenn seinerseits ähnliche Altersnormen wie dort für die verschiedenen Chargen der Offiziershierarchie eingehalten würden.

Bis jetzt hat man sich in den leitenden Kreisen des deutschen Heeres, namentlich des preußischen, nicht dazu entschließen können, gesetzliche Altersgrenzen für die verschiedenen Offizierschargen einzuführen. Als Grund für diese ablehnende Haltung gilt die Annahme, daß die körperliche und intellectuelle Rüstigkeit und Frische nicht an die Jahre, sondern an die Individualität der einzelnen Persönlichkeit geknüpft sind, und daß mancher Offizier mit 50 Jahren rüstiger ist als ein anderer mit einigen 40. Da jedoch im Laufe der Zeit sich die Lebensalterseinflüsse im Durchschnitt notorisch gleichmäßig geltend machen, und gerade in Folge zu raschen Avancirens noch in jeder Beziehung völlig rüstige Männer aus dem einfachen Grunde, weil keine höheren Stellen für ihre Verwendung frei sind, vor der Zeit aus dem Heere ausscheiden müssen, so stellt sich die Innehaltung der Altersgrenzen unter Zubilligung einzelner besonderer Ausnahmen für ganz besonders befähigte Individuen für die verschiedenen Offizierschargen als ein empfehlenswerther Act der Billigkeit sowohl mit Rücksicht auf den einzelnen, wie auch als eine bedeutende Ersparniß für das Land dar, ohne daß dadurch die Schlagfertigkeit und Ausbildung des Heeres, wie es auch bei anderen Armeen, wo diese Grenzen gelten, der Fall ist, in irgend wie in Betracht kommender Weise leiden würde. Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß deutsche Offiziere auch in höherem und mittlerem Lebensalter, welche auf gleicher Altersstufe z. B. mit den französischen stehen, denselben, in Anbetracht der allerseits anerkannten Superiorität des deutschen Offiziercorps, durchschnittlich überlegen sind, und daß das deutsche Heer auch bei Annahme der Altersgrenzen für sein Offiziercorps den dieselben bereits besitzenden Nachbarheeren in dieser Hinsicht immer noch überlegen bleiben würde. Zugleich aber würde der Armee ein Schatz von Dienst- und Kriegserfahrung, sowie Routine erhalten bleiben, der selbst durch die jugendlichste Frische nicht hinreichend ersetzt zu werden vermag. Von einer Gefahr etwa, bei einem langsameren Avancement nicht die erforderliche Anzahl von Offizieren der höheren und mittleren Chargen für die zahlreichen Neuformationen im Mobilmachungsfalle zu erhalten, kann keine Rede sein, da das deutsche Heer gegen 20,000 verabschiedete und zur Disposition gestellte Offiziere besitzt, unter denen sich die Anzahl von vielleicht 40 – 50 Offizieren für im Kriegsfall zu creirende Divisionscommandeur-Stellungen, sowie von ca. 150 bzw. 250 für Brigadecommandeur- und Regimentscommandeur-Stellungen erforderlichen Offiziere, desgleichen für etwa 700—800 Bataillonscommandeur-Stellungen ꝛc. im Falle der Mobilmachung vollauf vorfindet. Erforderlichen Falls könnte überdies eine gesetzliche Bestimmung wie in Frankreich die erforderliche Anzahl jederzeit sicherstellen.

Der Zug unserer Zeit strebt nach gleichem Recht und Billigkeit für Alle und erheischt zugleich ein die Verwerthung der Kräfte der einzelnen Individuen für diese selbst oder den Staat. Der Staat möge daher die Offiziere des Heeres, so lange nicht Unfähigkeit, ihren Dienst zu verrichten, vorliegt, nach gleichem gesetzlich normirten Maße hinsichtlich ihres Ausscheidens messen, und nur für ganz außergewöhnlich befähigte Männer Ausnahmen gestatten. Dieses Maß ergibt sich aus der natürlichen Grenze, welche die verschiedenen Stufen des Lebensalters der Thätigkeit des Mannes setzt. Es dürfen unseres Erachtens die Offiziere nicht einem System der discretionären Gewalt preisgegeben sein, welches vor Mißbrauch Seitens der Höherstehenden dem Untergebenen gegenüber, gar oft hervorgerufen durch völlig subjective Eindrücke, nicht den mindesten Schutz bietet.

Wir treten daher für die Annahme des Grundsatzes ein, daß das Offiziermaterial nicht durch zu rasches Hindurchtreiben durch die verschiedenen Chargen verschwendet, sondern in ähnlichen Altersstufen, wie diejenigen der Nachbarheere in seinen Stellungen, so lange es dieselben ausfüllt, erhalten werde, und daß ihm beim Ausscheiden aus dem activen Heeresdienst nicht nur die Anwartschaft, sondern, wie bei den Unteroffizieren, das Recht auf Anstellung im Civildienst ertheilt werde. Eine Verpflichtung zur Annahme einer derartigen Anstellung dürfte ihm schon in Rücksicht auf die beträchtliche Zahl von Aspiranten des Civils auf derartige Stellungen nicht aufzuerlegen, und überhaupt die Anzahl der in Staats- und Communal-Dienst anzustellenden inactiven Offiziere auf ein entsprechendes Maß im Verhältniß zur Civilbevölkerung zu beschränken sein. Derart würden die Kräfte einer sehr beträchlichen Anzahl noch völlig rüstiger inactiver Offiziere im Interesse des Staatsdienstes zur Verwendung gelangen können und der Staat damit beträchtliche Ersparnisse an den zu zahlenden Gehältern

Digitized by Google

machen, bei denen die Pension in gewissen Grenzen zur Anrechnung zu bringen wäre. Gleichzeitig würde jedoch immerhin die erforderliche Anzahl von Offizieren für den Fall der Mobilmachung, gebotenen Falls unter Zurückgreifen auf die im Staats- und Communaldienst angestellten, wie dies hinsichtlich aller übrigen wehrpflichtigen Beamten mit wenig Ausnahmen geschieht, disponibel bleiben.

Der Luxus, den man in Deutschland mit der raschen Verabschiedung der höheren Offiziere treibt, wird aus einem Vergleich der Altersverhältnisse der deutschen Offiziercorps mit denen anderer Heere, z. B. des französischen, klar ersichtlich. Während im französischen Heere die Divisionsgenerals-Rang habenden Generale, darunter auch die commandirenden Generale der Armeecorps, mit 65 Jahren die gesetzliche Altersgrenze erreicht haben, und im laufenden Jahre mit einzelnen Ausnahmen wie Saussier, de Gallifet, de Miribel ꝛc. etwa ein Dutzend derselben aus dem activen Dienst ausscheiden muß, sind in der preußischen Armee nur zwei commandirende Generale über 65 Jahre alt, drei zählen nur 56, vier 57, einer 58, drei 59, zwei 55, drei 54 Jahre. Von den preußischen Divisionscommandeuren ist nur einer über 60 Jahre alt; die jüngsten stehen, abgesehen von zwei Prinzen, im Anfang der Fünfziger. Aehnlich jung sind die Brigadecommandeure, von denen der älteste 58 Jahre alt (im französischen Heere etwa zwei Dutzend einige 60 Jahre) ist, fünf Brigadecommandeure haben das 50. Lebensjahr noch nicht erreicht.

Aus dieser Lage der Anciennität gehen jedoch vielfach abnorme Avancementsverhältnisse im deutschen Heere hervor, denen zu Folge bei der Cavallerie über ein Drittel der obersten Brigade-Commandeure und sämmtliche Regimentscommandeure Oberstlieutenants sind. Auch bei der Artillerie führt eine Anzahl Obersten, circa fünf, bereits Brigaden, und über die Hälfte der Regimentscommandeure sind in dieser Waffe Oberstlieutenannts.

Ein deutliches Symptom für diese Ueberstürzung im heutigen Avancementsmodus des Heeres bildet die Thatsache, daß kürzlich zum Commandanten der Reichs- und Landeshauptstadt Berlin, ein Posten, den bisher und besonders in früherer Zeit, nur namhafte Generale bekleidet hatten, ein Oberst ernannt worden ist. Dies System muß auf die Dauer unter allen Umständen zu kostspielig werden, und diejenigen, die es in Scene setzen, werden es nicht consequent durchzuführen vermögen und damit zum Nachtheil des Heeres und des Landes in die Brüche gerathen. Ueberdies lagern sie mit diesem System unzufriedene Elemente im Lande ab, und die Anzahl der politisirenden Generale und sonstiger Militärs dürfte sich damit stetig vergrößern. Auch in dieser Richtung zeigt sich daher eine Ueberstürzung des „neuen Kurses", die verhängnißvolle Folgen zeitigen muß, und das um so mehr, als diese massenhaften Verabschiedungen der letzten vier Jahre von circa 3000 Offizieren, angesichts einer bereits geplanten enormen Heeresverstärkung und damit eines gewaltigen Mehrbedarfs von über 2000 Offizieren stattfanden. In Folge dieses Ausscheidens einer ungemein starken Anzahl der bewährtesten Offiziere aus dem Heere muß das deutsche Offizierscorps in der That heute als in seinem früheren Werthe in der Mehrheit seiner älteren Offiziere in den höheren und mittleren Chargen wesentlich geschädigt bezeichnet werden, da man die bewährten Träger der Kriegs- und Friedens-Erfahrung, welche am Bau des Reiches auf den Schlachtfeldern von 1870 wesentlich mit zimmern halfen, ohne Scrupel ausschied, bloß um jüngere Kräfte an ihre Stelle setzen zu können.

Jedoch nicht nur aus den Durchschnittsalters-Verhältnissen sämmtlicher Generalschargen des französischen Heeres, sondern auch aus denjenigen fast sämmtlicher Offiizierschargen der österreichisch-ungarischen Armee bis auf diejenige der Majors und der Seconde-Lieutenants, geht ein Vorsprung des deutschen Offiizercorps um mehrere Jahre an jüngerem Lebensalter hervor. In der Charge der österreichischen Generallieutenants betrug dieser Vorsprung bereits im Jahre 1891 deutscherseits ca. 3 Jahre, bei den Generalmajors ca. 1 Jahr, den Obersten ca. 2 Jahre, den Oberstlieutenants ca. 1 Jahr, den Hauptleuten der 3 Waffen 2—3 Jahre, den Premierlieutenants ca. 1—3 Jahre.

Das Durchschnittsalter der commandirenden Generale des preußischen Heeres stellt sich auf 60 Jahre, das der Divisionscommandeure auf 54,9, das der Brigadecommandeure auf 52,6, während dieses Durchschnittsalter im französischen Herre nach einer annähernden Schätzung bzw. mehrere 60 Jahre, nahe an 60 Jahre und über die Mitte der 50er Jahre beträgt.

Es soll nicht verkannt werden, daß die deutsche Heeresverwaltung bemüht ist, durch eine der Zunahme der Bevölkerung annähernd entsprechende Vermehrung der Bezirksoffizierstellen, sowie durch das Angebot von Stellungen bei der Intendantur, den Garnisonlazarethen, den Proviantämtern, als Districtscommissare ꝛc. nebst dem Festhalten an den 150 Militär-Postämtern für die Beschäftigung und Verwerthung der Kräfte der noch leistungsfähigen, aus dem activen Heeresdienst ausgeschiedenen Offiziere zu sorgen; allein sie ertheilt diesen Offizieren kein Anrecht, sondern nur die Aussicht auf diese Anstellung, und stellt die Annahme in das Belieben des Einzelnen und in die gerade obwaltende Gunst der Umstände; anstatt die Angelegenheit gesetzlich zu regeln, und damit bestimmte Garantien für die Verwendung der Kräfte der noch leistungsfähigen ausgeschiedenen Offiziere im Interesse des Staates, unter voller Berücksichtigung des Mobilmachungsbedarfs, sowie desjenigen der einzelnen Civilressorts zu schaffen.

Auch die neueste Abänderung des Militär-Pensions-Gesetzes zielt in der ersteren Richtung ab; allein der ungeheure Verbrauch von Offizieren des deutschen Heeres in den letzten vier Jahren muß als ein Luxus gekennzeichnet werden, den sich sowohl im Interesse des Staates, wie in dem der einzelnen Individuen und deren Familie, die Militärverwaltung nicht länger gestatten darf. v. H.

Literatur und Kunst.

Pariser Kunstbetrachtungen.

Von Ernst Zimmermann.

Vergangene Zeiten, vergangene Mächte haben in Frankreich in der Hauptsache die großen Kunstsammlungen zusammen gebracht, welche das Louvre heute in sich birgt; die Sammlung des Vergangenen ist so selber ein Erzeugniß des Vergangenen geworden. Erscheinung und Ursprung sind hier innig mit einander verwachsen: in jener kommt dieser deutlich zum Ausdruck. Seitdem hat die Zeit hier mächtig am alten Bestande gerüttelt. Das Frankreich von heute und seine zeit- und volksbeherrschenden Factoren sind andere geworden, als sie im vergangenen Jahrhundert waren. Vom Absolutismus kam man zur Volksherrschaft, von Dynastenlaune zu nationalem Empfinden. Der Wille eines einzigen ward durch den Willen eines ganzen Volkes ersetzt. Man sammelt auch heute hier noch mit Eifer von höchster Stelle aus, man fördert die Kunst mit allen Kräften, natürlich nur im Namen dieses ganzen Volkes. — Aber man hält sich jetzt vor Allem an die moderne Kunst. Aus dem consequenten Streben nach üppiger Pracht- und Glanzentfaltung, das einst die absolutistischen Herrscher mit der Kunst in Verbindung brachte, ist jetzt die nicht minder consequente Begierde nach Ruhm um jeden Preis, nach der staunenden Bewunderung des gesammten Auslandes geworden. Gloire, dieses hier niemals trivial werdende Lieblingswort des modernen Franzosen, dieses kleine, aber so volltönende Wörtchen mit dem jeder vaterländische Aufruf schließt, jeder Antrag die Wahrscheinlichkeit seiner Annahme erhöht, dieses gloire ist hier seit den Tagen des ersten Napoleon das treibende Moment in allen bedeutenden nationalen Thaten, die Endursache aller Erfolge und Mißerfolge Frankreichs in diesem Jahrhundert

Digitized by Google

und jetzt wohl der Hoffnungsschimmer einer goldigen Zukunft, die besser sein soll, als die momentanste Gegenwart. Einst mußten es militärische Heldenthaten sein, die altem Ruhm neuen hinzufügten; jetzt, wo es mit diesen vorbei, hält man sich inniger an die Künste und Wissenschaften und an die Industrie. La france marche à la tête de la civilisation, dieser alte schönphrasige Ausdruck soll Wahrheit bleiben und, er ist es — gestehen wir es ehrlich, wie es guten Deutschen geziemt — bis auf den heutigen Tag geblieben.

Freilich die Kunst ist hier so lange ein gewichtiger Faktor in der Kunstentwicklung des französischen Volkes gewesen, die Förderung derselben von Seiten des Staates so ununterbrochen und einheitlich betrieben worden, daß sie tiefe Wurzeln im Herzen des französischen Volkes gefaßt und für dasselbe auch die Bedeutung gewonnen hat, welche die Musik schon so lange für die Italiener besitzt. Für den Franzosen scheint die Beschäftigung mit der Kunst ein höherer, tiefer gehender und darum unentbehrlicherer Genuß zu sein als für uns, weil er sie dank besser geschulter Augen und vorurtheilsfreierer Auffassung mehr begreift als wir, die wir im Allgemeinen nur den Schaum, oft müßte man sagen, Abschaum von ihr genießen wollen. Es hieße sich daher von vornherein unpopulär machen, wollte man hier nicht das Erbe der Väter antreten. Die französische Revolution selbst, die doch so energisch mit allem aufräumte, was ihr werthloser Plunder aus werthlosen Jahrhunderten zu sein schien, hat doch nie die Kunst an sich aus ihrem sogenannten Idealstaate verbannt wissen wollen. Im Gegentheil! Die klassische Kunst, die damals dem Schutte von Jahrtausenden von neuem wieder erstieg, die selber damals, so seltsam uns dies auch heute erscheinen mag, als eine Revolutionärin sich gebärdete, hat man sich dienstbar zu machen gesucht, um sie, die älteste Tochter einer völlig reifen Cultur dem jüngsten Erzeugniß einer völlig unreifen an die Hand zu geben. Es war kein Freistaat im Sinne des Savonarola, den man haben wollte. So war es denn der große Fortschritt zum Rückschritt, als 1871 die französische Commune den edelsten Producten des Friedens den Krieg erklärte, und als ein großer Künstler, selber in seiner Kunst ein Revolutionär, der doch für seine eigenen Werke ein starkes Quantum von Toleranz verlangte, einem Kunstwerke, das nicht mehr so ganz den Ansprüchen seiner Zeit genügte, das Todesurtheil sprach.

Freilich reichere Früchte, als aller Idealismus trägt immer eine praktisch-realistische Auffassung der Dinge, und so ist es der modernen Kunstentwickelung hier in Frankreich nur zu statten gekommen, daß sich, dank einer aus Jahrhunderten resultirenden Erfahrung mit dem Wunsche nach Ruhm die Erkenntniß des nationalökonomischen Werthes der großen wie der kleinen Kunst verband, eine Erkenntniß, die da weiß, daß eine kräftige, nur um keinen Preis mattherzige Förderung derselben einer sich überreichlich verzinsenden Kapitalanlage gleichkommt. Wir in Deutschland sind ja leider nicht so glücklich, aus eigener Erfahrung derartige Schlüsse ziehen zu können. In unserem so lange zerstückelten Vaterlande hat von einer einheitlichen Kunstförderung nie die Rede sein können. Liebhaber der Kunst, selbst fürstliche Liebhaber gab es wohl. Aber ihre Kräfte waren nicht ausreichend, ihr Geschmack nicht geläutert, ihr Auftreten vereinzelt, darum ihr Wirken nur Stückwerk. So gilt uns die Kunst noch immer für Luxus, der Künstler im Grunde genommen für einen „Schmarotzer", der von den Brosamen des Tisches der Reichen sich nährt, gerade als hätte die Welt sich nicht geändert, seit Albrecht Dürer einst trauernden Herzens in der Lagunenstadt sich selber so nannte.

Dieses Verständniß der nationalökonomischen Bedeutung der Kunst ist denn wohl auch ein Grund mehr, weshalb man heute in Frankreich die vorhandenen Kräfte vor Allem auf die zeitgenössische Kunst concentrirt und die alte, namentlich hinsichtlich des Sammelns mehr und mehr außer Acht läßt. Freilich mit einer solchen Sammlung, wie das Louvre im Herzen der Stadt, durfte man diesen immer etwas gewagten Weg schon wandeln. Man hatte der Vorbilder genug, an die man sich halten konnte. Aber auch das Kunstgewerbe oder, wie man hier so viel richtiger sagt, les arts industriels, für die man keine derartig großen Sammlungen aufzuweisen hatte, behandelte man nicht besser. Ein eigentliches Kunstgewerbemuseum nach Berliner, Wiener und Londoner Stil besitzt Paris noch nicht. Das Louvre enthält manche kunstgewerbliche Gegenstände, die aber mehr der Zufall als systematisches Sammeln zusammengebracht hat, die mehr um ihrer nationalen Bedeutung oder ihres prunkenden Glanzes willen hier stehen, als wegen der in ihnen wohnenden pädagogischen Kraft; das Musée de Cluny ist in seinem Grundstock die Privatsammlung eines Gelehrten, der zugleich ein gründlicher Kenner war; das Musée des arts décoratifs besteht zum Theil aus Privatsammlungen, die kommen und wieder gehen; das Musée de Guimet schließt kunstgewerbliche Gegenstände nur ostasiatischen Ursprungs in sich. Auch macht der Staat keineswegs energische Versuche, diesen Mangel auszugleichen, wie er sich denn beispielsweise zur Zeit die weltberühmte, in wenig Wochen in Paris zur Auction gelangende Sammlung Spitzer um der leidigen Geldfrage willen für immer entgehen läßt. Worauf es in der Kunst zu allererst ankommt, sei sie nun groß oder klein, das ist die Technik, dieses ABC einer gesund schaffenden Kunst, das doch erst die Errungenschaft langer, stetig an einander geknüpfter, mit reichlichem Lehrgeld bezahlter Erfahrungen ist. Wie man daher seit Jahrhunderten in der École des beaux-arts, der alten, schon 1648 gegründeten Académie de peinture et sculpture eine permanente Hochschule für die große Kunst besaß, so hielt es die erste Republik, der Convent von 1794 für seine große Ehrenpflicht, ihr in dem Conservatoire des arts et métiers auch eine gleichen Zwecken dienende Gewerbeschule für die arts industriels an die Seite zu setzen. Dieser schließt sich heute ein reichhaltiges Museum an, in dem man, wie in keinem anderen der Welt, vor Allem die Herstellung alles dessen, was Künste, Handwerke und Industrien erzeugen, studiren kann.

Durch diese Schulen setzt der Staat hier jeden, der will, in den Stand, Gediegenes, Brauchbares zu lernen, d. h. vor Allem sich eine sichere Grundlage zur weiteren künstlerischen Entwickelung anzueignen. Auf der École des beaux-arts erwirbt der junge Künstler vor Allem eine gute, solide Technik, gründlicher als bei uns; er wird hier mehr zur Arbeit angehalten als unsere jungen Anfänger, für die Kunsterlernung und ein flottes, seeliges Bummelleben mit obligatem Genialsein identische Begriffe sind. Es ist vor Allem das große Verdienst des strengen, gesinnungstüchtigen Ingres, Gewissenhaftigkeit und Gediegenheit im Kunstschaffen wieder eingeführt und auch der Zeichnung wieder zu ihrem vollen Rechte verholfen zu haben. Einseitigkeit ist dabei ausgeschlossen, die verschiedenartigsten Auffassungen bestehen, so weit es eben möglich ist, neben einander. Nur Ehrfurcht vor der Natur wird unbedingt verlangt. Doch bleibt man hierbei nicht stehen. Auf öffentliche Kosten sieht sich dann der fleißige und begabte Schüler, der hier den Cursus mit Erfolg durchgemacht hat, in den Stand gesetzt, ohne Darben und Hungerleiden in Italien, auf der französischen Academie zu Rom Jahre zu verleben und mit der vollen Heiterkeit eines materiell zufrieden gestellten und darum frisch empfänglichen Jünglings einer großen Kunst auf einem großen Boden entgegen zu treten, ja nach den allerneuesten Bestimmungen, die der Stimmung der Zeit liberal Rechnung tragen, auf Studienreisen nach selbstgewählten Zielen eigenen Wünschen und Launen folgen zu dürfen. Ich weiß sehr wohl, daß hier wie drüben gar mancher Moderner strengster Observanz auf das allzeit Wunder wirkende Italien und seine Kunst mit der gleichen Verachtung herabsieht, wie einst die berühmten und berüchtigten Maler des vorigen Jahrhunderts auf die Antike, die doch ihr Ausgangspunkt einst gewesen, bis Winkelmann auftrat; aber man kann ja nicht von jenem verlangen, daß er weiß, was jene großen Künstler seiner eigenen Zeit, auf deren Schultern er sich stellte, ohne sie dabei überragen zu können, von den jetzt so veralteten Alten gelernt haben. Es mag ja mancher Streber durch diese Einrichtung großgezüchtet, manche Individualität dem natürlichen Nährboden entrissen und damit erstickt werden — sie wird aber dann gewiß nicht gerade sehr lebenskräftig gewesen sein —; auch wollte es wohl einmal die Schicksalsironie, daß jemand als Lernen-

Digitized by Google

dem alle Wege nach Rom verschlossen waren, damit er nicht als Lehrer, als Dichter der Akademie dort seinen Einzug hielte (Horace Vernet). Mit allen diesen unvermeidlichen Uebelständen aber wird durch die französische Staatserziehung ein langsames aber sicheres Vorrücken auf der ganzen Linie erreicht, das dem Wege folgt, den einzelne „Aufklärer" bereits freigelegt haben, was doch gewiß auch seine Vortheile hat, und dessentwegen man hier diese ganze Einrichtung mit Recht une nécessité fatale, un indispensable stimulant und un mal salutaire in einem Zuge nennt. Man braucht nur einmal eine der jährlichen Ausstellungen der Concurrenzarbeiten dieser jungen Akademiker, denen es nach dem schönen Süden gelüstet und die darum ihre volle jugendliche Kraft einsetzen, zu sehen, um sich zu überzeugen, daß hier das „Akademische" wenigstens nach unseren Begriffe nicht allzu garstig ist. Ich wüßte sonst wirklich nicht, wie man dann manche Werke unser gefeiertsten Meister noch bezeichnen wollte.

Ob man Italien, d. h. das Land des Südens und die großen Meister jemals ganz wird entbehren können, wer weiß es! Die Kunstgeschichte spricht dagegen. Die Richtung aber, die sich jetzt als die große Zukunftskunst ausgibt und die das eigene Land für ihre Zwecke groß genug erklärt, soll doch erst zeigen, daß sie wirklich das ist, wofür sie sich ausgibt und sollte vorher nicht vergessen, daß zwei große „Alte", Hals und Velasquez ihr, da sie wurde, als Geburtshelfer hülfreich zur Seite standen.

Eine gute Schulung, ein erweitertes Gesichtsfeld und große Vorbilder, das ist es, was Frankreich jedem, der Talent hat und nicht gerade zum Himmelstürmer geboren ist, von Anfang an zu bieten hat. Aber der Staat läßt die nicht laufen und Hungers sterben, welche er selbst gezüchtet. Es fehlt hier nicht an offiziellen Belohnungen und Aufträgen für den fertigen Künstler: Preise werden auf den Salons vertheilt, darunter der recht bedeutende Prix de Salon, jetzt Prix de Paris genannt, die Bourses de voyage ermöglichen ein Weiterstudium im Auslande. Der Staat macht jährlich auf den großen Ausstellungen seine für unsere Verhältnisse recht bedeutenden Ankäufe, nicht nach Bedarf, sondern nach Verdienst. Was er bedarf, das bestellt er. Es ist erstaunlich und beispiellos, wie viel in Frankreich in unserem Jahrhundert in öffentlichem Auftrage geschaffen wurde. Das Louvre, das Palais de Luxembourg, das Museum zu Versailles, das Hôtel-de-ville, das Panthéon u. a. m. wissen davon zu erzählen. Und dann die Kirchen. In den Kirchen von Paris ist in diesem einzigen, noch nicht vollendeten Jahrhundert mehr auf die Wand gemalt worden, als in irgend einer Stadt, ja irgend einer Landschaft Italiens in der kunstfrohen und kunstsprudelnden Zeit der Renaissance. Die Stadt, die Kirchenbehörden und Privatleute haben hier mit einander gewetteifert. Keine größere Kirche ist dabei übergangen worden; einige, und nicht eben die kleinsten sind völlig mit Monumentalmalereien ausgeschmückt, und wenn auch im Allgemeinen nicht allzu viel Bleibendes dabei entstanden sein mag, wenn Delacroix, Ingres und Flandrin vielleicht die einzigen sind, die es auf diesem heute so schwierigen Gebiete zu „ewigen" Schöpfungen gebracht haben, so ist doch den Franzosen bei allem Plein-air der Sinn für das Große noch immer nicht verloren gegangen. Wie wäre Millet ohne letzteren überhaupt denkbar! Bei uns freilich fehlte leider immer dank dem Unorganischen unserer Kunstverhältnisse denen, die den großen Stil halten, das technische Können, und denen, die das technische Können halten, der große Stil.

Man ist aber hier in Frankreich durchaus nicht einseitig; man lebt ja in einer Republik. Wie man daher bei der Trennung der Pariser Künstlerschaft in zwei große, feindliche Lager für keines von beiden offen Partei ergriff, vielmehr den Radicalen ein öffentliches Gebäude zur Ausstellung willig einräumte und in dem Drange nach Gerechtigkeit den großen Prix de Salon zum Prix de Paris umtaufte, so unterstützt man auch finanziell beide Parteien durch Ankäufe, so können neben den großschaffenden Künstler auch auf die Gunst von oben her die Kleinmeister, die Intimisten, die Jünger der sincerité hoffen. Und auch die Plastik wird nicht übergangen. Ihren Vertretern wird, abgesehen von den nun einmal überall unvermeidlichen Denkmälern reichliche Beschäftigung durch die Ausschmückung öffentlicher Gebäude, seien es nun das Louvre, die Oper, das Stadthaus oder die Bauten der Weltausstellung, bei deren letzteren nicht weniger als 17 Bildhauer dem Architekten Bouvard allein für den Dôme central zur Seite standen. Dann aber finden sie gewiß ihre Rechnung dabei, daß man hier seit alter Zeit die schöne Sitte pflegt, öffentlichen Plätzen und vor Allem den Anlagen, sowohl den nach altfranzösischer Gartenkunst angelegten, als auch den modernem englischen Geschmack folgenden, mit plastischen Werken heiterer und ernster Art ein reizvolle Erscheinung zu geben. Daß die französischen Bildhauer sich daher ganz besonders auf solche Kunstwerke verlegen, welche sich durch ihre abgeschlossene Composition und ihre ruhige Erscheinung zu einer derartigen Verwendung am besten eignen, ist dann nur eine ebenso natürliche, wie heilsame Folge, welche die französische Plastik glücklich über die aus der Salonüberfüllung erwachsenen Klippe des Effecthaschens hinüberhebt.

Kunst aber, welche gleichsam zu keinem praktischen Berufen geboren ist, wandert, vom Staate angekauft, in die Museen, vor Allem in das Musée de Luxembourg, von dort schließlich in das Louvre, dem sanctionirten Heiligthum der Kunst. Freilich in letzteres bei Weitem nicht alles. Die Franzosen, in allem, was Kunst betrifft, von sicherer Erfahrung, als wir, bei denen sie erst in unseren Tagen nach einer Pause von Jahrhunderten wieder kräftiger die Flügel regt, wissen, wie vergänglich Ruhm und Bewunderung zeitgenössischer Kunststerne sind, wie sehr sie Meteoren gleichen, die, wenn sie am hellsten in der Atmosphäre leuchten, am schnellsten für immer verlöschen. Zehn Jahre muß der Meister todt sein, bis seine Werke in dem Tempel der Kunst aufgenommen werden können. Hat er sich dann bewährt oder ist er vielmehr, wie es ja gewöhnlich zu gehen pflegt, in den Augen der Nachwelt größer geworden, als er es in denen der Zeitgenossen war, dann darf er sich getrost im Louvre den größten Collegen der größten Kunstperioden beigesellen. Wenn nicht, so wandern seine Werke in die Provinz. Dort ist noch Platz für viele. Das Musée de Luxembourg wird aber so gleichsam zum Purgatorium, aus welchem die Kunstwerke, durch die Zeit geläutert, entweder in den Himmel oder in die Hölle gelangen.

Freilich dürfte dann für viele die Hölle ein angenehmerer, selbst würdigerer Aufenthalt sein als das Purgatorium. Während die Provinzialmuseen durchaus nicht immer dem Vorurtheile entsprechen, das man hier allem, was sich provinzial nennt, entgegen bringt, ist das Musée de Luxembourg nichts weniger als mustergültig. Eine Art provisorischer Aufbewahrungsort, ein Lagerraum, der ja in der That hervorging aus einer ehemaligen Orangerie, also einem Raum, in dem man empfindliche Gewächse des Südens im Winter, d. h. wenn man nicht weiß wohin damit, unterzubringen pflegte, das ist die Localität, mit dem die modernste Kunst in der Hauptstadt der kunstliebenden Franzosen noch heute vorlieb uehmen muß. Einst war sie bedeutend vornehmer, als sie noch nebenan in dem alten Renaissanceschlosse, daß sich einst die trauernde Mediziäische Königinwitwe hier in dem bildungsfrohen Quartier latin hatte errichten lassen, geduldet wurde, um dort die alten Gemächer, die ihres kostbaren Schmuckes der prächtigen Rubensbilder entkleidet waren, auszuschmücken. König Ludwig XVIII. hatte, als er — natürlich um des „Ruhmes des französischen Volkes" willen — mit der Gründung eines Museums zeitgenössischer Kunst eine seiner wenigen Thaten von Bestand vollzog, sie hier einquartirt; dort blieb sie im ruhigen Besitze der erworbenen Rechte, bis sie 1879 der Politik, d. h. dem Senate der Republik das Feld räumen mußte. Da wurde sie heimathlos. Doch, ne lui faudrait-il pas une maison digne des oeuvres qu'il a enfantées et enfante tous les jours; digne aussi de la ville de Paris, où il attire tant d'étrangers, digne enfin de la france dont les Beaux-Arts sont une force en même temps qu'une gloire? so schrieb damals sogleich der unermüdliche Conservator dieser Sammlung, Etienne Arago dem Ministerium. Er kannte seine Leute. Solch überzeugenden idealen und realen Gründen erwuchs kein Widerstand.

Digitized by Google

Man baute für die Kunst das Warmhaus (ein ominöser Name zwar für diese!) zurecht und ließ sie sich, so gut es eben ging, dort breit machen. Der Platz ist zwar beschränkt, die Räume sind eng und schmal, für die jüngsten Kinder der Kunst fehlt die ja unbedingt erforderliche Möglichkeit eines weiten Abstandsnehmen. Auch will gewiß nicht viel mehr in die vollen Räume hinein. Was thut es. Man läßt die Bilder an den Wänden um die Wette emporklettern und setzt die Plastik buchstäblich vor die Thür.

Aus Berthold Auerbach's Studirzimmer.

Von Ernst Heilborn.

Immer wenn ich den Namen Auerbach höre oder lese, fällt mir eine Geschichte ein, die mir vor Jahren ein jetzt verstorbener Freund erzählte. Mit Auerbach zusammen war mein Freund bei heftigem Regen in einer Halle untergetreten. Nach und nach fanden sich mehr Leute, meist niederen Standes, dort zusammen, die gegen den Regen Schutz suchten. Da faßte Auerbach leise den Arm meines Freundes und sagte: „Was meinen Sie? Ob ich mich dem Volke vorstelle?"

In der Logik mag der Satz des Leibniz, daß Entgegengesetztes nicht von einem und demselben Dinge ausgesagt werden darf, seine gute Geltung haben. Auf das menschliche Herz findet er keine Anwendung! Aus dem Nachlasse desselben Auerbach, der einer so kindlichen Eitelkeit und Selbstüberhebung fähig war, sind jetzt — elf Jahre nach seinem Tode — Blätter herausgegeben,*) die zeigen, wie rührend bescheiden er von seinen Werken dachte, mit welchem sittlichen und künstlerischen Ernste er eigne und fremde Schöpfungen beurtheilte. Ganz wie Otto Ludwig seine Shakespearestudien schrieb, um daraus für sein Schaffen zu lernen, ganz so brachte Auerbach seine Eindrücke nach Theateraufführungen und nach der Lectüre zu Papier, um sich durch die Kritik selbst zu fördern. Und ehrt es den Künstler Auerbach, daß er danach strebte, auch der höchsten dichterischen Form, der dramatischen, Herr zu werden, so ehrt es den Menschen Auerbach, daß er nach ernsten Versuchen davon abstand, sich selbst auf das ihm Erreichbare bescheidend.

Aus literarisch bewegter Zeit — Mitte der fünfziger bis Anfang der achtziger Jahre — stammen diese dramatischen Eindrücke. In treuer, unparteiischer und vorurtheilloser Weise, ein strenger Richter und ein strengerer Selbstbeurtheiler, legt Auerbach sich selbst hier Rechenschaft ab. Aber es war ihm nicht wie seinem Freunde Otto Ludwig gegeben, in das innerste Wesen dichterischer Productionen einen Einblick zu thun: über die klassischen Dichtungen, die ihm durch die Aufführung auf dem Theater nahegerückt waren, hat er kaum je etwas Neues zu sagen. Aber es fehlte ihm der gesicherte Standpunkt, von dem aus er die Erscheinungen hätte beurtheilen können: trotz des Ernstes dieser Kritik hat man oft ein Gefühl der Unsicherheit.

Daß die Eigenthümlichkeit und das Wesen deutscher Dichtung, vielleicht deutscher Kunst überhaupt, in dem Streben nach scharfliniger Charakterzeichnung zu suchen, hat Auerbach nicht gewußt oder nicht wissen wollen. Und doch hat die deutsche Literatur immer dann, wenn sie von fremdem Einfluß sich befreite, und auf sich selber sich besann, in ausgeprägter Charakteristik ihr Heil gesucht und gefunden. Vom Hildebrandsliede gilt das wie vom Nibelungenliede, von den Fastnachtsspielen des Nürnberger Poeten, wie von den Jugenddichtungen unserer Klassiker. Freilich, wie Hebbel einmal die deutsche Geschichte eine Krankheitsgeschichte genannt hat, so könnte man auch die deutsche Literaturgeschichte eine Krankheitsgeschichte nennen. Immer wieder hat fremder Einfluß und Hochhalten fremder Muster auf Abwege geführt. Und wie die Römerzüge deutscher Kaiser auch dann das Volk schädigten, wenn die entfremdeten Herrscher als Sieger heimkehrten, ganz so haben die Italienfahrten vieler deutscher Dichter unserer Literatur nicht wahrhaft zum Heile gedient, auch wenn dieselben, befruchtet vom Geiste der Antike und der Renaissance, einzelne Meisterwerke schufen: Hat doch selbst Goethe in Italien zu Gunsten der blassen Helena sein Gretchen verleugnet.

Nachdem im Anfange unseres Jahrhunderts noch einmal von der jüngeren Romantik eine Reaction zu Gunsten des nationalen Gehaltes und Gepräges unserer Dichtung ohne jeden Erfolg versucht worden war, schien die Poesie unter der Last sozialer, religiöser und politischer Ideen erdrückt werden zu sollen. Die Dichtung hörte auf Selbstzweck zu sein. Das „junge Deutschland", in extensiver Hinsicht vielleicht die stärkste literarische Bewegung überhaupt, hatte in rein ästhetischer Beziehung nichts Neues zu bieten. In erster Linie kam es darauf an, für gewisse Ideen Propaganda zu machen. Und ganz dasselbe gilt für die politische Dichtung der vierziger Jahre.

In den Anfang der vierziger Jahre nun fällt der starke Erfolg der Gedichte Geibel's und der Dorfgeschichten Auerbach's. Beider Leistungen standen zu der Größe desselben in keinem Verhältniß, und beider Erfolg war derselbe. Das Publikum war der Tendenz- und Ideendichtungen müde geworden. Man verlangte nach einfacher Kost. Man war mit Pathos und Ironie übersättigt. Da kamen Geibel und Auerbach eben gerade zur rechten Zeit. Ihre Dichtungen hatten nichts Gekünsteltes und sie verfolgten keine Tendenz: sie waren schlicht und trugen den Stempel innerer Wahrhaftigkeit. Und diese Schlichtheit und innere Wahrhaftigkeit, der Auerbach seinen literarischen Erfolg zu verdanken hat, befähigte ihn auch, gerechtes und richtiges Urtheil über die dramatischen Werke der Tendenzdichter und Theatermacher seiner Zeit zu fällen.

Nie hat sich Auerbach durch das theatralische Geschick und den Formglanz der Gutzkow und Laube über die innere Hohlheit ihrer Dramen hinwegtäuschen lassen. Er durchschaute, daß im Essex alles für den Effect auf Kosten der Wahrheit gemacht war. „Die Figuren," schreibt er, „machen das aus Adrienne Lecouvreur stammende Schulreiten durch: Schritt, Trab, kurzen Galopp, Barrièrespringen, Umpurzeln ꝛc. Alles bloß als psychisches Schaustücklein in der Reiterbude." Dagegen fesselte ihn der Grundgedanke des Uriel Acosta, „den aber Gutzkow nicht faßte," nämlich: „die Logik und Consequenz eines Denkers durch historische und Familienrücksichten brechen und ihn daran zu Grunde gehen zu lassen." Tadelnd und zugleich auf die rechte Lösung hindeutend bemerkt er: „hier sind lauter objective Enttäuschungen gesetzt, er ist betrogen, die Mutter stirbt und die Braut heirathet. Nein, jene müßte leben, diese ihm werden können, und er nun in sich zu Grunde gehen!" Und ebenso war ihm die Grundidee des Narziß von Brachvogel nicht unsympathisch. „Wer hat sich," schreibt er, „nicht schon oft in Gesellschaft einsam gedacht: Wie wär's, wenn jetzt ein Prophet hereinträte in diese odeurdurchzogene, fächerrauschende Welt, oder gar ein gesunder Cyniker mit Keulenworten, der den ganzen Nipptischplunder in Stücke schlüge?" Aber die Gestaltung und Durchführung dieser Idee empörte sein ästhetisches und sittliches Gefühl. „Theaterspiel ist die That des Narziß." „Niemand nimmt Arg an diesem scheußlichsten aller Meuchelmorde, und doch wird die Pompadour dadurch fast eine tragische Heldin."

Am glänzendsten bewährte sich die Scharfsichtigkeit seiner Kritik den Freytag'schen Dramen gegenüber: man fühlt, hier schmerzt es ihn Ausstellungen machen zu müssen. So sympathisch ihm die Fabier sind, und so sehr er für all das Gute darin empfänglich ist, er kommt nicht darüber hinaus, daß das Ganze „mehr Sittengemälde als Menschengemälde" ist. Freytag verfuhr „rein antiquarisch, nicht poetisch." Und er trifft mit seiner Kritik das Wesen historischer Dichtung überhaupt, wenn er schreibt: „die Figuren müssen sich als Menschen, als römische Menschen präsentiren, aber nicht als Römer absolut. Jede Poesie, und vor Allem die dramatische, muß typisch sein, die Gewandung muß fallen und das rein Menschliche überall bestehen, überall anwendbar sein können." Rügt

*) Dramatische Eindrücke. Aus dem Nachlasse von Berthold Auerbach. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.

Digitized by Google

er hier, daß die Poesie vom rein Geschichtlichen überwuchert werde, während doch schon Aristoteles forderte, sie müsse sein: „φιλοσοφώτερον ἱστορίας," so vermißt er im Gegentheil in den Journalisten die große historische Auffassung. „Wer in künftigen Zeiten, ohne die Bewegungsjahre von 48 und 49 miterlebt zu haben, dieses Stück sähe, würde nur ein schielendes Bild des damaligen gewaltigen innerlichst bewegten Treibens gewinnen, denn mitten in die Bewegung ist die ironische Blasirtheit gestellt, die erst viel späteren Datums, oder vielmehr eine Erweckung der inmitten der Revolution abgethanen, dann aber wieder auflebenden, eigenthümlich verzweifelten Lustigkeit ist." Und während ihm sonst gerade für die Charakteristik der tiefe Blick abgeht, fühlt er hier fein heraus, daß „gerade wie in der Schiller'schen Tragödie der pathetische Held über sich reflectirt und über sich den Chorus spielt, hier der humoristische Held über sich reflectirt und den Narren über sich spielt, der ja auch eine Art Chorus ist, indem er Stimme und Stimmung der Betrachtenden vertritt."

Weil es eine Zeit des Niederganges deutscher Dichtung war, und das Theater von den klassischen Dramen allein nicht zehren konnte, war es auch eine Zeit starken Importes fremder Stücke. Scribe, Augier und Sardou begannen die deutschen Bühnen zu beherrschen. Auch diesen fremden Erzeugnissen gegenüber bewährte sich die Treffsicherheit der Auerbach'schen Kritik. Er nahm den von ihnen allein ernst, der als Dichter ernst genommen zu werden verdient: Augier. Wenn er ihn trotzdem verurtheilte, so geschah das weniger aus ästhetischen, als aus ethischen Gründen. In Scribe und Sardou aber sah er nur geschickte Taschenspieler: „In allen diesen Dramen erscheinen immer dieselben Schachfiguren, nur bald von Elfenbein, bald von Holz oder Metall, oder auch nur anders colorirt." Wohl aber hegte er Bewunderung für die technische Virtuosität, die sich in diesen Stücken kund gab. „Die Hände und Herzen, die diese technischen Fortschritte gebildet haben, sind unrein, der Reine und Starke wird sie ihnen entwinden und gesundes Leben damit schaffen."

Die Reinen und Starken waren da, und Auerbach erkannte sie nicht.

Daß Auerbach die deutsche Literatur von der Phrase erlöste und zu dem rein Menschlichen zurückführte, begründete und berechtigte seinen Erfolg. Aber sein Ruhm ist so schnell verflogen, als er schnell erworben war. Für einen großen nachhaltigen Erfolg hatte Auerbach dennoch nicht genug zu bieten. Zu einem großen Schriftsteller fehlte im ein Doppeltes, das im Grunde ein und dasselbe ist: die feste Gestaltungskraft und die Fähigkeit tiefer psychologischer Analyse. Hat man einen Roman von Auerbach gelesen, so meint man, eine Anzahl von Personen oberflächlich kennen gelernt zu haben. Könnte man ihnen auf der Straße begegnen, man würde sie möglicherweise wiedererkennen. Aber im's innerste Herz hat man keinem einzigen geblickt. Und dieser Mangel des Schriftstellers Auerbach ist auch der Mangel des Kritikers Auerbach. Er war nicht im Stande, diese wichtigsten Vorzüge, da wo sie geboten wurden, herauszuerkennen.

Die Reinen und Starken, die der deutschen Literatur damals neue Wege wiesen, und deren Bedeutung Auerbach nicht erkannte, waren: Otto Ludwig, Friedrich Hebbel und Anzengruber.

Mit Otto Ludwig war Auerbach befreundet. An dem guten Willen, Ludwig gerecht zu werden, hat es ihm sicherlich nicht gefehlt. „Wer den herrlichen Menschen kannte," schrieb er, „wußte doch, wie gut und geläutert er war." Aber eben weil ihm die tiefe Einsicht in die Charakteristik fehlte, kam er über die Mängel der Composition eines Dramas, wie der Erbförster, nicht hinweg. Wohl konnte auch er sich der Erkenntniß nicht entziehen, daß es, „lauter Charakterköpfe waren, wie sie wahrhaftiger nicht gedacht werden können," aber — „die Fabel, die Fabel ist die Hauptsache!" Mit diesem „Aber" richtet Auerbach als Kritiker sich selbst. Wenn dem so wäre, warum sind dann Scribe und Sardou nicht große Dichter?

Noch weniger hat er Hebbel verstanden. Daß Hebbel festgemeißelte Gestalten schuf, und daß er Einblicke in die tiefsten Tiefen der Menschenbrust gewährte — freilich oft dadurch, daß er die Personen sich selbst seciren ließ, wie er sich selbst secirte — hat Auerbach nicht erkannt. Es wäre geschmacklos und pietätlos — gegen Auerbach, wollte ich aus seiner Kritik der Maria Magdalena hier citiren. Nur das Eine: „ich wußte nur," schreibt er, „daß die Fabel mit den so großthuerischen als wohlfeilen Worten schließt: »ich verstehe die Welt nicht mehr.«" In diesen beiden Zeilen liegt sein volles Mißverstehen des Dramas. Er hat nicht gefühlt, daß in den Worten in epigrammatischer Kürze das Insichzusammenbrechen des Hauptcharakters gegeben ist.

Anzengruber gegenüber hat Auerbach sein Urtheil modificirt. Sicherlich spricht es für den sittlichen Ernst seiner Kritik, daß er auf der vorgefaßten Meinung nicht bestanden hat. Denn während er anfangs Anzengruber's Dramen wie seinen Roman „der Schandfleck" auf's Härteste verurtheilte, hat er sich später der Erkenntniß, daß Anzengruber „ein wirklicher Dichter ist," nicht verschlossen. Immer aber vermißt man bei seiner Kritik das volle Erfassen der Charakteristik. Bei dem feinen Verständniß, das Auerbach für die Fabel und Composition des Meineidbauern zeigt, wird er Anzengruber dennoch nicht gerecht. So wenig wie Hebbel und Ludwig gegenüber, empfand er, daß Anzengruber Neues, Wegweisendes bot.

Das sind die Mängel der Auerbach'schen Kritik. Aber wie seine Erzählungen noch heute durch ihre innige Ursprünglichkeit und Natürlichkeit sympathisch berühren, obwohl die Literatur in ihren besten Leistungen über sie hinweg die Bahnen beschritten hat, die Ludwig, Hebbel und Anzengruber ihr gewiesen haben, so wirkt auch seine Kritik trotz der gerügten Mängel sympathisch. Sympathisch, weil der sittliche Ernst und die Wahrheitsliebe des Menschen Auerbach aus ihr sprechen. Kein Zweifel, dem Herausgeber Otto Neumann-Hofer ist für seine Gabe Dank zu wissen; denn auch als Kritiker verdient Auerbach noch heute — dem Volke vorgestellt zu werden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Unschuld.

Von C. Schroeder.

Der Ort war eine Vorstadt Londons, ein weitläufiges Villenquartier, das ulmenreiche Parks einschließt und saftgrüne Wiesen. Wir kehrten von unserem Morgenspaziergang zurück — Nora und ich. Ihr nichtsnutziger junger Neufundländer hatte soeben, als wir des goldgewaltigen Rothschild Weide durchkreuzten, alles Vieh durcheinander und auf uns zu gejagt. Unter Ach- und Wehgeschrei waren wir geflüchtet. Nun wir das geschlossene Feldthor hinter uns hatten, gab es Stoff zum Lachen, d. h. erst ward doch der Gerechtigkeit genüge gethan, Benno, der Schlingel beim Kragen genommen und von seiner Herrin mit kleinen Peitschenhieben, die er gar nicht fühlte, abgestraft, bis er mit braunen Schalksaugen Besserung gelobte. Dann aber — es ging eigentlich ein bischen über den Spaß, wie sie ihre würdige Gouvernante carikirte — die Nora. Mit solch' abgeschmackter Todesangst im Gesicht, mit solch' verzweifelten Arm- und Beinschwenkungen sollte ich meine Flucht vor den feindlichen Hörnern bewerkstelligt haben? Schelten hätte ich müssen und Strafe androhen, aber ich lachte, daß mir die Thränen über die Wangen liefen. Nun, ich war ja auch noch gewissermaßen jung damals, wenngleich ich zehn Jahre mehr zählte, als sie.

Sie war sechzehn, das viertälteste von — ich mag gar nicht sagen wie vielen Geschwistern, aber es war ein Kindersegen in dem Haus, daß die erwachsenen Söhne es pietätlos nur den Kaninchenbau nannten. Zwei von Nora's jüngeren Schwestern — lichtblonde, engelhaft aussehende Teufelchen — waren neben ihr noch meiner Obhut unterstellt. Sie hatten in sechs Jahren neunzehn Gouvernanten zum Hause hinaus gequält und wären in vierzehn Tagen mit mir fertig geworden, hätte ich Nora nicht zur Seite gehabt. Sie lockte mir die schwänzenden Schülerinnen aus den höchsten Wipfeln der Eichbäume und von den ungesattelten Rücken der Ponies und wenn mir die versammelte Dienerschaft eines Tages ein Dankesvotum darbrachte, weil es sich nach ihrer Versicherung, seitdem ich im Hause sei, beinahe drin lebe wie im Paradiese, so war dies einzig Nora's Verdienst. Sie hatte eine Art und Weise, der selbst die

Digitized by Google

Rangen nicht widerstanden. Wenn sie — mit etwas Spott auf der Lippe und noch viel mehr liebevoller Mahnung im Auge — sagte: „Kinder wollt ihr mir den Gefallen nicht thun?“ dann fuhr es ihnen durch den harten Sinn: „Was thut nicht Nora alles für uns? Hat sie sich je geweigert, eine Peitsche zu flechten, ein Schmetterlingsnetz herzustellen?“ und wie die Lämmer ließen sie sich von ihr zur Schlachtbank führen.

Ja, sie hatte eine große Macht über die Gemüther — nicht nur die der Geschwister. Wer Kummer hatte im Haus, der ging zu ihr und war ihm unrecht geschehen, dann konnte sie in prächtigen Zorn auflodern und Sühne für ihn heischen, von wem es auch sein mochte. War ihm aber nur die Eitelkeit ein Bischen verletzt worden, dann hob sie wohl sachte die dunklen Wimpern und blickte ihn so lange schelmäugig von der Seite an, bis sie ihm ein widerwilliges Lächeln auf die Lippen zwang. Daß aus diesem Lächeln rasch ein herzliches Lachen wurde, dafür trug ihr lustiger Humor Sorge. Er war ihr und mein bester Freund — dieser Humor — besonders an Sonntagabenden, wenn, dank der albernen Frömmelei ihrer Mutter, das Lesen zerknirschter Gebete unser einziger erlaubter Zeitvertreib war, aber — er verließ sie mitunter. Ja, es gab Tage, an denen meine fröhliche Gefährtin im Hause herumging wie die verkörperte Schwermuth. Wenn ich sie dann anredete, so schrak sie jedesmal wie aus einem Traum auf und sah mich an wie mit todten Augen. Was ihr dann war? Ich hatte schon viel darüber nachgegrübelt — heute, durch Zufall sollte ich es erfahren.

Wir lachten uns also Thränen über meine Angst vor Rothschild's Kühen. Als aber die Felder hinter uns lagen und wir in eine jener vornehmen Straße bogen, zu deren beiden Seiten, hinter hohen Mauern, die Villen reicher Kaufleute liegen, nahmen wir Benno in unsere Mitte und wurden ehrbar. Ich kann es bezeugen, daß meine Nora keinen ihrer Schelmenblicke mehr schweifen ließ und doch ging es hier sofort, wie es immer und überall ging, wo sie sich zeigte — die Köpfe der Herren, ob alt, ob jung, begannen sich in verstohlener Bewunderung nach ihr zu drehen. Warum? Ja, wenn ich es selber nur ergründen könnte, was an einigen Frauen die Männer so berückt! Es ist etwas, das der Schönheit nicht selten abgeht, während die Häßlichkeit es besitzt.

Nora war weder schön, noch häßlich. Sie hatte eine schlanke, mittelgroße Gestalt und war den weichgerundeten Formen nach schon viel mehr Weib als Kind. Der Kopf, das muß ich sagen, saß auf reizend modellirten Schultern, in dem weißen — allzuweißen Gesicht aber war die Nase fast plump gerathen, der Mund entschieden zu groß. Freilich die nachtschwarzen Haare dann wieder, die sich über dem weißen Antlitz wellten und zu rebellischen Löckchen kräuselten, mußte wohl Jeder als einen Reiz an ihr gelten lassen und mehr noch unter den feingezeichneten Brauen und langen Wimpern die schwarzgrünen Augen. Sie waren ja nicht groß, diese Augen, aber sie waren so seelenvoll, konnten so innig trauern, so fröhlich lachen, so leidenschaftlich blitzen. Und wenn sie blitzten, dann färbte sich die bleiche Wange mit einem ganz zarten, feinen Rosenhauch und dann — war Nora mehr als schön, dann war sie hinreißend, bezaubernd. Allein eben jetzt blitzten sie doch nicht, lachten nicht einmal, sondern blickten nur still vor sich hin, oder mahnend auf Benno. Was hatten also die Leute, sie so anzustarren? Von sechs Herren, die die Zeitung unter dem Arm an uns vorüber nach der Bahn hasteten, waren fünf wie electrisirt herumgefahren.

Der Fünfte gar, ein schlanker, dunkelbärtiger Mensch, ließ sich an dem einen Blick nicht entfernt genügen. Im Begriff im Bahnhofsgebäude zu verschwinden, machte er gerade zum vierten Mal kehrt, als Nora ihn gewahrte, zusammenschrak und heftig zu zittern begann.

„Wer war's?“ fragte ich verwundert. „Ich weiß es nicht,“ murmelte sie. „Nora!“ mahnte ich vorwurfsvoll. „Ich weiß es wirklich nicht,“ betheuerte sie und sah mich an mit Augen, in denen kein Falsch war, jetzt aber auch kein Licht mehr. „Eine Aehnlichkeit also?“ — „Ja,“ antwortete sie matt, tonlos und damit ließ sie den Kopf auf die Brust sinken. Wie sie jetzt neben mir herging, war es als habe sie Mühe ihre Füße zu schleppen. Ohne ein Wort weiter gewechselt zu haben, erreichten wir das Haus, das — ein Bischen abseits von der Verkehrsstraße — zwischen Gärten und Feldern anmuthig und bequem hingelagert war.

Vor dem Thor hielt ein Wagen. Gleich in der Einfahrt kam uns der General entgegen, eine hohe, vornehme Gestalt mit geistvollem Kopf, ein Mann, für den das Wort Gentleman eigens geschaffen schien. Er begrüßte mich im Vorübergehen in seiner stets freundlichen, verbindlichen Art und warf seiner Tochter einen befremdeten Blick zu. Sie hatte nämlich bei seinem Erscheinen das Gesicht abgewandt. Das verdroß mich, denn der Mann verdiente von seinen Kindern mindestens die Achtung und Bewunderung, die ihm die Welt entgegenbrachte — die ganze Welt, denn er war weit über die Grenzen Englands hinaus berühmt. Was er speziell als Soldat geleistet, weiß ich nicht, aber er war nicht nur nach dieser einen Seite hin glänzend begabt. Er hat in Lodon großartige Bauwerke aufgeführt und auf chemischem Gebiet wichtige Entdeckungen gemacht. Als er vor kurzem starb, war sein Name in Aller Mund, sein Lob in allen Blättern.

„Pfui, Nora!“ schalt ich, als sich das Thor hinter ihm geschlossen hatte. „Das war unartig.“

„Mag sein,“ entgegnete sie achselzuckend.

„Du solltest Dich wirklich schämen!“

„Ich versuche es ja auch mitunter,“ lachte sie bitter auf. „Nachts, wenn ich im Bett liege, halte ich mir's vor. ›Ein solcher Vater‹, sag' ich mir dann, ›ein so bedeutender Mann! Was hat er nicht schon gewirkt und geleistet! Und wie sie ihn alle respectiren — bis zu der Königin hinauf! Die gute Victoria! Heute befiehlt sie ihn zur Tafel, morgen gönnt sie ihm die Ehre, sie selbst an einem und ihren abgetragenen indischen Shawl am anderen Arm durch die Ausstellung zu führen. Und der Prinz von Wales — wie huldvoll ist der ihm gewogen! Hängt nicht zur Zeit unsere ganze Speisekammer voll von dessen höchsteigenhändig erlegten Fasanen? Und der Prinz Christian gar! Läßt sich wahrhaftig herab, sich ihm zum Taufpathen für seinen Jüngstgeborenen anzutragen! Ha, ha, ha! Es ist fast zum Bangewerden, wie sie gnädig sind — die allerhöchsten Herrschaften, aber ihn bringt es nicht aus der Fassung. Er bedankt sich schön und thut es zu dem Uebrigen, zu den in- und ausländischen Orden — oben im verstaubten Kasten — zu den diamantbesetzten Schnupftabacksdosen von russischen und anderen Potentaten, zu den —‹ Bah! Meinen Sie, daß diese Gewissenspredigten mir etwas nützten? Gar nichts! Ich hasse ihn nach wie vor!“ Sie hatte mit kalter Ironie gesprochen, bei den letzten Worten aber begann ihre Stimme zu beben. Hastig stieß sie die Glasthür auf, die aus der Veranda in das Schulzimmer führte. Mit ein paar Schritten wollte sie den Raum durchmessen und an mir vorüber in den Flur, allein ich hielt sie am Arm fest.

„Deinen Vater, Nora?“ forschte ich staunend, ungläubig, „das ist doch wohl nicht möglich?“

„Doch,“ fuhr sie mit heißen Wangen und sprühenden Augen fort. „Ich hasse — hasse ihn — ich — Oh! mein Gott — mein Gott! wie ich ihn hasse!“ Damit brach sie auf einem Stuhl zusammen und nun war es, als wollte sie sich die Seele ausschluchzen und ausweinen. Ich stand fassungslos daneben. Dieser Haß — er schien mir nicht nur widernatürlich, sondern, gegen einen der edelsten Menschen gerichtet, auch ganz und gar unbegreiflich. So etwas mag ich endlich wohl gesagt haben, denn sie richtete sich trotzig empor und rief sich die Thränen aus den Augen schüttelnd:

„Sie urtheilen eben nach dem Schein und der Schein trügt. Mich hat er auch betrogen, denn ich bin auch einmal Ihrer Meinung gewesen. Ja, es war eine Zeit, da gab es für mich nichts Herrlicheres auf der Welt als Papa. Wenn ich ihn mit anderen Männern zusammen sah, so war mir's immer, als überrage er sie alle um Kopf und Schultern und mit Frauen erst — ich konnte mir wirklich nicht helfen, aber wenn Mama ihm kam mit ihrem kindischen Gestöhne, ihren ewigen Quälereien um Geld, dann mußte ich an des Sokrates Xantippe denken. Wenn er aber ohne einen Vorwurf sein Checkbuch zog, und freundlich fragte: ›Wieviel soll ich notiren?‹ und ohne mit der Wimper zu zucken die Unsummen hinschrieb, die sie verlangte und für die er sicherlich bessere Verwendung hatte, dann meinte ich, Sokrates sei doch nur ein alter Plebejer gewesen und hätte es gewiß nicht so vornehm gemacht. — Sie sehen, ich hatte ihn auf ein hohes Piedestal gestellt — jetzt liegt er unten im Staube.“

„Wenn ich nur wüßte weshalb?“

„Ich sage es ja! Das Edle ist nur Schein an ihm. Im Grunde ist er ein kaltherziger Egoist, ein neidischer, erbärmlicher Charakter.“

„Hm! Und wie hast Du dies entdeckt?“ Sie schwieg. „Das soll Geheimniß bleiben? Auch gut,“ sate ich und wollte mit etwas gekränkter Miene der Thür zu, aber da hing sie mir plötzlich am Halse.

„Ich habe noch mit Keinem darüber gesprochen,“ flüsterte sie, „aber Sie sollen es hören — Sie allein!“ Nun saßen wir neben einander — Schulter an Schulter — und nun begann sie mit zuckenden Lippen:

* * *

„Es sind jetzt bald zwei Jahre — da kam er zu uns — Onkel Frank.“ Hier wollten sich ihr die Thränen wieder in die Augen drängen, aber sie zwang sie zurück, kämpfte auch mit der Heiserkeit in ihrer Stimme, bis sie wich und der Ton ganz klar wurde und weich und schwärmerisch. „Er war Papas jüngerer Bruder — um fünfzehn Jahre jünger, meine ich. Er hatte keins von Papas Talenten, aber die Gabe sich bei aller Welt beliebt zu machen, die hatte er. So ungefähr von Bruder Harry's Größe war er wohlgebaut und stattlich, mit einem schönen, dunkelbärtigen Gesicht und Augen — wer Kummer hatte, der brauchte bloß hinein zu sehen, dann ward er schon froh. Dem Großvater zu Gefallen hatte er sich in Edinburg als Kaufmann etablirt gehabt, aber er war viel zu sehr Cavalier, um rechnen zu können. So hatte er sich denn verspekulirt und Alles verloren. Nun nahm ihn Papa als Sekretär zu sich. Seine Frau — denn, daß ich es nicht vergesse, er war seit Kurzem verheirathet — seine Frau kehrte zeitweilig zu ihren Eltern zurück. In unser Haus also kam er. Das Zimmer, das Sie jetzt bewohnen, war seins, Harry's Platz am Tisch nahm er ein und — Ach! die schöne, die selige Zeit! Wie ein neuer Geist fuhr es in uns alle — bis zu den Dienstboten hinunter. Selbst Ann, das keifende Hausmädchen, lernte zu lächeln und das will etwas sagen. Er hatte aber auch für Jedes ein freundliches Wort, eine rasche, hülfsbereite Hand. Glauben Sie, daß er Mary, die Köchin, einmal im Platzregen auf dem Markte traf und ihr seinen Schirm aufdrang? Ihm als Mann könne die Feuchtigkeit nicht schaden. Liebenswürdig, nicht wahr? Besonders da sie so alt und garstig ist, denn wenn ein junger Mensch einer hübschen Person Artigkeiten erweist, so darf man es ihm am Ende so hoch nicht anrechnen. Tom und Harry sind jederzeit ebenso bereit mit einem Küchenmädchen eine Liebelei anzuknüpfen, wie mit einer Gräfin. Er war von anderem Schlage, eine wahrhaft ritterliche Natur und — ein so lustiger Kamerad dabei! Wir Kinder lachten und tollten um ihn herum — d. h.“ besann sie sich rasch, „ich doch eigentlich nicht. Nun, ich war ja auch im Grunde kein Kind mehr, bin vielleicht nie eins gewesen, habe, während Mamas längeren Abwesenheiten in Bädern und anderwärts, so früh schon für die Kleinen Mütterchen spielen müssen. Nein, ich lachte und tollte nicht mit. Mir war bei aller Seligkeit, die ich fühlte, daß er da war, immer ein Bischen feierlich zu Muthe. Ich konnte nur stillsitzen wie in der Kirche und ihn ansehen. Dabei kam es vor, daß ich seine drolligen Einfälle ganz überhörte — die Wonne, daß er überhaupt sprach,

Digitized by Google

war für mich zu groß. Ach! sie liebten ihn ja Alle, aber ich — ich kann gar nicht sagen, wie lieb ich ihn hatte."

Sie preßte die Hand auf das Herz und aus den schwarzgrünen Augen schlug eine so heiße Flamme, daß mir auf einmal bange wurde, aber sie sah mich an, arg- und ahnungslos wie ein Kind und fuhr mit schwermüthig sanftem Lächeln fort:

„Er machte sich aber auch mehr aus mir als aus den Anderen — viel mehr. Wenn er zum Frühstück herunterkam, so hieß es jedesmal: »Guten Morgen, mein Liebling!« und dann küßte er mich auf den Mund — stets auf den Mund. Bei Tisch mußte ich neben ihm sitzen, in jeder freien Minute um ihn sein. Und traf es sich einmal, daß ich bei seiner Nachhausekunft noch nicht vom Spaziergang zurück war, dann ging er in seiner Ungeduld wohl ein Dutzend Mal an das Thor, nahm schließlich den Hut und kam uns entgegen. Wir hatten eine hübsche Gouvernante damals und — was glauben Sie? Die Person bildete sich ein, daß er sich ihretwegen bemühe, fing an zu erröthen und verschämt zu thun, sobald er in der Ferne auftauchte. Es war ja vielleicht nur lächerlich, aber mich machte es rasend. Er und ihr nachlaufen, er, der die Treue selbst war gegen seine Frau! So rasend machte es mich — tödten hätte ich sie können! — Nun, jedenfalls trug ich Sorge, daß sie aus dem Hause kam. An koketten Mädchen, die ihm zutrauten, daß er ihnen in's Netz laufen würde, war übrigens, wie die Folge lehrte, auch sonst in der Gegend kein Mangel. Die konnte ich ihm nicht aus dem Wege schaffen, die mußte ich mich schon begnügen, vom Grunde meiner Seele zu verachten. Bange für ihn ward mir nur einmal, als Edith Smith — Sie wissen, die schöne Edith, der Alle zu Füßen liegen — sich in den Kopf setzte, ihn zu bezaubern, aber ich hatte meine Furcht und sie ihre holden Blicke vergebens. Er blieb kalt — kalt wie ein Eiszapfen.

Was für eine Frau er haben muß, dachte ich da, was für eine unvergleichliche Frau! und zum ersten Mal kam mir etwas wie Neugier nach ihr: „Hast Du ein Bild von Tante Rosa, Onkel Frank?" fragte ich ihn. „Nicht bei mir," antwortete er. „Nun, dann beschreibe sie mir einmal!" bat ich. Er that es auch, aber in einer leichten, oberflächlichen Weise, daß mir nichts klar wurde als die Farbe ihrer Haare und Augen. Man läßt fremde Leute eben nicht gern in das Allerheiligste seines Herzens blicken, dachte ich, ging ein bischen gekränkt meiner Wege und malte mir selbst das Bild einer göttlich schlanken, edelstolzen Blondine.

Es war in jedem Strich verfehlt, wie es sich herausstellte. Ein paar Wochen später kam sie nämlich auf einen Tag ihn zu besuchen. Er hatte mir nichts gesagt und so durchfuhr es mich mit plötzlicher Angst, als es hieß: „Tante Rosa ist im Salon!" Volle fünf Minuten stand ich, die Hand auf der Thürklinke und wagte nicht zu öffnen. Mit ihrem Götterblick werde sie mein armes Nichts sofort erkennen und ihrem Mann vielleicht verleiden, meinte ich. Götterblick! Ich muß noch lachen. Sie hatte graublaue Augen, die immer hin und wieder huschten und sich gar nicht die Zeit ließen, irgend etwas zu erkennen. Dazu kam noch ein Puppensigürchen und ein Puppengesicht mit einem kleinen Mund, der unaufhörlich plauderte.

Hellauf jauchzte sie bei meinem Anblick. „Noch ein Sprößling!" rief sie und warf sich vor lauter Lust so weit hintenüber in ihren Sessel, daß ihre Füßchen frei zappelten. „Noch einer! Ha, ha, ha! Das nimmt ja gar kein Ende. »Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn — wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat!« — sieht es so nicht in der Bibel, Frank? Ha, ha, ha! Dein Bruder ist ein gesegneter Mann! — Guten Morgen — wie war doch der Name? Nora? Guten Morgen, Nora! Von dieser hast Du gegen mich nie etwas erwähnt, Frank. Aber — ha, ha, ha! schau nur nicht so schuldbewußt darein — ich nehme es Dir wahrhaftig nicht übel. Wenn Du in jedem Brief den ganzen Kindersegen hier namhaft machen wolltest, so brächte mir die Post ja nichts als Kataloge!" So ging es weiter mit etwas Mutterwitz und sehr viel Oberflächlichkeit. Ihm war es zur Qual — ich merkte es ihm an. Stirnrunzelnd saß er da, unruhig auf seinem Stuhl hin- und herrückend. Nach mir sah er nicht ein einziges Mal hin. Er schämt sich ihrer, dachte ich und schämt sich doppelt, weil es Jemand sieht. Ich konnte daher nur machen, daß ich wieder hinaus kam.

Bei Tisch gab man ihr meinen Platz. Nun war er wie ausgetauscht — so redselig, so voll drolliger Einfälle! Aber seine Stimme hatte für mich einen harten, ungewohnten Klang und sein Lachen schnitt mir jedes Mal in's Herz. Ich hörte etwas wie Verzweiflung heraus und ich begriff die Verzweiflung. Eine solche Frau! Alles — Alles mißfiel mir an ihr — das Puppengesicht, das Babyorgan, die albernen, kleinen Hände, die, wenn sie glaubte, daß Niemand es merkte, Brotkügelchen formten und Harry bombardirten. Dem war das Scharmützel schon recht und ich kann Ihnen sagen, er antwortete mit Blicken, die eine ehrbare Frau hätten erröthen machen müssen. Aber sie und erröthen! Bah! Sie kicherte nur und zwinkerte mit den Augen und machte so, daß ich ihr am liebsten in's Gesicht geschlagen hätte. Ob Papa mir meinen Zorn ansah? Jedenfalls rief er plötzlich von seinem Tischende herüber: „Du issest ja nicht, Nora. Bist Du krank?"

Sie können sich meinen Schrecken denken — Papa, der uns so selten anredet!

„Nein," stammelte ich mit glühenden Wangen, „ich habe nur keinen Hunger."

„Dann wollen wir Dich entschuldigen."

Damit war ich von der Tafel entlassen. Daß Aller Augen mir bis an die Thür das Geleit gaben, ist selbstverständlich. Papa hatte sich ja für meinen Appetit interessirt, das machte mich für den Moment unendlich wichtig. Oben in meinem Zimmer versuchte ich zu lesen, aber immer zwinkerten mich zwischen den Zeilen ihre abscheulichen Augen an. Ich konnte nicht lesen, ich konnte sie nur hassen und aus dem Haus wünschen. Allein je heißer ich wünschte, desto länger dehnten sich die Stunden und aus dem einen Tag ward eine Ewigkeit. Endlich aber, endlich — Oh! wie ich auffauchzte, als ich ihren Wagen davonrollen hörte, wie ich die Treppe hinunterstürmte und in den Garten hinaus!

An einen Baumstamm gelehnt stand er mit dem düstersten Gesichtsausdruck von der Welt. Das machte mir ein Bischen bange. So blieb ich denn stehen und wagte nur aus der Entfernung ein zaghaftes: „Onkel Frank!" Da schrak er zusammen und es war — es war wirklich, als ob er die Flucht ergreifen wollte — vor mir! Wie ein Dolch ging es mir durch das Herz. Blitzschnell hatte ich mich umgedreht. Ich war schon wieder in der Veranda, als er mich einholte.

„Kind," schalt er, „was fällt Dir ein? Läufst vor mir weg?" Und als ich schwieg: „Nora, um Himmelswillen, was hast Du?"

„Ich wollte Dich in Deinem Schmerz nicht stören," brachte ich halb schluchzend hervor.

„In meinem Schmerz?"

„Nun, sie ist doch davongefahren — Deine Rose!" Ich hatte viel bitteren Nachdruck auf das letzte Wort gelegt, aber es war mehr als Bitterkeit, es war Hohn und Verachtung in seiner Stimme, als er jetzt rief:

„Meine Rose? Mein Dorn willst Du sagen, mein —" Er biß sich auf die Lippen und warf mir einen erschrockenen Blick zu. Dann in unsicherem Ton: „Das war Unsinn — Du mußt es vergessen, denn es hat keine Berechtigung. Sie ist eine gute Frau, sie — Du wirst es vergessen, Kleine?"

Ich that ihm den Gefallen und nickte Bejahung, aber wenn ich den „Unsinn" vergesse, die Wonne, die ich in dem Moment fühlte, vergesse ich mein Lebtag nicht. Ich schob meinen Arm in den seinen und zog ihn den Gartenpfad hinunter. Den ganzen Tag hatte es wie ein Alp auf mir gelastet, jetzt war mir so leicht — so leicht! Meine tollsten Tollheiten sprudelte ich hervor und er — der liebe, gute Mensch, wie er lachte! Mitten in unserer Heiterkeit aber ging plötzlich feierlich ernst Papa vorüber und sah uns an mit einem so sonderbaren Blick, daß wir Beide jäh verstummten.

„Was hatte er?" flüsterte, sobald seine Schritte verhallt waren, Onkel Frank mit einem ganz ungewohnten Roth in den Wangen.

„Ja, was wird er haben?" entgegnete ich achselzuckend. „Irgend ein schwieriges Problem im Kopf. Da stört ihn unsere Freude."

„Du freust Dich also?" — „Das will ich meinen." — „Und weshalb?" forschte er in eigenthümlich bebendem Ton. Ich lachte ein wenig gezwungen. „Ich freue mich," stammelte ich, „weil — weil ich mich freue!" Damit bückte ich mich hastig nach einer Klette am Wege, griff eine Hand voll prickeliger Kügelchen zusammen und begann ihn damit zu bewerfen — halb in der Verlegenheit, halb im Uebermuth. Wohl oder übel mußte er sich zur Wehr setzen und es gab eine lustige Schlacht — da hinten im Feld, wissen Sie, wo die Kühe grasen. Hin und her schwirrten die Kletten, er hatte schon den Bart voll und die Haare, da kam der Störenfried. Laut klirrend fiel hinter uns die Gartenthür in's Schloß und mitten zwischen uns stand Papa, eine Gewitterwolke auf der Stirn.

„Laß Deinen Onkel, Nora!" befahl er barsch. „Du wirst ihn reizen und in Wuth bringen." In Wuth! Es war ein bitter hartes Wort, denn, wenn er auch als heftig und jähzornig galt — Onkel Frank — gegen mich war er doch stets die Sanftmuth selber gewesen! Nie — niemals vergesse ich den schmerzlichen Gesichtsausdruck, mit dem er sich zum Gehen wandte. Papa ging auch und hinter seinem Rücken ballte sich meine Hand zur Faust und im Geiste nannte ich ihn einen kleinlichen, erbärmlichen Despoten, der, weil er selbst keine rechte Lebensfreude fand, auch Anderen keine gönnte.

So faßte ich einen wachsenden Widerwillen gegen meinen Vater. Ich hatte Unrecht, meinen Sie? Ja, dann erklären Sie mir einmal sein Benehmen an diesem und all den folgenden Tagen! Es war ja eine systematische Quälerei, die er in Scene setzte. Wir wurden unseres Lebens nicht mehr froh — Onkel Frank und ich. Ich brauchte bloß bei Tisch einmal den Blick nach ihm hinzuwenden, gleich war Papas Auge dazwischen, das für diese Sünde zürnend Rechenschaft verlangte, und wenn das Unglück wollte, daß er uns allein traf — in der Halle oder im Garten — sofort gab es für Onkel Frank im Laboratorium Wichtiges zu thun, oder für mich im Schulzimmer. Es ging so weit, daß wir zu geheimen Zusammenkünften unsere Zuflucht nehmen mußten, wenn wir uns etwas zu sagen hatten!"

„Nora!" entfuhr es mir entsetzt.

Sie mißverstand meine bange Erregung. „Nicht wahr," meinte sie, mir voll das schöne Auge zuwendend, in dem so gar kein Arg war, „das finden Sie nun doch auch empörend? Um ein freundliches Wort auszutauschen, mußten wir zu einander schleichen wie Verbrecher. Ach! und selbst das ward uns nicht lange gegönnt. Er kam eines Abends dahinter — Papa — und machte seinem Bruder eine Scene — eine furchtbare Scene. Was er ihm sagte, weiß ich nicht, aber bis in mein Zimmer scholl vom Laboratorium her seine Stimme — diese sonst so gedämpfte Stimme, das allervornehmste an ihm, wie Sie selbst neulich noch behaupteten.

Am nächsten Morgen fehlte Onkel Frank am Frühstückstische. Er sei in Papas Auftrage nach Liverpool gereist, hieß es. Das war so unwahrscheinlich nicht, denn damals gerade wurde in jener Stadt eine Canalisation nach Papas neu erfundenem System eingeführt und es kam schon vor, daß er seinen Secretär hinschickte, damit er ihm über den Fortschritt der Arbeiten Bericht erstatte. Unter anderen Umständen hätte mich also der Anblick des leeren Stuhles nur betrübt, nach dem stürmischen Auftritt von gestern Abend erfüllte er mich mit namenloser Angst.

„Papa hat ihn gar nicht rasch genug los werden können," sagte ich

Digitized by Google

mir, „und nun ist er im Stande, er hält ihn fern, schickt ihn von Liverpool nach Edinburg oder Glasgow und ich sehe ihn in langer Zeit nicht — sehe ihn vielleicht niemals wieder.“ Wie Blei lag mir an dem Tage das Herz in der Brust. Die Gedanken liefen mir wirr durcheinander. Auf alle Fragen gab ich verkehrte Antworten, in den Unterrichtsstunden konnte ich meine eigene Sprache nicht schreiben. So kam die Nacht heran. Selbstverständlich, daß ich keinen Schlaf fand, daß ich mich unter dem furchtbaren Bleigewicht stöhnend hin und her wälzte. Da — es hatte eben Eins geschlagen — knarrte draußen das Thor. Langsam, etwas schweren Schrittes kam Jemand die Treppe herauf, bog links in den Corridor, öffnete Onkel Frank's Thür und schloß sie wieder. Er war daheim. Meinen Jubel kann ich Ihnen nicht beschreiben. Ich lachte, ich weinte, ich sprang aus dem Bett und tanzte im Zimmer herum wie eine Verrückte. Hinterher erst machte mir der langsame, etwas schwere Schritt zu schaffen. Der war ihm sonst nicht eigen. In ein paar Sätzen pflegte er oben zu sein. Er wird müde sein, suchte ich mich zu beruhigen. Vielleicht schleppt er sich auch noch ein Bischen mit dem Aerger von gestern. — Aber wenn er nun krank wäre? fuhr es mir durch den Sinn und blitzschnell griff ich nach meinen Kleidern.“

„Nora, Du wolltest doch nicht —?“ fiel ich ihr erschrocken in die Rede.

„Hin zu ihm wollte ich und mich von seinem Wohlbefinden überzeugen,“ sagte sie. „Ich ging auch — ganz leise, um Niemand zu wecken, trat ohne zu klopfen bei ihm ein. Da saß er am Tisch, den Kopf in die Hand gestützt, und sah seltsam stier in die Flamme des Stearinlichts, die vor ihm flackerte. Er schien abgrundtief in Gedanken versunken. Erst als ich ihn anrief, kam er langsam zum Bewußtsein meiner Gegenwart. „Sieh da, Kleine!“ sagte er ohne sonderliches Erstaunen, halb noch wie im Traum.

„Onkel, was ist Dir?“ fragte ich bang. Und als er schwieg: „Onkel, um Gottes willen, sprich! — sag, ob Du krank bist — ob ich irgend etwas für Dich thun kann?“ Da machte er mit der schlaff herabhängenden Linken eine matte Bewegung nach seinem Reisenecessaire, das geöffnet am Boden lag.

„Du findest Kölnisches Wasser darin und ein Tuch,“ murmelte er. „Mir will der Kopf auseinander, wenn ich mich danach bücke.“ Rasch hatte ich das Verlangte hervorgezogen und das Tuch mit der wohlriechenden Essenz durchtränkt. „Binde es mir um die Stirn,“ bat er, „fest — fester! Ach! wie das wohlthut!“ Er lehnte den Kopf an meine Schulter und verharrte eine kleine Weile regungslos. Plötzlich: „Kind, wie Du zitterst! Und es sind doch nur Kopfschmerzen — die gar nicht ausbleiben konnten nach solchem Tagewerk. Wenn Du wüßtest, in wie viele dumpfe Löcher und übelriechende Kloaken ich hinabgestiegen bin heute!“ Der Ekel packte ihn in der Erinnerung, er schüttelte sich.

„Es ist eine Schande, daß er Dir solche Arbeit zumuthet!“ stieß ich grollend hervor. „Wer?“ — „Papa natürlich!“ — „Der schont sich selber auch nicht, Kleine — wäre wohl statt meiner nach Liverpool gereist, wenn —“

„So nimm doch nicht ewig seine Partei, Onkel,“ fiel ich ihm ungeduldig in's Wort. „Nach der Scene, die er Dir gestern Abend um nichts und wieder nichts gemacht hat, ist's wirklich etwas wie Schwäche in Dir!“

Er zuckte zusammen, hob den Kopf von meiner Schulter, ließ den erschrockenen Blick an den Wänden herumschweifen und taumelte auf die Füße. „Hergott — Herrgott!“ stöhnte er. „Es ist ja nachtschlafende Zeit!“ Und nach einer Stuhllehne haschend, um sich vor dem Fallen zu sichern. „Geh, Kleine — thu mir die Liebe und geh'. Ich sah vorhin noch Licht im Laboratorium. Jeden Moment kann er die Treppe heraufsteigen, einen Blick hier hereinwerfen und —“

„Und gesetzt den Fall er thäte es,“ fiel ich ihm trotzig in's Wort. „Ist es ein Verbrechen, daß ich meinen Onkel zu pflegen komme?“

„Was für mich zu thun war, hast Du gethan, Herzensschatz, jetzt geh' — laß mich nicht vergebens bitten!“ Wie seine Stimme bebte und wie ihm die Angst aus den Augen sah! Meine ganze Seele bäumte sich auf gegen den Mann, der uns Alle zu Feiglingen machte, selbst ihn.

„Ich gehe nicht!“ knirschte ich zwischen den Zähnen hervor. „Mag er mich hier finden, der Tyrann, der Anderen keine Liebe gönnt, weil er selbst nicht im Stande ist, Liebe zu wecken.“ — „Thorheit, Nora —“ „So? Ist's Thorheit?“ fuhr ich ihn heftig an, „dann gib Du mir eine bessere Erklärung dafür, daß er uns bei jeder Gelegenheit auseinander hetzt und jagt!“ Und wie er förmlich verlegen den Kopf zur Seite wandte: „Siehst Du wohl, daß Du mir keine weißt? Nun, laß ihn nur kommen. Ich habe Muth heute. Ich brenne vor Begier, ihm einmal — o nur ein einziges Mal in's Gesicht zu sagen, daß der blasse Neid ihn ganz vergebens verzehrt, daß uns Allen und besonders mir Dein unbedeutender kleiner Finger bis in alle Ewigkeit mehr werth sein wird wie seine ganze berühmte Person.“

„Unglückliche,“ schrie er entsetzt auf, „thätest Du es, wir wären verloren!“

Ich sah ihn an vom Kopf bis zu den Füßen mit etwas wie Mitleid im Blick. „Wie Du ihn fürchtest,“ sagte ich und ich glaube wohl, daß meine Lippen sich kräuselten. Das Blut schoß ihm heiß in die Wangen, er wollte heftig werden, aber er bezwang sich noch. „Meinetwegen,“ grollte er, „halte mich für feige — aber geh'!“ Nicht vom Fleck rührte ich mich, da packte ihn der Jähzorn. „Fort — hinaus!“ schrie er. „Ich will in's Bett! Meinst Du, ich hätte kein Recht auf ein paar Stunden Schlafs nach der Hundearbeit des Tages?!“

Bei dem ersten Wort schon war ich an der Thür. Nur noch einen Blick wandte ich von hier zurück. Der mag ihn wohl in's Herz getroffen haben, denn mit einem Schritt war er bei mir, in seine Arme wollte er mich fassen, aber — mit aller Gewalt stieß ich ihn zurück und zog die Thür hinter mir in das Schloß. So bis auf's Blut gekränkt hatte mich nichts, seitdem ich denken konnte. Die ganze Nacht durchweinte ich, aber als der Morgen kam — da ward mir es doch klar, daß er sich nur um mich geängstigt und daß auch die bösen Worte ihm nur Mittel zum Zweck gewesen. Er hatte mich vor der Gefahr, entdeckt zu werden, schützen wollen um jeden Preis. Ich grämte mich nicht mehr, ich fing an, mir bittere Vorwürfe zu machen, daß ich ihm so viel Aufregung verursacht hatte in seinem leidenden Zustande. Ein herzloses Geschöpf schalt ich mich und wartete in fieberhafter Ungeduld in der Halle, ob er zum Frühstück herunterzusteigen werde. Ja, er kam — sie waren schon Alle nebenan im Speisesaal versammelt — da kam er und nie — nie vergesse ich den Anblick! Sein Gesicht war so weiß wie die Wand da, die Augen lagen ihm tief in den Höhlen. Er stützte sich auf das Treppengeländer, daß es ächzte, mit unsäglicher Mühe schien er einen Fuß vor den anderen zu schieben. An mich herankommen ließ ich ihn — meinen Sie, ich hätte ihm auch nur einen Schritt entgegen thun können? Wie gelähmt war ich an allen Gliedern und eine eiskalte Hand umkrallte mein Herz. Nun stand er vor mir.

„Mein Liebling,“ flüsterte er, „mein Herzensliebling, verzeih!“ Sein Arm umschlang mich, seine Lippen berührten, nicht meinen Mund wie sonst, nein meine Stirn — drei Mal, dann — ein dumpfer, schwerer Fall und langausgestreckt lag er auf den Steinfliesen zu meinen Füßen. Mein Schrei durchgellte das Haus und im Nu fand ich mich umringt von entsetzten Gesichtern.

Papa war es, der ihn aufhob und in sein Zimmer trug. Es sah sich brüderlich liebevoll an. Man hätte überhaupt auf den Gedanken kommen können, Onkel Frank sei seinem Herzen ganz besonders theuer, soviel Geld und Mühe ließ er sich's kosten um ihn. Die berühmtesten Aerzte telegraphirte er herbei — Leute, die sich den Besuch mit fünfzig Pfund Sterling berechneten. Und mit welcher Aufopferung er ihn pflegte. Seine dringendsten Geschäfte vernachlässigte er drüber, Tag und Nacht wich er nicht von seiner Seite.

„Freilich“ — sie lachte bitter auf — „während er am Krankenbette saß, konnte niemand anders hin!“ Und in jäh hervorbrechendem leidenschaftlichen Schmerz die Hände ringend: Mein armer, armer Onkel! In all seinen Fieberphantasien, in all seinen Schmerzen und Qualen hatte er nur mich im Sinn. „Nora — Nora, komm zu mir!“ das war sein einziges — ach so vergebliches Verlangen. Sie redeten von Typhus, von Ansteckungsgefahr und als sich's herausstellte, daß es sich nicht um Typhus handelte, sondern um Vergiftung durch tödtliche Gase, da fanden sie andere Vorwände, mich fern zu halten. „Nora, Nora, komm zu mir!“ bis in die entlegensten Winkel des Hauses drang es und die Dienstboten wandten wie in scheuer Verwunderung den Kopf nach mir, daß ich solchem Flehen nicht Folge leistete. Ach Gott — lieber Gott! wenn ich gedurft hätte! — — —

Die drittfolgende Nacht war die schlimmste. Je stiller es im Hause ward, desto lauter klang sein Fieberrasen. Wie eine Wahnsinnige lief ich in meinem Zimmer hin und her, die Hände auf die Ohren gepreßt, um den jammervollen Ruf nicht zu hören, aber mit dem Herzen vernahm ich ihn doch. Endlich gegen Morgen schien er ruhiger zu werden. Ich ließ mich auf einen Stuhl sinken und es kam über mich wie eine Betäubung. Da — auf einmal wird er, mein Name, so deutlich als sei er dicht neben mir gesprochen! Ich schrak in die Höhe, stand am ganzen Körper bebend. „Nora, Nora, laßt sie kommen, laßt mich ihr Gesicht noch einmal sehen!“ Gott! die Verzweiflung in der Stimme — nie werde ich sie vergessen! Mit plötzlicher Wuth packte es mich gegen mich selber, daß ich so lange hatte widerstehen können. Ein feiges, erbärmliches Geschöpf schalt ich mich. Was konnte Papa mehr thun, als mich tödten, wenn ich seinem Willen zuwider handelte — und lag etwas an meinem Leben, wenn Onkel Frank von mir ging? Ich stürzte auf den Corridor hinaus, flog an die Thür des Krankenzimmers, aber — bevor ich noch öffnen konnte, stand Papa vor mir. Beim Licht der Kerze, die er hielt, erschien sein Antlitz bleich und düster. Er zeigte kein Erstaunen bei meinem Anblick, drängte mich nur sachte von der Schwelle zurück und zog die Thür hinter sich in's Schloß.

„Dein Onkel hat ausgelitten,“ sagte er. Wie ein Dolchstoß ging es mir durch das Herz.

„Todt!“ schrie ich auf, „und Du hast mich nicht zu ihm gelassen?!“

„Es war für euch Beide das Beste.“

Ich fand noch Zeit, ihm all die Qual und all den Haß, den ich fühlte, in die Augen zu blicken, dann verlor ich die Besinnung — —

Kaum war ich wieder erwacht zum Bewußtsein meines furchtbaren Verlustes, da packten sie mich in einen Wagen. Fort sollte ich, zu Verwandten. Papa wollte es so. Er selbst begleitete mich. Meinen Sie, ich hätte mich unterwegs auch nur ein einziges Mal überwinden können, nach ihm hinzusehen? Mein Abscheu war zu groß! — Nach Wochen kehrte ich zurück, so hoffnungslos elend, wie ich gegangen war. Die Hausgenossen hatten strenge Weisung erhalten, gegen mich Onkel Frank's Namen nicht zu erwähnen. So war ich denn allein mit ihm, wo ich ging und stand. Tags kam wohl mancherlei, uns zu stören, aber Nachts — da stand ich aus meinem Bett auf, setzte mich an das Fenster und wir hielten lange, lange Zwiesprache. Am Morgen fanden sie mich dann mitunter ohnmächtig neben meinem Stuhl. — — —

Nun ist es anderthalb Jahre her und die Zeit heilt alle Wunden, sagen sie, aber — sein armes, liebes Bild habe ich doch nicht wieder ansehen können und wenn mir auf der Straße Jemand begegnet, der ihm auch nur im entferntesten ähnlich sieht, dann ist es mit meiner Freude aus für den Tag.“ Sie schwieg und blickte mit den thränenverschleierten Augen sehnsüchtig zurück in die Vergangenheit. Ich aber dachte an den

Digitized by Google

edlen Mann, der lieber seiner Tochter Haß auf sich nahm, als daß er ihr die Kindereinfalt raubte und in Gedanken sagte ich ihr:

„Warte nur, bis eine zweite Liebe Dir über diese erste die Augen öffnet, dann wirst Du Deinem Vater manches Unrecht abbitten."

* * *

Und so mag es auch wohl gekommen sein, denn ein paar Jahre später, als sie im Begriff stand, dem Manne ihrer Wahl an den Altar zu folgen, schrieb sie mir in ihrer launigen Weise: „Mein Glück ist blond, hat blaue Augen und einen kecken Schnurrbart. Ein Apoll von Belvedere ist er nicht, aber ein recht männlicher Mann. Unter uns gesagt, ich möchte ihn in keinem Stück verändert, doch mitunter necke ich ihn und sage, daß er an Papa noch lange nicht hinanreicht. Das bringt ihn dann bei aller Verehrung, die er für Papa fühlt, immer ein Bischen in Harnisch."

Aus der Hauptstadt.

„Durchlaucht, die Gratulanten aus Berlin sind da!"

Allerlei Glückwünsche zum ersten April.

I.

. . . Da es nach Lage der Dinge nicht ausgeschlossen erscheint, daß Durchlaucht oder eine Ihnen nahestehende Person demnächst wieder die Zügel der Regierung ergreifen wird, erlaube ich mir gleichzeitig, Ihnen anbei bemusterte Druckbogen weißen Papiers in beliebigen Quantitäten zu gefl. offiziösen Auslassungen anzubieten. Sie werden als Geschäftsmann vorurtheilslos genug denken, um es mir nicht zu verargen, daß ich drei Jahre lang Ihre Concurrenz bediente; der Mensch will leben, und eine Frau, deren „Besitz" mich glücklich gemacht hätte, fand sich nach Ihrem Abgange nicht gleich. Auch wollte es der Zufall, daß Graf Caprivi gerade eine passende und wenig gebrauchte Livree für mich vorräthig hatte. — Im Uebrigen dürfen Sie mich von Herzen verachten; ich werde darum meine Vorzugspreise für Sie nicht erhöhen. Meine Brauchbarkeit, meine Vaterlandsliebe und meine Verdienste sind Ihnen bekannt. Ich bin ein entschiedener Idealist und kann mich für alles Edle, Erhabene und Schöne begeistern, angemessene Bezahlung vorausgesetzt . . .

Pinscher, Commissions- und Provisionsrath.

II.

Streng vertraulich!! Discretion Ehrensache! **Amtsgeheimniß!**

Wir verkennen die unsterblichen Großthaten Ew. Durchlaucht keinesfalls, aber wir bitten Sie, dies unser Geständniß unter keinen Umständen publik zu machen. Wir hätten in unserer letzten Fractionssitzung Ew. Durchlaucht von Herzen gern hochleben lassen, aber die Wände haben Ohren. Einer offiziellen Glückwunsch-Adresse an Sie haben wir uns enthalten, weil es vorgekommen sein soll, daß ungetreue Postboten das Briefgeheimniß nicht respectiren; die Sache könnte darum zu leicht auskommen. — Wir sind freie, muthige und zum Aeußersten entschlossene Männer; es wäre uns aber höchst unangenehm, wenn dies allgemein bekannt würde oder gar Sr. Majestät zu Ohren käme.

Der Vorstand der conservativen Partei.
J. A.: Baron Leisetritt.

Um Verschwiegenheit wird dringend gebeten!!

III.

. . . Ich habe mir außerdem erlaubt, als ein Zeichen meiner unerschütterlichen deutschen Treue und meiner aufrichtigen Verehrung für Sie an Ew. Durchlaucht eine Mille Cigarren als Geburtstaggabe unter Nachnahme abzusenden und hoffe, daß sie dem neuen Kurs bestens bekommen werden.

Richard Saling,
Journalist, Bismarcktödter und Mitglied des Vereins zur Besserung entlassener Strafgefangener.

IV.

Ew. Durchlaucht

senden wir, uns jeder weiteren Bemerkung enthaltend, in der Anlage Ausschnitt eines uns zufällig zu Gesicht gekommenen Post-Assistenten-Briefes, der Ihnen über die wahre Stimmung des Volkes beide Augen öffnen und Sie vor märchenhafter Ueberschätzung des zum heutigen Tage arrangirten Glückwunsch-Schwindels bewahren wird.

Das schwarze Cabinet.

Anlage.

. . . Diese Pression zur Sammlung einer Geburtstag-Ehrengabe für den Fürsten Bismarck blieb, da kurz vor Ultimo erfolgt, völlig unbeachtet. Du weißt, daß wir nur auf Befehl unserer Vorgesetzten freiwillige Sammlungen veranstalten, um so unser unmäßig hohes Assistenten-Gehalt auf anständige Weise durchzubringen; da aber, wie Herr Rheder Schiff sagen würde, die Cholera leider noch nicht ausgebrochen und auch eine Erneuerung der ostafrikanischen Artillerie durch Postassistenten-Beiträge nicht vorgesehen ist, verzichteten wir darauf, uns für den grauenhaften Einsiedler von Friedrichsruh an den Bettelstab zu spenden. Tanzt Ihr noch immer Sonntags bei Buldermann? Die dicke Guste ist wohl längst futsch? Ja, lieber Eduard, das waren liederliche Tage, die vor der lex Heinze! Erinnerst Du Dich noch, wie wir unter Bismarck gegen die Regierung wühlen durften und, schamlos wie die Agrarier, nicht hungern wollten? Seit Excellenz Caprivi am Ruder sind, bin ich ganz umgewandelt. Du nicht auch? Ist das Bier im Kronenkeller noch immer so miserabel? Trau' dem Wirth nicht; er ist ein versteckter Bismärcker. — Ich bete alle Abend dreiviertel Stunden lang, bevor ich zu Bett gehe, für das Zustandekommen der Militärvorlage und lese dann noch ein paar Zeilen aus den Reichstagreden Caprivi's, so daß ich bereits widerholt statt um sieben erst um elf Uhr auf dem Amt angekommen bin und selbst dort nicht ausschlafen konnte. — Die kleine Trude ist mir noch acht Groschen schuldig; erinnere sie doch gelegentlich daran."

V.

. . . Herzlichen Glückwunsch zum heutigen Tage. Wir können aber nicht umhin, Durchlaucht wegen Ihrer Stellung zur Militärvorlage unsere entschiedenste Mißbilligung auszudrücken und Ihnen dies der Portoersparniß wegen gleich heute mitzutheilen. Wie wir von dem kommenden Mann der Tochter unserer Frau Vorsitzenden und des Deutschen Reiches erfahren haben, halten Sie die Rekruten-Effectivzahl im Caprivi'schen Entwurf für unerreichbar hoch gegriffen. Dies Mißtrauen in die Leistungsfähigkeit der deutschen Ehefrauen verdient entschiedene Zurückweisung.

Der Berliner Hausfrauen-Verein.

VI.

. . . Sie lehnen sich auf, so Jud' wie Christ,
Und streiken unverfroren;
Sie haben, seit Du nicht mehr furchtbar bist,
Auch vor mir alle Furcht fast verloren.
Fundament meiner Macht, du mein höchstes Glück,
Komm', eh sie sie vollends verlieren!
Wie Westarp ruf' ich: „Komm zurück!"
Daß die Freisinn'gen Ordre pariren!

Eugen Richter.

VII.

„Unbekümmert und sonder Scheu vor dem Urtheil der Welt erkläre ich, daß ich ein gläubiger Christ bin." (Cultusminister Bosse im Herrenhause.)

Sonder Scheu vor dem Zorn des Herren Grafen Caprivi und ohne Furcht vor allerhöchster Ungnade erkläre ich frei und kühn, daß ich dem exilirten Reichskanzler zu seinem Geburtstage nicht gratuliren werde.

Cultusminister Bosse.

VIII.

. . . Ich weiß von Ihnen zwar nichts weiter, als daß Sie drei Haare haben und unmäßig viel Bier trinken, deshalb auch ein Feind der Brausteuer sind; mein Glückwunsch ist hauptsächlich als Demonstration gegen die derzeitige Staatsregierung zu betrachten, die mich in meiner Erwerbsthätigkeit schädigt und mir durch ihre Gesetzentwürfe empfindliche Concurrenz macht. Seit drei Jahren hat sie, sobald es zur Erörterung auch der ernstgemeintesten Vorlagen kommt, immer die Lacher auf ihrer Seite, und das American-Theater bleibt leer.

Der urkomische Bendix.

IX.

— — — — — — — — — —
Unser Glückwunsch hat Dir gewiß geschmeckt;
Wolleſt uns einen Wunsch nun gewähren
Und gegen jedes Schloßplatz-Project
Mit Eifer Dich erklären!
Dann ist gebrochen der Zauberbann;
Es stimmt, wie ich ermesse,
Einmüthig für den Abbruch dann
Die ganze hauptstädtische Presse. —
Für Singer, für Langerhans den Greis
Ist Kunze's Project dann geheiligt,
Die Grundstücke ringsum steigen im Preis . . .
Und wir sind doch d'ran betheiligt.

Die Pinkussöhne.

X.

Ew. Durchlaucht

überreiche ich mit den aufrichtigsten Segenswünschen und shake hands anliegend mein neuestes, seiner Machart entsprechend nur verstohlen erschienenes Buch. Ich würde Ew. Durchlaucht von Herzen dankbar sein, wenn Sie mir das Werk mit einem sackgroben Handschreiben retourniren wollten, da ich bei meinem sinkenden Renommée in London und New-York diese Reklame nöthig wie's liebe Brot gebrauche.

Most respectfully
Poultney Thersites Bigelow.

P. S. Handschreiben einer Fürstlichkeit liegt, wie bei mir selbstverständlich, nur in Copie, zur gefl. Einsicht bei.

Anlage.

Seine Hoheit haben gnädigst geruht, Ihre unterthänigst ersterbend übersandte Broschüre „Bismarck ein Hochverräther oder Bigelow und der

Digitized by Google

Zar Alexander" huldvollst und in Gnaden anzunehmen. Man merkt dem glänzend abgeschriebenen Buche an, daß Sie sich viel Scheerereien damit gemacht haben; Ihre interessanten Erklebnisse sind gut dargestellt, und der Stil zeugt von einer seltenen Fingerfertigkeit. Ihre eigenen Gedanken und Beobachtungen sind so fein, daß man sie überhaupt nicht findet. Seine Hoheit haben bereits nach der Lectüre der ersten beiden Seiten geruht — — — Ihnen den St. Plagiarius-Orden mit Eichenlaub zu verleihen ꝛc.

XI.

Sinngedicht.

Da sitzen Sie nun noch unversöhnt
In Friedrichsruh und grollen,
Trotzdem man mich zum Dichter gekrönt —
Ich weiß nicht, was Sie noch wollen!
„Es glückt nichts mehr", behaupten Sie kühn —
Mein Stück wird doch täglich gegeben!
Die Wissenschaften, die Künste blüh'n,
Es ist eine Lust zu leben!

Ludwig Fulda.

XII.

Berliner Elektricitätswerke.

J. № 93/15,000 M.

S. W., Markgrafen-Straße, 1. April 1893.

Sehr geehrter Herr,

Wir verdanken Ihre Adresse Herrn Eugen Richter, hier, der seit drei Jahren in der Freisinnigen Zeitung betont, daß Sie große Freude an kleinen Nebenverdiensten haben. Da Sie nun in Hamburg etwa den gleichen Einfluß haben wie Herr Alexander Meyer, unser bewährter und selbstloser Mitarbeiter, in Berlin, so fragen wir ergebenst an, ob Sie ev. geneigt sind, unter soliden Bedingungen unsere Vertretung in der dortigen Stadtverwaltung zu übernehmen. Auch bitten wir, uns postwendend mitzutheilen, ob Sie vielleicht in der Lage sind, einen kleinen Weltkrieg zu entzünden und dadurch unseren Umsatz in Feldtelegraphen ꝛc. zu erhöhen; wir offeriren Ihnen 2½ % Tantième für alle durch Sie vermittelten Ordres.

Um gefl. Aufgabe von Referenzen bittend, empfehlen wir uns mit den besten Grüßen zum heutigen Tage

BERLINER ELEKTRICITAETS-WERKE.
ppa. Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Der Winter unseres Mißvergnügens ist vorüber! jubeln die schwergeprüften Bühnenleiter der sogenannten Theaterstadt Berlin. Was sie jetzt noch Neues aufführen, sind die berüchtigten Nachnovitäten, die man ohne Lust und Hoffnung ein paarmal gibt, um einer lästigen Verpflichtung ledig zu sein. Der Fehlbetrag in den Kassen schwindet um ihretwillen nicht dahin, und auch ein halbwegs freundlicher Erfolg kann nicht mehr ausgenutzt werden, denn der schlimme Concurrent Frühling macht noch die letzten Theaterbesucher aus der Provinz abspänstig. Der Kassirer kann also beinahe schon die Saison-Bilanz ziehen, wie der Kritiker die künstlerische Bilanz, und das Facit ist in beiden Fällen und für alle Bühnen mit Ausnahme des Residenz-Theaters gleich schlecht. Das Kgl. Schauspielhaus und das Deutsche Theater haben wenigstens zuletzt noch mit „Basantasena" und dem „Talisman" mit guten literarischen Thaten ganz schöne Reihen voller Häuser erzielt, und das Opernhaus entgeht Dank dem allgemeinen Mascagni-Rausch für diesmal dem Deficit. Kroll wird den Versuch einer Winter-Oper kaum wiederholen, und sogar Adolph Ernst muß sich die Jubiläumsposſen abgewöhnen. Noch viel schlimmer steht es um Director Blumenthal. Böse Gerüchte, die vom Spieltisch in der Schadowstraße ausgingen, veranlaßten ihn im vergangenen Spätherbst, in seinem Moniteur das Gerede, er sei nicht mehr Besitzer „seines" Theaters, in ziemlich ungeschickter Weise zu dementiren und im Gegentheil zu versichern, er habe seinen discreten Geldmann, den natürlich ganz Berlin kennt, sogar vollständig zurückbezahlt. Er war wohl der Einzige, der die ungeheure Heiterkeit, die dieser sein vielleicht bester Witz entfesselte, überhört hat. Aber auch im Unglück hatte er etwas Glück, denn seine und Kadelburg's Posse: „Die Orientreise" errang einen ziemlich guten, wenn auch nur kurzen Erfolg. Diejenigen Kritiker, die so keck waren, ihm mit der Voraussage eines nicht nachhaltigen Erfolges das Geschäft zu verderben, bekamen von Stund an keine Einladungen zu den Premièren mehr, und sehr rührend las sich im „Reichsboten" des Musikdirectors Theodor Krause Klage um seinen entzogenen Sitz in der nicht mehr als 17. Reihe. Und weil ein dummer Streich selten allein kommt, so suchte Blumenthal für das halbleere Lessing-Theater einen Ersatz, indem er das verkrachte Wallner-Theater für ein Billiges miethete, um sein gerade unbeschäftigtes Personal dort zu verwerthen. Die Preise waren hier sehr niedrig gestellt, und doch spielten die armen Schauspieler meist vor leeren Bänken. Doch das focht Oscar wenig an, denn er gab ja meist seine eigenen Stücke, und ihre bloße Ankündigung mußte ja in den Provinzdirectoren den Glauben erwecken, daß der „Probepfeil", die „Große Glocke" und alle die anderen, seinem Vorbilde Paul Lindau nachempfundenen Meisterwerke in Berlin noch vielbegehrte Repertoirestücke seien. Auf die Dauer stellte sich das grausame Spiel vor leerem Hause freilich etwas theuer, um so mehr, als auch die naivsten Provinzdirectoren auf den Köder nicht anbeißen wollten und seine abgespielten Stücke auch ferner im Staub ihrer Archive ruhen ließen. Wohl oder übel mußte also der blutige Oscar, der seine Todfeinde, die deutschen Dramatiker, auch als Director noch immer verfolgt, sich an die Concurrenz wenden. Er that es in seiner Weise, von der die Voß, Hopfen, Franzos, Heyse ꝛc. ein erbauliches Lied singen können. Wenn nämlich die glücklichen Dichter mit der erfreulichen Ueberzeugung von einem großen Erfolg ihre letzte Verbeugung gemacht hatten und auch am folgenden Morgen von der, Blumenthal fast immer wohlwollenden Kritik nicht enttäuscht waren, so bereitete ihnen der schalkhafte Director selbst eine sinnige Ueberraschung, indem er ihr Stück schon nach der zweiten oder dritten Aufführung absetzen ließ, um irgend ein zweifelhaftes Eigengewächs an ihrer Stelle aufzuführen. Der Verfasser des „Präsidenten", der am Lendemain des „Erfolges" einen durchaus ernst gemeinten Dankbrief an den Director und seine Schauspieler veröffentlichte, soll sich von seinem Erstaunen über das rasche Verschwinden seines Schauspiels noch heute nicht erholt haben.

So erging es in Blumenthal's Wallner-Theater auch dem lustigen Mainzer Karl Lauffs mit seiner Posse: „Der Stolz der Familie". Schon die ausgesuchte Bosheit, daß Blumenthal diese Novität am nämlichen Abend geben ließ, da im Lessing-Theater die „Orientreise" das Rampenlicht erblickte, war bezeichnend für seinen Autorenhaß. Das Stück war nicht schlechter, als hundert andere Schwänke, die es zu hohen Jahren gebracht, und hatte wenigstens eine eigene komische Idee. Die Hauptperson war eine Wachsfigur, die dem Stolz der Familie, einem lebenslustigen Rechtsanwalt so ähnlich sieht, daß er sie des Nachts, wenn er angeblich arbeitet, in Wirklichkeit aber seinem Vergnügen nachgeht, an seinen Schreibtisch setzt, woraus allerlei naheliegende heitere Verwechslungen entstehen. Das spärliche Publikum lachte nicht wenig über diese Puppe, die von allen Leuten als Mensch behandelt wird, und sie war eigentlich die Einzige, die ihre Rolle gut spielte. Natürlich nicht lange, denn Blumenthal zog es vor, wieder seine große Reklamenglocke für alle Provinzdirectoren läuten zu lassen.

Und so erging es auch Richard Skowronnek mit seinem allerliebsten Lustspiel: „Eine Palast-Revolution", das, wie alle Zeitungen constatirten, „mit einem reinen, ungetrübten, innigen Behagen" aufgenommen wurde. Nichts Aufregendes bot dies harmlose Stück, aber auch nichts Triviales und Abgeschmacktes; es war modern aufgeputzter Benedix, aber hübsch im Dialog und z. B. in der Zeichnung eines abgearbeiteten alten Journalisten ganz meisterlich. An einer anderen Berliner Bühne hätte es eine lange Folge von Vorstellungen erlebt; im Lessing-Theater schnitt man ihm nach wenigen Aufführungen den Lebensfaden ab. Vielleicht fühlte der Director, daß das frische Talent des Frankfurter Journalisten seiner Blumenthalia gefährlich werden könnte. Hoffentlich findet Skowronnek für sein nächstes Werk eine gastlichere Bühne, wo nicht nur die Muse ihres Directors per fas et nefas gehätschelt wird. Damit gesellt sich ein junger Autor einem Richard Voß und Paul Heyse bei, die ja das Lessing-Theater gleichfalls abgeschworen haben. Die Frage ist nur, wie lange sich das so geleitete Theater mit seiner Mißhandlung der zeitgenössischen Production noch halten kann, denn von Blumenthal's eigenen, literarisch gemeinten Stücken, die seit dem frechen Plagiat: „Sammt und Seide" alle durchgefallen sind, kann keine Bühne leben. Zum Unglück hat auch Sudermann's „Heimath", die von der Kritik jubelnd aufgenommen wurde, nichts „gemacht", und schon nach der zehnten Aufführung mag der Director mit Bedauern an die gemaßregelten Kritiker gedacht haben, denen er jetzt zur Füllung seines Theaters so gerne wieder die gestrichenen Freibillets senden würde, die zum bekannten Zweck der Vertheilung an unbequeme Schneider und zudringliche Freundinnen so sehr beliebt sind. Vielleicht erbarmt sich der eigentliche Besitzer des Lessing-Theaters der nothleidenden Bühne, setzt seinen Oscar kurz entschlossen wieder auf das kritische Redactionsstühlchen und bestellt sich einen besseren Director mit anderen Grundsätzen.

Im benachbarten Neuen Theater hätte eine zerschmetternde Nebenbuhlerin der Bühne Lessing's erstehen können, aber ihr Director und bester Schauspieler ist nur Herr Max Löwenfeld. An diesem Leiden wird denn auch das Theater zu Grunde gehen. Die letzte Agonie wird gegenwärtig aufgeschoben aber nicht aufgehoben, indem das Königl. Schauspielhaus, durch einen Umbau für längere Zeit expatriirt, dort ein Gesammtgastspiel eröffnet. Noch kurz vor Thorschluß hat Director Löwenfeld die ununterbrochene Reihe seiner Durchfälle mit einem Einacter von Ferdinand Runkel: „Der eiserne Graf" würdig abgeschlossen. Graf Rieneck ist als blaublütiger Sozialdemokrat ein Anhänger der freien Liebe, wenigstens in der Theorie. Als er jedoch den Jugendgeliebten seiner Frau in ihrem Schlafgemache findet, verleugnet er seine Ueberzeugung, und ein Duell beschließt das Stück. Die verwickelte Situation und Charakteristik hätte einen weit größeren Rahmen verlangt, aber Strindberg fordert eben Nachahmer und Opfer. Wie der Erfolg der „Cavalleria rusticana" die einactigen Opern aus dem Boden stampft, so muß man sich jetzt nach den „Gläubigern" auf die überzähligsten tragischen Einacter in Demuth gefaßt machen.

Digitized by Google

Notizen.

Von Kalau bis Säkkingen. Ein gemüthliches Kreuz und Quer von Ludwig Hevesi. (Stuttgart, Bonz.) Der deutsch-ungarische Humorist Hevesi ist seit Heine unstreitig unser bester Reisefeuilletonist. In seinem neuen Bande schildert er uns meistens Literaturreisen, wenn man so sagen darf, Spaziergänge abseits vom Schienenwege, wobei ihn zuvörderst ein literarisches Interesse leitet. Da treffen wir ihn auf der Mettnau und in Säckingen in Scheffel's Spuren, in Braunschweig und Wolfenbüttel, Lessing's Andenken im Herzen, auf dem Lorelei-Felsen und auf einer wirklichen Wallfahrt nach Kevelaer verräth sich der Heineschwärmer. Werther findet er nicht nur in Wetzlar, sondern auch im Kloster Riddagshausen, im Schwarzwald lauscht er den Wasserfällen und Kuckuksuhren, noch mehr aber einem Gewährsmann und Modell Auerbach's; dann finden wir ihn an Friederike Brion's Grab im Badischen, in Offenbach's „Großherzogthum" Gerolstein lustigen Andenkens, die elsässischen Protestler in Badenweiler erinnern ihn an Fromont und Risler, und von Uhland's Geist einen Hauch verspüren wir in den Beschreibungen Tübingens und des altehrwürdigen Uracher Schäferlaufs. Wie er in Maulbronn auf Faust-Reliquien fahndete, hat Hevesi schon in der „Gegenwart" erzählt, sogar im Heidelberger Karzer forscht er nach Literatur, und in Kalau entdeckt er die Herkunft des geflügelten Wortes „Kalauer." Büchmann hält es für eine Uebersetzung von Calembourg und bemüht obendrein noch den heiteren Pfaffen von Kahlenberg, aber Hevesi weiß eine viel wahrscheinlichere Erklärung. Ernst Dohm pflegte nämlich in Kalau zu übersommern und von dort allwöchentlich seine Manuscripte zum Redactionsschlusse des „Kladderadatsch" abzusenden. Manche Correspondenz begann mit der Formel: „Aus Kalau wird uns geschrieben." Daraus entstanden in der Druckerei gewisse Redensarten wie: „Ist diesmal nichts aus Kalau da?" oder „Gott sei Dank, die Kalauer sind angekommen" u. dgl. Und damit war das Wort geschaffen, ohne daß man eigentlich wußte, daß es eines war oder sein konnte. Hevesi, der den Kalauer mit Vaterliebe hegt und pflegt, wird hier auch zum Lobredner des meist mit schmerzhaftem „Au!" begrüßten Wortwitzes. „In der Regel hält jeder nur die Kalauer für schlecht, die ein anderer gemacht hat. Uebrigens scheint der Kalauer durch den Druck weit besser zu werden, und ist gar sein Verfasser todt, so ist er der Bewunderung sicher. Heine, in dessen Werken es von Kalauern wimmelt, schreibt ungenirt den Plural „Papagojim" oder das Wort „familliönär" hin und findet in Hamburg nicht Macbeth sondern „Banko"; ein Unberühmter im Salon würde sich damit einen Kreis von gerümpften Nasen zuziehen. . . . In Aristophanes und Plautus, ja in Homer und den griechischen Tragikern wimmelt es von richtigen Kalauern, in Shakespeare nicht minder, Rabelais und Fischart schreiben fast keinen Satz ohne dieses gepfefferte Salz, Abraham a Sancta Clara ist ganz und gar ein Pfaff vom Kahlenberg. Die alten Orakel waren meist nichts als Kalauer, wichtig thuende Wortspiele. Ein Theil der historisch berühmten Aussprüche ist auch nichts anderes . . . Ein großer Theil der Familiennamen sind solche Kalauer, nur umgekehrte, indem sie auf zufälligen Eigenschaften Einzelner beruhen. . . . Schließlich ist ja sogar jeder Reim ein Kalauer und zwar ein schlechter, denn er beruht auf zufälligem Gleichklang ohne Rücksicht auf die Bedeutung, er ist auch eine Art Schallwitz, aber nur gleichsam einer für das äußere Ohr." Sicher ist, daß Hevesi selbst nicht nur den „Au!"-Witz pflegt, sondern auch echten Humor. So sagt er von einem schlechten Photographen: „Seine Bilder sollen sich durch große Aehnlichkeit auszeichnen, nur sind sie leider nicht immer gerade der Person ähnlich, welche der Aufnahme gesessen. Vorzüglich gelingt ihm die Darstellung milder, gutmüthiger Charaktere, denn es fehlt seinen Bildern an jeglicher Schärfe. Ihre Treue dagegen ist so groß, daß sie ihre Originale nicht überleben können; ehe noch diese verbleichen, gehören jene schon längst zu den Verblichenen." Witzig schildert er die französelnden elsässischen Kurgäste von Badenweiler: „Sie sitzen beim besten Frühstück mit einer ablehnenden Zurückhaltung, als wäre jede Speise eine Regierungsvorlage und entwickeln dabei eine eigene Gewandtheit, aller Welt gleichzeitig den Rücken zu kehren. Die Herren machen ein Gesicht, als wären sie den ganzen Tag mit Optiren beschäftigt. Sie sehen alle aus, als wenn ich ihnen was gethan hätte. Und selbst die Umgänglichsten machen in ihrem Auftreten den Eindruck von Leuten, die nicht recht wissen, ob sie sich als inländische Ausländer oder ausländische Inländer betrachten sollen." Ein andermal löst er eine Fahrkarte „von nicht weniger als zweiter Klasse", um den schwärzesten Schwarzwald zu durchqueren. „Fichten, nichts als Fichten, uralte mit langen grauen Bärten von Baumflechten, über die Füße die dicksten, grünbunten Moosteppiche, gegen das Fichtenzipperlein. Ein blonder Laubbaum getraut sich gar nicht herein in solche dunkelzottige Gesellschaft. Nur hie und da rücken die Fichten auseinander, und da legt sich gleich die Sonne hinein und sonnt sich in ihrem eigenen Scheine." Man sieht, daß Hevesi auch das Poetische gelingt, und seine Landschaften haben immer ihre Stimmung, und wenn er einen Kirchhof trifft, durchschauert es auch seinen Leser. So commandirt er die Poesie und den Witz, und auch an feinen, weltklugen und seelenvollen Gedanken ist kein Mangel. Und das glitzert und funkelt allenthalben so von Geist und Gemüth, daß er eigentlich bedächtige, nachdenkliche, feinschmeckerische Leser braucht, nicht hastige, blasirte Recensenten, die ihm nur halb gerecht werden können.

Franz Liszt's Briefe. Herausgegeben von La Mara. Zwei Bände. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Diese überreiche Sammlung von gegen 700 zum größeren Theil noch ungedruckten Briefen charakterisirt den Meister und fast seinen ganzen Lebensweg 1829 — 1886. Weniger der große Künstler, als der immer bestrickend liebenswürdige Mensch kommt hier zum Vorschein, aber auch der gewandte Stilist. Besonders die französischen Briefe der jüngeren Jahre sind ganz vortrefflich geschrieben, zierlich, geistreich und herzlich wie Frauenbriefe. Auch dem Musikfreund wird Neues geboten, doch bleibt es fraglich, ob sich der Abdruck so vieler nichtssagender Geschäftsbriefe ꝛc. lohnt, die höchstens für einen Liszt-Biographen Werth haben. Interessant ist folgende Bemerkung über die reisenden Violinvirtuosen (1886): „Joachim m'avouait naïvement qu'après avoir joué le Concerto de Beethoven, celui de Mendelssohn et la Ciaccone de Bach, il ne savait plus que faire et devenir dans une ville, n'était-ce de rejouer indéfiniment les mêmes deux Concertos et la même Ciaccone." Das Werk ist mit einem Bildniß des großen Musikers geschmückt, auch sonst schön ausgestattet und mit einem guten Namenregister versehen, das in dem ungeheuren Material einen willkommenen Führer bildet.

Der naturalistische Roman in Frankreich. Von Emile Zola. Autorisirte Uebersetzung von Leo Berg. (Stuttgart, Verlagsanstalt.) Der praktische Nutzen dieser Ausgabe will uns nicht recht einleuchten. Für das große Publikum hat der Theoretiker Zola kein Interesse, und die Fachgenossen halten sich jedenfalls lieber an das schmackhaftere und präcise Original. Dankenswerth sind Berg's Anmerkungen mit ihrer Conversationslexikon-Weisheit, doch hätte sich der Uebersetzer jeder ästhetischen Beurtheilung enthalten sollen, für die ja schon Zola genügend sorgt. Einige Irrthümer laufen mit unter, z. B. wenn Berg die Buttes Chaumont, den bekannten Volkspark des Pariser Arbeiterviertels, wörtlich mit „Hügeln Chaumont" wiedergibt und nach dem Brockhaus oder Meyer bemerkt: Bergrücken nördlich hinter Neuchâtel!! Das beweist, daß er Daudet's dort besprochenen Roman „Jack" gar nicht kennt. Sonst ist die Uebersetzung gut, und das will bei einem Werke Zola's schon etwas sagen.

Auf Schneeschuhen durch Grönland. Von Dr. Fritjof Nansen. (Hamburg, Verlagsanstalt.) Da bei uns der nordische Ski eingebürgert werden soll, mag man auch des kühnen norwegischen Reisenden gedenken, der nach Grönland „schlidderte" und seine Fahrt in diesem schön mit Bildern und Karten geschmückten Werk beschrieben hat. Geographen und Ethnologen mögen den Fachwerth des Buches untersuchen. Für das große Publikum ist die anschaulich und mit Humor verfaßte Schilderung ein Schatz. Besonders prächtig ist das Leben der Eskimos beschrieben, ihre Sprache und Sitten, und wie der Verfasser bei rohem Speck, Heilbut und gefrorenen Krähenbeeren ein Seehundfänger und „echter Eskimo" wurde. Er lernte das stille, friedliche, genügsame Volk lieb gewinnen und empfindet „Trauer über das sinkende Volk, das vielleicht nicht zu retten ist, denn es ist von dem giftigen Stachel der Cultur bereits gestochen". Ergötzlich ist die allmähliche Rückbildung des Verfassers zum Culturmenschen zu lesen. In Godthaab wusch er sich gründlich, freilich ohne den monatealten Schmutz auf einmal beseitigen zu können. Er aß in furchtbaren Mengen, bis endlich nach dem langen Fasten der thierische Heißhunger gestillt war. Auch konnte er in einem ordentlichen weichen Bett erst gar nicht schlafen, denn er war an seinen Schlafsack mit Eis als Unterlage schon zu sehr gewöhnt.

Abonnement
auf das
II. Quartal 1898.

Mit vorliegender Nummer 13 beginnt das II. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Lukas, Prof. Dr. Franz: Die Grundbegriffe in den Kosmogonien der alten Völker. Gr. 8°. 19 Bogen. Preis brosch. Mk. 6,—.

Die Vorstellungen, welche sich die Menschen schon in den ältesten Zeiten von dem Ursprunge der Welt gemacht haben, bilden einen so interessanten Teil des geistigen Lebens der Menschheit, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, dieselben zum Gegenstande einer eingehenden Untersuchung zu machen. Zu dem Interesse, das uns der Gegenstand schon an und für sich abgewinnt, kommt noch die wichtige Stellung der Kosmogonien im Geistesleben der Menschen überhaupt und insbesondere ihre Beziehungen zu den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens und Glaubens. Denn die Kosmogonien stehen in innigstem Zusammenhange mit Mythus, Religion und Ritus und lassen uns die Anschauungen der Völker vom Walten der Naturkräfte und dem Bau des Weltganzen so deutlich erkennen, daß sie uns gleichsam einen kurzen Abriß von den Grundanschauungen der betreffenden Völker in den hauptsächlichsten Gebieten des Glaubens und Wissens darbieten und deshalb ganz besonders geeignet sind, uns mit einem Schlage ein Bild von dem Kulturzustande eines Volkes zu geben. Die vorliegende Arbeit unternimmt es nun, in einer Reihe von Detailuntersuchungen über die Kosmogonien der Babylonier, der Genesis, der Ägypter, Inder, Eranier, Phönizier, Griechen, Römer, Kelten und Germanen, die Bedeutung und gegenseitige Stellung der in diesen Kosmogonien vorkommenden Grundbegriffe wie: Geist, Kraft, Urstoff, Raum, Zeit, Licht, Finsternis, Nacht, Liebe, Sehnsucht, Verlangen, Wille ꝛc. klar zu legen und dadurch ein volles Verständnis der Kosmogonien selbst anzubahnen und hofft, ein anschauliches und möglichst vollständiges Bild von der reichen Mannigfaltigkeit der Vorstellungen gegeben zu haben, mit deren Hilfe die Menschen schon in den ältesten Zeiten das große Rätsel vom Ursprunge der Welt zu lösen versuchten.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig.**

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =

in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text.

272 Hefte zu je 50 Pf. — 17 Bände zu je 8 Mk.

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Soeben ist erschienen:

Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Wassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Als feinstes und billigstes Geschenk für Militärs und Interessenten

empfehle ich die in meinem Verlage erschienene hocheleganteKunstmappe

„Im Waffenrock".

Ernste und heitere Bilder aus dem Soldatenleben.

12 Kunstblätter in Leinwandmappe

gezeichnet von **Feodor Czabran.**

Preis 6 Mark.

Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung, wie auch direkt von der Verlagshandlung von **Gustav Teutsch, Gera (Reuß).**

Gegen Einsendung von 6 Mk. erfolgt Frankozusendung.

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort —

Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franko.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Der Neue Tanhäuser von Eduard Grisebach.

17. verm. Auflage in Octav. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In Pergamentumschlag 3 Mark. In ornamentiertem Orig.-Band 4 Mark.

„Glänzt noch in Jugendfrische und Schönheit."

„Gegenwart" 25./III. 1893.

In jeder Buchhandlung zu haben:

Friedrichs des Großen Gedanken über Religion.

10¼ Bg. broch. 70 Pfg. geb. 1 Mk.

H. Jaenicke's Verlag in Dresden.

Soeben ist nunmehr vollständig erschienen:

Friedrich Hebbel's Briefwechsel

mit Freunden und berühmten Zeitgenossen.

Mit einem Vorwort herausgegeben von

Felix Bamberg.

Nebst den Bildnissen Hebbels und Bambergs.

2 Bände. I. Band XIV und 460 Seiten. Preis 12 Mark.

II. Band 616 Seiten 15 Mark.

Berlin SW., Bernburgerstr. 35.

G. Grote'scher Verlag.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Kritik des Sozialismus

von

Dr. F. Wollny.

Preis 50 Pfge.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von Emil Felber in Berlin.

Aus dem

innern Leben der Zigeuner.

Ethnologische Mitteilungen

von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Mit 28 Abbildungen.

Ladenpreis 6 Mark.

Inhalt: Krankheitsdämonen — Handarbeiten — Höhencultus — Blutzauber — Wanderzeichen, Signale und Zeichensprache — Tierorakel und Orakeltiere — Wetterprophezeiung — Feuerbesprechung — Eine zigeunerische Dichterin.

Soeben erschien vollständig:

Carl von Hase's Leben.

Herausgegeben von **K. A. v. Hase.**

1. **Ideale und Irrthümer.** 1800—1830.
2. **Erinnerungen an Italien** in Briefen an die künftige Geliebte. 1829/30.
3. **Annalen meines Lebens.** 1830—1890.

Bd. I/II zu je ℳ 4, Bd. III ℳ 6.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

In meinem Verlag erschien:

Die Jungen von Holzgrün.

Eine Erzählung. 548 S. broch. 5 M., geb. in Ganzleinen 6 M.

Friedrich Schneider, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 8. April 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Lage der Landarbeiter in Deutschland. Von Georg Stamper. — Die sibirische Pacificbahn. Von W. Berdrow. — **Literatur und Kunst:** Der Anachronismus. Von Armin Tille. — Th. Ribot und die neuere Psychologie. Von Eduard Sokal. — Ferdinand von Saar und seine Wiener Elegien. Von Karl von Thaler. — **Feuilleton:** Ausgeschlossen. Von F. Anstey. — **Aus der Hauptstadt:** Aus den Tagen der Kugelfestigkeit. Von Caliban. — Malereien eines Jägers. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Die Lage der Landarbeiter in Deutschland.

Aus den Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik.

Von Georg Stamper.

Wer die stattliche Reihe der „Schriften des Vereins für Sozialpolitik" mustert und die Wandlung erwägt, die seit dem Beginn der siebziger Jahre in den öconomischen und sozialpolitischen Anschauungen bei der öffentlichen Meinung in Deutschland eingetreten ist, dem kann es nicht verborgen bleiben, wie dieser Verein, gleichsam eine „staatswissenschaftliche Academie" durch die Vorführung von umfassendem, wissenschaftlichem Material, wie durch die öffentlichen Verhandlungen über fast alle bedeutenden Probleme unseres wirthschaftlichen und sozialen Lebens viel zur Bildung einer breiten vermittelnden Schicht der Gebildeten beigetragen, die sich durch fast sämmtliche Mittelparteien hin erstreckt und doch als ausschlaggebende Majorität in den Lebensfragen unserer staatlichen Entwickelung zu betrachten ist. Gegenüber dem scheinbar vollständigen Siege der radicalen Theorien zu Ende der sechziger Jahre in unserer Gesetzgebung, denen keineswegs so starke praktische Gegengewichte bei uns gegenüber standen, wie in England oder Frankreich, und nach der Gründung der Arbeiterpartei durch Lassalle durfte die deutsche nationalöconomische Wissenschaft, die längst mit der statistischen und historischen Forschung der politischen Oeconomie eine neue Grundlage geschaffen hatte, nicht länger schweigen; es galt, unbekümmert um die sozialen Interessenparteien, in den Erscheinungen unseres verwickelten modernen Lebens die Wahrheit zu erkennen und die erkannten Schäden durch Reform zu heben. Trotz aller Angriffe von rechts und links ist dann auch der „Verein für Sozialpolitik" in seiner reichen Wirksamkeit furchtlos dieser Aufgabe, über den Gegensätzen zu stehen, treu geblieben und wie der erste Vorsitzende Professor G. Schmoller auf der jüngsten Generalversammlung hervorhob, arbeiterfreundlich, nicht sozialdemokratisch gesinnt, für die Hebung der unteren Klassen eingetreten und für die nothwendigen demokratischen Institutionen in unserem Staatsleben, aber nur insofern sie unsere guten, bewährten, vaterländischen und monarchischen Institutionen nicht vernichten.

Auf dieser letzten am 20. und 21. März in Berlin abgehaltenen Generalversammlung war die Lage der ländlichen Arbeiter bezw. der Bauern zur Debatte gestellt. Nachdem der Verein vor zwei Jahren in seiner letzten Generalversammlung die Lage der gewerblichen Arbeiter in ihrem Kerne behandelt hatte, waren umfassende Enquêten mittelst Zusendung von spezialisirten Fragebogen an die Landwirthe der meisten Landschaften unseres Vaterlandes aufgenommen und das gewonnene Material in einer für die Kürze der Zeit und den beschränkten Umfang an Mitteln vorzüglichen und lichtvollen Weise bearbeitet worden. Die Bände 53, 54, 55 der „Schriften des Vereins für Sozialpolitik" (Leipzig, Duncker & Humblot) dienten den Verhandlungen der Generalversammlung zur Grundlage. Während am ersten Tage der Verhandlungen die eigentliche Lage der Landarbeiter von mehreren der Redner erörtert ward und nur die allgemeinen Gesichtspunkte für den Angriff und die Fortführung einer Reform hervortraten, namentlich die innere Colonisation vermittelst der Staatsraison als der Hebel des Fortschritts betont wurde, brachte der zweite Verhandlungstag die praktischen Vorschläge im Einzelnen, wie sie bei der Schaffung eines gesunden Kleingrundbesitzes namentlich durch ein Aufhalten der fortschreitenden Verschuldung des Landbesitzes maßgebend sein müßten. Professor Dr. Knapp (Straßburg i. E.) hob als erster Redner zur Tagesordnung in seinen Erörterungen über die ländliche Arbeiterfrage und die deutschen Binnenwanderungen die große landschaftlich und historisch begründete Verschiedenheit der ländlichen Arbeitsverhältnisse hervor. Den Instleuten in Ostpreußen stehen in Westfalen die Heuerlinge gegenüber, in Hannover existiren überhaupt keine eigentlichen Landarbeiter. Es ist daher nicht möglich, alles nach einer Schablone zu behandeln, der Landarbeiter ist seelisch mit den Einrichtungen und dem Charakter seiner Heimath verwachsen. Die innere Colonisation, die der Staat in die Hand nimmt, verletzt nach keiner Seite hin ein Interesse; denn die Rittergüter sind heute nicht mehr allein im Besitze des Adels; eine Probe für die Richtigkeit dieser Colonisation zeigt sich in der Lebensfähigkeit der Bauerncolonien, während die sogenannten Arbeitercolonien keinen Bestand haben. Zu den Ausführungen des Unterstaats-Secretär Dr. v. Mayr (Straßburg i. E.) über den heutigen Mangel einer zuverlässigen Geburtsstatistik bei den deutschen Binnenwanderungen, suchte Privatdocent Dr. M. Weber die Schwierigkeiten der Enquête darzustellen, die Bebel ihm offen zugegeben. Die vom evangelisch-sozialen Congreß aufgestellte Statistik über die ländlichen Arbeiterverhältnisse leidet daran, daß sie lediglich von Geistlichen unternommen ist. Der Wandertrieb besonders nach Amerika, der unsere Landarbeiter im Osten beherrscht, hat den Grund in der Unmöglichkeit des Erwerbes von Landbesitz in der Heimath. Dr. Weber, der die Verhältnisse im ostelbischen Deutschland eingehend und gründlich bearbeitet hat, befürchtet bei den gegenwärtigen Zuständen eine Schädigung unseres Volksthums im Osten, durch den Zuzug polnischer und russischer Arbeiter, denen zeitweilig höherer Lohn als den einheimischen gewährt werden könne, da man für sie keine Ver-

Digitized by Google

pflichtung der Armenpflege zu übernehmen hat. Diese fremden Elemente verdrängen den deutschen Arbeiter, sie setzen die Löhne herab und die Folge ist die verringerte Kaufkraft und der Verlust von Culturerrungenschaften bei unserem Volke. Es muß deshalb die Einwanderung russischer und polnischer Arbeiter beschränkt werden und eine staatliche Regelung der Landarbeiterlöhne eintreten, die so wenig unerhört ist, daß sie in Mecklenburg vielmehr besteht. Da gerade die Ursache der heutigen Mißstände besonders darin liegt, daß unser Großgrundbesitz im Osten schwer mit dem der Nachbarländer concurriren kann, ist es ein Gebot der Nothwendigkeit, hier den Kleinbesitz zu fördern und durch Colonisation die deutschen Arbeiter seßhaft zu machen. So erwachsen auch für den Großgrundbesitz genügende einheimische Arbeitskräfte. Greift der Staat hier nicht energisch ein, so entsteht ein gefährliches Proletariat. Freilich steht auf diesem Terrain ein Kampf zum Theil gegen den Großgrundbesitz, besonders gegen das Manchesterthum, zu erwarten. Auf den Einwurf, die Arbeiter selbst seien bei der Enquête nicht gefragt worden, gab Dr. Kaerger, der die Verhältnisse in Nordwestdeutschland übersichtlich und eindringend bearbeitet hat, den Mangel als erklärlich zu, stellte indessen seine Ansicht der des Referenten für den Osten entgegen und wollte nur vom Standpunkte des Unternehmers aus eine Arbeiterfrage gelten lassen; da es Thatsache ist, daß selbst bei hohen Löhnen die Landarbeiter auswandern, so kann man den ländlichen Arbeitgebern nicht verwehren, ihre Arbeitskräfte zu nehmen, wo sie solche finden, selbst gegen chinesische Arbeiter und Schwarze aus den deutschen Colonien kann er eine Entrüstung nicht empfinden. In der Debatte, die sich an diese Frage knüpfte, hob Geh. Regier.-Rath Professor Dr. Conrad (Halle a. S.) als wünschenswerth hervor, wenn die Großgrundbesitzer einen Theil ihres Terrains, den sie nicht übersehen könnten, ihren Arbeitern zur Bewirthschaftung überließen. Dem Angriff des Dr. Schönlank (Berlin) auf die Gesindeordnung hielt Ober-Regierungs-Rath Dr. Thiel (Berlin) die Nothwendigkeit eines patriarchalischen Verhältnisses für jugendliche ländliche Arbeiter entgegen, derselbe Redner will indessen durch die innere Colonisation keine Zwergwirthschaften geschaffen wissen, wie sie im Süden und Westen Deutschlands leider allzu zahlreich zum Schaden der Besitzer sich finden. Auch ist die Wanderung der Arbeiter im Interesse gerade der intensiven Culturen deshalb nothwendig, damit die besten Arbeitskräfte an den passendsten Stellen angewandt werden können.

„Die Bodenbesitzvertheilung und die Sicherung des Kleingrundbesitzes" war das Thema, mit dem Professor Dr. Sering in die Debatte eingriff. Das Coalitonsrecht, meinte er, können die ländlichen Arbeiter mit Recht für sich fordern, und nur wenn man einen bäuerlichen Mittelstand schafft, d. h. wenn man durch Parzellirungen die Landarbeiter zu Besitzern erhebt, ist die ländliche Arbeiterfrage lösbar. Es ist kein Einwand dagegen, daß solche kleinen Grundbesitzer dem Großgrundbesitze gegenüber nicht concurrenzfähig sind, denn gerade die zunehmende Intensität der Landwirthschaft, die steigenden Ansprüche der Arbeiter führen zur Förderung der landwirthschaftlichen Production, die mit Nothwendigkeit kleineren Grundbesitz voraussetzt. Deshalb können heute die Großgrundbesitzer ihren Besitz eben wegen der zunehmenden Intensität des landwirthschaftlichen Betriebes kaum noch genügend bewirthschaften. Eine Verkleinerung entlastet also den Großgrundbesitzer; denn er hat dann keine Zinsen mehr für die Bodenfläche zu zahlen, die ihm kaum noch Ertrag gewährt. Die 12000 selbständigen Besitzer mit insgesammt 60,000 Köpfen, die im Osten unseres Vaterlandes angesiedelt sind, sind auf ihren 140—150000 Hektar der Stamm künftiger Bauerngeschlechter. Und dieser Bauernstand ist die Quelle für unsere militärischen und finanziellen Kräfte. Der letzte Grund der landwirthschaftlichen Krisis ist indessen die Bodenverschuldung. Hier muß die Reform einsetzen. Gegen das Wachsen dieser Bodenverschuldung sind Getreidezölle und Bimetallismus nutzlos: denn allein der Landwirth trägt das Risico der sinkenden Geteidepreise, während doch seine Zinsverpflichtungen unverändert weiter laufen. In Folge der heutigen Rechtspraxis von Vererbung und Besitzwechsel steigt der Preis des Bodens und damit die Verschuldung der ländlichen Besitzer von Generation zu Generation, ja oft deckt die Bodenrente kaum den Betrag der zu zahlenden Zinsen und der Nutzen des ländlichen Bodenertrags fällt denen zu, die der Bearbeitung völlig fern stehen. Dieser Verschuldung ist Halt zu gebieten. Keineswegs durch bureaukratische Controle, auch nicht durch Einschränkung des Meliorationscredits kann dies geschehen; denn die mit den technischen Fortschritten verbundenen Meliorationen machen den Credit für den Landwirth nothwendig. Wie ist der Aufschwung der Landwirthschaft in unserem Jahrhundert denkbar, ohne den Zufluß des Kapitals? Dieser Credit, der in immer steigendem Maße von der Landbevölkerung gesucht wird, muß ihr vielmehr bequemer als bisher zugänglich werden. Man muß im Grundbuche eine Verschuldungsgrenze angeben, wobei man den Rechtsgrundsatz festhalten muß, daß der Arbeitslohn von der Zwangsvollstreckung frei bleibt. Der mäßige Pachtwerth eines Grundstücks kann als unverschuldbar in das Grundbuch eingetragen werden, und die Zwangsvollstreckung aus Personalschulden darf auf den Grund und Boden keine Anwendung finden. Der Präsident der Generalcommission zu Frankfurt a. O. Metz berichtete über die Schwierigkeit der Einrichtung der neuen Rentengüter. 15 Hektar, 4—6 Hektar beim Tabakbau ist die angemessene Größe dieser für eine Familie bestimmten Güter. Die „juristische Nachlese", die Geh. Justizrath Prof. Gierke über die Bodenbesitzvertheilung hielt, zeigte in großen Zügen die Fortbildung der Agrargesetzgebung. Nicht als Waare sondern als soziale Position muß das ländliche Eigenthum an Grund und Boden angesehen werden und eine sozial-rechtliche Prägung bekommen. Es muß eine öffentliche Organisation des Bodencredits die Entschuldung und durch Errichtung einer Schuldgrenze die Möglichkeit einer Verschuldung in Zukunft zum Ziele haben. Man muß das Grundstück in eine Heimstätte verwandeln. Die freie Theilbarkeit darf, so lange Renten das Grundstück belasten, nicht zugestanden werden. Eine einschneidende Umwandlung unserer Rechtsverhältnisse und Opfer im Interesse der Volkskraft müssen wir verlangen. Geh. Regier.-Rath Prof. Dr. Adolf Wagner trat dem Grundgedanken des Dr. Weber bei, daß alle diese Fragen im Sinne der Staatsraison zu lösen sind, und daß mit größeren Mitteln der Staatshülfe die Colonisirung durchgeführt werden muß. Ein Verbot der Einwanderung polnischer Arbeiter verlangte er in erster Linie. Zur Vergleichung mit den deutschen Verhältnissen konnten die Berichte dienen, die Prof. Fahlbeck über die ländlichen Arbeiterzustände in Schweden und Prof. Hasbach (Königsberg) über die Landarbeiter in England als Ergebniß seiner Studienreise gaben.

In unserem, wie Reichstagsabgeord. Wisser sich äußerte, seit Rodbertus etwas „sozial verseuchten" öffentlichen Leben ist die Thätigkeit eines Vereins für Sozialpolitik, dem die Minister Miquel und v. Heyden als Mitglieder angehören, nicht zu unterschätzen, und ohne Zweifel ist seit dem Rücktritt des Fürsten Bismarck der Verein wieder in der Behandlung der großen Fragen unseres öffentlichen Lebens mehr in Aktion getreten, da er mit der Sozialpolitik des genialen Staatsmannes trotz mancher Berührungspunkte, doch wenig Fühlung haben konnte. Es ist ein Zeichen moralischen Fortschritts, wenn die Gebildeten und Besitzenden einer großen Nation ernst und energisch die Hebung der Massen betreiben und durch die Betonung der sittlichen Fragen in der Volkswirhschaft, die langsame Umwandlung der sittlichen Ideen anbahnen, um ihnen auf die Gesetzgebung des Staates und die Sitte des Volkes den gebührenden Einfluß zu bereiten.

Die sibirische Pacificbahn.

Von W. Berdrow.

Wenn der alte und durch die Geschichte vielfach (freilich mit Ausnahmen) bestätigte volkswirthschaftliche Lehrsatz: daß

Digitized by Google

die gewerbliche und commerzielle Entwickelung eines Landes in hohem Grade von seiner Küsten-Ausdehnung und Gestaltung abhängig sei, noch heute seine Gültigkeit bewahrt, so nimmt unser in neuerer Zeit so vielbesprochener Grenznachbar im Osten unter den europäischen Staaten eine der letzten Stellen ein. Nicht allein, daß in dem mehr als die Hälfte unseres Erdtheiles deckenden Czarenreiche das Verhältniß zwischen Landes-Ausdehnung und Meeresküste sich nur halb so günstig als im übrigen Europa stellt, es ist auch von dieser spärlichen Küstenfront noch ein bedeutender Bruchtheil (nördl. Eismeer) überhaupt untauglich für den Handel, und ein weiterer und zwar der weitaus wichtigste Theil (Ostseeküste) vier bis fünf Monate im Jahre mit Eis bedeckt. Ist nun andererseits neuerdings in der Ausdehnung der Eisenbahnnetze ein Mittel gegeben, dem Mangel schiffbarer Küsten einigermaßen zu begegnen, so hat Rußland von diesem Mittel seiner Größe sowohl als seiner Einwohnerzahl nach nur einen recht spärlichen Gebrauch gemacht.

Das Eisenbahnnetz des europäischen Rußland hat eine Ausdehnung von rund 30,000 Kilometer und bleibt darin unter den europäischen Staaten hinter dem deutschen, französischen und englischen zurück; von dem Schienennetz der Union, welche sich in Bezug auf Größe und Einwohnerschaft allein mit Rußland vergleichen läßt, wird es sogar um das neunfache an Länge übertroffen, und dieser Mangel an Eisenbahnen wird durch die binnenländischen Wasserstraßen Rußlands keineswegs ausgeglichen. Freilich ist das russische Stromnetz ein bedeutendes; mit Einschluß der Kanäle und Binnenseen steht es Deutschland und Frankreich voran und wird nur von dem Wasserstraßennetz der Vereinigten Staaten — allerdings um ein Bedeutendes — übertroffen. Trotzdem steht die russische Binnenschifffahrt unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen. Im Sommer leiden die Stromläufe unter anhaltendem Wassermangel, im Winter unter einer festen, monatelang lagernden Eisdecke, sodaß für die Schifffahrt eigentlich nur die Zeit der Schneeschmelzen und der Herbstregen fruchtbar bleibt. Und überdies sind die Flußläufe für eine gewinnbringende Schifffahrt so ungünstig wie möglich vertheilt. Dem Kaspischen Meer, welches kaum zwanzig Procent des gesammten Wasserhandels aufnimmt oder entsendet, fließen mehr als 40 Procent des Stromnetzes zu, während sich in das Schwarze Meer bei 55 Procent Theilnahme am Wasserverkehr nur 27 Procent der Wasserstraßen ergießen. Die Ostsee, welche am Schiffshandel mit 23 Procent theilnimmt, empfängt nur 15 Procent der Flüsse und ebensoviel ergießen sich endlich, für den Verkehr fast ganz unnütz, in das nördliche Eismeer. Was schließlich die beiden größten Binnenseen, den Ladoga und Onega betrifft, so sind sie zwar bei ihrem unerschöpflichen Reichthum an geschuppten Bewohnern von größtem Segen für die Fischerei; aber der erste ist sechs bis sieben, der zweite fünf bis sechs Monate mit Eis bedeckt und überdies ist der Ladoga-See für die Schifffahrt so gefährlich, daß er dem Reiche bis jetzt nur die Anlage von 400 Kilometer Kanälen, ihn zu umgehen, eingebracht hat; der Onega wird in den Sommermonaten von einer ziemlich regen Schifffahrt belebt.

Zieht man schließlich die Gesammtsumme aller Fluß-, See-, Kanal- und Schienenstraßen, so ergibt sich für den riesigen russischen Reichskoloß mit seiner Flächenausdehnung von 5,4 Millionen Quadratkilometern nicht mehr als 65,000 Kilometer, während das deutsche Reich bei der halben Bewohnerzahl und dem zehnten Theil der Ausdehnung rund 70,000 Kilometer Verkehrsstraßen besitzt. Die Union weist deren bei neun Millionen Quadratkilometern mindestens 300,000 Kilometer, d. h. im Verhältniß zur Landesgröße das dreifache auf — und hat ihre Blüthe nicht zum Geringsten diesem ausgedehnten Verkehrsnetze zu verdanken. Die geringe Dichte der russischen Bevölkerung, weit entfernt, mit den spärlichen Verkehrsmitteln zu harmoniren, macht ihren Mangel nur um so fühlbarer, denn gerade in einem Staate wie Rußland, wo die mittlere Jahrestemperatur der südlichsten und nördlichsten Gegenden um 20 Centesimalgrade differirt, und wo sich fast die ganze Industrie (mit Ausschluß Polens) auf zwanzig unter fünfzig Gouvernements concentrirt, bietet ein ausgedehntes Verkehrsnetz das einzige Mittel, Thätigkeit und Wohlstand gleichmäßig über das ganze Land zu vertheilen und in allen Gegenden die ihnen entsprechende Bethätigung der menschlichen Kraft lebhaft anzuregen. Die Union, deren Bevölkerungsdichte (circa acht Seelen auf den Quadratkilometer) hinter der russischen (achtzehn Seelen auf den Quadratkilometer) noch weit zurückbleibt, bietet in dieser Hinsicht das lehrreichste Beispiel.

Unter solchen Umständen hätte Rußland, wenn es sein Handel und Gewerbe eine seiner Größe und Macht entsprechende Stellung einnehmen wollte, wohl alle Ursache, sich eines zureichenden Eisenbahnnetzes zu versichern, und in der That ist dem Ausbau des russischen Schienennetzes in den letzten fünf Jahren eine ziemlich rege Thätigkeit zugewandt worden. Allerdings sind dabei, wie früher so auch jetzt, strategische Rücksichten in weit höherem Maße geltend als wirthschaftliche, und gar mancher Schienenweg, der jetzt im gewerblichen Leben Rußlands eine unersetzliche Lebensader bedeutet, verdankt seine Entstehung einzig und allein der fürsorglichen Rücksichtnahme auf eine schnelle und sichere Truppenverschiebung im Kriegsfalle. Man kann dafür kein zutreffenderes Beispiel aufführen als die im Jahre 1888 vom Kaspi-See bis Samarkand beendete und seitdem bis Taschkend fortgeführte transkaspische Eisenbahn. Die alte Karawanenstraße über Kasalinsk, welche früher den russischen Handel mit Centralasien aufnahm, ist heute fast verödet, während der Güteraustausch selbst sich nach einem Bericht des „Russischen Boten für Finanzwirthschaft und Handel" am Anfang des laufenden Jahres verdreifacht hatte. Die russische Zuckerausfuhr nach Chiwa und Bochara ist auf den siebenfachen Betrag ihres früheren Umfanges gestiegen und hat die Concurrenz mit Ostindien siegreich bestanden. Die Baumwolleinfuhr über Orenburg, die Getreideeinfuhr über Baku ist aufgelebt, der Import von indischem Thee hat sich gewaltig gehoben und eine jährliche Verkehrsziffer von 260,000 Personen beweist, wie sehr die Abkürzung des Weges in das innere Asien — die Entfernung Berlin-Samarkand hat sich auf vierzehn Tage ermäßigt — in Europa geschätzt wird. Jedenfalls ist durch die Transkaspibahn zwischen Europa und Asien ein Verbindungsglied eingefügt, dessen Bedeutung für den Handel alle Erwartungen übertrifft und den rein strategischen Entstehungsgrund, die Verschiebung der russischen Machtsphäre gegen die britisch-indische Grenze zu einem äußerst fruchtbaren Moment für die friedliche Entwickelung Rußlands gemacht hat.

Gründe strategischer Art sind es auch gewesen, welche den Plan einer sibirischen Pacificbahn, d. h. eines das ganze Asien durchquerenden und den Ural mit dem stillen Ocean verbindenden Schienenstranges, wenn auch gerade nicht erzeugt, so doch lebensfähig gemacht haben. In den Cirkeln russischer „Patrioten", d. h. Panslawisten, hinter denen sich wahrscheinlich alle diejenigen Kreise bargen, denen aus einer directen Verbindung Rußlands mit China irgend welche Vortheile erwachsen konnten, war die Ausführung einer Eisenbahn durch Sibirien schon jahrelang erwogen, und als eine Befreiungsthat gegen das englische Handelsmonopol ausposaunt worden, bevor dem Zaren von einigen einflußreichen Staatsmännern, u. A. vom jetzigen Generalgouverneur von Kiew, Grafen Ignatiew und vom Baron Korff die ersten greifbaren Vorschläge zu einer solchen Bahn unterbreitet wurden. Gewichtig scheinende Gründe, sie zu empfehlen, gab es genug. Die breite Verkehrsstraße des Amurstromes, sein Gold und seine fruchtbare Umgebung, an der chinesischen Grenze verlockend genug gelegen und 6000 Werst von Moskau entfernt, konnte Rußland nur dauernd gesichert werden, wenn die stählerne Schienenstraße jedweden Eindringling warnend an den Zaren und seine Truppenmacht gemahnte. Der bestgehaßten englischen Handelsmacht, welche schon längst von Indien aus lauernd die Entwickelung Rußlands in Asien beobachtete und seit der Eröffnung der Seehäfen von China auch an der ostasiatischen Küste den Löwenantheil des Verkehrs an sich gerissen hatte (i. J. 1884 gegen 75 Procent vom chinesischen und 50 Procent vom japanischen Außenhandel), ließ sich durch die Eisenbahn nach China eine empfindliche Wunde schlagen. Zudem liegt am äußersten Ende Sibiriens der russische Kriegshafen Wladiwostok, dessen Ver-

Digitized by Google

bindung mit dem russischen Eisenbahnnetz man eine unbedingte Nothwendigkeit nannte, und endlich — seitdem England sich 1885 durch den Bau der kanadischen Pacificbahn einen schnellen Weg zum Stillen Ocean und zu den Ostgrenzen der russischen Besitzungen selbst für den Fall geschaffen hatte, daß man ihm den Suez-Kanal eines Tages sperrte — seitdem ließ sich für Rußlands Machtstellung die sibirische Pacificbahn leicht zu einer Lebensfrage aufbauschen, brauchte man doch nur daran zu erinnern, daß jetzt England durch den Atlantischen Ocean, die kanadische Bahn und das Stille Meer seine Truppen schneller an die sibirische Ostgrenze und gegen Wladiwostok werfen konnte, als es über die alte sibirische Heerstraße den Russen selber möglich war! Man erinnerte an Sebastopol, das nur aus Mangel an Unterstützung 1855 gefallen sei, und das eine genügende Zufahrtsstraße aus dem inneren Rußland leicht hätte retten können, man stellte Wladiwostok neben Sebastopol und prophezeite ihm ein gleiches Schicksal, wenn es im Rücken seine ungedeckte Stellung beibehielt.

Alle diese vereinten Bedenken schienen schwerwiegend genug, um ein kaiserliches Machtwort auszulösen. Der Zar überwies die ihm unterbreiteten Vorschläge der kaiserlich-technischen Gesellschaft zur Prüfung und ließ inzwischen durch den Geheimen Rath Abasi die in Betracht kommenden Länderstrecken des sibirischen Innern gründlich erforschen. Nach den Resultaten dieser Untersuchungen erwiesen sich drei Tracen als ausführbar und unter ihnen entschied sich die gelehrte Commission für die mittlere, welche im Wesentlichen mit der alten Post- und Handelsstraße Sibiriens zusammenfällt, und längs deren sich auch seit 1871 die Telegraphenlinie zwischen Moskau und Wladiwostok erstreckt. Die ersten, dem Jahre 1887 angehörigen detaillirten Entwürfe wollten sich noch bescheidentlich mit einigen Schienenstrecken begnügen, die nur die fahrbaren Wasserwege des Ob, Jenissei und Amur zu verbinden hätten, bald indessen siegte die Ansicht, welche im strategischen Interesse eine ununterbrochene Eisenbahn verlangte, und seit ungefähr zwei Jahren steht der Plan, die sibirische Bahn zu bauen, vollkommen fest.

Verfolgen wir (nach den Angaben einer im „Archiv für Post und Telegraphie" 1892 niedergelegten Veröffentlichung) in kurzen Zügen ihre Trace, so müssen wir da anknüpfen, wo die von Moskau über Samara in den Ural führende Bahn ihr Ende erreicht, d. i. bereits jenseits der Uralkette, die in dem niedrigen Paß von Slatoust überschritten ist, in Tscheljabinsk. Es besteht freilich schon jetzt in der wenig nördlich gelegenen Bahn nach Tjumen ein Schienenstrang, der sich weiter nach Osten vorstreckt und sogar schon einige Meilen in Sibirien eindringt, doch hat die gewählte Linie in Rußland selbst einen günstigeren Anschluß und erreicht auch früher den Irtysch und die sibirische Heerstraße. Den breiten Strom sollte die Bahn anfänglich mittels einer Fähre überschreiten; mit den meisten übrigen Provisorien ist indessen auch dieser Plan bei dem endgültigen Entwurf in Wegfall gekommen, und zwei eiserne nebst mehr als hundert Holzbrücken sollen jetzt die zahllosen Bäche und Ströme der sibirischen Ebene, fast das einzige Hinderniß auf der ganzen Strecke, überspannen. Nach dem Irtysch-Uebergang wird die erste Stadt von Bedeutung erreicht, das 4000 Einwohner zählende Omsk. Schon sind wir 700 Kilometer vom Ural entfernt und eine gleiche Strecke ist zurückzulegen, bevor sich den Gleisen im Ob der zweite große Stromlauf in den Weg stellt. Seine Ueberschreitung geschieht nicht mehr, wie anfänglich geplant, bei Tomsk (44,000 Einwohner), sondern der Wegersparniß halber ein gutes Stück stromaufwärts. Der Aufschwung, welchen die Eisenbahn für diese bedeutendste Stadt Sibiriens zweifellos mit sich führen wird, kann übrigens dadurch nicht aufgehalten werden, da sich nicht allein eine Zweigbahn bis Tomsk selbst, sondern auch ein Netz von Verkehrswegen durch das ganze, ebensowohl an Silber, Platin, Kupfer und Blei, als an Kohlen und Salz überreiche Gouvernement Tomsk als directe Folge der Eisenbahn gar bald entwickeln wird. Folgen wir dem Hauptzuge derselben weiter, so geht der Weg zunächst in rein östlicher Richtung, dann gegen Südosten weiter durch dieselben endlosen Steppen, die ihn seit der russischen Grenze begleiten, und die sich vielleicht in zwanzig Jahren zu fruchttragenden Kornkammern, der schwarzen Erde des inneren Rußland gleich, umgewandelt haben werden. Bei Krasnojarsk wird der Jenissei, bei Irkutsk die reißende Angara, die sich jahraus, jahrein in ihrer eisigen Temperatur und ihrem rasenden Laufe gleichbleibt, überspannt, und wieder sind siebzehnhundert Kilometer, eine Entfernung gleich der von Riga bis Basel, dem endlosen Gleise angefügt. Noch 60 Kilometer, und der Baikalsee schiebt seine breite Fläche zwischen das Ende und die Fortsetzung der Bahn. Der anfängliche Entschluß, ihn im Sommer mit Fähren, im Winter durch interimistisch über das Eis geworfene Gleise zu überschreiten, erscheint nicht so abenteuerlich, da auch auf dem Baikal die Eisdecke gegen sechs Monate lastet; trotzdem hat der 250 Kilometer betragende Umweg über die Südspitze des Sees den Vorzug erhalten. Bei Werchne Undinsk, an der Südseite des Baikal, hofft man den gewaltigen Theehandel mit China, der jetzt seine Wege zum großen Theil durch die Mongolei oder über die See nimmt, an die Eisenbahn zu fesseln, und dem Grenzort Kjachta die Bedeutung zurückzugeben, welche ihm vor der Oeffnung der chinesischen Hafenstädte eigen war, als end- und zahllose Karawanen mit Thee und Seide durch die Pforte Maimatschin-Kjachta ihren Ausweg aus dem Reich der Mitte suchten. — Die Bahn tritt jetzt, zum ersten und einzigen Male auf ihrem ganzen Verlauf, in bergiges Terrain ein und nähert sich gleichzeitig, dem vorläufigen Entwurfe nach, ihrem Ende; der niedrige Paß des Jablonoi-Gebirges wird bei Tschita, der Hauptstadt von Transbaikalien (16,000 Einwohner) überschritten, und 200 Kilometer östlich, am Ufer der schiffbaren Schilka ist in Nertschinsk, 5000 Kilometer von der russischen Grenze und 7000 Kilometer von Moskau entfernt, die Endstation erreicht. Freilich ist es noch weit von da bis zum stillen Ocean und nach Wladiwostok, indessen will man sich vorerst darauf beschränken, den Rest des Weges, etwa 2500 Kilometer, auf der Schilka, den vielgewundenen Amur hinab und den Ussuri wieder hinauf zurückzulegen. Vom Ussuri endlich führt eine 400 Kilometer lange Zweigbahn schon jetzt bis Wladiwostok, das neben einer Bewohnerschaft von 18,000 Seelen durch eine kleine Kriegsflotte und eine Handelsflottille belebt wird. Setzt man den Weg auf dem Amur, anstatt dem Ussuri zu folgen, bis zu der übrigens völlig versandeten Mündung fort, so erreicht man den ehemaligen, der jetzt als Verbrecherkolonie benutzten Insel Sachalin gegenüberliegenden Kriegshafen Nikolajewsk. Zu gelegener Zeit ist übrigens auch zwischen Nertschinsk und dem Ussuri eine den Amur flankirende Eisenbahn in Aussicht genommen.

Das Imponirendste, vielleicht das einzig Imponirende an der ganzen sibirischen Eisenbahn sind ihre Ausdehnungsmaße. Vergegenwärtigt man sich, daß in dem Zarenlande in der That noch einmal das Reich erstanden ist, in dem das Tageslicht nicht erlischt, daß die Sonne, die über Warschau untergeht, gleichzeitig mit ihrer Morgenröthe die Berge der Tschuktschen und Kamtschadalen grüßt, und daß es die Ost- und Westgrenzen dieser Riesenmonarchie sind, welche der Stahlreif nun aneinanderfesseln wird, so begreift man die Größe des Unternehmens. — Die amerikanischen Pacificbahnen wurden als Wunderwerke der Verkehrstechnik viel gepriesen, nun, die Entfernung New-York—San Franzisko beträgt rund 5500, die von Moskau nach Wladiwostok aber mißt reichlich 9500 Kilometer, wovon zunächst 7000 als Schienen-, der Rest als Wasserstraße zu denken ist. Der Weg von China zur russischen Grenze, der jetzt drei bis vier Monate in Anspruch nimmt, soll sich auf sechzehn Tage ermäßigen, aus dem inneren Rußland und Europa bis zum stillen Ocean aber wird die Reisedauer über Land noch in bedeutend günstigerem Verhältnisse gekürzt. Für den Personenverkehr hofft man z. B. die Entfernung London-Shangai auf 22 Tage vermindern zu können. Und das, obwohl bis jetzt in Rücksicht auf eine leichte Construction des, übrigens breitspurigen Unterbaues nur eine Fahrgeschwindigkeit von 21 Kilometer in der Stunde und zur Verbilligung des Betriebes wahrscheinlich nur Tagesdienst in Aussicht genommen

Digitized by Google

ist. Für die Ausführung ist zur Verkürzung der Bauzeit ein gleichzeitiges Ausgehen von drei Punkten angerathen worden, was freilich bei der Schwierigkeit der Materialbeschaffung im Innern von Sibirien leichter gesagt als gethan ist. Indessen ist es ja durchaus nicht undenkbar, daß unter dem Hochdruck künstlich erregter politischer Bedenken die Schwierigkeiten hier ebenso wie beim Bau der Transkaspibahn einem Machtbefehl weichen müssen, und der Bahnbau ohne Rücksicht auf die entstehenden Mehrkosten mit allen Kräften forcirt wird. Die Gesammtkosten sind auf 341 Millionen Rubel veranschlagt, was für die gewaltige Ausdehnung wenig erscheint, bei dem unerschöpflichen Holzreichthum Sibiriens aber und dem Umstande, daß gerade das strenge Klima die Verwendung von Holz im weitesten Umfange zu Brücken, Oberbau und Gebäuden sehr empfehlenswerth macht, sich vielleicht verwirklichen ließe. Die Werst würde sich dann auf etwa 50,000 Rubel stellen, während im europäischen Rußland bisher 85—90,000 Rubel dafür verausgabt wurden; indessen hat die transkaspische Bahn sich sogar mit einem Aufwand von 32,000 Rubel pro Werst, und das bei einer bewunderungswürdig kurzen Bauzeit, herstellen lassen.

Werfen wir nun zum Schluß noch einen Blick auf die Rolle, welche die vollendete sibirische Eisenbahn in Zukunft spielen dürfte. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß die Linie ihrem ganzen Verlaufe nach durch die südlichen Theile des russischen Asiens führt, ja zur Hälfte fast an der Grenze desselben hinläuft. Es werden somit die besten Theile des Landes unmittelbar an Rußland angeschlossen, denn dieser südliche Strich, von dem bisher nur ein verschwindender Theil unter Cultur steht, enthält gegen $2^1/_2$ Millionen Quadratkilometer anbaufähigen Landes und übertrifft damit Rußland selbst fast um das Doppelte. Umsomehr fällt dieser Reichthum an ertragsfähigem Boden in Betracht, als die gegenwärtigen, durch die Waldverwüstung und die Mißwirthschaft der Gemeinden allmählich herbeigeführten Mißernten in vielen russischen Gouvernements noch lange kein Ende zu nehmen scheinen, sondern vielfach in einen dauernden Nothstand auszuarten drohen. Eine ausgiebige Besiedelung der südlichen Striche von Sibirien mit der gleichzeitigen Möglichkeit, die dortigen Bodenproducte in geregelter Weise nach Rußland abzuführen, würde gegen ein weiteres Umsichgreifen der gegenwärtigen Nothlage des russischen Bauernstandes sicherlich eine kräftige, vielleicht die einzige Hülfe bieten. Bei den heutigen Verkehrszuständen ist eine solche Besiedelung, auch nur für das westliche Sibirien gedacht, völlig ausgeschlossen, denn auf Wagen- und Schlittentransporte und etwa die kaiserliche Post hin, welche die entlegenen Theile von Ostsibirien nur einmal im Jahre erreicht, läßt sich in unseren Tagen eben keine ausgedehnte Bodencultur mehr gründen. Mit dem Bergbau und der Industrie ist es nicht anders; wie im ganzen Süden von Sibirien das Land des Pfluges harrt, so warten in all' den unermeßlichen Ebenen längs der großen Ströme noch unberührte Bodenschätze der Hebung. Des ungeheuren Holzreichthums von Sibirien braucht man vorerst, da schon das russische Holz nur in beschränktem Maße am Export Theil nimmt, noch kaum zu gedenken, obwohl es in Zukunft vielleicht eine nicht geringe Rolle spielen wird. Aber es bleiben auch außerdem Werthe genug, die noch der Nutzung harren. Reiche Graphit- und Lapislazuliberge am Baikalsee, fast unberührte Steinkohlenlager im Gouvernement Tomsk, bei Nertschinsk, am Stillen Ocean und auf Sachalin, Blei und Silber in Tomsk und Transbaikalien, Eisen zu unerschöpflichen Massen in Transbaikalien und Nikolajewsk: Milliarden an Werth warten überall nur auf die Zeit, sich der allgemeinen Güterproduction anzureihen und in den Strom des Welthandels einzufließen. Und dazu kommt dann die Aussicht auf den Durchgangsverkehr vom Stillen Ocean nach Europa, und von hier nach China und Japan. Haben sich doch sogar die Erbauer der amerikanischen Ueberlandbahnen einst mit der Hoffnung geschmeichelt, den Güterverkehr zwischen dem westlichen Europa und dem östlichen Asien über ihre Gleise lenken zu können, warum sollten die Gründer der asiatischen Pacificbahn nicht bessere Aussicht haben, dieses Ziel zu erreichen? Der Weg von England, Frankreich oder Westdeutschland nach China und Japan, der über Suez und Indien mehr als 20,000 Kilometer beträgt, wird durch die Benutzung einer der amerikanischen Pacificbahnen bereits um durchschnittlich 1500 Kilometer vermindert, abgesehen von der Annehmlichkeit, anstatt einer vierzigtägigen Seefahrt nur fünfundzwanzig Tage auf dem Schiff und sechs Tage auf der Eisenbahn zuzubringen. Die sibirische Bahn ermäßigt die Entfernung fast um die Hälfte und vermeidet die Seefahrt vollständig, Grund genug, um von dem europäisch-asiatischen Personen- oder Postverkehr wahrscheinlich den größten Theil, von dem Güterhandel aber wenigstens die werthvollen und eiligen Bestandtheile, wie Thee, Seide und Aehnliches zu absorbiren. Es wäre natürlich voreilig, für die Rentabilität der sibirischen Bahn mit Bestimmtheit günstige Schlüsse ziehen zu wollen, und die naheliegende Vergleichung mit den entsprechenden Unternehmungen in der neuen Welt würde solche nicht einmal zulassen. Von den nordamerikanischen Pacificbahnen dient die kanadische in erster Linie politischen Zwecken und hatte auf günstige Betriebseinnahmen niemals zu rechnen, die fünf großen Eisenbahnen dagegen, welche innerhalb der Vereinigten Staaten vom atlantischen zum stillen Meer führen, erzielen wohl große Einnahmen, aber nicht aus dem Personen- oder Gütertransport, sondern aus den ungeheuren, insgesammt der Ausdehnung Oesterreich-Ungarns gleichkommenden Landschenkungen, welche die Regierung ihnen als Pathengeschenk in die Wiege legte.

Es bedarf indessen für derartige Werke der zahlenmäßigen Rentabilitätsberechnung auch gar nicht, der hohe civilisatorische Werth, den die amerikanischen Pacificbahnen in sich schließen, indem sie zuerst die Besiedelung des Mississippithales und des fernen Westens der Union durch Millionen betriebsamer Einwanderer anbahnten, reicht über alle Dividendenberechnungen himmelweit hinaus. Und warum sollte nicht die sibirische Eisenbahn, wenn auch erst im Verlaufe längerer Zeiträume, dieselbe Rolle als Culturträgerin für die anbaufähigen Theile des inneren Asiens spielen, welche an Ausdehnung denen des Mississippibeckens durchaus nicht nachstehen? Zudem sind, auch wenn man diesen Umstand vernachlässigt und die Bahn lediglich als Befriedigungsmittel für bereits vorhandene Bedürfnisse betrachtet, die Chancen hier und dort nicht dieselben. Als die Pacificbahnen der Union entstanden, hatten sie nur ein Bevölkerungscentrum von etwa 20 Millionen im Osten mit dem fast menschenleeren Westen Nordamerikas zu verbinden, hinter der sibirischen Eisenbahn dagegen stehen als Productions- und Consumtionscentren das ganze Europa im Westen, China und Japan aber mit ihren 440 Millionen Bewohnern im Osten. Nicht als ob diese Ziffern für die dereinstige Bedeutung jener Verbindungslinie in directem Verhältniß maßgebend sein könnten; aber unstreitig macht sich unter den Verkehrsbedürfnissen der Neuzeit immer mehr das Bestreben geltend, starke Industrie- und Handelscentren auf möglichst schnellem und directem Wege mit einander zu verbinden, und diesem Bedürfniß scheint die sibirische Bahn in Bezug auf die beiden stärksten Menschenanhäufungen der Erde gerade zur rechten Zeit entgegenzukommen.

Literatur und Kunst.

Der Anachronismus.

Von Armin Tille.

„Die Reise als Erzieherin" könnte ein zukünftiger Essayist seine Schrift betiteln, in welcher er die Bedeutung des Reisens für die Culturentwickelung der Menschheit zu erläutern sucht. Denn in der That der Verkehr, welcher die Kunde von fremden

Digitized by Google

Gegenden vermittelt, welcher dem verhältnißmäßig noch primitiven Menschen die Ueberzeugung verschafft, daß in anderen Ländern die Menschen andere Sitten und Gewohnheiten haben, ist einer der wichtigsten Factoren für den culturellen Fortschritt der Menschheit. Ist es ein Ergebniß erst der jüngsten wissenschaftlichen Erkenntniß, jeden Menschen als ein Product seines Landes und seiner Zeit aufzufassen, was doch so nahe zu liegen scheint, so wird es begreiflich, daß der inhaltschwere Satz: „Andere Zeiten, andere Bilder" lange Zeit auch den Völkern ziemlich fortgeschrittener Cultur mit seiner ganzen Tragweite verborgen blieb. Zeitliche und geographische Entfernung stehen hier in nahen Beziehungen zu einander: ist einmal die Ueberzeugung bei einem Volksstamm eine allgemeine geworden, daß in einem anderen Lande das entgegengesetzte als gut erscheinen kann, so ist es nur noch ein kleiner Schritt zu der Erkenntniß, daß sich die Zeiten und die Anschauungen der jeweilig Lebenden immer ändern und nicht dieselben bleiben. Verstöße gegen diese so einfache Lehre nennen wir Anachronismen und verstehen darunter vor Allem geschichtliche Irrthümer, die nur ein Lächeln verdienen, wie wenn z. B. der eine bei Beschreibung der Schlacht von Marathon den Kanonendonner nicht vergißt und der Andere unter den Culturkräutern der Karolingerzeit die Kartoffel aufführt. Und doch ist das Lächeln in derartigen Fällen nicht so recht am Platze: man braucht sich nur ein wenig umzusehen und findet bei geistig hervorragenden Männern vergangener Zeit, denen allerdings die modernen Verkehrsmittel fehlten, eine Unmenge von Anachronismen, die uns heute erst darauf aufmerksam werden lassen, welchen ungeheuren Schatz die Arbeit vergangener Jahrhunderte hinterlassen hat. Denn durch ihn allein sind wir ja im Stande, heute diese Verstöße gegen die Zeitanschauung zu erkennen.

Es wäre aber ein großer Irrthum, wenn man meinen wollte, heute sei der Anachronismus nicht mehr unter den Lebenden; gerade jetzt befindet er sich sehr wohl, wenn auch sein Aeußeres nicht mehr so leicht zu erkennen ist. Die oberflächliche historische Bildung unserer Tage verhindert allerdings den Kanonendonner mit der Schlacht bei Marathon zu verbinden, verursacht aber viel Schlimmeres: in übermüthigem Stolze meint Jeder die Zeitenfolge fest im Gedächtniß zu haben und läßt sich dabei die gröbsten Verstöße gegen die Zeit und die ihr eigene Stufe der Culturentwickelung zu Schulden kommen. In hervorragendem Maße gilt dies für den Künstler, welcher Ereignisse vergangener Zeiten vorzuführen bestrebt ist. Und dabei liegt das Allgemeingefährliche darin, daß der Dichter besonders ein Culturbild so anschaulich zu gestalten weiß, daß Jeder, der davon einmal Kenntniß genommen, es fest in seinem Gedächtniß hält, viel fester als eine mit historischer Genauigkeit entworfene Schilderung der betreffenden Culturepoche. So läßt z. B. Wieland in den „Abderiten" Demokrit alles Ernstes mit einem Fernrohr auftreten; Hauff, welcher im „Lichtenstein" die Zeitverhältnisse ganz genau zu schildern meint und im Anhang sogar seine historischen Quellen anführt, entwirft von dem Leben und Treiben der Landsknechte ein Bild, welches dem historischen durchaus nicht entspricht. In den Erzeugnissen der jüngeren Literatur zeichnet z. B. Scheffel im „Ekkehard" ein Culturbild, welches drei Jahrhunderte später, als er sich denkt, etwa das richtige treffen mag; in den Romanen von Ebers sind die Uebertragungen von modernen und der Gegenwart näher stehenden Verhältnissen auf viel frühere Zeiten etwas Häufiges. Die nicht wahrheitsgetreue Wiedergabe von einflußreichen Personen der Geschichte, wie sie in den sogenannten „historischen" Romanen und Dramen fast regelmäßig wiederkehrt, wollen wir hierbei ganz außer Acht lassen, denn Manche meinen, der Dichter sei dazu berechtigt. Daß er das Recht hat, ist zweifellos, ob er aber seiner Nation dadurch einen Dienst erweist, ist eine andere Frage. Die dichterische Darstellung historischer Persönlichkeiten ist immer etwas mißliches, aber selbst wenn sie durchweg falsch ist, liegt darin für die Auffassung der gebildeten Welt noch lange nicht die Gefahr wie in einem falsch gezeichneten Culturbild. Ueber das Leben und die Thaten eines vor Jahrhunderten lebenden Königs kann man sich aus jeder leidlichen Weltgeschichte Raths erholen, über die Culturzustände einer Zeit nur mit viel mehr Mühe und Anstrengung.

Auf Gemälden ist der Anachronismus nicht seltener als in Dichtungen. So malte 1845 Schwerdtgeburt das bekannte Bild „Luther's Abschied von seiner Familie" und stellte die Familie des Reformators dar, wie sie sich um den brennenden Christbaum schart. Neuere Untersuchungen über das Alter des Christbaums haben dagegen mit voller Sicherheit ergeben, daß der Christbaum um diese Zeit sicher noch nicht üblich war, wie der Künstler uns glauben machen will. Ihm lag jeder Gedanke daran fern, aber sein Fehler, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts begangen, ist sicher viel weniger zu entschuldigen als der Verstoß eines mittelalterlichen Dichters gegen die Chronologie der römischen Kaiserzeit. Wenn Emanuel Geibel die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde beschreibt und dabei die Verse gebraucht:

„Adlige Degen,
Städtische Macht
Singend entgegen
Ziehn sie der Schlacht",

so liegt darin wieder ein Anachronismus gefährlichster Art: die „städtische Macht," wie sie die Blüthezeit der Hansa kennt oder wie sie in dem langen Kampfe mit dem Adel im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert bis zur Niederlage bei Döffingen (1388) sich zeigt, wird in Geibel's Gedicht plötzlich in die Mitte des zehnten Jahrhunderts verlegt.

Der Antike bereits geht trotz ihrer hohen, der unseren in vielen Beziehungen sehr nahe stehenden Cultur das eine völlig ab, fremde Verhältnisse von dem Standpunkte derer zu beurtheilen, die sie als ihre Umgebung kennen. Der Grund dafür liegt unzweifelhaft in den trotz der Seefahrt immer noch beschwerlichen Verkehrsverhältnissen, die immer nur einem verschwindend kleinen Theile der Bevölkerung den Besuch fremder Länder möglich machten. Fast von jedem irgendwie geistig bedeutenden Griechen weiß die Geschichte zu erzählen, daß er lange Zeit in Großgriechenland, Kleinasien, Sicilien oder gar in dem gefürchteten Thrakien oder in noch ferneren Gegenden gereist sei. Selbst angenommen, diese wenigen auserwählten Geister wären eingedrungen in das Verständniß jener anderssprachigen fremden Völker, um ihrer Leser willen müßten auch sie, die gebildeten Schriftsteller, die tiefdenkenden Philosophen fremde Sitten und Einrichtungen mit den in ihrer Heimath herrschenden Gewohnheiten identificiren, und dieser Umstand macht oft die Beurtheilung einzelner Berichte recht schwer. Wie oft auch die Gottheiten asiatischer Völker bei Griechen und Römern nebst einzelnen Culthandlungen Erwähnung finden, klare Vorstellungen von ihnen konnte man sich nicht machen, bis durch die neueren Forschungen über diese Stellen sich ein helleres Licht verbreitete. Herodot und Xenophon finden es ja ganz natürlich, wenn der Perserkönig beim Zeus schwört. Aber selbst Tacitus, welcher allerdings nie in Germanien war, aber sich doch der Schilderung der fremden Zustände ausdrücklich hingibt, kann beim Göttercult der gefürchteten Völker des Nordens nur angeben, daß sie den Merkur, Mars und Herkules verehren. Daß dies ganz andere Gottheiten sind, welche für seinen Standpunkt nur zufällig einzelne Aehnlichkeiten mit den bezeichneten römischen gemein haben, scheint auch ihm nicht klar geworden zu sein, wenigstens läßt die Darstellung nicht darauf schließen.

Ein Jahrtausend später, bei den Germanen und Romanen des Mittelalters, tritt die Unfähigkeit, sich in räumlich oder zeitlich getrennte Zustände zu versetzen, noch deutlicher hervor. Die Cultur des gesammten Abendlandes war die griechisch-römische, welche von keltischem und germanischem Geiste neu belebt worden war: die Eigenart der einzelnen Völker hatte sich noch nicht so herausgebildet, fühlte man sich doch in Folge der gerade damals allmächtigen und einheitlichen kirchlichen Organisation unter Roms Prinzipat als ein Ganzes. Die durch die natürliche Beschaffenheit bedingten Unterschiede der Fruchtbarkeit und des Klimas, welche zwischen den Ländern bestanden, traten nicht sehr in den Vordergrund, denn an sie hatte man sich wie an etwas selbstverständliches gewöhnt. Bis

Digitized by Google

zu den Kreuzzügen, die in jede Bevölkerungsschicht neues Leben brachten, hatten die Schriftsteller und Künstler kaum Gelegenheit, von fremden Ländern eingehender zu sprechen, und als sie es dann thun, besonders in den Schilderungen der seltsamen Abenteuer des Ernst von Schwaben, da tritt immer wieder die eigenthümliche Denkart der Germanen in den Vordergrund, da zeigt sich eine kirchlich-naive Auffassung von der Welt, welche nichts für unmöglich hält. Die Ungeheuer, welche die Ritter gefährden, sind keine anderen, als die der deutschen Sage, höchstens tragen sie einen fremden Namen oder, wenn wirklich ein Thier des Morgenlandes, das man gesehen und beobachtet hat, die Vorlage bildet, so lebt die phantasiereiche deutsche Sage, wie sie die Dichter in volksthümlicher Gestalt sicher noch kannten, und die stolze germanische Denkweise in dem einzelnen Verfasser doch noch viel zu mächtig, als daß er nicht die ihm lieb gewordenen Züge der deutschen Ungeheuer auf die orientalischen übertragen sollte.

Ergötzlicher für uns, die wir es mit der Zeit etwas genauer zu nehmen gewöhnt sind, gestaltet sich noch die mittelalterliche Behandlung von Stoffen, die der Antike oder der christlichen Sage entnommen sind. Die Namen sind fast das einzige, woran man die Vorlage wieder erkennt, Verwechselungen und Anachronismen allein sind der Reihe nach verzeichnet. Bei weitem nicht alle Dichter zeigen sich mit der Chronologie so vertraut wie der Verfasser des Annoliedes und der Kaiserchronik, obwohl auch diese uns manches bieten, was einen modernen geschichtszahlenkundigen Schulmeister in Aufregung versetzen könnte. So erscheint Cäsar als der Beherrscher der Franken im Liede vom Heiligen Anno und in anderen Darstellungen als unmittelbarer Nachfolger, ja als Sohn Alexanders des Großen. Die Auflösung des alten Römerreichs und die Neugründung durch den großen Karl sind dieser Zeit, obwohl sie oberflächlich die Thatsachen kennt, völlig unbekannte Dinge, es ist in ihrer Auffassung zwischen den letzten Imperatoren und Karl keine Lücke, nur die Persönlichkeiten der Herrscher scheinen zu unbedeutend, um von ihnen zu sprechen. Solche Helden, welche dem deutschen Geiste mit ihrem kühnen Eroberungsmuthe zusagen, werden auf das Glänzendste gefeiert, aber so wie man es einem deutschen Könige schuldig zu sein glaubte. Am auffallendsten und bezeichnend für das Verständniß des Christenthums ist die Darstellung der heiligen Geschichte und Legende in der altsächsischen Dichtung, die wir den „Heliand" nennen. Christus ist hier der König oder Herzog, seine Jünger sind seine Mannen, die für ihn streiten: der ganze christliche Geist der Demuth und Erniedrigung ist verwischt, er hätte auf die hochgemuthen Sachsen gewiß auch wenig gewirkt. Jedoch die heldenhafte Darstellung jener Dichtung mußte zusagen und jenem Gott entstammten Herrscher sich zu unterwerfen auffordern, war ja doch auch der germanische König oder Herzog geborener Herrscher gewesen, der seine Ahnen bis zu den Göttern hinaufführte. Das Wohlgefallen, mit welchem im zehnten Jahrhundert noch Widukind, der Mönch von Corwey, von Mord und hinterlistiger Schandthat spricht, wenn nur Muth darin zum Ausdruck kommt und die Sachsen dadurch einen Vortheil gewinnen, ist auch geeignet ein Licht darüber zu verbreiten, wie jenen Leuten, die sich zum Christenthum bekannten, irgend ein christlicher Gedanke, das Gefühl für Liebe und Mitleid ferner lag als irgend etwas anderes. Auch dies ist ein Anachronismus des Gefühls: den Sachsen lag das christliche Glaubensleben und die ihm zu Grunde liegende Cultur so fern, daß sie sich durchaus nicht hineinversetzen konnten. Ein Herrscher mußte kriegerisch und heldenhaft sein, so wie ihre Herzöge.

Andere christliche Legenden machen wiederum Pilatus zu einem Mainzer Königssohn; in der legendarisch ausgeschmückten Jugendgeschichte der Maria tritt ein christlicher Bischof auf. Deutlich und am bezeichnendsten für die Denkweise der Zeit ist die christliche Uebertünchung der germanisch-heidnischen Heldensage im Nibelungenliede. Im Volksbewußtsein lebt in den Tagen, wo die uns erhaltene Form des Liedes entstand, noch germanischer Reckengeist, den die kriegdurchtobten und fehdenreichen Jahrzehnte des zwölften Jahrhunderts neu beleben mußten, wenn auch in einer von der alten wesentlich verschiedenen Gestalt. Doch die Zeit läßt sich nicht ohne Bischöfe mit gewaltigem Einfluß und ohne Messen mit buntem Gepränge denken, und deshalb muß die Heldengestalt eines Siegfried oder Hagen mit Pfaffen und kirchlichem Ritus umgeben werden. Aber auf der anderen Seite muß auch das höfische Ceremoniell, wenigstens so wie man es sich vorstellte, wiedergegeben werden und dies geschieht durch die eingehendsten Schilderungen aller einzelnen Umstände. Im Gudrunliede vermengen sich ebenfalls die Anschauungen verschiedener Culturepochen, die alte Sage mit ihren Heldengestalten und die bereits mildere Form der Cultur zur Zeit der Niederschrift. Bei der Schilderung des alten Wate, des gefürchtetsten Streiters, wird diese Vermengung einmal recht drastisch, denn dieser rauhe bärtige Geselle läßt sich herab, sein Haar mit einem seidenen Bande zusammen zu binden.

Einige Jahrhunderte später malte der florentinische Meister Leonardo da Vinci sein Abendmal und traf die geistige Situation in vorzüglicher Weise, aber die Eigenthümlichkeiten des Morgenlandes spiegeln sich weder in der Tracht noch im Gesichtsausdruck der dargestellten Personen oder in der Anlage des Raumes wieder, in dem sie weilen. Wie wenig dieser Umstand auch die Wirkung des Kunstwerkes beeinträchtigt, er beweist uns doch, daß der geniale Künstler in keiner Weise von historischem Geiste durchdrungen war. Illustrationen zur ganzen Bibel aus wenig späterer Zeit stellen uns wiederum die Helden des alten Testaments als Männer in der Tracht des Reformationszeitalters dar, die Krieger als Landsknechte mit ihrem charakteristischen Panzer, dem „Krebs", und die Könige mit der gut nachgeahmten deutschen Kaiserkrone und dem Mantel, gerade so wie die deutschen Könige und Kaiser auf Bildern jener Zeit erscheinen. Aus dem fünfzehnten Jahrhundert sind uns eine Reihe deutscher und lateinischer Beschreibungen der Kämpfe vor Troja erhalten, welche auch den Text durch Bilder erläutern. Aber wer diese betrachtet, der hat keine antike Stadt vor sich, nein die Kämpfer, Kampfwerkzeuge und Rüstungen sind die des Mittelalters, wie wir sie in den Museen noch jetzt sehen, und die Bollwerke und Thürme sind dieselben, wie wir sie heute noch z. Th. in Nürnberg beobachten können.

Doch das Vorkommen des Anachronismus hat auch seine Kehrseite. Wir können heute dem Mittelalter nicht dankbar genug sein für seine unvollkommene Art der Auffassung in historischen Dingen. Dadurch allein erhalten wir die werthvollen Bilder aus den Zuständen der Zeit, in welcher sie entstanden. Das geistig unbedeutendste Machwerk des Mittelalters ist für uns von höchster Wichtigkeit für die Beurtheilung der Zeit, in welcher es entstand. Diesen Vorzug wird der größte Theil der geistigen Erzeugnisse aus den letzten zwei Jahrhunderten nicht für sich in Anspruch nehmen können, denn da geben sich die Autoren schon längst nicht mehr so, wie sie und ihre Zeit wirklich waren. Zum Glück sind die Forscher in diesen Zeiten nicht mehr auf alle Autoren als Quellen angewiesen, sondern eine kleine Zahl geistiger Heroen leisten hier zur Genüge diese Dienste.

Th. Ribot und die neuere Psychologie.

Von Eduard Sokal.

„Vor dreißig Jahren würde man die Behauptung, die Psychologie sei noch in der Kindheit und habe wenig Aussicht, bald aus ihr herauszukommen, eine paradoxe genannt und den Vorwurf des Kritikers durch den Hinweis auf die seit Locke den verschiedenen Aeußerungen des menschlichen Geistes gewidmeten Schriften als hinlänglich zurückgewiesen erachtet haben. Heute wäre diese Behauptung nicht mehr paradox. Der Standpunkt ist ein anderer geworden und wenn man auch mit Recht anerkennt, daß die alten Psychologen in vieler Beziehung sich Verdienste erwarben, manche Punkte endgültig festgestellt und in der Analyse eine schwer zu übertreffende Feinheit und Schärfe

Digitized by Google

gezeigt haben, so will man doch in alledem nichts besseres als Versuche sehen. Der neue Geist der Naturwissenschaften ist auch in die Psychologie eingedrungen und man frägt sich, ob eine Summe scharfsinniger Bemerkungen, feiner Analysen, elegant dargestellter Beobachtungen des gesunden Verstandes, für werthvolle Wahrheiten ausgegebener metaphysischer Hypothesen ein gegliedertes Lehrgebäude, eine wahre Wissenschaft bilden und ob man nicht vielmehr zu einer strengeren Methode seine Zuflucht nehmen müsse. Auf diese Weise ist eine von Tag zu Tag schärfer werdende Trennung zwischen alter und neuer Psychologie eingetreten und obwohl jene, dem Anscheine nach, noch ziemlich feststeht, so sind ihre Tage doch gezählt. In der neuen Umgebung, welche um sie entstanden ist, sind ihre Existenzbedingungen verschieden, den stetig wachsenden Schwierigkeiten ihrer Aufgabe, den immer größeren Anforderungen des wissenschaftlichen Geistes sind ihre Methoden nicht gewachsen: sie zehrt nur noch von ihrer Vergangenheit. Vergeblich betonen ihre bedeutendsten Vertreter, man müsse die Thatsachen untersuchen, der Erfahrung Rechnung tragen: so aufrichtig ihre Concessionen auch gemeint sein mögen, sie fruchten nichts und werden in Wirklichkeit nicht erfüllt; sobald sie Hand an's Werk legen, ergreift sie wieder die Lust an der reinen Speculation. Uebrigens läßt sich etwas in der Wurzel falsches nicht reformiren und die alte Psychologie muß durch die in ihr enthaltenen Widersprüche untergehen. Die Bemühungen, sie den Anforderungen des Zeitgeistes anzupassen, können darüber nicht täuschen; ihr Grundcharakter, wie sich in wenigen Worten zeigen läßt, bleibt immer derselbe. Sie ist mit metaphysischem Geiste durchtränkt, sie ist die „Wissenschaft der Seele"; Selbstbeobachtung, Analysiren, Schließen sind ihre liebsten Forschungsmethoden; sie mißtraut den biologischen Wissenschaften, schöpft aus ihnen nur ungern, gezwungen und schämt sich ihrer Entlehnungen. Grämlich, wie alles Schwache und Alte, sehnt sie sich nur nach Zurückgezogenheit und Ruhe".

Mit diesen Worten zieht Th. Armand Ribot im Jahre 1879 die Bilanz der speculativen Bestrebungen in der Psychologie und durch den schroffen, unbeugsamen Gegensatz zu denselben ist das Programm seiner eigenen Forscherthätigkeit gegeben. Den Abgrund naturphilosophischer Zweifel, den die speculative Aera vor uns aufgedeckt, hat sie nirgends zu überbrücken vermocht und zu der weitumfassenden Bedeutung der aufgeworfenen Probleme standen ihre Lösungen in kläglichem Mißverhältniß. In Uebereinstimmung mit der Generation großer naturwissenschaftlicher Entdecker, welche aus dem Laboratorium Joh. Müller's hervorgegangen hält Th. Ribot jeden Compromiß mit der Naturphilosophie vergangener Decennien für unmöglich, aber auch jeden Kampf gegen dieselbe eigentlich für zwecklos; mit ihren Vertretern lasse sich nicht discutiren, da weder Grundsätze noch Methoden, weder Sprache noch Zweck gemeinsam seien". Aber während Männer, wie Helmholtz und Du Bois-Reymond, deren Begabung sie von Haus aus auf Beobachtung und Experiment anwies, in rastlosem Schaffensdrange der neuen Methode durch neue Entdeckungen zum Siege verhalfen, hat Ribot, seiner eigentlichsten Veranlagung nach Dialectiker, in der Schule abstract-philosophischen Denkens ausgebildet, mühsam erst und spät zur neuen Erkenntniß sich durchringen müssen.

Es wird uns daher nicht Wunder nehmen, daß der veränderten Denkweise die Denkgewohnheiten nicht in Allem sich anbequemt. Trotz seiner großen und aufrichtigen Bewunderung für die experimentelle Methode, konnten wir in keinem einzigen Werke Ribots die Schilderung auch nur eines selbständig durchgeführten Experimentes finden. In der ihm eigenthümlichen Art und Weise, ein Problem nach allen Richtungen hin gleichsam abzutasten, bevor er es scharf in's Auge faßt, zeigt er sich als Meister der Analyse, seine virtuos gehandhabte Kunst mit unklaren Begriffen sich auseinanderzusetzen, kann als Muster wohlangewandter Dialectik gelten. Mit einem Worte: er hat die geistigen Anlagen einer vergangenen Epoche in den Dienst der modernen Wissenschaft gestellt und an der Hand seiner Werke mag es uns gestattet sein zu zeigen, wie ersprießlich diese Vereinigung geworden.

Die ersten Arbeiten Th. Ribot's waren kritisch-historischer Natur. Des Satzes eingedenk, daß die Geschichte einer Wissenschaft die Wissenschaft selbst sei, versucht er es in zwei ausführlichen Monographien über die englische und deutsche experimentelle Psychologie uns die kurze Vergangenheit der „Wissenschaft der Zukunft" zu erzählen. Das langsame Tempo, die vielfach verschlungenen Irrwege der Psychologie scheinen ihm psychologisch leicht verständlich zu sein, denn bitter klagt er darüber, daß man eigentlich Mathematiker, Physiker, Physiologe und Pathologe sein, über die Resultate und vor allem die Methoden sämmtlicher Experimentalwissenschaften verfügen müßte, um die psychologischen Untersuchungen mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen zu können. Wenn demnach die Ausbeute bis jetzt nicht groß geworden, so spricht dies seiner Ansicht nach weder gegen die Methode noch auch gegen deren Vertreter; es ist das Fortschreiten der wissenschaftlichen Erkenntniß eben in weit höherem Grade als man gewöhnlich annimmt, eine Function der Zeit.

In der „Psychologie anglaise contemporaine" (die im J. 1870 in erster Auflage erschien) bespricht Ribot ausführlich die Werke der beiden Mills, von Herbert Spencer, Alexander Bain und Georg Lewes, welche zu jener Zeit in Frankreich fast unbekannt waren. Dieses Buch, das innerhalb kurzer Zeit in die meisten Culturſprachen Europas übersetzt wurde, hat zur Verbreitung der besagten Autoren in so hohem Grade beigetragen, daß es gewissermaßen sich selbst dadurch überflüssig gemacht hat. In geistreicher, fesselnder Weise schildert es uns Geschichte, Methode und Ziele der englischen Psychologie, betont nachdrücklich die Vorliebe derselben für allgemeinere Systeme, ihren vorwiegend beschreibenden Charakter, hebt aber auch den Mangel an eigentlich experimenteller Grundlage sowie das Hypothetische der meisten Voraussetzungen hervor. Besonders bemerkenswerth scheint uns der Aufsatz über H. Spencer als dessen enthusiastischen Bewunderer und Anhänger Ribot sich bekennt.

Im Gegensatz zu der „organischen" Psychologie der Engländer, welche auf der allgemeinen Entwickelungshypothese fußend, die psychischen Erscheinungen als die höchste Daseinsform, als die complicirtesten, weil zeitlich letzten aller Naturprocesse auffassen, hat sich die deutsche Psychologie seit jeher eine andere Aufgabe gestellt. Sie hat den analytischen Weg eingeschlagen und entnimmt ihre Gesichtspunkte sowohl wie ihre Ausdrucksweise hauptsächlich den physikalischen Wissenschaften. Sie zeigt zunächst im Allgemeinen ein größeres Bestreben nach Genauigkeit; im Besonderen Anwendung des Experimentes; quantitative Bestimmung (da das Experiment Zahl und Maß erfordert); ein begrenzteres Forschungsgebiet; eine Bevorzugung der Monographien an Stelle der Gesammtarbeiten.

Die auf den ersten Blick sonderbar erscheinende Trennung von „deutscher" und „englischer" Psychologie ist demnach, wie wir sehen, in der Natur der Sache vollständig begründet. Wie in der Kunst und im öffentlichen Leben, so prägt sich auch der Nationalcharakter (in diesem Falle gewiß nicht weniger deutlich) in der Wissenschaft aus.

In den Zeitraum zwischen der Abfassung „der englischen" und „der deutschen Psychologie" (1870—1879) fallen noch zwei größere Abhandlungen unter dem Titel „L'hérédité psychologique" und „La philosophie de Schopenhauer", welche für das Verständniß des Ribot'schen Entwickelungsganges von großer Bedeutung sind.

Die erste bedeutet das einzige Opfer, das Ribot seinen speculativen Neigungen, die zweite das vollständige sich Lossagen von denselben.

Erblichkeit — Gewohnheit — Erhaltung der Kraft: zwischen diesen drei scheinbar weit abgelegenen Phänomenen versucht Ribot in den Conclusionen seines Werkes „L'hérédité" eine Brücke zu schlagen. „Considérée du point de vue philosophique, l'hérédité nous apparaît comme un fragment d'une loi beaucoup plus générale, d'une loi de l'univers et sa cause doit être cherchée dans le mécanisme universel. Rien de qui a été ne peut cesser d'être; de là, dans l'individu, l'habi-

Digitized by Google

tude et la mémoire, dans l'éspèce l'hérédité. Elle n'est qu'un cas de cette loi dernière que les physiciens appellent la conservation de l'énergie et les métaphysiciens la caus alité universelle".

Wir werden sehen, daß der hier angedeutete Gedanke einer weit concreteren Fassung fähig ist und dieselbe später bei Ribot auch gefunden hat; in der Form, wie er sich hier ausgedrückt findet, bedeutet der Satz allerdings nichts mehr als eine rein speculative Hypothese und trägt all' die Merkmale an sich, die Ribot selbst für eine solche angibt: er lautet bestimmt, ist klar umschrieben, deutlich und — unbeweisbar.

Unbeweisbar! dies ist auch das einzige Wort, das er nach ausführlicher Darstellung als Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie gebraucht. Und wie man in vollem Ernst, in tiefster Ueberzeugung an Unbeweisbares glauben, Unbeweisbares verfechten kann, scheint ihm im Verlaufe seiner Entwickelung immer unbegreiflicher zu werden. Es gilt ihm nunmehr die Metaphysik als eine Art zweiten Offenbarungsglaubens in der Wissenschaft, ihre Geschichte als die Geschichte des Irrthums.

Im Jahre 1881 beginnt Ribot die Reihe seiner epochemachenden Arbeiten über die Pathologie der psychischen Erscheinungen mit den „Maladies de la mémoire". Diese Arbeiten sind trotz des medicinischen Titels ausschließlich theoretischer Natur; den allgemein üblichen Anschauungen entgegen wird in ihnen der Versuch gemacht, die Lehre von den normalen Punktionen auf die Betrachtung der pathologischen Abweichungen zu gründen, die psychischen Krankheitserscheinungen als unentwickelte und daher weniger complicirte Formen der geistigen Thätigkeit aufzufassen.

Der älteren Psychologie ist das Gedächtniß ein besonderes Seelenvermögen, die höchst merkwürdige und anscheinend gänzlich räthselhafte Fähigkeit unseres Geistes, Vorstellung aufzubewahren, zu reproduciren und in der Vergangenheit gleichsam perspectivisch anzuordnen. Wie Ribot selbst es in seiner Abhandlung über die Erblichkeit bereits angedeutet, wie späterhin von E. Hering in der geistvollen Rede über „Das Gedächtniß als eine allgemeine Function organischer Materie" des weiteren ausgeführt wurde, ist das eigentlich psychische Gedächtniß im Grunde nur ein Spezialfall der weit allgemeineren Erscheinung des „organischen" Gedächtnisses, wie sie in Gewohnheit, Erblichkeit, im Instinct neugeborener Thiere uns entgegentritt. Dieses organische Gedächtniß ist jeder lebenden Zelle eigen, seine besondere Modification als psychisches Gedächtniß ausschließlich der Gehirnzelle.

Das Hauptverdienst von Ribot's Werk über das Gedächtniß besteht unseres Erachtens nach darin, daß es die zahllosen verwirrenden Thatsachen der einschlägigen psychopathologischen Litteratur in einer Weise geordnet hat, welche das unwesentliche vor dem wesentlichen zurücktreten läßt und in dem knappen Raum von 160 Octavseiten alles erschöpft, was auf den normalen Mechanismus des Gedächtnisses Licht werfen könnte. Die Ergebnisse, zu welchen Ribot am Schlusse seiner Untersuchungen gelangt ist, gehören auch durchaus nicht der weitverbreiteten Species selbstverständlicher Binsenwahrheiten an, sie sind vielmehr anscheinend paradox, wahre Columbuseier der Wissenschaft im besten Sinne des Wortes. Ein Beispiel mag unserer Behauptung zur Stütze dienen, nämlich die sogenannte „loi de regression", welche Ribot für den Verlauf der Gedächtnißstörungen aufgestellt hat:

„Dans le cas de dissolution générale la perte des souvenirs suit une marche invariable: les faits récents, les idées en général, les sentiments, les actes.

Dans le cas de dissolution partielle le mieux connu (l'oubli des signes) la perte des souvenirs suit une marche invariable: Les noms propres, les noms communs, les adjectifs et les verbes, les interjections, les gestes.

Dans le deux cas, la marche est identique. C'est une regression du plus nouveau au plus ancien, du complexe au simple, du volentaire à l'autematique, du moins organisé au mieux organisé.

Nous avons rattaché notre loi à ce principe physiologique: „La dégénerescence frappe d'abord ce qui est le plus récemment formé" et à ce principe psychologique „Le complexe disparait avant le simple parce qu'il a été moins souvent répété dans l'expérience".

Wir sehen hier eine Fülle einzeln höchst verblüffender Thatsachen in einem ganz selbstverständlichen Gesetze zusammengefaßt, sozusagen auf den gemeinschaftlichen Nenner gebracht — das Musterbild einer treffenden Erklärung.

Während Ribot in seiner Arbeit über das Gedächtniß die allgemein geläufigen Gesichtspunkte beibehalten konnte, begibt er sich mit den Maladies de la mémoire und de la personnalité auf viel schwankenderen Boden. Trotzdem wir täglich von Willenshandlungen und individuellem Bewußtsein sprechen, so wäre es uns doch ganz unmöglich, von beiden Erscheinungen eine einigermaßen exakte Beschreibung zu geben, wie sie für die Thatsachen des Gedächtnisses niemand schwer fallen könnte. In beiden Fällen ist es schwer, fast unmöglich zu entscheiden, ob wir es mit elementaren, besonderen Bewußtseinsinhalten oder mit einem sekundären, abgeleiteten Phänomen zu thun haben; in beiden Fällen haben auch die Untersuchungen Ribots zu einem wesentlich negativen Resultat geführt.

Es kann für den Naturforscher keinem Zweifel unterliegen, daß die Vorgänge im Nervensystem eben so wie alle anderen bekannten Erscheinungen des Weltalls dem Gesetze der Erhaltung der Kraft folgen, daß sie eine ununterbrochene, unverrückbare Reihe bilden, deren letztes Glied bereits durch das erste gesetzt ist. Die äußeren Reize, welche unsere Sinne treffen, pflanzen sich als innere Erzeugungen im Gehirne fort, gehen als centrifugale Impulse auf die motorischen Nerven über und entladen sich nach außen in Form unendlich mannigfaltiger Bewegungen. An dieser mechanischen Erklärungsweise müssen wir festhalten, denn bis jetzt ist sie die einzige, die freilich nicht alle, wohl aber einen kleinen Bruchtheil der Erscheinungen begreiflich macht. Sie ist unser einziger Rettungsanker in diesem anscheinend völlig gesetzlosen Wirrwarr und gemäß dem Ausspruch des unsterblichen Verfassers der „Mécanique céleste" kann ja in der Gesetzmäßigkeit der Naturerscheinungen kein anderer Unterschied obwalten, als den unsere Unwissenheit hineinträgt.

Dies sind in großen Zügen die Voraussetzungen, von welchen Ribot bei seiner Beobachtung der Willenserscheinungen ausgeht und die er in seiner Arbeit Schritt für Schritt durchzuführen bestrebt ist. Er weist nach, daß es in jeder Willenshandlung zwei wohlzuunterscheidende Momente giebt: den Bewußtseinszustand, das „Ich will", welches eine Situation constatirt aber an und für sich völlig wirkungslos ist; und einen höchst complicirten psychophysiologischen Mechanismus, der allein Bewegungs- und Hemmungsimpulse auslösen kann. Er zeigt uns, daß in pathologischen Fällen bald der eine, bald der andere Faktor verloren gehen kann, daß im ersten Falle die unwiderstehlichen Zwangshandlungen, im zweiten das Krankheitsbild der Aboulie entsteht und schließt seine Ausführungen mit dem Satze: „La volonté n'est la cause de sien."

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Auffassung der psychologischen Zustände als bloßer Epiphänomene gewisser Gehirnprozesse für die Oekonomie der Wissenschaft von großem Nutzen wäre, aber ebensowenig kann in Abrede gestellt werden, daß der „doppelte Nervenprozeß" bis jetzt denn doch nur eine unbewiesene Hypothese ist. In zweifachem Sinne ist der Versuch gemacht worden über sie hinauszugehen; einmal durch Rückkehr zu der alten Annahme eines Willens, der in das physische Räderwerk eingreifen könnte, das zweitemal in neuester Zeit von Janet, „L'automatisme psychologique, Binet, Les altérations de la personnalité u. a.) durch der Theorie des sog. „Doppel-Ich." Nicht nur gewisse, sondern alle Nervenprozesse ohne Ausnahme, sollen nach dieser Lehre von Bewußtsein begleitet sein, von einem Bewußtsein, daß sich gleichsam schichtenweise an verschiedene „Iche" vertheilen soll. Wir constatiren diese Theorie, ohne in ihr eine wesentliche Förderung unserer Erkenntniß erblicken zu können.

Um die Schilderung des Ribot'schen Lebenswerkes abzuschließen, müssen wir endlich einer kurzen Abhandlung unter dem Titel „La psychologie de l'attention" erwähnen, welche die Aufmerksamkeit als eine rein motorische Thätigkeit darstellt und (last not least) seiner vieljährigen Leitung der „Revue philosophique" gedenken. Gegenwärtig arbeitet er, wie aus einem

Digitized by Google

Briefe an den Verfasser dieser Zeilen hervorgeht, an einem neuen Werke unter dem Titel „La psychologie des sentiments.“

Ueberblicken wir noch einmal Th. Ribot's wissenschaftliche Laufbahn, so können wir nicht umhin, derselben unsere aufrichtigste Bewunderung zu zollen. Wir sehen in ihm einen der geistreichsten Pfadfinder auf einem der schwierigsten Gebiete der gegenwärtigen Forschung.

Ferdinand von Saar und seine Wiener Elegien.

Von Karl von Thaler.

Großstädte werden selten poetisch verherrlicht. Sie bieten dem Romanschriftsteller reichen Stoff, dem Dichter nur spärlichen. Rom bildet die einzige Ausnahme, aber Rom ist noch lange keine Großstadt. Mailand und Neapel verdienen diesen Namen weit mehr als die einstige Herrin der Welt. Wenn die Hauptstadt Italiens dereinst wirklich eine moderne Capitale geworden sein wird, dann wird sie ihren Zauber zum großen Theil verloren haben und der Fremdling nicht mehr mit Ehrfurcht ihren Boden betreten. Bis dahin mag Rom noch das Herz aller Dichter höher schlagen machen, mag es in schönen und schlechten Versen gefeiert werden, während andere Großstädte auf diese Ehre verzichten müssen.

Wien ist sie jedoch ausnahmsweise soeben zu Theil geworden durch einen seiner begabtesten Söhne, durch Ferdinand von Saar. Wenn man ihn den ersten lebenden Dichter Deutschösterreichs nennt, so wird wohl Niemand widersprechen. Es ist Keiner da, der ihm diesen Rang streitig machen könnte. Die Zeit, in welcher Wien eine ganze Schaar hervorragender Poeten beherbergte, liegt weit zurück; die Namen der Dichter aus der Ostmark, die sich eine Stellung in der deutschen Literatur eroberten, sind auf Grabsteinen verzeichnet. Was an jungem Nachwuchs vorhanden ist, muß erst in die Höhe schießen, wenn es überhaupt zu kräftigem Gedeihen Anlage zeigt und nicht in modernster Unnatur verkrüppelt. Seit Hamerling's Tod aber haben wir nur einen einzigen Dichter in Deutschösterreich, den wir neben die besten der anderen deutschen Gaue stellen dürfen — und das ist Saar.

Ein Wiener Kind, hat Saar seine Jugend in der Vaterstadt verbracht, und als er nach zehnjährigem Dienst in der Armee den historischen, später leider abgeschafften weißen Rock des österreichischen Offiziers mit dem schwarzen des Bürgers vertauschte, siedelte er sich in Wien an. Als ich ihn kennen lernte, wohnte er, dessen Verhältnisse kümmerlich genug waren, in einem unscheinbaren Hause der Preßgasse in der Vorstadt Wieden. Er hatte bereits seine Doppeltragödie „Heinrich IV.“ drucken lassen, ohne daß ihm das hochbedeutende Werk irgend etwas Anderes eingetragen hätte als die neidlose Anerkennung eines kleinen hochgebildeten Kreises. Seine Novelle „Innocens“ dagegen, die just erschienen war, machte ihn dem großen Publikum bekannt. Einiges Verdienst daran darf ich mir selbst zuschreiben. Es geht zuweilen eine prächtige literarische Leistung spurlos vorüber, wenn sich nicht eine Hand findet, welche die Lärmtrommel in einer weitverbreiteten Zeitung rührt. In Wien ist das vielleicht noch mehr nöthig als anderwärts. Saar, den ich nie gesehen, hatte mir den „Innocens“ mit einem Briefe geschickt, dessen liebenswürdige Bescheidenheit in mir sofort die Vermuthung weckte, der Schreiber müsse ein starkes Talent sein, denn die jungen Poeten, die wenig oder nichts können, besitzen mehr Selbstbewußtsein. Die Novelle entzückte mich — und nun trommelte ich so kräftig, daß nach wenigen Wochen alle Wiener und Wienerinnen, deren Horizont nicht ein ganz beschränkter war, sich des Geständnisses geschämt haben würden, sie hätten „Innocens“ nicht gelesen. Wie jede gute That, fand auch meine ihren Lohn: in der Freundschaft des Dichters.

Inzwischen ist mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen und Saar berühmt geworden. Seit vielen Jahren lebt er nicht mehr ständig in Wien, sondern erscheint hier nur als Gast. Da wandelt er durch die Straßen, auf deren Pflaster er als junger Lieutenant den Säbel klirren ließ, und alte Erinnerungen, Bilder der Jugendzeit werden in ihm lebendig. Er liebt Wien, obgleich es von ihm keinen Dank beanspruchen kann. Es hat ihm nichts gegeben, und das Burgtheater verhält sich spröde gegen ihn. Als ich vor Jahren seinen „Thassilo“ in diesen Blättern besprach, wies ich auf die bevorstehende Aufführung im Burgtheater hin. Sie hat nie stattgefunden, obgleich sie dem heimischen Dramatiker gegenüber eine Ehrenschuld war. Adolf Wilbrandt hatte den „Thassilo“ angenommen, aber er schied bald darauf aus seiner Stellung, und die provisorische Regierung, welche dann folgte, schickte das Stück dem Verfasser zurück. Es kam Förster, es kam Dr. Burkhardt — aber die Ehrenschuld blieb bis heute unbezahlt.

Saar's Liebe für Wien ist somit frei von Eigennutz. Er beschämt es, indem er es in seiner neuesten Dichtung preist. Nicht als blinder Bewunderer, sondern als sinnender Betrachter, der Einst mit Jetzt vergleicht und der Vergangenheit manchen Seufzer weiht. Im Ganzen aber sind die Wiener Elegien ein so feiner Lobgesang für die Stadt an der Donau, wie ihr noch keiner gewidmet ward. Ihr Grundton ist leise Schwermuth — das natürliche Gefühl, welches den alternden Mann beschleicht, wenn er sich in die Vergangenheit versenkt und der entschwundenen Tage denkt, da ihm die Sonne des Lebens noch im Osten stand.

Die Elegien beginnen mit einem Gruß des Heimkehrenden, der sich selbst, um ungestört schaffen zu können, in ländliche Einsamkeit verbannt hatte. Er ruft der „schimmernden Stadt an der Donau“ zu:

Jetzt, am Abend des Lebens, nach fast vollendetem Tagwerk,
Treibt Erinnerung mich, treibt mich die Sehnsucht zurück.

Bewundernd schaut er, „ein Fremdling dem neuen Geschlecht,“ die Entwickelung der Stadt, die stolzen Prachtgebäude an der Ringstraße, bei deren Anblick „selbst der Hesperier die klassische Heimath vergißt.“ Aber dies neue, weithin gebreitete Wien spricht nicht mehr so zu seinem Herzen wie der alte, einst von Wall und Graben umschlossene Stadtkern. Dem modernen Wien ruft er zu: „Bist du auch größer als einst, bist du doch nicht mehr mein Wien!“ Dies letztere findet er wieder in den engen Gassen, wo die alten Paläste stehen.

„Freilich vollzieht sich auch hier stets rascher ein Wechsel der Dinge,
Fast mit jeglichem Jahr schwindet ein Reiz aus dem Bild;
Aber noch immer behauptet sich Altes inmitten des Neuen
Und Vergangenheit träumt still in die Zukunft hinein.“

Zumal auf den Plätzen, die „Freiung“ und „Am Hof“ genannt, fühlt der Dichter sein Herz von den Jugendtagen ergriffen. Er denkt daran und erzählt uns, wie er im Schottengymnasium auf der Schulbank gesessen und mit Latein und Griechisch sich gequält. Wie dann nach dem Schulschluß die Jungen herausstürmten und sich an dem Obst erquickten, das damals wie heute von unzähligen Hökerinnen auf jenen beiden Plätzen feilgeboten ward. Er schildert den Weihnachtsmarkt und seine Freuden:

Heilige Schauer der Kindheit! Unschuldige Wünsche des Knaben,
Welche die Mutter ihm stets freudigen Herzens gewährt.
Selige Zeit, wo bist du? — Ist sie denn wirklich entschwunden?

Nein, erwidert er; es gibt noch immer verlangende Kinder und liebende Mütter

Und im Kreislauf erhält ewig das Leben sich jung.

So sehr liebt Saar sein Wien, daß er es im Sommer, da Alles aus seinen Mauern flüchtet, nicht verlassen will.

Nicht verlangt es mich mehr nach himmelragenden Gletschern,
Nicht nach des nordischen Meers wogenumbraustem Gestad.
Gern verträum' ich die Tage im Dunstkreis der stilleren Straßen,
Quälen auch Hitze und Staub, gibt es doch Oasen genug . . .
Seh'n ich mich dennoch nach kühleren Schatten, nach frischeren Lüften,
Führen auch Schienen und Dampf rasch mich in's Volle hinein.
Rasch in ein grünes Bereich der herrlichsten Eichen und Buchen,
Tief in des Wienerwalds quellendurchrieselte Pracht.

Der Dichter wandert hinaus in die jüngst einverleibten Vororte, wo in kleinen, schmutzigen Häusern die Armuth wohnt und mühevoll um das Dasein ringt. Der Anblick des Elends,

Digitized by Google

für das er stets tiefes Mitgefühl empfunden, entlockt Saar den Seufzer:

Schaudernd empfind' ich es jetzt: in stolzen Palästen nicht — hier nur
Webt sich dein Schicksal, o Wien, webt sich das Schicksal der Welt!

Dann führt ihn sein Weg in das freundliche Döbling, wo er einst lange gewohnt. Er kennt den Ort, der seinen früheren ländlichen Charakter vollständig verloren hat, kaum wieder, aber unverändert findet er das Haus, in dem er manches Jahr verbracht.

— — — — dort oben in einsamer Stube,
Dürftigem Hausrath gesellt, träumte und sann der Poet;
Sann und blickte dabei auf ein Meer von grünenden Wipfeln
Und auf die Thürme der Stadt, die in der Ferne verschwamm.
Selige Qualen des Schaffens und selige Qualen der Liebe,
Bitterste Tage der Noth, — ach, wie verlebt' ich sie hier!
Manches hab' ich erreicht, darnach ich damals gerungen,
Und ich breche mein Brot nicht mehr in Thränen wie einst.
Aber verblüht ist der Lenz, verglüht das Feuer des Sommers
Und das fahlere Laub raschelt im herbstlichen Hauch.

Mit wenigen feinen Strichen zeichnet Saar in den nächsten Elegien das lustige, specifisch wienerische Treiben in den Schänken, wo der „Heurige" in Strömen fließt, die Pilgerfahrt zu den Friedhöfen am Allerseelentag, die Ballfreuden des Winters. Er sieht der Jugend zu, wie sie aus dem akademischen Gymnasium herausströmt, und verkündet ihnen die Zukunft, der sie entgegengeht, mit spöttischem Humor:

Schmächtiger Knabe, erhobenen Haupts hinwandelnd im Schwarme,
In dir reift mir gewiß bald ein Kollege heran.
Dichtest du etwa schon jetzt an einem veristischen Drama,
Das in der Klinik beginnt und am Secirtisch verläuft?

Die letzte der Elegien ist die einzige, welche politische Färbung zeigt. Der Poet blickt vom Abhang des Kahlenberges herab auf Wien, das im Frühlingssonnenglanze leuchtet. Er klagt, daß die Ostmark vom Reiche getrennt sei, daß man ihre Söhne kaum mehr zu den Deutschen zähle, daß in Oesterreich selbst, von Haß verblendet, die Glieder gegen das Haupt wüthen. Aber er läßt den Muth nicht sinken und schließt mit einem zuversichtlichen Ausblick auf kommende Tage.

Doch du bist noch, o Wien! Noch ragt zum Himmel dein Thurm auf,
Uralt mächtiges Lied rauscht ihm die Donau hinan.
Und so wirst du besteh'n, was auch die Zukunft dir bringe —
Dir und der heimischen Flur, die dich umgrünt und umblüht.
Sieh, es dämmert der Abend, doch morgen flammt wieder das Frührth —
Und bei fernem Geläut' segnet dich jetzt dein Poet.

So klingen die „Wiener Elegien" in demselben liebevollen und warmen Tone aus, in dem sie begonnen haben. Saar hat sie im Laufe dieses Winters wiederholt öffentlich vorgelesen und reichen Beifall geerntet. Wir wollen annehmen, daß die Zuhörer immer kunstverständig genug waren, um den inneren Werth der Dichtungen zu würdigen, und daß sie nicht deshalb klatschten, weil sie sich geschmeichelt fühlten. Kaum irgend eine Stadt gibt es in der Welt, deren Einwohner sich lieber loben hörten als Wien. Der Schriftsteller, welcher versichert, daß Wien wunderschön und der Reiz der Wienerinnen unübertrefflich sei, hat hier gewonnen Spiel. Saar war weit davon entfernt, auf diese Schwäche zu speculiren. Wenn er Wien rühmt, so geschieht es in ehrlicher Anhänglichkeit an die Vaterstadt; wenn er es idealisirt, so folgt er dem Zuge seines Herzens und macht von dem schönsten Recht des Poeten Gebrauch. Nur hegen wir einige Zweifel, ob die Aufnahme seiner „Elegien" im großen Publikum eine gleich anerkennende gewesen wäre, wenn sie auch die Schattenseiten Wiens behandelt hätten. Diese werden kaum flüchtig gestreift, höchstens angedeutet, um die Lichtpartien heller hervortreten und das Bild nicht unkünstlerisch flach werden zu lassen. Saar malt Wien wie Moreto seine Heiligen; es ruht Silberglanz auf seiner Schilderung. Das antike Maß ist ihm zuweilen, wie man merkt, eine ziemlich lästige Fessel, und bei den Dactylen hat er häufig das Ohr zu wenig befragt. Er braucht nicht nur Silben, die nach den Grundsätzen der quantitirenden Metrik lang sind, sondern auch solche, die Hochton haben, unbedenklich als kurze. Aber die vereinzelten Mängel der Form, die in einer Viertelstunde zu verbessern wären, sollen uns den Genuß des Inhalts nicht stören. Tadellos scandirte Distichen kann Einer machen, ohne ein Dichter zu sein; aus den „Wiener Elegien" aber weht uns wirkliche Poesie entgegen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ausgeschlossen.

Von F. Anstey.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von E. M. Neuendorf.

Ein trüber December-Nachmittag. Langsam wandert Wilfred Rolleston durch das Gewühl der Londoner Straßen, die Augen auf die untergehende Sonne gerichtet. Noch vor wenigen Augenblicken hatte er kaum eine Ahnung, wo er sich befand oder wo er eigentlich hinwollte. Mechanisch, halb wie im Schlafe, war er vorwärts geschritten und nur von Zeit zu Zeit quälte ihn ein Gefühl von Jammer und Verzweiflung. Aber plötzlich, als hätte ihn ein Zauberstab berührt, erwachte er aus dem düsteren Traum zu einem fröhlichen Bewußtsein von Jugend und Hoffnung. Gemüther, welche an Anfällen heftiger Schwermuth leiden, finden oft Ersatz in der darauf folgenden Reaction.

Aehnlich ging es jetzt Wilfred Rolleston. Er fühlt, wie der Nebel seinen Geist frei giebt und daß er in dem hellen Sonnenschein, der ihn jetzt umfluthet, getrost allen Sorgen in's Gesicht blicken kann, ja daß sie nicht einmal so schwer sind. Freilich ist er nicht glücklich in der großen Stadtschule, aus der er gerade kommt. Was soll er aber machen? Er ist langsam, mürrisch und sonderbar, das weiß er wohl und ebenso weiß er, daß ihn niemand recht leiden mag. Keiner will mit ihm Freundschaft halten, aber er seinerseits thut auch nichts um das Vorurtheil seiner Kameraden zu widerlegen, denn er ist sich selbst ganz klar, daß sie himmelweit von ihm verschieden sind. Er haßt sie deswegen, aber sich selbst vielleicht noch mehr. Selbst wenn er glücklich am Abend heimgekommen ist, hat er wenig Ruhe. Die Aufgaben für den nächsten Tag müssen gelernt werden und er brütet und brütet über denselben in Verzweiflung, die Augen starr auf das Buch vor sich geheftet, bis sie zuletzt nichts mehr sehen. So ist es immer gewesen und so wird es bleiben. Aber — wie konnte er denn das vergessen? — für eine Weile hat ja alles Elend ein Ende.

Heute Abend braucht er nicht über den Büchern zu sitzen, im ewigen Kampf mit den Regeln, die ihm am anderen Morgen nur neues Unheil bringen. Volle vier Wochen ist er befreit von ihnen und von der Schule, in der Jedermanns Hand wider ihn ist. Heut' ist ja Ferienanfang! Eben kommt er von der Aula, wo Schulschluß war. Hat er nicht Grund genug, fröhlich und dankbar zu sein? Wie thöricht, sich die schöne Zeit mit düsteren Gedanken zu verbittern! Und nach und nach stehen ihm alle Einzelheiten des Vormittags klar und deutlich vor Augen, aber nicht als hätten sie sich eben erst zugetragen, sondern als kämen sie allmählich aus weiter Ferne näher — der Gesang in der Aula und das Gebet des Professors, die Verlesung der Zeugnisse und das Aufrufen der Knaben, die eine Prämie bekommen haben. Sein Name war natürlich der letzte gewesen, aber das hätte auch niemand anders erwartet. Ein verhaltenes Kichern war durch die Reihen gegangen, als die Liste mit ihm schloß, und er hatte mit eingestimmt, um zu zeigen, daß er sich nichts daraus machte. Dann war die Klasse entlassen. Paarweise wanderten die Knaben nach Hause, um unterwegs Pläne für die Ferien zu machen — nur er war ausgeschlossen, er ging seinen Weg allein, bis die dunkle Verzweiflung über ihn kam, die ihn eben erst wieder verließ. Jetzt ist er froh. Er kommt ja nach Haus und dort wenigstens verachtet ihn keiner, dort findet er ein Asyl vor den Neckereien und Streichen der Kameraden . . .

Es ist immer dunkler geworden; in den Schaufenstern, an denen er vorüber kommt, glänzen die Lampen. Er sieht sich nicht um, er hat zu viel zu denken. Was wird er heute anfangen, an seinem ersten freien Abend nach so langer Zeit? Soll er lesen? Nein, lieber nicht gleich heute. Vor ein paar Tagen, es mag wohl erst gestern gewesen sein, hat seine Mutter mit ihm gesprochen, liebevoll und sanft wie immer, aber sehr ernst, daß er sich ändern müsse, daß er ankämpfen müsse gegen sein mürrisches Wesen und die Anfälle von Heftigkeit, während welcher er beinahe unzurechnungsfähig war, weil sie ihn für sein ganzes Leben elend machen würden. Er weiß, daß sie recht hat und fühlt plötzlich eine große Sehnsucht nach der Liebe, die er so oft rauh zurückgewiesen hat. Er faßt die besten Vorsätze. Gleich, wenn er nach Hause kommt, will er zu seiner Mutter gehen und ihr sagen, wie lieb er sie hat und daß er nicht weiß, wie weh er ihr oft thut, wenn diese Anfälle über ihn kommen. Sie wird ihm verzeihen, nur zu leicht! und dann ist alles wieder gut. Nein, nicht alles — er muß noch mit seinem Bruder Lionel Frieden machen. Sie haben beide nie gut mit einander gestanden. Lionel ist ganz anders, viel klüger und viel liebenswürdiger und hübscher. Worüber sie sich zuletzt gestritten haben, kann Wilfred sich nicht besinnen, aber jedenfalls ist er wohl, wie immer, im Unrecht gewesen. Er wird gleich seinen Bruder um Verzeihung bitten und — da kommt ihm ein Gedanke! er wird ihm etwas schenken, damit er sieht, daß er es ernst meint. Was kann er kaufen?

Digitized by Google

Halt! in dem großen Schaufenster, neben dem er sich gerade befindet, stehen mehrere Regimenter Soldaten aufmarschirt — das ist etwas. Lionel ist jünger als er und wird seine Freude daran haben.

Es scheint noch etwas loses Geld in einer Tasche zu stecken, mehr als er erwartet hat, und er tritt in den Laden und verlangt eine Schachtel Zinnsoldaten. Die beiden hübschen Mädchen, an die er sich wendet, fangen an zu kichern und stoßen sich an — sie finden es wohl komisch, daß solch großer Mensch noch mit Soldaten spielen will — als ob sie nicht recht gut sehen könnten, daß er die Dinger nicht für sich braucht. Dann geht er weiter, zufrieden über seinen Einfall. Nun werden sie doch sehen, daß er nicht so schlecht ist. Er hat lange nicht solche Sehnsucht empfunden, daß Jemand Gutes von ihm denken möchte. Immer weiter geht er, fast wie ein Nachtwandler, bis ein paar Töne an sein Ohr dringen und er still steht, um zu lauschen:

Und hoch im Christbaum hängt
Die Harfe und die Krone,
Die dir und mir geschenkt,
Daß Jedem sie heut' lohne.

Ein alter Mann hat die Strophe mit näselnder Stimme zu seiner Drehorgel gesungen, und mechanisch wiederholt Wilfred sie, obgleich sie ihm selbst nicht sonderlich zusagt, aber sie erinnert ihn an die Weihnachtsfeier bei den Nachbarn. Ethel Gordon hatte ihn so flehentlich gebeten zu kommen, aber er schlug es ihr mürrisch ab. Wie häßlich von ihm, sie so zu behandeln! Wenn sie ihn noch einmal auffordern sollte, wird er schwerlich nein sagen, obgleich ihm Gesellschaften sonst schrecklich sind.

Ethel ist so gut; sie denkt auch nicht, wie alle Leute, daß er zu nichts zu brauchen ist. Vielleicht thut sie auch nur so, aber das kann er sich eigentlich kaum vorstellen, wenn er bedenkt, wie geduldig und freundlich sie immer seine schlechte Laune und Heftigkeit erträgt und sich oft Mühe giebt ihn aufzuheitern. Nicht viele so hübsche Mädchen wie Ethel würden das immer wieder thun. Dabei ist er gerade in der letzten Zeit besonders unfreundlich gegen sie gewesen — vielleicht aus Eifersucht, weil sie so nett gegen Lionel war? Er schämt sich, daß das der Grund gewesen sein kann und nimmt sich vor, auch Ethel um Verzeihung zu bitten. Ob er ihr nicht auch einen Gefallen thun könnte? Ja richtig! Vor einiger Zeit hatte sie ihn gebeten etwas für sie zu zeichnen, aber er hatte ihr ziemlich unhöflich erwidert, er habe genug zu thun, ohne noch Spielereien zu treiben. Er wird zur Ueberraschung für sie etwas malen, gleich heute Abend. (Er haßt die Zeichenstunde in der Schule, obgleich er Talent hat und malt lieber nach eigener Phantasie). Aber was? Darüber denkt er eifrig nach, bis ihm etwas einfällt — eine Schlacht mit verwundeten Soldaten würde sehr schön werden, aber wohl nicht gerade passend für ein Mädchen. Nein, er weiß etwas Besseres: ein Piratenschiff wird er machen mit Masten und Segeln und der ganzen Bemannung auf Deck aufmarschirt mit Dolchen und rothen Mützen. Der Kapitän späht durch sein Fernglas über das Meer nach einem Kauffahrer. Rechts sieht man ein Stück von der Räuberinsel, auf der eine schwarze Flagge mit einem Todtenkopf darauf weht — den könnte er so schön mit chinesischer Tusche und Elfenbeinweiß herausbringen — und wenn noch Platz ist, soll eine Kanone auf das Bild kommen, vielleicht auch Palmen. Auf Piraten-Inseln sind immer Palmen.

Er ist so erfüllt von seinem Plane, daß er gar nicht auf den Weg geachtet hat und ist ganz überrascht, schon fast zu Haus zu sein. Dort drüben ist die Destillation mit den bunten Flaschen im Fenster und gegenüber der Gemüsekeller. Ihm däucht, vor Kurzem hätte da noch ein Barbier gewohnt.

Noch einmal geht es um die Ecke, und er steht vor einem kleinen altmodischen Häuschen aus Ziegelsteinen. Hier ist er zu Hause. Er öffnet das halb verrostete eiserne Gitter, an dem sonst eine Lampe zu hängen pflegt, und geht schnell an die Hausthür, um endlich aus der Kälte und Finsterniß zu kommen. Wie sonderbar! Die Klingel scheint entzwei zu sein, denn sie schlägt nur schwach an, so heftig er auch zieht. Er wartet ein paar Minuten, dann klingelt er wieder, diesmal noch stärker, aber Niemand kommt. Was wohl der Betty einfällt, ihn hier draußen in der Nässe und Kälte stehen zu lassen! Er wird sie tüchtig ausschelten, wenn sie endlich kommt. Jetzt . . . nein, doch nicht. Vielleicht ist sie auch fortgegangen und die Köchin oben, wo sie nichts hören kann. Mutter ist am Ende am Kamin eingeschlafen, wie es jetzt manchmal vorkommt. Er verliert völlig die Geduld und sucht nach dem Thürklopfer. Wie er den auch nicht findet, schlägt er mit den Fäusten gegen die Thür, immer lauter — sie müssen es doch endlich hören — bis er durch eine rauhe Stimme hinter sich unterbrochen wird.

„Hollah! was haben Sie denn da zu thun?" fragt ein Polizeibeamter, der bei dem merkwürdigen Gebahren stehen geblieben ist.

„Nun, ich will in das Haus hinein und kein Mensch hört mich. Können Sie mir nicht helfen?"

Der Polizist kommt langsam näher: „Ist das alles? Ich denke, Sie kehren besser um und gehen weiter."

Ein eigenthümliches Gefühl von Angst, er weiß selbst nicht wovor, kommt über Rolleston.

„Weitergehen soll ich? Aber warum denn? Ich bin doch hier zu Hause, sehen Sie denn das nicht?"

„Dummes Zeug!" sagt der Andere. „Machen Sie, daß Sie fortkommen, ehe die Leute stehen bleiben."

„Was gehen die mich an?"

„So viel, daß ich Ihnen Beine machen werde, wenn Sie jetzt nicht gehen."

„Aber was wollen Sie eigentlich?" fragt Rolleston. „Ich wohne hier; ich komme eben aus der Schule und kann nicht hinein."

„Eine schöne Schule, aus der Sie kommen!" lacht der Mann. „Jetzt vorwärts, oder — — —"

Rolleston's Angst wird immer größer, während er dasteht, und wild schlägt er noch einmal auf die Thür, die ihn ausschließt von Heimath und Liebe. Es ist kalt und Dunkel und er ist so hungrig nach seinem weiten Weg — warum lassen sie ihn nicht ein?

„Mutter!" ruft er voller Verzweiflung. „Hör' mich doch! ich bin es, Wilfried."

Da faßt ihn der Constabler bei den Schultern. „Jetzt ist's genug, wir gehen. Sie sind nicht so ganz bei sich. Ich will Ihnen nichts thun, so lange Sie mich nicht zwingen; also gehen Sie ruhig Ihres Weges, obschon ich wissen möchte, wo Sie zu Hause sind."

„Hier! ich sage es Ihnen ja," schreit Wilfried.

„Und ich sage Ihnen, das ist ein Unsinn, der mir jetzt über ist. Kein Mensch wohnt hier oder hat je hier gewohnt, so lange wie ich den Bezirk habe."

Jetzt sieht sich Rolleston zum ersten Male um. Der Platz mit den Häusern sieht gerade so aus wie immer an einem nebligen Winterabend; nur das eine Haus, das seine, ist so anders. Alle Läden sind geschlossen; an der Thür fehlt der Klopfer und ein paar Fensterscheiben sind zerbrochen — das war doch alles nicht, als er heute Morgen fortging. Was soll das bedeuten? Ist irgend ein schreckliches Unglück in der kurzen Zeit geschehen? Das ist doch kaum denkbar. Er will sich nicht unnütz ängstigen.

„Nun? ist es gefällig?" fragt der Polizist nach einer Pause.

Rolleston stemmt sich mit dem Rücken gegen die Thür und klammert sich an den Angeln fest: „Nein!" ruft er. „Das ist nicht wahr, was Sie sagen, das glaube ich nicht. Sie sind Alle drin, sage ich Ihnen! Da drin! — — Alle! Alle!" Eine Sekunde später fühlt er sich von der kräftigen Hand des Constablers gepackt und ein Ende mit fortgeschleift, bis 'an das Gitter, von wo aus plötzlich eine sanfte Frauenstimme für ihn bittet.

„Was ist geschehen? O lassen Sie doch den armen Menschen los!" tönt es mitleidig herüber.

„Ich thue nur meine Pflicht, Madame!" sagte der Polizist. „Er hätte sonst einen Auflauf verursacht."

„Nein!" schreit Wilfred, „er lügt. Nach Haus will ich und kein Mensch hört mich, oder glauben Sie, daß etwas geschehen ist?"

Es ist eine Dame, die für ihn gebeten hat. Wie er sich frei macht von dem Griff des Constablers und vorwärts kommt, blickt sie ihm in's Gesicht und wankt beinahe. „Wilfred!" ruft sie.

„Was? Sie wissen, wie ich heiße?" wundert er sich. „Dann können Sie ja dem Mann hier sagen, daß ich Recht habe. Woher kenne ich Sie denn? Sie sprechen ähnlich wie — wie Ethel?"

„Ja," erwidert sie leise und zitternd: „ich bin Ethel."

Einen Augenblick ist Wilfred ganz still, dann sagt er langsam: „Du bist nicht, wie Du früher warst — es ist Alles anders — Alles! Alles! und — o mein Gott! was bin ich?" Langsam beginnt die Wirklichkeit in ihm zu dämmern, bis sie zuletzt den ganzen Traum hinweggescheucht hat. Er weiß plötzlich, daß seine Jugendzeit mit den wenigen Augenblicken von Glück, die sie je hatte, für immer vorüber ist. Er hat an eine Thür geklopft, die sich nie wieder für ihn öffnen wird, und die Mutter, an deren Seite er den Abend verbringen wollte, schlummert schon seit Jahren auf dem Kirchof. In Gedanken durchwandert er sein Leben bis zur Gegenwart, wie er aus einem verstockten, mürrischen Knaben sich in etwas immer Schlimmeres verwandelt hat, bis er allmählich geworden ist, was er jetzt ist — ein lüderlicher, gefallener und verlorener Mensch.

Im ersten Augenblick steht er wie vernichtet. Dann wirft ihn der Gedanke, so von derjenigen gefunden zu werden, der die einzige reine Liebe seines Lebens gehörte, völlig zu Boden. Er lehnt das Haupt an das eiserne Gitter und ein Schluchzen, schrecklich in seinem Jammer und seiner Verlassenheit, dringt aus seiner Brust. Selbst der Polizist steht still und erschrocken da bei diesem Trauerspiel des menschlichen Lebens.

„Sie können jetzt gehen," sagt die Dame zu ihm, indem sie ihm etwas in die Hand drückt. „Sie sehen, ich kenne diesen — diesen Herrn. Er wird Ihnen keine Ungelegenheiten weiter machen." Und der Mann geht, aber ab und zu wirft er einen Blick auf die einsame Ecke, wo sich eben diese Scene abgespielt hat.

Noch ist er nicht lange fort, da richtet sich Rolleston mit einem rauhen Lachen auf. Er ist jetzt ganz verändert. Er ist nicht länger in Gedanken der Knabe, sondern spricht, wie man es seinem Aeußern nach erwarten würde. „Jetzt weiß ich Alles," sagt er. „Sie sind Ethel Gordon, ja natürlich, und Sie wollten nichts mehr mit mir zu thun haben — worin Sie auch ganz Recht hatten — und dann haben Sie meinen Bruder Lionel geheirathet. Sie sehen, ich bin wieder ganz klar. Also Sie hatten gehört, wie ich gegen die Thür polterte und kamen deshalb herbei? Können Sie glauben, daß ich mir einbildete, ich sei noch ein Schuljunge und käme nach Hause, um — bah! wen geht das 'was an! Jetzt ist Alles gleich. Aber eine sonderbare Idee, was? Der Branntwein spielt mir manchmal böse Streiche. Ich muß mich schön zum Narren gemacht haben!"

Sie antwortet nicht und er vergräbt die Hände tief in den zerlumpten Taschen. „Hoho! was steckt denn hier?" als er auf einen Gegenstand stößt, der, wie er ihn herausnimmt, sich als die Schachtel Soldaten zeigt, die er vor einer halben Stunde gekauft hat. Mit einem harten Lachen, von Verzweiflung durchtönt, hält er sie empor: „Sehen Sie hier? Sie werden lachen, wenn ich Ihnen sage, was es vorstellt — ein Geschenk, das ich eben kaufte für — — für Ihren lieben Mann. Ich muß doch in einer netten Verfassung gewesen sein! Soll ich es Ihnen mitgeben? Lieber nicht! er mag inzwischen für so etwas zu groß geworden sein. So, da liegt es gut!" und er wirft die Schachtel über das Gitter,

Digitized by Google

wo sie auf das Pflaster niederfällt, daß das zerbrochene Glas auf den Steinen klirt. „Und nun guten Abend!“ mit ironischer Höflichkeit zieht er den Hut und will gehen.

Sie will ihn zurückhalten: „Nein, Wilfred! nein! nicht so. Wir wohnen noch hier, Lionel und ich, in demselben alten Heim wie früher!“ — sie zeigt auf das Nachbarhaus. „Er muß sehr bald kommen. Willst — willst Du nicht mit mir gehen und ihn erwarten?“ Aber ein unwillkürlicher Schauder überläuft sie bei dem Gedanken an diesen Gast.

„Und mich in seine Arme werfen? Wie er sich wohl freuen würde. Ich bin gerade ein Bruder, wie ein angesehener junger Rechtsanwalt ihn sich wünschen würde. Sie meinen, es wäre ihm wirklich lieb? Nein, nein, Ethel! Laß nur gut sein und erschrick nicht: Ich werde niemals seinen Weg kreuzen, ich verspreche es Dir. Ich will auch Dich gleich von meiner Gegenwart befreien.“

„Sprich nicht so!“ sagte sie, aber unbewußt athmet sie auf: „Sage, gibt es nichts, was wir für Dich thun können — ist Dir gar nicht zu helfen?“

„Nein, nichts!“ antwortet er düster. „Ein Mitleid will ich nicht. Glaubst Du, ich sehe Dir's nicht an, daß Du mich kaum mit der Feuerzange anfassen möchtest? Jetzt ist doch alles zu spät und am Besten, ich bleibe, wie ich bin. Ich verlange nichts weiter, als daß Du mich meiner Wege gehen läßt, meinetwegen dem Bösen in die Arme. Leb wohl. Es ist Weihnachtabend heut'? Das wenigstens werde ich doch nicht geträumt haben? Ich wünsche Dir und Lionel ein ebenso fröhliches Fest, wie ich es mir zu bereiten gedenke. Mehr kann ich nicht sagen.“

Er hat sich langsam umgedreht bei seinen letzten Worten und geht die Gasse hinunter, die er gekommen ist. Ethel Rollston steht noch eine Weile und schaut ihm nach, wie er allmählich im Nebel verschwindet. Ihr ist, als hätte sie seinen Geist gesehen, und nie mehr seit dieser Stunde wird sie auf die verschlossene Thür des Nachbarhauses blicken können, ohne auf seiner Schwelle eine verlassene und heimathlose Gestalt stehen zu sehen, die Einlaß begehrt. Und der Mann wandert auf seinem Wege weiter, bis er am Ende eine Thür findet, welche — leider! — nicht vor ihm verschlossen bleibt.

Aus der Hauptstadt.

Aus den Tagen der Kugelfestigkeit.

Ich ennuyire meine Leser nicht gern, wenigstens nicht absichtlich und planvoll. Ich will nicht in den Ruf eines Mannes kommen, dem wie Oscar Blumenthal nichts mehr einfällt und der deshalb immer wieder denselben Witz macht, immer wieder denselben Stoff verarbeitet. Ich habe darum wochenlang vom Militarismus und von der Militärvorlage geschwiegen. Mit gerichener Schlauheit überließ ich, allen hinterlistigen Anzapfungen trotzend, die bis zur Seekrankheit langweilige Erörterung dieser Fragen den privilegirten Leitartikel-Windmachern, und es war mir klar, daß wenigstens diesmal mein Geschmack mit dem des verehrlichen friedliebenden Bürgers genau übereinstimmte. Wär' ich Eugen Richter und wie er auf Abonnentenfang für die „Freisinnige“ erpicht gewesen, ich hätte meinen Opfern „absolutes Stillschweigen über alle Militärfragen im kommenden Quartal“ versprochen und so den Leserkreis dieses vornehmen Organs verdoppelt. Mein Interesse wandte sich völlig von der Heeresreform ab; ich that, als gingen mich die 60,000 neuen Rekruten und die dankbaren Zustimmungadressen bräutigamloser Köchinnen nichts an, als gäbe es keine Soldatenmißhandlungen von empörender Gemeinheit und keine bankrotte Dilettantenpolitik im deutschen Reich. Ich zerbrach mir nicht den Kopf darüber, ob die eine Stimme Majorität, mit der Erlaucht Caprivi zufrieden sein will, im pechrabenschwarzen Kaplangewande oder im bunten Waffenrock eines freisinnigen Majors a. D. daherkommen würde; ich ließ des Krieges Stürme schweigen, aus Schonung für Dich, o Leser, der mich auf meinen Wochenwanderungen getreulich begleitet. Und als der Reichstag, des Blinde-Kuh-Spiels müde, sich vertagt hatte, als die wieder beruhigten Rekrutenmütter an den Feiertag-Kuchen dachten und die in der Journalistik von jeher beliebten Osterglocken zu klingen begannen, da schien Mars allseitig von der Tagesordnung abgesetzt. Es hat nicht sollen sein. Ein Schneider kam dazwischen, gerade um die Vierteljahrswende, wo man ohnehin schon von seinem Schneider aufs Ungebührlichste belästigt wird und gar nicht vertröstende Redensarten genug zu ersinnen vermag. An allen Stammtischen schlug plötzlich die lang darniedergehaltene Flamme wieder hoch empor; das Heer stand wieder im Mittelpunkt der Diskussion, und von Hanf mit Drahtgeflechten, von Panzern aus Sand, Cement und anderem Baumaterial ging begeisterte Rede bis Mitternacht. Es wurden Uniformen aus Backstein vorgeschlagen; jeder Krieger sollte seinen zehnpfündigen Sandsack mit sich führen, der ihm Nachts als Bettdecke, Tags aber als Harnisch diente. Ganz und gar blieb ihm überlassen, wie er neben dem Tournistergepäck auch noch die neue Last transportiren wollte; auf eine Soldatenmißhandlung mehr oder weniger kommt es heutzutage ja nicht mehr an . . . Jedes Abendblatt brachte Kunde von neuen Panzerschneidern und neuen kugelhemmenden Dingen, die verachtetsten Stoffe kamen zu Rang und Ehren. Am Ende ist das Packet, das ein Schalk dem König von Italien attentäterisch in den Wagen warf, nur als Mustersendung gemeint gewesen, und sein Inhalt soll als Rohmaterial zu undurchdringlichen Halsbergen Verwendung finden . . . .

Der gewissenhafte Beobachter darf an dieser Erscheinung nicht sprachlos vorübergehen. Hat sie doch das allgemeine Interesse für militärische Angelegenheiten aufs Neue geweckt, bessert sie doch erheblich die Chancen des Regierung-Entwurfes und darf deshalb zu jenen Glücksfällen gezählt werden, an denen die Politik des Dilettantalus Polykrates chronisch leidet. Wenn er jetzt mit unerschütterlicher Festigkeit die Alternative aufstellt: entweder 60,000 neue Soldaten oder keine Panzer — werden da die durch ihn berühmt gewordenen Rekrutenmütter nicht wie ein Mann wider Rickert und Hinze aufstehen und sie zwingen, einzuschwenken gleich Unteroffizieren? Einen besseren Vorwand „zum Umfallen“ für den wackelnden Freisinn zu finden wäre nicht leicht; es muß eine Lust sein, unter solchen Verhältnissen abcommandirt zu werden.

* * *

Von zuverlässigen Interviewern wird außerdem behauptet, Schneider Dowe habe sich jahrelang als Vertrauensmann der Deutschfreisinnigen seiner Vaterstadt Mannheim bewährt; um so näher liegt es also, ihn tüchtig zu fördern und „in seinen Interessen nicht zu schädigen.“ Er könnte sich sonst veranlaßt sehen, aus der ohnehin sehr zusammengeschrumpften Partei auszuscheiden, was gerade jetzt einen verhängnißvollen Eindruck machen müßte. An Kapazitäten wie sogar an Reichstagcandidaten mangelt es ihr bedenklich; Herr Dowe aber kann in beiden Rollen mit Erfolg auftreten. Selbst wenn man die Frage nach dem Werthe seiner Erfindung unentschieden läßt, muß man ihm doch den Charakter eines Naturgenies und liebenswürdigen, bescheidenen Volksmannes zugestehen. Denn trotzdem das Geschick des Vaterlandes vom Zwinkern seiner Wimpern abhängt, thut er gar nicht dergleichen; dem niedrigsten Reporter erlaubt er, generös die ausgedehnteste Reklame für ihn zu machen und nicht einmal aufdringlichen Lügenberichten, die von Audienzen beim Kaiser und von Caprivi'schen Millionenofferten erzählen, tritt er entgegen. Seiner oft parlamentarischen Bescheidenheit und Wahrheitliebe paart sich anmuthig reichstägliche unverdrossene Arbeitslust, von der man in Abgeordnetenkreisen blaue Wunder zu erzählen weiß.

Wir in Berlin sind ja an gewaltige Arbeitkräfte gewöhnt. Wir erfreuen uns z. B. eines Mitbürgers, der gleichzeitig kaufmännischer Direktor einer großen Actiengesellschft, technischer Leiter einer Dampfsägemühle, Begründer und Vorsteher einer Genossenschaftbank und Aufsichtsrath-Mitglied von drei industriellen Riesenunternehmungen ist, nebenher aber noch Zeit behält, dem Protestantenverein als Kassirer, der Gesellschaft für ethische Cultur als Abtheilungchef, mehreren gemeinnützigen Verbänden als Schriftführer zu dienen und trotzdem den geschlagenen Tag über Unter den Linden spazieren zu gehen. Ein Anderer opfert sich den Mitmenschen als Rechtsanwalt, gemildert durch Vorsitz im Verein zur Besserung gefallener Engel. Morgens ist er unbesoldeter Stadtrath, Mittags Bezirksvorsteher, Abends fördert er die Kunst durch Besuch des Adolf Ernst-Theaters, präsidirt Volksversammlungen, spricht gegen Regierungsvorlagen, und glänzt im Vereine Waldeck. In seinen vierundzwanzig täglichen Mußestunden macht er schlechte Dramen; außerdem reibt er sich als Mitglied beider Kammern auf und ist durchaus nicht abgeneigt, seine überschüssigen Kräfte als Unterstaatssecretär zu verwenden. Aber so imponirend groß der Wirkungskreis dieser Männer auch immer ist und so prächtig sie die Wahrheit des Wortes illustriren: Süß ist der langsame Tod für's Vaterland — an Dowe reichen sie nicht heran! Ihm ist der Normalarbeit-Tag und damit die Sozialdemokratie bis auf den Tod verhaßt; staunend haben wir es vernommen, daß er Jahre hindurch rastlos Tag und Nacht arbeitete, abwechselnd Tuchhosen, erhabene Gedanken und kugelfeste Brustpanzer.

Allerdings ist Herr Dowe von Kindesbeinen auch an die fürchterlichsten Strapazen gewöhnt, was schon daraus klar hervorgeht, daß er zu den ältesten Abonnenten der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gehört. Ueber seine Jugendjahre ist sonst wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen. Er hat niemals Bismarck gratulirt und ist auch sonst völlig unbescholten. Wahrscheinlich gehört er zu den drei Schneidern, die über den Rhein zogen und die Herloßsohn besang; es wird ihm folgendes Kunststück zugeschrieben:

Der Erste, der fing einen Sonnenstrahl
Und fädelt ihn ein in die Nadel von Stahl.
Er näht ein zerbrochenes Weinglas zusamm',
Daß man die Naht nicht erkennen kann.

Damals blieb Herr Dowe mit seinen Heldenthaten noch in den Grenzen des ehrsamen Schneidergewerbes; die wachsende Bedeutung des Militarismus hat auch ihn aus der Bahn geschleudert und zu phantastischen Zielen getrieben. Wenn ein Blinder das Spektroskop, ein Bergmann den Luftballon, ein Diurnist die Trüffelpastete, ein Berliner Theaterdirector die Kunst, sein Haus ohne Freibillets zu füllen, und ein Börsenjournalist die Ehrlichkeit erfunden hätte, es wäre nicht erstaunlicher als die Dowe'sche Lösung des ungemein schwierigen Problems. Gewiß sind fast alle epochalen Erfindungen von sogenannten Nichtstudirten gemacht worden, während die Theoretiker sich bis in unsere Tage, bis auf Geheimrath Koch und seinen Nachtreter Liebreich als ewig unfruchtbar erwiesen haben; immer waren es Männer der Praxis und der allgemein bekannten schwieligen Faust, die bahnbrechend vorgingen. Aber sie blieben auch stets beim Leisten; ihre Großthaten wuchsen organisch aus dem Boden ihres Handwerks heraus. Alchymisten erfanden das Pulver, das Porzellan, den Phosphor; ein Weberjunge den mechanischen Webstuhl; ein Dampfmaschinen bedienender, spielsüchtiger Bengel die Ventilsteuerung. Daß aber Jemand, der Schniepel in Gehröcke verwandeln will, bei diesem heißen Bemühen zufällig auf die Construction kugelfester Brustharnische

Digitized by Google

kommt, das ist doch merkwürdiger noch als die Schneidergeschichte vom heiligen Rocke. Hier ist ein Wunder, glaubet nur. Und mit tiefinnerstem Behagen hat alle Tiefenbacher die Thatsache erfüllt, daß Herr Dowe zwar manchen guten Schluck, aber keine Volksschulbildung genossen hat. Man erkennt hieraus deutlich, wie weise die Caprivi-Lieber-Zedlitz'schen Bemühungen zu Anfang des vergangenen Jahres waren und wie verdummend die heutige Volksschule wirkt. Hätten wir sie nicht in der jetzigen skandalösen Ausdehnung, die jedes Naturgenie verbildet, so hätten wir auch mehr Dowe's und stünden vielleicht längst auf dem Standpunkte der allgemeinen Kugelfestigkeit.

Das ist ein Schauspiel für Götter. Mit dreisten Fanfaren kündet sich charlatanische Unwissenheit an, kommt, sieht und siegt; alles Volk wälzt sich, vom Taumel ergriffen, im Staube; Ahlwardt „macht nichts mehr" und Dowe ist die last sensation. Tausend „hochgestellte" militärische Mitarbeiter und „Autoritäten ersten Ranges" — man merkt erst bei solchen Gelegenheiten, wie viel Autoritäten es noch in Deutschland gibt — verspritzen ihre Dinte und vergeuden ihre Zeit, um einer Sache willen, von der sie so wenig wissen wie Herr Dowe selbst. Und das Tamtam-Trarah schwillt lawinenartig an, und alle Glocken fallen ein; größer noch als bei dem Koch-Rummel ist der Lärm. Denn der hatte ja nichts mit dem Militär zu thun. Nachher, wenn die Seifenblase geplatzt und der kugelsichere Stoff nur noch für die Witzblätter werthvoll ist, spottet alle Welt des Mannheimer Kleiderkünstlers, spottet ihrer selbst und weiß nicht wie . . .

Ernst und stolz steht in schöner Männlichkeit an des Jahrhunderts Neige der Mensch. Statt des Palmenzweiges schwingt er, ernst und stolz, die, leider, kugelsichere Narrenpritsche.

* * *

♂ Mannheim, 1. April, Mittags 1 Uhr. (Von unserem Spezial-Correspondenten.) Die Dowe'sche Erfindung erweist sich mit jedem Tage als werthvoller. Der kugelfeste Panzer ist auch als eleganter, faltenloser Frack und Gehrock zu tragen; beim Druck auf eine Feder verwandelt er sich in ein zweischläfriges, kugelfestes Sopha. Ich höre aus bester Quelle, daß die Regierung zur Zahlung von 5 Milliarden für die Erfindung entschlossen ist. Dowe erwartet morgen Postanweisung. — Unter den bei Dowe täglich einlaufenden 150—1 Briefen befindet sich heute einer mit dem Poststempel Friedrichsruh, worin der Erfinder beschworen wird, sein Patent unter keinen Umständen an den neuen Kurs zu verkaufen und ihn solchermaßen berühmter, geachteter und segensreicher zu machen, als es das Bismarckische Regiment war. — Herr Dowe wird auf den Straßen von der Jugend „verrückter Schneider!" genannt. Bekanntlich gelten nicht nur im Oriente, sondern überhaupt bei allen naiven Völkerschaften, zu denen auch die Mannheimer gehören, die Irren für gottgeweiht und heilig. Man ersieht hieraus, wie herzlich Mannheim seinen großen Sohn verehrt und wie es stolz auf ihn ist.

♂ Mannheim, 3. April, Mittags 2 Uhr. (Von unserem Spezial-Correspondenten.) Dowe soll in den Grafenstand erhoben werden. (Seit den Handelsverträgen geht man mit der Verleihung von Grafentiteln für jede Lappalie sehr verschwenderisch um. Anm. der Red.) Ein Angebot der Reichsregierung, die 100 Millionen für Dowe's Patent zahlen will, hat er als Bagatelle zurückgewiesen. — Gestern wurden hier 14 französische, 8 englische, 10 russische Spione verhaftet.

♂ Mannheim, 5. April, 3 Uhr Mittags. (Von unserem Spezial-Correspondenten.) Eben trifft Herr Hansemann von der Discontobank mit B. Popp und den Herren Mannesmann hier ein. Die Stadt ist beflaggt.

♂ Mannheim, 7. April, Abends 5 Uhr. (Von unserem Spezial-Correspondenten.) Herr v. Hansemann nahm am hiesigen Bahnhof ein zweistündiges Gabelfrückstück ein und reiste dann ohne Aufenthalt, ohne Herrn Dowe gesehen zu haben, nach Paris weiter. Die Entrüstung ist allgemein. Dowe hat für seine Erfindung 100,000 Mark gefordert.

♂ Mannheim, 9. April, Abends 7 Uhr. (Von unserem Spezial-Correspondenten.) Die kugelsichere Rüstung Dowe's besteht aus einer rostbraunen, eisenähnlichen Masse, macht sich als Decorationstück sehr nett und soll, wenn der Staat den Ankauf verweigert, in Massen zu Zimmerschmuckzwecken verwandt werden. Heute wurde das Jubiläum der 1000. Patentanmeldung auf kugelfeste Uniformen mit einem Dankgottesdienste feierlich begangen.

Mannheim, 11. April, Abends 9 Uhr. (W. T. B.) Dowe schneidert wieder.

Mannheim, 13. April. (W. T. B.) Dowe verkaufte heute seine kugelfeste Uniform an einen Antiquitäten-Händler für 30 Mark. Es hat sich herausgestellt, daß sie nichts als ein alter, verrosteter Ritterpanzer ist, den Dowe auf dem Boden seines Hauses fand. Da er jeder Volksschulbildung völlig entbehrt, ahnte er nicht, daß diese Apparate schon vor fast 1000 Jahren im allgemeinen Gebrauch gewesen und der Feuergewehre wegen später wieder abgeschafft worden sind. Caliban.

Malereien eines Jägers.

Wer kennt nicht Turgenjeff's köstliches „Tagebuch eines Jägers"? Diese liebevollen ursprünglichen und prunklosen Aufzeichnungen eines Mannes, der, die Flinte im Arm, Tage lang und Nächte lang im Freien umhergestreift ist und dabei mit aufgeweckten Sinnen Natur- und Menschenleben so ganz anders eingeschlürft hat als wir modernen abgehetzten, athemlosen Großstadtmenschen mit dem verfeinerten aber leider höchst eigensinnigen Nervensystem! Wie da draußen im Walde, wenn man, ausgestreckt am Stamme einer über uns flüsternden Buche, seine müden Glieder ausruht und hier und da mit gutmüthiger Hand dem treuen Jagdhund über den welligen Pelz fährt, während nahebei Meister Specht klopft und vielleicht aus fernster Ferne der abgedämpfte Pfiff einer Locomotive das gewaltige Leben verräth, dem wir glücklich entflohen sind — wie da die schwirrende Vielgestaltigkeit des irdischen Treibens sich in wenige große Laute auflöst, die sich klar und einfach gruppiren und doch die ganze ungeheure Modulationsfähigkeit des Lebens-Orchesters in sich begreifen! Von dieser göttlichen inneren Stille und Gelassenheit etwas festhalten zu können, von dieser Gewappnetheit sich ein Stahlhemd zurechtzuwirken für drangvolle Stunden, das ist dann unser sehnlichster Wunsch, und wir meinen uns verachten und schelten zu müssen, weil wir nicht immer mit so reinen Augen Einschau und Umschau zu halten vermögen. Die Lebenswelle kommt mit ihrem Schlamm und ihrer Sturzkraft und spült den Weihegehalt unserer köstlichsten Einsamkeiten gleichmüthig hinweg. Dann greifen wir aus mit unseren Händen, um wenigstens einen Nachklang, ein Erinnerungsblatt zu behalten, und wir sind dem Künstler dankbar, der durch seine schöpferische Kraft es vermocht hat, einer ähnlichen Stunde Niederschlag vor der nimmer rastenden Zerstörung zu retten.

Diese Empfindung habe ich Turgenjeff's genanntem Werke gegenüber gehabt, sie ist mir wiedergekommen vor den Bildern von Bruno Andreas Liljefors.

Wer ist Liljefors? Ein etwa dreiunddreißigjähriger Schwede, Sohn eines Pulverhändlers aus Upsala. Ein malerischer Studiengenosse von Anders Zorn, mit dem er eines Tages zusammen nach Paris gewandert ist, um sich die moderne Technik der Franzosen anzueignen. Dann aber ein Heimgekehrter, der sich mit seinem jungen Weibe auf dem abgelegenen Forstplatz Quambo einfriedigte, möglichst fern von den Segnungen der Civilisation, und in tagelangen Streifzügen als Jäger und Maler der Natur auf dem Halse lag. Schließlich einer der charaktervollsten modernen Maler, der 1889 auf der Weltausstellung in Paris „entdeckt" wurde, im vorigen Sommer in München die erste Medaille errang und sich jetzt im „Salon Gurlitt" auch dem Berliner Publikum vorstellt.

Liljefors ist nicht das was man einen „interessanten" Künstler nennt. Dafür ist er viel zu sehr Naturmensch. Dennoch fühlte ich, je länger ich seine Bilder betrachtete und je öfter ich von einem zum anderen schweifend, die eben empfangenen Eindrücke in mich hineinvertiefte, eine wachsende Unruhe. Es war als ob das große Räthselauge der Natur aus diesen anspruchslosen Malereien mir in's Antlitz schaute. Ich sah nur Wälder, Thiere und Jäger, jedes in seiner gewöhnlichen Existenz, schlicht und alltäglich, ohne irgend welchen vom Maler hineingetragenen Tiefsinn. Aber gerade darum fiel es mir als etwas unendlich Merkwürdiges auf die Seele, daß ich mich in einem Salon der Leipziger Straße befand, gegenüber dem Reichstagsgebäude und innerhalb einer Wirklichkeit, die der anderen Wirklichkeit da vor mir geradezu hohnlachend in's Gesicht schlug. Und da hatte es mich gefaßt, jenes Schmerz- und Sehnsuchts-, ja Schamgefühl, von dem ich Eingangs sprach, und das nur ganz reine und hohe Kunstwerke in uns zu erwecken vermögen.

Ein Maler, mit dem ich heiß und anhaltend über Liljefors stritt, tadelte seine Technik. Sie sei grob und roh und würde in Paris nimmermehr Geltung behalten. Sie lasse die Oelfarbe nicht vergessen, mit der sie gemalt sei. Sie sei arm an Ausdrucksmitteln und oft in Einzelheiten unzulänglich. Sie überrage das, was die anderen in ihren Schulskizzen hundertfach versucht hätten, nur durch die Größe der untergelegten Leinewand. So zeige sich keine ausgesprochene Persönlichkeit darin, keine originale Empfindungsweise.

Die Ansicht dieses Mannes ist mir nicht unwichtig, obgleich ich sie nicht im allermindesten theile. Sie zeigt mir aber, wie sehr sich unsere Maler daran gewöhnt haben, von einem modernen Bilde, das sie bewundern sollen, in erster Linie technische Kniffe und Wunderlichkeiten zu verlangen, und wie bedenklich sie damit auf dem Holzwege sind. Liljefors' Technik hat nichts Ausgeklügeltes, aber wahrlich auch nichts Stümperhaftes. Sie ist ebenso naturwüchsig, selbstverständlich und naiv wie der Inhalt dieser Bilder, und wie der Maler selbst, der sie geschaffen hat. Die Persönlichkeitsmarke liegt eben in nichts anderem als in der unbedingten und völlig tendenzlosen Hingabe an die Sache. Man muthe das einmal einem unserer geistvollen Witzbolde zu, und man wird gleich sehen, wie schwer es ist. Und eben darin steckt auch die Empfindung des Künstlers, die viel zu tief und quellrein ist, um sich in prahlerischen Gebärden zu verrathen.

Die Liljefors'schen Thierbilder scheinen ohne allen künstlerischen Ehrgeiz gemalt zu sein, rein aus der Liebe und Freude des Naturmenschen heraus. Darin beruht ihre Stärke. Daher haben sie den eigenthümlich warmen Lebenston, die eindringliche Glaubhaftigkeit. Es ist, als ob Liljefors im Besitz eines Geheimmittels wäre, um sich den Thieren des Waldes, insbesondere den Vögeln, unbemerkt zu nähern, ihre Seele und ihr intimstes Leben zu belauschen. Denn all' diese Thiere wissen nichts von der Nähe des Menschen. Sie sind harmlos und furchtlos, in ihrer Haustoilette. Man sehe die große Auerhenne, die im leicht herbstlich angeglühten Laube so ernsthaft, fast ehrbar dasitzt. Sie ist von einem Manne gemacht, der für das Lebensgefühl eines solchen Thieres eine Empfindung hat, der gleichsam dessen Blut klopfen hört. Und deshalb wandelt Einen vor einem solchen Bilde, wie vor allem Lebendigen, ein Schauergefühl an. Denn das Lebendige ist das Heilige, weil ewig Un-

Digitized by Google

begreifliche. So, voller Leben, ist die einsame Waldschnepfe, die geraden Fluges die Luft durchschneidet, während nach hinten zu der Tannenwald in dunkles Blau versinkt. So sind die Birkhühner, die auf bereiften Zweigen sitzen, hier und da halb versteckt, und hinter denen der Himmel, vom Zartgrünen in's Sattblaue verlaufend, lauschend hervorguckt. So sind die köstlichen kleinen Dompfaffen, die mit ihren rothen Brüsten munter im Schnee plustern, die mit den Flügeln schlagen und den Beinen kratzen, und deren Stimmen man durcheinandergellen zu hören glaubt.

Aber auch hier trifft in's Leben der Tod. Ein Habicht stößt nieder und hält in seinen Fängen ein zappelndes Rebhuhn. Erschreckt fliegen die anderen, wirren Flügelschlages (den der Maler höchst eigenartig wiederzugeben versucht hat), davon. Hinter ihnen des Räubers gierig-zorniger Blick. Oder das bewunderungswürdige Bild des Fuchses im Winterschnee, der einen erbeuteten Hasen beim Genick gefaßt hält und damit vergnüglich seiner Höhle zutrabt. Hier ist auch das Kleinste vortrefflich beobachtet. Man sehe nur wie der Hase seine Läufe von sich streckt, in jener starr-barocken Art, durch die der Tod das Leben zu verhöhnen scheint. Und dazu dieser herrlich klare Wintertag, dieses Leuchten des Schnees, der über die Wegabhänge hoch und endlos ausgebreitet liegt und nur spärlich schwarzes Gestrüpp durchragen läßt. Und zu diesem schimmernden Weiß dann der bescheidene Contrast des weißgelben Hasen, mit den rosig durchsichtigen Ohrenspitzen, und dagegen um Schnauze und Hinterläufe des Fuchses ein schattiges Traubenblau . . . . .

Den armen Hasen geht's überhaupt schlecht. Kaum, daß wir einmal einen allein für sich durch den Schnee laufen sehen, so hat er auch schon jenen eigenthümlich verängstigten Ausdruck, der überall Gefahr wittert. Auf einem anderen Bilde ist denn auch bereits einer niedergeknallt. Der Jäger kniet in der lachenden Landschaft und scheint nach der Kugel zu suchen. Vor ihm seine beiden Hunde, der eine stehend, der andere sitzend. Es ist ihnen geboten, sich ruhig zu verhalten. Die zuckenden Schwänze aber verrathen die innere Ungeduld. Und auch den Fuchs ereilt sein Schicksal. Dort drüben sehen wir den alten Fuchsjäger bei Sonnenuntergang heimtrotten. Meister Reinecke hängt an seiner Seite, mausetodt geschossen. Teckel, der ihn aus dem Bau gejagt hat, trabt müde und selbstzufrieden nebenher. Hinten der Horizont steht in rothen und gelben Flammen. Zögernd senken sich Schatten über die Schneefläche. In dem eigenthümlichen Widerspiel des Lichtes, das dadurch entsteht, sehen wir die Gestalten des Jägers und des Hundes auf uns zukommen. Schon wollen die Umrisse zerfließen, die Farbentöne ineinander vergleiten. Aber noch hält sie die letzte Kraft des Tages gebannt. Groß und leibhaftig heben sich die Figuren vor dem Beschauer.

Dies mag eine Vorstellung von der Wucht des animalischen Lebens geben, die auf den weitaus meisten Liljefors'schen Bildern herrscht. Auf anderen überwiegt das landschaftliche Element, wie auf jenem Bild aus dem Leben der Wildschwäne, wo wir unten die Vögel theils zwischen gelben Binsen, theils auf grauem leicht gekräuselten Wasser schwimmen sehen, während ein anderer, streckhalsig und mit nach hinten rudernden Flügeln, vor dem dicht geballten Wolkenhimmel einherfliegt. Dann schließlich Landschaften schlechtweg, ohne Thier- und Menschenstaffage. Meist verborgene Waldwinkel moosig und mit hohen Bäumen. Oder ein Stück leicht gewelltes Flachland und hinten den Wald, wie eine schwarze dicke Riesenschlange, darüber das Farbenspiel der enteilenden Sonne.

So ist denn also wieder einmal ein Nordländer als neuer Kunstheld unter uns erschienen. Aber es ist diesmal kein Prediger und kein Prophet und überhaupt kein Mann der Theorie, wie sie der zum Grübeln verführende kalte Norden zu gebären liebt. Sondern es ist schlechtweg ein helläugiger sinnenfrischer Mensch, der sich selbst und sein unverbrauchtes Temperament zum Einsatz bringt. Seine geistige Sensibilität zwar ist nicht aufs feinste ausgebildet. Er hat etwas Unnüancirtes, Derb-Ehrliches an sich. Aber mag eine aristokratische Natur, wie der hochbegabte Prinz Eugen von Schweden, ihn an Feinheit der Reizempfänglichkeit und an Zartheit der malerischen Wiedergabe auch übertreffen, Liljefors hat jedenfalls das eine für sich, worin er Niemandem weicht: seine volksthümlich naive gesunde Kraft.

Franz Servaes.

Notizen.

Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt von Ludwig Geiger. (Berlin, Gebr. Paetel). Nach seiner Vollendung kommen wir auf dieses grundlegende Werk, dessen erste Hälfte bis zum Tode des alten Fritz reicht, eingehend zurück und bemerken für heute bloß, daß Geiger die oft verspottete Zeit der „Aufklärung" warm in Schutz nimmt, doch die Entstehung des specifisch berlinischen Geistes noch nicht darlegt. Besonders interessant ist das Kapitel von den Berliner Zeitungen und Zeitschriften, die, durch eine gestrenge Censur Friedrich Wilhelm I. geknebelt, erst unter dem jungen König aufblühen konnten. Auf seine Veranlassung kamen neu heraus die nachmalige Spenersche Zeitung und das französische „Journal de Berlin". Er hob die Censur auf, weil „Gazetten, wenn sie interessant werden sollten, nicht genirt werden müßten", doch wurde in Kriegszeiten den Journalisten stark auf die Finger geschaut und „mit Einsperrung in die Festung Spandau, Hausvogtei, Kalandshof und Arbeitshaus ohne lange Formalität gedroht. Bekannt ist, daß er zwei Redacteure der Gazette de Cologne und der Erlanger Zeitung prügeln ließ. Ueber die Schmähung seiner eigenen Person setzte sich der junge König philosophisch hinweg; als man ihn von dem Erscheinen einer französischen Schmähschrift benachrichtigte, schrieb er 1753: „Jeder der einen Staat regiert hat, sei es als Minister, als General oder als König, hat Stichelein zu ertragen gehabt; es wäre mir daher unangenehm, wenn ich der Einzige sein sollte, dem dieses Schicksal erspart bliebe . . . Ich müßte eitler sein als ich bin, um mich über derartigen Schmutz zu ärgern, mit dem jeder auf der Straße beschmutzt werden kann, und ich müßte ein schlechterer Philosoph sein, als ich es bin, wenn ich mich für vollkommen und über die Kritiken erhaben halten wollte." Freilich veränderte sich im Laufe der Jahrzehnte seine Ansicht über die Censur; denn er schrieb 1772 an d'Alembert: „Wegen der Preßfreiheit und der Spottschriften, die eine unvermeidliche Folge davon sind, gestehe ich, soviel ich Menschen kenne, mit denen ich mich ziemlich lange beschäftigt habe, fest überzeugt zu sein, daß abhaltende Zwangsmittel erforderlich sind, weil die Freiheit stets mißbraucht wird; also daß man die Bücher zwar einer nicht strengen, aber doch hinreichenden Prüfung unterwerfen muß, um alles zu unterdrücken, was die allgemeine Sicherheit und das Wohl der Gesellschaft gefährdet, welche die Verspottung nicht verträgt." Lessing zog sich verbittert nach Braunschweig zurück und schrieb in tiefster Verstimmung: „Sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reduzirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottisen zu Markte zu bringen als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es doch einmal Einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sclavischste Land von Europa ist!" — Ein hartes, aber gerechtes Urtheil, das hinlänglich erklärt, warum die Berliner Journale unter Friedrich nicht zur Blüthe kommen wollten, und weshalb das Unterfangen der Wilhelm Scherer, Erich Schmidt u. A., in der deutschen Literaturgeschichte ein Zeitalter Friedrichs des Großen zu construiren, eine byzantinische Frivolität ist, vor welcher schon Lessing's Andenken bewahren sollte.

Albert Giraud's Pierrot lunaire von Otto Erich Hartleben. (Berlin, Verlag deutscher Phantasten.) Hartleben hat sich ehrlich Mühe gegeben, die halb genialen, halb blödsinnigen Verse des Pariser Symbolisten in Geist und Duft treu wiederzugeben, und es ist ihm zum Theil gelungen. Zwar hat er darauf verzichtet, uns seine Nachdichtung der tändelnden dreizehnzeiligen Rondels in gereimter Form zu bieten, wodurch die Sache natürlich viel einfacher wird, auch geht bei der Uebertragung der vocalische Klang verloren, auf den es dem Symbolisten in erster Linie ankommt. Als Probe dieser philisterfeindlichen, originellen Dichtungen mag das folgende Rondel gelten:

Heilge Kreuze sind die Verse,
Dran die Dichter stumm verbluten,
Blindgeschlagen von der Geier
Flatterndem Gespensterschwarme.
In den Leibern schwelgten Schwerter,
Prunkend in des Blutes Scharlach!
Heilge Kreuze sind die Verse,
Dran die Dichter still verbluten.
Todt das Haupt — erstarrt die Locken —
Fern, verweht der Lärm des Pöbels.
Langsam sinkt die Sonne nieder,
Eine rothe Königskrone. —
Heilge Kreuze sind die Verse! —

Akbar. Roman von van Limburg-Brouwer. (Leipzig, Karl Reißner.) Ein historischer Roman aus einer sehr entlegenen Welt. Der Held ist Akbar der Große, ein hindostanischer Großmogul, unter dessen Regierung Indien im sechzehnten Jahrhundert zu hoher Blüthe gedieh. Der holländische Romandichter hat es verstanden, uns für dies mittelalterliche Indien zu erwärmen, das er mit glühenden Farben und offenbarer Liebe schildert. Auch die Handlung ist interessant, das Hofleben anschaulich gestaltet, die Liebesgeschichte zart und duftig, nur die philosophischen Gespräche dürften etwas weniger lang gerathen sein, doch ist bei Breite ein Erbfehler aller holländischen Romane. Die Uebersetzung von L. Schneider liest sich wie ein Original.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =
in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text. | 272 Hefte zu je 50 Pf. | 17 Bände zu je 8 Mk. | 17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk. | 152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien:

Die Physiologie des Schönen

von

Paul Mantegazza.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

I. Theil. **Epikur.** 2 M., eleg. geb. 3 M.

II. Theil. **Wörterbuch des Schönen.** Ein starker Band. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Epikur bringt uns das **eigentliche Glaubensbekenntniß des berühmten Verfassers.** Im zweiten Theil finden wir dieselbe Vereinigung eines warmen Idealismus mit gründlicher wissenschaftlicher Erkenntniß, die für Mantegazza charakteristisch ist. Er bemüht sich aufs neue das Wesen der Schönheit zu ergründen und stimmt vorzugsweise den Ansichten deutscher Aesthetiker bei.

Romane von Theophil Zolling.

Der Klatsch.
Ein Roman aus der Gesellschaft.
2 Theile in einem Bande.
Vierte Auflage.
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

Frau Minne.
Ein Künstler-Roman.
2 Theile in einem Bande.
Dritte Auflage.
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—

Coulissengeister.
Ein Theater-Roman.
2 Theile in einem Bande.
Dritte Auflage.
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

☞ **In allen größeren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung durch den Verlag H. Haessel in Leipzig.**

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Soeben erscheint:

Berenice.

Historischer Roman
aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems
von

Heinrich Wollrat Schumacher.

In 8°. (514 S.) br. ℳ 6.— eleg. geb. ℳ 7.—

Zum ersten Male wird hier der dichterische Versuch gemacht, die Rolle des jüdischen Volkes in dem weiten Rahmen der allgemeinen Weltgeschichte erscheinen zu lassen und nicht nur die mannigfachen Wirkungen und Einflüsse zu schildern, welche von fremder Hand auf die Gestaltung jüdischer Verhältnisse ausgeübt worden sind, sondern auch und nicht zum unbedeutenden Theile jene, durch welche die Ideen der großen Geister ihre sichtbaren Spuren in der Entwickelung der Allgemeinheit zurückgelassen haben.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Belletristische Novitäten

aus dem Verlage der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben erschienen:

Die Rache ist mein.
Roman von
Ottomar Beta.
Preis geheftet ℳ 3.—; fein gebunden ℳ 4.—

Unter den Taunusbuchen.
Roman von
Adolf Brennecke.
Preis geheftet ℳ 4.—; fein gebunden ℳ 5.—

Tante Jettes Pflegesöhne.
Roman von
Alexander Römer.
2 Bde. Preis geh. ℳ 5.—; fein geb. ℳ 6.—

Felicitas.
Novelle von
R. Waldmüller
(Ed. Duboc).
Preis geheftet ℳ 3.—; fein gebunden ℳ 4.—

In neuer Auflage ist soeben erschienen:

Auch Einer.
Eine Reisebekanntschaft
von
Friedrich Theodor Vischer.
Sechste Auflage.
Mit dem Bildnis des Verfassers.
2 Bde. Preis geh. ℳ 9.—; fein geb. ℳ 11.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

In Sachen der Hypnose und Suggestion.

Ein Vademecum für Herrn Prof. Wundt
von
Dr. F. Wollny.
Preis 50 Pfg.

Hierzu eine Beilage: Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 15. April 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Frage verantwortlicher Reichsminister. Von Karl Walcker-Leipzig. — Der Nord-Ostseekanal im Weltverkehr. Von S. Werblunski. — Ganze, nicht halbe Schulreform. Von Kg. — **Literatur und Kunst:** Jung-Frankreich in der Literatur. Von Otto Krack. — Zur Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert. Von Georg Galland. — **Feuilleton:** Renn-Lene und ihr Junge. Von Adolf Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Die beleidigte Majestät. Von Caliban. — Die Berliner Bau-Unordnung. Von Cornelius Gurlitt. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die Frage verantwortlicher Reichsminister.

Von Karl Walcker-Leipzig.

Die Forderung eines collegialischen, verantwortlichen Reichsministeriums ist von Liberalen und von gemäßigten Conservativen seit Jahrzehnten wiederholt aufgestellt worden. Herr v. Bennigsen forderte z. B. im März dieses Jahres in der Militärcommission des Reichstages einen verantwortlichen Reichsfinanzminister, und die Erfüllung dieses Verlangens würde die Einsetzung anderer verantwortlicher Reichsminister mit logischer und politischer Nothwendigkeit nach sich ziehen.

Zunächst würde es sich darum handeln, die heutigen Staatssecretäre des Reiches zu Reichsministern zu erheben; aber die Entwickelung könnte, aus verwaltungstechnischen, nationalen und finanziellen Gründen, dabei nicht still stehen: schließlich würde ein Zustand herauskommen, in dem jeder Reichsminister zugleich preußischer Minister wäre, und umgekehrt; abgesehen natürlich vom preußischen Cultusminister. Eine Reichsschulcommission gibt es schon heute, trotzdem ist das Zustandekommen eines Reichsministeriums für Cultus und Unterrichtswesen nur für eine ziemlich späte Zukunft oder gar nicht zu erwarten. In allen ausländischen Großstaaten, einschließlich Italiens und der Vereinigten Staaten von Nordamerika, gibt es einen Minister, der seine ganze Arbeitskraft den auswärtigen Angelegenheiten widmet; und das Deutsche Reich, dessen auswärtige Politik besondere Schwierigkeiten darbietet, würde verkehrt handeln, wenn es von diesem consensus gentium abweichen wollte. Thatsächlich dürften die künftigen Reichskanzler immer oder fast immer Diplomaten von Fach sein; es wäre indeß schwerlich zweckmäßig, eine solche Bestimmung in die Reichsverfassung aufzunehmen. Die Frage, ob der Reichskanzler zugleich den Titel eines preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten führen soll oder nicht, läuft auf eine Formalität hinaus, hat keine practische Bedeutung. Die Trennung beider Aemter ist streng genommen unlogisch; denn Preußen und die übrigen Einzelstaaten können keine besondere, von der Reichspolitik abweichende auswärtige Politik treiben.

Ein besonderer Minister, der nur Präsident des Ministeriums ist, sonst keine Competenz hat, ist sogar für großstaatliche Verhältnesse kaum jemals zu empfehlen; obgleich ein sog. Minister ohne Portefeuille unter Umständen nützlich sein kann. Man kann nur darüber streiten, ob der Vorsitz an ein bestimmtes Portefeuille geknüpft sein soll, oder ob jeder Ressortminister, unter der Voraussetzung persönlicher Qualification, zum Präsidenten ernannt werden darf. Am zweckmäßigsten dürfte es sein, den Vorsitz ein- für allemal mit dem Amte des Ministers des Innern zu verbinden; denn dies Ministerium nimmt so zu sagen eine centrale Stellung für die ganze innere Politik ein, ähnlich wie man von einer Anhöhe aus eine ganze Gegend übersehen kann.

In allen Bundesstaaten, auch in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten, hat der Meinungskampf einer mehr centralistischen und einer mehr föderalistischen Richtung eine gewisse Berechtigung; die Scheltwörter „Unitarier" und „Particularisten" sind daher zu vermeiden. Ja, es kommt sogar vor, daß die meisten Anhänger beider Richtungen in denselben Denkfehler verfallen. Im Deutschen Reiche übersehen z. B. fast alle Freunde und Gegner des Reichsministeriumprojectes die Hauptschwierigkeit der ganzen Sache. Man kann nämlich einwenden, Nichtpreußen, besonders Süddeutsche, seien mit den preußischen Zuständen und Bedürfnissen zu wenig bekannt, um sich zu Reichsministern und preußischen Ministern des Innern, der Finanzen, der Landwirthschaft ꝛc. zu eignen. Darauf wäre zu entgegnen, daß tüchtige „Ausländer" in keinem Staate der Weltgeschichte eine so große Rolle gespielt haben, wie gerade in Preußen. Man denke an die ursprünglich süddeutschen Hohenzollern, an Derfflinger, die Refugiés, Stein, Hardenberg, Niebuhr, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, Moltke und viele Andere. Aehnliches ist in anderen Staaten Deutschlands und des Auslandes vorgekommen. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, ein richtiger Altbayer hätte nicht so energisch durchgreifen können, wie der Reformminister Graf Montgelas, der zwar ein geborener Bayer war, jedoch von ursprünglich savoyischen Ahnen abstammte. Glieder der ersten Adels- und Bourgeoisfamilien Bayerns, Sachsens ꝛc. sind längst in den diplomatischen Dienst des Reiches getreten; und sie können ebenso gut in den Civildienst Preußens treten, im Falle persönlicher Qualification Minister des Reiches und Preußens werden. Ein Bürger des Deutschen Reiches kann bekanntlich eine doppelte Staatsangehörigkeit (innerhalb des Reiches) besitzen, z. B. Bayer und Preuße sein. Wenn ein hoch begabter Nichtpreuße auch auf preußischen Universitäten studirt, Jahre lang im preußischen Staatsdienst gestanden oder wenigstens in Preußen gelebt hat, so eignet er sich weit besser zu einem preußischen Minister, als ein unbegabter Concurrent, dessen Wiege zufälliger Weise in Preußen gestanden hat. Außerdem genießt ein preußischer Minister die Unterstützung mehr oder minder tüchtiger, meist eingeborener Räthe. Ein Departementschef kann die „rechte Hand" des Ministers sein.

Mit dem Steigen der Arbeitstheilung, überhaupt der Cultur, pflegt in einem Großstaate die Zahl der Ministerien bis zu einem

Digitized by Google

gewissen Grade zu wachsen. In den nächsten Jahrzehnten dürfte es im Deutschen Reiche mindestens zur Bildung folgender Ministerien des Reiches und Preußens kommen: 1) der auswärtigen Politik (Reichskanzleramt), 2) der Colonien, 3) des Krieges, 4) der Kriegsmarine, 5) des Inneren, 6) der Justiz, 7) der Landwirthschaft, Domänen und Forsten, 8) des Handels und der Gewerbe, 9) der öffentlichen Arbeiten, das heißt der Eisenbahnen, Chausseen, Kanäle, Be- und Entwässerungsanlagen, 10) des Post- und Telegraphenwesens, 11) der Finanzen, 12) des Medizinalwesens für Menschen und Thiere (Reichsgesundheitsamt). Der Bundesrath würde durch ein Reichsministerium keineswegs überflüssig oder bedeutungslos werden; er müßte als eine Art Staatsrath für das Reich und für Preußen fortbestehen. Das Statistische Amt des Reiches könnte unter dem Bundesrath stehen. Ausgezeichnete Fachmänner haben ausgeführt, daß das gesammte Wasserbauwesen aus technischen, administrativen und finanziellen Gründen unter einem Ministerium, und zwar unter demjenigen der öffentlichen Arbeiten stehen muß. Ein besonderes Hausministerium (Ministerium des kaiserlichen Hauses) ist zulässig, nicht unbedingt nothwendig. Der Minister der Finanzen oder der Landwirthschaft kann zugleich das Kronvermögen und die Civilliste verwalten; vorausgesetzt natürlich, daß das Kron- und Staatsvermögen in klarer Weise rechtlich und thatsächlich geschieden sind, was in Preußen längst geschehen ist.

Extreme Föderalisten pflegen ziemlich confuse Phrasen gegen die Idee eines Reichsministeriums vorzubringen. Der langen Rede kurzer Sinn läuft offenbar darauf hinaus, daß die ganze Sache jenen Ultraföderalisten subjectiv unsympathisch ist, und daß ein Reichsministerium nothwendiger Weise zum Einheitstaate führen müßte. Die zweite Behauptung ist unrichtig, und auf die erste, subjectiv wahre Behauptung ist zu entgegnen, daß die Weltgeschichte sich um eine so zu sagen lyrische Politik, um subjective Sympathien oder Antipathien nicht kümmert; daß es im privaten und öffentlichen Leben unzählige objective Nothwendigkeiten gab und gibt. Der Zollverein, die Eisenbahnen und die deutsche Einheit hatten z. B. in Deutschland und im Auslande viele Gegner, trotzdem sind sie zu Stande gekommen. Sogar in China wird der Widerstand der Dunkelmänner gegen die Eisenbahnbauten auf die Dauer vergeblich sein. „Fata viam invenient.“ Nach jenen Ultraföderalisten sollte man glauben, die Idee des Einheitstaates sei eine teuflische, erst im 19. Jahrhundert ausgeheckte Idee. In Wirklichkeit war das alte Reich besonders in den Jahren 843—962, vor dem Beginn der unseligen Römerzüge der alten Kaiser, zweifellos ein Einheitstaat. Die Herzöge waren zu Zeiten ebenso wenig erbliche Fürsten, wie etwa heutzutage die preußischen Oberpräsidenten erbliche Fürsten sind. Noch Karl V. und Ferdinand II. machten ernstliche Versuche zur Wiederherstellung des Einheitstaates. Diese Versuche mußten scheitern, weil sie mit reactionären, antinationalen Tendenzen verquickt waren; aber seit der durch Luther begründeten modernen Sprach- und Cultureinheit, seit dem Großen Kurfürsten, Friedrich dem Großen, Goethe, Schiller, Blücher und Anderen, ist eine neue Einheitbewegung in's Leben getreten, die, natürlich in verfassungsmäßiger, gesetzlicher Weise, zum Einheitstaate führen kann, indeß nicht zu führen braucht. Unter den vielen Kräften, die zu Gunsten der Fortdauer des Bundesstaates wirken, kann namentlich ein Grund entscheidend in's Gewicht fallen: wenn die Mittel- und Kleinstaaten in den und den Punkten liberaler oder wahrhaft conservativer, kurz, staatsmännischer handeln, wie Preußen, so ist es denkbar, daß sie sich auf die Dauer behaupten. Die Reichsministeriumsfrage kommt dabei nicht in Betracht: schon die heutigen Staatssecretäre des Reiches sind ja thatsächlich, wenn auch nicht formell, Reichsminister.

Preußen hat seit 1850 verantwortliche Minister, aber noch kein Gesetz über die Verantwortlichkeit derselben. Aehnlich dürfte es im Reiche gehen. Wenn ein Minister gegen ein Straf- oder Sittengesetz verstößt, so ist seine Schuld klar. Viel schwieriger ist das Thema der sog. politischen Verantwortlichkeit der Minister. Wenn ein Minister, ohne böse Absicht oder grobe Nachlässigkeit, aus Ungeschick oder doctrinärer Befangenheit, eine schädliche Politik in Bezug auf Frieden oder Krieg, Colonialverträge, Landwirthschaft, Gewerbe, Handel, Finanzen, Justiz, Kirche, Schule ꝛc. verfolgt, so ist es ungeheuer schwierig, in formell juristischer Weise die Art und den Grad seiner Schuld nachzuweisen. Aus solchen und anderen Gründen ist es auch zu erklären, daß in England seit langer Zeit keine Ministeranklage mehr vorgekommen ist. Practisch, politisch betrachtet, sind die Schwierigkeiten der Sache viel geringer. Wenn Fürsten, Prinzen und hervorragende Politiker auf dem gemeinsamen Boden derselben staatswissenschaftlichen Studien, derselben modernen, nationalen Cultur stehen, so werden ungeeignete, z. B. reactionäre oder radicale Politiker schwerlich Minister werden, schlimmsten Falles bald entlassen werden, bevor sie noch viel Schaden angerichtet haben. Für tüchtige Minister ist ihre Verantwortlichkeit eine Stütze, kein Hemmschuh; sie können sich z. B. auf ihre Verantwortlichkeit berufen, wenn Fürsten, Parteien, Klassen, Individuen etwas Ungehöriges von ihnen verlangen. Kurz, die constitutionelle Ministerverantwortlichkeit hat einen guten Sinn, sie liegt im wohlverstandenen Interesse der Fürsten und der Völker. Schon König Friedrich Wilhelm I., der trotz mancher Vorurtheile, Mißgriffe, Unterlassungssünden ein begabter Staatsgelehrter war, tadelte mit feiner Ironie diejenigen, welche die Verantwortlichkeit seiner Minister auf den unverantwortlichen König abwälzen wollten. Auch in diesem Punkte gehörte er zu den Bahnbrechern der neuen Zeit.

Der Nord-Ostseekanal im Weltverkehr.

Von S. Werblunski.

Je weiter die Arbeiten zum Bau des Nord-Ostseekanals fortschreiten und je näher die Fertigstellung desselben und seine Uebergabe für den überseeischen Verkehr heranrückt, desto größer wird das allgemeine Interesse, welches diesem großartigen Unternehmen auf deutschem Boden und mit deutschem Kapital von dem gesammten Auslande entgegengebracht wird. Mehr als die eingehenden und langwierigen parlamentarischen Verhandlungen im deutschen Reichstag, die seiner Zeit anläßlich der Bewilligung der hierzu erforderlichen Staatsmittel die Gemüther in Deutschland so sehr erregt hatten, zeigen die jetzt aus vielen Theilen des Auslandes ertönenden Stimmen von dem verkehrspolitischen Werth und der weltbedeutenden Tragweite dieses neuzuschaffenden Wasserweges. Wie es aber stets in ähnlichen Fällen zu liegen pflegt und wie es auch hier nicht anders zu erwarten war, erweisen sich unter den europäischen Staaten diejenigen am meisten bei der Sache interessirt, deren Gebiet zunächst an Deutschland angrenzt, in minderem Maße jedoch die entfernteren unter ihnen und in letzter Reihe die überseeischen Länder, welche nur unmittelbar die Vortheile aus der neuen Wasserstraße ziehen werden; immerhin aber unterschätzen auch sie nicht die Bedeutung dieses großen Werkes moderner Kultur.

Da es sich bei diesem Kanalbau hauptsächlich um eine bessere und bequemere Verbindung der Ostsee mit der Nordsee handelt, so liegt es klar auf der Hand, daß die beiden Nachbarn Deutschlands im Norden und Osten, Rußland und Dänemark, nicht minder indessen auch Schweden und Norwegen, das größte wirthschaftliche und politische Interesse an diesem Werke haben müssen und solches auch in letzter Zeit immer mehr bekunden. Ist doch der ganze Binnenverkehr sowie der überseeische Verkehr jener Länder, namentlich aber der beiden erstgenannten, stets darauf angewiesen, aus den Gewässern der Ostsee in diejenigen der Nordsee und von hier aus über Meer und Ocean seinen Weg zu nehmen, und dieses Schicksal müssen in gleicher Weise Dampfer wie Segelschiffe, große wie kleine Fahrzeuge über sich ergehen lassen, welche aus den Häfen der Ostsee auslaufen.

Digitized by Google

Als der bei der Sache meistbetheiligte Staat erweist sich vorläufig Rußland, wenigstens gelangt man zu dieser Ansicht, wenn man die große Bewegung und die Urtheile betrachtet, welche sich schon jetzt in den russischen Regierungskreisen, noch mehr aber in den dortigen zahlreichen Interessentenkreisen und überhaupt in der ganzen dortigen Handelswelt kundgeben. Insbesondere macht sich ein überraschendes Steigen des allgemeinen Interesses in Rußland für dieses Unternehmen seit jenem Zeitpunkt bemerkbar, zu welchem der deutsche Kaiser im verflossenen Jahre jene Ortschaften besuchte, durch welche der Kanal gelegt wird, und auch die Bauarbeiten und die bereits vorhandenen Anlagen eingehend besichtigte. Ebenso hat hierzu die jüngst aus Kiel eingetroffene Nachricht beigetragen, wonach die Fertigstellung und die Eröffnung des Nord-Ostseekanals noch vor Ablauf des Jahres 1894, Dank dem gedeihlichen Fortgang der Arbeiten, immer wahrscheinlicher werde. Als neuestes Moment hierzu tritt noch der jüngst im Reichs-Gesetzblatt veröffentlichte Erlaß des Kaisers an den Reichskanzler vom 1. April über die Aufnahme einer Reichsanleihe im Betrage von 22 Millionen Mark auf Grund des Gesetzes zur Herstellung des Nord-Ostseekanals.

Man muß es den Russen nachsagen, daß sie es in letzter Zeit an Energie und auch Geldmitteln nicht haben fehlen lassen, um den überseeischen Verkehr Rußlands zu heben und zu fördern und thatsächlich hat Rußland binnen verhältnißmäßig weniger Jahre auf diesem Gebiete gar Vieles erreicht und einen großen neuen Verkehr auf dem Seeweg nach dem fernen Osten Asiens geschaffen, welcher in seinen einzelnen Erscheinungen äußerst interessant ist, auf die aber näher einzugehen wir uns hier versagen müssen. Es sei nur des Umstandes Erwähnung gethan, daß gleichzeitig mit diesen erfolgreichen Bestrebungen in Rußland sich auch das Bestreben bemerkbar macht, den bisherigen, von früheren Generationen begründeten Handels- und überseeischen Verkehr der Seestädte des Schwarzen Meeres, namentlich Odessas, nach den russischen Seestädten des Baltischen Meeres abzulenken. Vornehmlich ist es Petersburg bezw. Kronstadt, ferner Helsingfors, Reval und Libau, welche in wenigen Jahren ihren Handelsverkehr wesentlich erweitert und neue, bisher unbekannte oder für unmöglich gehaltene Verbindungen mit fernen Ländern angeknüpft haben, wobei es sich immer mehr herausstellt, daß diese baltischen Hafenplätze sehr erfolgreich in ihrer Concurrenz mit den Seestädten des Schwarzen Meeres seien und auch begründete Aussicht haben, über kurz oder lang deren Stelle im Weltverkehr einzunehmen.

So glatt, wie es wohl scheinen mag, geht aber die Sache nicht von Statten und die Klagen der russischen Interessentenkreise wollen nicht aufhören über den weiten und beschwerlichen Umweg und die großen Fährlichkeiten, welche die russischen Schiffe längs der dänischen Küste und beim Passiren des Sund überwinden müssen, ganz abgesehen von den Zollplackereien und formellen Hindernissen aller Art, mit denen die dänischen Strombehörden nicht kargen. Da die meisten der einheimischen Fahrzeuge ihrer Construction nach nicht widerstandsfähig genug sind, um diesen beschwerlichen Umweg zu jeder Jahreszeit zurückzulegen, so fällt der Hauptantheil an dem Passagier- und Frachtverkehr der genannten baltischen Hafenplätze den ausländischen Dampf- und Segelschiffen zu. So sieht man in Kronstadt, Reval und Libau meist englische, holländische und selbst amerikanische Dampfer vor Anker liegen, bald ausladend, bald verfrachtend, während die russischen Schiffseigner das Zusehen haben. Diese für russische Schifffahrt so ungünstige Sachlage soll sich nun, nach der in Rußland allgemein herrschenden Auffassung, mit der Eröffnung des Nord-Ostseekanals mit einem Schlage in das Gegentheil verwandeln. Ganz abgesehen davon, daß der neue Weg durch den Kanal sich um eine Tageslänge kürzer stellen wird, als die bisherige Fahrstraße durch den Sund, bietet noch die Fahrt durch das ruhige und geschützte Kanalwasser eine angenehme und vortheilhafte Ablösung der gefährlichen und zu mancher Jahreszeit unpassirbaren dänischen Gewässer. Die Hoffnungen, welche man daher in den russischen Interessentenkreisen auf den neu zu eröffnenden Wasserweg zwischen der Nord- und Ostsee setzt, gehen sehr weit und man kann in Rußland den Tag kaum noch abwarten, an welchem der erste russische Dampfer, aus einem der baltischen Häfen auslaufend, anstatt seinen Kurs nach Dänemark und dem Sund zu nehmen, die Richtung nach Kiel und dem Nord-Ostseekanal einschlagen wird. Durch diese neue Verkehrsader soll mithin dem überseeischen Verkehr Rußlands jene Erleichterung gewährt werden, welche ihm gegenwärtig mehr denn je zuvor für seine Existenz nothwendig geworden ist.

Ein ganz anderes Bild bietet sich uns in Dänemark, und sind es in Rußland große Erwartungen und Hoffnungen, mit denen man dort dem Nord-Ostseekanal entgegensieht, so blickt man hierauf in Dänemark mit allgemeiner Bestürzung und sehr weitgehenden Befürchtungen. Soll doch Dänemark seiner historischen Stellung an der großen Wasserstraße, sowie der aus dieser Stellung fließenden reichen Staatseinnahmen mit einem Schlage verlustig gehen! Diese Befürchtungen werden in gleicher Weise von der Regierung, wie von dem Volke in Dänemark getheilt, und man muß es der dänischen Regierung nachsagen, daß sie nichts auf diplomatischem Wege unversucht läßt, um die drohende Gefahr von dem Königreich abzuwenden.

Schon seit vorigem Jahre steht die dänische Regierung in fortwährenden Verhandlungen mit dem Petersburger Cabinet und bleibt unausgesetzt bemüht, die russische Schifffahrt auch für spätere Zeiten über die dänische Wasserstraße zu lenken. Es werden dabei von dänischer Seite keine noch so verzweifelten Mittel gescheut, um die russischen, sowie die ausländischen Dampfer, welche den Frachtverkehr mit den baltischen Seestädten unterhalten, möglichst zu bewegen, den Nord-Ostseekanal zu meiden und den alten Weg durch den Sund auch fernerhin zu benutzen. Die Anerbietungen, welche bisher das Kopenhagener Cabinet der russischen Regierung gemacht hat, zeigen von einem weitgehenden, bei der dänischen Regierung sonst ungewohnten Entgegenkommen. Außer der Bereitwilligkeit, Kopenhagen zum Freihafen zu erklären, will Dänemark den russischen und überhaupt allen den Verkehr mit den baltischen Häfen unterhaltenden Schiffen viele Erleichterungen und sogar Vergünstigungen angedeihen lassen — so soll der Sundzoll theils ermäßigt, theils gänzlich abgeschafft werden, ebenso die Lootsengelder, Passagegebühren und die sonstigen zahlreichen Abgaben, ferner sollen die bisherigen Plackereien, vor Allem die strenge Controle der Schiffsbriefe, in Zukunft aufhören. Bei den eng verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden Höfe von Kopenhagen und Petersburg, denen die gegenseitige wohlwollende Haltung der beiden Cabinette durchaus entspricht, wäre es der dänischen Regierung ein Leichtes, bei den offiziellen Kreisen Petersburgs ihren Willen durchzusetzen, wenn nicht der große Widerstand der zahlreichen russischen Interessenten, welche in dieser wichtigen Angelegenheit mehr als in irgend einem anderen Fall auf ihrer Hut sind. Nach allgemeiner Auffassung dieser betheiligten Kreise sind selbst die weitgehendsten Anerbietungen und die noch so eingreifenden Erleichterungen Dänemarks nicht im Stande, die Vortheile und die Erfolge auch nur theilweise aufzuwiegen, welche dem überseeischen Verkehr Rußlands, insofern derselbe die baltischen Seestädte angeht, durch die Schaffung des Nord-Ostseekanals entstehen dürften und auch sicherlich entstehen werden. Auch die russische Regierung kann nicht umhin, diesen Standpunkt unentwegt einzunehmen und so rührt sich die Sache Dänemarks, trotz der schon oft wiederholten Anklopfungen beim Petersburger Cabinet, nicht vom Fleck, während die im Laufe des verflossenen Winters im Sund besonders zahlreich vorgekommenen Verkehrsstörungen aller Art, verbunden mit vielen Katastrophen und sonstigen Unglücksfällen von Passagier- und Frachtdampfern, den Wunsch nach einer baldigen Fertigstellung des Nord-Ostseekanals in Rußland nur noch zu steigern vermochten.

Ueber die strategische Bedeutung sowie über den wirthschaftlichen Werth des Nord-Ostseekanals hat die allerletzte Zeit ebenfalls viel reiches Material geschaffen. Eine ebenso

Digitized by Google

eingehende wie anschauliche Darstellung dieser Verhältnisse finden wir in dem neuen Werke von C. Beseke.*) Wie aus dieser Darstellung ersichtlich, kommt auch bei der Beurtheilung der strategischen bezw. militärischen Bedeutung des Kanals Dänemark in erster Reihe in Betracht. Es fällt dabei besonders in's Gewicht der Umstand, daß Dänemark seine am Sund gelegene Hauptstadt Kopenhagen neuerdings durch Vervollständigung der Befestigungsanlagen auf der Land- wie der Seeseite zu einem hervorragenden Waffenplatz gemacht hat und noch weitere Festungsbauten bei und um Kopenhagen vorzunehmen beabsichtigt. Mit Recht zeigt der Verfasser darauf hin, daß eine derartige Befestigung Kopenhagens nur im Interesse des Nord-Ostseekanals liegen kann und ihm naturgemäß einen Schutz bieten muß, indem es jede fremde Macht daran verhindern werde, bei und um Kopenhagen eine Operationsbasis für etwaige feindselige Unternehmungen zu suchen. Daß in den betheiligten Staaten die Befestigung Kopenhagens eben in diesem Sinne aufgefaßt wird, beweist am besten die schlecht verborgene Unzufriedenheit, mit welcher die Festungsbauten bei Kopenhagen in Schweden und Norwegen, in Rußland und selbst in England betrachtet werden. Die Schlußfolgerung ist daher eine durchaus gerechte, wonach ein unbefestigter und somit ungeschützter Zustand Kopenhagens eher Besorgnisse für die zukünftige Lage am Eingange zum Nord-Ostseekanal erwecken müßte. Da kein triftiger Grund dafür vorliegt, an einer neutralen Haltung Dänemarks im Falle eines feindlichen Angriffs gegen die deutsche Küste zu zweifeln, so bleibt für eine feindliche Flotte keine Aussicht, sich eine andere Operationsbasis zu verschaffen, um jenes deutsche Küstengebiet ernstlich zu bedrohen.

Eben so zutreffend sind die Betrachtungen, denen wir in dem bezeichneten Werk über die wirthschaftliche Bedeutung des Nord-Ostseekanals für Deutschland begegnen. Es sind aber fast durchweg dieselben Anschauungen und Momente, wie wir sie in Rußland und bei den russischen Interessentenkreisen gesehen haben. Auch für Deutschland ist es die Abkürzung des Weges, die Meidung des Skagen und die Erleichterung des Verkehrs zwischen den beiderseitigen deutschen Küstengebieten der Nord- und Ostsee, welche im Vordergrunde der wirthschaftlichen Bedeutung des Kanals stehen.

Im Grunde genommen ist also diese Bedeutung des Nord-Ostseekanals von gleicher Tragweite für Deutschland wie für Rußland. Sie ist es aber auch in gleicher Weise für alle übrigen betheiligten Staaten Europas sowie für den gesammten Weltverkehr. Diese hohe Bedeutung des Kanals für den internationalen und überseeischen Schiffsverkehr stellt sich immer klarer heraus, um bei der Eröffnung desselben zur vollen Klarheit zu gelangen.

*) Der Nord-Ostseekanal. Seine Entstehungsgeschichte, sein Bau und seine Bedeutung in wirthschaftlicher und militärischer Hinsicht. Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer.

Ganze, nicht halbe Schulreform.

Der Finanzminister Miquel hat gelegentlich geäußert, daß er prinzipiell gegen jede Verstaatlichung von Nichtvollanstalten sei; er ist wegen dieser Aeußerung mehrfach angefochten worden und zwar von solchen, welche die Interessen des Lehrerstandes vertreten. Dennoch glauben wir das von ihm aufgestellte Prinzip als sachlich durchaus correct bezeichnen zu müssen; es ist folgerichtig, daß der Staat nur solche Anstalten unter seine Obhut nimmt, welche die für seine Zwecke nothwendigen Beamten vorbilden, daß dagegen den Gemeinden diejenigen Anstalten verbleiben, welche lediglich eine höhere Vorbildung für die Bedürfnisse des practischen Lebens gewähren. Niemand hat so energisch die aus dem verschiedenen Bedürfniß des Staats- und des Gemeindelebens für die Gestaltung des höheren Schulwesens sich ergebenden Folgerungen gezogen wie Paul de Lagarde in verschiedenen Aufsätzen, welche jetzt in seinen Deutschen Schriften gesammelt vorliegen; er verlangt, daß es den Gemeinden völlig überlassen sein muß, das Schulwesen nach ihrem Willen zu regeln, und daß die Jünglinge, welche sich dem Staatsdienste widmen wollen, auf besonderen Staatsanstalten erzogen werden, die er am liebsten von dem Treiben des gewerblichen Lebens ganz entfernt sehen möchte. Niemals sind gegen das Berechtigungswesen so scharfe Worte gefallen wie aus seiner Feder; er bezeichnet es als den Krebsschaden unseres ganzen höheren Schulwesens; und in seiner scharfen, rücksichtslosen Weise behauptet er, daß Preußen durch sein Berechtigungswesen alles wettgemacht habe, was es Gutes und Großes für Deutschland geschaffen. „Durch das Berechtigungswesen", sagt er, „sind die Gymnasien bis Untersecunda mit einer Bevölkerung überladen, welcher es um nichts weniger als um Kenntnisse zu thun ist, und welche die verhältnißmäßig kleine Zahl derer, die wirklich klassische Bildung verlangen, nur hemmt und die Lehrer müde und matt macht. — Hat man nicht so viel Logik einzusehen, daß es eine Gedankenlosigkeit ist, die Gymnasien, welche doch wohl als Ganze einen Zweck erreichen sollen, so beim zweiten Drittel auseinander zu brechen, als ob es für ihre Idee gleichgültig wäre, wo man mit ihnen aufhört? Gymnasien mit solcher Bandwurmnatur mögen dem Liberalismus werthvoll erscheinen, ein zu politischem Denken befähigter Mann wird aber darin, wodurch sie jenen gefallen, den stärksten Anlaß zum Tadel finden; sie überziehen die Nation mit dem zähen Schleim der Bildungsbarbarei, dieser ekelhaftesten aller Barbareien, die jetzt das Leben in Deutschland zu einer Strafe macht, und sie hindern die, welche wirklich lernen wollen, wie die, welche zu lehren gesonnen sind, ihre Absicht zu erfüllen. Ueber diese Secundanercultur, welche nun schon seit fast 25 Jahren Preußen und von Preußen aus das übrige Deutschland überfluthet, ist der Nation der Maßstab abhanden gekommen, mit welchem sie wirkliche Bildung messen könnte. Was besitzen denn sogar die meisten Studirten unseres Volkes, unsere Juristen, Aerzte, Verwaltungsbeamte, Abgeordneten an Bildung, wenn sie sich Bildung in den Wochenblättern und der Unterhaltungsliteratur gleich gekaut in den Mund spucken lassen können, ohne Ekel zu empfinden, wenn sie nicht einsehen, daß es genau ebenso unanständig ist, Bildung ohne Arbeit in einem Museum zu erlesen, wie es unanständig ist, Vermögen ohne Arbeit an der Börse zu erspielen. Wird denn ein Marmorblock dadurch zur Bildsäule, daß man ihn unter die Dachtraufe stellt?"

Verfolgen wir die Gedanken Paul de Lagarde's etwas weiter und legen uns die Frage vor, wie sich nach Durchführung seiner Ansichten das höhere Schulwesen Deutschlands gestalten würde, so glauben wir, daß bei einer verständigen Anwendung derselben sich die heilsamsten Folgen ergeben würden. Wir wollen nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, wir verlangen nicht, daß die ganze geschichtliche Grundlage unserer Schulen verleugnet wird: wir verlangen nur, daß unter Beibehaltung der bewährten Einrichtungen eine allseitig freiere Entwickelung des Schulwesens ermöglicht wird. Wir verlangen nicht, daß der Staat die Ausbildung seiner Beamten von Experimenten abhängig macht, zu denen berufene und unberufene Schulreformer ihn drängen möchten, auch nicht, daß durch Jahrhunderte bewährte Erziehungsgrundsätze dem durch die Zeitrichtung begünstigten Drängen kühner Neuerer nach moderner Bildung preisgegeben werden. Dagegen erscheint es zweckmäßig und billig, daß städtische Gemeinwesen volle Freiheit der Bestimmung darüber erhalten, welche Art der Bildung sie für ihre localen Verhältnisse am zweckmäßigsten erachten. Damit läßt sich das leidige Berechtigungswesen sehr wohl verbinden; der Staat muß nur seinerseits darauf verzichten, vorzuschreiben, daß nur derjenige die bestimmten Berechtigungen erhält, der so und so viel Latein und Griechisch oder so und so viel Französisch und Englisch ꝛc. in seinen Kopf hineingepfropft hat. Der Abgeordnete Schmelzer-Hamm äußerte in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 8. März 1892: „Ich suche für die Berechtigung ein objectives Maß. Das Lehrobject und die Lehrmethode bieten mir dieses objective Maß nicht, wohl

Digitized by Google

aber die Gleichmäßigkeit der Dauer des geistigen Exerzitiums, die Zeit von neun Jahren, die allen drei höheren Lehranstalten zugemessen ist." Schmelzer hob unseres Erachtens mit Recht hervor, daß es nicht sowohl darauf ankomme, was getrieben werde, als vielmehr auf die Zeit, welche ein junger Mensch ausschließlich auf seine geistige Ausbildung verwende. Gewiß führen viele Wege nach Rom, und neben den breiten Heerstraßen, auf denen die Pilger jetzt vorschriftmäßig wandern, kann es noch zahlreiche andere Pfade geben, welche ebenso gut, vielleicht kürzer und besser zum Ziele führen. Der Staat sollte also seine Berechtigungen nicht sowohl von den Gegenständen des Lehrplans, als vielmehr von der Dauer des Unterrichts abhängig machen. Ferner muß er verlangen, daß die übermittelte Bildung in sich bis zu gewissem Grade abgeschlossen sei, was die Forderung eines einheitlichen Lehrplanes von selbst in sich schließt.

Die Befürchtung, daß eine solche Freiheit zu vollem Mißbrauch führen würde, daß die höheren Lehranstalten ein Versuchsfeld für die abenteuerlichsten Experimente würden, erscheint uns völlig haltlos; denn während heute die Curatorien der höheren Lehranstalten 3—5 Schablonen vorfinden, nach welchen der Unterricht gehandhabt werden kann, würden sie in Zukunft ein sorgfältiges Studium darauf verwenden, die beste Auswahl der Lehrgegenstände zu treffen und die für ihren Bezirk geeignetste Form des Lehrplans zu finden. Vorsichtig und bedächtig würden sie in Verbindung mit bewährten Schulmännern nur solchen Reformen Raum geben, welche von vornherein eine gewisse Garantie des Erfolges bieten. Hervorragenden Schulmännern wäre trotzdem ein weites Feld pädagogischer Versuche geöffnet, und bei dem freien Wettbewerb der höheren Lehranstalten, der dann keine inhaltlose Phrase mehr wäre, würde sich von selbst das Gold von den Schlacken sondern.

Die städtischen Anstalten würden also zunächst das flüssige, die staatlichen das starre Element in der Entwickelung des Schulwesens darstellen. Aber natürlich würden neue pädagogische Gedanken, die sich an jenen bewährt und zu allgemeiner Anerkennung durchgerungen haben, auch allmählich eine Umwandlung der Staatsanstalten nach sich ziehen. So würden alle Reformen des Schulwesens nicht sowohl den Berathungen am grünen Tische und der Arbeit einiger weniger Männer entspringen, die noch dazu dem practischen Unterrichtsbetrieb zum Theil fernstehen, sondern sie würden wie eine Naturnothwendigkeit aus dem gesammten Geistesleben der Nation herauswachsen. Gewaltsame Eingriffe zur einseitigen Beförderung einer bestimmten Richtung der Geistesbildung, wie sie noch kürzlich den Realgymnasien den Lebensnerv abgeschnitten haben, wären so gut wie ausgeschlossen; die Entwickelung der höheren Lehranstalten würde nicht beständig hinter der allgemeinen Entwickelung der Nation herhinken, sondern es wäre eine gewisse Garantie gegeben, daß die Bildung der heranwachsenden Jugend im engsten Zusammenhang mit den wirklichen Bedürfnissen des Volkes stände.

Aber der Staat, wird man einwenden, hätte doch keine hinreichende Gewähr, daß die Bedingungen thatsächlich erfüllt würden, an die er seine Berechtigungen knüpfen kann. Freilich, eine gewisse Aufsicht auch über die städtischen Anstalten müßte ihm verbleiben, eine Prüfung der Lehrpläne, eine berathende und warnende Stimme, und vor allen Dingen die Prüfung, ob die Lehrer, welche die städtische Gemeinde anstellt, die Garantie bieten, daß die vorgeschriebenen Lehrpensa in wahrhaft fruchtbringender Weise verarbeitet werden. An solchen Stellen, wo es im allgemeinen Interesse wünschenswerth erscheint, würde der Staat nach wie vor mit seiner Hülfe eintreten; er hätte es in seiner Hand, solche Unterstützungen zu verweigern oder zu entziehen, wo ihm die unerläßlichsten Bedingungen eines ersprießlichen Unterrichts weder durch den Lehrplan, noch durch die Zusammensetzung des Lehrercollegiums gewährleistet sind.

Eine Reform in unserem Sinne würde vor allen Dingen auch den Erfolg haben, daß alle banausische Taglöhnerarbeit im Unterricht aufhörte und daß viele Lehrer weit Besseres leisten würden, deren Individualität jetzt in zu enge Schranken eingezwängt ist. Die größere Begeisterung des Lehrers für seine Sache würde sich aber von selbst auch den Schülern mittheilen, und Hunderten würde das Lernen eine Lust werden, die es heute als Plage empfinden. Kg.

Literatur und Kunst.

Jung-Frankreich in der Literatur.

Von Otto Krack.

In unserem Deutschland herrschen so verschiedene und zum Theil so dunkle Vorstellungen über die Ziele und Tendenzen des jungen Frankreich, daß der Versuch lohnen dürfte, den typischen Charakter der heutigen Generation zu untersuchen. Die Literatur läßt uns hier im Stich. Noch ist kein „Held unserer Zeit" von einem gallischen Lermontoff geschrieben; es gibt kein getreues Portrait, in dem die französische Jugend sich wiedererkannt hätte. Die Realisten und Naturalisten konnten diesen Typus kaum schaffen. Weder Flaubert noch die Goncourt's oder Zola haben die Geistesströmungen in der Studentenschaft aus eigener Erfahrung oder eigener Anschauung kennen gelernt; sie sind niemals im vollen Sinne des Wortes Studenten gewesen wie Lamartine und Victor Hugo, wie bei uns Lessing, Schiller und Goethe. Bourget und Barrès haben wohl die Intelligenz ihrer Generation interpretirt, aber diese Generation steht jetzt im Mannesalter zwischen 35 und 50; ihr Standpunkt ist — zum Theil wenigstens — überwunden. Ein neues Geschlecht erscheint auf dem Platz, das andere Anschauungen und Ideen als Waffen mitbringt für den Kampf in Leben und Denken.

Die Generation Bourget's, die nach dem verhängnißvollen Kriege von 1870/71 in's Leben trat, war müde, melancholisch, verzweifelnd in Folge des nationalen Unglücks. Sie hatten alle die einzelnen Kapitel, welche nur Schrecken und Tod, Verwüstung und Niederlagen bargen, mit erleben müssen. Ihr Vaterland lag am Boden, blutend und verstümmelt.

Diese Erlebnisse übten einen tiefen Druck auf die jungen Gemüther. Hinzu kam der unheilvolle moralische Einfluß, den das zweite Kaiserreich seit zwanzig Jahren ausgeübt hatte. Mit der Thronbesteigung des dritten Napoleon begann die Herrschaft des Goldes und Luxus, das rechtlose Faustrecht der brutalen Gewalt, die unsittliche Allmacht des materiellen Erfolges — Erscheinungen, die so oft eine neue Monarchie begleiten. Es war wie ein Gift, das den ganzen französischen Organismus ergriff und zu verderben drohte. Der Krieg hat Frankreich seine moralische Krankheit mit Blut und Eisen in's Bewußtsein gerückt.

Diese Einflüsse formten ein Geschlecht von muthlosen Pessimisten, denen zum energischen Handeln und Schaffen jeder Muskel fehlte. Sie sanken zu unthätigen, müßigen Beschauern der Weltbühne herab, auf der sie schlechte Komödien von den armen Menschen sehr schlecht gespielt sahen. Keiner hat diesen ungesunden, hochgradigen Weltschmerz so wahr und innerlich dargestellt wie Paul Bourget in seinen psychologischen Meisterwerken. Der eifrige klassische Philologe, der an der „Ecole des Hautes-Etudes" neue Varianten zu den Texten von Demosthenes und Euripides auffand, konnte seine Generation wohl typisch darstellen; diese Typen saßen neben ihm auf den Bänken. Alle die Helden seiner Romane sind Kinder ihrer Zeit; sie sind krank durchweg, krank bis in's Mark. Sie verachten sich selbst, sie verachten alles Streben; nach kurzem Kampf werfen sie das Gewehr in den Graben. Sie suchen und finden kein Ideal, das ihnen Blut und Leben werth ist. Sie sind halb und schwach und sie wissen es; sie fühlen ihre eigene Krankheit, und dies Bewußtsein erfüllt sie mit Bitterkeit und dumpfer Schwermuth. Diese Selbsterkenntniß ist

Digitized by Google

traurig und rührend; sie fordert unser Mitleid. Wir möchten diesen Menschen die Hand drücken und sie trösten. Es sind unsere Brüder voll Wunden und Schmerzen, welche eine niederdrückende Vergangenheit geerbt haben, ohne sie überwinden zu können.

Vom Pessimismus bis zum Individualismus ist nur ein Schritt. Wenn nichts außer uns werth ist geliebt oder bewundert zu werden, so bleibt nur das „Ich" als einziges Ideal übrig. Der Ich-Cultus ist der typische Charakterzug der folgenden Generation von 1880, und Maurice Barrès ist ihr vollendeter Vertreter. Auf jedes seiner Bücher paßt als Titel: „Moi." Es gibt kein literarisches Werk, in dem der schrankenlose Individualismus, der brutale Egoismus der Menschennatur so nackt und ungeschminkt zu Tage tritt wie in seinen beiden Romanen: „Sous L'Oeil des Barbares" und „Un Homme libre." Das erste Buch theilt die ganze Menschheit in zwei Klassen: Die Barbaren und die Intelligenten. Zu den Barbaren gehören alle Leute von Amt und Beruf, vom Kaiser bis zum Bettler, vom ersten Minister bis zum letzten Ackerknecht, die Kaufleute, Handwerker, Krämer, Arbeiter, alle. Die Intelligenten sind die auserwählten, die kleine Aristokratie des Geistes, die Genußmenschen reiner Schönheit. Der „Homme libre" ist der Typus dieser Intelligenten. Sie sind nur relativ glücklich in der Exaltation, und sie steigern das Raffinement dieser Exaltation, indem sie sie analysiren. Sie studiren die Mittel, um das Leben zu beherrschen und „alle Kräfte ihrer Seele in Gewalt zu bekommen wie ein Hauptmann seine Compagnie regiert.." Alle berühmten Geister sind nur Fragmente ihrer Intelligenz; sie verachten diese höchste Intelligenz wie alle Dinge, aber sie brauchen sie als Werkzeuge des Vergnügens und der Selbstbefriedigung. Das Ideal dieser Auserwählten ist die absolute Einsamkeit, und es ist ihr ewiges Unglück, daß sie unter den Augen der Barbaren, im Verkehr mit ihnen leben müssen.

Ueber das dritte Geschlecht nach dem Kriege, über die Generation von 1890, unterrichtet uns kein Dichter und kein Philosoph. Man muß den einzelnen Stimmen in der „L'Université de Paris", in der „L'Ermitage" und kleinen Blättern lauschen; man muß sie hören in der „Association" und im Café; man muß mit ihnen im engsten Verkehr stehen, um ihr Wünschen und Wollen, ihren Haß und ihre Liebe, ihr Denken und Fühlen kennen zu lernen.

Es muß jedem Fremden, besonders dem Deutschen auffallen, daß diese Jugend der Politik völlig indifferent gegenübersteht. Früher trug fast jeder seine eigene Kokarde am Hut. Der eine war Bonapartist, der andere Royalist, der dritte Republikaner. Frägt man heute einen französischen Studenten nach seinem politischen Standpunkt, so lautet die gewöhnliche Antwort: „Moi? Je ne suis rien". Sie gehören keiner Partei an. Ihre Aufmerksamkeit gehört nicht den Streitigkeiten in der Kammer; ihre Bestrebungen sind nicht auf den Umsturz des Staates gerichtet. Sie haben nicht das Zeug zu Revolutionshelden. Die Staatsform, in der sie sich bewegen, nehmen sie hin, wie ein Kleid, das man ihnen zurecht geschnitten hat. Das patriotische Ideal der Chauvinisten ist die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen, und französische Hetzblätter, allen voran der „Intransigeant" von Rochefort, werden nicht müde, das verglimmende Feuer immer von Neuem anzufachen. In den Köpfen der gebildeten Jugend spukt das Gespenst der Revanche kaum mehr. Der Ausspruch Rémi's ist bezeichnend: „Ich würde um dieses Land nicht den kleinen Finger meiner rechten Hand geben, den ich zur Stütze beim Schreiben brauche, und nicht den kleinen Finger meiner linken Hand, mit dem ich die Asche vom Ende der Cigarette stoße." In Deutschland, glaub' ich, nimmt kein Corps und keine Burschenschaft einen Franzosen als actives Mitglied in ihre Mitte auf. Es soll eine geheime Klausel in den Statuten der „Association" geben, welche einem deutschen Studenten den Eintritt in die Allgemeine Verbindung der französischen Studenten verbietet. Beide Fälle bedeuten eine Rücksicht gegen nationale Tradition. Es wäre falsch, daraus auf eine allgemeine Gesinnung schließen zu wollen. Es wird dem Germanen in Frankreich, wie dem Romanen in Deutschland immer einmal gelüsten, bei Gelegenheit seine Natur herauszukehren. Im „Rodensteiner" zu Heidelberg feierten vor ein paar Jahren eine Anzahl Franzosen das Nationalfest des 14. Juli. Ein junger Hahn wurde übermüthig in seinem Rausch, er sprang auf den Tisch und schrie: „Vive la France!" Er wurde natürlich mit seinen Landsleuten hinausgeworfen. Ganz ebenso erging es einem meiner Bekannten in Paris. Wir saßen in einem Restaurant des Quartier Latin, und mein Freund, ein echt germanischer Student, wurde laut und immer lauter, je mehr „boc's" er vertilgte. Die Herren Franzosen faßten seine gehobenen Reden als Beschimpfungen auf, und wir wurden an die Luft gesetzt, verfolgt von den Rufen: „Regenschirme! Regenschirme!" (Das sollten wahrscheinlich deutsche Schmähworte sein.) Solche und ähnliche Scenen werden sich ewig wiederholen, so lange es noch verschiedene Nationalitäten gibt. Damit braucht der kleine Gallier in Heidelberg noch kein Deutschfresser zu sein, und mein Landsmann war sicher kein Franzosenfresser. In der That hat sich die junge Generation unserer Westnachbarn mit dem Unglück von 1870/71 abgefunden. Für die beiden voraufgehenden Geschlechter war der Krieg eine Wirklichkeit; sie hatten ihn mit eigenen Augen gesehen. In der Zeit, wo andere Knaben noch vom „Pfadfinder" und „weißen Häuptling" schwärmen, hörten sie das Prasseln und Donnern der Kanonen, die in ihre Vaterstadt einschlugen. Ihre Kindheit, ihr Jünglingsalter war tief traurig; und diese Eindrücke wirken bestimmend auf die ganze Geistesentwickelung eines Geschlechts. Für die jungen Männer, die jetzt 20 bis 30 Jahre zählen, hat der Krieg die Farbe des Lebens verloren. Er ist Geschichte geworden. Man beginnt diese Niederlage nicht mehr als eine persönliche Schmach zu empfinden; man sieht sie als eine historische Thatsache an, die ihre Gründe und Ursachen hat, und die gallische Elasticität trägt das ihrige dazu bei, über diese Thatsache hinweg zu kommen. Außerdem ist die chinesische Mauer, worin das französische Geistesleben sich entwickelte, vom Kriege durchbrochen worden. Ihre Bildung hat begonnen, den Blick über den Rhein wie über den Kanal zu lenken. Philologen werden vom Staat nach England und Deutschland geschickt, um fremde Cultur zu studiren und ihrem Vaterland zu Nutz und Frommen umzuwerthen. Männer wie Lichtenberger, Lavisse, Bontrouc sind Verehrer deutschen Geistes und erkennen die Ueberlegenheit deutscher Wissenschaft rückhaltlos an.

Von den politischen Fragen hat sich das junge, gebildete Frankreich den sozialen Problemen zugewendet. „Das Erwachen der soziologischen Tendenz", sagte der junge Bérenger, der Präsident der „Association", in einem Vortrag „macht sich von Tag zu Tag fühlbarer, und ihr Sieg ist nur eine Frage der Zeit. Das Gefühl, das kein Gedanke vereinzelt steht im Leben, daß eine Kollectiv-Seele vorhanden ist, gebildet aus all den anderen Seelen — dieses Gefühl durchdringt alle Hoffnungen, alle Träume, alle Handlungen des jungen Geschlechts." An Stelle des Egoismus tritt das Gefühl der Solidarität. Demokratie und Wissenschaft sollen nicht länger Selbstzweck sein. Diese beiden großen Motoren künftiger Entwickelung sollen nicht in eigenem Dienst arbeiten, sondern sich einem höheren Prinzip unterordnen, das sie versöhnt und zum allgemeinen Fortschritt der Cultur verwerthet.

Die französische Literatur fängt an, sich mit diesem Geiste zu füllen. In Rosny's Werken sind Ansätze zum echt sozialen Roman, dem Roman der Zukunft. Aus dem „Bilatéral", „Nell Horn", „Marc Fane" weht der frische Wind einer neuen Zeit. Die unruhig ringende Seele des Modernen spricht aus diesen Blättern. Aber das Wollen des Dichters ist größer als sein Können. Seine Kunst hat die Mittel der Darstellung nicht in Gewalt. Selbst sein bestes Werk „Marc Fane" krankt an gesuchter Sprache und unreinem Stil. Inhalt und Form bleiben in Disharmonie. Die ersten Proben einer sozialen Lyrik hat Henry Bérenger in seiner „L'Ame Moderne" gegeben. Ein zielbewußter Geist hat diese Verse geschrieben. Der junge Dichter träumt von der Zukunft. Er schildert nicht das lärmende Paris der großen Boulevards, nicht die Welt der Finanzen, des Theaters, der Presse — er wandert durch die

Digitized by Google

Vorstädte, wo Elend und Armuth wohnen; er steht sinnend vor dem Wunder des Eiffel-Thurms, der ihm das Prinzip einer neuen Schönheit enthüllt. „Ich hätte niemals dieses Buch geschrieben", sagt er im Vorwort, „wenn meine Eindrücke, meine Empfindungen, meine Gedanken mich nicht zu dem Glauben geführt hätten, daß in dem beobachteten Schauspiel des modernen Lebens neue poetische Elemente liegen, ein herrlicher Stoff für Symbole, die noch keinen Ausdruck gefunden haben."

Die Weltanschauung Bérenger's und seiner Generation macht Front gegen alle pessimistische Negation. Sie ist positiv, aber sie ist noch nicht durch die Erfahrung gefestigt. Ihre Entwickelung bleibt ein Fragezeichen. Auf der gebildeten Jugend ruhen die Hoffnungen einer Nation. Die Zukunft allein kann beweisen, wie weit sich diese Hoffnungen erfüllen.

Zur Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert.

Von Georg Galland.

Die modernen Künstler haben einen glänzenden Anwalt bekommen. Richard Muther's Geschichte der Malerei dieses noch nicht abgelaufenen Jahrhunderts, von der kürzlich die erste, zwölf Bogen starke Lieferung*) herauskam, nimmt, wenn ich den Verfasser recht begriffen habe, den Standpunkt ein, daß es von den Malern an der Schwelle unserer Zeit im Grunde genommen ein ungeheuerer Mißgriff war, sich die Antike zum Vorbild gewählt zu haben. Alle bisherigen Größen, die sich von der Sonne des klassischen Alterthums bestrahlen ließen, werden in dem Buche entthront und an deren Stelle andere Meister gesetzt, besonders der wahrhaft große Franzose Manet, der keinerlei Beziehungen weder zur Antike, noch zur Renaissance, noch zu den Vertretern des „braunen Gallerietons" hat, sondern der sich „auf den Schultern der Japaner erhob", der „den vollständigen Sturz der akademischen Convention vollendete" und der „mit den Seinigen die Welt eroberte." Das letztere lasse ich dahingestellt, und ich führe diese kurzen Sätze gleich zu Eingang meiner Betrachtung lediglich an, um darzulegen, wohin die Tendenz des neuen Geschichtswerkes steuert. Japan wird hier gleichsam gegen Hellas ausgespielt, und es wird gezeigt, wie den Künstlern der Culturvölker, die von dem Anblick und der Anwendung der Schönheitstile schließlich zum Erbrechen übersättigt waren, der Japanismus angeblich wie eine Erlösung, wie eine Offenbarung der Natur erschien und wie ihnen daraus die Anregung erwuchs, „die Natur ohne Mittler zu sehen und aus eigener Erkenntniß wahr zu sein."

Nicht oft hat uns ein Buch so lebhaft interessirt wie das vorliegende, nicht bloß weil uns die Neuheit und Wichtigkeit des Gegenstandes anzog, sondern vor Allem auch, weil der Autor durch die Eigenart seiner Gedanken, durch seine ebenso geistreiche, wie verständliche und eindringliche Schilderung zu fesseln weiß. Das Bild der künstlerischen Production unseres Jahrhunderts ist so überaus mannigfaltig, die Fäden der künstlerischen Entwickelung erscheinen so vielfach verschlungen, daß es selbst Eingeweihteren nicht immer leicht wird, sich überall zurechtzufinden. Um so verdienstvoller, erfreulicher ist eine Arbeit, wie sie Muther vollbrachte, indem er gleich einem geschickten Gärtner das unwegsame Gestrüpp in einen anmuthigen Park mit breiten Alleen und blumenbepflanzten Spaziergängen verwandelte. Wer ihm ohne Voreingenommenheit folgt, der wird, auch ohne die kritischen Resultate des Verfassers stets überzeugend zu finden, seine Ausführungen, so weit sie ein Bild der geistigen Strömungen bei den modernen Völkern geben und die äußere Entwickelung der Malerei zeichnen, gern billigen. Das gilt natürlich zunächst bloß von dem erschienenen ersten Theile des Werkes, dessen vollständige Disposition indeß gedruckt vorliegt. In letzterer befremdet allerdings, daß Meister wie A. Feuerbach und G. Max schon im ersten Band, dagegen Böcklin, von Marées und Thoma erst am Schlusse des dritten Bandes behandelt werden; aber Muther wird gewiß seinen Grund dafür haben und wir sind begierig, diesen kennen zu lernen.

Was Muther von den modernen Malern wünscht, daß sie gegenüber der Vergangenheit ihre Unabhängigkeit behaupten, ist ihm selbst als Kunsthistoriker im hohen Maße eigen. Er kümmert sich wenig um hergebrachte Urtheile, um bestehende Ansichten über angeblich unsterbliche Thaten, er zertritt manchen alten vergilbten Lorbeer und setzt nicht den bisherigen Kostgängern des Ruhmes, sondern theilweise anderen Jüngern Apolls neue grüne Kränze auf's Haupt. Außer Muther besitzen die modernen Maler in C. Gurlitt einen gleich namhaften federgewandten Wortführer, und ich muß ehrlich gestehen, daß ich bei beiden Schriftstellern sehr viel Schöneres über die Werke der Modernsten, als aus deren Werken gelesen habe. Wohl halte auch ich mit Muther daran fest, daß die Malerei der Gegenwart im sichtlichen Fortschreiten begriffen ist, aber ich urtheile weder so optimistisch über die Heldenthaten der jüngsten Richtungen, wie pessimistisch hinsichtlich der Alten vom Beginn des Jahrhunderts, in deren Schöpfungen Muther nichts Anderes sieht als einen „zünftigen, nachempfundenen, gelehrten Idealismus, der nach erlernten Regeln überkommene Idealfiguren compilirte." Ich halte den Impressionismus zwar für die letzte schöpferische Consequenz auf dem Felde coloristischer Bestrebungen; aber nicht immer bilden die letzten Consequenzen einer Sache deren Höhepunkt, nicht immer ist Fortschreiten gleichbedeutend mit Fortschritt, es gibt auch ein Fortschreiten auf der schiefen Ebene des Verfalls. Und was den Impressionismus betrifft, so halte ich ihn wissenschaftlich für eine unleugbare Errungenschaft, in die Praxis übertragen aber für künstlerische Degeneration. In einem „Tradition und Freiheit" überschriebenen Abschnitt des ersten Theiles sagt Muther: „Jene (die Alten) imitirten den Gallerieton der alten Meister, diese (die Neuen) haben, nachdem der Impressionismus in der umhüllenden Atmosphäre den Träger neuer Harmonien entdeckt, in der freien, rein dichterisch-symphonischen Verarbeitung coloristischer Werthe ein unermeßliches Experimentirungsfeld gefunden." Ja, leider nur ein Experimentirungsfeld, denn über das Experimentiren sind die Matadore der jüngsten Richtungen bis jetzt kaum hinausgekommen.

Ich will den „braunen Gallerieton" keineswegs für immer bewahrt wissen, aber ich hätte gewünscht, daß ihn der Verfasser mehr erklärte. Ueberhaupt scheint mir die herzerfreuende Toleranz, die mancher Kunstschreiber für die künstlerischen Versuche der Modernen verlangt, sich lediglich auf diese beschränken zu sollen. Es ist freilich immer dankbarer, die Partei der Jugend zu ergreifen. Aber vergessen wir nicht, daß es auch eine Zeit gab, da Lairesse „modern bis in die Fingerspitzen" war und Rembrandt zu den „Alten" gehörte. Der heutige Ton der alten Malwerke ist streng genommen auch ein Product ihres Alters, aber er ist vor Allem das Zeugniß eines wahrhaft gesunden, kräftigen Farbengefühls, das ich bei den „Modernen" in der Regel vermisse. Die Alten sahen vielleicht so scharf wie die Jüngsten unter uns, aber sie malten nur das, was sich mit ihrem künstlerischen Gewissen vertrug. Dieses künstlerische Gewissen trägt heute eben den Stempel des fin de siècle. Und haben sich dessen Panegyriker wohl ferner die Frage vorgelegt, wie die Mehrzahl der impressionistischen Bilder nach fünfzig oder gar hundert Jahren aussehen wird, ob dann noch der erkennbare Rest von den Lichteffecten und farbigen Reflexen zweifelhafter Art einen Eindruck auf die Nachkommen hervorrufen wird, vergleichbar dem der Werke der alten Meister? Vor Allem aber sind die Impressionisten und die sogenannten Neuidealisten auf dem besten Wege, das Band zu zerschneiden, welches die Malerei mit dem Volksthum verknüpft hat. Was nützt der laute Beifall der Parteileute, das selbstbewußte rücksichtslose Fortschreiten und die Unabhängigkeit von früheren Kunstanschauungen, wenn das Publikum kopfschüttelnd, befremdet, rathlos vor den Producten

*) München, G. Hirth's Kunstverlag.

Digitized by Google

dieser Maler steht, wenn die Malerei schließlich nur dem übereizten Gaumen einer kleinen Zahl Gourmands ästhetischen Genuß gewährt? Weder der Kunst, noch auch den Künstlern ist damit gedient. Erstere soll geistiges Volksnahrungsmittel sein, wenigstens ist sie das in den besten Zeiten gewesen. Das Publikum will sich des Anblicks der Kunstwerke erfreuen und diese in den üblichen wohlfeilen Reproductionen gern vor Augen haben. Oeffentliche Kunstausstellungen gab es übrigens schon früher, wenigstens waren einige der alten holländischen kamern van pictura wie Kunsthallen eingerichtet; und auch in der merceria zu Venedig soll vor Jahrhunderten Aehnliches bestanden haben. Das coloristische Ziel, das sich, nach Muther, die moderne Malerei setzt, wird jedenfalls nur unter Verzicht auf Volksthümlichkeit zu erreichen sein.

Nun pflegen Manche zu sagen, auch Böcklin, Thoma, Manet, Besnard u. A. sind früher verlacht worden, jetzt finden sie Bewunderung. Also wird es gewiß auch den Jüngsten, Verwegensten unter den Modernen einmal ergehen. Ich will in keines Pinselstreichers Brust messianische Hoffnungen ertödten, aber gegen obige Illusion muß ich mich wenden. Nichts ist verkehrter, als zu glauben, jene Meister werden heute ehrlicher verstanden und aufrichtiger geschätzt als ehemals. Wer z. B. die Gelegenheit sucht, in der Berliner Nationalgallerie Urtheile unbeeinflußter naiver Leute über Böcklin'sche oder Uhde'sche Bilder zu hören, der wird erstaunt sein über die Aehnlichkeit der kritikübenden Stimmen in einem Zeitraum von zwanzig Jahren. Auf den Uhde'schen Christus, der ein Mägdlein tröstet — eine Figur, die mich persönlich nicht wenig fesselte — hörte ich unlängst eine Dame sprechen, er sehe doch wahrlich aus wie ein gewöhnlicher Handwerksbursche, und ich glaube, sie hat Tausenden aus der Seele geredet. Uhde, der hinsichtlich seiner religiösen Empfindungsweise durchaus auf Rembrandt's Schultern steht, geht von der anfechtbaren Voraussetzung aus, als sei das Volk heute noch so kindlich und glaubensstark wie vor einem Vierteljahrtausend. Nein, das moderne Volk steht auf einem anderen geistigen Niveau, es ist theilweise sogar kirchlich indifferent. Und nach meinem Gefühl basirt die Uhde'sche Anschauungsweise lediglich auf Reflexion. Denn ich vermisse den Boden, auf dem sie natürlich und unmittelbar gewachsen ist, wie Rembrandt's Bibelillustration zu Leyden, in jener Stadt, die sich nach denkwürdigen ergreifenden Schicksalen damals in der That einer übertriebenen Religiosität hingab. Ich halte also daran fest, daß sich das Urtheil der maßgebenden Laienwelt gegenüber jenen Meistern nahezu unverändert erhalten hat. Weil einmal ein findiger Kopf über Nacht auf die Idee kam, einige Dutzend Malereien von Thoma in die Berliner Akademische Ausstellung zu bringen — dieses Ereigniß kann um so weniger als glücklicher Gegenbeweis angesehen werden, als ja die Bilder nach wie vor unverkäuflich blieben, trotz aller Posaunenstöße einer unerhörten Reklame. Nur das absprechende Urtheil ist naturgemäß milder geworden, je mehr man sich an den sonderbaren Anblick dieser Bilder gewöhnen konnte. Die Macht der Gewohnheit stumpft bekanntlich das leibliche und geistige Sehvermögen ab, und da die Jüngsten ihre Vorläufer noch übertrumpften, so brannte, um mit Shakespeare zu reden, ein Feuer nur das andere nieder. Auch haben die Speculation der Bilderagenten und der Bildersport, der mit der Mode geht, das ihrige gethan, um unter den Eingeschüchterten und Schwankenden Proselyten zu machen. Ich spreche hier durchaus objectiv und betone, daß ich Böcklin hochschätze, obwohl die mythenhafte Gestaltenwelt eines Rubens und Jordaens, die Stimmungslandschaft eines Rembrandt unvergleichlich viel tiefer und nachhaltiger als Böcklinische Schöpfungen auf mich wirken.

Ich werde mich daher hüten, Böcklin mit gewissen anderen Matadoren der Gegenwart in einem Athem zu nennen. Böcklin hat, wie die Meister der Vergangenheit, durchaus einfach begonnen und erst mit wachsendem Können seine Originalität, seine fesselnde Individualität gleichsam herausgearbeitet. Eine echte Künstlerlaufbahn wird niemals ohne Metamorphosen sein; und sie läßt sich auch nicht von hinten anfangen. Dichter mögen früher fertig sein, aber vom Maler verlangt man, daß er zunächst Beweise eines sicheren Könnens liefert, ehe er eine künstlerische Eigenart, hinter der sich vielleicht Unfähigkeit verbirgt, zur Schau stellt. Technische Grünlinge dürfen nicht das Recht der Künstler, uns für ihre subjective Naturanschauung zu interessiren, genießen. Sonst belohnen wir schließlich noch die Farbenblindheit. Auch herrscht heute wohl die Ansicht, daß es um so rühmlicher ist, je gewaltsamer man mit jeglicher Ueberlieferung bricht und je fanatischer und einseitiger man das Neue ausbildet. Dem gegenüber belehrt uns z. B. das Quattrocento, welches ja so mancherlei Verwandtschaft mit der Gegenwart besitzt, daß nicht Castagno und Uccello, die sich einseitig auf den neuen Standpunkt ihrer Zeit stellten, sondern Masaccio und Ghiberti, von denen jener an Giotto anknüpfte, dieser den gothischen Gewandstil modificirte, wahrhaft große Künstler und auch Techniker waren. Von Michelangelo — fürwahr einem unabhängigen Geiste — stammt das schöne Wort, das sich Muther zu nutze macht: Wer hinter den Anderen hergeht, kommt nie an ihnen vorüber. Zwischen Vorübergehen und Vorauf- oder Abseitsgehen ist denn doch ein ziemlicher Unterschied, den freilich manche Jüngstmoderne nicht berücksichtigen.

Muther schreibt in der Einleitung seines Werkes: „Nicht denjenigen, deren Thätigkeit darin bestand, die künstlerischen Bedürfnisse der Zeit — wenn auch noch so geschickt — aus dem Vorrath fertiger überlieferter Formen zu decken, sondern den Pfadfindern, die vorwärts gingen und Neues schufen, hat unser Cultus zu gelten." Und nun beginnt er mit den Anfängen der modernen Kunst in England, mit Hogarth, Reynolds, Wilson, Gainsborough, die er und mit ihm Andere für Pfadfinder halten. Seit Hettner die Engländer als die großen literarischen Pionire der Neuzeit feierte, wird es immer mehr Mode, die britischen Geister als die Bahnbrecher in der modernen Culturbewegung Europas zu betrachten. Ihre Rolle als geistige Führer spielten sie indeß keineswegs aus sich heraus, sondern sie wußten sich hierin eine von den Holländern längst vor ihnen begründete Mission anzueignen. Und wie sie z. B. zahlreiche Namen der von jenen zuerst betretenen transoceanischen Gegenden, wie Neu-Holland, Neu-Amsterdam in Australien, New-York, verwandelten, so klebten sie auch sonst wohl oft nur englische Marken auf holländische Waaren und Werthe. Treitschke bemerkt in seinen Historisch-politischen Aufsätzen u. A., daß schon hundert Jahre vor Adam Smith der Leydener Maler Franz von Mieris in einem Briefe an Hugo de Groot, den Begründer des humanitären Völker- und Naturrechts, den Satz schrieb: „Der Rechtsgrund des Eigenthums ist die Arbeit." Viele die moderne Nationalöconomie beschäftigenden Fragen der Gegenwart waren notorisch bereits von den Zeitgenossen Rembrandt's aufgeworfen. Und es wundert uns selbst nicht, wenn wir vernehmen (Treitschke), daß eine so moderne Institution wie die Civilehe in Holland schon im Jahre 1656 eingeführt worden ist. Demungeachtet segeln nicht wenige geistige Errungenschaften von dort heute unter englischer Flagge. Selbst unsere Kunsthistoriker, die überall anders so gewissenhaft auszuspüren wissen, was entlehnt und was ursprünglich ist, neigen gegenüber der britischen Großmannssucht zu bedenklicher Nachgiebigkeit und Vergeßlichkeit. Sie sehen die englische Portraitkunst seit Reynold's für musterhaft originell an, trotzdem man dort noch heute nicht die Schule van Dyck's überwunden hat, sie preisen sogar die Einzigartigkeit der dortigen Präraphaeliten, trotzdem schon aus diesem Namen das Unsinnige ihres Optimismus, der, wie gesagt, gegenüber den Briten jetzt gewissermaßen zum guten Ton gehört, deutlich hervorgeht.

Auch Muther, der sonst mit bewunderungswürdigem Scharfblick den Dingen auf den Grund geht, vergißt ganz das holländische Vorbild William Hogarth's, den großen Jan Steen, hinzuweisen, der doch ebenfalls moralisirt und in seinen Gemälden, freilich nur mit rein malerischen Mitteln, Lüderlichkeit, Völlerei, Beschränktheit, Verliebtheit ꝛc. in seiner keck übersprudelnden, saftigen, urfrischen Weise gegeißelt hat, nicht in der forcirten steifleinenen Manier des britischen Nachahmers. Als zopfiger Prediger ist Hogarth dem holländischen Naturkinde zweifellos überlegen gewesen, als Künstler steht er

Digitized by Google

klaftertief unter ihm. Auch das, was Reynolds wie Gainsborough als Portraitisten van Dyck verdankten, was Gainsborough als Landschafter namentlich Adr. van de Velde und Karel Dujardin entlehnte, machte die beiden Engländer nicht gerade zu eigenartigen Pinselführern. Trefflich ist Muther's Charakteristik der Werke und der Persönlichkeit des Spaniers Goya, der sich allein vor Rembrandt neigte. Ebenso glücklich werden die Beziehungen Watteaus zu Rubens und Teniers erläutert. Die alten Venetianer und Rubens haben bekanntlich zuerst galante erotische Scenen gemalt, und die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts standen auf deren Schultern, genau so selbständig oder unselbständig wie später David und seine französischen und deutschen Genossen auf den Schultern der antiken Meister, die doch für jene lediglich Bildhauer waren. Was aber die Einen, hinsichtlich der Originalität, über die Anderen stellen soll, vermag ich nicht einzusehen; oder darf diesen nicht billig sein, was jenen recht ist? Auch Chardin, der an Dou erinnert, und Greuze, der wie ein verwässerter süßlicher Mieris aussieht, beweisen nur, daß damals in Frankreich bloß ein Wiederaufleben der niederländischen Kunstidee eintrat. Nachdem diese dann durch den Klassicismus und auch durch die Romantik unterdrückt wurde, gelangte sie später abermals zur allgemeinen Anerkennung. So wenig unser Autor sich für die beiden „reactionären" Kunstrichtungen, Klassik und Romantik begeistert, weiß er sie dennoch aus dem Geist jener Vergangenheit überzeugend zu erklären. Er kann und will es nicht ableugnen, daß die damaligen Meister, David, Carstens u. s. w., die Vorliebe und das Sehnen der feinsten Geister ihrer bedeutsamen Zeit künstlerisch zum Ausdruck brachten. Und eben deshalb erscheinen sie mir weit größer als sie Muther darstellt. Jede Zeit hat ihre besondere Wahrheit, auch bezüglich der Kunst, und nur nach dieser Wahrheit haben die Geister zu forschen. Möge uns die Fortsetzung der gediegenen Arbeit des jungen Gelehrten zeigen, wie sich die Maler der nachklassischen Perioden unseres Jahrhunderts künstlerisch zu dem gestellt haben, was die Besten ihrer Zeitgenossen und nur diese für wahr und erreichenswerth gehalten haben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Renn-Lene und ihr Junge.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.
Aus dem Schwedischen von E. Langfeldt.

Sie war siebzehn Jahre alt und hatte in ihrem ganzen Leben nicht einen Freudentag gehabt. Sie war siebzehn Jahre und wußte nicht, was es heißen will, von Mutterarmen umfangen, von zärtlichen, wenn auch rauhen Händen geliebkost zu werden, und sie hätte beinahe die Male zählen können, wo sie sich satt gegessen hatte, wirklich satt, so satt, daß sie nicht mehr mochte. Sie konnte sich weder ihres Vaters, noch ihrer Mutter erinnern. Der Vater war in das Zuchthaus gesteckt, weil er auf dem Markte zu Tjursbacke einen Menschen todtgeschlagen hatte, und die Mutter war gestorben, ehe Lene gehen konnte. Da mußte denn Lene für 27 Thaler zu einem Schuhmacher „ausgethan" werden. Dafür sollte er das Kind nähren, kleiden und ihr die nöthige Elternliebe geben. Aber die 27 Thaler gingen ganz in Brotrinden, kalten Kartoffeln, dünnem Mehlbrei und alten Lappen um den kleinen Leib auf, so daß zur Elternliebe nicht einmal ein Drittel Thaler übrig blieb.

Sie war nicht groß, das weiß Gott, wie sie da auf dem Fußboden herumkroch; sie war bleich und mager, ach so mager, daß sich der kleine braune Leib mit dem harten Brustkorbe unter dem grauschwarzen Leinen ganz wie ein leckes Anchovisfäßchen anfühlte. Doch trotzdem war sie überall im Wege, wurde von einer Ecke der Stube in die andere gepufft und geknufft und mußte hören, daß sie „wie ein Vieh fräße." Sobald die schmalen, knochigen, zitternden Finger etwas festhalten konnten, begann man Nutzen aus ihr zu ziehen. Sie mußte das Unkraut im Gärtchen ausreißen, Futter für das Schwein holen, Kindermädchen spielen und Reisig im Walde sammeln. Aber dafür ging sie auch auf der Auction der Armenordnung im Preise herunter und wurde statt für 27 Thaler für nur 10 „ausgethan." Dann ging sie in den Confirmationsunterricht. In schlechteren Kleidern als alle anderen Mädchen des Kirchspiels. Und wenn die anderen Mädchen ihre kleinen Bündel aufmachten und die Knaben mit Kringeln tractirten und dafür Gerstenzucker zum Dank erhielten, empfing Lene Spottreden in's Gesicht und Schneebälle auf den Rücken, wurde in den Graben gestoßen und mußte allein gehen. Und sie dachte, wie wunderlich doch die Lehre von einem Gotte sei, der Alle gleich lieb hat, und von einem Erlöser, der sogar für sie gestorben sei. Aber nachdem sie vor „dem Altar gestanden", war sie frei, das heißt, sie konnte sich nun selbst verkaufen, anstatt auf der Auction im Gemeindehause verhandelt zu werden. Und so verkaufte sie sich an einen Hofbauern im Weiler für 20 Reichsthaler im ersten und 28 im zweiten Jahre.

Der Hofbauer hatte Arbeit genug, aber er hatte auch Milch in der Mehlsuppe und Speck auf dem Räucherboden, und die Hausmutter war nicht schlimm. Mit Schlägen und Hunger war es nun vorbei. Da wurde die schmächtige Gestalt stärker, die wettergebräunten Arme wurden rund und der Rücken gerade; Farbe kam in die Wangen und Lebensfreudigkeit in die Augen. Hübsch konnte sie nie werden, aber sie wurde „ein appetitliches Wild" auf dem Jagdgrunde der Lüftlinge. Das Blut ist heiß mit siebzehn Jahren, und der Sommer ist so schön im Juni. Es war so wunderbar, an den warmen Sommerabenden freundliche Worte zu hören, und so wunderlich, daß einmal eine liebende Hand die Wangen der armen Lene liebkoste. Niemand hat sich sonst um sie gekümmert, niemand freundlich mit ihr gesprochen, jedem war sie im Wege gewesen. Und nun! nun suchten warme Blicke die ihren, nun wurde sie von starken, liebebebenden Armen umschlungen, nun brannten heiße Küsse auf den zuckenden Lippen der armen Lene. Denkt nur, Lene war einem Anderen etwas, und es gab Einen auf der Welt, der sie nicht verachtete. So war es auch — einen ganzen Sommer lang, aber im Herbst wußte das ganze Dorf, daß des Hofbauern Bube Armen-Lene an der Nase herumgeführt hatte.

Wenn das Heim des Reichen sich um die junge Gattin schließt, liegt etwas unbeschreiblich Rührendes in der Mutterschaft eines Kindes, doch über Armen-Lene schwebte kein poetischer Schimmer. Die Eltern ihres Verführers jagten sie fort, der Gemeindevorsteher miethete sie in der Kammer der Feldhütte ein und Lumpen-Mia aus dem Armenhause hielt ihren Knaben über die Taufe. Denn sie war ja ein Abschaum, ein Auswurf; vor zwei Jahren war sie erst confirmirt und nun betrug sie sich so.

Nachdem sie eine Vierteltonne Gerste und drei Reichsthaler verzehrt, sagte der Vorsteher, daß die Gemeinde das ihrige gethan hätte; Lene sei nun wieder wohlauf und müsse sich selbst versorgen. Sich und den Jungen!

Sie weinte und fragte, was sie mit dem Knaben anfangen solle, wenn sie auswärts einen Dienst bekäme. Der Gemeindevorsteher hielt ihr vor, sie hätte wohl gethan, sich das zu überlegen, ehe sie sich in solche Sachen eingelassen hätte.

Nun begann der Kampf mit dem Leben ernstlich. Im ersten Jahre brachte sie sich mit Spinnen, Strumpfstricken und Hungern durch. Nach den auf dem Lande üblichen Preisen bringt das Spinnen höchstens 37 Oere die Woche ein.

Als der Knabe ein Jahr alt war, mußte er sich selbst warten. Dann ging Lene zum Dreschen auf den Gutshof, beinahe den ganzen Winter für acht Schilling täglich und Beköstigung. Morgens löschte sie das Feuer im Herde, legte Messer, Scheere und Stopfnadel auf das Wandbrett, verschloß die Thür und bat die Besitzerin der Feldhütte: „Sieh 'mal nach ihm, Lisa, und wenn er gar zu sehr brüllt, gib ihm von den Brotrinden, die auf dem mittleren Ofenbrett liegen." Und damit war die Sache gut.

Im Frühling und im Sommer arbeitete sie auf den Feldern de

Digitized by Google

Bauern. Dabei erhielt sie Essen und zwölf Schillinge. Im Herbst half sie beim Kartoffelausnehmen. Auch dann bekam sie zwölf Schillinge, aber, weil die Tage kürzer waren, keine volle Beköstigung, sondern nur zwanzig gekochte Kartoffeln jeden Mittag. Von dieser Zeit an begann man sie „Renn-Lene" zu nennen, weil sie bald hier, bald da arbeitete.

Sie war rasch und tüchtig in ihren Leistungen. Sie mußte sich den Ruf als beste Arbeiterin des Dorfes erwerben und ihn auch behaupten, um sicher als Vertreterin zugezogen zu werden, wo man Hülfe brauchte. Der Rücken mochte schmerzen und die Knie zittern, so viel sie wollten, sie mußte sich so halten, daß, wenn das Unkraut die Kartoffelpflanzen beinahe erstickte oder das Korn in der Erntezeit nachblieb, der Bauer jedesmal sagte: „Es bleibt nichts Anderes übrig, wir müssen Renn-Lene kommen lassen."

Wenn die Sonne unterging und die Dämmerung sich auf das Feld niedersenkte, wenn die Tannen am Waldwege dunkel wurden und die Eule ihre Jungen zum Abendessen rief, dann hörte man stets ein Paar nackte Füße leise und schnell über die abgefallenen Nadeln schreiten, da hörte man einen trockenen, pfeifenden Husten vor der Feldhütte. Das war Renn-Lene, die mit schmerzendem Rücken und stechender Brust heim zu ihrem Jungen eilte.

Je näher sie der rasenbedeckten Hütte kam, desto heftiger klopfte das Herz unter dem grauen, schweißfeuchten Hemd, desto schneller schlugen die schmutzbedeckten Beine gegen den zerlumpten Rock. Ach, er konnte ja in die Höhe gekrochen und aus dem Fenster gepurzelt sein, wenn sie auch den Tisch von der Wand abgerückt hatte. Er konnte ja auf die Kisten geklettert sein und sich den Hals gebrochen haben! Sie hatte nicht auf der Menschenfleischauction im Gemeindehause gezittert, als der Schuhmacher mit einem Blick auf ihre zarten Glieder 17 Kronen 50 Oere bot und der Tagelöhner schrie: „Für 100 Thaler will ich das Geschöpf gleich nehmen!"

Als die Frau des Hofbauern, deren Sohn Lene's Leben zerstört hatte, sie aus der Thür stieß und rief: „Raus mit Dir, Kanaille, Du hast mein ganzes Haus in Aufruhr gebracht!" da hatte sie nicht gezittert. Aber sie zitterte für den kleinen Peter, ihre personificirte Schmach und Schande, für das Kind, das ihr das Streben nach dem täglichen Brot doppelt schwer machte.

Und war der Kleine frisch und wohlauf und kroch unter der Lumpendecke hervor und rief: „Mutter!" oder stand er an der Thür und weinte, oder hatte er auf dem Fußboden geschlummert mit der Hand unter der mageren, blassen Wange, dann war sie froh, von Herzen froh und das war ihre einzige Freude im Leben. Sie küßte ihn selten, sie liebkoste ihn nicht, aber ihr armes Herz klopfte so warm, so warm als ob es gegen den feinsten holländischen Battist schlüge. — Dann zog sie ein paar Tropfen Milch in einer Flasche hervor, die sie da, wo sie arbeitete, geschenkt erhalten hatte, oder ein wenig Wursthaut, die sie vom Abendbrot der Knechte geschmuggelt, auch wohl einen Hering, den sie im Dorfladen gekauft hatte. Dann machte sie Feuer im Herde, nahm Peter auf den Arm, fütterte ihn und schwenkte ihn hin und her. Ihre Kniee schmerzten und ihre Augen starrten in das Feuer. Zuletzt schlummerte Peter ein, das Reisigbündel erlosch und der Regen schlug immer härter gegen das graue Papier, das sie über die zerbrochene Fensterscheibe geklebt hatte.

* * *

Es war am Tagesanbruch eines Morgens kurz vor Weihnachten und die Drescharbeit auf dem Gutshofe sollte gerade beginnen. Die Ochsen waren vorgespannt und der Oberknecht im großen Schurzfell stand breitbeinig am Meßtisch mit der Hand am Sternrad, um es in Schwung zu bringen. Drinnen auf der Tenne tagte es noch nicht; durch die Dachluke fiel ein trüber Schimmer auf die Knechte, die mit ihren Schaufeln das Stroh aufschüttelten. Die Tagelöhnerdirnen lösten schon die Garben, und die Zugochsen, die wußten was nun kommen würde, ließen das Wiederkäuen. „Alles in Ordnung?" — „Nein, halt! Renne-Lene soll unten am Cylinder harken, und sie ist noch nicht hier." — „Daß die dumme Kuh nicht aufpassen kann!" — Man wartete fünf, beinahe zehn Minuten. Dann übernahm eine andere das Harken und der Statthalter gab sein Urtheil dahin ab, daß Renn-Lene keine Arbeit wieder auf dem Hofe haben solle, weil sie so wenig zuverlässig gewesen sei. Doch das machte nichts aus, denn Renn-Lene brauchte keine Arbeit mehr. Der Staub der Tenne und die Dezemberkälte hatten ihr Werk vollbracht. Am vergangenen Abend hatte sie auf dem Heimwege durch den Wald zwei Mal stehen bleiben müssen. Sie hatte die Stirn gegen eine Birke gestützt, und rothe Tropfen waren über ihre bleichen Lippen gequollen. Zuerst langsam, zuerst zwei und wieder zwei, wie Thränen bei Menschen, der selten weint, dann aber rasch und reichlich, wie der Strom aus eines Kriegers Wunden. Renn-Lene war ja auch auf ihrer Walstatt gefallen. Dann wankte sie in die Hütte, gab dem kleinen Peter Brot und Kartoffeln, machte wie gewöhnlich Feuer im Herd an und setzte sich davor mit dem Kinde auf dem Schoß. Warme, klare Tropfen fielen auf die Wangen des kleinen Kerls.

„Mutter, nun leckt das Dach wieder!" weinte der Kleine.

Da lächelte Renn-Lene zum ersten Male seit langer, langer Zeit und wischte sich mit dem nassen Rockzipfel die Thränen aus den Augen. Dann gingen sie beide zur Ruhe und schlummerten tief und schwer.

* * *

„Mutter, hast Du noch Kartoffeln, ich bin so hungrig?" jammerte der Kleine, als er in der Nacht erwachte.

Aber die Mutter schlief und hörte nicht.

So kroch er denn wieder unter die Decke und legte sein Köpfchen fest an der Mutter Brust. Nach ein paar Minuten stöhnte er wieder:

„Mutter hast Du nichts, was Du mir anziehen kannst? Mich friert." Aber Renn-Lene rührte sich nicht. Sie wollte wohl einmal richtig ausschlafen. Da fing Peter an zu schluchzen und zu wehklagen. Er kroch bis an die Kopflehne, fuhr mit seinen kleinen, kalten Fingern über die dünnen Flechten der Mutter, streichelte ihren Hals und verbarg sein Gesicht an ihrer Wange.

„Mutter, liebe Mutter, lege im Herd nach. Ich bin so bange, so bange!" Lauter und lauter wurde das Geschrei des Kindes. Zum ersten Male hatte Renn-Lene keinen Trost für ihren kleinen Peter. Steif und kalt lag sie da und war für immer eingeschlummert, schlief schwer und tief wie nach einem schweren und langen Tagewerk.

Der kleine Peter weinte heftig und verzweifelt. Er legte seine Arme um der Mutter Hals, er streichelte, er liebkoste sie, er rief, er bat. Schließlich kroch er aus dem Bette und lief nach der Thür, schlug mit dem Kopfe dagegen und wimmerte:

„Macht auf, macht auf!"

Aber der Eigenthümer der Feldhütte und seine Frau schliefen fest und hörten ihn nicht. Er lief zum Herde, erfaßte den kleinen Topf, fand darin noch eine vergessene Kartoffel und begann zu essen. Aß und weinte. Aber mehr und mehr ergriff die Nachtkühle seine zarten Glieder und schluchzend lief er auf dem Fußboden umher, stieß sich am Tische und rief: „Liebe, liebe Mutter!"

Zuletzt weinte er sich auf dem eiskalten Fußboden in den Schlaf. In seiner krampfhaft zusammengeballten Hand hielt er den Holzschuh der Mutter und sein kleiner, bleicher, weißer Kopf lag auf der Thürschwelle.

So fand ihn die Dezembersonne, als sie am Morgen endlich, kalt und bleich, langsam über dem Waldrande emporstieg und das kleine, verklebte Fenster der Waldhütte traf.

So fand auch der Gemeindevorsteher — als er Mittags kam und die Thür erbrach — Renn-Lene und ihren Jungen.

Aus der Hauptstadt.

Die beleidigte Majestät.

„Wer mich und meine Handlungen tadelt, zeigt die gute Absicht, mich belehren und besser machen zu wollen. Sollte er dabei den schuldigen Respect außer Augen setzen, so mag ihm das der guten Absicht wegen verziehen werden." So decretirte Joseph II. von Oesterreich. Und ein Pendant zu dem schönen, klugen Worte gab vor nicht zu langer Zeit

Digitized by Google

Khedive Ismail von Egypten, auch ein kluger Herr, der ganz genau den Werth des Widerspruchs kannte und daher fünfzehn seiner Paschas zur Opposition abcommandirte. Als die wackeren Greise sich submissest ersterbend dessen weigerten, ließ er ihnen die Bastonade geben, bis sie ihre Loyalität verloren hatten und zu Sr. Majestät getreuester Opposition, den durch Virchow berühmt gewordenen guten Republikanern, übergingen. Ismailischer Witz ist selten im Abendlande, wo man in der Politik blinden Fetischdienst verlangt oder intoleranten Atheismus. Zwar Graf Caprivi, der nicht aus Begeisterung für seine gute Sache, sondern weil er dazu abcommandirt worden ist, im Amt bleibt, hat egyptischen Geistes einen Hauch verspürt. Aber auch er ward pedantisch. Seit ihm nämlich sämmtliche Kreisblätter trotz der Sonntagsruhe siebenmal in der Woche mittheilen, daß er unbedingt der größte Staatsmann des Jahrhunderts ist, geht es mit ihm bergab; er glaubt den Betheuerungen seines Preßbureaus und haßt die Widersacher. So verschärft sich unnütz der politische Kampf. Die freisinnige Partei aber, der man doch im Allgemeinen viel Humor zutraut, obgleich sie allein in Berlin vier Witzblätter herausgibt, auch sie versteht die Sache nicht von der spaßhaften Seite aufzufassen; sie simulirt noch immer, ohne ihrer zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Waden zu gedenken, Opposition gegen Krone und Regierung und entrüstet sich um so lauter, schimpft um so fanatischer, je weicher es ihr um's Herz ist. Es könnte die heutige Operetten-Politik so schön in Ruhe und Frieden heruntergespielt werden, wenn die Einen josefinisch dächten und die Anderen sich der Bastonade erinnerten . . .

Wir befinden uns in der Aera der Majestätbeleidigung-Prozesse. Und wenn die Staatsanwalt-Substituten geriebener, die Missethäter nur unwesentlich dümmer wären, sähe sich unsere Obrigkeit gezwungen, an patriotischen Festtagen ganze Rudel Depoträuber und holder Megären zu begnadigen, nur um Platz für politische Verbrecher zu schaffen. Den Staatsanwälten ist ihr Eifer nicht zu verdenken. Man muß die Blätter des hauptstädtischen radicalen Flügels der freisinnigen Partei lesen, um zu wissen, welche Infamien Tag für Tag ungestraft gegen unseren christlichen Glauben, gegen unser Heer, gegen den Thron geschleudert werden. Selten nur gelingt es, einen dieser sittlichen und politischen knownothings abzufangen; zumeist ist die strafbare Beleidigung mit Spitz-Bubenschlauheit cachirt, und zieht dennoch einmal der Staatsanwalt das Netz zu, so hat er nicht den wirklichen Thäter, sondern irgend einen wegen Unredlichkeit stellenlosen Hausknecht oder pensionirten Arbeitshäusler erwischt, der als verantwortlicher Sitzredacteur zeichnet und nebenher Botengänge für die Expedition besorgt. Diese Abart der Presse schädigt den monarchischen Gedanken auf's Empfindlichste. Beschimpft in irgend einer Dorfkneipe ein trunkener Pollack den Kaiser oder die kleinen Prinzen, so geben selbst seine bezechten Cumpane wenig auf die unfläthigen Reden des plumpen Narren; verhöhnt aber in einem zur Schande unseres Volkes vielgelesenen Tageblättchen Jemand, der von deutschem Wesen so wenig wie jener Pollack und von deutscher Grammatik auch nicht viel mehr weiß, den Kaiser und kaiserliche Handlungen, so vernehmen am nächsten Morgen zehntausend urtheilslose kleine Leute das boshafte Gerede und prägen es sich wohl ein. Jeder Freund der Monarchie weiß, wie sehr diese fortgesetzten Nadelstiche schaden, und es ist ganz erklärlich, daß unsere Richter, die Menschen sind wie wir, ihrer Erbitterung über das schmachvolle Treiben durch exemplarisch hohe, abschreckende Strafen Ausdruck verleihen — sobald die Nürrenberger eben einen haben.

Es wäre verkehrt, aus dieser unendlichen Prozeßkette auf das Verhältniß des Monarchen zu seinem Volke schließen und so sehr ungünstige Ergebnisse herausrechnen zu wollen. Man darf im Gegentheil wohl sagen, der Kaiser ist heute trotz aller Fehlgriffe seiner Regierung im ganzen Reiche populärer als je vorher. Die hinterlistigen Hetzereien einer in ihren Mitteln nicht wählerischen Presse hatten auch bei besonnenen Leuten ein Vorurtheil gegen ihn erweckt, das keineswegs leicht zu zerstreuen war; aber der jugendfrische, werkthätige Eifer, mit dem er an seine Aufgabe ging, eroberte ihm rasch die Herzen der Wohlmeinenden. Wie niedrig man immer die Erfolge seiner politischen Reisen veranschlagen mag (vielleicht kommen wir nicht einmal auf die Kosten der Geschenke dabei); wie sehr man die unnöthig harte Entlassung Bismarck's, die späteren Thaten des neuen Kurses bekritteln mag: aus allen Handlungen und Worten des Monarchen spricht eine stolze Individualität, ein nicht gewöhnlicher Geist, etwas wie faustischer Schaffensdrang. Bismarck soll anders darüber denken, aber ich bin es nicht allein, der im Angesicht dieses Monarchen das Gefühl hat, als wäre er berufen, Gewaltiges zu leisten, das Schicksal und der Befreier seines Volkes zu werden. Ueber ihn sind keine Richter als Gott und als die Geschichte; an ihm liegt es, mit seinem Pfunde in rechter Weise zu wuchern und es nicht in tausend Einzelheiten zu verausgaben. Monarchenreden haben mich immer schwer gelangweilt, denn hinter ihren ungefügen Satzconstructionen sah ich immer die katzbuckelnden Autoren, die schweißtriefenden wirkl. geh. Räthe, die Herren Derselbe, Letzterer, Dieser und Jener. Als ich aber den Kaisertoast las, worin Wilhelm II. erzählte, wie er in dunkler Sternennacht auf dem Deck des wellenumrauschten Oceandampfers einsam mit sich zu Rathe gegangen sei über sein und seines Deutschlands Geschick, da ward mir klar, daß dieser Hohenzoller keinen Berather, sondern nur subalterne Executivbeamte um sich dulden durfte, daß man zwar schnödes Unrecht that, ihn mit Friedrich II. zu vergleichen, daß aber der Geist der Joachime in ihm wieder lebendig geworden ist. Eine Weile lang schien es, und es scheint noch, als hätte der Mißerfolg seiner anfänglichen Reformpolitik den Kaiser niedergedrückt und müde gemacht, der frumbe „Reichsbote" durfte nicht mit Unrecht elegische „Hymnen der Arbeit" singen; aber diese Verstimmung wird vorübergehen, wie die Episode Caprivi.

Sueton erzählt von Tiberius' phosphorescirenden Augen, die die finsterste Nacht durchspähten: solche Augen braucht ein Fürst an der Wende dieses Jahrhunderts. Es will mir scheinen, als besitze Wilhelm II. sie. Als ahne er, was hinter diesen Tagen im dicken Nebel verborgen liegt, als sei er entschlossen, das Schrecklichste, die Herrschaft des Gesindels, von uns abzuwenden. Als hindere ihn aber ein beklemmendes Gefühl der Verantwortung, hohenzollern'sche Bedachtsamkeit und noch ein drittes retardirendes Moment, das ich nicht nennen will, daran, va banque zu spielen, mit kühner Hand durchzuführen, was er in schwarzer Sternennacht auf donnerndem Meere als unumgänglich nothwendig erkannt hat. Wilhelm II. weiß genau, was es mit den mystischen Vorstellungen vom Gottesgnadenthum auf sich hat; er ist in dieser wie in manch anderer Beziehung ein ganz modern empfindender, skeptisch veranlagter Mensch. Die ihn einen Romantiker auf dem Thron genannt und die ihm sozialistische Neigungen nachgesagt haben, irren weit vom Ziele ab; sie capriciren sich auf Aeußerlichkeiten, die einen ganz anderen Sinn haben. — Durch die Brust des Enkels ziehen Gedanken, wie sie dem todten Heldenkaiser und seinem josefinisch gesinnten Sohne nie gekommen sind, und gegen diese Gedanken setzt er sich zur Wehr, er will sie nicht wahr sein lassen, er will nicht. Was er von den Vätern ererbt hat, will er seinem Nachfolger in unbeschädigter Pracht hinterlassen. Und um die Welt nicht wissen zu lassen, wie er in der siebenten Kammer seines Herzens denkt, darum greift er zu stolzen, vielleicht überstolzen Worten, wie sie sein von Zweifeln am Gottesgnadenthum nie geplagter Großvater nicht fand. So sind jene Reden entstanden, vor denen das Philisterium auf's Aeußerste erschrak, jene Reden, die Hans Delbrück verschämt „absolutistische Velleitäten" nannte und die doch nichts waren als selbstverschriebene Arzneien für das Gemüth eines Mannes, der, mit sich selber uneins, sein von widersprechenden Empfindungen bewegtes Herz mit starken, kühnen Worten beruhigen wollte. Darum, aus diesem Zwiespalt heraus, ward cäsarischer Pomp entfaltet, wurden vergessene Hoftrachten, Hofvergnügungen, Hoftänze, Symbole alter, königlicher Herrlichkeit wieder an's Licht gezogen. Aus diesem Zwiespalt heraus unterblieb aber auch, was unerklärlich wäre bei einem Fürsten, dem Romantik und Prunk Herzenssache sind, die Krönung in Königsberg; darum vermied Wilhelm II. in seinen Erlassen das majestätische „Wir" und sprach nur noch im Singular von sich.

Auf psychologische Künste haben sich unsere Hauklotz-Politiker nie verstanden und die Wählermassen erst recht nicht. Man beurtheilte des Kaisers Thun und Treiben nach Schema F und war mit Erklärungen allewei rasch bei der Hand. So neulich, als das Gerücht umging, auf kaiserlichen Jagden hätten Soldaten eines namhaft gemachten Regiments, Einjährige darunter, Treiberdienste verrichten müssen. Darauf verständnißvolles, der Vorsicht halber sehr leises Lachen an allen Stammtischen;

Digitized by Google

die ganz Gelehrten hielten Flüstervorträge über Reiherbeize, und der Rest war Schweigen. In der Reichstagcommission hat man, wie behauptet wird, den Kriegsminister zur Rede gestellt; von seiner Antwort aber ist nichts bekannt geworden. Wahrscheinlich wies er darauf hin, wie gesund gerade für die Einjährigen muntere Bewegungen im winterlichen Walde wären, wie die Verwaltung statt unverlangter Vorwürfe inbrünstigen Dank dafür heische, daß sie den Soldaten active Theilnahme am Jagdvergnügen verschaffe, was ihnen später vielleicht nie wieder geboten würde. Wenn Excellenz ganz besonders bei Laune waren, machten sie vielleicht noch einen schlechten Witz und meinten, die Sache wäre bei Weitem nicht so schlimm, wie die Denuncianten sie dargestellt hätten; diese Treiber wären Uebertreiber. (Heiterkeit.) — Vor Jahren berichteten die Zeitungen von einem Manne, der das Hofmarschallamt inständig gebeten hatte, ihn bei der nächsten Hofjagd als Treiber zu verwenden, damit er so einmal den königlichen Gebieter ganz in nächster Nähe hätte. Die Geschichte ist keine Anekdote aus Dahomey, wo G'Behanzin's Fußtritte von seinen Unterthanen „mit Gold aufgewogen" wurden; sie ist auch keinem Berliner Oberbürgermeister passirt, wie man eigentlich vermuthen sollte; sie betraf einen biederen preußischen Gutsbesitzer. Dem Manne ist gewiß geholfen worden, und über seinen Geschmack läßt sich nicht streiten. Man sollte aber zu loyalen Handlungen dieser Art die Narren verwenden, die sich freiwillig melden, und Niemanden dazu einjährig freiwillig abcommandiren. Was ein richtiger Demokrat ist, der vergißt solche Unüberlegtheiten nie und nutzt sie bei jeder Veranlassung aus.

Die Fälscher sind beständig an der Arbeit, und das Volk kommt gar nicht dazu, sich über den Kaiser und kaiserliche Rechte in Ruhe ein Urtheil zu bilden. Man darf nicht vergessen, daß die Menge im Grunde immer antimonarchisch ist, daß sie sich viel lieber selbst regiert und erst zur Monarchie erzogen werden muß. Wird ihr im Laufe der Jahrhunderte allmählich klar, daß allein das erbliche Königthum einem Staate den unverrückten festen Mittelpunkt, die nöthige Stabilität verleiht, daß der Monarch ihr berufener Vertheidiger gegen Ausbeutung durch die Starken ist und daß er sich auf sie stützt, wie sie sich auf ihn, dann hält sie treu zur Krone mit Gut und Blut. Nicht nur die Geschichte Brandenburgs, die ein besonders glückliches Beispiel bietet, die Geschichte fast aller Königreiche beweist das. Von jeher bis auf den heutigen Tag bedeutet die Republik die Herrschaft der Reichen, der Edlen, der Geriebenen; wirkliche Demokratien hat es nie gegeben, oder sie verschwanden in kürzester Zeit wieder von der Bildfläche. Theodor Fontane, der prächtige Alte, den jetzt endlich Krethi und Plethi, die Brotneidischsten und die Größenwahnsinnigsten, eifrig loben, eben weil er alt ist und sein später Ruhm ihm nichts mehr nützen, ihnen nichts mehr schaden kann, Theodor Fontane wird zwar herzlich lachen, aber sein Lieutenant Vogelsang mit der „Royaldemokratie" steht mir unter allen deutschen Politikern mit in erster Reihe.

Es gibt keine absolut vortreffliche Staatsform; aber für unsere Hochcultur eignet sich die monarchische wie keine zweite. Wohin der Parlamentarismus führt, der immer Corruption im Gefolge hat, zeigt das England des 18. Jahrhunderts, zeigen Frankreich und das schmachvoll bestohlene Amerika unserer Tage. Wenn es keinen König gäbe, müßte man ihn erfinden, so wichtig ist es, an der Spitze des Staates einen Mann von unantastbarer, strenger Redlichkeit zu haben, der hoch über allen Cliquen steht und der Verantwortung hat vor der Vergangenheit, vor seinen Ahnen und vor der Zukunft.

Als die Politik noch mehr als heute in den Händen unwissender und unreifer Dilettanten lag, ward die Thorheit von der „constitutionellen Monarchie" ausgeheckt und damit eine Einrichtung geschaffen, die temperamentvolle oder geniale Fürsten nothwendig zum Staatsstreich treiben, weniger energische Naturen aber zu Schattenkönigen herabdrücken muß. Was die Staatsmänner von der Bierbank zu der constitutionellen Verfassung bewog, liegt ja auf der Hand: einmal wollten sie die Uebermacht der Krone vernichten, daneben aber die unentbehrliche monarchische Spitze des Staates beibehalten. Es sollte keinen Menschen im Purpur mehr geben, sondern nur noch ein bediademtes Symbol. Cäsar sollte hinfort wieder die Masse sein, aber ein Einzelner war erlesen, für sie die Krone zu tragen.

In dieser unmöglichen Situation hält es kein begabter Herrscher lange aus. Wohin er blickt, sieht er goldene Ketten, die ihn einengen; man speist ihn mit der Phrase ab, er stehe über allen Parteien, und thatsächlich nimmt man ihm das Recht, worauf auch der Aermste seiner Unterthanen Anspruch erheben darf: das Recht der freien Meinungäußerung. Er ist nichts als ein Palastgefangener der Parteibonzen, der heimlichen Kaiser; als farbenprächtiges, kostspieliges Decorationsstück behandelt man ihn, als stucco di lustro am Reichsgebäude. Und das wurmt den Fürsten und nagt an ihm, macht ihn reizbar und empfindlich. Majestätbeleidigung-Prozesse häuften sich immer in jenen Tagen, wo die königliche Macht zusehends sank.

Jeder Einsichtige nennt die staatsrechtlichen Zustände im heutigen Deutschland vieldeutig, unklar und ungesund, eine tolle Mischung von parlamentarischem Republikanismus, belgischer Kapitaltyrannei und zarischem Selbstherrscherthum. Das muß anders werden. Wilhelm II. ist, täuscht nicht alles, auf dem Wege zur vernünftigen Reform; er setze, unbeirrt von dem Gekläff constitutioneller Königsfeinde, von dem Gewitzel politischer Clowns, seinen Weg fort, sich selbst besiegend und erziehend, damit zugleich sein Volk erziehend . . .

Dieser Weg ist klar vorgezeichnet. Kein Mensch im Volke, von den leitartikelbekneipten Versammlungsbrüdern abgesehen, scheert sich heute den Daus um sogenannte politische Fragen; kein Vernünftiger würde heute auch nur einen Finger heben, wenn ein sozialreformerischer Fürst, um zum Ziele zu gelangen, die Verfassung suspendirte. Alle Welt hat die parlamentarischen Oelmühlen satt; im Musterlande England fordert Balfour zum Kampf gegen „tyrannische Mehrheiten" auf; bei uns schickt der Wähler, den Parteidespötchen zum Tort, die Ahlwardt, Fusangel und Sigl in den Reichstag, der Parlamentarismus erstickt am eigenen Gifte. Endlich beginnt das Volk politisch reif zu werden: Culturkampf, Freihandel und gleiches Wahlrecht für Alle locken keinen Gimpel mehr auf den Leim. Wir wissen nun, daß die politische Freiheit des Armen ein giftiger Hohn ist, so lange er nicht wirthschaftlich auf eigenen Füßen steht. Zehnmal lieber ist uns hohenzollern'scher Absolutismus als der würgende Kapitalismus. Von der wüsten Bebelei haben wir für die Zukunft nichts zu befürchten, Sozialistentödter brauchen wir nicht; aber daß ein Sanct Georg erstehe, der der Ausbeuterei ein Ende macht und die Ketten wirthschaftlicher Sklaverei zersprengt, darum beten wir auf den Knien zu unserem Gotte.

Darauf kommt Alles an, ob der Monarch bei Zeiten die günstige Schlachtordnung wählt und zur rechten Stunde das Signal gibt.

Und der Majestät muß es willkommen sein, wenn ehrliche, patriotische Männer mitarbeiten, mitrathen und thaten wollten, über sie und ihren Beruf nachdenken, sprechen und schreiben: dem Kaiser, der selbst immer frei und kühn seine Meinung sagt, wird es gefallen, wenn Andere ihm hierin nacheifern. Er hat vollen Anspruch darauf, daß sein Wort ernst genommen und eingehend, für und wider, erörtert wird; eine Majestätbeleidigung muß es ihn dünken, wenn man in ernster, gefahrvoller Zeit feige oder hochmüthig schweigt. Und ihm muß es überlassen bleiben, zu entscheiden, ob er sich von dem oder jenem beleidigt glaubt; er wird genau zu erwägen wissen freie, redliche Rede, hinterlistiges, giftiges Gezüngel und sinnlose Lästerung eines betrunkenen Tropfes.

Caliban.

Die neue Berliner Bau-Unordnung.

Zu Anfang des nun so glänzend durch die herrliche Osterzeit abgethanen Winters hörte ich den Vortrag eines geistreichen jüngeren Königlichen „Regierungsbaumeisters" im Architekten-Verein, einer Genossenschaft, deren Vorstand ein Consilium von „Königlichen Baurätheu" darstellt; und zwar war an jenem Tage Vorsitzender der Festversammlung einer jener Bauräthe, welche die am 5. December 1892 erschienene Baupolizeiordnung damals noch in irgend einem heimlichen Sitzungszimmer berieth. Der Redner sprach über Martin Gropius, den trefflichen Architekten, er sprach vor Architekten. Er hatte also sehr aufmerksame, sehr sachverständige Zuhörer, deren Ansicht bei dem kleinsten Irrthum, bei jeder nicht Allen behagenden Aeußerung sich alsbald in einem Geflüster hin und her geltend machte.

Digitized by Google

Gropius' Lebensgang wurde erzählt, die Sorgen seiner Jugendzeit dargelegt. Endlich rief der Redner mit Pathos: „der aus überwältigender Neigung zur Kunst zum Baufach übergegangene Meister ist sogar ein Jahr lang bei der — Baupolizei thätig gewesen." Und durch die Reihen aller der Baubeamten ging ein Flüstern. „Der arme Mann!" Neben mir saß ein älterer Baupolizei-Beamter. Auf seiner Stirn erschienen tiefe Falten. Beklagte auch er den Gropius, der ein ganzes Jahr lang bei der Baupolizei war? Es schien fast so, denn es war ein Zug von Mitleid, nicht von Zorn, der um die Augenbrauen des Herrn Baurath spielte. „Ein ganzes langes Jahr hat auch Gropius bei der Baupolizei aushalten müssen. Und trotzdem ist er ein Künstler geblieben. Ja, er war ein ganzer Kerl!"

Aber bald verflog der freundliche Zug wieder, die Herbheit des Beamten nahm von den Mienen Besitz. Gropius ging es später gut, er hatte viel zu bauen, er schuf Häuser, in welchen neue Gedanken zum Ausdruck kamen, er verdiente wohl gar Geld damit. Und je feuriger der Redner wurde, desto dunkler wurde es um die Augenwinkel meines Nachbarn. Man sah es ihm an, daß er mit der Kunst schon längst nichts mehr zu thun hatte. Als ein schöner Traum lag die Zeit hinter ihm, in der er zum Examen den letzten Entwurf schuf, ein mühsam zusammengestoppeltes Werk, an dem er erst recht sich klar geworden war, daß er mehr die „Tüchtigkeit" des Beamten, als den Genius der Kunst in sich fühle. Er war kein Architekt, sondern ein Dilettant in der Architektur, ein auf halbem Wege stehen Gebliebener, der nicht ohne Zorn sah, daß die Anderen immer weiter schreiten. Nach und nach war in ihm ein Haß, ein redlicher Neid gegen die entstanden, welche ihre architektonischen Studien zum Bauen benutzten. Er kannte die Laufbahn vieler Dutzender. Sie waren als junge Leute zu ihm gekommen, sehr bescheiden und noch dankbar dafür, wenn er sie auf Verstöße gegen die Bauordnung aufmerksam machte, er war schon lange der einflußreiche Beamte, dem Jeder, der mit dem Bauwesen zu thun hatte, seine Bücklinge machte, ehe der „Privat-Architekt" anfangen durfte, sich mausig zu machen. Aber kaum flügge geworden, brachte dieser Projecte, die gegen das alte Herkommen verstießen, das der Baupolizist dann selbstverständlich — um nicht die Verantwortung für die Neuerung zu übernehmen — ablehnte, die aber immer wieder kamen unter Reclamationen, Gesuchen um Dispens, immer dringender, immer hochfahrender — und nach und nach war ein Zorn über ihn gekommen, wenn nun der bescheidene Anfänger von damals als berühmter Mann im schönsten Cylinder und wärmsten Pelz vor ihm stand und der Tonfall seiner Sprache sichtlich an Bewunderung für die „Amtsstelle" nachgelassen hatte. Und wenn dann der Beamte immer wieder in sein Polizeibureau gehen mußte, eintönig, Jahr aus, Jahr ein, denselben Trott, ohne daß er für sich Mittel fähe zu lernen, was draußen in der Welt geschaffen wird, ohne eigene befriedigende Fachthätigkeit, immer auf der Lauer nach Irrthümern und Verstößen gegen die hunderte von Paragraphen der Bauordnung, ein Schulmeister, der nicht zu lehren sondern nur Hefte zu corrigiren hat, so verhärtete sich sein Gemüth gegen die, welche bauen, die ihm nur Scherereі bringen, denen, er, je besser der Entwurf, desto unangenehmere Handlangerdienste leisten, die Fehler herausstöbern muß, während den Ruhm allein der Bauende hat. Und dann schreibt er wohl, um wenigstens das zu zeigen, was ihm blieb, seine Macht, an seine Amtsstube: „Sprechstunde bis 9 Uhr Vormittags."

„Mögen sie um 6 Uhr aufstehen, die vom Glück Begünstigten, auch der Wurm krümmt sich einmal, wenn er getreten wird — das ist so meine Freude, wenn ich um ½9 Uhr den Professor, der in Wannsee oder Grunewald wohnt, bei mir antreten lassen kann. Mag er nur früh sich fertig machen in seiner Villa — ich will ihm doch auch einmal zeigen, wer ich bin und was ich vermag! Wir Beamte haben auch kein bequemes Leben!"

Man sah es deutlich an jenem Vortrage und an der Wirkung auf seine sachkundigen Hörer: stolz ist man in Architektenkreisen nicht darauf, zur Baupolizei zu gehören. Der Beruf an sich ist so nothwendig, so ehrenwerth, so bedeutungsvoll wie irgend ein anderer. Es muß also wohl an seiner Organisation liegen, daß man einen Künstler im Baubeamtenwesen öffentlich bemitleiden darf, weil er ein Jahr lang — Beamter war.

Das Alles fiel mir ein, als ich die „Baupolizeiordnung für Vororte von Berlin" in die Hand bekam und kurze Zeit darauf der Kampf gegen dieses Gesetz anging. Lange Zeit vorher war es angekündigt, dieses neue Werk der „gesetzgeberischen Häckselmaschine" in Berlin, Trompetenstöße waren ihm in der Presse vorausgegangen, der Kaiser selbst als der eigentliche Anreger bezeichnet worden. Dann war es still geworden, ganz still. Die „Commission" tagte, aus wem sie bestand, was sie beabsichtigte, blieb das mit preußischer Gewissenhaftigkeit bewahrte Geheimniß der Behörde. Nur einmal sollen Sachverständige „gehört" worden sein, die Vorstände der betheiligten Ortschaften und ein Mitglied des Architektenvereins. Aber es ging eigen zu bei diesem „Hören". Von dem, was der Fachmann sagte, nahm man wenig Notiz, und die Ortsvorstände schwiegen. Damit hatte das „Hören" sein Ende. Die Architekten arbeiteten selbst eifrig am kommenden Gesetz: die „Vereinigung Berliner Architekten", der vorzugsweise die Praktiker und Baukünstler umfassende Verein legte eine völlige Bearbeitung der Bauordnung vor, der Architektenverein fertigte unter dem Vorsitz eines Mitgliedes der „Commission" eine ähnliche Arbeit — aber mit großartiger Ueberlegenheit legte die „Commission" die Arbeit der Fachleute bei Seite. Die Polizei hatte das Wort, der gekränkte Beamtenstand zeigte den Fachleuten, daß bei ihm die Weisheit sei — weil er die Macht dazu habe!

Und so kam eine Bauordnung von 46 Paragraphen, von 263 Absätzen — ohne die Anlagen — zu Stande: 263 Klippen, an welchen der Baupolizeibeamte den Entwurf des Baulustigen scheitern lassen kann!

Als die Zeitungen meldeten, der Kaiser habe auf seinen Spazierfahrten den Entschluß gefaßt, gegen das tolle Bauen vielstöckiger Miethskasernen mitten in's freie Feld hinaus Maßregeln zu ergreifen, ging helle Freude durch alle die, welche die Umgegend der Großstadt nicht bloß mit Spekulantenaugen betrachten.

Und dann war man sehr einverstanden, als der Kaiser sich für die Thaten der Gesellschaft „Eigenhaus" zu interessiren begann, selbst ein kleines Arbeiterhaus kaufte und bewies, daß er mit offenen Augen durch England gereist sei, daß ihm die Wohlthat sehr bemerkbar geworden sei, wie dort selbst der kleine Mann meist ein eigenes Heim mit eigenem Gärtchen besitze, und zwar in unmittelbarer Nähe der großen Stadt.

Dazu stand ja schon seit längerer Zeit in Berlin selbst die Frage auf der Tagesordnung, ob die dort gültige Bauordnung von 1887 nicht geändert werden solle. Die Mißstände in Berlin beginnen schon zum Himmel zu schreien. Eckgrundstücke sind fast ganz entwerthet, die Parzellirung durch die Begünstigung großer Grundstücke so gestaltet, daß nur noch der reiche Mann oder Spekulant sich am Bauwesen betheiligen kann, die Unklarheit in den Vorschriften so groß, daß selbst unsere gewiegtesten Architekten nie wissen, ob sie diese oder jene Anordnung „durchbringen" werden, die Ertheilung der Baugenehmigungen, die Verhandlung mit der Behörde so zeitraubend, daß bedeutende Zinsenverluste schon dieser wegen von vorn herein mit in den Kostenanschlag eines gewissenhaften Rechners eingestellt werden müssen.

Aber wie es so in Preußen geht: die neue Bauordnung benutzte zwar gütigst die Vorarbeiten der freien Vereine, aber die vier Juristen und zwei Bauleute — von denen freilich schwerlich einer je ein Privathaus in Berlin gebaut hat — setzten fest, was nun Gesetz sei. Es wurde der Grundsatz zum leitenden, daß außerhalb Berlins die Häuser nicht so hoch und der Villenbau gepflegt werden solle. Daher wurden zunächst für eine „landhausmäßige Bebauung" ausgedehnte Gelände abgegrenzt. Hiergegen erhob sich ein lebhafter Protest. Es wurde eine Karte herausgegeben, nach der die Ausdehnung dieses „Villenviertels" geradezu als eine lächerlich große erschien. Meilenweit zu beiden Seiten der Bahnlinie sollten nur „Landhäuser" mit höchstens zwei Wohngeschossen errichtet werden: Woher sollten die reichen Leute kommen, die diese Riesenterrains füllten?

Wie es zur Technik unserer städtischen Demagogen gehört, den Berliner als „dummen Kerl" zu behandeln, so ist auch dieses kartographische Argument nur dazu da, ihm Sand in die Augen zu streuen. Der im Auftrag der Potsdamer Regierung herausgegebene „Bebauungsplan für die Vororte von Berlin" *) beweist dies auf das deutlichste. Zieht man von den Landhaus-Vierteln die verschiedenen Forste, die Zukunftslängen von Groß-Berlin ab, so erkennt man, daß die Commission in den meisten Fällen sehr verständig vorgegangen ist. Ja, man kann eher sagen, daß sie sich zu viel Beschränkung auferlegte, indem sie z. B. die Jungfernheide nicht mit in das Villenviertel einbezog. Bloß das zwischen Friedenau, Lichterfelde und dem Grunewald gelegene Terrain dürfte sich in der gewählten Ausdehnung nur dann als Villenviertel halten lassen, wenn in der Bauordnung auf das Arbeiterhaus im englischen Sinn Rücksicht genommen, d. h. eine viel billigere Ausführung ermöglicht würde. Es können nach der heutigen Ordnung Villen mit bis zu 40 Meter Front, in denen ein Dutzend Familien zur Miethe wohnt, auf großen Terrains zwar relativ billig hergerichtet werden, nicht aber solche von nur 8 bis 10 Meter Breite, wie sie sich in England zu hunderten aneinander reihen und dort mit 30 bis 40 Lvrsirl. zu miethen sind. Wieder trifft die ganze Last der Bauverordnungen die kleinen Bauherren, ist das Gesetz wie eigens für die Spekulation und Großgrundbesitzer vorgerichtet.

Ganz unhaltbar sind für die großen Landhausviertel die Bestimmungen gegen den Ladenbau, gegen die Anlage der nothwendigen Gewerbebetriebe. Hier ist eine Aenderung unzweifelhaft nöthig, will man nicht die ganze Gewalt in das Ermessen der Polzei legen, die sich „Ausnahmen" vorbehielt. Ist es schon schlimm genug, daß ein reicher Mann, der sich ein zweigeschossiges Schloß derart bauen will, daß er auch Keller und Mansarde zu Wohnzwecken ausnutzen will, dies nach der Bauordnung im Villenviertel einfach nicht darf, so ist es noch viel ärger, daß die Bestimmungen über Construktion und Material ganz Berliner Verhältnissen angepaßt sind, daß z. B. jede Treppe ein Meter breit, feuersicher und bis zum Dachraum durchgeführt sein muß. In England erfüllen die Treppen geradezu nie in kleinen Häusern diese Bedingungen. Sie sind selten über 60 cm breit, so daß man größere Möbel durch die Fenster in den Raum einbringt. Da das Erdgeschoß selten höher ist als 3 Meter 50, so ist bei Feuersgefahr ein Sprung aus dem Fenster in den Garten sicherer als die sicherste Treppe! Errichtung eines Bauernhauses ist nach der neuen Bauordnung geradezu ausgeschlossen: Will man die Bauern von Birkenwerder oder Woltersdorf wirklich zwingen, Villen anzulegen?

Durch die unpraktischen Baubeschränkungen, welche selbst die etwa fünfzig schwerfälligen „Ausnahmen" nicht beseitigen, wird also das Arbeiterhaus unmöglich gemacht und das Bedenken ein berechtigtes, wer denn eigentlich die Fluren bewohnen solle, welche der „landhausmäßigen Bebauung" vorbehalten sind. Bei theuren, sperrigen Straßenanlagen, bei schlechten Verkehrsverhältnissen, der Unmöglichkeit für Ladenbesitzer, sich in der Nähe anzusiedeln, sind solche große Grundflächen dem Stillstand unweigerlich verfallen, Gemeinden wie Wilmersdorf, Friedenau finanziell in's Schwanken gebracht.

Der schwerste Vorwurf trifft aber die Bauordnung, weil sie auf die gewerbliche Ausdehnung Berlins nicht Rücksicht nimmt. Es müßten an dem Lauf der Spree, an den Bahnlinien Terrains bezeichnet werden, welche

*) Verlag von Jul. Straube, Berlin SW.

Digitized by Google

für Fabriken geradezu reservirt sind. Und zwar nur nicht für diese, sondern auch für ihre Arbeiter. Denn wenn man auch wie der kluge Vogel Strauß den Kopf in den Busch steckt, um die Fortschritte des Industriewesens nicht zu sehen, so wird man ihm damit doch keinen Halt bieten können. Es wird alle Bauordnungen durchbrechen und nur dann wird eine solche Bestand haben, wenn sie von vorn herein die gewerbliche Entwickelung der Stadt klar in's Auge faßt.

Die nicht für Landhäuser vorbehaltenen Fluren sind durch die Bauordnung in Klasse I und II abgetheilt. Im Grunde genommen hat Klasse I wenig Verschiedenheit mit Berliner Verhältnissen. Ob nun die Häuser fünf oder vier Geschosse über einander häufen, ob sie 22 oder nur 18 Meter hoch gebaut werden dürfen — das ist nicht von einschneidender Bedeutung. Nur der „Baurich" spielt eine Rolle, das heißt die Bestimmung, daß das Haus, wenn es nicht unmittelbar an den Nachbar anstößt (geschlossene Bauweise) mindestens einen gesetzlich bestimmten Abstand einhalten mußte (offene Bauweise) wie dies z. B. in Stuttgart, Bremen u. a. a. O. schon längst Gesetz ist.

Der Baurich beträgt bei Klasse I sechs Meter. Bei Klasse II beträgt die gestattete Höhe fünfzehn, der Baurich fünf Meter. Da aber die Breite der Grundstücke nicht beschränkt ist, wird es nur eine Frage der Erfahrung sein, ob sich der Baurich wirklich für große Ausnutzung des Terains rentirt, ob die Parcellirung auf ihn Rücksicht nehmen wird. Wir gehen also der Zukunft entgegen, daß Neuberlin wahrscheinlich noch langweiliger aussehen wird als Altberlin, da dem entwerfenden Architekten nicht mehr Freiheit, sondern nur stärkere Fesseln beschert wurden.

Und es fragt sich endlich, ob die Herren Juristen nicht doch noch einmal einsetzen werden, daß Bauordnungen ohne Zuziehung der Architekten nicht gut zu Stande kommen können. Der Regierungspräsident Herr Graf Hue de Grais, welcher die Verordnung erließ, ist gewiß ein Mann, der sehr genau weiß was gut schmeckt. Aber ich glaube doch nicht, daß er sein Diner ohne Hinzuziehung seines Koches oder eines wirklich Kochverständigen sich zusammenstellt. Und er würde es sich sehr verbitten, wollte ein Jurist eine Kochordnung aufstellen, nach welcher die Seeproducte alle gesotten worden müßten, während er vielleicht gerade Seezunge und Austern liebt. Der Herr Graf möge daher in Zukunft den Leuten, die etwas vom Bauen verstehen, erlauben, daß sie ein Wort bei der Aufstellung des Bau-Menus mitreden. Er würde sich damit viel Aerger ersparen.

Namentlich aber mag man sich hinsichtlich der neu zu schaffenden Berliner Bauordnung den Vorgang in der Potsdamer Regierung als Warnung dienen lassen. Wieder hört man kein Wort davon, daß die Praktiker zur Berathung hinzugezogen werden. Man munkelt nur, daß wieder irgendwo ein Comité sitze und neue Gesetze schmiede. Was sie bringen werden — wer weiß es?

Wenn sie aber da sind, sollen sie doch nach dem Wunsche jedes wohlmeinenden Bürgers recht lange bestehen bleiben. Es ist schon schlimm genug, daß seit 1887 den Berliner Architekten fünf Bauordnungen aufgezwungen wurden, ohne daß man sie um ihren Rath frug. Es würde im Interesse gerade der Regierung sein, wenn für Großberlin endlich einmal ein Gesetz herauskäme, das Bestand behält. Und das wird am grünen Tische sicher nicht gefunden! Denn so, wie man bisher die Sache anfing, ist gerade das Gegentheil von dem erreicht, was der Kaiser beabsichtigte: In den größten Theilen der Umgegend von Berlin werden in alter Weise Kasten — freilich bloß solche von 18, resp. 15 Metern Höhe — entstehen, die Arbeiter werden nicht Vortheil, sondern Nachtheil aus der Neuordnung ziehen und die Industrie wird die sauber gezogenen Grenzen der „Klassen" durchbrechen oder begehrlich nach den staatlichen Forsten der Jungfernheide ꝛc. ausschauen und die Längen der Stadt anzugreifen suchen. Durch die Unmasse der sich nöthig machenden „Ausnahmen" wird aber nicht eine wirkliche Ordnung, sondern eine staatlich approbirte Unordnung entstehen und selbst der Chef der Baupolizei, dessen Macht und Glanz freilich jedem Frechling, der sich mit einem Bauproject ihm zu nahen wagt, furchtbar und ehrfurchtgebietend erscheinen wird, selbst dieser Gewaltige wird kaum Freude an der Unmasse der Reklamationen, Rekurse u. s. w. erleben, die gegen seine Handhabung der 263 Ansätze und 50 „Ausnahmen" entstehen werden.

Man hört, es habe sich ein Comité aus Bauherren, Grundstückbesitzern und Architekten gebildet, welches Geld sammelt um es dem jetzigen Chef der Berliner Baupolizei mit der Bedingung zu überweisen, daß er sich dafür in Berlin ein Haus baue. Ich kann die beruhigende Versicherung abgeben, daß dieser boshafte Angriff nicht zur Ausführung kommen wird. Die Freunde des zum Opfer dieser Intrigue Auserwählten haben gesiegt und es bleibt dem wackeren Beamten der große Aerger, in den man ihn hinein locken wollte, glücklicherweise erspart!

Cornelius Gurlitt.

Dramatische Aufführungen.

Hanna Jagert. Komödie in drei Acten von Otto Erich Hartleben. (Lessing-Theater.) — Dämmerung. Drama in fünf Aufzügen von E. Rosmer. (Verein Freie Bühne im Neuen Theater).

Das Prinzip der Arbeitstheilung, das alle Welt beleckt, hat längst auf die Dramenschreiber sich erstreckt. Nicht in dem Sinne jener schönen Lubliner-Blumenthal-Epoche, wo zwanzig kleine Unbekannte ihre dürftigen Scherzlein den „Fliegenden Blättern" einsandten und ein großer Bekannter aus diesen zwanzig Scherzen, sobald sie angejährt waren, ein hochmodernes Lustspiel machte. Auch nicht im Sinne jener bald verkrachten Dichterfirmen, wo der eine Sozius seine Romane, der andere seine „Bühnentechnik" als Kapital einschoß und wo die Tantième redlich, die Arbeit aber so getheilt wurde, daß der unglückliche Romancier die Acte, der Bühnentechniker dagegen die Zwischenacte fabricirte. Nein, heute wird das Prinzip sinnreicher gehandhabt. Lange schon hat man eingesehen, daß mit Goethescher und Schiller'scher Allesdichterei nicht weiter zu kommen ist. Schon um der Kritik ihr Amt der Einregistrirung zu erleichtern, kriegt jetzt jeder Poet sein Fach zugewiesen und zwar immer das, worin er mit Glück oder „entschiedenem Achtungserfolg", d. h. ausgesprochenem Pech, debütirt hat; will er später in jugendlicher Verwogenheit zu etwas Anderem übergehen, so wird er, wenn nöthig unter Anwendung von Gewaltmaßregeln, wieder in die alte Branche hineingelobt. Lyrik, Epos, Roman und Drama sind innungmäßig organisirt, Gewerbefreiheit und Freiheit der Berufswahl thunlichst ausgeschlossen; auf Triumphe, Jubiläen, Ehrenmitgliedschaft in literarischen Vereinen und ähnliche Belästigungen darf nur rechnen, wer dem einmal ergriffenen poetischen Erwerbszweig treu geblieben ist. Neuerdings hat sich die größte Zunft, die dramatische, in Folge ungeheuer starken Lehrlingsandranges genöthigt gesehen, die Arbeitstheilung in noch ausgedehnterem Maßstabe zu betreiben. Nicht nur überweist sie von vornherein ihre Mitglieder zu gleichen Theilen der tragischen und der vergnügten Muse, nein, sie gibt auch jedem Einzelnen ein Sujet, das er nun bis an sein seliges Ende ausbeuten muß. Was die amerikanische Industrie so leistungfähig und gefährlich macht: die bis in's letzte Detail gehende Arbeitstheilung, das wird nun auch unsere dramatische Kunst zur Blüthe bringen und ihr die lang entbehrte Exportfähigkeit verleihen. Was für ein ganzer Kerl und vollendeter Poet wäre Goethe geworden, hätte er ein gewisses, sehr deutliches, von der Zensur und allen Theaterdirectoren leider gestrichenes Motiv aus dem Götz bis in's Greisenalter immer wieder dramatisch variirt und sich von allem anderen Firlefanz ferngehalten; was hätte Schiller leisten können, wäre er bei der reizenden Hungerthurm-Idee und dem Raben Hermann geblieben!

Herr Otto Erich Hartleben, der bekanntlich sprudelnden Humor pflegt und wirklich furchtbar humoristisch sein kann, wenn er nur will, hat die fehlerhafte Taktik der Klassiker schmunzelnd durchschaut. Er weiß, dank der Verzettelung ihrer an sich minimalen, gar nicht humoristischen Kräfte haben sie es bereits dahin gebracht, daß kein Theaterdirector sie mehr geben würde, wären sie nicht völlig tantièmefrei, ließen sie sich nicht von jedem albernen Virtuosen textlich verhunzen und verstünden sie nicht die heut abhanden gekommene Kunst, eine starke Handlung energisch durchzuführen, bis in die letzte Scene hinein. Herr Hartleben hat sich deshalb mit kühnem Griff eine appetitliche Spezialität erwählt, und zwar das Berliner Dirnlein, die Spottgeburt, halb Dreck, halb Feuer. An ihr übt er seinen Humor, daß es so 'ne Art hat. Angèle, Lore, Lieschen Bode und Hanna Jagert heißen — vivant sequentes! — die bisherigen Heldinnen seiner „Dramen der lebenden Menschheit", und von jeder verabschieden wir uns, in der Sprache seiner lebenden Menschheit sprechend, mit einem urkräftigen „Pfui Deibel!"

Bei den jüngeren Dramatikern ist es sehr modern geworden, der Buchausgabe ihrer Stücke, die entweder mit Aplomb durchgefallen sind oder noch durchfallen wollen, ein sinniges, aber total mißverstandenes Trostsprüchlein aus Lessing, Schiller und anderen angesehenen Kollegen voranzuschicken. Auch Herr Hartleben thut desgleichen.*) „Ich sage es Euch, die Ihr Euch dramatische Dichter nennt —: nur wo ein Problem vorliegt, hat Eure Kunst etwas zu schaffen. Wo Euch aber ein solches aufgeht, wo Euch das Leben in seiner Gebrochenheit entgegentritt und zugleich in Eurem Geiste (denn beides muß zusammenfallen) das Moment der Idee, in dem es die verlorene Einheit wiederfindet — da ergreift es und kümmert Euch nicht darum, daß der ästhetische Pöbel in der Krankheit selbst die Gesundheit aufgezeigt haben will, da Ihr doch nur den Uebergang zur Gesundheit aufzeigen könnt." So spricht, nicht im besten Deutsch, aber doch recht nachdenklich und vernünftig, Friedrich Hebbel in der Vorrede zu seiner erschütternden Maria Magdalena. Der Umstand, daß Hartleben's eigenes Werk trotz krampfhaftester Anstrengungen alles andere eher als eine klare Problemdichtung geworden ist, daß er sich also mit dem kugelsicheren Schilde Hebbel's nicht decken kann, läßt unseren Autor kalt; ihm kommt es wohl hauptsächlich darauf an, von vornherein, im Bausch und Bogen, etwaige Gegner für ästhetischen Pöbel zu erklären. Das ist seit einiger Zeit, nämlich seitdem Dichtern und Kritikern der Witz ausgegangen ist, des Landes so der Brauch geworden. Der Ton unterm Strich gleicht seit einiger Zeit dem in der politischen Wochenstube, was Rüdigkeit und Knotigkeit anbelangt, auf's Haar, und was der schalkhafte Hermann Bahr dem Herrn Theodor Barth in den Mund legte, daß nämlich nur noch unerzogene Flachköpfe ohne gesellschaftliche und sonstige Bildung, unanständige Leute und Spekulanten sich in der Politik breit machten, sie jedem vornehm Denkenden verekelnd, das trifft auch fast auf die Kunst zu. Wo ist die aristokratische Schule Frenzel's und Fontane's geblieben? The happy times are long away . . .

Doch wir wollen von dem jüngsten Autor des Theaters der lebendig Todten sprechen. Hartleben's Hanna Jagert, die vorsichtiger Weise am wunderschönen Ostersonntag-Mittag ihre Première erlebte, so daß nur eingeschworene Anhänger der „neuen Richtung" und bedauernswerthe Freibilletler in Reih' und Glied dasaßen, Hanna Jagert soll offenbar die Lehre von der Liebefreiheit des selbständigen Weibes, von ihrem unumschränkten Recht auf sich selbst verkünden. Wenigstens die Heldin sagt so etwas in bombastischen Worten, und ihre Liebhaber sind ausnahmslos so gefällig, es umgehend zu

*) Berlin, Verlag von S. Fischer.

Digitized by Google

bestätigen. Hanna Jagert wirft den einen, den ehrlichen und recht sympathischen Sozialdemokraten Thieme, bei Seite, weil ein anderer, ein Fabrikbesitzer, ihr üppigere Nahrung für Geist und Sinne bietet; sie verabschiedet auch diesen Tölpel in brutalster Weise, als ein Baron mit reellen Absichten — wer's glaubt, wird selig — um ihre Liebe wirbt. Sie ist eine, der Autor sagt es selbst, tiefinnerliche Person, gewissenhaft, streng, anspruchsvoll, hochtalentirt, voller Ekel vor allem Unreinen; ich sage, sie ist eine nichtsnutzige Heuchlerin, eine herzlose Dirne, herzlos und gemein wie die, von der Grisebach singt, und nichtsnutzige, gemeine Heuchler sind all die Herrlein um sie her. Hartleben wollte in seinem neuen Opus einmal Menschen zeichnen, die nicht Abend für Abend in Mädelkneipen verkehren; der Versuch ist ihm fast völlig mißlungen. Einzig die horizontale Kleine, Lieschen, die allerneuste Auflage von Angèle und Lore, spricht und gibt sich wie ein wirklicher Mensch; außer ihr haben noch der schon erwähnte Sozialist Thieme und ein, von Herrn Höcker zum Glück brillant dargestellter, Freiherr von Vernier Momente der Natürlichkeit. Die Dirnlein aus den Berliner Hinterhäusern zeichnet Hartleben weit virtuoser und malt sie farbenreicher als es sein Vorfahr Sudermann gethan hat. Man erkennt deutlich die erfreulichen Früchte jahrelanger, angestrengter und aufreibender Studien am lebenden Object, aber man fragt sich erstaunt, ob denn das wirklich des Schweißes dieses Edlen werth gewesen ist.

Und damit schnappt es auch ab. Ein Baron wie dieser armselige Laffe Vernier, der, noch jung an Jahren, sich von dem schlauen und verlogenen Geschöpf schuhriegeln läßt und es wie eine Gnade Gottes bejauchzt, als sie sich herabläßt, ihn zu heirathen, mag freisinnige Junkertödter baß ergötzen, läuft aber auf hauptstädtischem Pflaster nicht herum; ein Doctor Könitz, der nach den Intentionen des Verfassers als geistreicher Causeur erscheinen soll, freilich nichts als unreife oder abgetragene Idee breitspurig vorführt und den bescheidensten Ansprüchen von Berlin W. nicht genügt, der sich gleichfalls von dem heiligen Dirnlein wie ein Hund aus dem Hause jagen läßt und dennoch in chronischer Liebe für sie erstirbt — wo wandelt dies Gespenst? Alle diese Männer, die es ganz gerechtfertigt finden und mit begeisterten Worten preisen, die es als Kundgebung einer gewaltigen Individualität bewundern, wenn sie von ihrer Maitresse den Abschiedstritt bekommen, scheinen mir Verkörperungen grauer Katerideen. Heiliger Strindberg! so viel Unnatur in einer einzigen naturalistischen Komödie.

Nicht nur die Erfindung, deren armselige Dürftigkeit erschreckt, auch die eigentliche dramatische Handlung des Werkes ist gleich Null. Ich persönlich bin keineswegs der Meinung, daß die Bühnenlampen durchaus sensationelle, nervenerschütternde Ereignisse, geistvoll-verschmitzt ersonnene Actionen bescheinen wollen; das wäre eine Kolportageroman-Aesthetik. Ich halte die folgerichtige, d. h. dramatische Entwickelung der Charaktere, die ja immer Handlung bedeutet, für weitaus wichtiger. Doch auch hiergegen sündigt Hartleben aufs Aergste. Seine immer schattenhafter werdende Hanna kommt mit ihrer Entwickelung nicht zum Ziele; statt der drei Liebhaber könnte sie getrost deren vier, fünf, sechs, sieben nacheinander nehmen, ohne uns im Mindesten zu verblüffen, ohne die innere Oekonomie des Stückes zu stören; es würden dann statt dreier Akte eben vier, fünf, sechs, sieben nöthig sein — das wäre der ganze Unterschied. Die Komödie ließe sich wie ein Zola'scher Romancyklus bandwurmartig verlängern; die Komödie schließt in Wahrheit nicht nach dem letzten Niederrauschen des Vorhangs, denn Hanna wird als Gattin des (von Herrn Prechtler übrigens gegen die Absichten des Autors allzu albern gezeichneten) jungen Barons Vernier ihrem Individualitätsdrange und ihren polyandischen Gelüsten weiter nachgehen und außereheliche Seelenfreunde suchen, die sie mehr befriedigen als dieser unbedeutende Narr. Wenn Dich erst ein viertel Dutzend hat, dann hat Dich auch die ganze Stadt.

Während so, in Aufbau und Charakterisirung das Drama von groben Liederlichkeitsfehlern und Unklarheiten strotzt, zusammengesprudelt ist wie die Handarbeit eines zerstreuten Dämchens, soll der Dialog, alle Mitverschworenen betheuern es, ein Muster von Natürlichkeit und treuer Nachahmung des Lebens sein. Ja, mehr noch. Daß Herr Hartleben im Weichbilde Berlins als hervorragender Humorist, als der Dickens der Louisenstraße gefeiert wird, wissen wir bereits; Hanna Jagert zeigt zwar eigentlich nur, besonders in einigen an die Cameliendame und an Reuter erinnernden Scenen, seine hohe Begabung für unfreiwilligen Humor, aber der Dialog .... Der Dialog muß die Ehre des Tages retten, und man erschöpft sich in Lobhymnen über seinen schlechterdings verblüffenden, sprühenden Witz. Sehen wir zu. Lebhafte Heiterkeit erregten fast alle die saftig-schnoddrigen, bilderreichen Berliner Redewendungen, die Hartleben, der selbst kein „Jeborener" ist, in Kneipen und Tanzlokalen aufgelesen hat, die aber höchstens seinem Sammelfleiß, keineswegs seiner humoristischen Begabung Ehre machen. Im Uebrigen spricht in Berlin kein Mensch den Dialekt, den er uns als hauptstädtisch aufreden will. Da kennt Sudermann sein Hinterhaus besser. Hartleben läßt diese „Voigtländer" stillos bald „gar nichts," dann wieder „janischt," bald „für," dann „for," bald „nein," bald „ne" sagen; er weiß nicht, daß kein Berliner Kind, spricht es schon 'mal der Heimath traute Sprache, das „g" im Anlaut richtig herausbringt; er weiß nicht, daß der Jargon, von wenigen streng fixirten Ausnahmen abgesehen, keinen Dativ kennt. Er läßt die Berliner den hannover'schen Provinzialismus: „Setz' Dich ins Sofa!" anwenden, was hier zu Lande so unerhört ist, wie das öfter bei ihm vorkommende „zumal." Solche Beispiele ließen sich hundertweise anführen. Wo bei diesem Mischmasch von Dialekten der vielgerühmte, goldechte Berismus in der Sprachbehandlung bleibt, mag Graf Oerindur erklären ...

Indessen, macht ihm die lex Heinze mit ihren noch nicht ganz begrabenen Kasernirungsplänen keinen Strich durch die Rechnung, so wird Herr Hartleben bei seinen vom zarten Duft der Frühschoppenlyrik umwobenen Dirnen getreulich ausharren und es Dank dem Prinzip der Arbeittheilung zu jener Fülle auf sie bezüglicher psychologischer Kenntnisse bringen, deren sich sonst nur Bordellwirthe und Inhaber von Kellnerinnen-Agenturen rühmen dürfen. Er strebt nicht allein. Eine ganz verwandte Spezialität hat sich, sie läßt es durch ihre literarischen Beichtväter aller Welt verkünden, u. a. die Gattin eines Münchener Rechtsanwaltes und Auch-Dramatikers, Frau Elsa Bernstein, erkoren, und ihr endloses Erstlingswerk „Dämmerung," das im Verein Freie Bühne das erschienene Häuflein klein von ½8 Uhr bis nahe an die Mitternachtsstunde heran jämmerlich langweilte, läßt für die Zukunft das Beste hoffen. Bei ihr handelt es sich um den Typus des hochgradig hysterischen Mädchens.

Man muß sagen, diese Isolde Ritter ist bei aller Neigung zur Verklärung ihrer Abscheulichkeiten mit einer frappanten Naturtreue, Zug um Zug, dargestellt, wie es nur nach langem, liebevollem, gründlichem Selbststudium möglich ist. Wer auf die genügsame Secundanertheorie schwört, ein Drama sei dann schon hoher Achtung würdig, wenn es auch nur einen wirklichen Menschen porträtähnlich darstellt, der wird in der „Dämmerung" seine Rechnung gefunden und sich nicht daran gestoßen haben, daß alle anderen Personen, der unglaublich seelengute, einsichtvolle, bei aller Künstlernervosität unglaublich geduldige Musikus Ritter, das unglaublich entsagungsfreudige, brave und ideale Fräulein Dr. Sabine Greeff, der unglaublich komische Knabe Corl — daß sie alle Wachspuppen sind, wie sie dutzendweis aus den zarten Fingern tändelnder Frauchen hervorgehen (Vorbilder: Frls. Bürstenbinder und John-Marlitt); der wird alle scenischen Unmöglichkeiten, alle die grausen Oeden und reizlosen Steppen des Dramas, wo immer dasselbe geschwatzt wird, wie im vorigen Akt, nur immer breiter und ennuyanter, „der Wirklichkeit abgelauscht" nennen; der wird für die Häufung von ganz nebensächlichen und undramatischen Dingen, auch für das Stiefelausziehen und Bettmachen auf der Bühne, für die Schmausereien und den dreißig endlose Minuten dauernden Gratis-Cursus in der Augenheilkunde dankbar sein. Diese wahllose, chaotische Aneinanderreihung von hundert hier und da im Leben und mehr noch in alten Schmökern aufgegriffenen Einzelheiten, das ist die unselige Wirkung der Hauptmann'schen Technik, der auch keinen Blick hat für Haupt- und Nebensachen, der mit epischer Umständlichkeit jedes Strickelchen und sei es das unwesentlichste, genau so scharf hervorhebt, wie den wichtigsten Zug des Gemäldes. Die Gesetze der dramatischen Perspektive sind diesen Leuten böhmische Dörfer. Diese Herrschaften wollen wie sparsame Hausfrauen nichts umkommen lassen; was in ihren Notizbüchern steht, jede Bleistiftzeile muß, als eine Feinheit mehr, ins Drama ... Die „Dämmerung" strotzt, wo Isolde Ritter nicht spricht, von schreiend falschen Zügen; schält man diese Rolle, diese Vorführung des mit grausamer Schärfe gezeichneten lieben Ichs, aus dem dramatischen Werk heraus, dann bleibt nur eine triste, phantasielose, nachempfundene Lüge übrig — weibliche Handarbeit.

Es lohnt sich, darum freie Bühnen zu bauen!

Notizen.

Heinrich Heine's Familienleben. Von seinem Neffen Baron Ludwig von Embden. (Hamburg, Hoffmann & Campe.) Dieser Veröffentlichung von 112 Familienbriefen kommt nicht entfernt der hohe Werth zu, von dem die Heine-Gelehrten fabeln, sie ist aber doch interessant und verdienstlich. Sie beweist uns, den Verächtern des Dichters zum Trotz, daß Heine seine Mutter und Schwester innig geliebt hat und viel mehr Gemüth besaß, als man gemeinhin zugeben will. Jedenfalls hätte Herr v. Embden weit klüger gethan, die Briefe ohne die Beigabe seiner eigenen zweifelhaften Sauße zu veröffentlichen, sein verbindender Text und seine Anmerkungen wimmeln von unfreiwilliger Komik. „Die hohe Frau hegte eine auf feinstem Verständniß ausgesprochene Vorliebe für Heine ... Zu jener Zeit begann schon der Anfang seines Dichterruhms" u. s. w. Dann die unausstehlichen Inversionen des kaufmännischen Stils! „Er verlobte sich ... und erhielt er" ... Und nicht einmal den Text der Briefe hat der Herausgeber unangetastet gelassen, wie die zahlreichen Gedankenstriche beweisen: „ich bin jetzt nicht nur Dr. juris, sondern auch" — —. „Eine Anspielung auf seine Taufe den 28. Juni 1825", bemerkt Herr von Embden. Hätte er statt dessen lieber den Text nicht castrirt!

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =

in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

272 Hefte zu je 50 Pf. — 17 Bände zu je 8 Mk.

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

17,500 Seiten Text. — 152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Unter Palmen.

Roman

aus dem heutigen Ägypten

von

Klaus Rittland.

8°. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—.

Wiederum sind die Augen der ganzen gebildeten Welt auf das alte Pharaonenland gerichtet, das auf eine 6000jährige Geschichte zurückblicken kann, und auf lange Zeit hinaus wird die moderne Welt an dem Geschick dieses Wunderlandes das lebhafteste Interesse nehmen. Da kommt der Roman Rittlands, der seinen Stoff aus dem Leben des modernen Ägypten genommen, zur rechten Zeit. Der Verfasser, der Land und Leute aus eigener Erfahrung kennt, führt den Leser an der Hand einer überaus anmutigen Erzählung in das Leben und Treiben des märchenhaften Cairo und Alexandrien ein. Wir glauben die schweigende Wüste und den lebenspendenden Nil mit den unverwüstlichen Baudenkmälern der Urzeit mit eigenen Augen zu sehen und geblendet zu werden von all der Märchenpracht des geheimnisvollsten Landes der Weltgeschichte.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, **bes. Kopfschmerz**, Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort —

Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franko.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Ein neuer Roman von

Friedr. Spielhagen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Sonntagskind.

Roman in sechs Büchern von

Friedr. Spielhagen.

3 Bände,

broschirt ℳ 10.— in 2 eleg. Leinenbänden ℳ 12.—

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Carl Heymanns Verlag, Berlin W.

Rechts- u. Staatswissenschaftlicher Verlag.

Soeben erschien:

Der Rechtsschutz

gegen

zu hohe Steuern und Steuereinschätzungen.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

Preis ℳ 0,60 bar, postfreie Zusendung ℳ 0,65.

Soeben ist erschienen:

Friedrich III.

als

Kronprinz und Kaiser.

Im Auftrage des Komitees zur Errichtung der Oberlausitzer Ruhmeshalle zu Görlitz

dargestellt von

Martin Philippson.

Mit dem Bildnis des Kaisers nach dem Gemälde von H. v. Angeli.

gr. 8°. Preis 6 M., in eleg. Einband 7.50 M.

Berlin SW., Bernburgerstr. 35.

G. Grote'scher Verlag.

Neuer Verlag

von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

A. Hausrath,

Arnold von Brescia.

8. geh. 3 ℳ.

Der geistvolle Heidelberger Theologe zeichnet das merkwürdige Leben des Propheten von Brescia auf dem geschichtlichen Hintergrunde seiner Zeit; das Bild dieses Helden der Geistesfreiheit ist dennoch ein heiliges Bild das bis in die jüngste Zeit noch Wunder wirkte, und schon darum sollte es Gemeinbesitz aller bleiben. Der Verfasser dieses fein durchgeführten Kabinetbildes ist der Meinung, daß sich aus der Geschichte des zwölften Jahrhunderts viel lernen lasse für das neunzehnte.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

In Sachen der Hypnose und Suggestion.

Ein Vademecum für Herrn Prof. Wundt

von

Dr. F. Wollny.

Preis 50 Pfg.

Hierzu eine Beilage: Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 22. April 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Revision der Unfallversicherung. Von J. Sabin. — Der Kochunterricht, eine pädagogische Modethorheit. Von einem Schuldirector. — **Literatur und Kunst:** Klaus Groth. Von Eugen Wolff. — Ueber die verschiedenen Methoden der Psychologie. Von Th. Achelis. — **Feuilleton:** Ein Roman in neun Briefen. Von Fedor Mich. Dostojewski. — **Aus der Hauptstadt:** Finanzminister Necker. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Zur Revision der Unfallversicherung.

Von J. Sabin.

In dieser Session wird sich der Reichstag auch mit einer Aenderung des Unfallversicherungs-Gesetzes zu beschäftigen haben, die nach zwei Richtungen erfolgen soll. Einmal will man die Erfahrungen, die man über das gegenwärtig geltende Gesetz in Einzelheiten gemacht hat, verwerthen und manche Mißstände beseitigen, und dann will man den Kreis der zu versichernden Personen erheblich ausdehnen, indem man für das Handwerk eine ähnliche Organisation schaffen möchte, wie für die Industrie. Was die Aenderungen der ersteren Art anbetrifft, so werden diese weittragende Bedeutung nicht haben, sie werden sich auf Einzelheiten beziehen und im Allgemeinen formaler Natur sein. An dem Grundgedanken der deutschen Unfallversicherung, an der berufsgenossenschaftlichen Organisation, an der bisherigen Art der Rentenbemessung und der Entscheidung über die Rentengewährung soll nicht gerüttelt werden, trotzdem darüber die lebhaftesten Klagen nicht bloß von Seiten der Arbeiter geführt worden sind. Diese Klagen wurden ja auch im vorigen Jahre von dem unparteiischen Präsidenten des Reichsversicherungsamtes zum Theil als berechtigt anerkannt, und zwar in dem bekannten Rundschreiben, worin die Berufsgenossenschaften ermahnt werden, von der Befugniß des § 65, die Rente zu ändern, nicht allzureichlichen Gebrauch zu machen, wie das bislang geschehen sei. Die Thatsache, daß eine solche Mahnung überhaupt erfolgte, spricht für sich selbst. Wenn aber selbst die Verwarnten der Aufforderung des Herrn Bödicker nachgekommen sein sollten, worüber ja heute noch kein Urtheil auf Grund von ziffermäßigen Angaben gefällt werden kann, so wäre doch das Uebel nicht beseitigt, denn das Mißtrauen der Arbeiter, einmal wachgerufen und nicht minder auch künstlich vermehrt durch Parteiagitation, wird selbst in dem Falle nicht schwinden, daß eine Aenderung der Rente nunmehr nur selten vorgenommen wird. Der Arbeiter wird in den Entscheidungen der Berufsgenossenschaften stets nur eine einseitige Interessenwahrnehmung erblicken, zumal er heute daran gewöhnt worden ist, von vornherein jeder Handlung eines Unternehmers böswillige Absichten unterzulegen. Darum wird er, angespornt noch durch das kostenlose Verfahren, so oft als möglich Berufung an das Schiedsgericht einlegen, in dem die Hälfte der Beisitzer aus Vertretern seines Standes besteht. Gerade die sozialpolitische, versöhnende Wirkung, die man von dem Gesetze erhofft hatte, tritt also nicht ein, vielmehr wird der vorhandene Haß des Arbeiters gegen den Arbeitgeber verschärft und die Kluft zwischen Beiden noch erweitert. Hier liegt der wundeste Punkt dieser Gesetzgebung. Die gewiß wichtige Frage, ob territoriale Versicherungskreise oder Berufsgenossenschaften, ist in ihrer sozialen Bedeutung nur eine Frage zweiten Ranges. Man mag ja darüber streiten, ob der Arbeiter da ein Recht haben soll, wo ihm keine Pflicht obliegt, ob er also an der berufsgenossenschaftlichen Verwaltung, deren Kosten ganz und gar aus den Taschen des Unternehmers bestritten werden, Antheil haben soll. Das mag formal ganz richtig sein, dem Grundgedanken des Gesetzes entspricht es aber nicht, und eine Aenderung nach dieser Richtung wäre verhältnißmäßig leicht durchzuführen. Hoffentlich bestätigt sich aber die Nachricht, daß der Wunsch der Berufsgenossenschaften, behufs der Entscheidung über die Gewährung und die Höhe der Renten zeugeneidliche Vernehmungen bewirken zu dürfen, in der Novelle erfüllt wird, damit der häßliche Streit beseitigt werde, der darüber zwischen dem Reichsversicherungsamt sowie einzelnen Gerichten und dem preußischen Justizminister geführt wird.

Von weit größerer actueller Bedeutung ist die Ausdehnung der Unfallversicherung auf das Handwerk, auf die Hochseefischerei u. s. w. Vor Allem müssen drei Fragen hier entschieden werden: Erstens, ist diese Ausdehnung überhaupt nothwendig? Zweitens, wie eng oder wie weit soll der Kreis der zu Versichernden begrenzt werden? Drittens, welche Organisation soll eingeführt werden?

Das Bedürfniß nach einer Unfallversicherung für das Handwerk hat sich zweifellos geltend gemacht und kann nur von denjenigen geleugnet werden, die grundsätzlich der sozialpolitischen Gesetzgebung feindlich gegenüberstehen. Zunächst ist heute die Scheidung zwischen Fabrik- und Handwerksbetrieb keine so deutliche, daß eine Grenze von vornherein bestimmt werden könnte. Das Gesetz von 1884 findet den formalen Ausweg, daß es abgesehen von den Betrieben, in denen Dampfkessel oder Motoren zur Verwendung kommen, auch diejenigen als Fabriken bezeichnet, in denen mindestens zehn Leute regelmäßig beschäftigt werden. Die Zahl „zehn" ist durch nichts begründet. Die Gefährlichkeit des Betriebes ist von der Arbeiterzahl ganz unabhängig, und man kann nicht recht einsehen, warum eine Werkstätte, in der nur acht oder neun Gehülfen thätig sind, etwas Anderes sein soll als eine Werkstätte, in der ein oder zwei Leute mehr arbeiten. Weit eher könnte doch für den Begriff „Fabrik" der Umstand maßgebend sein, ob auf Bestellung oder auf Vorrath gearbeitet wird. Der Handwerker im eigentlichen Sinne des Wortes verfertigt nur bestellte Waare, während die Fabrikation auf Massen- also Waarenproduction beruht. Nun kann es vorkommen, daß ein tüchtiger Handwerker

Digitized by Google

regelmäßig zehn Gesellen beschäftigt für Arbeiten, mit denen er von Privatleuten zu deren eigenem Gebrauch beauftragt wird, während irgend ein speculativer Kopf, der von Beruf gar nicht Handwerker ist, sein mäßiges Kapital zur Anlegung einer Werkstatt benutzt, in der Producte zum Weiterverkauf angefertigt werden. Nach dem geltenden Gesetze hat ein solcher Mann keine Pflicht, seine Leute gegen die Unfallgefahr zu versichern, falls er deren weniger als zehn beschäftigt, während der oben geschilderte Handwerker dazu von vornherein gezwungen ist. Das muß zweifellos als eine Ungerechtigkeit bezeichnet werden, die um so drückender wirkt, als Fälle der letzteren Art ziemlich häufig vorkommen. Ein ferneres Unrecht ist es, daß ein Handwerker darum gesetzlich zum Fabrikherrn avancirt, weil er einen Gasmotor im Betriebe hat, dabei aber nur einen oder zwei Gehülfen beschäftigt und sich dabei recht kümmerlich ernährt, während der wohlhabende Handwerker, der sich nicht elementarer Kraft bedient, von der Versicherungslast befreit ist. Man wird einwenden, daß hier die Gefährlichkeit des Betriebes ausschlaggebend sei, aber dem muß doch andererseits entgegengehalten werden, daß ja auch Betriebe, in denen keine elementare Kraft verwendet wird, zu den versicherungspflichtigen gehören, falls eben eine gewisse Anzahl Personen in ihnen thätig sind.

Zu diesen Erwägungen kommt der oft ausgesprochene Wunsch einzelner Handwerksberufe nach einer Unfallversicherung. Es gibt ja eine Anzahl Handwerker, bei denen die Gefahr einer die fernere Erwerbsfähigkeit beschränkenden Verletzung ziemlich groß ist, z. B. im Tischler- und Fleischergewerbe. Die Frage ist hier bloß die, ob die Meister dieser Gewerbe unter den heutigen ungünstigen Verhältnissen die neue Last zu tragen im Stande sind. Ueber diese Frage soll weiter unten gesprochen werden. Bisher waren von den eigentlichen Handwerken nur das Mühlen- und Schornsteinfegergewerbe versicherungspflichtig und bildeten eine eigene Berufsgenossenschaft, während das Fleischergewerbe der Nahrungsmittelberufsgenossenschaft zugerechnet wurde, ein Beweis, daß der Grundgedanke einer Unfallversicherung des Handwerks schon in dem Gesetze von 1884 enthalten ist

Man hört vielfach die Klage, daß das Handwerk einen Mangel an tüchtigen Kräften leide. Der Grund dafür ist leicht zu finden. Der von der kapitalstarken Industrie niedergedrückte Handwerker kann nicht dieselben Löhne zahlen wie der Fabrikunternehmer, und so wenden sich die jungen Leute der Arbeit in den Großgewerben zu, in denen ihnen ja auch noch ein größeres Maß individueller Freiheit, was die tägliche Beschäftigungsdauer anbelangt, gewährt wird. Kommt noch dazu die Vernachlässigung Seitens der sozialen Gesetzgebung, so ist ein Grund mehr vorhanden, um die jungen Leute von dem Handwerk abwendig zu machen. Im Interesse des Handwerks selbst liegt also die Ausdehnung der Unfallversicherung.

Es fragt sich nur, wie weit diese Ausdehnung zu gehen hat. Die Beantwortung dieser Frage ist theoretisch sehr leicht: so weit eine Unfallgefahr vorhanden ist. Aber bei dem Mangel einer Unfallstatistik ist die Begrenzung außerordentlich schwer zu finden. Hierbei kommt noch in Betracht, daß, wenn für einzelne Handwerke eine Ausnahme statuirt wird, diese in noch höherem Grade als bisher über Mangel an tüchtigen Kräften zu klagen haben werden. Will man diese Beeinträchtigung nicht und schreibt darum die Unfallversicherung für das gesammte Handwerk vor, so schiebt man einem Theile der Meister, die schon jetzt in keinem beneidenswerthen Zustande sich befinden, eine neue Last auf die Schultern, die vielleicht schwer empfunden werden wird. Vielleicht! Nämlich, wenn die zu schaffende Organisation sich nicht den Handwerksverhältnissen anpaßt.

Nach Maßgabe der bereits bestehenden Unfallversicherung entfallen an Kosten für jede einzelne versicherte Person etwa $6^1/_2$ Mark, eine Summe, die sich im Laufe der Jahre vielleicht auf 8 Mark steigern könnte. Diese Summe kann nicht so bedeutend genannt werden. Bei einer Unfallversicherung für das Handwerk würde sie sich aber wesentlich verringern. Zunächst kämen, wenigstens zum größten Theil, diejenigen Summen in Wegfall, welche unter Unfallverhütungskosten gebucht sind, und die sich bei den Berufsgenossenschaften auf etwa 1 Procent der Gesammtausgaben belaufen. Sodann würde die Zahl der zu entschädigenden Unfallverletzten naturgemäß eine geringere sein als z. B. in den gewerblichen und landwirthschaftlichen Betrieben, in denen sie ungefähr jährlich 5 vom Tausend bilden. Nehmen wir aber selbst die gleiche Höhe der Ausgaben für die Handwerker-Unfallversicherung wie für diejenige der Industrie an, so würden die Kosten für einen Betrieb mit fünf Arbeitern im ganzen 32 bis 35 Mark jährlich ausmachen. Thatsächlich beschäftigt aber die überwiegende Mehrzahl der Betriebe weit weniger als fünf Gehülfen. Von den Klagen über die bisherige Unfallversicherung ist insbesondere die über die Höhe der Verwaltungskosten besonders lebhaft. Daraus müßte man die Lehre ziehen, daß ein einfacherer, weniger kostspieliger Verwaltungsapparat geschaffen werden sollte. Es wird daher nöthig sein, das bureaukratische Element möglichst auszuscheiden, von hohen Diäten für Delegirte, von überflüssiger Schreibarbeit abzusehen und die neue Unfallversicherung möglichst auf die Basis ehrenamtlicher Verwaltungsthätigkeit zu stellen. Das wird um so leichter durchzusetzen sein, als die Verhältnisse des Handwerks nicht die Complicirtheit wie in der Industrie aufzuweisen haben. Sodann dürfte sich auch der Interessenstreit friedlicher gestalten unter der Voraussetzung, daß die Verwaltung nicht lediglich in den Händen der Meister liegt. Eine Theilung der Arbeit zwischen Meistern und Gehülfen ist nicht bloß unschwer herbeizuführen, sondern auch eine Nothwendigkeit. Denn zweifellos wird, wenn die ganze Sache überhaupt einen Zweck haben soll, der Meister selbst unfallversicherungspflichtig werden; da er in der Werkstatt mitthätig ist, so liegt für ihn die Gefahr einer Verletzung in gleicher Weise vor wie für den Gehülfen. Die Interessen des Arbeitgebers und Arbeitnehmers sind also nach einer Richtung hin ziemlich gleich. Dazu kommt, daß der geringe soziale Unterschied zwischen Beiden leichter eine Verständigung ermöglicht.

Nun erhebt sich die Frage, wie die gesammte Organisation gegliedert sein soll, ob wie in der Industrie nach Berufen, oder, wie es vielfach verlangt wird, ohne Unterschied der einzelnen „Professionen" nach Territorien. Da dies aber nur eine Zweckmäßigkeitsfrage ist, so wird sie auch nur mit Zweckmäßigkeitsgründen sich beantworten lassen. Schließt man die neue Versicherung an die Invaliditätsversicherung an, so wird die Abgrenzung mit verschiedenen Landgebieten erfolgen müssen, folgt man dem System der industriellen Unfall- sowie der Krankenversicherung, so ist eine Scheidung nach Berufen vorzunehmen. Beide Arten der Organisation haben ihre Vortheile und Nachtheile, sie zeigen aber, wie nothwendig eine Centralisation der Arbeiterversicherung ist. Da sich die Organisation der Krankenkassen, so viel man auch im Einzelnen an ihr auszustellen haben mag, im Ganzen bewährt hat, so wäre es heute am besten, wenn man diese zum Vorbilde nehmen würde. Keinesfalls aber dürfte man die Leitung in die Hände der Innungen legen. Abgesehen davon, daß diese Verbände kaum ein Zehntel des gesammten Handwerkerstandes umfassen, erfreuen sie sich auch wirklich keiner großen Beliebtheit bei der Gesellenwelt.

Davon aber sollte man nicht absehen, sämmtliche Arten von Handwerken der Unfallversicherung zu unterwerfen, und zwar schon deswegen nicht, weil ein Handwerk in das andere leicht übergreift, eine genaue Scheidung also kaum möglich ist. Nun ist es ja wahr, daß in manchen Handwerksberufen die Unfallgefahr minimal ist, und daß in diesen die Verwaltungskosten leicht die Summe der jährlichen Renten übersteigen könnten, aber dieser Gefahr wäre doch einigermaßen vorzubeugen, indem man die Genossenschaften in möglichst große Unterabtheilungen zerlegte. Schließlich würde die geringe Unfallgefahr ihren Ausdruck finden in geringen Ausgaben. Warum sollen denn aber diejenigen, die sich in diesen Berufen eine die Erwerbsfähigkeit beeinträchtigende Verletzung zuziehen, schlechter gestellt sein als ihre Kollegen? Im Ganzen würde es sich um etwa 7 Millionen Menschen handeln, die das neue

Digitized by Google

Gesetz träfe, und der dritte Theil davon arbeitet in zweifellos gefährlichen Berufen. Schon diese Zahl allein genügt zur Beweiskraft für die Nothwendigkeit einer Erweiterung der Unfallversicherung.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß ein derartiges Gesetz im Stande wäre, den Niedergang des Handwerks irgendwie zu hemmen. Aber es macht doch den Todeskampf etwas leichter, und auch das wäre ein Verdienst.

— — —

Der Kochunterricht, eine pädagogische Modethorheit.

Von einem Schuldirector.

Auf einer kürzlich abgehaltenen Lehrerversammlung standen unter Anderem zwei Gegenstände auf der Tagesordnung, die, obschon sie äußerlich kaum vergleichbar scheinen, in schroffem Gegensatz zu einander stehen: die neueren Bestrebungen auf dem Gebiete des naturkundlichen Unterrichtes und Koch- und Haushaltungsschulen. Nicht an sich, wohl aber als Typen betrachtet, stellen sich in den beiden Gegenständen scharfe Gegensätze dar, die zugleich eine immer deutlicher hervortretende Scheidung der Geister auf pädagogischem Gebiete bezeichnen. Zwei Richtungen, von denen die eine das utilitare, die andere das ideale Prinzip vertritt, sondern sich immer schärfer von einander. Darauf kann hier nicht eingegangen werden; bleiben wir bei dem concreten Beispiele!

„Werft einen Blick hinein in das Leben der Volkskreise, die unsere Volksschule bevölkern! Muß sich einem nicht das Herz umwenden, wenn man sieht, wie das deutsche Familienleben, auf dem Deutschlands Größe beruht, mehr und mehr dem Untergange entgegen geht? Wo bleiben die alten deutschen Sprichwörter vom eignen Haus und Herd? Wo findet man noch stilles Familienglück? Wo sind die deutschen Frauen, die weise herrschen im häuslichen Kreise, die die Knaben und Mädchen lehren, die dem Vater die Sorgenfalten aus der Stirne herauszaubern, die in weiser Sparsamkeit das Haus führen und durch verständiges Wirthschaften alle körperlichen Bedürfnisse des Mannes und der Kinder befriedigen, die mit den bescheidensten Mitteln Nahrhaftes, Gesundes, Kraftgebendes herzustellen wissen, die auch von den dürftigsten Einkünften noch Ersparnisse erzielen für die Zeit der Noth? Das Leben, der Großbetrieb treibt die Mädchen, die kaum oder nicht der Schule entwachsen sind, hin in die Fabriken, hinaus aus dem Hause; eine liebende Mutter nimmt sich ihrer nicht an; sie lernen die Fabrikmaschinen bedienen, sie lernen sich für den Tanzsaal putzen; sie genießen die freie Liebe, die bald zum Heirathen zwingt — aber was zur Führung eines Haushaltes gehört, das wissen sie nicht. In der unsinnigsten Weise verwenden sie den ohnehin kärglichen Lohn des Mannes zu lätschigen, saft- und kraftlosen Speisen; sie können keine schmackhafte Suppe, kein Stück Fleisch, kein Gemüse kochen; sie vermögen keine Leibwäsche, kein Kleidungsstück in Ordnung zu halten; die Unkenntniß und mangelnder guter Wille machen das Haus zu einer Stätte ungemüthlichster Unordnung, krassester Liederlichkeit, nackten Elends! Was Wunder, wenn der Mann dem Kneipenleben, dem furchtbarsten Krebsschaden unserer Zeit verfällt! — Wer kann — wer will — wer muß da helfen? Hier muß offenbar die Schule eingreifen, und zwar mit rascher Hand, mit kühnem Griffe, ehe es zu spät wird. — Was hilft unseren Mädchen das gelehrte Zeug über den Siede- und Thaupunkt, über die Verdunstungsgesetze u. s. w., wenn sie nicht eine Tasse Kaffee kochen können; was soll ihnen die Belehrung über Flachsseide und andere Schmarotzer, womöglich mit pflanzenphysiologischen Versuchen, wenn sie nicht ein Hemd flicken oder einen Strumpf stopfen können? Man belehrt sie, wie die Minirspinne ihre Wohnung baut, aber wie das eigene Bett beschaffen sein muß, lernen sie nicht. Man überlege ja, daß erst das Nothwendige und dann das Wünschenswerthe kommt! Darum trete an die Stelle des theoretischen, gelehrten Unterrichtes der praktische, in strenger Verbindung mit dem Leben stehende Haushaltungsunterricht! — Am besten wäre es ja wohl, die Stunden für diesen Unterricht könnten einfach der bestehenden Stundenzahl hinzugefügt werden; wenn dies aber nicht möglich ist, dann müssen andere Fächer, die weniger wichtig sind, wie Zeichnen, Naturkunde, Erdkunde, ohne Zögern gekürzt werden. — Doch man wird einwenden: die Einführung des Haushaltungsunterrichtes kostet den Gemeinden zu viele Opfer! Dem ist zu erwidern: Wie kann man nur bei einer so hochwichtigen Sache, wo es sich um die Wiedergewinnung nationaler Güter handelt, den Geldpunkt als ausschlaggebend bezeichnen! Nein, wo ein Wille ist, da wird sich auch ein Weg finden. Ja, bei rationellem Betriebe wird der Unterrichtszweig sich selbst erhalten; denn die gefertigten Speisen können ja zu einem mäßigen Preise an die Schülerinnen oder an andere Leute abgegeben werden. Ferner werden sich begüterte Leute in Menge finden, die dem idealen Zwecke Opfer zu bringen gern bereit sind, und endlich dürfen die lumpigen paar Hundert Mark, mit denen die Gemeindekassen jährlich belastet werden, in Anbetracht des Erfolges gar nicht gerechnet werden.

Und wer der neuen Einrichtung pädagogische Bedenken entgegenbringt, dem möge gesagt sein, daß wohl kein Unterrichtszweig das Mädchen allseitiger bildet als der Haushaltungsunterricht. Ein umfängliches praktisches Wissen muß sich mit klarem, vernünftigem Denken paaren. Muß nicht das Dringen auf Sauberkeit und Akkuratesse, die Ausschmückung des Kochlocales das Schönheitsgefühl, das Vertheilen der Speise an Arme und die Gemeinsamkeit, die Vertheilung der Arbeit das sympathetische und soziale, der Hinweis auf den Geber alles Guten durch das Tischgebet das religiöse Interesse mächtig heben?

Wer aber diesen Gründen gegenüber immer noch zweifelt, der sehe einmal der Wirklichkeit zu: Mit welcher Lust und Liebe sich die Mädchen betheiligen; wie freudig sie sich auch der schwersten Arbeit hingeben — der frage einmal in den Kreisen der betreffenden Eltern nach, und er wird nur eine Stimme, laute Anerkennung finden! Darum gehe man allerwärts unbefangen und ohne Zaudern an die Einführung von Haushaltungs- und Kochunterricht!“

Ich habe mich redlich bemüht, mich einmal ganz in die Stimmung eines Schwärmers für die Kochschulen zu versetzen; es ist mir schwer geworden, und mehr als einmal drohte mir die Feder zu einer satirischen Wendung auszugleiten. Doch ist es wohl recht, eine aus der besten Absicht hervorgegangene Sache ernst zu behandeln, so lange wenigstens, als nicht die Begeisterung die nüchterne Ueberlegung erstickt, so lange, als man noch eine sachliche Entgegnung ruhiger Erwägung würdigt.

Ich halte die Einführung des praktischen Koch- und Haushaltungsunterrichtes für Mädchen im schulpflichtigen Alter für eine Verirrung auf dem Gebiete der Erziehung, gegen die nicht allein die Lehrerschaft einmüthig Stellung nehmen müßte. Dagegen, daß einem Mädchen, das nächstdem sich zu verheirathen gedenkt und dann eigenen Hausstand führen muß, Koch- und Haushaltungsunterricht ertheilt wird, läßt sich von keinem Standpunkte aus etwas einwenden; im Gegentheil müßten die Lehrer solchen Bestrebungen gegenüber Auge und Herz offen halten, sie zu fördern bestrebt sein, so lange die Weibesausbildung so mangelhaft bleibt, als sie jetzt ist. Das fest umgrenzte Gebiet der Schule im heutigen Sinne aber zu betreten, sollte den sozialen Homöopathen streng verboten sein.

Während vom sozialen Standpunkte aus der Koch- und Haushaltungsunterricht sich mit einem Scheine des Rechts einzuführen versucht, gelingt es ihm vom pädagogischen Standpunkte aus auch nicht im geringsten, seine Berechtigung nachzuzuweisen. Ich bemerke aber gleich von vornherein, daß ich bei meinen Ausführungen die heutige Schule im Sinne habe. Ich kann mir wohl eine Schule denken, die auch solche Einrichtungen in ihren Plan aufnehmen kann; das ist aber keine Schule mehr, wie sie heute besteht; das kann nur eine Schule mit ganz anderer, mit glücklicherer Organisation sein, als die heutige sie zeigt. Wollen die Pädagogen von heute Erziehungs-

Digitized by Google

einrichtungen anbahnen, die das erziehungsbedürftige Geschlecht bis zum Erzogensein bilden, dann will ich mit eintreten für Koch- und Haushaltungsunterricht — und für vieles andere. Aber das will man nicht; das kann man nicht wollen.

Ich fühle mich fast versucht, einen Kampf auf dem Felde des Sozialen aufzunehmen, da es meine Ansicht ist, daß auch von diesem Stundpunkte aus eine Erziehung 12—14jähriger Mädchen zur Haushaltung gar keine Stütze erhält. Doch, was meines Amtes nicht ist, da will ich meinen Vorwitz lassen. Nur einige Bemerkungen seien mir gestattet. Es ist immerhin auffällig, daß in den Aeußerungen der führenden Kreise der Arbeiter (das sind allerdings Sozialdemokraten) ebensowohl, als auch in den Kreisen aufgeklärter Frauen Bestrebungen der Art entweder kalter Nichtachtung oder schroffer Abweisung oder beißender Ironie begegnen. Doch das mag Verblendung sein. Jedenfalls aber ist die Verblendung schlimmer, die da meint, mit dem Kochenlernen werde der soziale Knoten auch nur an einem Endchen gelöst. Sind denn die geschilderten Mißstände nicht Folgeerscheinungen viel tiefer liegender Ursachen? Kann man denn mit dem Kochunterrichte zugleich auch der späteren Hausfrau die Zeit, das Geld und die Einrichtungen zum Kochen geben? Nein, gewiß das kann man nicht. Nun frage ich: Welche Leute sind denn der Hülfe mehr bedürftig, die das alles haben, aber nicht kochen können, oder die das alles nicht haben? Ist es nicht viel verdienstlicher, diesen zu helfen versuchen vor jenen? Wer sich zum Helfer geboren meint, möge doch seine Kraft da versuchen, wo es am nöthigsten ist. Warum denn Mücken seihen und Kameele verschlucken?

Doch ich weiß schon, daß ich mit einem solchen Gemeinplatze bei den glühenden Verehrern kein Glück habe: denn, so sagt man, wieviele gibt es nicht, die zwar nicht im Uebermaße leben können, aber mit bescheidenen Mitteln bei gutem Willen, verständiger Eintheilung und der Fähigkeit Haus zu halten, sicher gut auskommen und ein echt deutsches Familienleben führen könnten! Dagegen frage ich: Glaubt man wirklich durch die Aneignung einiger Handgriffe diese drei Tugenden einer Hausfrau den Mädchen beizubringen? Ja, wenn es nur wenigstens Gewöhnung wäre! Aber reicht die Zeit, etwa acht Wochen! zur Gewöhnung aus? Und wenn das schon der Fall wäre: kann eine Gewöhnung wirksam sein, die durch jahrelanges Nichtbethätigen, wie es ja bei den meisten unserer Arbeitermädchen der Fall ist, unterbrochen wird? Nicht einmal die einfache technische Fertigkeit ist bis zur Zeit des Verheirathens verbürgt. Schon die rein praktische Bedeutung des neuerstrebten Unterrichtszweiges fällt also in sich zusammen, weil er viel zu früh auftreten würde. Daß aber der gute Wille und vernünftiges Handeln auf ganz anderer Grundlage beruht als auf der Fähigkeit einiger praktischen Handgriffe, braucht in pädagogischen Kreisen nicht gesagt zu werden.

Wie steht es aber mit dem praktischen Werthe, wenn man die Unterschiede erwägt, die zwischen den Einrichtungen einer Kochschule und denen einer Arbeiterwohnung bestehen? Hier ein weiter Raum, ein feingefügter, offener Herd mit Rauchverzehrung oder sonst einer famosen Erfindung, dort ein schlechter, rauchiger Ofen im engen Wohnzimmer; hier die Masse von Gefäßen, Töpfen, Kasserolen, Geräthen, dort die ärmliche Küchenausstattung, die auf der Ofenbank Platz hat; hier Säcke voll Vorräthe, dort alles in minimalen Tütchen; und daß auch qualitativ Unterschiede vorhanden sind, dafür sorgen schon profitliebende Leute. Wer nicht zugibt, daß auch von solchen Dingen der Erfolg der Kochkunst abhängt, scheint mir nichts davon zu verstehen und sollte sich ja nicht als Kochschulmeister versuchen.

Wie kommt man übrigens dazu, die Küche als den Mittelpunkt des ganzen häuslichen Lebens hinzustellen? Es ist wahr, daß von einer vernünftigen und kräftigen Ernährung nicht bloß das Wohl einer Familie, sondern die Zukunft der Nation mit abhängt; aber daß es das Vernünftige wäre, daß jede Familie „sich selbst kocht", kann doch im Ernste nicht behauptet werden. Wäre es nicht viel rationeller, wenn die Kocherei von Sachverständigen in gemeinsamen Kochanstalten besorgt würde und jede Familie ihren Bedarf nach freier Auswahl — und nach ihren Mitteln — decken könnte? Nur der Philister kann sich die Hausfrau gar nicht anders vorstellen als mit der Küchenschürze und dem Kochlöffel. Gerade für unsere ärmere Bevölkerung wäre die Einrichtung öffentlicher Kochanstalten ein wahrer Segen. Man denke nur an den einzigen Nachtheil, den das Kochen und Brodeln in der Wohnstube, besonders im Sommer, für die Gesundheit der Inwohner hat; wie lästig ist an sich schon die Hitze, wie widerwärtig der Dunst, der beim Ueberlaufen oder Herausspritzen von Speisetheilen entstehen muß! Und nun denke man sich in einer solchen Stube noch einen Säugling schlafend! Wer nur acht Tage lang hinter einander gezwungen würde, zwischen 11 und 12 Uhr in einer solchen Stube zuzubringen, wird schnell von der Schwärmerei für's Kochen kurirt sein. Ich würde es für ein stark wirkendes Mittel halten, den Mann an's Heim zu fesseln, wenn man die Küchendüfte daraus verbannen wollte oder könnte. — Ich lebe der Anschauung, sie mag zu ideal sein, daß es lediglich persönliche, und zwar gemüthliche und geistige Eigenschaften sind und sein müssen, die den Mann an das Weib ketten; Küchenfertigkeiten an deren Stelle zu setzen, heißt nicht nur das Bildungsziel ganz und gar verschieben — und das ist für einen Pädagogen von Fach ein schweres Unrecht — sondern auch unserer ärmeren Bevölkerung idealen Sinn absprechen. Die Frauenbildung muß gehoben werden; dies kann und darf nur auf geistigem Gebiete geschehen; unsere Mädchen aber für Haus und Küche zu züchten, heißt das Bildungsniveau herabdrücken. Nur eine selbstsüchtige, engherzige Männerpädagogik kann dies wollen. Die Verfrühung des Haushaltungsunterrichtes ist aber auch auf anderem Wege als unberechtigt nachzuweisen. Hat das Mädchen neben dem Hausfrauenberuf einen nicht viel, viel wichtigeren darin, daß es später auch Mutter werden soll? Und sündigen unsere Frauen nicht als Mütter mehr, denn als Hausfrauen? Man würde mit Recht für toll erklärt werden, wollte man fordern, daß die Schule hierauf in dem Umfange eingehe, wie man es etwa für den Hausfrauenberuf verlangt. Aber steht das Kind nicht diesem genau so fern als jenem? Soll das Kind nicht als Kind erzogen werden? Ja, ich bin fest überzeugt, daß die Kinder all den Bestrebungen eben nur kindliches Interesse entgegenbringen und die Sache ohne all den Ernst betreiben, den die Unternehmer von ihnen wünschen. Als angenehmes und nützliches Spiel mag man sich die Sache wohl gefallen lassen; die Schule jedoch hat ernstere Aufgaben.

Aber selbst dann, wenn von allen Seiten die unbedingte Nothwendigkeit des Koch- und Haushaltungsunterrichtes in der Volksschule unwiderleglich begründet würde, müßte die heutige Schule jedwede Zumuthung, ihren Wirkungskreis zu erweitern ohne die Gewährleistung, daß ihr bisheriger Besitzstand unangetastet bleibt, ernst und nachdrücklich zurückweisen. Ist man bereit, die Schulzeit der Mädchen zu verlängern, nicht etwa bloß die Stundenzahl zu vermehren (das müßte vom gesundheitlichen Standpunkte bekämpft werden), sondern die Mädchen ein oder zwei Jahre länger der Schule anzuvertrauen, ja dann mit Freuden solche Fächer aufnehmen! Will man das aber nicht; will man vielmehr den jetzigen Unterricht beschränken, dann Kampf solchen Bestrebungen bis auf's Messer! Es ist geradezu bedauerlich, mit welch leichtem Sinn von manchen pädagogischen Kreisen Errungenschaften der heutigen Schule, die mit schweren Opfern nach heißen Kämpfen erzielt werden, preisgegeben, wie Prinzipien, an deren Begründung die besten Kräfte unseres Standes und unserer Wissenschaft gewendet wurden, zu Gunsten von Modeerscheinungen fallen gelassen werden. Ist das nicht der Fall, wenn man zu Gunsten des Kochunterrichts den Unterricht in den Naturwissenschaften aufgeben oder auch nur beschränken will; wenn man das nackte, öde Nützlichkeitsprinzip an die Stelle oder doch an die Seite des Erziehungsideales der heutigen Schule, Bildung eines sittlichen Charakters durch geist- und gemüthanregenden Unterricht setzen will?

Es ist nicht anzunehmen, daß die große Masse des deutschen Volksschullehrerstandes so ohne Weiteres den neuen Zumuthungen entgegenjubelt, dazu wird er doch zu oft aus den stillen, fried-

Digitized by Google

lichen Bahnen gleichmäßigen Fortschreitens herausgestoßen durch Reformhelden; aber gefeit gegen Modeartikel ist er auch nicht, und zwischen der Ablehnung, die dem Phlegma entspringt, und bewußter Abweisung ist doch ein großer Unterschied.

Literatur und Kunst.

Klaus Groth.

Von Eugen Wolff.

Vierzig Jahre sind es heuer, seit die Gedichtsammlung eines Unbekannten mit dem sonderbar anmuthenden Titel „Quickborn" in die deutschen Lande hinausging. Wer im großen deutschen Vaterland das Büchlein aufschlug, gewahrte mit keineswegs freudigem Staunen, daß diese Verse nicht einmal leicht lesbar seien: kein Buch, das sich so halb zwischen Wachen und Träumen durchblättern ließ — nicht unser gebildetes Hochdeutsch der üblichen Schriftsprache, nein, Mundart, Plattdeutsch! Platt — — Deutsch!! Und dieser sonderbare Schwärmer, der Verfasser Klaus Groth — wie man bald hörte: ein „Schulmeister" aus Ditmarschen — wagte im ersten Vers seiner Sammlung zu behaupten:

„Min Moderſprak, wa klingſt du ſchön!"

Ja:

„So herrli klingt mi keen Muſik
Und ſingt keen Nachdigal" — —

Die platte Bauernsprache, und Musik und Nachtigall: das schien doch mehr als dreist, das konnte geradezu lächerlich erscheinen! — Aber was war das? In der Gegenstrophe dieser Verse hieß es:

„Mi lopt je glick in Ogenblick
De hellen Thran hendal."

Plattdeutsch, und Thränen?! Das wird ja immer sonderbarer. Wer wollte den Kuhstall und die Viehmagd tragisch nehmen?! Wer neugierig auch nur das erste Blatt herunterlas, stieß sofort auf ein Gedicht „Min Jehann":

„Ick wull, wie weern noch kleen, Jehann,
Do weer de Welt ſo grot!
Wi ſeten op den Steen, Jehann,
Weeſt noch? bi Nawers Sot.
An Heben ſeil de ſtille Maan,
Wi ſegen, wa he leep,
Un ſnacken, wa de Himmel hoch
Un wa de Sot wul deep."

Und dann:

„Ei, du lüttje Flaſskopp,
Ik fret di vaer Leev op!
Wat heſt du vaern Pusbacken,
Noch ſöter as Twebacken!
Ei, du lüttje Flaſskopp,
Ik fret di noch op!"

Das ist ja Volkspoesie! das ist ja ein Originaldichter!

Nun ja. Der „Quickborn" ergoß sich in wenigen Wochen über ganz Deutschland, eine Auflage folgte schnell der anderen, und der Dichter war mit einem Schlage ein berühmter Mann.

Doch ich will hier nicht die Geschichte dieses Buches schreiben, auch nicht die Geschichte dieses Mannes. Sonst wäre von der gewiß nicht einzig dastehenden, aber darum nicht minder tragischen Erscheinung zu berichten, daß dem jähen Emporschießen des labenden Springquells, des Quickborn, zur Sonnenhöhe von Glück und Ruhm eine Periode folgte, in der man die Wasser, die doch demselben Born frisch entquollen, sich ruhig und gemächlich verlaufen ließ. Es wäre von neuen Sternen zu berichten, die in den Bahnen des meisterlich Voranleuchtenden den Vorgänger zu überstrahlen schienen. Oder — weshalb sollen wir offenkundige Thatsachen bildlich verschleiern? — es wäre daran zu erinnern, daß der Dichter nach den Huldigungen, die ihm nicht nur sein ditmarscher Volksstamm, darunter ein Müllenhoff, ein Mommsen, sondern ganz Deutschland darbrachte, voran Gervinus, Alexander von Humboldt und besonders Ernst Moritz Arndt — sich durch ein eigenthümliches, verhängnißvolles Mißverständniß in den Hintergrund gedrängt sah. Der Mecklenburger Fritz Reuter, dem auch der wärmste Freund der Klaus Groth'schen Muse nicht den Rang eines Humoristen und Charakterzeichners ersten Ranges streitig machen wird oder will, gelangte bald nach seinem Auftreten zu dem Rufe des größeren, ja des allein echten plattdeutschen Dichters. Gewiß, auf seinem Gebiete war Reuter unvergleichlich größer als Groth; aber steht denn Groth nicht ebenso auf seinem eigentlichen Boden unvergleichlich da? Weil beide plattdeutsch — und nicht einmal in demselben plattdeutschen Dialekt! — schrieben, darum glaubte man den Lieder-, Balladen- und Idyllendichter an dem Humoresken- und Romandichter abmessen zu können. Und mehr als das: jenes mühsam durch Groth's Auftreten widerlegte Vorurtheil, daß die Mundart und insbesondere die plattdeutsche nur für derbe Komik geeignet sei, fand unwillkürlich und ohne Reuter's Schuld an dessen Werken neue Nahrung. So kam es, daß man — besonders auch verleitet durch die größere Verständlichkeit des Mecklenburger Platt — feierlich decretirte: der Vater der neuplattdeutschen Literatur, der Schöpfer der neuplattdeutschen Dichtersprache hat gar keine richtige plattdeutsche Dichtung zuwege gebracht! Hatte denn der niederdeutsche Stamm nur den „Till Eulenspiegel" und „Reinke Vos" geschaffen? Dachte man nicht an die ditmarscher historischen Volkslieder, deren Stil aus den stammverwandten schottischen Balladen seit dem vorigen Jahrhundert bei uns neue Begeisterung weckte? Ist der ditmarscher Volkscharakter wirklich schnurrig und drastisch? nicht vielmehr düster, sinnend, spröde, adlig?

Genug. Keine Jubiläumsbetrachtung, am wenigsten eine elegische hat der Dichter und sein „Quickborn" nöthig, sondern vorwärts dürfen wir heuer blicken. Die Vergangenheit mit ihrem Lorbeer und ihrer Dornenkrone sei abgethan. Was aber wird Klaus Groth der Zukunft sein? was soll er der Gegenwart werden?

Die Frage wird angeregt durch Klaus Groth's Gesammelte Werke*), die in diesen Wochen unsere Literatur bereicherten. Hier ist Alles beisammen, das Gepriesene und das Verkannte, das Verstreute und das Vergessene, und auch mancherlei Neues. Niemand wird mehr ein Recht zu haben scheinen, von Klaus Groth nur als dem Dichter des „Quickborn" zu sprechen. Zum ersten Mal wird ein Gesammturtheil über Groth — zwar nicht erst ermöglicht, aber doch nun unmittelbar herausgefordert.

Der Gesammteindruck läßt dem Leser keinen Zweifel, daß unserem Klaus Groth bis in's Alter hinein viel plattdeutsche Lieder und Balladen gelungen sind, die sich seinem ersten ruhmgekrönten Wurf durchaus ebenbürtig anreihen, ja daß er im Vers-Idyll sehr wesentliche Fortschritte aufweist. Als erzählender Prosadichter vereint er gleicherweise idyllischen Charakter besten Stils mit schöpferischer Beherrschung von Lust und Leid einer im engen Rahmen vielgestaltigen Welt. Aus den hochdeutschen Gedichten klingt es wie fein abgeschliffenes Glas, auch sie athmen Seele, wennschon ihre Originalität nicht so unbedingt und unumschränkt ist. Ueberall herrscht der ernste, schwermüthige Ton vor: die Tragik ist schmucklos ergreifend, und Groth's Komik liegt ganz im Idyllischen, Behaglichen. Alles in allem eine Poesie, bei der es einem wohlig wird, gesunde, erquickende Kost.

Für den aufmerksamen Leser ist damit zwar gleichzeitig die völlige Eigenart wie die Grenze des Groth'schen Talentes bezeichnet. Indessen laden diese Werke wahrlich zu eingehenderem Studium ein, und man verweilt gern fast bei jeder Einzelblume des reichen Poesienkranzes, den uns die Muse unseres Dichters darbietet.

Heute, wo wir bequem in der Lage sind, nicht nur die Lieder des „Quickborn", sondern auch die Erzählungen Groth's als geschlossene Kette einheitlich zu überblicken, dürfen wir es

*) In vier Bänden. Kiel, Lipsius und Tischer.

Digitized by Google

aussprechen, daß Groth's Poesie und Prosa, jede in ihrer Weise, ein volles, lückenloses Bild vom Leben der Ditmarschen in geographischer, sozialer und geschichtlicher Hinsicht darbietet. Die Marsch bildet keineswegs eine bloß decorative Scenerie, die man beliebig wechseln könnte: fest im Boden wurzeln die Gestalten, wie aus ihm hervorgewachsen. Und wie alle wurzelhafte Poesie ist der Grundzug und das Urwesen der Groth'schen Muse episch oder doch concret, plastisch: Gestaltung und Erzählung bilden den festen Kern auch seiner Lyrik, und alle Lebensverhältnisse seiner Heimath werfen ihren Abglanz in diese hinein. Aber nicht nur räumlich hat Klaus Groth den Umkreis ditmarscher Volkslebens erfaßt, auch zeitlich hat er die Hauptmomente der kampf- und ruhmreichen dithmarscher Geschichte poetisch festgelegt, theils durch unmittelbare Gestaltung, theils indem er einen leisen Nachklang der großen Vergangenheit wiedertönen läßt. Würde der ditmarscher Volksstamm aussterben — wovor Gott diese freidigen, kernhaften Männer und Frauen bewahre! — oder unter veränderten politischen und sozialen Verhältnissen seine Physiognomie verwischen, so ließe sich sein Wesen und seine Geschichte, sein soziales und geistiges Leben aus den Gesammelten Werken von Klaus Groth reconstruiren. Durch sie hat sich der ditmarscher Volksstamm ein Denkmal in der Geschichte des germanischen Geisteslebens errichtet dauernder als Erz.

Auch formell erforderte es eine Arbeitskraft und Künstlerschaft, die mit einem Erzguß wetteifert, um jene markige Meißelung der plattdeutschen Umgangsmundart in poetischen Schliff, Vers und Reim zu bewirken. Mit einer Hingebung, wie sie dem jungen Geschlecht von heute kaum noch verlohnend erscheint, hat Klaus Groth mit Platen's Vorbild nach Meisterschaft der Form gerungen; und der Sprachstoff, den er zu bewältigen hatte, war ein spröder Stoff. —

Wer dem Werden und Wachsen der Groth'schen Muse nachgehen will, dem hat Karl Müllenhoff den Weg gewiesen. Sein in den „Lebenserinnerungen" von Klaus Groth (1891) als Einleitung wieder abgedruckter Aufsatz über unseren Dichter verfolgt die Dichtungen des „Quickborn" nach der Zeit ihrer Entstehung. Wir können danach zunächst das Herauswachsen Groth's aus der niederen Komik bisheriger Dialektdichtung beobachten. „Dagdeef", „De Melkdiern", aber auch schon ein so entzückendes, herziges Gedicht wie „Min Annamedder" gehören zu den ersten Schöpfungen des Dichters im Jahre 1849; ebenso „Hans Schander", worin „Tam o' Shanter" von Burns auf dithmarscher Weise weiter ausgeführt ist. Auch „De Krautfru" (1850) hält sich noch in demselben Bereich und Ton. Es sind meist Darstellungen von typischen Einzelfiguren aus dem Volksleben der Heimath. Daneben aber entstehen 1850 schon die größeren erzählenden Gedichte „Hanne ut Frankrik", „Peter Kunrad", und sobald der Dichter Gesammtbilder eines Lebenskreises gibt, hat er seinen Stil gefunden: jene Mischung von idyllischer Behäbigkeit, die ein echt episch retardirendes Elementbildet, mit unaufhaltsamer Tragik des Menschenlebens. So, umhergetrieben zwischen Erschütterung und Besänftigung, erfährt das Herz eine eminent poetische Wirkung, eine Wirkung, die stellenweise, besonders in der Schlußkatastrophe die Machtmittel der Poesie nahezu umfassend ausschöpft. Wesentlich episch, sowohl in den Einzelbildern wie in den geschlossenen Lebensbildern, setzt also unser Dichter ein. Die Schöpfungen des folgenden Jahres geben lyrischen Elementen, Stimmungsbildern, schon breiteren Raum: die Empfindung schweift sehnsüchtig in die Vergangenheit, in die Jugendzeit („Min Jehann"); die Erscheinungen namentlich der Natur treten nicht mehr bloß in objectiver Darstellung vor uns hin, sondern mit Anfügung ihres subjectiven Eindrucks auf den Dichter („Dat Dörp in Snee"), oder direct von der Stimmung des Dichters umschwebt („Abendfreden"). So sind denn die Vorbedingungen für jene lyrisch-epische Zwischengattung gegeben, welche bald epische Gegenständlichkeit mit lyrischer Empfindung beseelt, bald die Empfindungsfülle mit concreter Gegenständlichkeit sättigt: die Ballade und Romanze. „Unruh Hans" sowie „Ol Büsum" und „Herr Johannis" sind die ersten Ausflüsse dieser Errungenschaft. Auch außerhalb des historischen Volksliedes ist der Balladenton glücklich getroffen. Die Dichtungen des Jahres 1852, wie sie unmittelbar vor dem Druck der ersten Auflage entstanden, beweisen diese Fähigkeit in allen Stücken. Namentlich sind die Schrecken der plötzlich hereinbrechenden Fluth („De Floth") mit dramatischer Bewegung und Spannung erfaßt. Ja, die eigentliche Ballade, die poetische Gestaltung von Volkssagen, besonders solchen, die sich um eine bestimmte Naturscenerie gruppiren, gelingt jetzt erst als reine Gattung: „Dat staehnt int Moor", „Dat gruli Hus", „De hilli Eck." — Der letzte Schritt, der einem echten Vertreter volksmäßiger Poesie in der Hinwendung vom Epischen zum Lyrischen möglich ist, besteht in Bereicherung seines Wirkungskreises durch Aufnahme des Liedes. Das eigentliche, sangbare, volksmäßige Lied hat keineswegs die epischen Elemente abgestoßen: es bewahrt sie als festen Kern und hat sie nur ganz mit Empfindung umflossen. Besonders ist hier an „Fiv nie Leeder ton Singn" zu denken:

„Dar weer en lüttje Burdiern,
De muß na Melken gan,
De harr en breden Strohhot,
Doch Strümp harr se nich an.
Wa kannst du lüttje Burdiern
Alleen na Melken gan?"

Man sieht: es ist lyrisch accentuirte Erzählung. Selbst das lyrischste dieser Lieder „Min Anna is en Ros' so roth" spinnt seine durchaus concreten Vergleiche zu directer Erzählung aus:

„De Vullmach hett en Appelgarn,
Un Rosen inne Strat;
De Vullmach kann sin Rosen wahrn.
De Vullmach kann sin Appeln arn:
Min Anna is min Staat!"

Und so auch die köstlichen Kinderlieder „Vaer de Gaern":

„Still, min Hanne, hör mi to!
Lüttje Müse pipt int Stroh,
Lüttje Vagels slapt in Bom,
Röhrt de Flünk un pipt in Drom."

Ebenso:

„Dar wahn en Mann int gröne Gras."

Zur Erkenntniß von Klaus Groth's Dichterphysiognomie und der Gestalt, in der sie unter uns fortleben wird, ist dieser bleibende epische Grundzug von höchster Bedeutung: kann man doch sagen, daß die Lyrik um so höher steht, je mehr episch-concrete, man könnte auch sagen: dramatische Elemente sie sich bewahrt hat.

Mit der ersten Ausgabe des „Quickborn" ist Klaus Groth's Entwickelung durchaus nicht abgeschlossen. Nach mehr als einer Richtung wurden die späteren Ausgaben bedeutungsvoll. Des Dichters ernstes Streben offenbarte sich einerseits in sorgfältigem Feilen des bereits Veröffentlichten. Andererseits vermehrte sich der Umfang des Bandes zunächst von Auflage zu Auflage. Da finden wir neue Proben der uns schon in Groth's Dichtung bekannt gewordenen Gattungen mit manchen Fortschritten, aber auch ganz neue Gebiete erschließen sich. So brachte schon die zweite Auflage namentlich die Cyclen „En Lederkranz", „Dünjens" und „Ut de ol Krönk". Der „Lederkranz" bietet wieder intimste Berührungen mit dem Ton des Volksliedes; ja, ein Gedicht wie „Vaer Daer" ist ihm völlig congenial, ist ohne Weiteres ein Volkslied — wird es doch auch gern gesungen:

„Lat mi gan, min Moder slöppt!
Lat mi gan, de Wächter röppt!
Hör! wa schallt dat still un schön!
Ga un lat mi smuck alleen!
Süh! dar liggt de Kark so grot!
An de Mür dar slöppt de Dod.
Slap du sund un denk an mi!
Ik dröm de ganze Nacht vun di.
Moder lurt! se hört gewis!
Nu's genog! — adüs! adüs!
Morgen Abend, wenn se slöppt,
Bliv ik, bet de Wächter röppt."

Da ist Scene, dramatisches Leben, äußere und innere Handlung: zwei Liebende vor der Thür heimlich bei einander —

Digitized by Google

der Schall des Wächterrufes ertönt und stört das Mädchen auf — die Kirche und der Kirchhof sind örtlich nahe und werfen ihre Weihen und Schauer in die liebende Begegnung — das Lauern der Mutter ragt zeitlich beschleunigend in die Situation hinein — der Liebhaber zögert, sich von Arm und Mund des Mädchens zu scheiden — ihr wiederholtes Mahnen zum Aufbruch — und endlich als zeitliche Erweiterungen des Bildes: sie wird von ihm träumen und morgen wiederkommen. Ein ganzes Liebesleben in voller räumlicher und zeitlicher Ausbreitung ist in die meisterhaften zwölf Zeilen eingemeißelt. Eine ganz neue Gattung sind die „Dünjens", kleine Lieder in Volkston, theilweise schon mit Hindeutung auf's Spruchartige. — Die Stücke „Ut de ol Krönk" bieten den größten und schönsten Fortschritt der Romanze zum echten Ton des historischen Volksliedes. Schon die Anfänge setzen glücklich und stilgerecht ein; direct hinweisend:

„Dat weer Graf Geert der grote, de keem na Oldenwörn",

oder fragend:

„Wat treckt dar daer de Hamme so blank un so roth?"

oder gar unmittelbar mit directer Rede dramatisirend:

„Kamt rop, Herr Graf vun Bökelnborg, de Buern kamt mit Korn!"

Wie zu diesem Griff aus der Chronik hatte ihn sein neuer gelehrter Freund Karl Müllenhoff, der durch die erste Ausgabe des „Quickborn" auf den Dichter aufmerksam geworden war, zum erneuten Studium des deutschen Volksliedes ermuntert. Der Kranz „Ole Leeder" seit der dritten Auflage legt davon Zeugniß ab. In beiderlei Hinsicht lobt das Werk den Meister. Volksliedartige Motive klingen nun in stärkeren Accenten an, und einfache Situationen kommen in einem Tone zum Vortrag, der sich auf das Engste dem Romanzenstil nähert, d. h. sie gelangen zu dem für sie erreichbar höchsten Ausdruck. Man suche nur einen Dichter nach Bürger und Goethe, der Groth's Lied „Bi Norderwold" übertreffen könnte:

„Dat weer en lusti Burgelaag,
Dat Junkvolk danz de hele Nacht.
De schönste Diern un de der danz,
Dat weer de bleke mit den Kranz.
De Schipper hett de krusen Haar,
Dat weer vunnacht dat schönste Paar ...
Un as se gungn int düstre Holt:
Do full en Schuß bi'n Norderwold.
Och Broder, nu is grote Noth,
Wulf Jäger schütt den Schipper dot!" ...

Eine weitere Anregung Müllenhoff's kam der gnomischen Neigung entgegen, die wir, ebenfalls in echt volksthümlicher Weise, sich bereits vorbereiten sahen. So entstehen die Priameln und das „Bispill". Wenn indeß noch ein Zweifel über das Wesen von Klaus Groth's Muse möglich war, so mußte um gleiche Zeit eine Fabel wie „Matten Haf'" die Aufklärung auf das glänzendste bieten. Wie hier jede Spur didactischer oder intellectueller Elemente fehlt, wie die Dichterseele sich mit unbefleckter Naivetät in das Thierleben völlig objectiv versenkt: ist eine vollendete Rechtfertigung oder vielmehr Bestätigung von Jacob Grimm's Fabeltheorie im Gegensatz zur Lessing'schen geboten.

Noch bis in die vierzehnte Auflage hinein ergoß sich der „Quickborn" in immer reicher quellenden Ausstrahlungen. Niemand wird behaupten dürfen, daß Verse wie die folgenden Spuren des Alters und erlahmender Kraft aufweisen:

„Och aewer de Heid, de brune Heid
Dar heff ik wannert mannigmal!
De Storm de harr de Blöm verweiht,
Un eensam leeg se, kold un kahl"

Oder man denke an das Duett: „Ut den Swanenweg" („Klockenlüden" und „Min Port"), das dem Jahre 1882 angehört, um sich zu vergewissern, daß die Kraft des Dichters ungebrochen, seine Empfindungsfülle noch unmittelbar aus wurzelhaftem Boden sich verzweigt. —

Im Hinblick auf diese späteren Ergänzungen des ersten „Quickborn"-Bandes erscheint das Vorurtheil von vorn herein haltlos, als ob der zweite Band des Werkes, der Ende 1870 erschien, einen jähen Abfall bedeute. Wohl mochten sich natürlich manche Gelegenheitsgedichte darin finden, die keine höheren Ansprüche herausfordern; aber der Band bietet so viel des Trefflichen, ja nach Seiten der poetischen Erzählung hin einen so entschiedenen Fortschritt, daß er sein bisheriges Loos wahrlich nicht verdient. Die Zeit seines Erscheinens am Anfang des großen Krieges dürfte in erster Linie dazu Veranlassung gegeben haben, daß unser Buch in weiteren Kreisen unbekannt blieb, wenn es ihm auch an einzelnen begeisterten Lobrednern vom Schlage eines Emanuel Geibel und Rudolf Haym nicht fehlte. Sprudelt nicht noch der alte spiegelklare Quickborn in Versen wie:

„Schall Leenken mit to Danzen gan?
Marleneken? man to!
Se hett de blauen Hasen an,
Darbi de blanken Schoh."

Man wird Mühe haben, selbst im ersten Band des Quickborn etwas so volksmäßig Gedachtes wie „Dat ole Leed" zu finden:

„Js Ener, de mi drinken lect,
So sung ik em en nies Leed,
Dat is en Leed vun Mann un Fru,
Dat ole Leed vun Lev un Tru."

Die Krone des zweiten Bandes bleibt aber „De Heisterkrog", ein größeres cyclisches Epos, das auf breitem idyllischen Untergrund sich zu erschütternder Tragik erhebt. Die Vorzüge des Erzählers Groth zeigen sich hier in hellstem Glanze, und selbst die Mängel gewinnen den Charakter einer an sich nicht ganz unberechtigten Eigenart. Die Handhabung des Verses geschieht hier mit künstlerischer Meisterschaft. Die ersten Gesänge, welche, wie meist bei Groth, in einem wohl zu stark retardirenden Idyllencharakter behaglich verweilen, dürfen dennoch schon als plastische Einzelbilder von gefälliger, in sich geschlossener Rundung unseren Beifall beanspruchen. Je mehr sich das Werk aber dem Ende nähert, je mehr sich die von weit her angesponnenen Fäden verschlingen, desto unaufhaltsamer stürmen die Ereignisse der Katastrophe zu, und die hellen Flammen echter Leidenschaft lodern in dem idyllischen Heim zu verzehrender Tragik empor. Die epischen Stilmittel beherrscht Klaus Groth in voller Ursprünglichkeit, nicht also wie einen äußerlich angelernten Apparat, sondern in naiver Congenialität zum epischen Volksgeiste. Insofern ragt er über Voß hinaus, nicht nur hier, sondern auch in einem hexametrischen reinen Idyll wie „Rotgeter Meister Lamp un sin Dochder." —

Um Klaus Groth als Erzähler voll zu würdigen, müssen wir uns seine Prosadichtungen vergegenwärtigen. Wirkliche Dichtungen, trotz der Prosaform. Denn nicht bloßer Unterhaltungsstoff ist hier durch Zufall und Willkür zusammengewürfelt: auch diese Geschichten wachsen mit Nothwendigkeit wie Naturproducte aus dem Boden der Ditmarschen hervor, krystallisiren sich aus den Sozialverhältnissen des Ländchens heraus. Jede Groth'sche Erzählung liest sich wie ein Stück Selbstbiographie im Stile von Goethe's „Wilhelm Meister". Naiver Realismus gibt hier eine plastische Reproduction ditmarscher Lebens. Namentlich flüchtet des Dichters Phantasie immer wieder in seine Jugend, um die Erlebnisse dieser seligen Zeit in mannigfachen Gestaltungen aus dem Schacht der Erinnerung zu Tage zu fördern.

Wie frisch lebendig setzt die erste Geschichte der „Vertelln" ein: „Wat en holsteenschen Jung drömt, dacht un belevt hatt, vaer, in un na den Krieg 1848" (entstanden im Winter 1854 zu 1855, wesentlich vervollkommnet 1880). Der kleine Held ist mit humorvoller Ironie behandelt: „Am levsten wull he Landvagt warrn," so lauten gleich die ersten Worte. „Dat düch em dat nettste. Sin Vetter weer Scholmeister, dat düch em nich so pläserli." Bei der Natur unseres Dichters erscheint es nur begreiflich, daß er ein intimer Kenner der Kinderseele ist. Aber zu unvergleichlich höherer Bedeutung erhebt sich das Werk mit der Zeit, da Held Detelf in den Krieg für Schleswig-Holsteins Unabhängigkeit zieht. Weit entfernt von Pathos oder gar Phrase, fordert Klaus Groth gerade durch schmucklos ergreifende Objectivität gegenständlicher Darstellung unsere Achtung heraus. Man lese und bewundere: „He seeg man

Digitized by Google

en Ogenblick hin, wo dar Een achter leeg as in't Verscheeden, un vaer em seet en Annern mit en bleek Gesicht un Blot anne Hann. De harr he fohlt un sä to Detelf: »Ick heff Fru un Kinner un seeg se wul ni wedder. Awer«, sä he un wenn' de bleken Ogen gegen den Regen nan Heben, »dat mutt sik wul all hölpen, wenn nu uns Sak man gut geit!« Detelf kunn em natürli nix seggn as en lerri Wort, dat he't ok haep. Denn muß he wider un sin Platz holn" (S. 58). Aehnlich unübertünchte, unerschrockene Darstellung der Wirklichkeit, des Thatsächlichen bietet sich überall: „Wer harr ni mit sungen, weer ni mit gan? Sunst vun Moth un Courag' to spreken is en egen Ding. Mit de Angst geit't as mit de Seekrankheit, keen Minsch will se hatt hebbn . . . Awer wenn't Moth heet, on sin gerechte Sack löben . . . denn hebbt wi em." Mit mannhafter Hand gestaltet Groth die Gräuel des Krieges zu einem schlicht ergreifenden Bilde, wirksam gemildert durch verzweifelten Humor des einen oder andern Kriegers.

Neben dieser ersten Prosa-Erzählung Groth's gebührt wohl der „Trina" („Vertelln", zweiter Band, 1856) der Preis. Wiederum voller Goethe-Stil: ganz Leben — ein Idyll, das alle Klänge der Seligkeit und der Tragik des Menschenlebens ertönen läßt, voll Keuschheit und Reinheit wie alle Schöpfungen unseres Dichters, eine Vereinigung von seßhafter Behäbigkeit und von sittlichem Ernst der Thatkraft.

Erst 1871 entstand „Um de Heid", die jetzt den dritten Band der Gesammelten Werke beschließt. Auch diese mit Künstlerschaft geführte Erzählung bietet offenbar wieder viel Persönliches, Erlebtes. Alles ist anschaulich, köstlicher Humor eint sich abermals mit ergreifender Rührung. Besonders werthvoll wird dieses Werk durch Darbietung eines Stücks ditmarscher Sozialgeschichte in bestimmt begrenzter, bewegter Zeit, im Jahre 1806. Wie die Weltereignisse in diesem engen, wirksam gerundeten Rahmen sich spiegeln, ist von wirklicher culturgeschichtlicher Bedeutung.

Aehnliche Culturbilder im poetischsten Sinne aus späterer Zeit bietet der Cyclus „Ut min Jungsparadies". Ditmarscher Landschaft, Leben, Geschichte schließen sich zusammen, die Sage der Vorzeit ragt hinein — und über dies alles ist der träumerische Glanz echt norddeutscher Poesie gebreitet. Alle Lust und Schauer eines Kinderlebens entfaltet namentlich die erste Erzählung des Cyclus. Sie zeichnet sich besonders auch durch Farbe, durch malerischen Glanz aus. Das flackernde Herdfeuer in der Dämmerung weckt Wonne und Weh. Diese Mischung gibt der Geschichte ihre Signatur. Lakonisch ist hier überall Groth's Humor, lakonisch die Tragik, doch um so herzbewegender. Freilich keine Drastik, kein „Amüsement", aber wohliges Behagen. Zum Raffinement des Zeitgeschmackes stehen diese naiven Dichtungen im schroffsten Gegensatz. —

Bevor wir von den plattdeutschen Schöpfungen Klaus Groth's scheiden, haben wir noch des Vers-Bruchstücks „Sandburs Dochder" zu gedenken. Wenn sich der greise Dichter entschließen wollte, dieses Epos zu vollenden, so wäre sein Ruhmeskranz um eins der schönsten Blätter bereichert. So frei, leicht und gefällig hat er sich kaum sonst bewegt. Die vollendete Beherrschung von Vers und Reim, wie des idyllischen Stils vereinen sich zu einem ausgezeichneten Eindruck; es liegt etwas Volksliedartiges, Balladenhaftes in dem frischen Ton des Gedichtes. —

Versäumen wir schließlich nicht, einen Blick auf die hochdeutschen Gedichte Groth's zu werfen. Gewiß, sie können sich durchaus nicht mit der ganz einzigen Bedeutung seiner dialektischen Schöpfungen messen. Auch finden sich Anklänge an bekannte Töne. Aber wenn der Dichter somit hier Vergleiche herausfordert, einen eigenartigen Werth tragen diese Verse dennoch in sich: denn alles in allem ziehen sich die Einzelzüge zu einem Gesammtbild des hochdeutschen Dichters Groth zusammen, wie es sich in dieser Mischung nicht wiederfindet. Und ist es nicht eine wirksame Ergänzung und Beleuchtung der plattdeutschen Schöpfungen gleicher Muse, diese zarten, seelenvollen, formell mit hervorragender Sorgfalt gebauten Verse zu lesen?! Den schon 1854 erschienenen „Hundert Blättern" reihen sich die jetzt zum ersten Mal veröffentlichten Gedichte „An meine Frau" würdig an. Hier wie dort liebenswürdig und zu Herzen gehend, bewähren die Verse doch in erster Linie eine musikalische Wirkung, und wenn sie stellenweise an Platen, Heine und das Volkslied erinnern, so gereicht ihnen das doch ebenso stark zum Ruhme wie zum Schaden. Auch hier bleibt Groth der ernste, norddeutsche Küstenbewohner, und die Melodien des Meeres rauschen im Hintergrunde. Aber nun erst erkennen wir, wieviel weiches Gemüth in dieser hartknochigen Gestalt verborgen liegt. —

Als den Nordländer von der platten Seeküste, im engsten und schärfsten Sinne als den Ditmarsen haben wir Klaus Groth überhaupt vor unserem Blicke festzuhalten, wenn sich seine Erscheinung von denjenigen abheben soll, denen er jedenfalls am nächsten steht: Burns und Hebel. Nicht dem frischen, genialen Hochländer, nicht dem leichtblütigen, gemüthlichen Süddeutschen kann er völlig gleichkommen: den schweren, ernst sinnenden, tüchtigen, freigeborenen Ditmarsen aber repräsentirt er in entsprechender Weise auf das Vollkommenste. So bleibt er zweifellos eine der eigenartigsten, eine der verschwindend wenigen eigenartigen Figuren in der deutschen Literatur der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, und seine Werke müssen in weiterem Sinne dem klassischen Hausschatz deutscher Dichtung beigezählt werden. Möge denn dieser Charakterkopf nie übersehen werden, wenn das deutsche Volk seine Dichterhalle mustert!

Ueber die verschiedenen Methoden der Psychologie.

Von Th. Achelis.

Der Schrecken, welchen seiner Zeit A. Lange mit seinem bekannten Wort von der Psychologie ohne Seele der zeitgenössischen Philosophie einflößte, ist allmählich verschwunden und hat einer nüchternen Stimmung Platz gemacht. Zwar findet sich noch in gewissen exclusiv-idealistischen Kreisen, welche den Traum von der Souverainetät des weltschöpferischen Ich ruhig weiterträumen, dieselbe vornehme Gelassenheit und kühle Gleichgültigkeit gegen Alles, was die gemeine Erfahrung etwa auch für die philosophische Erkenntniß bieten könnte. Aussprüche, wie z. B. das Anathema von Prof. Harms: „Die empirische Psychologie ist die Psychologie ohne einen Begriff der Seele, wenn sie überall eine Wissenschaft wäre" (Psychologie S. 105), gehören nicht zu den Seltenheiten, aber sie beschränken sich doch in der Hauptsache auf solche Richtungen, die unter dem Banne einer dogmatischen Formel prinzipiell jede Umbildung und nun gar jeden Gegensatz der spekulativen Auffassung perhorresciren. Seitdem aber ein so ausgesprochener Metaphysiker und zwar der schärfsten Observanz, wie Lotze, es nicht verschmähte, gerade für den unerläßlichen positiven Unterbau seiner idealistischen Weltanschauung sich so gründlich und nachdrücklich bei der mißachteten Erfahrung Raths zu erholen, nachdem er sogar große und auf minutiöse Beobachtungen gestützte Entdeckungen in der Phylologie machte, wich unvermerkt die frühere Geringschätzung, welche geflissentlich der Psychologie von der Phisiosophie entgegengebracht wurde, sobald jene Miene machte, sich noch abgesehen von der schon von Kant mit Recht in Zweifel gezogenen Selbstbeobachtung mit der Erfahrung in Beziehung zu setzen. So wenig der Philosophie überhaupt das Recht bestritten werden soll, ihre Forderungen, die sie im Interesse einer einheitlichen Welterklärung aufzustellen sich genöthigt sieht, auch innerhalb des engeren Rahmens der psychologischen Forschung festzuhalten, so wenig darf eine vorurtheilsfreie Untersuchung der Thatsachen des psychologischen Mechanismus von vorne herein durch bestimmte metaphysische Voraussetzungen, um nicht zu sagen, Glaubenssätze über die Substanz der Seele, ihr Vermögen u. s. w. sich die Hände binden lassen. Es wäre dies in der That das Anbeten der Idole unseres Verstandes, über das Bacon

Digitized by Google

so drastisch seiner Zeit spottete. Es kann somit wohl (von verschwindenden Ausnahmen abgesehen) als ein Gemeingut der neueren Psychologie bezeichnet werden, daß sie grundsätzlich jene dogmatische Befangenheit ablehnt und dagegen der erkenntnißtheoretischen Erörterung nur in soweit freien Spielraum läßt, als dieselbe nicht mit unzweideutigen Aussagen der wissenschaftlichen Erfahrung collidirt. Das ist auch insbesondere der Fall mit der modernen experimentellen Richtung der Psychologie, an deren Spitze Wilh. Wundt in Leipzig steht.

Nachdem sich die Unfruchtbarkeit der durch Herbart begründeten mathematischen Psychologie immer mehr herausgestellt hatte, selbst für die Anhänger seines Realismus, war es dem feinsinnigen Fechner, dem letzten Metaphysiker, wie man ihn wohl genannt hat, vorbehalten, durch das umfassende Programm der Psychologie wieder einen frischen Zug in die Bewegung zu bringen, und hieran knüpft auch Wilhelm Wundt an, wenn er sagt: „Vor dreißig Jahren war die experimentelle Psychologie ein Zukunftsprogramm, für dessen Erfüllung außer der damals eben erst von Fechner beschrittenen Bahn der Psychophysik noch wenig gethan war, und dessen Durchführbarkeit allerwärts mißtrauischen Zweifeln begegnete.“*) Im Uebrigen ist diese Uebereinstimmung Wundt's mit dem älteren Leipziger Collegen, bei dessen Bestattung bezeichnender Weise unser Verfasser die Trauerrede hielt, wieder sehr bewerkenswerth, weil eben sowohl zwischen dem Mystiker und energischen Vertheidiger des Spiritismus und andererseits dem nüchternen Vertreter eines gemäßigten Idealrealismus begreiflicher Weise nur eine sehr lose Beziehung herrschen konnte. Was will nun die experimentelle Psychologie und inwiefern bedeutet etwa ihre Auffassung und Perspective einen erheblichen Fortschritt gegen früher?

Unter dem wachsenden Druck der Naturwissenschaften hatte sich die erfahrungsfeindliche Spekulation zu dem Entgegenkommen bereit finden lassen, in der Selbstbeobachtung ein angeblich untrügliches Mittel zur Beschaffung eines werthvollen psychologischen Materials anzuerkennen. Doch gar bald mußte man sich überzeugen, daß gerade bei diesem Vorgange diejenige Voraussetzung fehle, unter der sonst in dem Bereiche der Naturwissenschaft den Beobachtungen eine wirklich hervorragende methodische Bedeutung zukommt, nämlich die Unbefangenheit und Unabhängigkeit des Beobachters von dem Gegenstande, dem er seine Aufmerksamkeit zuwendet. Wundt sagt deshalb an einer anderen Stelle sehr richtig: „Je mehr wir uns anstrengen, uns selbst zu beobachten, um so sicherer können wir sein, daß wir überhaupt gar nichts beobachten. Der Psycholog, der sein Bewußtsein fixiren will, wird schließlich nur die eine merkwürdige Thatsache wahrnehmen, daß er beobachten will, daß aber dieses Wollen gänzlich erfolglos bleibt.“ Es ist Nichts besonderes dabei, sich einen Menschen zu denken, der irgend ein äußeres Object aufmerksam beobachtet. Aber die Vorstellung eines solchen, der in die Selbstbeobachtung vertieft ist, wirkt fast mit unwiderstehlicher Komik. Seine Situation gleicht genau der eines Münchhausen, der sich an dem eigenen Zopf aus dem Sumpf ziehen will. Das Object der Selbstbeobachtung ist ja eben der Beobachter selber. Das Merkmal, wodurch sich die Beobachtung unterscheidet von der zufälligen Wahrnehmung, besteht aber gerade darin, daß wir die Objecte soviel als möglich unabhängig machen von dem Beobachter. Und hier ist es die Beobachtung, welche diese Abhängigkeit um so mehr steigert, je aufmerksamer und planvoller sie zu Werke geht. An die Stelle nun dieses völlig unzuverlässigen und trügerischen Hülfsmittels soll das Experiment treten, das ja in dem ganzen Bereich der modernen Naturwissenschaft von den unendlichen Sphären des gestirnten Himmels bis zu dem kleinsten Zellengewebe die epochemachendsten Entdeckungen gezeitigt hat. Während jede, auch noch so oft wiederholte Beobachtung irren kann und thatsächlich irrt, (man denke doch nur an die alltägliche Täuschung über den Auf- und Untergang der Sonne!), gibt ein sorgfältig und immerfort wieder auf seine Richtigkeit hin geprüftes Experiment eine nahezu objective Sicherheit und Verläßlichkeit. Aber, so wird Mancher ausrufen, was soll hier das Experiment, wo es sich nicht um chemische und physikalische Vorgänge handelt, sondern um unfaßbare seelische Erscheinungen, die doch als solche jeder derartigen äußeren Einwirkung eo ipso unzugänglich sind? Scheinbar mit Recht, und es würde dann wieder Nichts übrig bleiben, als Alles beim Alten zu lassen und nach der landläufigen Theorie des altbekannten Dualismus von Leib und Seele, vielleicht noch in der monadologischen Beleuchtung durch Leibniz sich den Zusammenhang unserer psychophysischen Existenz zurecht zu legen. Aber dieser Schein trügt; denn so wenig wir durch irgend ein Experiment die Seele direct zu beeinflussen vermögen, so sehr sind wir dazu im Stande durch die ununterbrochenen Wechselwirkungen des psychologischen Stromes, in dem wir schwimmen, auf Grund bestimmter physiologischer Veränderungen die entsprechenden Reactionen auf psychischem Gebiete zu verfolgen. Wir können nicht, bemerkt Wundt mit Recht, an der Seele selbst experimentiren, sondern nur an ihren Außenwerken, an den Sinnes- und Bewegungsorganen, deren Functionen zu den seelischen Vorgängen in Beziehungen stehen. Jedes psychologische ist daher zugleich ein physiologisches Experiment, ganz so wie den psychischen Prozessen des Empfindens, Vorstellens, Wollens zugleich physische Prozesse entsprechen. Eben deshalb aber ist diese Bedingung keine solche, die dem Experiment den Charakter einer psychologischen Methode zu rauben vermöchte, sondern sie entspringt lediglich aus den allgemeinen Bedingungen unseres seelischen Lebens, zu welchen auch dieser Zusammenhang mit dem körperlichen Leben gehört.

Das Detail dieser höchst mühevollen, aber eben auch sehr ersprießlichen Untersuchung hier zu verfolgen, wäre unstatthaft; nur so viel sei bemerkt, daß es die einfachen Empfindungen (Sinneseindrücke durch Ohr und Auge), Sinneswahrnehmungen (wohinein auch die Sinnestäuschungen gehören) und endlich die genau meßbaren zeitlichen Verhältnisse der Entstehung und des Wechsels unserer Vorstellungen sind, auf welche die experimentelle Psychologie ihre Aufmerksamkeit richtet. Aber auch unter diesem Vorbehalt, fürchten wir, wird der skeptische Widerspruch nicht verstummen und das nöthigt uns noch zu einer kurzen Entgegnung; angenommen, wir würden auf jene inductive Weise einen getreuen Einblick in die Structur gleichsam seelischer Prozesse gewinnen können, vielleicht auch in bestimmte Gesetze oder wenigstens normale Functionen, würden wir dadurch das eigentliche Wesen unserer Seele besser kennen gelernt haben? Diese Fragestellung beruht wieder auf der alten, immer auf's Neue sich hervorwagenden verhängnißvollen Neigung, über die genau erkennbare Grenze unserer wissenschaftlichen Erkenntniß sich in das Gebiet der bloßen Spekulation zu begeben, diesem bequemen Tummelplatz einer erfindungsreichen Phantasie. Je weniger wir jenes An sich als eine terra incognita von jeder menschlichen Forschung, so weit sie wenigstens auf wissenschaftliche Legitimität Anspruch machen will, scharf absondern, desto mehr verfallen wir den verführerischen Einflüsterungen jener geheimnißvollen metaphysischen Macht, die schon so viel Unheil in der Entwickelung der Philosophie und nun gar in unserem Vaterlande angerichtet hat. Aber wohl ist ein anderer Einwurf berechtigt, nämlich der, daß unsere psychophysischen Untersuchungen überall da versagen, wo nicht irgendwie ein entsprechendes Eingehen auf diese Messungen seitens des Objectes vorausgesetzt werden kann, mit anderen Worten: sie bedingen das Bewußtsein als abgeschlossenen Thatsachencomplex, dagegen ist ihnen die Entstehung des Bewußtseins, auf der anderen Seite wieder die Entwickelung der eigentlichen Denkprozesse, sowie der höheren Gefühls- und Triebformen verschlossen. Lassen sich für die Aufhellung dieser so eminent wichtigen Erscheinungen nicht andere Hülfsmittel heranziehen?

Sieht man von der ziemlich unergiebigen Kinderpsychologie ab, bei der aus leicht begreiflichen Gründen zu viel Täuschung mit unterläuft, so käme in dieser Beziehung zunächst die Thierpsychologie in Betracht, welche besonders unter dem Einfluß,

*) Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. Zweite umgearbeitete Auflage. Leop. Voß, Hamburg und Leipzig.

Digitized by Google

ja unter nicht geringer Förderung Darwin's selbst sich in neuerer Zeit eines lebhaften Aufschwunges zu erfreuen gehabt hat. So wenig angebracht der frühere Hochmuth der Philosophie war, den sie unseren biologischen Verwandten gegenüber zur Schau trug, so daß es als eine ganz selbstverständliche Thatsache galt, daß außerhalb der menschlichen Seele überhaupt kein geistiges Leben bestehe, so sehr hat man sich andererseits vor übereilten Erwartungen und überschwänglichen Hoffnungen zu hüten. Sah man früher in den Thieren nur leblose Maschinen, so erscheinen sie jetzt in einem zauberhaften Lichte einer übermenschlichen Intelligenz und Kunstfertigkeit; besonders verhängnißvoll hat hier, wie bekannt, die Lehre vom Instinkt gewirkt. Dazu kam noch die bedenkliche Sucht, möglichst viel interessante Beobachtungen zu Tage zu fördern, wobei dann, wie an folgendem Beispiel zu ersehen ist, Phantasie und Laune ihr anmuthiges Spiel treiben: „Ein Dutzend junger Königinnen — es handelt sich um Ameisen — belustigte sich damit, außerhalb des Haufens auf einen großen Kieselstein zu steigen, der sich vor dem Eingange des Nestes befand. Hier drängten und zwickten sie sich zum Scherz, jede wollte den besten Platz erhalten. Die Arbeiterinnen nahmen keinen Antheil an den Spielen, schienen sie aber zu überwachen. Von Zeit zu Zeit grüßten sie die Prinzessinnen mit ihren Antennen, im Uebrigen ließen sie ihnen vollständige Freiheit." Dazu bemerkt Wundt: „Die Richtigkeit dieser Beobachtung braucht man nicht zu bestreiten. Warum sollten nicht einige junge Königinnen sich auf einen Kieselstein gedrängt und einige Arbeiterinnen dabei gewesen sein und jene gelegentlich, wie es die Ameisen allerwärts thun, mit ihren Antennen berührt haben? Aber daß die Thiere mit einander gescherzt und gespielt haben, die Anderen jene als eine Art von Hofmeisterinnen überwacht und ihnen gelegentlich ihre Ehrfurcht bezeugt haben — das hat wieder die Phantasie des Beobachters hinzugedichtet, die zu dieser Geschichte schwerlich angeregt worden wäre, hätte nicht die Zoologie die zu solchen Analogien verführende Bezeichnung „Königinnen" für die eierlegenden weiblichen Thiere nun einmal eingeführt. Wie nahe liegt es dann, die noch nicht erwachsenen Weibchen „Prinzessinnen" zu nennen? Und da zu einer Prinzessin eine Hofmeisterin oder Gouvernante gehört, so macht sich die übrige Geschichte von selbst."

Dieselbe falsche Analogie ist verhängnißvoll gewesen, wie bekannt, für die Deutung und Erklärung des sogenannten Thierstaates, besonders bei den Bienen. Ueberall ist es die freilich sehr begreifliche, aber nichtsdestoweniger verwerfliche Verwechselung unserer psychischen Motive und Zwecke mit den ja vor der Hand noch unbekannten und deshalb erst zu constatirenden, erforderlichen Falls sogar als zweifelhaft hinzustellenden Vorgängen des thierischen Bewußtseins. Das gilt ganz besonders von dem im märchenhaften Glanze gefeierten, nach rein logischen Kriterien angeblich erfolgenden Urtheil- und Schlußbildungen, welche eine vertrauensselige Beobachtung namentlich bei den höheren Thieren annimmt, während es sich nur um einfache associative Bildungen handelt, wenigstens in den weitaus meisten Fällen. Noch verfehlter ist freilich die immer noch nicht ganz beseitigte Erklärung mancher Erscheinungen, besonders innerhalb des instinctiven Lebens, durch die Gewohnheit, während diese doch gerade einer psychologischen Begründung bedürfte. Auch hier kann nur eine möglichst nüchterne Auffassung, die sich thunlichst von allen Jagdgeschichten frei hält, einen wirklich nachhaltigen Gewinn zeitigen; man vergesse nie, daß wir hier in Gefahr schweben, unser eigenes geistiges Leben — natürlich häufig unbewußt und unwillkürlich — den fraglichen Vorgängen unterzuschieben.

Eine dritte Fundgrube endlich für die psychologische Forschung, und zwar eine der reichhaltigsten, besteht in der Untersuchung der großen sozialpsychologischen Schöpfungen des menschlichen Geistes, die sich in Sprache, Religion, Sitte, Recht und Kunst verwirklicht haben. Hier, wo das engbegrenzte Feld der individuellen Erfahrung, des persönlichen Bewußtseins verlassen ist, thut sich vor dem staunenden Blick die unübersehbare Sphäre des allgemeinen geistigen Lebens auf, wie es die Sozialpsychologie unserer Tage bearbeitet. Die vergleichende Sprachwissenschaft und Mythologie, die psychische Anthropologie in ihren verschiedenen Zweigen, die Völkerpsychologie endlich (merkwürdiger Weise erwachsen auf dem unfruchtbaren Baum der Herbart'schen Psychologie, Lazarus und Steinthal waren ihre ersten Vertreter) fußen auf der Ueberzeugung, daß sich das geistige Sein nicht erschöpft in der Enge des beschränkten Ich, das man (nicht ohne guten Grund) dann als allmächtigen Schöpfer der ganzen Welt hinzustellen liebte, um so aus den unerschöpflichen Tiefen des eigenen Bewußtseins das ganze Material zum Weltbau zu entnehmen. Durch die entgegengesetzte sozialpsychologische Anschauung lernte man die Wahrheit begreifen, daß überall unser Bewußtsein kein unveränderlicher, absoluter Factor ist, sondern ein unaufhörlicher Entwickelungsprozeß, dessen Elemente weit über die Sphäre individueller Erfahrung in das geheimnißvolle Gebiet des Unbewußten hinübergreifen. Diese Entfaltung des Bewußtseins auf den Stufen einer unendlich complicirten Entwickelung in Sprache, Religion, Sitte u. s. w. läßt sich somit auf Grund des inductiven, durch die einzelnen Wissenschaften beschafften Materials verfolgen, und so ist uns die Möglichkeit geboten, über den Rahmen unserer Subjectivität hinaus den Werdegang des bewußten geistigen Lebens und Seins aus der Werkstatt unbewußter geistiger Kräfte zu studiren. Diese interessanten Untersuchungen, an welchen gerade in unseren Tagen von den verschiedenen Soziologen, ob sie mehr der naturwissenschaftlichen, philosophischen oder der historischen Richtung angehören, auf das Lebhafteste gearbeitet wird, hat Wundt aus der zweiten Auflage seines Werkes ausgeschieden, und zwar aus dem einfachen Grunde einer räumlichen Beschränkung; in der That ist das der Völkerpsychologie zu Gebote stehende Material, wie er hinzufügt, heute ein so überaus reiches, zugleich aber der Stand der Wissenschaft auf allen hier in Betracht kommenden Gebieten ein so gänzlich veränderter geworden, daß eine Neubearbeitung von völlig neuen Grundlagen ausgehen müßte. Aber auch bei dieser grundsätzlichen Beschränkung auf die individualpsychologische Forschung, wie sie hier angestrebt ist, wird das vorliegende Werk überall bei Fachgenossen und selbst in den weiten Schichten des gebildeten Publikums eines lebhaften Interesses sicher sein. Es vereinigt die bekannten Vorzüge dieses ausgezeichneten Forschers: völlige, allseitige Beherrschung des einschlägigen Materials, nüchterne, vorurtheilsfreie Prüfung des Thatbestandes, sowie der bisherigen Hypothesen und endlich eine klare und übersichtliche Darstellung.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Roman in neun Briefen.

Von Fedor Mich. Dostojewski.*)
Aus dem Russischen von Hubert Putze.

I.

(Peter Iwanytsch an Iwan Petrowitsch).

Geehrter Herr und werthgeschätzter Freund Iwan Petrowitsch!

Jetzt ist es schon der dritte Tag, daß ich, so zu sagen, hinter Ihnen herjage, werthgeschätzter Freund, um mit Ihnen eine dringende Angelegenheit zu besprechen, und Sie nirgends treffe. Meine Frau hat gestern, als wir bei Sfemjon Alexeitsch waren, über Sie sehr treffend im Scherz bemerkt, daß Sie und Tatjana Petrowna ein unruhiges Pärchen bilden. Noch nicht drei Monate sind Sie verheirathet, und Sie vernachlässigen bereits Ihre häuslichen Penaten. Wir Alle haben viel gelacht — natürlich nur, weil wir Ihnen aufrichtig zugethan sind — aber Scherz bei Seite, unschätzbarer Freund, Sie haben mir viel Mühe verursacht. Sfemjon Alexeitsch meinte zu mir, daß Sie vielleicht auf dem Balle des Klubs der Vereinigten Gesellschaft sein würden. Ich lasse meine Frau bei Sfemjon Alexeitsch's Gemahlin und fliege selber in die Vereinigte Gesell-

*) Die erste deutsche Uebersetzung einer auch in Rußland fast unbekannten Humoreske des Dichters von „Raskolnikow" u. s. w.

Digitized by Google

schaft. Lachen und Kummer! Stellen Sie sich meine Lage vor: ich gehe auf den Ball — allein, ohne meine Frau! Iwan Andreitsch, der mit mir in der Portierloge zusammentraf und mich allein sah, schloß sofort (der Bösewicht), daß ich eine ungewöhnliche Leidenschaft für's Tanzen besitze, und wollte, indem er mich unter den Arm nahm, fast mit Gewalt in eine Tanzlocal schleppen, wobei er erklärte, daß er in der Vereinigten Gesellschaft sich gedrückt fühle, sich, obwohl ein junger Mensch, nicht gehen lassen könne und von Patchuli und Reseda Kopfschmerz verspüre. Ich finde weder Sie, noch Tatjana Petrowna. Iwan Andreitsch versichert und schwört mir, daß Sie unfehlbar im Alexandrinen-Theater sein würden, um „Verstand schafft Leiden" von Gribojedow zu sehen.

Ich fliege in's Alexandrinen-Theater: auch dort sind Sie nicht. Heut' morgen dachte ich, Sie bei Tschistojanow zu treffen — Sie waren nicht da. Tschistojanow schickt zu Perepalkin's — dasselbe Resultat. Mit einem Worte, ich habe mich total abgemattet, urtheilen Sie selber, welche Mühe ich mir gegeben habe, um Sie zu treffen! Jetzt schreibe ich an Sie (es hilft nichts!). Die Feder zu führen ist gar nicht meine Sache (Sie verstehen mich); ich ziehe eine Auseinandersetzung unter vier Augen vor, und da ich so schnell wie möglich über Dringendes mit Ihnen sprechen möchte, so lade ich Sie und Tatjana Petrowna für heute zum Thee und zu einer Abendunterhaltung bei mir ein. Meine Anna Michailowna wird sich über Ihren Besuch sehr freuen. Sie werden uns wirklich bis in's Grab verpflichten, wie man sagt. A propos, mein unschätzbarer Freund — da ich einmal zur Feder gegriffen habe, so will ich Alles schreiben — ich sehe mich jetzt genöthigt, Ihnen Vorwürfe zu machen und Sie, verehrtester Freund, sogar zu tadeln wegen eines scheinbar sehr unschuldigen Streiches, den Sie mir gespielt haben . . . Sie böser, gewissenloser Mensch! Um die Mitte vorigen Monats führten Sie einen Ihrer Bekannten, nämlich Eugen Nikolaitsch, in mein Haus ein und empfahlen ihn mir in einer auch mich verpflichtenden Weise; ich freue mich über die Gelegenheit, nehme den jungen Mann mit offenen Armen auf und stecke damit zugleich den Kopf in die Schlinge. Aber Schlinge hin, Schlinge her, jedenfalls ist etwas Hübsches, wie man zu sagen pflegt, herausgekommen. Ich habe jetzt keine Zeit zu näheren Erörterungen, bin auch mit der Feder nicht gewandt, und richte nur die gehorsamste Bitte an Sie, mein schadenfroher Freund, auf irgend eine Art und Weise zart und leise Ihrem jungen Manne in's Ohr zu flüstern, daß es in der Hauptstadt viele Häuser außer dem meinigen gebe. Ich kann nicht anders, mein Lieber! Ich falle Ihnen zu Füßen, wie unser Freund Simonewitsch sagt. Wenn wir uns sehen werden, will ich Ihnen Alles erzählen. Ich spreche nicht in dem Sinne, als ob der junge Mann keine Lebensart besäße, als ob er sonst gegen etwas verstieße. Im Gegentheil, er ist sogar ein liebenswürdiger und angenehmer Mensch, aber warten Sie nur, wir werden etwas erleben; wenn Sie ihn treffen, sprechen Sie, Verehrtester, um Gottes Willen leise zu ihm. Ich würde dies selber thun, aber Sie kennen ja meinen Charakter: ich kann es einfach nicht, denn Sie haben ihn mir empfohlen. Uebrigens werden wir uns heute Abend ausführlicher aussprechen. Vor der Hand auf Wiedersehen. Ich verbleibe u. s. w.

Nachschrift. Mein Kleiner kränkelt schon seit acht Tagen, und es geht ihm von Tag zu Tage schlechter. Er bekommt Zähne. Meine Frau wartet ihn und härmt sich dabei ab, die Aermste. Kommen Sie zu uns, Sie werden uns wirklich erfreuen, mein werthgeschätzter Freund.

II.

(Iwan Petrowitsch an Peter Iwanytsch).

Geehrter Herr Peter Iwanytsch!

Ich erhalte gestern Ihren Brief, lese ihn und kann Nichts begreifen. Sie suchen mich Gott weiß wo, und ich war einfach zu Hause. Bis um zehn Uhr habe ich auf Iwan Iwanytsch Tolokonow gewartet. Sogleich nehme ich meine Frau, miethe eine Droschke, gebe Geld aus und komme um ungefähr sieben Uhr zu Ihnen gefahren. Sie sind nicht zu Hause, aber Ihre Frau Gemahlin empfängt uns. Ich warte auf Sie bis um halb Elf; länger war es mir unmöglich. Ich nehme meine Frau, begleite sie in einer Droschke nach Hause, gebe Geld aus und begebe mich selber zu Perepalkins, im Glauben, Sie bei Ihnen zu treffen, täusche mich aber wieder in meiner Hoffnung. Ich fahre nach Hause, schlafe die ganze Nacht hindurch nicht, beunruhige mich, fahre Vormittags dreimal, um 9, um 10 und um 11 Uhr zu Ihnen, gebe dreimal unnütz Geld für Droschken aus und Sie lassen mich wieder mit langer Nase abziehen.

Als ich Ihren Brief las, wunderte ich mich. Sie schreiben von Eugen Nikolaitsch, bitten mich, ihm etwas zuzuflüstern und erwähnen nicht, weshalb dies. Ich lobe mir Vorsicht, aber Papier und Papier ist verschieden, und Geschäftspapiere gebe ich meiner Frau nicht zu Haarwickeln. Und schließlich ist mir nicht klar, in welchem Sinne Sie beliebt haben, mir dies Alles zu schreiben. Sollte es übrigens weit gekommen sein, weshalb soll ich mich da einmischen? Ich stecke meine Nase nicht überall hinein. Sie konnten selber ihn abweisen; ich sehe nur, daß ich mit Ihnen kürzer, entschiedener sprechen muß, und überdies verstreicht die Zeit. Ich befinde mich in Geldverlegenheit und weiß nicht, was ich machen soll, wenn Sie Ihren Verpflichtungen nicht nachkommen. Ich habe eine Reise vor, sie kostet Geld, und dabei bittet mich meine Frau unter Thränen, ich solle ihr einen Sammetmantel nach der neuesten Mode machen lassen. In Betreffs Eugen Nikolaitsch beeile ich mich, Ihnen zu bemerken, daß ich gestern unverzüglich, während ich bei Paul Semjonytsch Perepalkin war, Erkundigungen über ihn eingezogen habe. Er besitzt seine fünfhundert Leibeigenen im Jaroslawer Gouvernement und hofft von der Großmutter ein Landgut in der Nähe Moskaus mit dreihundert Seelen zu erben. Wie viel Geld er hat, weiß ich nicht, und ich glaube, daß Sie dies am besten wissen müssen. Ich bitte Sie dringend, mir eine Zusammenkunft zu bestimmen. Sie haben gestern den Iwan Andreitsch getroffen und schreiben mir, er habe ihnen erklärt, daß ich mit meiner Frau im Alexandrinen-Theater sei. Und ich schreibe Ihnen, daß er lügt, und daß man ihm in solchen Dingen um so weniger glauben darf, als er erst vorgestern seine Großmutter um achthundert Rubel betrogen hat. Ich habt die Ehre zu verbleiben u. s. w.

Nachschrift. Meine Frau ist in anderen Umständen; dabei ist sie furchtsam und zeitweise melancholisch. Bei Theatervorstellungen wird bisweilen geschossen und Donner künstlich nachgeahmt. Daher führe ich sie niemals in's Theater, aus Furcht, sie zu erschrecken. Ich selbst bin kein großer Liebhaber von Theatervorstellungen.

III.

(Peter Iwanytsch an Iwan Petrowitsch).

Mein werthgeschätzter Freund Iwan Petrowitsch!

Ich bin schuldig, bin tausend Mal schuldig, eile aber, mich zu rechtfertigen. Gestern in der sechsten Stunde, gerade als wir uns mit aufrichtiger Theilnahme Ihrer erinnerten, kam ein expresser Bote vom Onkel Stephan Alexeitsch mit der Nachricht angesprengt, daß es der Tante schlecht gehe. Da ich meine Frau nicht erschrecken wollte, sage ich ihr kein Wort, schütze eine Geschäftsangelegenheit vor und fahre zur Tante. Ich finde sie sterbenskrank. Punkt fünf Uhr hatte sie der Schlag getroffen, bereits das dritte Mal in zwei Jahren. Karl Feodorytsch, ihr Hausarzt, erklärte, daß sie die Nacht nicht überleben werde. Versetzen Sie sich in meine Lage, werthgeschätzter Freund. Die ganze Nacht auf den Beinen, in Sorgen und Kummer! Erst am Morgen legte ich mich erschöpft, körperlich und geistig abgemattet, bei der Tante auf's Sopha, vergaß zu sagen, daß man mich rechtzeitig wecken solle, und erwachte um halb Elf. Der Tante ging es besser. Ich fahre zu meiner Frau; die Arme hatte sich mit Warten ganz abgehärmt. Ich nehme einen Bissen zu mir, umarme den Kleinen, tröste meine Frau und begebe mich zu Ihnen. Sie sind nicht zu Hause. Ich treffe bei Ihnen Eugen Nikolaitsch. Ich kehre nach Hause zurück, ergreife die Feder und schreibe an Sie. Murren Sie nicht und zürnen Sie nicht, mein aufrichtiger Freund. Schlagen Sie mir den schuldigen Kopf von den Schultern, aber berauben Sie mich nicht Ihres Wohlwollens. Von Ihrer Gemahlin habe ich erfahren, daß Sie heute Abend bei Slawjanow's sein werden. Ich werde mich unfehlbar dort einfinden. Mit der größten Ungeduld erwarte ich Sie.

Jetzt verbleibe ich u. s. w.

Nachschrift. Unser Kleiner versetzt uns in wirkliche Verzweiflung. Karl Feodorytsch hat ihm Rhabarber verschrieben. Er stöhnt, gestern hat er Niemand erkannt. Heute erkennt er uns wieder und stammelt fortwährend Papa, Mama — Buch . . . Meine Frau schwimmt den ganzen Morgen in Thränen.

IV.

(Iwan Petrowitsch an Peter Iwanytsch).

Geehrter Herr Peter Iwanytsch!

Ich schreibe an Sie in Ihrer Wohnung, in Ihrem Zimmer, an Ihrem Schreibtisch; aber bevor ich nach der Feder griff, habe ich über drittehalb Stunden auf Sie gewartet. Jetzt erlauben Sie mir, Ihnen, Peter Iwanytsch, meine offene Meinung über diese widerwärtige Thatsache zu sagen. Aus Ihrem letzten Briefe schloß ich, daß man Sie bei Slawjanow's erwarte, und daß Sie mich dorthin bestellten; ich finde mich ein, sitze fünf Stunden lang da, aber Sie lassen sich nicht sehen. Soll ich etwa Ihrer Ansicht nach den Leuten zum Narren dienen? Erlauben Sie, geehrter Herr . . . Ich begebe mich Morgens zu Ihnen, in der Hoffnung, Sie zu Hause zu treffen, und ohne auf diese Weise gewissen betrügerischen Persönlichkeiten nachzuahmen, welche die Menschen Gott weiß wo suchen, während sie dieselben zu jeder passend gewählten Zeit zu Hause antreffen können. Bei Ihnen ist Niemand anwesend. Ich weiß nicht, was mich jetzt abhält, Ihnen die volle Wahrheit zu sagen. Ich will nur so viel bemerken, ich sehe jetzt, daß Sie sich hinsichtlich unserer bekannten Vereinbarungen anders besonnen haben. Und erst jetzt, wenn ich mir die ganze Sache überlege, erstaune ich entschieden, wie ich gestehen muß, über ihre ganz hinterlistige Denkart. Ich sehe jetzt klar ein, daß Sie die Absicht, mich zu schädigen, längst gehegt haben. Meine Vermuthung rechtfertigt der Umstand, daß Sie sich bereits in vergangener Woche auf eine beinah' unerlaubte Weise Ihres an mich gerichteten Briefes bemächtigt haben, in dem Sie selber allerdings ziemlich unklar und unzusammenhängend, unsere Vereinbarungen über das Ihnen sehr gut bekannte Geschäft fixirt und formulirt hatten. Sie fürchten sich vor Urkunden, vernichten sie und lassen mich als Narren dastehen. Aber ich erlaube Ihnen nicht, mich für einen solchen zu halten, denn bis jetzt hat das noch Niemand gethan, Alle haben vielmehr über mich nur günstig geurtheilt. Jetzt öffne ich die Augen. Sie machen mich confus, täuschen mich mit Eugen Nikolaitsch, und wenn ich Ihren, mir bis jetzt räthselhaften Brief vom Siebenten dieses Monats in der Tasche, eine Unterredung mit Ihnen suche, so bestimmen Sie mir eine Zusammenkunft, zu der Sie absichtlich nicht erscheinen. Denken Sie, geehrter Herr, daß ich nicht im Stande sei, dies Alles zu bemerken? Sie versprechen mir, mich für Ihnen sehr gut bekannte Dienste, nämlich dafür, daß ich Sie an verschiedene Persönlichkeiten empfehle, zu belohnen, und inzwischen, ich weiß nicht wie, richten Sie es so ein, daß Sie selber Geld in bedeutenden Summen ohne Quittung von mir entnehmen, wie dies erst in voriger Woche geschehen ist. Jetzt, nachdem Sie das Geld erhalten haben, verstecken Sie sich und wollen den von mir Ihnen mit Eugen Nikolaitsch erwiesenen Dienst nicht anerkennen. Sie rechnen vielleicht auf meine baldige Abreise nach Simbirsk und denken,

Digitized by Google

daß ich die Sache mit Ihnen nicht in's Reine bringen werde. Aber ich erkläre Ihnen feierlichst und gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß, wenn es so weit kommen sollte, ich bestimmt noch zwei volle Monate in Petersburg bleiben, mein Recht suchen, mein Ziel erreichen und Sie finden werde. Auch wir verstehen bisweilen, unangenehm zu werden. Zum Schlusse erkläre ich Ihnen: wenn Sie heute sich mir gegenüber nicht genügend erklären, erstens brieflich, sodann persönlich unter vier Augen, und in Ihrem Briefe nicht von Neuem all' die Hauptbestimmungen angeben, die zwischen uns existiren, und nicht bestimmt Ihren Gedanken hinsichtlich Eugen Nikolaitsch's aussprechen, daß ich genöthigt bin, zu Ihnen sehr unangenehmen und auch mir selbst widerwärtigen Maßregeln meine Zuflucht zu nehmen.

Erlauben Sie mir, zu verbleiben u. s. w.

V.

(Peter Iwanytsch an Iwan Petrowitsch).

11. November.

Mein geliebter, geehrter Freund Iwan Petrowitsch!

Bis in die tiefste Seele bin ich durch Ihren Brief betrübt worden. Und Sie haben sich nicht geschämt, theurer, aber ungerechter Freund, so mit einem Menschen zu verfahren, der Ihnen nur das Beste wünscht! Sich zu überstürzen, die ganze Sache nicht zu erklären, mich durch solch' beleidigenden Argwohn zu kränken! — Aber ich beeile mich, Ihre Beschuldigungen zu beantworten. — Sie haben mich gestern, Iwan Petrowitsch, deshalb nicht zu Hause getroffen, weil ich plötzlich und vollständig unerwartet an ein Sterbebett gerufen wurde. Die Tante Euphemia Nikolajewna ist gestern Abend in der elften Stunde verschieden. Von den Verwandten bin ich einstimmig zum Anordner der ganzen Trauerfeierlichkeit gewählt worden. Es gab so viel zu thun, daß ich heut Morgen Sie weder sehen, noch durch eine Zeile benachrichtigen konnte. Von Herzen bedauere ich das zwischen uns vorgekommene Mißverständniß. Die von mir im Scherz und vorübergehend über Eugen Nikolaitsch geäußerten Worte haben Sie in direct entgegengesetztem Sinne aufgefaßt und der ganzen Sache eine mich tief beleidigende Bedeutung beigelegt. Sie erwähnen des Geldes und sprechen Ihre Unruhe deswegen aus. Aber ich bin ohne Weiteres bereit, all' Ihren Wünschen und Forderungen zu genügen, obwohl ich hier, vorübergehend, Sie daran erinnern muß, daß ich das Geld, dreihundertfünfzig Rubel, in voriger Woche von Ihnen auf Grund bestimmter Vereinbarungen und nicht als Darlehen erhalten habe. In letzterem Falle würde unbedingt ein Schuldschein existiren. Ich will mich nicht auf eine Erörterung der übrigen in Ihrem Briefe berührten Punkte einlassen. Ich sehe, daß dies ein Mißverständniß ist, ich sehe darin Ihre beleidigende Hast, Heftigkeit und Aufrichtigkeit. Ich weiß, daß Ihr guter und offener Charakter keinem Zweifel in Ihrem Herzen zu bleiben gestattet, und daß Sie selber schließlich mir die Hand zuerst hinreichen werden. Sie irren sich, Iwan Petrowitsch, Sie irren sich gewaltig.

Obwohl Ihr Brief mich tief verletzt hat, wäre ich dennoch bereit, zuerst und noch heute bei Ihnen mit einer Entschuldigung zu erscheinen, aber seit gestern befinde ich mich in solchen Sorgen, daß ich wie zerschlagen bin und mich kaum auf den Füßen zu halten vermag. Um das Unglück vollzumachen, liegt meine Frau zu Bett; ich befürchte eine ernsthafte Krankheit. Was unsern Kleinen anbetrifft, so befindet er sich, Gott sei Dank, besser. Aber ich lege die Feder hin . . . die Geschäfte rufen mich, und ich habe ihrer eine ganze Menge. Erlauben Sie mir, unschätzbarer Freund, zu bleiben u. s. w.

VI.

(Iwan Petrowitsch an Peter Iwanytsch.)

14. November.

Geehrter Herr Peter Iwanytsch!

Ich habe drei Tage gewartet; ich habe sie gut zu benutzen gesucht — inzwischen habe ich, wohl einsehend, daß Höflichkeit und Anstand der erste Schmuck jedes Menschen sind, Sie seit meinem letzten Briefe vom zehnten dieses Monats weder durch Wort noch That an mich erinnert, theils, um Sie Ihre Christenpflicht gegenüber Ihrer Tante ungestört erfüllen zu lassen, theils, weil ich in einer gewissen Angelegenheit mich unterrichten und nachforschen mußte. Jetzt beeile ich mich, in definitiver und entschiedener Weise mich Ihnen gegenüber zu erklären.

Ich bekenne Ihnen offen, daß ich während der Lesung Ihrer beiden ersten Briefe ernstlich geglaubt habe, Sie wüßten nicht, was ich wollte; dieserhalb habe ich vor Allem eine Zusammenkunft und mündliche Auseinandersetzung mit Ihnen gesucht, ich habe mich vor der Feder gefürchtet und mich unklarer Ausdrucksweise meiner Gedanken auf dem Papier beschuldigt. Es ist Ihnen bekannt, daß ich Erziehung und feine Manieren nicht besitze und eitlem Prunke fremd bin, denn aus bitterer Erfahrung weiß ich, wie trügerisch bisweilen das Aeußere ist, und wie unter Blumen sich zuweilen die Schlange verbirgt. Also Sie haben mich sehr gut verstanden; Sie haben mir nicht so geantwortet, wie es sich gehörte, weil Sie sich von vornherein vorgenommen haben, Ihr Ehrenwort treulos zu brechen und die zwischen uns bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zu lösen. Dies haben Sie durch Ihr abscheuliches Betragen mir gegenüber in der letzten Zeit vollständig bewiesen, durch ein meinen Interessen schädliches Handeln, das ich nicht erwartet hätte und an das ich bis zum gegenwärtigen Augenblicke nicht glauben wollte, denn im Anfange unserer Bekanntschaft habe ich, bestochen durch Ihr anständiges Benehmen, Ihre feinen Umgangsformen, Ihre Geschäftskenntniß und die Vortheile Ihrer Gesellschaft geglaubt, in Ihnen einen aufrichtigen Freund, Bekannten und Gönner zu finden. Jetzt habe ich klar erkannt, daß es viele Menschen gibt, die unter einem schmeichlerischen und glänzenden Aeußeren Gift in ihren Herzen verbergen, ihren Verstand auf Ränke gegen den Nächsten und auf unerlaubten Betrug anwenden und daher Feder und Papier fürchten, und zugleich damit ihren Stil nicht zum Nutzen der Nebenmenschen und des Vaterlandes, vielmehr zur Einschläferung und Betäubung der Einsicht Derer gebrauchen, die mit ihnen verschiedene Geschäfte und Verträge eingegangen sind. Ihr betrügerisches Handeln, geehrter Herr, mir gegenüber, ist aus Folgendem klar ersichtlich.

Erstens, als ich in klaren und genauen Ausdrücken meines Briefes Ihnen, geehrter Herr, meine Lage auseinander setzte und Sie zugleich damit in meinem ersten Briefe fragte, was Sie unter einigen Ausdrücken und Andeutungen, besonders bezüglich Eugen Nikolaitsch's verständen, haben Sie sich zu schweigen bemüht und sind, nachdem Sie einmal meinen Argwohn und Zweifel erweckt und mich in Besorgniß versetzt hatten, ruhig zurückgetreten. Sodann haben Sie, nachdem Sie mit mir Dinge angestellt haben, die man mit einem anständigen Ausdrucke nicht bezeichnen kann, mir geschrieben, daß Sie sich gekränkt fühlen. Wie soll man Dies nennen, geehrter Herr? Ferner, als jede Minute mir kostbar war, und Sie mich veranlaßt hatten, durch die ganze Stadt hinter Ihnen her zu jagen, haben Sie unter dem Deckmantel der Freundschaft mir Briefe geschrieben, in denen Sie, absichtlich von der Hauptsache schweigend, von vollständig abseits liegenden Dingen gesprochen haben, besonders von der Krankheit Ihrer in jedem Falle von mir hochgeschätzten Gemahlin und davon, daß Ihr Kleiner Rhabarber eingenommen und einen Zahn bekommen habe. Dies Alles haben Sie in jedem Ihrer Briefe mit wiederwärtiger und mich beleidigender Regelmäßigkeit erwähnt. Ich will allerdings zugeben, daß die Leiden des leiblichen Kindes ein Vaterherz zerreißen, aber weshalb will man Dies dann erwähnen, wenn etwas ganz Anderes, Nothwendigeres und Interessanteres zu sagen ist? Ich habe geschwiegen und Geduld gehabt; jetzt, da die Zeit vergangen ist, halte ich es für geboten, mich zu erklären. Endlich haben Sie, indem Sie mich einige Male durch lügenhafte Bestimmung einer Zusammenkunft wortbrüchig getäuscht haben, mich ersichtlicher Weise die Rolle Ihres Narren und Spaßmachers, der zu sein ich niemals beabsichtige, spielen lassen. Dann benachrichtigen Sie mich, nachdem Sie mich zu sich eingeladen und, natürlich, hinters Licht geführt haben, daß Sie zu Ihrer kranken, Punkt fünf Uhr vom Schlage getroffenen Tante gerufen worden seien. Auch hier haben Sie sich einer lügenhaften Genauigkeit bedient. Zu meinem Glück habe ich nämlich, geehrter Herr, während dieser drei Tage Nachfragen anstellen können, und auf Grund ihrer erfahren, daß der Schlag Ihre Tante bereits am achten dieses Monats kurz vor Mitternacht gerührt hat. Hieraus ersehe ich, daß Sie die Heiligkeit verwandtschaftlicher Beziehungen zur Täuschung völlig fremder Menschen mißbrauchen. Schließlich erwähnen Sie in Ihrem letzten Briefe auch des Todes Ihrer Verwandten, als ob er gerade zu der Zeit erfolgt sei, da ich zur Berathung über gewisse Angelegenheiten zu Ihnen kommen sollte. Aber hier übersteigt Ihre abscheuliche Hinterlist und Lügenhaftigkeit alle Grenzen, denn sehr glaubwürdige Nachrichten, die ich noch zur rechten Zeit habe einholen können, haben mich informirt, daß Ihre Tante erst volle vierundzwanzig Stunden nach dem in Ihrem Briefe gottlos angegebenen Termine ihres Hinscheidens gestorben ist. Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle Anzeichen aufzählen wollte, aus denen ich Ihre Wortbrüchigkeit mir gegenüber ersehen habe. Für einen unparteiischen Beobachter genügt es, daß Sie mich in jedem Ihrer Briefe Ihren aufrichtigen Freund nennen und mir die liebenswürdigsten Namen geben, was Sie, meinem Verständnisse nach, nur deshalb gethan haben, um mein Gewissen einzuschläfern.

Jetzt komme ich zu Ihrem hauptsächlichsten Betruge und Wortbruch mir gegenüber, der in Folgendem besteht: in dem vollständigen Schweigen über Alles, was unser gemeinsames Interesse anbelangt, in dem gottlosen Raube des Briefes, in dem Sie, obwohl dunkel und für mich nicht ganz verständlich, unsere beiderseitigen Vereinbarungen aufgesetzt hatten, in der barbarischen gewaltsamen Anleihe von dreihundertfünfzig Rubel in Silber ohne Schuldschein, die Sie bei mir als Ihrem Compagnon gemacht haben, und endlich in der abscheulichen Verleumdung unseres gemeinsamen Freundes, Eugen Nikolaitsch. Ich sehe jetzt klar ein, daß Sie mir zu verstehen geben wollten, es sei von ihm, wie, mit Verlaub zu sprechen, vom Bocke weder Milch noch Wolle zu holen, er selbst sei weder Dies, noch Jenes, weder Fisch noch Fleisch, und daß Sie ihn in Ihrem Briefe vom 6. dieses Monates als einen lasterhaften Menschen dargestellt haben. Ich kenne Eugen Nikolaitsch als einen bescheidenen und wohlgesitteten jungen Mann, der zu fesseln und sich Achtung in der Welt zu verschaffen und zu verdienen versteht. Es ist mir auch bekannt, daß Sie jeden Abend während ganzer vierzehn Tage einige Zehnrubelnoten, bisweilen an hundert Rubel in Silber als Bank- und Stockhalter für Eugen Nikolaitsch in Ihre Tasche gesteckt haben. Jetzt leugnen Sie dies Alles und wollen mich für meine Bemühungen nicht nur nicht entschädigen, sondern haben sich sogar meines eigenen Geldes, das ich nimmer wiedersehen werde, bemächtigt, indem Sie mich, als Ihren Compagnon, verführt und durch mir in Aussicht gestellte Vortheile verlockt haben. In der ungesetzlichsten Weise jetzt im Besitze meines und Eugen Nikolaitsch's Geldes vermeiden Sie es, mir zu danken, wobei Sie sich der Verleumdung bedienen und unverständig den in meinen Augen anzuschwärzen suchen, den ich mit Mühe und Noth in Ihr Haus eingeführt habe. Sie selber haben, nach Erzählungen von Freunden, sich bis jetzt fast mit ihm geküßt und ihn vor Jedermann als Ihren besten Freund ausgegeben, obwohl es in der Welt keinen so ausgemachten Narren geben wird, der nicht sogleich errieth, worauf all' Ihre Absichten gerichtet sind, und was namentlich Ihre freundschaftlichen Beziehungen bedeuten. Ich sage, daß Sie Betrug, Wortbruch, Vergessen des Anstandes und der Menschenrechte bedeuten, gottlos und ganz lasterhaft sind. Ich selber gebe

Digitized by Google

ein Beispiel und einen Beweis dafür ab. Wodurch habe ich Sie beleidigt, und weshalb sind Sie mit mir auf eine so gottlose Weise verfahren?

Ich beendige meinen Brief. Ich habe mich erklärt. Jetzt schließe ich: wenn Sie, mein Herr, mir nicht sofort nach Empfang dieses Schreibens erstens die von mir Ihnen gegebene Summe von 350 Rubeln und zweitens das ganze nach Ihrem Versprechen mir gebührende Geld zahlen, so werde ich zu allen möglichen Mitteln greifen, um Sie sogar mit offener Gewalt zur Herausgabe zu zwingen; ferner werde ich den Schutz der Gesetze anrufen, und endlich erkläre ich Ihnen, daß ich gewisse Beweisstücke besitze, die, in den Händen Ihres ergebenen Dieners und Verehrers bleibend, Ihren Namen in den Augen der ganzen Welt beschimpfen und vernichten können.

Erlauben Sie mir zu verbleiben u. s. w.

VII.

(Peter Iwanytsch an Iwan Petrowitsch).

15. November.

Iwan Petrowitsch!

Nach Empfang Ihres bäuerischen und zugleich sonderbaren Schreibens wollte ich es im ersten Augenblicke in Stücke reißen — habe es aber der Seltenheit wegen aufgehoben. Uebrigens bedauere ich aufrichtig die zwischen uns obwaltenden Mißverständnisse und unfreundlichen Beziehungen. Ich wollte Ihnen nicht antworten, aber die Nothwendigkeit zwingt mich dazu. Ich muß Ihnen nämlich mit diesen Zeilen erklären, daß Sie noch einmal in meinem Hause zu sehen, mir sehr unangenehm sein würde, ebenso wie meiner Frau: sie hat eine schwache Gesundheit und der Geruch von Theer ist ihr schädlich. Sie schickt Ihrer Gemahlin das bei uns zurückgebliebene Buch: Don Quixote von La Mancha mit Dank zurück. Was Ihre Ueberschuhe anbetrifft, die Sie bei Ihrem letzten Besuche bei uns vergessen haben wollen, so benachrichtige ich Sie mit Bedauern, daß wir sie nirgends gefunden haben. Sie werden einstweilen noch gesucht; wenn sie sich aber gar nicht finden lassen, so werde ich Ihnen neue kaufen.

Uebrigens habe ich die Ehre zu verbleiben u. s. w.

VIII.

(Am sechzehnten November empfängt Peter Iwanytsch mit der Stadtpost zwei an ihn adressirte Briefe. Nach Oeffnung des Couverts des ersten Briefes nimmt er ein Schreiben auf einem zierlich zusammengefalteten, hellrothen Papier heraus. Es ist die Handschrift seiner Frau. Das Schreiben ist an Eugen Nikolaitsch unterm 2. November adressirt. Peter Iwanytsch liest:)

Lieber Eugen! Gestern war es schlechterdings unmöglich. Mein Mann war den ganzen Abend zu Hause. Komme morgen pünktlich um elf Uhr. Um halb Elf reist mein Mann nach Zarßkoje und kehrt um Mitternacht zurück. Ich bin die ganze Nacht wüthend auf ihn gewesen. Ich danke Dir für die Uebersendung der Nachrichten und Correspondenz. Welcher Haufen Papier! Hat sie denn dies Alles geschrieben? Uebrigens ist Stil darin; ich danke Dir, ich sehe, daß Du mich liebst. Zürne mir nicht wegen gestern und komme morgen, um Gottes Willen. A.

(Peter Iwanytsch öffnet den zweiten Brief).

Peter Iwanytsch!

Mein Fuß würde ohnedies niemals Ihre Schwelle mehr betreten haben; Sie haben unnöthig Papier zu besudeln beliebt.

In nächster Woche reise ich nach Simbirsk; als unschätzbarer Bekannter und liebenswürdiger Freund bleibt Eugen Nikolaitsch bei Ihnen zurück; ich wünsche Erfolg; wegen der Ueberschuhe incommodiren Sie sich nicht.

IX.

(Am siebzehnten November empfängt Iwan Petrowitsch mit der Stadtpost zwei an ihn adressirte Briefe. Nach Oeffnung des einen Couverts nimmt er ein flüchtig und schnell geschriebenes Briefchen heraus. Er erkennt die Handschrift seiner Frau; das Schreiben ist an Eugen Nikolaitsch unterm 4. August adressirt. Sonst liegt nichts bei. Iwan Petrowitsch liest:)

Leben Sie wohl, leben Sie wohl, Eugen Nikolaitsch! Möge Sie Gott dafür belohnen. Seien Sie glücklich; aber mein Geschick ist grausam und schrecklich! Sie haben Ihren Willen gehabt. Wäre nicht die Tante, so würde ich mich Ihnen anvertraut haben. Lachen Sie weder über mich, noch über die Tante. Morgen werden wir getraut. Die Tante freut sich, daß sich ein guter Mensch gefunden hat, der mich ohne Mitgift nimmt. Ich habe ihn mir heute zum ersten Male genauer angesehen. Er scheint ein gutmüthiger Mann zu sein. Man treibt mich zur Eile. Leben Sie wohl, leben Sie wohl mein Lieber! Gedenken Sie manchmal meiner; ich werde Sie niemals vergessen. Leben Sie wohl! Ich unterschreibe diesen letzten Brief, wie meinen ersten . . . erinnern Sie sich? Tatjana.

(Im zweiten Briefe stand Folgendes:)

Iwan Petrowitsch! Morgen erhalten Sie neue Ueberschuhe; ich bin nicht gewöhnt, Etwas aus fremden Taschen zu nehmen, auch sammele ich nicht gern allerlei Lumpen auf den Straßen.

Eugen Nikolaitsch reist morgen in Geschäftsangelegenheiten nach Simbirsk und hat mich gebeten, ihm einen Reisebegleiter zu suchen; wollen Sie es nicht sein?

Aus der Hauptstadt.

Finanzminister Necker.

Die neuen preußischen und deutschen Anleihen sind von glänzendem Erfolg gekrönt worden. Dr. Miquel, den gewiß tausend sich andauernd in momentaner Geldverlegenheit befindende Doctoren aller Facultäten auf das Bitterste beneiden, hat unter dem Ansturm patriotischer Selbstdarleiher und enthusiastischer Staatsborger so schwer zu leiden gehabt, daß er sich die vom studentischen Standpunkte unentschuldbare Blöße geben mußte, drei Viertel der pumpfreudigen Manichäer zurückzuweisen. Gleichzeitig votirte eine unerwartet stattliche Mehrheit die Annahme der neuen Steuergesetze im Abgeordnetenhause, und wen das Herz dazu drängt, und wer nicht über 6000 Mark Vermögen irgendwo in's Depot gegeben oder sonst so gut wie verloren hat, der kann Sr. Excellenz täglich zwischen 11 und 1 Uhr Mittags im Kastanienwäldchen zu dem schönen Doppelsiege gratuliren. Seltsames Spiel des Zufalls! Während der Herr Reichskanzler trauernd am Sterbebette des unglückseligen militärischen Wechselbalges steht, das doch sämmtliche auchcommandirende Generäle am Neujahrstage aus der Taufe gehoben, betoastet und bechampagnert haben; während ihre letzten Streiche eine Staatskunst vollbringt, die so unwahrscheinlich ist, daß Herr Fulda sie ohne Weiteres als Handlung für sein nächstes Drama verwenden könnte, windet Dr. Miquel Lorbeer auf Lorbeer um sein greises Haupt und dreht sich behäbig auf dem Culminationspunkte seines Ruhmes. Schlachtenbummler der Politik und sehr naive Leute versteigen sich bereits so weit, die Courirzug-Carrière Sr. Finanzeminenz für noch nicht beendet zu halten und ihm in schmerzlich bewegten Leitartikeln den erledigten Reichskanzlerposten anzubieten; ist doch, seit Pindter mit verdoppelter Energie für den ohnehin schwergeprüften Grafen Caprivi eingetreten ist, sein Sturz nicht mehr zweifelhaft. Aber die Weisen aus dem posen'schen Morgenlande und Frau Dr. Egeria, die blinde Seherin, tappen diesmal ganz im Dunkeln. Sie vergessen, daß die Ernte nicht sowohl dem gehört, der getreulich das Feld beackerte, als dem, der die Saat in den Boden zu legen befahl. Sie geben sich dem Grundirrthum hin, als sei heute noch oder schon eine selbständige Ministerpolitik möglich, als fahre unter dem Regime des Kaisers nicht jeder Ressortchef mit versiegelten Ordres und strengen Weisungen für jeden einzelnen Fall auf's offene Meer hinaus. Wenn man Wilhelm II. schon mit Ludwig XIV. vergleichen will, so darf man nur an den jungen, thatenlustigen, regierungfreudigen Fürsten denken, der nach Mazarin's Tode seine Räthe zu sich entbot und ihnen mit majestätischen Worten verkündete, daß von nun an er regiere, er allein, daß von nun an jede Maßnahme seiner Minister, jede Paßvisirung seiner Staatssecretäre ihm zur Unterschrift vorgelegt werden müsse. Seit drei Jahren macht in Deutschland der Kaiser die Politik, und weil, wie ich vor Wochenfrist mich bemühte, aufzuzeigen, noch ein Zwiespalt in seinem Wollen und Streben besteht, hat er's mit zwei verschiedenen Wegen versucht: den einen mußte Graf Caprivi wandeln, den anderen Dr. Miquel. Dem Reichskanzler ward aufgegeben, im ausgefahrenen, scheinbar sicheren Geleise zu bleiben, er sollte der Mann für urbane Bourgeoispolitik und gemäßigte Manchesterei sein, der Mann nach dem Herzen der „gebildeten Klassen". Herr Miquel aber mußte, ein Afrikareisender der inneren Politik, den Vorstoß in unbekannte, dunkle Gebiete wagen; staatssozialistische, antiliberale Steuerreform mit Selbstdeclaration und Progression, hohe Belastung des mobilen Kapitals und Schutz des Grundbesitzes, des bäuerlichen Mittelstandes — so lautet seine Marschroute. Es lag viel tiefsinniger Humor darin, daß für diesen Feldzug wider das gebenedeite Portemonnaie eine stadtbekannte Säule des Liberalismus, eine bourgeoiser, hochmoderner Bankdirector a. D. auserlesen worden war, und für die andere Aufgabe ein sozusagen feudalconservativer alter General . . .

Wollte der Kaiser aus dem Erfolg des doppelgesichtigen Unternehmens ersehen, welcher Weg von beiden zum Ziele führen würde, galt es eine Frage an das Schicksal? Nun, dann hört er jetzt eine Antwort, die weder Hörner noch Zähne hat. Methode Miquel hat sich glänzend bewährt; System Montecuculi ist bankrott. Unter heilloser Verwirrung,

Digitized by Google

unter Oppositionssiegen, Regierungniederlagen, erbitterten Wahlkämpfen und Verfassungconflicten geht ein Versöhnungregiment zu Grunde, von dem Graf Caprivi das Beste erhofft hatte. Der Mensch denkt — Gott lenkt. Das alte Sprüchwort ist diesmal freilich nur in der zweiten Hälfte Wahrwort . . .

* * *

Der Scharfblick des Kaisers hat sich dagegen wohl bewährt, als er Herrn Miquel in geflügelten Worten: „Sie sind mein Mann!" für sein Finanzministerium, mit täglicher Kündigung, engagirte. Freilich vom Standpunkte der Hoffräulein, die des neuen Fackeltänzers chronisches Wadendeficit kopfschüttelnd betrachteten, und vom Standpunkt der freisinnigen Leitartikelschreiber aus war Dr. Johannes kein voller und ganzer, unentwegter Mann. Sowie er auf dem curulischen Sessel Platz genommen und dem feierlich gesperrt gedruckten Willkommengruß der „Kölnischen" seinen ersten tiefen, traumlosen Ministerschlaf verdankt hatte, streifte er all' und jede Partei-Toga ab und begann zu arbeiten. Allen Ernstes, zu arbeiten. Es war erstaunlich. Man hatte gehofft, er würde nur reden wie die anderen Arbeitlosen vor und neben ihm. Man empfand es von Anfang an schon sehr unangenehm, daß ihm das glänzende Nichtwissen seiner Collegen vollkommen fehlte; man war aber einfach empört, als er nicht wie sie gemüthvoll darauf Verzicht leistete, seine Untergebenen durch überlegene Bildung zu beschämen.

Dem bösen Anfang entsprach ein böser Fortgang des Werkes. Excellenz wurden parteilos und unbefangen, ein treuer Diener des Herrn, und capricirten sich darauf, sämmtlichen ihr im Conversationslexicon gemachten Lobsprüchen zu genügen, wodurch sie nicht allein die Herren Meyer und Brockhaus, sondern auch alle übrigen noch lebenden Berühmtheiten der 17 Bände auf's Aeußerste verletzten und ängstigten. Als das Volksschulgesetz daher kam und die Leidenschaften der protestantischen Nation tief aufrührte, schien er entschlossen, katholisch zu werden und unter die Trappisten zu gehen; wenigstens übte er sich bereits in der Erfüllung ihrer wichtigsten Ordensregel und bewahrte während der ganzen erregten Debatte tiefes, feierliches Schweigen. Eugen Richter hätte eine solche Selbstbeherrschung nicht für möglich gehalten und gab in der „Freisinnigen Zeitung" seiner Bewunderung dieser übermenschlichen Eigenschaft Miquel's in der ihm angeborenen, großherzigen Weise Ausdruck. Die nationalliberale Presse selbst vertraute noch lange „ihrem" Minister und hoffte zuversichtlich, er würde so ganz peu à peu, vielleicht 'mal, wenn die Gelegenheit sich böte, an der Hoftafel zwischen Dessert und Käsestangen, das Heidelberger Programm ausführen. Errare humanum, wie zu meinem lebhaften Erstaunen seit Mondenfrist kein gebildetes M. d. R. mehr citirt hat. Der Schüler Hansemann's that gar nicht dergleichen, nahm vielmehr die Steuerdeclarationen von Mitgliedern aller Parteien mit gleicher Liebenswürdigkeit entgegen. Er schickte auch dem schwärzesten Ultramontanen höflich verbindliche Einladungen auf rosa Papier, sich ungenirt wie im Beichtstuhl über seine Einkünfte auszusprechen; in echt humaner Weise versetzte er selbst den langjährigen Quintaner Eugen Richter wenigstens in eine höhere Steuerklasse und zeigte so deutlich, daß er ür unbedingte Gleichberechtigung der streitenden Fractionen wäre.

Eigentlich beanspruchen ihn denn auch alle Parteien für sich, bis auf die freisinnige, die mit feinem Instinct die Gefährlichkeit dieses scharfgeschliffenen Werkzeuges in der Hand eines reformerischen Fürsten erkannt und ihn mit brünstigem, leidenschaftlichem Haß verfolgt hat. Sonst aber ist man dem gewiegten und bescheidenen „Geschäftsträger Sr. Majestät" allseitig gewogen; die Agrarier geben gern ihrem Faible für ihn Ausdruck, das Centrum schätzt den Mann, der culturkämpferischen Lockungen standhaft trotzte und erst neulich wieder einen hübschen kleinen Handel mit ihm abschloß. Unter den Nullen und Eynern der Nationalliberalen mag heute ja Mancher dem ehemaligen „Grundpfeiler der Partei" entschieden mißtrauen und sich den viel weniger complicirten, mit aufgedeckten Karten spielenden Herrn Reichskanzler vorziehen; aber verwandtschaftliche Bande sind nicht so leicht zu lösen. Und so voltigirt Se. Excellenz, hierin weit geschickter als Jacques Necker aus Genf, der vorrevolutionäre Minister, wie ein verfeinerter Graf Taaffe zwischen den unruhigen Fractionbestien hin und her und macht sich über sie alle lustig.

Außer Bismarck und Herrn Rickert hat seit Jahren kein Mensch den Parlamentarismus so blamirt, wie Excellenz Miquel. Er gab sich mit heimtückischer Schlauheit den Anschein, als könne man von jedem Abgeordneten, der über eine wichtige Sache spricht und einen Gesetzentwurf der Regierung verdammt, einige Kenntniß dieser Sache verlangen, als wäre es nicht parlamentarischer Brauch, unbefangen, wie ein Naturbursch darauf los zu schwatzen. So wurde es ihm natürlich kinderleicht, den ahnungloſen und vertrauensvollen Alexander Meyer vor aller Oeffentlichkeit bloßzustellen. Die freisinnige Partei rächte sich furchtbar, indem sie von nun an allen Reden seines Concurrenten Caprivi, nie aber ihm Applaus spendete. Beifall links nach einer Ministerrede bedeutet bekanntlich, Graf Caprivi behauptete es gelegentlich selbst, daß die Regierung eben im Begriff stehe, einen schweren Fehler zu machen. Indem der Freisinn aber Herrn Miquel seinen Beifall hartherzig vorenthielt, denuncirte er ihn als einen heut zu Tage völlig unbrauchbaren Minister von Bildung, Wissen und Geist, der andauernd so uncollegial handelt, sich vor allen Schwuppern ängstlich in Acht zu nehmen.

Der Haß des Freisinns ist von jeher das beste Mittel gegen vorzeitige Pensionirung gewesen; unter den berühmt gewordenen „tödtlichen Axthieben" dieser Herren stirbt ein Minister nur — an Altersschwäche. Miquel besonders, der in Redeschlachten ergraute Parlamentarier, hatte und hat noch heute keinen Grund, die Furcht Necker's vor Parteigrößen zu theilen, und ganz besonders gut weiß er, wie wenig seine alten Freunde aus der Sezession zu fürchten sind. Diese souveräne Verachtung von Klüngel und Clique ist es, was an ihm so sehr erfrischt, und weshalb ich ihm immer wieder seine fatale Neugier betreffs meiner Nebeneinnahmen per 1892 aus Speculationgeschäften, Lotteriegewinnsten, Preßbetheiligungen und Verkauf von Freibillets gern verzeihe. Ich grüße prinzipiell auf der Straße keine Subalternbeamte und gehe an allen Mitgliedern der derzeitigen Regierung stolz wie Minna vorüber, aber Herrn Miquel zu Ehren schone ich meinen blitzblanksten Cylinder nicht. Herr Miquel hat etwas gelernt, was man den meisten seiner Collegen nicht zum Vorwurf machen kann; vornehmlich etwas Geschichte. Was ihn an seinem Vorbilde Necker ersprießlich deuchte und nachahmenswerth, sah er ihm ab: auch er schuf sich sehr verständiger Weise als Bankier ein artiges Vermögen — ich weiß nicht, ob es genau sechs Millionen Franken waren —; auch er kritisirte das scandalöse Finanzgebahren Anderer in schärfster Weise mit geistfunkelnden Broschüren, schwang sich zum Ministerresidenten — pardon, Oberbürgermeister seiner geistigen Vaterstadt auf und sorgte ganz nebenbei dafür, daß ihn eine hugenottische Mutter gebar. Dagegen vermied er bisher auf's Klügste alle Thorheiten Neckers. Weder zwang er den Hof zur Sparsamkeit, noch machte er aus eigenem Antrieb dem untersten Stande Avancen; sein Bestreben war vielmehr darauf gerichtet, die kleinen Beamten durch Gehaltskürzungen genügsamer zu machen und von übertrieben luxuriösem Lebenswandel abzuhalten. Miquel's Wahlgesetz begünstigte die Fraction, von der Voltaire am wenigsten wissen wollte, und mit Parteiprogrammen verfährt er, wir hörten es schon, so practisch und pietätlos wie ein musikgeplagter Großstädter in dieser choleraschwangeren Zeit mit Concertprogrammen.

* * *

Wie Necker's materielle Triumphe und finanzpolitische Erfolge imponiren auch die seinigen Freund und Feind, und es erhoffen von ihm nicht Wenige die Lösung der großen, unser Volk beängstigenden Fragen. Der Locomotivführer, calculirt man, müsse auch das Land gründlich kennen, wo hinein er uns fährt. Ich fürchte, man täuscht sich mit diesen Speculationen. Es ist von jeher das Schicksal der Discontobank-Directoren gewesen, Speculanten zu enttäuschen. Ich glaube, daß Herr Miquel an Geist und . . . Klugheit seinen gewiß nicht einfältigen Kollegen Necker noch weit überragt, daß er aber so wenig wie der Generalcontroleur des unglücklichen Ludwig Capet weiß, auf welches letzte Ziel er losgeht, und daß auch sein Ehrgeiz nicht höher schwindelt als zu dem Wunsche, die Finanzen zu ordnen, ihre Hülfsquellen reicher fließen zu machen. Geschichtliche Vergleiche sind immer mißlich, nicht allein geschichtunkundiger Staatsanwälte wegen; nur der Menschengeist und Menschengedanken wiederholen sich im Laufe der Jahrhunderte, nie aber die Verhältnisse,

Digitized by Google

nie das Milieu. Weil heut ein starker Fürst die Zügel in Händen hat, kann Minister Necker nicht den Monarchen gängeln, sondern der Monarch weist seinem Diener den Pfad. Und darum erschrecken uns die Neckereien Miquel's kaum. Wir nehmen es gelassen hin, wenn er mit Hundertmillionen-Anleihen weiter Raub treibt auf Kosten der nächsten Zukunft — „nach uns die Sündfluth" —, statt unter so lockend günstigen Verhältnissen wie den heutigen Bismarck's Idee vom Tabaksmonopol entschlossen aufzugreifen, Bergwerke und Betriebskraft zu verstaatlichen und den steigenden Bedürfnissen des Reiches wie ein solider Geschäftsmann, nicht wie ein sorglos pumpender Bohémien zu genügen. Wir tadeln seinen Sparsamkeit-Fanatismus in kleinen und kleinsten Dingen nicht und nicht die Manier, ein Millionendeficit durch Abstricheleien von wenigen Tausenden, auf Kosten der Kleinen und Schwachen, zu verringern. Ja, daß die Ueberschüsse einer Steuer, deren ganzen Ertrag der Staat mit vollstem und heiligstem Rechte für sich beanspruchen darf, daß die Ueberschüsse der neuen Einkommensteuer ähnlich verplempert werden sollen wie die Erträgnisse der lex Huene, für Kreispaläste und prachtvolle Landrath-Pferdeställe — nicht einmal das verargen wir der Excellenz Miquel. Zwar wird so der Staat um 40 Millionen gebracht, die ihm aller Ecken und Enden fehlen; zwar wird, weil man sich vor dem albernen Schimpfwort „Plusmacher!" fürchtet, das so fein ersonnene Steuergesetz zum mechanischen Apparat, ohne practischen, mit rein ideellem Nutzen herabgewürdigt. Ueberall Necker's Geist und nur zuweilen Turgot'sche, seltener noch Colbert'sche Züge. Ueberall ein peinlich sauberes Streben, Ordnung in's Ressort zu bringen, Schlagfertigkeit, Gewandtheit und Geist überall, aber selten überlegenen Geistes, tiefgründiger, origineller Staatskunst eine Spur. Weil aber heute kein Necker und kein Mirabeau gefährlich werden, weil die soziale Revolution durch staatssozialistische Evolution gegenstandslos gemacht werden kann und der Kaiser seinen Weg genau kennt, darum läßt sich alle Welt den gewissenhaften Finanzer gern gefallen.

Caliban.

Notizen.

Der Kunstverlag von Dr. E. Albert & Co. in München hat in prachtvoller Ausstattung eine neue Gedichtsammlung von Carl Henckell verlegt: „Aus meinem Liederbuch", uns schon darum eine willkommene Erscheinung, weil der streitbare junge Dichter hier ganz auf das politische Pathos verzichtet, das bei ihm nicht weniger phrasenhaft klingt als bei Anderen. Vielmehr erscheint er hier als harmlos liebegirrender Troubadour und stimmungsvoller Naturpoet. Prächtig ist der „Frühlingsvorwitz", nur die „blauen Himmelsschärpen" klingen absichtvoll und prosaisch. Noch schöner das Thorenlied: „Ich bin der Herr von Unverstand, im Lande Wahn geboren" und „Mein Lied":

Ich bin ein schwertgegürteter
Vorkämpfer in der Schlacht,
Ich bin ein zartbemyrtheter
Spielmann auf stiller Wacht. — — —
Kein Wahn von himmlisch blinkender
Unsterblichkeit mich narrt,
Ich bin ein zukunftwinkender
Poet der Gegenwart.

Aber dem begabten Dichter thut noch viel Selbstkritik Noth, das beweisen die zahlreichen Verse, die nur er für bedeutend und schön halten wird, wie etwa die ganz unverständliche und lederne Reimerei:

Rings Kartoffelfeuer rauchen,
Kinder hocken auf dem Feld,
Lust'ge Herbstpropheten hauchen
Kühle Schauer über die Welt.
Schweife treuer dir und treuer,
Kühlen Schauern beb' ich nicht.
Busens flammendes Liebesfeuer!
Röthet wärmend mein Angesicht.

„Der Feind im Land!" Erinnerungen aus dem Kriege 1870/71 nach französischen Tagebüchern von Ludovic Halévy. Deutsch von H. Altona. (Braunschweig, Salle.) Französische Soldaten, ein Husarenoffizier und ein paar Civilisten erzählen in schlichter Sprache ihre Kriegserlebnisse. Von den Vorgängen auf dem Marsche, im Lager, im Gefecht werden farbige Schilderungen geboten, aus denen uns der frische Hauch des Ursprünglichen und Selbsterlebten entgegenweht. Ein humoristisch gefärbter Bericht eines Civilisten führt uns nach Tours, dem Sitz der damaligen provisorischen Regierung, und entwirft mit photographischer Treue ein Bild von der dort herrschenden Zerfahrenheit, während uns die Erzählung eines wackeren Mobilgardisten von den traurigen Zuständen bei der Armee Bourbaki's Einsicht nehmen läßt. Von den „barbarischen Greuelthaten" der Ulanen und von den gestohlenen Pendulen, die bekanntlich selbst in den besseren populären Kriegsgeschichten der Franzosen immer wieder vorgebracht werden, weiß merkwürdigerweise keines der Tagebücher ein Wort zu sagen. Wo von unseren Truppen geredet wird, geschieht es durchweg in leidenschaftloser Weise, manchmal sogar mit dem Ausdruck unverhohlener Bewunderung. Nur ein Maire aus einem Dorfe bei Versailles behauptet, die deutschen Befehlshaber hätten jede Beschwerde von französischer Seite über das Betragen deutscher Soldaten kurz und unwirsch abgewiesen; doch findet auch er, daß sich die deutschen Offiziere „ziemlich anständig" betrugen. Wie in Zola's „Débacle" wird die französische Armee, trotz zahlreicher Beweise von heldischer Hingebung, in einem außerordentlich ungünstigen Lichte dargestellt. Feige Ausreißer waren auch nach diesen Soldatenberichten gar keine Seltenheit. Nach der Capitulation von Sedan sieht ein Jäger, wie sich in der Stadt Alles der Plünderung hingibt; auch andere Beweise von Disciplinlosigkeit werden hier erbracht, so daß Zola mit seinen pessimistischen Romanschilderungen durchaus Recht behält.

Aus der Mansarde. Neue Gedichte von Albert Möser. Fünfte Sammlung. (Bremen, M. Heinsius Nachf.) Möser zeigt sich auch hier als ein schönheitdurstiger, idealfroher Sänger. Diese Mansarden-Gedichte sind gedankenvertiefter als die früherer Sammlungen. Die Hoffnungsseligkeit der Jugend ist geschwunden, über manche Blätter des Buches gleiten des Lebens herbstliche Schatten, ja, zuweilen macht sich ein resignirt-pessimistischer Zug deutlich bemerkbar. Im Großen und Ganzen beurtheilt, fehlt diesen stark zur Reflexion sich hinneigenden Gedichten, die in der Form den aristokratisch-vornehmen eines Platen nicht nachstehen, der lebenswarme esprit d'amour; sie gleichen häufig in Marmor gemeißelten Kunstwerken: schön, aber kalt. Auch kommt — namentlich in den schwerflüssigen Oden — der Akademiker in Möser's Wesen stark zur Geltung. Schöne Nummern bietet der Sonetten-Cyklus: „Aus dem Walde." Unter den vermischten Gedichten heben wir hervor: „Frühlingsrosenstock", aus der Abtheilung: „Geschichte und Sage", „Alexander VI."; auch die „Idyllen" und „Poetischen Erzählungen" zeigen werthvolle Stücke. Wer sich an Gedichten erfreuen will, bei denen maßvolles Empfinden und eine abgeklärte Weltanschauung vereint ist, greife zu dem Möser'schen Buch. e.

Aus den Papieren eines Schwärmers. Herausgegeben von Maurice von Stern. (Dresden, Pierson). Der verstorbene große Schwärmer ist natürlich eitel Mystification. Stern, der bekannte Lyriker, ist nicht nur Herausgeber, sondern auch Verfasser. Als Vegetarianer und Temperenzler kennen wir ihn schon aus seinen Gedichten, hier kommt er uns als Weiberfeind und Asket à la Tolstoi. Sein sittliches Zukunftsprogramm ist geradezu erhaben, viel zu erhaben für die Menschen von heute und morgen. Der Stil bewegt sich kraftgenialisch zwischen St. Johannes und Nietzsche und liebt die poetische Hyperbel, das apokalyptisch dunkle Gleichniß, wobei er oft zur ergreifenden Poesie wird. Die Sprache ist kraftvoll und selten schwülstisch, die Ueberzeugung tief und stark. „O Mutterliebe", ruft er einmal aus, „warum bist Du so groß und so gut und so rein? Weil Gott Dir von Anbeginn zum Gefährten gab den Schmerz, als Wächter über die Lust und als Sühne für den Rausch des Blutes." Künstlerisch also ist das Büchlein zu loben, nur die Entsagungsmanie wird seinem Erfolg im Wege stehen.

Orientalische Skizzen von Theodor Nöldeke. (Berlin, Gebr. Paetel.) Ein ganz vortreffliches Buch, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen. Der Straßburger Orientalist plaudert hier in anregendster Weise über sein eigenes Fach und weiß uns auf jeder Seite zu fesseln. Er schildert die wunderbare Entwickelung des Islam, und erzählt uns von der Entstehung der Lehre Mohameds, dem muslimischen Charakter, der orientalischen Frau und der Sclaverei, sowie über die Ausbreitung der Lehre nach dem Tod ihres Begründers. Fast noch interessanter ist der Aufsatz über den Koran, den Nöldeke das gelesenste Buch nennt, obwohl Mohamed kein guter Stilist und als Dichter lediglich Rhetoriker sei. In dem Essay über Theodoros, König von Abessinien ist Bekanntes und Unbekanntes zusammengetragen, ein tragischer Stoff, den wir Dramatikern und Epikern bestens empfehlen können.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus dem Leben

Theodor von Bernhardis.

Erster Theil:

Jugend-Erinnerungen.

Mit einem Bildnis der Geschwister Tieck.

gr. 8. Preis geheftet: ℳ 4.50. Elegant in Halbfranz gebunden: ℳ 7.—.

Bernhardis autobiographische Hinterlassenschaften umfassen zwei von einander wesentlich unterschiedene Aufzeichnungen: eine summarisch gehaltene (während der fünfziger Jahre niedergeschriebene) **Kindheitsgeschichte**, welche die Jahre 1805 bis 1818 umfaßt, und eine Sammlung von **Tagebüchern**, die von der Mitte der vierziger Jahre bis in die letzte Lebenszeit des Verfassers reichen; dieselben werden ungefähr 6 Theile umfassen und in rascher Folge erscheinen. Jeder Theil ist einzeln käuflich.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Drei Jahre im hohen Norden.

Die Lady-Franklin-Bai-Expedition in den Jahren 1881—1884.

von

Adolph W. Greely.

Ein starker Band Groß 8. Mit zahlreichen Illustrationen, Karten und Plänen.

Einzig autorisirte Ausgabe.

Zweite Auflage. Eleg. Broch. 7 M., eleg. geb. 9 M.

Die berühmte **Greely'sche Reise** erweitert unsere Kenntnisse durch Entdeckung ganz neuer Landstriche an der **Nordwestküste Grönlands bis Kap Washington** und eines breiten, an Pflanzen und Thieren reichen, eisfreien Gürtels quer durch Grinell-Land. Die Geschichte dieser Expedition, bei welcher von vierundzwanzig jungen, kräftigen Männern achtzehn durch Hunger und Kälte elend umkamen, ist **hochtragisch** und voll der **schrecklichsten** und **aufregendsten Erlebnisse** und Scenen, wie sie die wildeste Phantasie kaum zu erfinden vermag.

Hartmann, Eduard von, Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus.

2. erweiterte Auflage. Gr. 8°. (373 S.) Preis brosch. Mk. 6.—.

Der berühmte Philosoph weist in diesem Buche die Anfeindungen und Mißdeutungen, die seine Philosophie erfahren, mit glänzender Schärfe zurück. Er weist klar nach, daß sein Pessimismus mit dem ursprünglichen Pessimismus Kants völlig übereinstimme und nichts zu thun habe mit der Schopenhauer'schen Entstellung des Kant'schen Vorbildes, daß sein Pessimismus ein streng wissenschaftliches, lösbares und gelöstes Problem sei, daß er nicht nur nicht schädlich, sondern geradezu die Voraussetzung des religiös-ethischen Idealismus sei. Die neue Auflage ist doppelt so stark als die erste. Durch die neuen Zusätze verdient die neue Auflage dieselbe Beachtung wie ein neues Werk. In den hinzugefügten Abhandlungen orientiert der Verfasser über den allgemeinen Begriff der Axiologie, beleuchtet die Stellung, die dem Pessimismus in seinem philosophischen System zukommt, bespricht das Verhältnis Plotins zum Optimismus und Pessimismus seiner Zeit und giebt eine eingehende Analyse des bekannten Werkes von O. Plümacher. Ferner behandelt er den Pessimismus in der Lyrik, die Bedeutung des Pessimismus für die Erziehung, widerlegt schlagend die Behauptung, daß der Pessimismus zum Selbstmord führe und weist die neuerlichen Angriffe von Busch, Volkelt und Döring energisch zurück. Schließlich beschäftigt sich der Autor noch mit dem Bedenken, die von theologischer Seite in Betreff der Konsequenzen des Pessimismus für den Gottesbegriff geltend gemacht worden sind. Aus diesem reichen Inhalt wird man ersehen, daß das Buch für jeden, der seinen Hartmann gründlich kennen will, ganz unentbehrlich ist.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig.**

Ein neuer Roman von

Friedr. Spielhagen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Sonntagskind.

Roman in sechs Büchern von

Friedr. Spielhagen.

3 Bände,

broschirt ℳ 10.— in 2 eleg. Leinenbänden ℳ 12.—

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Der Verein der **Bücherfreunde**

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3.75; für gebundene Bände M. 4.50. Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

Verlagsbuchhandlung
Friedr. Pfeilstücker,
Berlin W., Bayreutherstr. 1.

Die Gegenwart
Nr. 15.

Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:

Die beleidigte Majestät,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

J. B. Metzlerscher Verlag, Stuttgart.

Erinnerungen alter und neuer Zeit
von **Ferdinand Graf Eckbrecht**

Dürckheim.

2 Bde., eleg. geb. M. 12.—

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 17. Berlin, den 29. April 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Sozialismus in England. Von Otto Gaupp (London). — Doppelgänger in der Sprache. Von Ernst Wasserzieher. — **Literatur und Kunst:** Ueber die nächsten Ziele der nationalen Kunst. Von Arnold Fokke. — Ein deutscher und dänischer Dichter. (Karl Gjellerup.) Von Alfred Stoeßel. — **Feuilleton:** Mutter und Sohn. Von P. Hann. — **Aus der Hauptstadt:** Leo der Reformator. Von Caliban. — Die Walter Crane-Ausstellung. Von Cornelius Gurlitt. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Der Sozialismus in England.

Von Otto Gaupp (London).

Jeder unbefangene Beobachter der sozialen und politischen Verhältnisse unserer Zeit wird zugeben, daß alle Nationen Europas sich in schnellerem oder langsamerem Tempo auf der breiten Straße bewegen, die zum Sozialismus führt. Man prüfe die Arbeiten der Parlamente, man durchlaufe die Leitartikel der Presse, man lausche dem Volksredner oder wende sich an die Verkündiger patentirter Weisheit auf Katheder und Kanzel, überall tritt uns die Predigt von einem neuen sozialen System entgegen, das in der Wahrheit: daß der Werth und das Wohl eines Volkes allein von der Energie, der Initiative und dem Verantwortlichkeitsgefühl der Individuen abhängt, ein abgestandenes Ammenmärchen sieht, und das seinerseits all seine Hoffnung und all sein Vertrauen auf die Allgegenwart, Allwissenheit und Allmacht des Staates setzt. Allen anderen Nationen voran stürmt auf diesem Irrpfade England, dasselbe England, das bei uns noch vielfach als die eigentliche Heimath des Laisser faire und als die entschiedene Gegnerin aller staatlichen Bevormundung und Einmischung gilt. Auf dem Continent träumt man noch immer von dem England der Cobden und Brights, dem England der Macaulays und Mills; und nur wenigen ist es aufgegangen, daß sich in den sozialpolitischen Anschauungen Englands, wie sie Rednerbühne, Parlament und Presse in beinahe einstimmigem Chore wiedertönen, im Lauf des letzten Vierteljahrhunderts die gründlichste und radicalste Veränderung vollzogen hat. Jene Theorien des alten Liberalismus, unter deren Herrschaft England, nachdem sie in der Aufhebung der Kornzölle im Jahre 1846 einen endgültigen Sieg errungen, den unvergleichlichsten Aufschwung genommen hat, können in sozialistischen Winkelblättchen Deutschlands nicht grausamer verhöhnt werden, als dies bei den verantwortlichen Staatsmännern der zwei großen Parteien des Landes Mode ist; die Lehren der classischen Nationalöconomie, gegen die sich noch vor dreißig Jahren kaum eine abweichende Stimme hören ließ, gelten heute als passendes Inventar für eine Rumpelkammer, und wer sich noch zu ihnen bekennt, spielt die Rolle eines Athanasius contra mundum; Gesetzesvorschläge, die man vor einem Vierteljahrhundert gar nicht einzubringen gewagt hätte, und die eingebracht, das Parlament ohne Einzelprüfung als im Widerspruch mit allen Dogmen einer gesunden Staatsleitung verächtlich verworfen hätte, werden heute nicht nur debattirt, sondern dem Statutenbuch des Reiches einverleibt. Hätte wohl ein Cobden oder ein Macaulay es für möglich gehalten, daß im freien England im Jahre des Heils 1893 Fragen wie der zwangsweise Achtstundentag oder die zwangsweise allgemeine Altersversicherung von ernsthaften Politikern ernsthaft erörtert würden! Noch 1866 konnte Lord Sherbrooke das englische Parlament glücklich preisen, „daß es eine Oase gebe, auf der Alle ohne Unterschied der Partei einen festen Standpunkt hätten und das sei die gesunde Grundlage der politischen Oeconomie.“ Heute wagt umgekehrt kein Politiker zu widersprechen, wenn Sir Harcourt, der jetzige Finanzminister, bekennt: „Heute sind wir alle Sozialisten.“ Man täuscht sich auf dem Continent vielfach über diese Entwickelung der Dinge und das aus zwei Gründen. Einmal ist England und das aus sehr guten Gründen — in seiner Handelspolitik der liberalen Tradition bis jetzt treu geblieben, wenngleich auch hier naturgemäß der Schrei nach „Fair Trade“, d. h. Schutzzöllen für Industrie und Landwirthschaft immer wirksamer ertönt. Und dann vergißt man nur zu leicht, daß viele Maßregeln, die auf dem an ein patriarchalisch bevormundendes Regiment gewöhnten Continent nichts Außergewöhnliches sind, für England einen Bruch mit seiner traditionellen Politik bedeuten, ein Bruch, der nur aus einer vollkommen inneren Umstimmung erklärbar ist. In den continentalen Staaten herrscht seit jeher ein traditioneller Regierungssozialismus, der sich gewohnheitsmäßig innerhalb gewisser Schranken hält; für England dagegen bedeutet der Staatssozialismus eine Be- oder besser eine Verkehrung und kein Eifer ist bekanntlich größer und gefährlicher, als der Neubekehrter. Während daher bis tief in die sechziger Jahre hinein die Tendenz der englischen Gesetzgebung dahin ging, die Macht und Thätigkeit des Staates immer mehr einzuschränken und dadurch das Einzelindividuum möglichst von allen lähmenden Fesseln zu befreien und auf seine eigene freie Kraft anzuweisen, herrscht seit dieser Zeit ein gerade umgekehrtes Bestreben, das die Functionen des Staates immer mehr vervielfacht, und sich in Gesetzen und Regulationen, die immer tiefer in die individuelle Freiheit eingreifen, gar nicht genug thun kann.

Man wird vielleicht in den obigen Zeilen übertriebene und beweislose Behauptungen sehen wollen. Wohlan, den Beweis findet man verzeichnet in den Parlamentsberichten und Gesetzbüchern Englands. Wer sie studirt, wird wohl bestreiten können, daß das aufkommende System unheilvolle Folgen haben wird, er wird aber nicht leugnen, daß es den geschilderten sozialistischen Charakter trägt und sich als einen vollständigen Bruch mit der Tradition der liberalen Aera darstellt. Ich kann hier zum Beweis meiner Behauptungen nur einen mageren Ueberblick über das legislative Resultat der letzten 20 Jahre geben.

Digitized by Google

Als ersten Keim des sozialistischen Upasbaumes, der nun so üppig gedeiht, kann man den „Landlord and Tenant Act“ für Irland vom Jahr 1870 bezeichnen. In demselben verrieth die liberale Partei zuerst ihren Hauptgrundsatz, keine Klassengesetzgebung zu machen. Unter dem Druck politischer Verhältnisse reichte sie vielmehr zu Gunsten der irischen Pächter dem Sozialismus den Finger, durch den er bald die ganze Hand bekommen sollte. Das Gesetz verletzte die Freiheit der Contracte, es ließ zu, daß Tribunale die Pachtzinsen fixiren, es beraubte die Grundbesitzer jeder Autorität über ihre Pächter und es stellte diesen zum Zweck der Land-Eigenthumserwerbung den Staatscredit zur Verfügung. Dieser Geist ist in allen weiteren irischen Landgesetzen herrschend geblieben. Man konnte aber natürlich nicht ungestraft politischen Rücksichten seine Grundsätze opfern; die agrarische Agitation dehnte sich nach Schottland, Wales und England aus, wo die Pächter die gleichen Begünstigungen verlangten, wie sie ihren irischen Brüdern aus fremder Tasche zu Theil geworden. In dem Zeitraum von 1870 bis 1887 wurden nicht weniger als 75 auf Haus- und Landeigenthum sich beziehende Gesetzesvorschläge eingebracht; 15 derselben erhielten Gesetzeskraft. Sie gehen alle mehr oder minder von dem Grundsatz aus, daß der Staat ein Recht hat, dem Individum den Gebrauch, den es von seinem Eigenthum machen soll, vorzuschreiben und wirkliches Eigenthum zu confisciren; sie verrathen alle eine Tendenz, dem Privateigenthum an Grund und Boden Landnationalisation oder duales Eigenthum zu substituiren. Diese Tendenz ist in ihrer Wirksamkeit nicht abgeschwächt worden, dadurch, daß in Folge des Reformacts von 1885 tausende ländlicher Arbeiter das Stimmrecht erhielten. Sie sind bei den letzten allgemeinen Wahlen von der liberalen oder richtiger radicalen Partei mit den wildesten Versprechungen überschwemmt worden und sie haben in der neulich eingebrachten Parish Councils Bill, die die althergebrachte englische Landcommunalverwaltung von Grund aus demokratisirt und der demokratisirten Gemeindeversammlung weitgehende Expropriationsrechte gibt, eine erste Abschlagszahlung erhalten.

Ist Eigenthum an Grund und Boden bisher die gefährdeste Eigenthumsform gewesen, so hat doch, was nur die schlimmste Kurzsichtigkeit hoffen konnte — der Sozialismus bei ihr nicht Halt gemacht. Seiner ganzen Natur nach eignet sich für seine Experimente am besten das Eigenthum großer Corporationen, wie Pferdebahn, Gas- und Wassergesellschaften. Der Schrei nach ihrer Verstaatlichung oder besser Municipalisirung hat im Parlament viel Anklang gefunden; jährlich richten sich gegen sie eine Reihe Bills, die ganz ruhig davon ausgehen, das was in Wirklichkeit reines Privateigenthum ist, öffentliches Eigenthum sei, mit dem der Staat nach Belieben verfahren kann.

Ein willkommenes Object für die staatliche Interventionsmanie bot der Bergbau. Hier hat das Parlament eine Reihe von Gesetzen gegeben, deren Absicht freilich die beste ist, deren Wirkung aber zum großen Theil darin besteht, daß sie das Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit bei den Grubenbesitzern abschwächen und ein ungerechtfertigtes Vertrauen auf Regierungsinspection hervorrufen. Nicht weniger als 20 neue Gesetze seit 1872 beschäftigen sich mit Eisenbahn, Schifffahrt und Fischerei, mit der Absicht, privates Unternehmen staatlich zu reguliren. Ein beständiges Verfehlen der erstrebten Zwecke drängt hier, wie überall zu immer neuer gleich erfolgloser Gesetzgebung.

Sehr ausgedehnt ist natürlich die eigentliche sogenannte Arbeitergesetzgebung. Sie verläßt überall das gesunde Prinzip der Beschänkung staatlichen Schutzes auf die Unmündigen, d. h. Kinder und eventuell Frauen, und sucht durch willkürliche Eingriffe in die Vertragsfreiheit auch dem erwachsenen männlichen Arbeiter Schutz und Hülfe zu Theil werden zu lassen. Bis 1887 allein wurden nicht weniger als 16 Gesetze publizirt, die alle von der Voraussetzung ausgehen, daß es Pflicht des Staates sei, den Arbeitern Wohnungen, öffentliche Gärten, Concerte, Bäder extra zu verschaffen, und daß dieser Zweck Besteuerung und Landesexpropriation rechtfertige. Hauptsächlich die Rücksicht auf die Arbeiter hat auch die englische Schulpolitik bestimmt; hier hebt der Staat in steigendem Maße die Verantwortlichkeit der Eltern für die Erziehung ihrer Kinder auf und tritt an ihre Stelle. Den Leuten, die er umsonst erzogen, stellt er allerorten schöne Leseräume und reiches Material zum Lesen gratis, d. h. auf Kosten der Steuerzahler zur Verfügung.

Vielleicht die treffendste Illustration für die „Overlegislation“, an der England leidet, bietet die den Alkohol betreffende Gesetzgebung. Das Parlament wird jedes Jahr mit derartigen Bills überschwemmt, mit dem Erfolg, daß allein bis 1887 nicht mehr als 20 derselben dem Statutbuch einverleibt worden sind. Für den tyrannischen Geist, mit dem dabei vorgegangen wird, ist ein gutes Beispiel die Local Option Bill, die dieser Tage ein Ministerium, das sich liberal nennt, einzubringen wagte. Sie proponirt kühl, es in das souveräne Belieben einer Zweidrittel-Majorität zu stellen, ob in einem District ein Mensch ein Glas Bier in einem Wirthshaus erhalten kann oder nicht.

Ich muß mich auf diese Skizze beschränken, möchte aber doch Jeden, der sich eine lebendige Vorstellung von dem sozialistischen Geist machen will, der heute in England übermächtig herrscht, auf das Studium der sogenannten Privatbills, insbesondere derjenigen, die von Stadtbehörden ausgehen, hinweisen. Sie zeugen zum großen Theil von einer geradezu souveränen Verachtung für individuelle Freiheit und individuelles Eigenthum. Bei der Lectüre derselben mit ihren oft bis in's kleinste Detail gehenden Regulationen und Bestimmungen meint man oft unwillkürlich ein Kapitel aus dem alten Statutenbuch der Tudorzeit vor sich zu haben. Man hat den liberalen Staat oft einen Nachtwächterstaat genannt; mit mehr Recht kann man den Namen „Großmutterregiment“ einem System beilegen, das sich öconomisch betrachtet als immer weitere Substituirung der Staatsthätigkeit für die Privatthätigkeit, juristisch als Confiscation des Vermögens der Einen zu Gunsten der Anderen und ethisch als Schwächung des individuellen Verantwortlichkeits- und Selbständigkeitsgefühles darstellt.

Wo haben wir die Ursache für diese gründliche Umwandlung in den sozialpolitischen Anschauungen Englands zu suchen? Ist nicht nach dem Spruch von der Vernünftigkeit des Seienden gerade ihre Allgemeinheit und Unwiderstehlichkeit ein Beweis dafür, daß sie durch das wirkliche Wohl und Interesse des Landes gefordert ist? Ich glaube kaum; ich denke, es läßt sich für diese ganze Erscheinung eine „vera causa“ anführen, die mit der inneren Berechtigung derselben nichts zu thun hat. Um es kurz zu fassen: der Staatssozialismus in England scheint mir das directe Ergebniß der immer weiter schreitenden Demokratisirung seiner Verfassung zu sein.

Seit dem Jahre 1867, in dem zwei Millionen Arbeiter das Wahlrecht erhielten, das seitdem noch weiter ausgedehnt wurde, hat sich England immer mehr der reinen Demokratie genähert. Die politische Macht ist den Händen der „Gentry“ entfallen und sie ruht heute practisch beim Arbeiter- und Handwerkerstand. Alles kam nun darauf an, wie wird diese neue Wählerklasse ihre beherrschende Stellung benützen, wird sie es machen, wie Andere vor ihr, und die Klinke der Gesetzgebung egoistisch im Interesse der eigenen Klasse handhaben? Man wird nicht leugnen können, daß sie dazu eine lebhafte Neigung zeigt. Der erste Gebrauch allerdings, den die Arbeiter von ihren neuen Rechten machten, lag in der rechten Richtung; sie hoben alle staatlichen Beschränkungen der Vereinsfreiheit auf. Seitdem aber haben sie einen immer stärkeren Druck zu Gunsten eines Sozialismus ausgeübt, der aus anderer Leute Tasche Geld herausstimmt, um ihre Klasse damit zu beschenken. Daß dieser Druck so erfolgreich war, dafür liegt eine der Hauptursachen in der britischen Constitution. Der berühmte Nationalöconom Fawcett hat bereits 1872 in einem seiner Essays prophetisch auf sie hingewiesen und folgenden Warnungsruf ertönen lassen: „Die wachsende Tendenz, sich immer nach staatlicher Hülfe umzusehen, ist für England eine größere Gefahr als für irgend ein anderes Land. Die zwei großen politischen Parteien, die um Stellen und Macht kämpfen, sind der beständigen Versuchung ausgesetzt, einander in Versprechungen

Digitized by Google

zu überbieten, um die Unterstützung der Wählermassen zu erhalten. Unter dem Druck dieser Versuchung mögen sie leicht Lehren annehmen, gegen die sie selbst als die ersten protestiren würden, wenn ihr Urtheil nicht voreingenommen wäre. Diese Gefahr hängt drohend über dem Lande." Heute hat sich diese Gefahr realisirt, und keine der zwei großen Parteien ist von der Schuld freizusprechen, aus Parteiinteresse die soziale Bewegung geschürt zu haben. Die liberale Partei, von der man ihrer Vergangenheit nach am ehesten eine entschlossene Front gegen den Staatssozialismus erwarten sollte, hat in der Ausheckung staatssozialistischer Pläne und in der gewohnheitsmäßigen Verkündigung gefährlicher Phrasen, die der Eitelkeit der Arbeiter schmeicheln und ihre Stimmen fangen, die Conservativen sogar um ein Gutes übertreffen. Sie entwickelt sich immer mehr zur rein radical-sozialistischen Partei; ihre whiggistischen Elemente, die noch bis zu einem gewissen Grad an den liberaten Traditionen festhalten, werden bei jeder Wahl rettungsloser in den Hintergrund gedrückt, und es ist wohl nur eine Frage der Zeit, bis sie ganz zu ihren alten Feinden, den Tories, übergehen. Vielleicht will es die Ironie der Geschichte, daß die letzteren in dem Kampf gegen die drohende Tyrannei der Vielen über die Wenigen noch die einzigen Vorkämpfer für die individuelle Freiheit und persönliche Unabhängigkeit werden.

Was wird die Entwickelung der Zukunft sein? Ich glaube, man kann sicher sagen, England wird für geraume Zeit auf dem beschrittenen Wege vorwärts schreiten und sich — insbesondere nun erst die Home Rulefrage aus dem Wege — in immer großartigere und gewagtere sozialistische Experimente einlassen; vielleicht wird es dann durch Schaden klug werden und wieder zu dem öconomischen Glauben zurückkehren, dem es seine Größe verdankt und den es nun so undankbar abgeschworen. Heute zeigen sich noch wenige Spuren einer Umkehr; nur so viel haben die Gegner des Sozialismus bis jetzt erreicht, daß die Entwickelung in England nicht mehr wie in der ersten Zeit eine blinde, sich der eigenen Tragweite unbewußte ist. Gerade das hat nämlich den englischen Sozialismus so gefährlich gemacht, daß er nicht wie der continentale durch Predigen der Revolution und durch das Enthüllen seiner letzten Ziele und Absichten das Bürgerthum erschreckte. Seine Methode ist weniger lärmend und viel verführerischer; er steckt sich ein Ziel nach dem anderen, und sucht jedes auf constitutionellem Wege durch Parlamentsacte zu erlangen. Die Wähler und die Tagespolitiker sehen aber immer nur auf die nächsten Wirkungen einer Maßregel — und diese scheinen bei vielen sozialistischen Vorschlägen so augenscheinlich heilsamer Natur zu sein — sie vergessen, daß jedes einzelne Gesetz die Tendenz hat, die ganze Richtung der Gesetzgebung zu bestimmen und sie glauben es immer in der Hand zu haben, der Bewegung, die sie entfesselt, mit einem „Bis hierher und nicht weiter" Halt bieten zu können. Bis es zu spät ist!

Doppelgänger in der Sprache.

Von Ernst Wasserzieher.

Professor X., ein bekannter Germanist, der sich mit Recht des Rufes als hervorragender Sprachforscher erfreut, that einmal irgendwo den Ausspruch: Die Sprache sei allem Luxus abhold. Als ich den Satz zum ersten Male las, machte er mich stutzig; und je länger ich darüber nachdachte, um so mehr Zweifel kamen mir. Schließlich mußte ich auf Grund des massenhaften Stoffes, den ich gesammelt, zu der Einsicht gelangen, daß der auch von mir hochgeschätzte Germanist in diesem Falle geirrt habe, daß seine Ansicht sich ohne Zwang in das Gegentheil umkehren lasse. Und wie sollte es auch anders sein? Herrscht nicht überall in der Natur ein unerhörter Luxus, eine arge Verschwendung? Gehen nicht täglich viele tausend Milliarden lebensfähiger Keime verloren, aus denen Pflanzen oder Thiere hervorgehen könnten? Verwest nicht aller Orten Nahrungs- und Brennstoff, der so und so viel armen Menschen dienen könnte? Und — um nicht beim Nützlichen stehen zu bleiben — blühen nicht unzählige Blumen in stiller Pracht und Schönheit, ohne jemals ein Auge zu erfreuen?

Was für die Natur gilt, darf schon a priori für die Sprache, dieses wundersame Erzeugniß von Natur und Cultur, als zutreffend angenommen werden. Ich will nicht sprechen von den 250,000 Wörtern der deutschen Sprache, von denen wir kaum den hundertsten Theil brauchen, im täglichen Leben der Ungebildeten aber vielleicht nur der tausendste Theil sich in Umlauf befindet. Wenn jedes Wort eine verschiedene Thätigkeit oder einen verschiedenen Gegenstand bezeichnete, so brauchte das noch kein Luxus, nur Reichthum genannt zu werden. Aber dem ist nicht so. Durch Differenzirung des ursprünglich bescheidenen Wortvorraths sind eine große Anzahl Doubletten desselben Ausdrucks entstanden, die entweder, was die Bedeutung betrifft, sich decken, oder in einem nachweisbaren geschichtlichen Zeitpunkt einen stärkeren oder geringeren Wandel erlitten haben.

Was für ein sachlicher Unterschied läßt sich beispielsweise constatiren zwischen Mädchen und Maid, Karre und Karren, die Ecke und das Eck, die Lichte und die Lichter? Und wenn hier sachliche Gleichheit vorliegt, so ist lautliche Identität vorhanden bei Neuigkeit und Neuheit, Kleinigkeit und Kleinheit; das Ableitungssuffix ist dasselbe. In den weitaus meisten Fällen jedoch haben sich lautliche, mehr noch sachliche Unterschiede eingestellt; und solche Doppelformen, die aus derselben Quelle flossen, aber sich selbständig weiter entwickelten, möchten wir Doppelgänger in der Sprache nennen. Jedem sind sie bekannt; trotzdem dürfte Manchem die folgende kleine Zusammenstellung die Sache in anderem, neuen Lichte erscheinen lassen. Denn es ist mit der Sprache, die wir täglich sprechen, ähnlich wie mit den Steinen, die wir täglich betreten: wir achten nicht darauf, was wäre daran merkwürdiges? Und doch kann ein Stein, wenn man ihn näher betrachtet, und ein Wort, das man nach seiner Geschichte fragt, nicht selten sehr interessante Dinge berichten.

Ich fühlte mich bewogen, ihm zu glauben; so sagen wir, und gleich darauf: das Meer war bewegt. Bewogen und bewegt sind dieselben Formen von bewegen, haben sich aber geschieden, wenngleich noch vor gar nicht langer Zeit. Prätorius schreibt noch: das Meer war vom Winde bewogen, und Pachel: der hat im Tanze die Beine nicht recht bewogen; daneben findet sich: dadurch ward er bewegt, das und das zu thun. Aehnlich verhält es sich mit verderbt und verdorben; man spricht von verdorbenem Fleische, aber von einem verderbten Charakter; jenes wird sinnlich, dieses moralisch gebraucht.

Geibel singt: Es ist ein Schnitter, der heißt Tod. Niemand wird Schneider statt dessen setzen wollen; obwohl beide von schneiden abgeleitete Substantive sind und die Beschäftigung beider in derselben Thätigkeit gipfelt, im Schneiden. Aehnlich gebildet sind Reiter und Ritter, Sänger und Singer, letzteres mehr als Eigenname und in der Zusammensetzung von Minnesinger; hier hat ein kleiner bzw. gar kein Bedeutungswandel stattgefunden.

Als der Gegner das Schwert auf ihn zückte, zuckte der Held mit keiner Wimper; die Dame zuckte die Achsel; das sah entzückend aus. Irgend ein sachlicher Unterschied zwischen zucken und zücken existirt nicht, erst der Sprachgebrauch der letzten 90 Jahre macht ihn. Lessing redet noch vom Zucken des Schwertes, Herder vom Anblick eines Zückenden. Ebenso verhält es sich mit drücken und drucken.

Wie man bei Pferden von Füchsen spricht, so auch von Rappen. Das erste Bild ist ohne Weiteres deutlich; das zweite ist durch die Orthographie verdunkelt. Man erkennt kaum noch den Doppelgänger zu Rabe; und ebenfalls unerkannt läuft die Münze mit dem schwarzen Vogelskopf nebenher, der schweizerische Rappen, früher Rappe. Wie Rabe

Digitized by Google

und Rappe im Mittelalter gleichbedeutend gebraucht wurden, so auch Knabe und Knappe, die jetzt weit auseinander gehen.

Bei den Römern hieß stilus (griech. stylos) zunächst Pfahl, spitziges Werkzeug zum Fortschaffen der Würmer von den Pflanzen, auch der Stengel mancher Pflanzen. Dann wurde es übertragen auf den Griffel oder Stift, mit dem man schrieb; an einem Ende war er gespitzt, am anderen breit; was man in die Wachstafel gegraben hatte, konnte man damit wieder verwischen. „Saepe stilum vertas" räth Horaz in seiner ersten Satire, „wende den Griffel oft um", d. h. feile deinen Ausdruck! So bezeichnet nun das Werkzeug auch die damit ausgeführte Thätigkeit: „stilus exercitatus" ist eine „geübte Feder" (Cicero, de Oratore 44, 150); die Ausdrucksweise, Redeweise, Stil. Aber auch in der ursprünglichen Bedeutung „Stengel" haben wir das Wort entlehnt, schreiben es hier aber „Stiel", um nur ja keinen Zusammenhang merken zu lassen. So zerstört die Schreibweise oft das Sprachgefühl und stellt Scheidewände zwischen Zusammengehöriges, ja, zertheilt ein Wort, aus dem nun zwei Doubletten werden. Wer würde Buffon's berühmtes Wort: „le style c'est l'homme" übersetzen können mit „der Stengel, das ist der Mensch?" Wäre der Mann aber so ganz im Unrecht?

Albrecht Haller, der Naturforscher und Dichter, sagt einmal: „Du bist der Weisheit Meer, wir sind davon nur Tröpfe!" Heute denkt wohl kaum Jemand daran, daß „ein armer Tropf" oder ein „dummer Tropf" seinen Namen der kleinen glitzernden Wasserperle verdankt. Klarer möchte der Zusammenhang sein zwischen den Leuten, die Goethe „bescheiden" nennt, und dem Stoff, aus dem unser Papier hergestellt wird; im Plural verrathen sich die „Lumpen" als nächste Verwandte.

„Ich bin allein auf weiter Flur" singt Uhland's Schäfer, meint damit aber nicht etwa die Flur im Hause; sonst hätte er gesagt: Ich bin allein auf weitem Flur; so will es der Sprachgebrauch; warum, wissen die Götter. — Unentschieden läßt Goethe in seinem herrlichen west-östlichen Gedichte:

Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein!

ob er einen Menschen oder ein Mensch meint; bei Hinzufügung eines Adjectivs wäre hell, was jetzt dunkel ist; das Mensch hat oft ebenso viel und noch mehr im Leben zu kämpfen als der Mensch; noch hundert Jahre nach Luther war von Doppelsinn beider keine Rede; erst im 18. Jahrhundert hat sich die verächtliche Nebenbedeutung eingeschlichen.

Der Kaufmann weist auf sein Schild, der Junker schlägt an seinen Schild; wer das Verdienst hat, dem wird nicht immer der Verdienst zu Theil; die See ist größer als der See; die richtige Erkenntniß des Richters fördert das Erkenntniß; es gibt manche Posse, in der keine Possen vorkommen; und endlich — was haben Buch und Buche mit einander gemein? Sind es Doppelgänger oder nicht? Gewiß, und ihre einstige innige Verwandtschaft bestätigen die Buchstaben, d. h. Buchenstäbe oder Buchenstäbchen. Darauf ritzten die Priester der Germanen ihre Runen, Schriftzeichen; die Stäbe wurden verstreut und dann aufgelesen und entziffert, gerade wie wir die kleinen schwarzen Buchstaben in unseren Büchern lesen, freilich jetzt nur noch mit den Augen. So wirft die Betrachtung auch bisweilen culturhistorischen Gewinn ab.

Bei Lehn- und Fremdwörtern tritt die Neigung, Doppelformen zu bilden, besonders häufig hervor. Es kommt vor, daß aus demselben lateinischen oder französischen Worte zweimal, zu verschiedenen Zeiten, deutsche Wortbilder geschaffen werden, wobei denn je nach Anschauung oder Laune oder Bedürfniß des entlehnenden Jahrhunderts eine verschiedene Bedeutung sich damit verbindet.

Auf dem palatinischen Berg zu Rom wohnten die Kaiser, daher galt später palatium für Kaiserwohnung, Fürstenhaus, mochte es nun stehen wo es wollte. Die Italiener nennen es palazzo, die Franzosen palais; wir Deutschen haben es in eine Silbe zusammengezogen: Pfalz! „Und wieder wird man bauen hier eine Kaiserpfalz!" singt Rückert. Dort am Rhein lagen die Pfalzen seit Karl dem Großen, zu Frankfurt, zu Ingelheim, auf einer kleinen Insel bei Caub sieht der durchreisende Engländer noch jetzt die wohlerhaltene „Pfalz"; ein ganzes Landgebiet am Rhein trägt bekanntlich denselben Namen. Später ging palatium noch einmal in's Deutsche über: palas hieß das Hauptgebäude der Ritterburgen, jetzt haben wir, wie auch an andere Wörter, ohne logische Verpflichtung ein t daran gehängt. Diese beiden Doppelgänger haben noch einen späten Bruder erhalten durch Entlehnung aus der französischen Form: Palais. Mit Vorliebe spricht man vom Palais des Kaisers; Pfalz wäre zwar deutscher, klänge schöner, voller, vornehmer, indem es an die alte Kaiserherrlichkeit erinnerte — allein, danach geht's nun einmal nicht.

Da wir gerade bei den Römern sind und von den Kaisern sprechen, sei es gestattet, des russischen Kaisers, des Czaren, zu gedenken. Es ist kein so großer Sprung als Mancher glauben mag. Ein sehr mächtiger Mann im alten Rom hieß Cäsar; wir haben alle seinen gallischen Krieg in Tertia gelesen; leider interessirte er uns so wenig, daß wir seinen Verfasser zum Teufel wünschten. Glücklicherweise half uns das nichts, und das war gut. Denn hätte es keinen Cäsar gegeben, so besäßen wir heute keinen Kaiser! Der Name jenes Römers wurde für werth gehalten, die höchste weltliche Würde überhaupt zu bezeichnen: gesprochen wurde er jedenfalls Käsar, wenn nicht schon bei Lebzeiten, so doch bald nach seinem Tode, und daraus entstand unser Keisar, Keiser, etwa seit dem Jahre 1500 Kaiser geschrieben. Die Russen machten kurzen Prozeß und begnügten sich mit einer Silbe: Car oder Czar. Das ist die Verwandtschaft von Caesar — Kaiser — Czar.

Wenn man Jemand als Dummkopf hinstellen will, so sagt man wohl: Der hat das Pulver nicht erfunden! Niemand würde es hingegen übel nehmen, wenn man ihm die Erfindung des Puders abspräche. Beide sind identisch und beruhen auf lateinisch pulvis, das ist Staub. Das Pulver haben die Römer nicht erfunden, aber im Pudern, Schminken und anderen Frisirkünsten hatten sie es schon herrlich weit gebracht.

„Hospitalia" nennt Vitruv, der römische Baumeister, das Gastzimmer, Fremdenzimmer. Gebäude, die zur Aufnahme Kranker oder Alter dienen, nennen wir danach Hospital oder Spital, auch Spittel; Herbergen aber für Reisende — Hôtel, mit Ausfall des ganzen Mittelstücks — pi —; das s erscheint wenigstens durch den Circonflexe angedeutet. Unerkannt stehen die Hotels neben den Hospitälern; jene dünken sich vornehmer, diese besser; aber im Grunde sind sie doch eins; müde Erdenpilgrime aufzunehmen ist beider Bestimmung.

Verlassen wir dies Gebiet und wenden wir uns noch einem kleinen, unscheinbaren Pärchen zu: das und daß. Vergessen wir auf zwei Minuten, daß uns in der Schule ihre himmelweite Verschiedenheit oftmals eingeprägt wurde.

Vor Jahrtausenden gab es nur ein das; man konnte damals nur sagen: „das Buch, nicht dieses." Aus dem betonten wurde ein unbetontes Wort: das Buch. Nun ist das hinweisende Pronomen zum Artikel geworden, ähnlich wie lat. ille zu franz. le. Weiter. Das Buch, das sehe ich — das Buch, das ich sehe; nun hat es den Werth eines Relativs angenommen. Durch die Umstellung des Zeitworts hat der Satz einen kunstvolleren Bau erhalten. Und endlich: „ich weiß das, er kommt" ergibt mit Verschiebung der Pause: ich weiß, das er kommt. Das, nun daß geschrieben ohne jeden vernünftigen Grund, ist vom ersten Hauptsatz in den zweiten hinübergerutscht, es hat eine verbindende Function übernommen, ist Conjuntion geworden. Im Französischen und Englischen ist es gerade ebenso; que und que heißt das und daß, ebenso engl. that und that. —

Es ist eine bekannte Thatsache, daß das Hochdeutsche kein ganz einheitlicher Organismus ist, sondern daß es Bestandtheile vieler Mundarten in sich aufgenommen hat, ganz besonders aber nieder- oder plattdeutsche Elemente. Ich erwähne diese hier besonders, weil sie Veranlassung zur Entstehung von neuen Doppelgängern gegeben haben. Bemerkt sei dabei, daß niederdeutsches t hochdeutschem s oder z entspricht, ch — f, p — f oder pf. So bestehen neben einander das niederdeutsche fett und

Digitized by Google

das hochdeutsche feist, sacht und sanft, Schacht und Schaft, schlapp und schlaff, Stapel und Staffel, Lippe und Lefze, Wappen und Waffen, Nelke und Nägelein; besonders interessante Aufschlüsse geben die zuletzt erwähnten; wir können jedoch jetzt nicht näher darauf eingehen.

Kehren wir zu der am Beginn unserer Betrachtungen aufgeworfenen Frage zurück, ob die Sprache dem Luxus abhold sei. Nach dem, was wir an Beispielen gebracht — und es war nur eine kleine Auswahl aus dem umfangreichen Material — wird die Antwort nicht zweifelhaft sein können. Die Sprache ist reich, sehr reich; sie treibt großen Luxus; sie kann ihn sich gestatten. Sind wir arm an Ausdrücken, so dürfen wir der Sprache keinen Vorwurf daraus machen; auf uns fällt die Schuld, die wir uns nicht die Mühe geben, in sie einzudringen und aus ihren Schachten das glitzernde Erz zu Tage zu fördern und es in rastloser Gedankenarbeit in klingende Münze umzuprägen. Daß es sich verlohnt, hat — hoffentlich — diese geringe Arbeit dem Einen und Anderen gezeigt.

Literatur und Kunst.

Ueber die nächsten Ziele der nationalen Kunst.

Von Arnold Fokke.

In den Dingen der Literatur die Frage aufzuwerfen, ob ein Dichter gut thue, seine Stoffe aus einer mehr oder minder weiten Vergangenheit, oder einer näheren oder entfernteren Gegenwart zu entnehmen, ist ein ebenso thörichtes wie müßiges Beginnen und kann im Ernst nur solche Leute beschäftigen, denen entweder die frische Quelle eines selbständigen Urtheils niemals geflossen hat, oder denen sie von den Schichten eines langsam fallenden, aber sicher erstickenden Schulstaubes von langen Jahren her verschüttet worden ist. Ein jeder Stoff, mag er vor unseren Füßen liegen, oder mögen seine Gestalten aus nebelgrauer Ferne zu uns herüber dämmern, hat für den Dichter genau ein und dieselbe Bedeutung. Nur auf ihn selber, nur auf die Art und Weise kommt es an, wie er den Gegenstand objectivirt, den er nicht bloß äußerlich betrachtet, sondern innerlich anschaut. Das Wesen der Dinge bleibt immer dasselbe, es ist jetzt, wie es im Anfang war, die Arbeit des Dichters ist es, dieses zu erfassen und ihm nach Maßgabe der einwirkenden Motive in der Darstellung die Verschiedenheit des Maßes und der in's Unendliche gehenden Nüancirung zu geben. Mit anderen Worten, es handelt sich darum, menschliche Dinge menschlich zu sehen und Menschen ihr Ebenbild vor die Augen zu bringen. „Tat twam asi", das bist du, wiederholt Schopenhauer aus den indischen Veden fast bis zur Ermüdung.

Ist es demnach für den Dichter eben so leicht, die Gestalten aus weiter zeitlicher Entfernung mit derselben Sicherheit zu zeichnen, wie diejenigen, welche sich seiner Betrachtung aus unmittelbarer Nähe geben? Gewiß. Denn Hekuba wird von demselben Schmerze niedergeworfen, der in unseren Tagen eine Mutter auf das Grab ihrer Kinder hinabbeugt, und Achilles wird von der gleichen Leidenschaft in den Kampf getrieben, die uns das Schwert in die Hand drückt. Nur einen Unterschied gibt es, und der bringt allerdings große Schwierigkeiten mit sich. Hekuba klagt über die Verwüstung ihres Hauses, aber in welcher Weise thut sie es? Ist es richtig, den Ausbrüchen ihres gequälten Herzens einfach den modernen Ausdruck zu geben? Es ist unzweifelhaft, daß nur dem Dichter das volle Lob der Realität gebühren würde, der der inneren Regung aus Zeit und Ort heraus auch die entsprechende Form, nicht bloß in der Gewandung, sondern auch in der Sprache, Haltung, Geberde zu verleihen verstände. Indessen, wenn schon nach dieser Seite hin in der Gestaltung der Körperlichkeit dem Dichter keine leichte Aufgabe gestellt ist, so ist nach der anderen in der Bewältigung des geistigen Gehaltes der Objecte keine geringere Schwierigkeit zu überwinden. Vielleicht eine noch größere. Die der Vergangenheit angehörigen Gestalten entziehen sich im Verhältniß der größer werdenden Entfernung dem Auge in den äußeren Umrissen, während der Kern für alle Zeit in gleichem Maße erkennbar bleibt, diejenigen der Gegenwart dagegen drängen sich gerade in ihrer Aeußerlichkeit den Sinnen auf und verhindern oft durch ein zu nahes Herantreten, den Kern des Wesens zu erkennen, von dem die Erscheinung nur der Reflex ist.

Auf das innerliche Erschauen allein kommt es an, und wenn es auch einem Shakespeare oder einem Goethe gleichgültig ist, ob seine dichterische Gestaltungskraft es mit Menschengestalten aus grauer Vorzeit oder aus dem hellen Lichte des Tages zu thun hat, so dürften doch solche Dichter, denen nicht die ganze Stärke eines sieghaften Genius zu Theil geworden ist, die schwierigere Arbeit an der sicheren und lebenswahren Darstellung der Menschen finden, von denen sie sich im Augenblick umdrängt sehen. Die Personen, welche der Geschichte angehören, sind wie die abgeschiedenen Geister: war auch ihr Leben ein stürmisches, so ist doch jetzt ihr Gang durch die Räume der Ewigkeit ein stiller, ruhevoller. Ob auch die Erinnerung, welche die Blätter der Geschichte aufbewahren, den gewohnten Einfluß auf unser Gemüth nicht verlieren kann, so liegt es doch bloß bei uns, welchen Raum wir diesem Eindruck gestatten wollen, auch können wir jeden Augenblick den elektrischen Strom auf uns einwirken lassen, aber auch in jedem Moment ihn wieder abstellen. Anders aber ist es mit den Menschen, die mit uns die gegenwärtige Zeit anfüllen. Sie sitzen mit uns an derselben Lebenstafel und führen mit uns den häßlichen Kampf um's Dasein. Eben dieser ist es, der, ob wir auch gern bei Seite stehen möchten, uns doch immer wieder in die Wirrnisse des Lebens zurück zerrt. Denn unsere persönlichen und die Interessen der Menschheit stehen auf dem Spiel, und es ist nicht bloß ein selbstsüchtiges Wollen, sondern auch ein sittliches Gebot, im Kampf in der Arena auszuharren.

Wir können nicht anders als Partei nehmen, auch wenn die Begierde uns so wenig zöge, wie die Pflicht uns zu treiben pflegt. Denn gesetzt auch, wir hätten das Recht, unseren Willen zu tödten, so kann den Menschen das doch nur in den seltensten Fällen, unter den ungewöhnlichsten Umständen gelingen. Auch dem Verborgensten drängt sich die Welt auf, und er kann sich ihren Eindrücken nicht entziehen, so lange er mit Sinnen und Verstand, mit Vernunft und Gemüth ihr Korrelat ist. Die Welt ist überall wo der Mensch ist, oder dieser müßte nicht sein, was er in Wahrheit ist, das Subject, in welchem die Erscheinung erst Leben gewinnt. Darin hat Schopenhauer unzweifelhaft Recht, ob er aber auch darin Recht hat, daß er uns die Abtödtung des Willens empfiehlt, so ist das eine andere Frage. Denn was er auf der Stufe der Kunstübung die Negation des Willens nennt, um durch sie zur reinen Anschauung zu gelangen, das ist im Grunde doch nichts Anderes als die Bethätigung derselben Kraft nach einer anderen Seite, nicht nach derjenigen des Subjectes, sondern nach der des Objectes hin. Es gilt hier, nicht das Streben des Subjectes auf die Welt der Erscheinungen zu hemmen, sondern das Eindringen dieser abzuwehren, die verwirrende Kraft des Spieles der Erscheinungen zu besiegen, oder, um in dem vielgebrauchten Schopenhauer'schen Bilde zu bleiben, den bethörenden Schleier der Maja zu zerreißen und an die innere Seite der Dinge zu gelangen.

Der Dichter, welcher glauben möchte, daß er, um den täuschenden Schein der Außenwelt von seinen Dichtungen fern zu halten, sich selber vor ihrer Einwirkung zurückziehen müßte, der mithin in der Weltflucht die erste Vorbedingung für sein poetisches Schaffen erblicken wollte, der würde mit der Wirkung seiner Thätigkeit auf unsere Gemüther keinen besseren Erfolg haben, als der Philosoph in den Kräften unseres Verstandes erreichen würde, der, über die Grenzen aller möglichen Erfahrung hinausschreitend, diesen Kräften mit leeren Ab-

Digitized by Google

stractionen beikommen wollte. Kant sagt an irgend einer Stelle, daß dies ein Beginnen sei, wie wenn der Vogel versuchen wollte, im luftleeren Raume zu fliegen. Der Dichter soll nicht scheu vor der Erscheinungen Spiel sich zurückziehen, sondern vielmehr es aufsuchen. Dabei hat er allerdings die Verpflichtung, in einer Begegnung, die eher liebevoll als feindlich ist, die verwirrende Wirkung derselben zurückzudrängen und indem er bis zu ihrem Wesen vordringt, die herrschende Stellung zu ihnen zu gewinnen.

Auf die letztere kommt es an. Der Dichter, welcher in den Maschen des Netzes oder des Schleiers der Maja hängen bleiben würde, der könnte äußerlich und dem Umfange nach freilich wohl, aber nicht in Absicht auf wahre Kunst einen größeren Erfolg gewinnen, als derjenige, welcher fern vom Schatten der Erde Stoff für seine dichterischen Gestalten suchen möchte. Von innen heraus erreicht der Dichter den Punkt, der ihm mit der Klarheit des alles umfassenden und durchleuchtenden Gedankens die Herrschaft über den Wechsel der Erscheinung verleiht. Von ihm aus schwingt er sein Scepter mit der Souveränetät eines absoluten Herrschers. Denn die Phantasie ist frei und aus jeder Idee kann er seine Kunstwelt hervorgehen lassen, die nicht deshalb das Lob der Realität verdient, weil sie die Erscheinungen der gemeinen Wirklichkeit in getreuem Ausdruck wiedergibt, sondern weil sie vom richtigen Gedanken ausgeht.

Aber es ist schwierig, durch die hüllende Form hindurchzudringen und sich des treibenden Gedankens zu bemächtigen, um so schwieriger, je näher die Wellen des Lebens den Darsteller umfluthen. Wenn es nicht so wäre, so müßten wir, wenn jemals vorher, eine wahre Hochfluth von Dichtern haben. Denn wie viele tauchen nicht täglich in diese Wellen des Lebens hinab, um uns das echte Gegenbild desselben herauf zu bringen, aber wie Wenige entsprechen den Hoffnungen, die sie erweckten und erfüllten das Versprechen, das sie gaben! Sie alle gleichen dem Geiste, den sie begreifen, und das ist nicht der Geist der Wahrheit, durch dessen Kraft auf dem Grunde der Idee das In- und Gegeneinander des Lebens wiederholt wird. Die Realisten bleiben im Staube, die Naturalisten im Schlamme stecken, die einen haften noch in den Kindersocken politischer oder sozialer Voreingenommenheit, peinvoll quälen andere sich in der Objectivirung irgend eines philosophischen Gedankens ab und die meisten mißbrauchen die Kunst zur Durchführung einer Tendenz, die dem Leser aus allen Ecken entgegengrinst und nirgends das Gefühl der Unmittelbarkeit aufkommen läßt. Denn die Gestalten in solchen Dichtungen sind nichts anderes als Gliederpuppen, denen die Verfasser ihre eigenen Ueberzeugungen umhängen, wie der Schneider seine Holzgestelle mit Jacken und Hosen drapirt. Der Hexensabbath, den augenblicklich unsere Kunst feiert, bleibt an Verzerrtheit und Fratzenhaftigkeit in nichts hinter dem Bilde einer richtigen Walpurgisnacht zurück.

Unklarheit in den einfachsten Dingen! Vermehrt worden ist die Verwirrung noch dadurch, daß man von gewisser Seite mit scheinbarer Gedankentiefe den Begriff der „Moderne" eingestellt hat. Wenn man doch in den hiermit sich beschäftigenden Schriften darauf auch hätte bedacht sein wollen, einigermaßen Klarheit darüber herzustellen, was man unter den „modernen" Forderungen verstanden wissen will. Freilich wenn der Anschein erweckt werden soll, als ob man im tiefen See schwimme, so handelt man verständig und thut gut, das Wasser des Teiches trübe zu halten. Nicht ohne Absicht hat man für gewöhnlich den Begriff deshalb undefinirt gelassen, um in dem gewünschten Gegensatz zur „Antike", als ob in ihm alle Unklarheit gehoben wäre, desto ungenirter auf diese schimpfen zu können. Es ist aber klar, daß die Definition keineswegs allein durch diese Gegenüberstellung gegeben wird, sondern ebensowohl einestheils festgelegt wird durch das Verhältniß, in welchem der geistige Gehalt eines Volkes zu den früheren Phasen seiner Entwickelung steht, wie andererseits durch die Stellung, die es als Theil und Nation dem Ganzen der übrigen Völkergesammtheit gegenüber einnimmt.

Im gewöhnlichen Leben versteht man unter „modern" das Gesetz, in welches die Velleitäten der Gesellschaft den äußeren Menschen einschnürt, aber es leuchtet ein, daß darauf hin diese neuesten Propheten ihre Sache nicht hinausgespielt haben wollten. So bleibt denn nichts Anderes übrig, als daß die Erklärung in dem gesucht werde, was man als das actuellste Wahrzeichen der Gegenwart hinstellen möchte. Die großartigen Resultate der Naturforschung, die „Thaten der Wissenschaft!" In der That, wer hätte vor ihnen nicht ungemessenen Respect? Aber wenn es einerseits wahr ist, daß die wissenschaftliche Methode den Tod aller Kunst bedeutet, so kann andererseits von Niemand behauptet werden, daß die wissenschaftlichen Ergebnisse in der zeitgenössischen Literatur nicht die ausgiebigste Beachtung und Behandlung gefunden haben. Wer möchte jedoch nachweisen, daß damit das Niveau unserer Kunst auch nur um eine Spanne gehoben sei? Der Erweis ist nicht gebracht und wird nicht erbracht werden, selbst wenn du Bois-Reymond zehn Mal den Akademiker Maupertuis vor Voltaire's Akakia retten und wenn er abermals und nochmals seine Lanze für Wagner gegen Faust einlegen wollte. Auch hat die Wissenschaft keineswegs das Höchste in unserer Zeit geleistet. Wenn sie allerdings sich breit vorlegt und anderen Kräften des Lebens den Athem benehmen möchte, so folgt daraus nicht etwa, daß sie nun auch in Form und Inhalt bestimmend für die Kunst werden müsse, sondern daß es die höchste Zeit für sie sei, sich auf ihre natürlichen Grenzen zurück zu begeben und der edleren Schwester das Licht wieder zu geben, das sie ihr seit Langem durch ihre ungebührlichen Anmaßungen entzogen hat. Doch dies ist schon so häufig und so gut gesagt worden, daß hier füglich nicht mehr davon gesprochen zu werden braucht.

Das Wort hätte nicht gewählt werden sollen, aber, da es einmal da ist, was Anderes kann man im Ernste unter „modern" verstehen, als daß ein Volk der Summe seiner geistigen Kräfte in der Zeit jedesmal die Form und den Ausdruck geben soll, die von der ihm jeweilig gestellten Aufgabe bedingt werden. Zur Zeit der Reformation hatte es die Verpflichtung, dem geläuterten Gottesgedanken Raum in der Welt zu schaffen, und wie es derselben nachgekommen ist, dafür sind noch immer die Bibelübersetzung, das Kirchenlied, die Werke der kirchlichen Plastik und Malerei die lebendigen Denkmale. Später galt es, dem Geiste des Alterthums durch das Filtrum, wenn ich so sagen darf, unseres besonderen intelligibilen Charakters hindurch eine so klare Fassung zu geben, wie ihm von sonst keinem Volke zu Theil geworden ist. Daß wahre Menschlichkeit, wie die Werke der Alten sie in so schöner Natürlichkeit zeigen, in allen ihren Ausstrahlungen nirgends glänzendere und edlere Darstellung gefunden hat, als in deutschem Gewande, dafür braucht der Beweis nicht erbracht zu werden.

Was augenblicklich die Aufgabe des deutschen Volkes sei, wer kann es wissen? Daß die Wissenschaft der Kunst jemals Gesetze werde geben können, ist nach der Natur der Dinge für immer ausgeschlossen, wohl aber ist ein Streben des Menschengeistes darauf hin denkbar, daß alle Wissenschaft zur Kunst werde. Ist es ein aprioristisches Gesetz für Jene, daß sie trocken und langweilig sei, daß sie sich in endlose Reihen verlaufe? Doch wir dürfen diese Fragen dahingestellt sein lassen, weil sie zu weit führen würden, und uns einem Punkte zuwenden, der vor unseren Füßen liegt. Vielleicht aber ist gerade er es, von dem die Bewegung ausgehen und die Lösung des Problems in dem eben angedeuteten Sinne erfolgen muß.

Es ist eine alte Wahrheit, daß das deutsche Volk in manchen nicht unwesentlichen Dingen hinter den anderen tonangebenden Nationen Europas zurückgeblieben ist. Ebenso wenig neu sind die Ursachen dieser Erscheinung. Die innere politische Zerklüftung, die damit zusammenhängende Ausschließung der Nation als solcher vom Weltverkehr hat Eigenthümlichkeiten in uns groß werden lassen, die keineswegs achtunggebietend sind. Sie äußern sich auf der einen Seite in übertriebener Bewunderung alles Fremden und auf der anderen in einer pedantischen und ungelenken Betonung der wirklichen oder vermeintlichen eigenen Vorzüge. Das eine zeugt so wenig von wahrhafter innerer Freiheit wie das andere, und Beide

Digitized by Google

sind gleich weit ab von der selbstbewußten, weltmännischen Art, die den Franzosen und Engländern eignet. Der Fürst Bismarck hat seiner Zeit häufig genug darüber geklagt: ihm trat der Fehler in der Politik entgegen, aber nicht minder sichtbar ist er in den Dingen der Literatur, der Kunst und der Wissenschaft.

Nun ist freilich manches seit den Jahren der nationalen Erhebung besonders dadurch besser geworden, daß der befreiende Hauch des Weltmeeres bis weit in die Thäler des Binnenlandes hineindringt, aber es ist natürlich, daß der Fortschritt nur langsam geht. Bismarck hat dem deutschen Volke in den Sattel geholfen, aber bis zu dem festen Sitz auch die sportsmännische Elasticität und Leichtigkeit gekommen ist, welche die Hindernisse spielend nimmt, bis dahin wird noch immer eine geraume Zeit vergehen. Aber wenn dieses schon natürlicher Weise so ist, so dürfen wir doch am allerwenigsten hierin den Grund finden, uns still bei Seite zu stellen. Unsere günstige politische Stellung haben wir nur einer beispiellosen Anstrengung und der consequenten Behauptung nicht bloß idealer, sondern diesmal realer Forderungen zu verdanken. Nicht anders darf unser Verhalten in Sachen der Kunst sein. Wollen wir eine nationale Kunst haben, so müssen wir mit ebenso viel Unbefangenheit wie Festigkeit das Licht unserer Art auf den Leuchter der Welt stecken, denn bloßes Nachahmen des Fremden thut es nirgends. Es ist nicht bloß modern, sich nach Londoner oder Pariser Art zu kleiden, es gehört nicht bloß dazu, dichterische Stoffe anders als nach den griechischen Vorschriften des Aristoteles zu gestalten, noch auch, den Werken unserer Kunst die nur in der Zeit liegende Verschiedenheit des Charakters zu geben, sondern darauf kommt es an, nachzuholen, was zu erreichen uns eine trübe Vergangenheit nicht gestattete, und unserem eigensten Wesen die so zu sagen weltmännische Form zu verleihen. Die moderne Forderung der Gegenwart ist, dem deutschnationalen Geiste den Ausdruck zu geben, der in Gedankenfülle und selbstbewußter Kraft mit Leichtigkeit und unbefangener Anmuth sich ebenbürtig neben das Fremde stellt oder auch die Führung übernimmt. Mit anderen Worten, wir sollen in der Kunst erst noch in den weiten Mantel hineinwachsen, den uns eine Staatskunst von beispielloser Kraft und Weisheit um die Schultern gehängt hat, wir sollen uns auch auf den weiten Gebieten der Kunst der Weltstellung würdig erweisen, die große Männer uns angewiesen haben.

Dem Deutsch-Besonderen hat, wie es mir scheinen will, bis dahin der Abglanz des Weltganzen in der Weise gemangelt, daß es nicht nach allen Seiten hin jene innere Bewegungsfreiheit besaß, die bei aller Nothwendigkeit der Einordnung in das Allgemeine jedem Einzelnen gebührt, das die selbständige Bewegungskraft hat. Es ist eine Thatsache, daß wir nach der einen Seite in einer gewissen Unklarheit und Unfähigkeit der Maßbestimmung mannigfach über das Ziel hinausschossen, während auf der anderen eine falsche Bescheidenheit und ein unangebrachtes Stillestehen vor dem Fremden uns hinderten, die eigene Kraft mit einem kräftigen hands off bis an die ihr gebührende Grenze vorzustoßen. Auf diesen Grund ist die realistisch-naturalistische Bewegung zurückzuführen, die auch in Deutschland so hohen Wellengang verursacht hat. Man hat gewitzelt über den neuen Sturm und Drang, als ob er keine Berechtigung neben jener bekannten Bewegung des vorigen Jahrhunderts habe. Aber wer weiß, ob er nicht doch der Anfang einer Fluth ist, die unsere Kunst zu bis dahin noch ungeahnten Zielen führt. Es ist nicht zu leugnen, daß eine weite Kluft zwischen dem politischen und dem Kunstkönnen des deutschen Volkes gähnt, und unzweifelhaft ist die Unbefriedigtheit, die sich in dem Gebahren der Stürmer ausspricht, berechtigt. Bloß der von ihnen eingeschlagene Weg, um Wandel zu schaffen, war unrichtig und mußte es sein, weil die Mittel nur einseitig gewählt waren. Aber schon beginnt man sich auf die gemachten Fehler zu besinnen. Die Schreier treten zurück und machen Männern Platz, in denen das Neue geklärt erscheint und die das gute Alte mit diesem Neuen in feste Verbindung zu bringen verstehen.

Ein deutscher und dänischer Dichter.

(Karl Gjellerup.)

Von Alfred Stoeßel.

Die berufsmäßigen Entdecker, die alle vierzehn Tage einmal, wenn Stoffarmuth sie dazu nöthigt, ein leuchtendes Gestirn am literarischen Himmel ausspüren, das sich später freilich nur zu oft bloß als ein bescheidenes Oelflämmchen erweist, dem die Nahrung überdies jeden Augenblick auszugehen droht; sie machen es einem wahrlich nicht leicht, einen Hinweis auf einen Namen zu wagen, dessen Klang bisher noch nicht so weit gedrungen, als er es unserer bescheidenen Meinung nach verdient haben würde. Das Metier ist zu arg discreditirt, und nicht gerne möchte man dieser Art von Sternguckern beigezählt werden, denen schlechtes Fensterglas den Blick nur trübt, während sie thun, als sähen sie durch wer weiß wie scharfe Brillen.

Und doppelt schwer wird die Sache, wenn es sich um einen jener Nordländer handelt, die, wie man oft genug von gewisser Seite zu hören bekommen kann, unsere ganze herrliche deutsche Literatur verseuchen mit dem Gifte ihres Pessimismus, Naturalismus und ähnlichen schönen Dingen, vor denen der gute deutsche Idealpoet, mit den langen Haaren und dem nie versiegenden Schmerz als Reim auf Herz, sich dreimal erst zu bekreuzigen pflegt, ehe er sie auch nur zu nennen wagt. Denn wie in den meisten Dingen steckt ja auch hier ein Körnchen Wahrheit in all dem Uebereifer gegen die böse Nordländerei und eine gewisse Berechtigung, und gar zu leicht wird ein Talentchen bei uns für ein Genie ausgeschrien, sobald es nur unter der Flagge eines skandinavischen Namens segelt, das kaum irgendwelche Beachtung fände, wäre es aus deutscher Erde erwachsen; und allzu willig ist man ja bereit, gar Vieles als berechtigte Eigenthümlichkeit gelten zu lassen, wofür die Kritik dem heimischen Poeten ohne Zweifel gehörig auf die Finger klopfen würde.

Aber andererseits kann doch ein Zweifel darüber nicht aufkommen, daß jene kleinen, dünn bevölkerten Länder da oben in kurzer Zeit wirklich eine überraschende Fülle poetischer Talente hervorgebracht haben, so stark, daß sie sich selbst die Beachtung der am heftigsten Widerstrebenden zu erzwingen verstanden. Und immer noch scheint der Boden unerschöpflich zu sein, dem stets neue, kräftige Talente ersprießen, daß es einen kaum noch Wunder nimmt, wie oft mit einem neuen Namen dort auch ein echtes und rechtes Talent den Plan betritt.

Karl Gjellerup freilich, von dem in diesen Zeilen die Rede sein soll, ist kein neuer Name, wenigstens nicht in seiner dänischen Heimath, wo, nennt man die besten Namen, auch der seine nicht vergessen wird. Aber in Deutschland ist er noch so viel wie unbekannt, während gar mancher seiner nordischen Kollegen, der einen Vergleich mit ihm nicht auszuhalten vermag, schon in breite Schichten gedrungen ist; ob Gjellerup auch seit Jahren schon mitten unter uns lebt, mit eifrigstem Interesse jede Regung deutschen Lebens, sei es auf politischem, sei es auf künstlerischem Gebiete verfolgend, ein begeisterter Apostel des Deutschthums unter seinen Landsleuten, ein „Jünger der Germanen", wie er mit Stolz sich nennt.

Und deshalb will ich allen Bedenken zum Trotze hier von ihm sprechen; denn es scheint, daß es wahr ist, was Karl von Thaler jüngst in diesen Blättern erst behauptet, daß auch eine prächtige literarische Leistung und, wie wir hinzufügen möchten, selbst eine prächtige literarische Erscheinung spurlos vorübergehen kann, wenn sich nicht eine Hand findet, welche die Lärmtrommel für sie rührt. Und eine prächtige literarische Erscheinung ist Karl Gjellerup ohne Zweifel, ein echter Poet, der unbekümmert um alles Geschwätze von Schulen und Schülchen, Cliquen und Coterien unbeirrt seinen Weg geht; heute ein heikles soziales Problem mitten herausgreift aus unserem modernen Leben und vor nichts zurückschreckend, es verfolgt bis in seine äußersten Consequenzen, morgen zurückgeht bis in der Edda graue Vorzeit und aus ihr sich seinen Vorwurf holt für seine Dichtung; bald im Vers, bald in Prosa die Fülle

Digitized by Google

seines Könnens ausströmend; im Roman, wie im lyrischen Gedichte, im Drama, im Epos oder im politischen und ästhetischen Essay seine Kräfte messend.

Denn erstaunlich reich ist die Menge seiner Production, und nicht weniger als 24 Bücher hat Gjellerup in den 36 Jahren, die er heute zählt — er ist am 2. Juni 1857 auf Seeland geboren — veröffentlicht, und schon wieder steckt er mitten drin in neuen Plänen, neuen Arbeiten, neuen Entwürfen. Und doch hat die Qualität seiner Arbeiten nicht unter ihrer Quantität gelitten, und doch scheint es, als habe er den Gipfel seines Könnens lange noch nicht erreicht.

Als ein Revolutionär und Abtrünniger hat Gjellerup seine schriftstellerische Laufbahn begonnen. Auf der Universität hatte er Theologie studirt; aber schon in seinen ersten Publicationen in den Romanen „Ein Idealist" und „Das junge Dänemark" wie in der Abhandlung über „Erblichkeit und Moral", für die ihm übrigens die Universität Kopenhagen die goldene Medaille zuerkannte, zog der Freigeist zu Felde gegen die Orthodoxie. Von dem frommen Kinderglauben seiner Jugend hatte er sich durchgerungen bis zu den Lehren von der mechanischen Erklärung der organischen Natur des großen englischen Forschers, dem der Dichter in seinem „Requiem für Darwin" poetisch auch ein Denkmal gesetzt hat.

Aber gleichzeitig war er auch schon, im Gegensatz zu den Revanchelüstigen und Rachesinnenden unter seinen Landsleuten, die Schleswig-Holstein und die Ereignisse des Jahres 1864 noch nicht verschmerzt haben, kräftig für das Germanenthum in Dänemark eingetreten, dessen großen und wohlthuenden Einfluß auf das Geistesleben seiner Heimath, wie die Nothwendigkeit der Anlehnung Dänemarks an Deutschland in geistiger und politischer Hinsicht er auch dichterisch in dem Roman „Der Jünger der Germanen" nachzuweisen sich bemühte. Die Fahne des Pan-Germanismus hat er noch oft seitdem dort oben im Norden aufgepflanzt und mit Begeisterung stets vertheidigt, sei es auf politischem Gebiete, sei es, indem er deutscher Kunst die Wege bahnte zu den Herzen und zum Verständnisse seiner Landsleute, das diesen in ihrer seit dem Kriege so heftigen Abneigung gegen alles Deutsche, und ganz dem französischen Einflusse unterworfen, wie sie in Folge dessen vielfach sind, trotz aller Stammesgemeinschaft immer mehr und mehr abhanden gekommen ist. In einem auch in's Deutsche übersetzten Buche „Richard Wagner in seinem Hauptwerke: der Ring der Nibelungen"*) sucht er alle die gewaltsam zerrissenen Fäden wieder zusammenzuknüpfen und über die mächtigen Pfeiler der Gemeinsamkeit unserer Abstammung und unserer herrlichen alten Sagendichtungen eine Brücke zu schlagen, die wieder verbinden soll, was besser niemals sollte getrennt worden sein. Die Aufführung der „Walküre" in einer von Gjellerup herrührenden Uebersetzung zu Kopenhagen im März 1891, die nicht viel geringere Schwierigkeiten zu überwinden hatte, als die bekannte Lohengrinaufführung in Paris, ist zum größten Theil sein Verdienst, und unzählige andere Verdienste hat er sich um den deutschen Geist in den nordischen Landen erworben, dem er selbst ja wieder so Vieles verdankt.

Er verdankt ihm zunächst seine Weltanschauung, die Basis, auf die er sein ganzes Schaffen zu stellen vermochte; aber auch eine Menge kleiner Züge, denen in seinen Werken nachzugehen nicht uninteressant ist: etwas Zartes und Sinniges im Gegensatz zu dem Herben und Rauhen, dem brutal Zugreifenden, was so vielen seiner skandinavischen Kollegen anhaftet, die, wie ihre Vorfahren einst, die Wikinger auf ihren kleinen und gebrechlichen Fahrzeugen, die Welt in Schrecken versetzen und in Verwirrung trotz des leichten geistigen Rüstzeugs, das sie führen, allein durch ihren ungemessenen Wagemuth.

„Bei uns im Norden," sagte mir jüngst erst ein skandinavischer Autor, „sind die Schriftsteller sehr oft von einer ganz überraschenden Unbildung." Aber zum Theil beruht darin vielleicht ihre Stärke. Die Ursprünglichkeit des schaffenden Genius wird bei ihnen nicht erst gepreßt durch das Röhrenwerk einer gelehrten Bildung, und ungebärdig oft, aber naturfrisch und elementar fließt deshalb der Quell ihrer Production.

Gjellerup hat sich durch dieses Röhrenwerk einer gelehrten Bildung hindurch gerungen; er zählt zu den belesensten und gelehrtesten Autoren Skandinaviens; aber von der Ursprünglichkeit und Frische seines Talentes hat er, ob er sich auch an Wissen und an deutschem Wissen zumal vollgesogen, sich doch noch genug zu bewahren gewußt, und nur das Wikingerhaft-Erschreckende hat er zum großen Theile verloren. In dem bunten Teppich seiner Production kann man einen starken Schuß von etwas Weichem, Feinem und fast Vornehmem verfolgen, und in den beiden einzigen von seinen poetischen Werken, die in deutscher Uebertragung vorliegen im „Romulus"*) und viel mehr noch in der Novelle „G-Dur",**) so voll intimen Reizes, wird man gar Vieles finden, was einen lebhaft an Theodor Storm und Paul Heyse gemahnt. Und doch wird man auch in diesen Werken den Nordländer auf den ersten Blick zu erkennen vermögen, den Naturalisten, was im Grunde die Skandinavier ja fast alle sind: wie er die Leiden eines von rohen Bereitern fast zu Tode gemarterten Pferdes mit peinlicher, qualvoller Naturtreue schildert, des schwarzen „Romulus" der Remonte 311, die so zugerichtet wurde, „daß es keinen einzigen Trainsoldaten im Regiment gibt, der sich dieser Nummer nicht bis zu seinem Sterbetage erinnern wird"; und wie er unbarmherzig in „G-Dur" ein braves, wackeres Mädchen dem bitteren Schicksale der ungeliebten, einsamen, alten Jungfer überantwortet, der eine interessante kleine Kokette, an Bravheit und Tüchtigkeit jener auch nicht im geringsten zu vergleichen, das Herz ihres Bräutigams listig entwendet hat.

Aber freilich noch schärfer und heller leuchtet aus seinen letzten beiden Werken, aus „Hermann Vandel", das im vergangenen Jahre die Freie Bühne in Kopenhagen zur Aufführung gebracht hat, und aus dem Drama „Wuthorn", das im Dagmar-Theater in Kopenhagen mit großem und nachhaltigem Erfolge gegeben wird, der grelle Schein der Mitternachtssonne. „Wuthorn", wo die freie, aber echte Liebe Triumphe feiert über die lose Gemeinschaft von Mann und Frau, die nur Kirche und Staat mit ehernen Banden aneinander geschmiedet; und „Hermann Vandel", wo die innerliche Faulheit und Hohlheit der bürgerlichen Gesellschaft erschütternd grell an den Schicksalen einer Schulrektorsfamilie illustrirt wird; wo die Tochter, um sich eine gute Versorgung an der Seite eines vermögenden Gutsbesitzers zu sichern, zu einem Mittelchen greift, das ihr der Bruder verrathen, damit man die zu erwartenden Folgen eines kürzlichen illegitimen Verhältnisses zu beseitigen vermag; einem Abguß von den Blättern des Sebenbaumes, der von jungen Mädchen gern genommen wird, „die eigentlich nicht mehr junge Mädchen sind und es doch gerne bleiben wollen."

Da zeigt die Stoffwahl schon den Skandinaven und nicht minder die Art der Behandlung des Themas, die bis zu den letzten, äußersten Schlüssen muthig vordringt. In knappem, straffem Aufbau gliedert sich die Handlung, und scharf umrissen zeigen sich die Charaktere. Aber der deutsche Einfluß zieht auch hier, leicht erkennbar, seine Spuren. Nicht wie Ibsen will Gjellerup auf den Monolog, als einem reichen poetischen Ausdrucksmittel, Verzicht leisten, und seine Personen sind nicht groß im Schweigen. Sie reden und reden oft bei aller Charakteristik des Dialoges doch eine schwungvolle, poetisch beseelte Sprache. Der Künstler in ihm will auch in Tönen schwelgen, im Wohlklang der Sprache, wie der Maler an Farben sich berauschen mag, die im Grunde ja doch auch nur ein technisches Hülfsmittel sind eines höheren künstlerischen Zweckes. Und deshalb kehrt Gjellerup immer wieder einmal zum Verse zurück, für den er eine offenbare und schwärmerische Liebe zu haben scheint. Wie nach harter Arbeit in ein kühles, erfrischendes Bad, taucht er nach einigen Prosaarbeiten stets wieder unter in die rauschenden Fluthen des Verses. Und immer wieder flüchtet er sich nach hartem Kampfe in das Reich

*) Leipzig, Feodor Reinboth.

*) Heinrich Minden, Dresden.
**) E. Pierson, Dresden.

Digitized by Google

des Schönen, wo die Kunst, soweit sie überhaupt dies vermag, sich selbst Zweck ist und bewußt wenigstens nicht, und nicht mit Absicht das Zeichen der Herausforderung zum Streite an der Stirne trägt.

Im Romulus klagt die Heldin darüber, wie sehr sie unter dem bloßen Anblicke der Mißhandlungen zu leiden hatte, die das arme Thier erdulden mußte. „Mir fiel dabei ein," sagte sie, „daß wir — Sie und ich und unsere ganze Gesellschaftsklasse — doch eigentlich nur als Zuschauer leiden — denn die rechne ich gar nicht mit, welche so egoistisch sind, daß ihnen das ganze Dasein sehr gut und ausgezeichnet erscheint. Und wenn schon das „Zuschauer sein" das Glück zerstört, was müssen dann die nicht leiden, die selbst unter der Peitsche sind — und das sind am Ende die meisten . . ." Und sie erhält darauf die Antwort: „Wenn man als Zuschauer leidet, so soll man aufhören, Zuschauer zu sein, so soll man vertheidigen, wo etwas zu beschützen ist, zuschlagen, wo etwas zu rächen ist und lieber seine Waffen brechen, als sie rosten lassen."

Und Gjellerup läßt seine Waffen nicht rosten. Aber dann will er auch seinen Passionen und Liebhabereien nachgehen können, soviel es ihm beliebt, und seine Production ist deshalb für diejenigen, die sie verfolgen, eine fortgesetzte Kette von Ueberraschungen. Eine schnellbereite Rubrikenweisheit wird mit ihm nicht leicht fertig; denn der Dichter der „Rococomödie aus dem galanten Sachsen" und der „Arkadischen Legende" muß aus einem anderen Gesichtspunkte betrachtet werden, als der des Revolutionsdramas „Saint-Just"; und der modernen sozialen Problemen nachgehende Schöpfer des „Wuthorn" und des „Hermann Vandel" verträgt sich nicht gut in demselben Schubfache mit dem Verfasser der Tragödie „Brunhild", der Gedichte „Das Buch meiner Liebe" oder gar des dramatischen Poems „Thamyris", eines merkwürdigen Werkes, das im ersten Act eine mythologische Tragödie ist, im zweiten ein idyllisches Schäferspiel und im dritten Act als Oper mit einem Satyrspiel auf Helikon endigt. Thamyris, ein thrakischer König, fordert die Musen selbst zum Wettstreit heraus. Zur Strafe für seinen frevlen Uebermuth wird er mit Blindheit geschlagen; aber die Kunst des Gesanges kann ihm nicht genommen werden, und, von Stadt zu Stadt ziehend, übt er sie zum Entzücken aller Menschen unter dem neuen Namen, den ihm die Götter gegeben: Homer.

Und weiß Gott, in welcher Art Vermummung der Dichter uns in Zukunft noch in den Weg treten wird. Aber immer wieder wird er uns doch leicht kenntlich bleiben; denn einer so starken und interessanten künstlerischen Individualität begegnet man nicht alle Tage. Aber ist man ihr einmal begegnet, dann verliert man sie auch nicht so leicht aus dem Gedächtniß.

Feuilleton.

Mutter und Sohn.

Von P. Hann.

Frau Helene Stolberg wanderte ruhelos über den Teppich ihres Wohnzimmers. Sie trat an's Fenster und starrte auf die windgepeitschten Bäume ihres Gartens hinaus, einen trostlosen Ausdruck in den Augen, der mit dem herbstlich kahlen Landschaftsbilde übereinstimmte. Sie wendete sich zur Thüre und horchte nach der Treppe hin; zuweilen blieb sie an dem Theetisch stehen, der an den englischen Kamin mit dem traulich lodernden Feuer gerückt war, und betrachtete mit bitterem Lächeln die Vorbereitungen, die sie getroffen, damit es einen recht behaglichen Eindruck mache. Schon seit Monaten kämpfte sie mit einem unbekannten Feinde, mußte sie Anstrengungen machen, um ihrem Kinde das Alleinsein mit ihr nicht als Opfer erscheinen zu lassen. Der Vielbeschäftigte hat keine Zeit zu dem gemüthlichen Dämmerstündchen im Zimmer seiner Mutter. Und wenn er sich einmal einfindet, dann vermeidet er ihre Augen, starrt theilnahmlos vor sich hin und gähnt, wenn sie eine theilnehmende Frage an ihn richtet, oder in erkünstelter Heiterkeit etwas aus ihrem stillen, einförmigen Leben erzählt.

Wenn Frau Helenens Blick den Schreibtisch in der Fensternische und das Häuflein schmutziger, zerrissener Papiere, die auf seiner Platte liegen, streift, dann zuckt sie zusammen und stöhnt. Bis vor wenigen Stunden war Frau Stolberg, die Wittwe des angesehenen Hofraths im Auswärtigen Ministerium, eine junge, schöne und glückliche Frau. Ihr Glück hat einen Schaden erlitten, von dem es sich vielleicht nie wieder erholen wird, und um Mund und Augen liegt ein Zug, als wollten Jugend und Schönheit, die ihr ohnedies länger treu blieben als anderen Frauen, Abschied nehmen.

Ihre guten Freunde hatten Alles längst vorausgesehen. Hätte die verblendete Mutter ihren trefflichen Rathschlägen Gehör gegeben, dann wären ihr die trostlosen Erfahrungen erspart geblieben. Aber predige Einer Lebensklugheit an die Adresse einer gefühlvollen, schwärmerischen, oder wie die guten Freunde sagen, überspannten Frau. „Erwin soll auf eine ungetrübte Kindheit zurückblicken. Wenn er ein Mann geworden ist, soll sie als die goldene Zeit des Lebens in seiner Erinnerung stehen," erklärte sie ihnen. Die schöne, vielbewunderte Frau zog sich, als ihr Gatte starb, vollständig von der Gesellschaft zurück, um ihrem Kinde zu leben. Rührend und lächerlich zugleich war der Cultus, den sie mit ihm trieb. Gemiethete Hände durften es nicht berühren. In wohlverschlossener Lade bewahrte sie eine Sammlung von seinen ersten Schuhen und winzigen Strümpfen, Photographien in jährlich erneuerter Auflage — Erwin im Stechtissen, im Tragkleide, zum erstenmale aufrecht stehend, als kühnen Reiter auf dem Schaukelpferde, als kleinen Matrosen, als künftigen Künstler, die Violine in den Händen — von außer Dienst gesetztem Spielzeug, verunglückten Schreibversuchen, Zeichnungen von zweifüßigen Pferden und Hunden. Sie kannte die Spottlust ihrer Zeitgenossen und behütete ihre Schätze ängstlich vor profanen Blicken; aber wenn sie ein Feierstündchen halten wollte, dann ordnete sie ihr Museum und verglich die Bildchen: es war stets dasselbe lachende Knabengesicht mit den großen blauen Augen, rosigen Wangen und dem kurzen Grübchenkinn, an welchem die gütigen Freunde Mangel an Willensstärke, einen haltlosen Charakter erkennen wollen.

Wie schnell verstreicht die Zeit! In seiner Uniform stramm, schlank und bildhübsch, schreitet Erwin durch das Haus, die Sporen klirren, denn seine Mutter ist wohlhabend genug, seinen Wunsch zu erfüllen und ihn bei der Cavallerie mit den Söhnen des alten, unnahbaren Adels dienen zu lassen. Ein glückliches und zugleich verhängnißvolles Geschenk wurde Erwin in's Leben mitgegeben: mühelos gewinnt er Freunde. Graf Bruck, der mit ihm dient, zieht ihn in seinen Kreis und macht ihn mit allerhand erlesenem Zeitvertreib, mit Wetten und Kartenspiel vertraut. Frau Helene freut sich über den Freund, den er gewonnen hat. Beziehungen, in jungen Jahren geknüpft, halten meist für's Leben vor. Der Vater des jungen Grafen ist ein Mann von Einfluß, er vermag Erwins Laufbahn zu ebnen.

Zu seinem Unheil spielte er Anfangs mit Glück. Ohne die Mutter mehr als billig in Anspruch zu nehmen, konnte er lange der unzertrennliche Gefährte seines vornehmen Freundes bleiben, bis sein Umgang und das aufregende Amüsement ihm Bedürfniß und die Theeabende bei Frau Helene, die er früher für gemüthlich und anregend hielt, langweilig wurden. Das Blatt wendete sich, Erwin verlor. Aber er vertraute sich seiner besten Freundin nicht an, er schämte sich. Er trat mit einem Ehrenmanne dunkelster Schattirung in Verbindung, der für das Wagniß, einem Unmündigen zu borgen, die höchsten Zinsen forderte, wiewohl er wissen konnte, daß ihm hier keine Gefahr drohe. Der einzige Sohn einer Wittwe, einer wohlhabenden Frau! sie wird sich hüten, es auf einen Skandal ankommen zu lassen.

Längst beunruhigte Frau Stolberg das unstäte, flackernde Licht in den Augen ihres Sohnes, der Verlust des alten Lächelns, sein Hinbrüten und gewaltsames Auffahren. Nun kennt sie die Ursache seiner Verstörung. Der dunkle Ehrenmann hat sie verlassen, nachdem sie die Schuldscheine eingelöst, und sie wandert ruhelos durch das Zimmer. Daß Erwin Schulden gemacht, würde ihr keinen so tiefen Schmerz bereiten, wiewohl sie sich, Dank den betrügerischen Zinsen, künftig einzuschränken haben wird. Sie hat zu ängstlich die Hand über ihn gehalten, und der an fremde Leitung Gewöhnte ließ sich leicht verlocken. Jedoch wie eine tödtliche Wunde traf es sie, daß sie von einem Fremden seine Verirrung erfahren mußte, daß er nicht offen vor sie hintrat und dieselbe eingestand. Ihre große, selbstlose Liebe hatte ein wenig Vertrauen verdient. Ihr ist zu Muthe, als könne das Verhältniß zu ihrem Kinde nie wieder das alte werden.

Stunde um Stunde verstreicht, die Nacht bricht an und Erwin läßt sich ganz vergebens erwarten. Die Sorge erwacht und verdrängt den Groll. Daß er an diesem Tage das Heimkommen bei den Karten vergißt, kann sie nicht glauben; weiß er doch, daß sie heute mit der bittersten Enttäuschung ihres Lebens kämpft.

Erwin ritt aus der Heumarktkaserne zu dem Landhause seiner Mutter in Hietzing; lässig hielt er die Zügel, sein Kopf war auf die Brust gesunken. Die Aufopferung der edlen Frau war auf nicht ganz dürres Erdreich gefallen. Er liebte sie, er würde ihr, sofern es sein schwacher, fremden Einflüssen zugänglicher Charakter gestattete, gerne Kummer und vor Allem die Beschämung erspart haben, in der Schätzung ihres Sohnes so traurig irre gegangen zu sein. Das Pferd wurde unruhig unter seinen Händen; er hatte es selber wählen dürfen und sich für ein junges, feuriges Thier entschieden. Bisher waren sie vortrefflich mit einander ausgekommen. Jetzt aber hatte es unter der Stimmung seines Meisters zu leiden, bald ward ihm volle Freiheit gelassen, bald fühlte es Sporen und Zügel. Wie es gewohnt war, trug es Erwin zur

Digitized by Google

Villa, aus deren Fenstern freundliches Licht herausschien. Aber der junge Mann kann die Helle nicht ertragen, er wirft das Pferd herum und stürmt mit ihm durch die verödeten Gassen bis weit hinaus, wo die Landhäuser aufhören. Schaumbedeckt und zitternd steht es still, sein Herr ist in dumpfes Hinbrüten versunken, da schlägt es von selber den Rückweg ein und bringt ihn wieder in den Lichtschein des Hauses. Er fährt auf, im Jähzorn zerrt er an den Zügeln, drückt die Sporen ein, läßt die Gerte sausend niederfallen. Das Thür bäumte sich wild auf und schleuderte den Reiter gegen einen Baumstamm. Blutbedeckt, mit gebrochenem Arm brachte man Erwin spät in der Nacht der Mutter in's Haus.

Bei seinem Anblick verstummten alle Vorwürfe. Erst als unter ihren pflegenden Händen die Verletzungen zu heilen begannen, sprach sie sanft, daß sein Mangel an Vertrauen sie tief betrübt hatte.

„Mutter, ich wollte Dir nur Kummer ersparen und spiegelte mir immer die Hoffnung vor, das Glück werde mir wieder lächeln," betheuerte er, „ich habe schreckliche Tage verlebt. Aber sie sind mit der Lehre, die sie mir gaben, nicht zu theuer erkauft. Nie wieder rühre ich eine Karte an." Sie schloß ihn vertrauend in die Arme; sie glaubte ihm.

Ohne Zweifel war es ihm auch ernst mit seinem Gelübde. Aber als zur Feier seiner Genesung Graf Bruck ein kleines Fest gab und die Karten hervorgeholt wurden, da schämte sich Erwin, seine frommen Vorsätze zu verkünden. Er fürchtete den Spott, der sich über ihn und, was ihm noch unerträglicher schien, über seine Mutter ergossen hätte. Man wäre nicht sehr glimpflich mit dem Genossen umgesprungen, der am Schürzenbande der Frau Mama hing. Verzweiflung im Herzen schied er aus der Gesellschaft. Wieder hatte er den dunklen Ehrenmann in Anspruch zu nehmen.

Es ging in rasender Eile abwärts mit Erwin Stolberg. Die guten Freunde prophezeiten nicht mehr, sondern ließen das halb triumphirende „habe ich es nicht gesagt?" hören. Alles gab den Spieler, den Sohn der Wittwe, der die Habe seiner Mutter vergeudete, verloren. Alles, nur sie nicht. Sie hält an dem Glauben fest, er werde doch noch den rechten Weg gewinnen. Und deshalb ist sie nachsichtig — o, so nachsichtig! Freilich sieht sie, was den Andern entgeht, daß er ringt und kämpft, um sich aufzuraffen, daß er wochen- und monatelang nicht von ihrer Seite weicht, bis die Lockung wieder an ihn herankommt und er erliegt. Sie sieht die Verzweiflung in den erloschenen Augen, die eingefallenen Wangen, die gebeugte Gestalt. Sie sagt sich, daß sie einen Kranken vor sich habe und will ihn durch die Alles besiegende Macht der Mutterliebe heilen.

Wieder liegt ein Haufen zerrissener Papiere auf ihrem Schreibtische. In Frau Helenens Augen leuchtet ein seltsames Feuer. Kein Wort des Vorwurfs, keine Klage fällt von ihren Lippen, wiewohl sie heute hingegeben hat, was ihr ein sorgenfreies Alter verschaffen sollte. Scheu wie ein Verbrecher vor seinem Richter steht ihr Sohn vor ihr. Sie schließt den Schreibtisch auf und entnimmt ihm ein Päckchen Werthpapiere.

„Es ist das Letzte, was ich habe," spricht sie, „ich verkaufte meinen Schmuck und verpfändete auf Jahre hinaus meine Pension. Nimm das Geld, fange damit in irgend einem verborgenen Erdenwinkel ein neues Leben an. Nimm es, ich will's. Aber höre mich"; ihre Gestalt richtet sich hoch auf, „laß mich nicht in dem Glauben sterben, daß zu große Liebe eine Schuld ist, die härter gebüßt werden muß, als jede Todsünde. Nein, mache keine Versprechungen, betheuere nichts! Ich werde hier im Kreise meiner schadenfrohen Bekannten warten, mein Brot selber verdienen, Demüthigungen und vielleicht Entbehrungen ertragen, bis Du mich rufst, bis Du für mich ein Asyl bereitet hast, in welchem ich meine Tage beschließen kann. Vergiß nicht, daß ich nicht lange zu warten vermag!"

Frau Stollberg hat ihre Villa mit einer sehr bescheidenen Stadtwohnung vertauscht, bei Sturm und Frost eilt sie, in die immer schäbiger werdenden Kleider aus ihren besseren Tagen gehüllt, durch die Straßen Wiens zu ihren Pianostunden, die nicht so zahlreich und gut bezahlt sind, wie es zu wünschen wäre. Merkwürdigerweise bleibt sie bei der kärglichen Kost, die sie sich vergönnt, gesund und kräftig und zeigt ihren intimen Feinden eine unbewölkte Stirn, die Leidenszeit ist für sie nur ein Uebergang; unerschütterlich hält sie an dem Glauben fest, Erwin werde in der Fremde seine Existenz begründen und für sie sorgen.

Wie ein Orkan, Bäume und Sträucher knickend und selbst das niedrige Gras zu Boden drückend, sind die Erlebnisse der letzten Zeit über Erwin hingezogen. Ob sich die Gefühle je wieder aufrichten werden, ohne welche ein erfolgreiches Leben undenkbar ist, das Selbstvertrauen, der Glaube, daß er nicht verloren sei, die Hoffnung, einmal wieder das Haupt frei tragen zu können? Eines ist sicher, er muß auf Jahre hinaus die Versuchung fliehen. Schaudernd denkt er an eine Viertelstunde zurück, in welcher die letzten Worte seiner Mutter, die sonst unaufhörlich in seinem Ohre klingen, spurlos verhallten. Ohne Rast wanderte er auf dem Verdeck des Dampfers herum. Aus dem Rauchzimmer erschallten lustige Stimmen, und er blieb vor der geöffneten Thür stehen. Wie ein Fieber überfiel ihn das Verlangen, Karten zu mischen, auszutheilen, auf den Tisch zu werfen. Es war ungefährlich, er brauchte das letzte Gut seiner Mutter nicht anzugreifen, die drinnen spielten eine Partie Skat. Schon hatte er den Fuß gehoben, da ballte er die Hände in den Taschen zusammen, daß sich ihm die Nägel in's Fleisch einpreßten, und rief sich selber wie einer zweiten Person zu:

„Wenn Du Dich je wieder an einem Spieltisch niedersetzest und Dir es mit lustigen Gesellen wohl sein läßt — Du Lump — bei Gott im Himmel ich jage Dir eine Kugel in's Gehirn!"

Er hatte noch keinen Plan gefaßt, was er in Amerika beginnen werde. Nur daß er in keiner großen Stadt bleiben durfte, stand fest. Er mußte allein sein, um die Zerstörungen des Orkans ausheilen zu lassen. Seit seinem Sturz vom Pferde war eine Schwäche in seinem linken Arm zurückgeblieben, wegen welcher er seiner Militärpflicht enthoben worden war; seine Heimath machte keine Ansprüche mehr an ihn, und er konnte unbehindert den Aufbau eines neuen Lebens beginnen. Seine paar leichtsinnig durchjubelten Studienjahre verwiesen ihn auf die große Stadt, er konnte Kaufmann, Lehrer, wenn er sich zusammenfaßte und einige Jahre daran wendete, Arzt werden. Aber er fühlte Todesangst vor dem Feinde, den er in seiner eigenen Brust beherbergte. Verlockend erschien ihm der Gedanke, unter seinen eigenen Fruchtbäumen, neben wogenden Aeckern und saftgrünen Wiesen ein nützliches Tagwerk zu vollbringen. Stundenweit kein Nachbar, er mit seinen Arbeitern von Sonnenaufgang bis -Untergang fleißig die Hände rührend und Abends in einen tiefen traumlosen Schlaf versinkend. Auf das Land hinaus wird ihm die Mutter gern nachfolgen. Zwar hat er nie einen Pflug geführt, einen Spaten in der Hand gehabt, einen Obstbaum gezogen. Aber die Landwirthschaft gehört zu den freien Künsten, in welchen sich Jeder ungestraft versuchen zu können glaubt. Wenn er einen Theil des Kaufgeldes als Hypothek auf seinen Besitz eintragen läßt, genügen seine Mittel, ein Gut zu erstehen, das ihn daheim zum Großgrundbesitzer machen würde. Man preist es ihm an, vortrefflicher Boden, reichliche Bewässerung, kein rauhes Klima, das Alles läßt ihn glauben, er sei bei dem Ankauf seiner Farm, die an der Grenze der Staaten Pennsylvanien und New-Jersey liegt, vom Glück begünstigt worden. Die Romantik der Ansiedler, das Wurzelausroden und den Boden mittelst Feuer und Axt urbar machen, wird er entbehren müssen, denn sein Besitz ist längst der Cultur zugeführt. Ja, er krankt bereits an den Folgen des Raubbaues, den seine amerikanischen Eigenthümer getrieben. Unter den Händen eines tüchtigen deutschen oder skandinavischen Bauers könnte trotzdem ein ergiebiges Gut daraus werden. Aber von all den verunglückten Existenzen, die gerade unter den gebildeten Einwanderern so häufig anzutreffen sind, ist die des städtischen Bauers, des „Gentleman-Farmers" die bedauernswürdigste. Seine Arbeiter sind unehrlich und träge, sein Vieh erkrankt auf unerklärliche Weise, wenn Alles ringsum über ein glänzendes Erträgniß jubelt, hält er eine Mißernte. Hätten gute Vorsätze, ein geradezu eigensinniger Fleiß, ein störrisches Ausharren bei der schweren ungewohnten Arbeit genügt, dann wäre Erwin Stolberg erfolgreich gewesen. Aber ihm fehlte die Einsicht in den Betrieb der Landwirthschaft, die Erfahrung. Und als er diese theuer erkauft hatte, vermochte er sein Gut nicht zu halten. Die schwere Arbeit in brennender Sonne und rauhem Wetter hatte seinen verweichlichten, durch das tolle Leben der letzten Jahre wenig widerstandsfähigen Körper hart mitgenommen. Im Spätherbste, drei Jahre nachdem er sein neues Leben angefangen, streckte ihn eine schwere Krankheit auf sein Lager. Nicht mehr die zärtliche Mutterhand, die rauhe Faust eines Farmarbeiters (des einzigen, der zurückblieb, als seine Gefährten — den größten Theil des Ertrages in ihren Löhnen mitnehmend — davonzogen) pflegte ihn. Erwin hatte, als das Fieber wich, Zeit zum Nachdenken. Die Zinsen der Hypothek, Steuern und Arbeitslohn verzehrten seinen Gewinn. Es hieß, das Gut aufgeben und ein Arbeitsfeld suchen, das keine so großen Ansprüche auf physische Kraft stellte. Durfte er es wagen? An seinem Geiste zieben die letzten drei Jahre vorüber. Was hat er, seit er sich in der Einsamkeit vergrub, verloren und gewonnen? Er hat hart gearbeitet, und das Resultat ist die Erschöpfung, in welcher er jetzt auf seinem Bett liegt und der Verlust des theuer erkauften Zehrpfennigs, den ihm seine Mutter mit auf den Weg gegeben. Aber ganz ohne Gewinn für ihn sind die drei Jahre doch nicht verstrichen. Langsam, stätig haben sich Bäume, Sträucher und Gräser aufgerichtet, das Selbstvertrauen ist zurückgekehrt, er kann in den Strudel des großstädtischen Lebens hineinspringen, ohne zu fürchten, fortgerissen zu werden. Zuweilen, wenn er zum Kaufmann oder Advokaten in die Stadt fuhr, riefen ihm Nachbarn zu, er solle, wenn er sein Geschäft beendigt, ein Spielchen mit ihnen machen. Er wunderte sich, wie wenig Ueberwindung es ihn kostete, eine Abhaltung vorzuschützen und den Heimweg allein anzutreten. Der Augenblick vor der offenen Thüre des Rauchzimmers war die Krisis in seiner Krankheit gewesen. Freilich sind die derben Gesellen mit Pfeifen oder gar Kautaback im Munde nicht allzu verlockend, aber wäre die Spielluft unbezwinglich, dann würde er mit jeder Gesellschaft vorlieb nehmen. Das alte, fröhliche Knabenlachen auf den Bildern daheim, welche Frau Stolberg am Feierabend hervorholt und betrachtet, bis sie ihr durch Thränen undeutlich werden, tritt auf sein Gesicht. Besorgt sieht ihn der alte Farmarbeiter an. Es muß das Fieber sein, sonst hätte der junge Herr wahrlich keine Veranlassung vergnügt zu sein.

„Gesund werden und wieder anfangen," murmelt Erwin, dann wendet er sich zur Wand und schließt die Augen. Der tiefe, traumlose Genesungsschlaf umfängt ihn.

Etwa sechs Monate später bekam Frau Stolberg den ersten Brief von ihrem Sohne. Er enthielt einen kleinen Betrag, Erwins erste Ersparnisse, die er gemacht, seit er bei einem Fruchthändler, dem er früher seine Obsternte zu verkaufen pflegte, eine kleine Stelle angetreten. Solch ein herrlicher Brief, so voll Hoffnung, Liebe und Dankbarkeit! Es war kein Wunder, daß die Wittwe, sonst die Zurückhaltung selbst, von Haus zu Haus wanderte und den guten Freunden aus dem Briefe vorlas, bis er aussah wie ein uraltes Pergament. Kein Wunder, daß sie ihr Museum allabendlich vor sich ausbreitete und sich in den Anblick all der kleinen Erwin Stolberg's vertiefte. Eine leidenschaftliche Sehnsucht erwachte in ihr, ihn wiederzusehen. Aber es dauerte noch einige Jahre, bevor er kam. Sie hätte ihm früher nachreisen können: eine Verwandte, die ihr, wenn sie wohlhabend geblieben wäre und es nicht gebraucht, ihr ganzes Vermögen hinterlassen hätte, starb und vermachte ihr ein Legat von einigen tausend Gulden. Aber sie hatte in der Abschiedstunde erklärt, sie wolle warten, bis er zurückkehrte; und die Genugthuung mochte sie sich nicht entgehen lassen, aller Welt zu zeigen, wie sehr im Rechte sie war, als sie an den guten Kern in ihm glaubte.

Digitized by Google

Und da riß eines Abends eine ungeduldige Hand an der Klingel ihrer Wohnungsthüre. Die alte Christine, die seit Frau Stolberg's Kindheit bei ihr gewesen und sie auch in der schlimmsten Zeit nicht verlassen hatte, öffnete und stieß einen gellenden Schrei aus. Dann wurde es wieder still in der Küche. Die Wittwe erhob sich beunruhigt von ihrem Sitze, da wurde die Thüre aufgerissen, und ein fremder, bärtiger Mann stürmte herein; blaß und zitternd sank sie auf einen Stuhl. „Erwin, bist Du es?" wollte sie fragen, aber die Lippen brachten nur ein undeutliches Stammeln heraus. Er fiel vor ihr auf die Knie und verbarg sein Gesicht in den Falten ihres Rockes, wie er es oft als Knabe gethan.

„Mutter," sprach er und dann wieder nur dieses eine Wort. Wie oft hat er es lautlos vor sich hin gesagt, wenn seine Kraft zu erlahmen drohte und er kleinmüthig wurde.

Sie richtet seinen Kopf auf und sieht ihn lange an. Linien sind in dem Gesichte, die selbst das Glück des Wiedersehens nicht verwischen kann — die werden in nicht langer Zeit Furchen werden — und sein Blick ist ernst, fast düster geworden. Aber um den Mund zieht sich das Knabenlächeln, sie hat es wegen des Bartes nur nicht sogleich gesehen.

„Mutter, wirst Du Dich in dem neuen Leben eingewöhnen können?" fragte er, nachdem er ihr von allen Erlebnissen, Enttäuschungen, seinem schweren Kampf und seinen jetzigen trefflichen Aussichten erzählt; „ich habe für Dich ein hübsches Heim vorbereitet, und nun beschleicht mich die Sorge, Du werdest Deine Umgebung und Deine Freunde schwer vermissen."

Sie schüttelt den Kopf. „Ich werde ja bei Dir sein, Erwin," versetzte sie.

Frau Stolberg hat keinem ihrer guten Freunde den Anblick ihres Amerikaners erlassen. Bis in's kleinste Detail schilderte sie Jedem, wie gut es ihm ergehe und welch' ein behagliches Hauswesen sie drüben erwarte. Das dauerte einige Wochen, dann hatte die alte Christine, die auch jetzt ihre Herrin begleitete, Alles eingepackt, und sie traten die Reise über das Wasser an.

Aus der Hauptstadt.

Leo der Reformator.

Am Sonntag, dem 23. April d. J., ward dem Nachfolger St. Petri, den man im Vatikan in humaner Einzelhaft mit Selbstbeköstigung hält, allerhöchster Besuch angekündigt. Seine Heiligkeit rückten die Tiara zurecht und setzten sich auf dem apostolischen Stuhle in Positur. Heiligkeit waren entschlossen, den hungernden und trotzdem ungläubigen Reporterpöbel diesmal gründlich zu enttäuschen und führten das Gespräch mit den deutschen Majestäten, wie man in modernen Wirklichkeitdramen Gespräche führt: mit umfassender Berücksichtigung der klimatischen Verhältnisse Roms und der Wetteraussichten für die nächste Woche; auch an discreten Fragen nach dem beiderseitigen Wohlbefinden soll es nicht gefehlt haben. Nachdem sich der Papst auf diese Manier trotz seiner lateinischen Gedichte als Meister des Stils erwiesen hatte — den man bekanntlich daran erkennt, was er weise verschweigt — segnete er wie ein Evangelist seine Feinde und that wohl denen, die ihn hassen, indem er die Unterhaltung abbrach. Die Audienz war zu Ende. An der Thür aber flüsterte er dem deutschen Herrscher lächelnden Mundes noch ein paar Worte zu. Es müssen bedeutsame Worte gewesen sein. Denn der Monarch, meldet man uns, blieb regungslos auf der Schwelle stehen und starrte sein Gegenüber halb verwundert, halb erschrocken, an. Dann, als der kaiserliche Wagen zum Quirinal zurückrollte und die Kaiserin, wie ein hiesiger, allweil auf seinem edelsten Körpertheil, dem Bauche, liegender Localanzeiger meldet, „durch anmuthvollen Liebreiz auch den eingefleischtesten Radicalen zum begeisterten Monarchisten machte", blickte Wilhelm II. lange ernst und stumm vor sich nieder und überdachte des Papstes seltsames Abschiedswort.

* * *

In die Bekämpfung von Kirche und Monarchie theilen sich der liberale Industrialismus und die Bebelei — jene beiden Mächte, von denen wir für die Zukunft alles besorgen müssen, gleichgültig, auf welche Seite der Sieg fällt. Der Sozialdemokrat haßt den König, der ausbeutende „gebildete und aufgeklärte" Bourgeois die Kirche brünstiger; Jeder haßt am meisten, was ihm der Erreichung seines letzten Zieles am meisten zu widerstreben scheint. Weil die Sozialdemokratie über entgötterte Massen herrscht, fürchtet sie die Kirche wenig und erklärt Religion für Privatsache; weil der Industrialismus im Fürsten den obersten militärischen Befehlshaber, den bis an die Zähne bewaffneten Schützer des Eigenthums, erblickt, nennt sie sich königstreu. Auch gewissen kirchlichen Einrichtungen, so dem Verbot des Diebstahls, so dem paulinisch unchristlichen Gebot: „Ihr Knechte, seid gehorsam Euren Herren, mit Furcht und Zittern!" steht sie durchaus sympathisch gegenüber; sie liebt es, wie Prinz Alois Liechtenstein neulich witzig bemerkte, wenn der Beichtstuhl dem Staate Detectives erspart, wenn man von der Kanzel herab, in frecher Verhöhnung der Lehren des Gottessohnes, den Armen die Entbehrungen auf Erden schmackhaft zu machen sucht durch Hinweise auf das Jenseits. Im Grunde aber fürchtet die Bourgeoisie nicht sowohl pfäffischen Einfluß auf ihre Heloten als vielmehr das Christenthum in seiner wahren Gestalt; sie weiß recht gut, daß diese Religion der Armuth, würde sie noch so gepredigt wie ihr erlauchter Stifter es that und in seinem Geiste, der ganzen Gesellschaftsunordnung von heute über Nacht den Garaus machte.

Wer das neue Testament zu lesen, in Sonderheit, wer die späteren Einschiebsel und Textfälschungen zu erkennen weiß, der wird sich rasch darüber klar werden, was der Mann aus Nazareth eigentlich bezweckte. Aus der ärmsten und bedrücktesten Klasse des Volkes hervorgegangen, groß geworden unter Kümmernissen und Entbehrungen aller Art, schwoll sein Heilandherz vor Mitleid mit seinen Brüdern, und ein wilder Haß stieg darin auf wider allen Reichthum und alle Ueppigkeit. „Wehe dem, der sich mästet vom Schweiße seiner Brüder!" donnerte der Messias vom Berge herab, „liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" So entrollte er das Banner der sozialen Befreiung zwei Jahrtausende vor Singer und Stöcker; so zog er in den heiligen Krieg mit schlagkräftigeren Waffen, mit glühenderem Hasse als sechshundert Jahre vor ihm der Königsohn Buddha. Er kümmerte sich nicht um religiöse Streitfragen, er war ein gläubiger und frommer Jude, wenn er auch die formalistische Heuchelei erbarmunglos verspottete; ganz ausdrücklich hat er erklärt, daß seine Absicht nicht dahin gehe, die Propheten zu stürzen, sondern sie „auszuführen." Den tiefgründigen sozialen Reformator zu einem religiösen Sektirer herabzudrücken, ist den Verunstaltern seiner Lehren trefflich gelungen; der Mann, der die satten Bourgeois des Alterthums mit göttlich fanatischer Wuth bekämpfte und weißglühende Diatriben wider den Besitz schleuderte, der die Armen selig pries und die Depotbankiers aus dem Tempel jagte: der einzig große Mann wird heute als Gott verehrt von einer Gesellschaft, die statt des Kreuzes die Kreuzspinne zu ihrem Symbol wählen sollte. — Die Juden von jeher, besonders aber die Juden der herodischen Zeit zeichneten sich, wie wir aus zahlreichen Ueberlieferungen wissen, durch weitgehendste Toleranz in religiösen Fragen aus; das Sektirerthum stand damals in Palästina in höchster Blüthe, und Jeder konnte nach seiner Façon selig werden. Nicht einmal eine antisemitische Partei hetzte zum Confessionshaß, worauf Herr Rickert gelegentlich hinweisen sollte, denn das Musterland Baden zieht nicht mehr so recht. Hätte sich Jesus von Nazareth damit begnügt, den zwölf mosaischen Sekten von damals eine neue zuzugesellen, kein Haar auf seinem Haupte wäre ihm gekrümmt worden; niemals ward in Palästina ein „Ketzer" zum Tode verdammt. Jesus von Nazareth aber „hetzte die Massen wider Besitz und Bildung auf", wie der terminus technicus lautet, und dafür ward ihm die übliche Strafe „rebellischer Sklaven": das Kreuz.

* * *

Die Kirche ist noch stark, viel stärker als die Aufgeklärten und die Gottverächter meinen, und gleichwie es an der Monarchie liegt, sich durch wirthschaftlich befreiende Großthaten zu einem rocher de bronce zu stabiliren, so auch an ihr. Wollen sie nicht Herrn Krok von Böblingen, dem Gesindel, ohne Schwertstreich das Feld räumen und die verschwommene Cultur von ihm kuriren lassen, so müssen beide Mächte, König- und Priesterthum, ihm zu trotzen suchen. Ja, sie werden um die Ehre, wer von ihnen den Angriff der Hunnen und Knoten abschlagen soll, kämpfen, und täuscht nicht alles, so wird das Wort in Erfüllung gehen und auf märkischem Boden dieser Kampf ausgefochten werden.

Es ist der Kirche, besonders der katholischen, in Leitartikeln oft der Vorwurf gemacht worden, sie habe sich nie um das Wohl der Völker gekümmert, habe sie ausgesaugt und ausgebeutet, sie sich hörig und leibeigen gemacht. Man könnte Zahl und Gewicht dieser Vorwürfe

Digitized by Google

leicht vermehren, leicht beweisen, daß Rom mit Vorliebe gerade die Aermsten verfolgte und verbrannte — aber luden denn die Monarchen Europa's nicht fast ausnahmlos noch schwerere Flüche auf ihr Haupt? Und die lutherische Kirche, hat sie sich etwa minder furchtbar an der Armuth versündigt? Wer war es, der, sei es aus gekränkter Eitelkeit oder aus serviler Fürstendienerei, gegen die „räuberischen Rotten" der Bauern hetzte und Jedem das Paradies versprach, der sie „mordete, schlug, stach und schoß?" Gewiß, die Curie that nichts für den vierten Stand und warb nicht um seine Liebe — aber was hätte ihm auch die Liebe einer Volksklasse nutzen können, die sich noch nicht auf sich und ihre Kraft besonnen hatte? Politik ist nicht die Kunst der handelnden Freiheit, wie Herr Proudhon idealistisch meint, sondern die Kunst des freien Handels; Politik ist ein Geschäft, wir sehen's und beklagen's Tag um Tag. Man gibt nur, wo man empfängt.

Gesetzt den Fall, Leo XIII. wollte eine Reformation in's Werk setzen, die Curie wollte wirkliches, christliches Christenthum predigen lassen — ihre Vergangenheit könnte sie dann nicht daran hindern, und ihre Vergangenheit dürfte ihr dann kein unparteiischer Geschichtschreiber hohnlachend vorhalten. —

Seit den Lutherjahren hat sich Europa langsam christianisirt, im Sinne des Menschheithelden von Nazareth; neuerdings ist der vierte Stand zu Rang und Vermögen gekommen; er kann für allerlei Hülfe Zahlung auf den Tisch leisten. Manche nennen ihn sogar den Erben dieses Jahrhunderts. Die Monarchie hat begonnen, um seine Liebe zu werben, sie wird fortfahren im heißen Bemühen; und der kluge Kirchenfürst von Rom beginnt allen Ernstes, ihr Concurrenz zu machen. Der Stellvertreter Christi eignet sich für die Wiederaufnahme seines Werkes wie kein Anderer; indem er den Armen beispringt, predigt er lauteres Evangelium, und die Geschichte wird Leo Pecci — ich weiß nicht, ob nur ironisch — den ersten christlichen Papst nennen.

Cardinal Lavigerie demokratisirte in seinem Auftrage den royalgesinnten Klerus Frankreichs; daß die lobenswerth vernünftige Wahlreform in Belgien durchgesetzt, den Wünschen der Arbeiter Rechnung getragen worden und eine in ihren Folgen unabsehbare Revolution verhindert worden ist, darf der Ultramontanismus, höchst wahrscheinlich der Papst, als sein Verdienst in Anspruch nehmen. Die sogenannten Liberalen unter dem Schwätzer Frère-Orban, der gelegentlich seiner Ministerherrlichkeit den Vatikan schwer beschimpfte und zur gerechten Strafe dafür von Julius Stettenheim besungen worden ist, die sogenannten Liberalen stimmten mit bezaubernder Verbohrtheit gegen den Antrag Nyssen's, „der politischen Unreife der Bevölkerung halber". Die politische Unreife der Bevölkerung spricht sich nämlich darin aus, daß sie keinen Liberalen wählt und daß ihr kurioser Weise das kleinste Stückchen Brot lieber als der längste Culturkampf ist. Die Liberalen von heute sind fanatische Anhänger der culturellen Entwickelung Europas und des Sieges der Gerechtigkeit, falls sie keine Mandate dabei verlieren; sie sterben bei uns in Preußen gern den Märtyrertod für das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht, so lange seine Einführung absolut ausgeschlossen ist. Kommt es aber zur Abstimmung über einen Vorschlag, der dem allgemein beliebten kleinen Mann ein größeres Stimmrecht verleihen soll, dann empören sich Bildung und Besitz, stellen ihre letzte Hoffnung auf die sonst so bitter gehaßte „Junkerkammer", das „archaistische Herrenhaus" und lassen zeitgemäße Wahlreformen von den „conservativ-klerikalen Reactionären" beschließen. So hat bei uns das Centrum die Wahlstimme der dritten Klasse gewichtiger machen wollen, so hat es unter seinem himmlischen Generalstabschef, dem der Marmor leicht sein möge, einmüthig die Bismarck'schen Reformgesetze votirt, und den Hauptschlag führte Leo Pecci selbst mit seiner berühmt gewordenen Encyklika über die soziale Frage, die zwar Niemand gelesen hat, Jeder aber mit dem größten Eifer und dem schärfsten Spotte tadelt. Von ihren unfehlbaren Irrthümern und heiligen Oberflächlichkeiten abgesehen, ist sie eine recht verständige, vor allen Dingen eine gutmeinende und gut geschriebene Arbeit. Majestätisch erhebt sie sich in ihrer liebreichen Milde — Pio Nono's schlechte Corporalsgewohnheit des Fluchens kennt der kluge Leo nicht — über concurrirende Dutzendschriften aller Art, und obgleich sie tiefe Blicke in die sozialen Verhältnisse vermissen läßt, sinkt sie doch nie zu so platten Narrheiten herab, wie sie beispielsweise Professor Julius Wolf, der profunde Denker, Buchmacher und Retter des Kapitalismus, spielend vollführt. Sie schließt nicht, daß es den Armen unmöglich schlecht gehen könne, weil sie so viel Geld für Schnaps, Bier und Tabak ausgeben, als ob Schnaps, Bier und Tabak nicht Erregung- oder Würzmittel für unzureichende Nahrung seien. Leo Pecci ist ein kluger Mann, fast Herrn Miquel ebenbürtig, und wäre er in einer protestantischen Beamtenfamilie Pommerns zur Welt gekommen, unser Finanztechniker stünde im Ministerium nicht so „grauenhaft vereinsamt" da.

* * *

Zwei Jahrtausende hindurch haben Curie und Thron das soziale Elend mit gleich verständnißlosen Blicken betrachtet; auf Seiten der Päpste erhärtet es manche heitere Anekdote, und was die Könige anbelangt, so sei nur an Marie Antoinette's Wort erinnert: „Die Leute haben kein Brot? Ja, warum essen sie dann keinen Kuchen?" Aber während der Thron noch unschlüssig schwankt, wohin er sich neigen soll, hat der apostolische Stuhl seine Festigkeit wiedergewonnen und sich entschieden; wem die Zukunft gehört, weiß er, und so läßt er denn, die Herzen der Armen zu erobern, ihnen auf der Kanzel erzählen, wie er ihrer denke und um sie sich sorge, Tag wie Nacht. Jeder Geschäftsmann preist seine Waare an, und daß der Papst die christlich-katholische Kirche als Heilmittel gegen alle soziale Schäden verschreibt, ist, wir haben es gesehen, so verkehrt keineswegs. Mag es immerhin pfäffische Berechnung sein, Furcht, auch das letzte Terrain zu verlieren und der Wunsch, sich die Geister wieder zu unterjochen, was Leo XIII. treibt, als Reformator nicht nur der Kirche, nein, auch der Gesellschaft vor uns hinzutreten — es gilt gleich. Das unverfälschte Christenthum des Nazareners ist die Religion der Zukunft, und wer es der Welt wiederbringt, verdient höheren Ruhm als die Savonarola, Huß, Luther, Calvin und Marx.

Nicht mehr ferne mag vielleicht die Stunde sein, wo in allen Kirchen und Kapellen der Papst von Rom das ungefälschte Bibelwort verkünden und erklären lassen wird. Und wahrlich, hätte ich mich nicht entschlossen, hier die Chroniken zu schreiben, so ginge ich dann in die Dörfer predigen, wie ich hier über Jesus Sirach gepredigt habe, und wär' ich nicht Caliban, Caplan der neuen Kirche möcht' ich sein.

Vor den abgewirthschafteten Jesuiten hat der Staat sich nicht zu fürchten, wohl aber vor denen, die früher als er aufgestanden sind und nun des Weges daherkommen, dem Volk die reine Wahrheit zu bringen und ganz nebenbei den Papst-Befreier, den großen Reformator von Rom, zu preisen. — —

Das war es vielleicht, was Leo Pecci Wilhelm dem Zweiten beim Abschied in's Ohr flüsterte und was den Monarchen so nachdenklich stimmte, mitten unter den flatternden Fahnen, den grünen Guirlanden und bunten Blumenkränzen, der goldenen Sonne von Rom, mitten unter dem Rauschen der Fanfaren und dem wilden Jubel des Römervolkes.

Caliban.

Die Walter Crane-Ausstellung.

Wohl weiß ich, daß meiner Kunstberichterstattung ein arger Fehler anhaftet: es sind mir die meisten meiner hochgeehrten Herren Kollegen in der Fixigkeit ganz erheblich „över". Ja, ich weiß wohl, daß ich den Ausstellungen nur zu oft mit meinen Besprechungen nachhinkte. Um so stolzer bin ich heute, von einer Ausstellung berichten zu können, die erst kommt, die einstweilen noch in ihren Kisten steckt und erst in einiger Zeit in Berlin zur Schau kommt.

Es ist eine Sammlung von Werken von Walter Crane, Kunstgewerbliches, Zeichnungen, Bilder, eine Sammlung, die zum Theil eben eine Rundreise durch die Hauptstädte Nordamerikas gemacht hat und die nun zum ersten Mal auf dem europäischen Continent erscheint.

Es ist allerdings nicht überhaupt das erste Mal, daß man Werke von Crane bei uns sieht. Seine Illustrationen zu Kinderbüchern sind auch bei uns weit verbreitet. Unter den verwandten Werken hatte zwar das von Kate Greenaway größeren Erfolg, aber Ralph Caldecott und Walter Crane einen tieferen, ernsteren, jener als Humorist, dieser als Stilist. „Abroad", „The Baby's Bouquet", „Alladin or the Wonderful Lamp", „Princess Belle-Etoile", „Beauty and the Beast" und endlich das herrlichste: „Pan Pipes" sind auch bei uns beliebte Bücher geworden. Und dann sah man auf der letzten Internationalen Ausstellung ein Bild von ihm: „Fliehende Hunnen" hieß es nach dem Katalog, und „Fliehende Stunden"

Digitized by Google

hätte es nach Crane's Wunsch heißen sollen, eine wenig beachtete, weil unscheinbar strenge Darstellung, vor der aufgehenden Sonne im griechischen Wagen durch die Lüfte dahindrausende Jünglinge, ein Bild, das, wenn es in Pompeji von Engländern aufgefunden worden, von diesen wohl für echt hellenisch genommen worden wäre, das für uns Deutsche aber unbedingt englisch aussah.

Ich bin neugierig, was die Berliner Kritik von Crane sagen wird, der in die beiden Klassen, in welche man jetzt die Kunst abtheilt, nicht hineinpaßt; was die Idealisten zu ihm sagen werden, der sich selbst wohl für einen solchen hält und der doch so ganz gegen die bei uns gültigen Schönheitsgesetze verstößt; und was die Realisten, die ihm gar keine malerischen „Qualitäten" werden abgewinnen können. Es thut eben sehr gut, sich einmal vor ein so fremdartiges Menschenwerk zu stellen, wie es Crane bietet, um Werth und Unwerth solcher Stichworte und das eigene Urtheil zu prüfen.

Nun freilich, schnell ist man mit Crane fertig, wenn man ihn kurzweg für „unbedeutend" erklärt. Und wirklich, mit Raketen wird in seiner Kunst nicht geschossen und bengalisches Rothfeuer nicht angezündet. Aber wenn gleich Crane selbst in England nicht mit offiziellen Ehren überhäuft wurde, bei der dort herrschenden verschämten, aber nicht minder heftigen Titelsucht ist ihm nur gestattet, ein R.W.S. seinem Namen beizufügen, „Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wasserfarben-Maler", wenn er auch jenseits des Kanals seine Kämpfe und Anfeindungen hat, für „Herrn Niemand" hält ihn Keiner drüben, weder den Maler, noch den Musterzeichner, noch endlich den Illustrator. Er hat seine feste begründete Stellung bei Freund und Feind. Es wird also das Achselzucken ihm gegenüber nicht genügen. Man muß eben wohl oder übel seinen inneren Menschen vor ihm einmal umkrempeln, um sich selbst beschauen zu können. Da ist so viel für den Deutschen Fremdes, das sich aber doch für den tiefer Schauenden ohne Weiteres nicht ablehnen läßt, da ist ein Mann, den man bald mit Rethel, bald mit Japanern vergleichen möchte, der gothisch zeichnet und hellenisch empfindet, aber dabei nie einen Zoll vom Wege modernsten Engländerthums abweicht — da ist eben ein Ding, vor dem man erkennt, daß persönliches Behagen oder Mißbehagen nicht alsbald über den Kunstwerth entscheidet, sondern daß selbst jener, der den Raffael auswendig weiß und die Antike ganz in der Tasche hat, noch eine neue Schönheit lernen kann — wenn er nämlich sich nicht bockbeinig gegen sie sträubt; — daß die Kunst also nicht bloß hinter, sondern auch vor uns liegt und daß hier ein Engländer seinen Weg in ihr Reich weist. — Ich sage *seinen* Weg, denn es gibt tausend andere und jeder hat seinen besonderen!

Jetzt heißt das Stichwort „Realismus". Ob es jeder richtig versteht ist freilich fraglich. Real sein heißt, mir seine Natureindrücke getreulich wiedergeben. Ich betone wieder *seine* Natureindrücke. Wer die Natur nach Uhde oder Liebermann malt, ist nichts besser als wer sie nach Hübner oder Piloty oder nach Titian oder Fra Angelico malt. Das unmittelbare Verhältniß zur Natur macht den Realisten, macht den echten Künstler. So ist es auch in der Ornamentik, der realistische Zug der Zeit hat dazu geführt, daß das Zeichnen von Blumen nach der Natur den Musterzeichnern wieder empfohlen wird. Man erinnere sich zum Beispiel der Bestrebungen von Professor Meurer, welche der Staat unterstützt und der sehr schönen, sehr genauen, sehr lehrreichen Aufnahmen, welche Meurer und seine Schüler als Lehrmittel für den Unterricht anfertigten. Gern wird man die Trefflichkeit der Leistung und bereitwillig auch das System als das Richtige anerkennen. Aber man höre auch die Gegner. Zunächst haben wir Deutsche wieder einmal ein System und einen danach eingerichteten Unterricht. Das was uns fehlt, ist zunächst der *Mann*, der das System anwendet. Wohl mag hier und da ein Spucknapf, eine Zündhölzchenbüchse, eine Gardine nach neuem Kunstsystem geschaffen sein, aber es fehlt die organische Kunstart, der Stil. Es ist Gefahr im Verzuge, daß wir wieder den „Naturstil" so lange theoretisch vorbereiten, bis die Lust zu ihm verschwunden sein wird. Bei Crane steht das anders. Er ist Realist, er studirt die Blumen, das Thier, den Menschen. Er zeichnet sie in einen umrahmten Raum hinein, malt sie mit ein, zwei Tönen aus — und das realistische Idealornament ist plötzlich ganz ohne System da. Er hat eben eine lehrmäßig nicht zu erlangende, wunderbare Kraft des Stilisirens: nämlich die, daß jeder Strich aussieht, wie ein echter Walter Crane, so ganz genau Kunst von 1893, wie nur irgend ein Werk früherer Zeiten seinem Entstehungsjahr angehört. Da sind wohl Spuren von Gothik oder Antike, von Renaissance oder Rococo, von Japan und Arabien, aber immer bleibt ganz ohne Aufdringlichkeit und ohne das Streben nach Originalität der Künstler Herr seiner Arbeit, das, was er aufnahm, ist ganz ein Theil seiner selbst geworden, es gehört ihm an, es ist sein eigenstes Geisteseigenthum. Crane hat auch oft Vorträge darüber gehalten, wie er sich das Wesen des Ornaments und dessen Fortbildung denkt: aber er erzählt in diesen, wie er es macht, nicht, wie es nach einem System gemacht werden sollte. Das ist eben der Unterschied zwischen dem Künstler und dem Theoretiker!

Wer englische Kunst kennt, der weiß zwar, daß Crane's Idealisirung der Naturformen nicht von ungefähr kam. Nur wer die Werke des jung verstorbenen Frederick Walcker kennt — und es gibt deren diesseits des Kanales nicht eben viel — der weiß die geheimnißvolle Quelle seiner Freiheit. Das war ein Maler, der die von den Präraffaeliten erkämpfte Selbständigkeit des Schauens durch die Kraft eines gewaltigen Schönheitsgefühles zu bändigen verstand. Ein Realist von kühner Kraft, ein Idealist, der seine Bilder zum wahren Ausdruck seiner Vorstellung des Gegenstandes machte, der einen jungen Engländer hinter dem Pfluge zum wahrheitlichen, packenden Typus des thatkräftigen, arbeitsamen Britenthums erhob, so daß er eine echte Individualität und doch der Vertreter einer ganzen Rasse war, der seinen Menschen eine so innerliche, in ihrer Art begründete besondere Schönheit zu geben wußte, einer Landschaft so viel Ton und Stimmung, dem Bild so viel Wahrheit — daß es ihm anfangs selbst bei den Künstlern schwer wurde, verstanden zu werden, bis endlich der Jubel über seine Werke hell ausbrach. — Walker war als Jüngling Architekt gewesen, Gothiker, und es blieb etwas Statuarisches in seiner Zeichnung. Er componirte unwillkürlich, so uncomponirt den Akademikern seine Arbeiten erschienen, er sah die Welt in Umrissen, in Massen, in Linien, aber er sah sich selbst in sie hinein, er selbst ein weicher, auf Empfinden gestellter Mann, der, als er 1875 starb, aus einem Gothiker ein Hellene an freiem Schönheitsgefühl geworden und doch bis in die letzte Faser Engländer geblieben war.

Und neben ihm gingen zwei Maler des Tones, der feine, ossianisch tiefe Mason und der gewaltige Farbendichter Cecil Lawson, beide selbständige Köpfe, die ihren eigenen Gang und Wandel hatten, spät anerkannt wurden und nun die eigentlichen Väter jener Kunst sind, welche hoffentlich in England siegt, der britischen Kunst, im Gegensatz zu der französirenden, der sogenannten Newlyner Schule. Ohne Walcker hätte Herkomer seine Miß Grant, Holl seine Männerbildnisse nicht malen können. Dort stammt auch Crane's Zeichnung her, der eigenartige Pathos der Linien, die vornehme Strenge, der Frescoton, die innere Gebundenheit bei hoher Freiheit des Ausdruckes.

Will man sich das Auge frei halten von Schulstaub, so ist es gut, einmal einem so fremdartigen und so großen Künstler fest auf die Hand zu zu schauen wie Crane einer ist. Freilich Hellmaler ist er nicht und Tieftonmaler auch nicht, so wenig wie er Titian und Reynolds nachahmt. In die Schulen alle mit einander läßt er sich nicht pressen. Selbst in England steht er fast allein, geistig nahe zwar dem Burne Jones und dem Frederick Watts, aber doch wieder durch eine starke Grenze von ihnen getrennt, nämlich dadurch, daß auch jene ganze, große Menschen, also Welten für sich sind. Bei Crane wird jeder Strich zum Ornament, er ist der geborene Decorateur, und wenn er die ernstesten, tiefsten Gedanken malerisch dem Nachdenkenden vorlegt, so wird das Bild unter seiner Hand unwillkürlich ein nach den Grundsätzen des Musterzeichners vertheiltes Spiel der Massen, wird das tanzende Mädchen zur schön geschwungenen Ranke, der Baum zum „Fondmuster". Ich weiß nicht, welche seiner Bilder mit nach Berlin wandern. Seine „Wasserlilie" oder seine „Flora" oder irgend ein anderes schlankes Mädchen in weißem Kleide, weniger ein Individuum als ein Ornament von fast architektonischer Gliederung; oder sein „Pegasus", der seinen quadratischen Rahmen füllt wie eine gut componirte Metope, oder die „Renaissance der Venus", seine „Persephone", „Wahrheit und Wanderer", seine todtentanzartigen Bilder oder seine kleinen, stillen, harmlosen Landschaften, die an unseren Thoma mahnen. Aber was ich von ihm bisher sah, hat mir den Eindruck erweckt, als wandle dort drüben ein Mensch, dem die Natur sich in besonderem Bilde äußere, den ein innerer Drang treibe, sie stilistisch zu gliedern, jener Drang, der ihn *zwingt*, typisch zu sein, in jener rhythmischen Sprache zu sprechen, aus der die Stile entstehen, die bekanntlich noch nie durch geometrische oder kunsthistorische Grübeleien erfunden wurden.

Solche Menschen, wie Crane, denen ein Gott auf die Stirne ihren Beruf schrieb, sind zwar nicht häufig, aber es gibt doch solche auch unter den Deutschen. Die paar Ornamente, welche Max Klinger zeichnete, sind auch Darstellungen, in welchen sich Menschenleib und Pflanzenranke, einfach hingezeichnet wie durch inneren Beruf zum planmäßigen Flächenschmuck ausbildeten. Der treffliche Otto Hupp in München ist weiter ein esolcher Mensch von rein ornamentaler Beanlagung, dem jeder Strich zu einem stilistischen wird, der eine Begabung zum Verallgemeinern der Formen und doch zu einer Selbständigkeit ihrer Darstellung hat, die ihn hoch über die meisten Ornamentfabrikanten erhebt, und dann ein ganz und gar Unbekannter in deutschen Landen, Carlos Schwabe, der als Pariser Rosenkreuzler natürlich einem Otto Brandes oder Max Nordau als vollkommener Narr erscheint — denn die Welt, in welcher sie herrschen, ist natürlich die vernünftigste und daher allein berechtigte. Und er gehört dieser nüchternen Welt kaum mit einer Faser seines Wesens an!

Ausstellungen sind für kluge Leute nicht dazu da, daß man die Kunstwerke prüfe, sondern daß man sich vor den Kunstwerken prüfe. Walter Crane ist ein gutes Mittel für diesen Zweck. Ich bin wie gesagt neugierig, wie Crane vor der Berliner Kritik und noch neugieriger, wie die Berliner Kritik vor Crane besteht. Und zwar ohne jede Voreingenommenheit für unseren britischen Gast, nicht etwa weil ich glaube, er stände über dem deutschen Urtheil, sondern weil ich weiß, daß er neben ihm steht, als „Auch Einer!"

Cornelius Gurlitt.

Dramatische Aufführungen.

Die Bohême. Schauspiel in fünf Acten, nach H. Murger's „Scène de la vie de Bohême" von Paul Lindau. (Lessing-Theater.) — Das neue Kleid. Plauderei von Heinz Tovote. (Residenz-Theater.) — Brave Leut' vom Grund. Volksstück in drei Abtheilungen von Ludwig Anzengruber. (Lessing-Theater.) — Jugend. Ein Liebesdrama in drei Acten von Max Halbe. (Residenz-Theater.)

Wer von den Nichtwissenden so viel Zeit daran setzen wollte, der konnte sich gelegentlich der Erstaufführung von Lindau's „Bohême" im Blumenthal-Theater drei Stunden lang darüber belehren lassen, wo die vergnügten Mütter von Sudermann's Alma, von Hartleben's Angèle und Lore, wo die strebsamen Väter des Wolzogen'schen Lumpengesindels

Digitized by Google

gelebt haben: im fidelen Paris nämlich, zu der Zeit, wo Heinrich Heine, die Hände in den Hosentaschen und mit dem Spazierstock schlenkernd, frei von Denkmalsorgen, über den Boulevard des Capucins wandelte und Witze auf den hochgelahrten Premier Guizot ersann. Lindau's boshafte recherche de la paternité ist vom besten Erfolg begleitet gewesen, aber es fragt sich sehr, ob wirklich ein fünftheiliges Drama dazu nöthig war, uns mit den Urbildern der Berliner Theater-Kokotten bekannt zu machen. Ein Essay hätte es vielleicht auch gethan, und sicher hätte Lindau damit auf schmunzelndere Zustimmung rechnen dürfen. Denn das Barrière'sche Stück, dessen Uebertragung er sich ungemein leicht gemacht hat, ist durch fünfundvierzigjähriges Lagern nicht besser geworden; der „Bearbeiter" verzweifelte von Anfang an daran, etwas Vernünftiges aus der thränenseligen Jammerkomödie gestalten zu können und änderte deshalb lieber gar nichts. So sind alle die rustical grobkörnigen Effekte, über die man nun schon längst zur Tagesordnung übergegangen ist, die rührseligen und heroischen Scenen, die man seitdem zwanzig und mehrere Male in späteren Stücken erdulden mußte — sie sind alle stehen geblieben.

Murger's reizendes und angenehm zu lesendes Skizzenbuch hat am meisten dazu beigetragen, neben dem Namen auch den Begriff der bohème bekannt und klassisch zu machen; sein nach Absynth und Cigarretten duftender Humor führt uns schnell in die Geheimnisse des lustigen Zauberlandes, und mit dem Augenblick, da wir sie kennen lernen, stehlen sich diese Durandin, Marcel und Schaunard, die noch unentdeckten Genies der Dachkammer, in unser Herz, gleich ihren tänzelnden und trillernden Gefährtinnen auch. Behaglich zuschauend, belachen wir ihre Narretheien, hoffen, streben, faullenzen und pumpen mit ihnen; es geht uns, wie Kindern liebgewordenen Märchenfiguren gegenüber. Bohemia ist nämlich längst ein Märchenreich geworden; den jungen Geistesarbeitern von heute fehlt alles, was ihre Ahnen glücklich machte. Ein fideles Bohèmestück, das sich ja an Murger hätte anlehen können, aber auch eben nur an ihn, nicht an den diesmal ganz besonders flauen Barrière — vielleicht wäre dies Stück das gewinnbringende Märchendrama geworden, wonach Director Oscar sich gar so herzlich sehnt. Der durchschlagende Erfolg des lustigen zweiten Actes mit seiner unnachahmlich zigeunerischen Stimmung wies den Weg. Eine verständige Regie, die das Märchenkostüm, ich meine das echte, komische Pariser Bohèmekostüm der vierziger Jahre gewahrt hätte, statt uns hochmodern gekleidete Herrlein auf die Bühne zu pflanzen; Schauspieler, die wie Franzosen jener Zeit, nicht wie schwerblütige Pommern und verbildete Berlinerinnen von 1893 daherkommen, hätten dem dramatisirten, echten Murger, der Pariser Grisettenkomödie zu hohen Ehren verholfen.

Wir würden uns bei ihr darüber getröstet haben, daß die lange schon angekündigte Berliner Zigeunerposse trotz Wolzogen und Hartleben noch immer nicht erscheinen will. In abgerissenen Skizzen, die sie Novellen und Romane nennen, die aber trotz ihres erschrecklichen Umfanges lange nicht so lehrreich und ach, lange nicht so amüsant sind wie Murger's, malen uns hiesige Sittenschilderer nun seit zehn Jahren Munchische Bilder; aber alles bleibt im Epos stecken, die dramatische Gestaltungkraft versagt. Von Heinz Tovote war man u. A. einer Großthat auf diesem Gebiete gewärtig, und da der junge Herr lange schon nach Theaterlorbeeren ausspähte, auch in räthselvollen Andeutungen sich erging, hoffte man das Allerbeste. Vergangenen Sommer theilte ein hiesiges Blatt in Folge einer Personenverwechselung mit, Heinz Tovote habe seine sommerliche Muße dazu benutzt, mit Herrn von Moser verbündet eine Posse zu schreiben. Aha, sagten sich die Eingeweihten, paßt Achtung, nun kommt es! Der Mann aus Friedenau bei Berlin erkannte alsobald, daß dies eine sehr schöne Gelegenheit wäre, sich der vergeßlichen Oeffentlichkeit wieder 'mal in's Gedächtniß zu rufen und nahm Photographier-Pose an, 1, 2, 3, bitte recht weltschmerzlich. Mit wunderbaren Farben schilderte er in einer Zuschrift an das erwähnte Journal seinem entzückten „Damen"-Publikum, wie er, ausnahmsweise 'mal ganz allein im Boot, „im Abendschein die Dahme hinunterrudernd," von allen Reizen der Natur umringt, die Abendzeitung mit jener Nachricht entfaltete und vor Entsetzen schier in's Wasser geplumpt wäre. (Sein neuer Sportanzug, tief ausgeschnitten, kostete baare fünfzig Mark — es hätte mir wirklich leid darum gethan.) Wie Herr Heinz Tovote übrigens so fern von Berlin so früh zu einer Abendzeitung kam, ist mir ein unlösbares Räthsel geblieben; ich glaube immer noch, der kleine Schäker hat geschwindelt und die betreffende Nachricht erst im Café Keck gelesen, bei Modellstudien und einer Mélange; es war ihm nur um die schöne Pose mit dem Wasserhintergrund für seine erlauchte Dichterperson zu thun gewesen. Kurz und gut, in seiner Berichtigung hob er wehmüthig hervor, daß ihm das Leben bisher nur Aergernisse gebracht habe (was ich recht ungalant gegen seine Modelle finde) und daß er deshalb nicht in der Stimmung sei, Possen zu machen; dagegen — jetzt kommt es — werde ein trauriges Schauspiel aus seiner Feder bald die Menschheit melancholisch stimmen. Herr Tovote liebt es, wie weiland Graf Platen, Iliaden, Odysseen prahlend anzukündigen; nachher gibt er statt einer schicksalschwangeren Problemdichtung eine „Plauderei". „Das neue Kleid" enttäuschte sogar seine besten Kundinnen, die von ihrem Clauren etwas Mimilihaftes erwartet hatten: allerlei Kunde von krachenden Corsettplanchetten, wallenden Schneehügeln, blendenden Nacken, runden Schultern und sonstigen angenehmen Dingen, für deren genaues Studium Herr Tovote allem Anschein nach den größeren Theil seines Honorares ausgibt.

„Das neue Kleid" ist von einer so erbarmungwürdigen Inhaltlosigkeit und einer so drolligen Composition, daß es auch dem langjährigsten Witzblatt-Abonnenten, betrachtet er es auf seinen Kunstwerth hin, ein trübes Lächeln abgewinnen muß. Drei Menschen treten auf und schwatzen, jeder eine gewisse Zeit lang; sie überbieten sich darin, möglichst geistlos und witzlos zu sein. Wahrscheinlich haben sie hinter den Coulissen darauf gewettet, wer das trivialste Zeug zu Tage fördern kann; wenn der Erste ausgeredet hat, glaubt man zuversichtlich, er würde den Preis mit Auszeichnung gewinnen, aber nein, der geehrte Herr Nachredner besiegt ihn glänzend. Nicht eine ergötzliche Wendung, nicht ein erfrischendes Bonmot taucht in der Oede auf; in seiner Verzweiflung genirte sich der Autor schließlich nicht einmal, den schon in der Steinzeit bedauerlich antiquirten Scherz vom Damen-Staats-Sozialismus wieder vorzubringen. Aber so viel Aufgewärmtes er auch servirte, sein Stück ließ doch kalt, und der Berliner Realismus ist um eine Hoffnung ärmer. Auch nicht eine Hand seiner Mitverschworenen rührte sich, um den Verfasser vor die Rampe zu lärmen, und trotz der Schwindeleien befreundeter Tageskritiker von einer „beifälligen" Aufnahme, mußte Director Lautenburg die verunglückte Nichtigkeit schon nach der zweiten Aufführung absetzen.

Ludwig Anzengruber, der im Lessing-Theater mit seinem nachgelassenen Volksstück „Brave Leut' vom Grund" noch einmal zu Worte kommt, weiß Poesie und Humor besser zu commandiren, und beiden, dem modernen Dichter und Komiker freilich entbehrlichen, Mächten verdankte sein Werk ungemessenen, fröhlichen Beifall. Ich weiß nicht, ob Anzengruber das Werk wirklich zur Veröffentlichung und Aufführung bestimmt hatte; in Conception und dramatischer Gestaltung trägt es so wenig den Stempel seines Genies, daß man es für eine leichte, in müßigen Stunden ganz nebenher geschnitzte Spielerei halten möchte. Am Deutschen Volkstheater in Wien vermochte es denn auch trotz der Glöckner nicht zu erwärmen. Jede von seinen drei Abtheilungen ist ein abgeschlossenes Stück für sich; von durchgehender und zusammengehöriger Handlung hat der Dichter ganz abgesehen, nur dieselben Leut' führt er uns wieder vor, dieselben braven und schlechten Kerle. Für diesen Fehler, der Spannung und Theilnahme nicht eintreten läßt, entschädigt aber reichlich der quellfrische Humor des gottbegnadeten Mannes, entschädigt die wundersame, schlichte Schönheit einiger Scenen. Manche von den Figuren haben etwas Todtes, Puppenhaftes an sich, wieder andere sind nicht plastisch genug, um uns an ihre Lebenswahrheit glauben machen zu können; aber doch, mit welch überwältigender Meisterschaft zeichnet Anzengruber seinen Lorenz, seine Mali — die Fräulein Groß diesmal sehr anerkennenswerther Weise gänzlich ohne Brillanten gab — sein Backfischlein Toinette! O diese von Herzen kommende, goldechte Lustigkeit des Wiener Völkchens, deren Waldesduft sieghaft in's Parterre drang, auch wenn die Darsteller sich hier und da vergriffen! Ganze Auftritte entbehrten jeder eigentlichen, forttreibenden Handlung und packten doch mit Zauberkraft und rissen zu begeistertem Beifall hin; sie hörten sich, überfrachtet mit süßester Poesie, wie lyrische Gedichte an. In liebevoll gezeichneten Schilderungen aus dem Leben des Mittelstandes zeigt sich die scharfe Beobachtungsgabe Anzengrubers und seine hervorragende Kunst der Kleinmalerei auf's Glänzendste; kein erschütterndes, großes Ereigniß tritt in die engen Kreise seiner bescheidenen Menschen, und doch, wieviel Glück und Sonnenglanz weiß der Poet in enge vier Pfähle zu bannen! Trotzdem befriedigt das Werk als Ganzes nicht, was hauptsächlich seiner dritten Abtheilung zur Last fällt, wo eine unmögliche, halb possenhafte Handlung auch die Personen unwahrscheinlich macht. Hier hätte Anzengruber gewiß noch grundlegende Aenderungen vorgenommen; diesen letzten Act hätte er gewiß auf die Tonart der vorhergehenden gestimmt. Daß er es unterließ, es vielleicht unterlassen mußte, deswegen mögen wir mit dem Geschick rechten, das uns zu früh diesen einzigen Mann genommen hat. Und man vergißt gern kleine Schwächen und Flecken eines Kunstwerks, wenn man mit glänzenden Augen seine unvergänglichen, keuschen Herrlichkeiten betrachtet und sich dann plötzlich erinnern muß, daß seinen Schöpfer auch der innigste Dank nicht mehr zu erreichen vermag.

Ein Dichter von heißem Athem und voll imponirender Kraft ist auch Max Halbe, dessen Liebesdrama „Jugend" auf einer Matinée des Residenztheaters stürmischen Jubel entfesselt und dem Verfasser reiche Ehrung eingetragen hat. Wird die Siedehitze des Beifalls zum großen Theil auch auf Rechnung der überaus stark vertretenen Neuen freien Volksbühne gesetzt werden müssen, eins ist augenscheinlich: Max Halbe hat seit seinem „Eisgang" einen tüchtigen Schritt vorwärts gethan und bewiesen, daß er berechtigt ist, nach dem höchsten Kranze zu greifen. Der junge Poet hat die Fesseln der Tendenzmeierei abgestreift und blühendes, blutwarmes Leben darzustellen gesucht; wie sehr dies seinem starken, ausgiebigen Talente gelungen ist, beweist am besten der Umstand, daß man wie bei Anzengruber auch bei ihm alle Fehler, als die Schwächen seiner Vorzüge, willig und widerspruchlos in Kauf nimmt. Das Halbe'sche Drama gewinnt, mißt man es an den schwächlichen Producten der Sudelköche, die uns mit Unfläthereien und Dirnenhistorien das Theater verekeln wollen, so sehr an Größe und innerer Schönheit, stellt sich so sehr als die Offenbarung einer ungewöhnlichen Natur dar, daß ich zum ersten Mal seit langer Zeit wieder mit fröhlichem und doch bewegtem Herzen aus dem Bühnenhause fortgegangen bin.

Es ist die alte Geschichte, die der Poet erzählt: Aennchen Klein, ein entzückendes Kind der Sünde, verliebt sich in den Ersten, der ihren Weg kreuzt, und weil sie dem jungen Studenten so viel geschenkt hat, daß ihr zu schenken nichts mehr übrig bleibt, geht sie in den Tod, für dessen pünktliches Erscheinen diesmal ein idiotischer Stiefbruder sorgt. Die glühend phantastische Leidenschaft der beiden jungen Leute, die tiefen und vollen Herzenstöne, die wunderbar feinen Züge und Bemerkungen, die der Dichter aus unerschöpflich reich rinnendem Bronn in sein Werk leitet, sie allein machen es groß und bedeutend. Dies prächtige Geschöpf, das der Mutter heißes Blut in den Adern fühlt und in brennender Sinnlichkeit auflodert, trotz Kaplangewinsels und Beichtvatermacht, trotz des wuchtigen Druckes, den der Mutter trauriges Schicksal auf ihr Gemüth ausüben muß; diese kleine Heldin, der jede Pose fremd ist, deren quick-

Digitized by Google

silberner Uebermuth, deren unbedingte, schrankenlose, verliebte Hingabe, deren verweinte Seele mit erstaunlicher Virtuosität dargestellt ist — man muß ein Großer sein in der Kunst, um solch ein Menschenwesen schaffen zu können. Es mag sein, daß ihre rasende Verliebtheit einen Stich in's Frivole und Schamlose zeigt; daß es ihrer Mädchenhaftigkeit besser gestanden hätte, sich nicht selbst anzubieten und nicht ihrerseits den gefährlichen Gang in des Geliebten Schlafkammer anzutreten — aber sie scheint darum noch nicht gemein und ihr Gretchenschicksal rührt uns darum nicht minder. Neben ihr Studiosus Hartwig, der eben der Schulbank entlaufene Pennäler, in all seiner holden Jugendeselei, mit all seinen bengelhaft hochfliegenden Plänen, großen und erhabenen Gedanken, in all der leichtsinnigen, napoleonisch frechen Genußsucht und Gewissenlosigkeit seiner Jahre! Wie viel mal übertrifft dieser Bursch an Lebensfrische nicht den albern carikirten, unmöglichen Karl der Dämmerung-Dichterin Bernstein! Aber die beiden verliebten Helden sind nicht die Hauptpersonen des Dramas; in höherem Maße noch als sie erobern sich Pfarrer Vincenz Hoppe, nächst ihm der Candidat Gregor von Schigorski unsere Theilnahme.

Der alte Pfarrer ist eine Anzengruber'sche Figur — anzengruberisch nicht wegen der Aehnlichkeit mit Schöpfungen des Wiener Meisters, sondern wegen der congenialen Kraft und Wahrheit seines Wesens. Sonnenlicht geht von dem alten Manne aus und verklärt das Gemach; fast zu hart und düster deucht uns in diesem goldenen Schein sein Widerspiel, der strenge und zelotische Kaplan Gregor. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Gottesmännern erhebt das Stück über die Sphäre, worin es sich eigentlich abwickeln sollte; was dem Plan nach nur als Episode und Nebenhandlung gedacht ist, reißt am unmittelbarsten hin. Jung Aennchen will der finster fanatische Gregor für ein Kloster einfangen, damit sie dort die Sünde ihrer Mutter büße; man merkt, er ist selbst verliebt in das ungestüme Ding, und weil er sie nicht besitzen kann, sucht er jede Regung der Lebensfreude und des Fleisches mit ernstem Wort in ihr niederzuhalten. In jugendlicher, asketischer Starrheit tritt er dem alten Pfarrer entgegen, ihre Pfade kreuzen sich, der Conflict steigt herauf: und wenn der Ausgang der Tragödie dem Eiferer auch Recht zu geben scheint, wenn der arglos vertrauende, heitere Greis sich auch auf's Fürchterlichste getäuscht sieht von dem Jüngling, der ihm sein Liebstes, sein „Lichtchen" schändet — er bleibt dennoch Sieger; eine köstliche, der Katastrophe vorausgehende Abrechnungsscene voll ursprünglicher, bäuerischer Derbheit und Grobheit läßt ihn über den „Popolski" triumphiren.

Halbe hat erkannt, daß die unverändert herbe, bigotte Strenge des Kapalans nicht immer ganz natürlich scheinen möchte und ihn deshalb einmal seinen Ernst vergessen, fröhlich unter Fröhlichen sein lassen; doch dünkt mich hier der Uebergang unvermittelt rasch vollzogen. Die Lustigkeit des jungen Zeloten schmeckt säuerlich, und da es gleichzeitig dem sonst sehr fidelen Studiosen einfällt, schmollend in der Ecke zu sitzen, wird es nicht einmal recht klar, ob die plötzliche Heiterkeit des Priesters echt oder erkünstelt ist und nur den Zweck hat, den Nebenbuhler zu kränken. Bis auf diesen einen Zug aber, der noch Unsicherheit verräth, sind die Umrisse der Gestalten Halbe's tadellos gezogen, das alles sind Menschen mit menschlichen und darum sympathischen Fehlern. Von meinem Lobe ausschließen möchte ich nur den Stiefbruder Aennchens, den beschränkten Amandus, der vom Autor wie von der Natur gleicher Weise sehr vernachlässigt worden ist, nicht organisch in das Gefüge des Dramas gehört, aber mit seiner Handlung leider sehr fest verbunden ist. Er ist kein Glied des Baumes, aber er stützt ihn und muß ihn vorm Umfallen behüten. Er hat den Studiosus Hartwig mit Aennchen zu belauschen und ihre Vertraulichkeiten dem Kaplan zu verrathen, wodurch die Katastrophe herbeigeführt wird; er muß von Anfang an einen unversöhnlichen Haß auf den Fremdling werfen — da er halb irrsinnig ist, bedarf dieser Haß keiner Erklärung und erfordert also keine umständliche Psychologie — er muß ihn aus seinem Haß heraus am Schlusse niederknallen wollen und dabei Aennchen treffen, womit der Knoten gelöst ist. Sehr obenhin gelöst — nein, durchhauen. Will der Dichter es nicht leichtfertig dem Zufall anheimstellen, welcher von beiden Schuldigen die übergroße Leidenschaft mit dem Tode büßen soll — Aennchens unmotivirte Ermordung macht fast diesen Eindruck — so wäre es offenbar gerechter, Hartwig sterben zu lassen, der sich so schwer an dieser Mädchenblume versündigte. Ihn trifft unser Verdammungsurtheil. Aennchen dagegen fällt der moralischen und der Bühnen-Convention zum Opfer. Max Halbe wolle sich in Zukunft ängstlich vor den verlogenen Theaterkniffen der Sudermann-Technik hüten und sein nächstes Drama nicht eher zu schreiben beginnen, als bis er eine auch in ihrer letzten Verästelung und in ihrer Krone noch wahrhaftige Handlung zusammengefügt hat. Vor einem Premièrenpublikum mit minder viel guten Freunden als am Sonntag im Residenz-Theater versammelt waren, wäre die Flintenkugel ex machina nicht Aennchen Klein, sondern dem Autor verhängnißvoll geworden.

Notizen.

Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1893. Herausgegeben von Joseph Kürschner. (Eisenach, Kürschner's Selbstverlag.) Mit seiner Uebersiedlung in die thüringische Heimath hat sich der unermüdliche Katalogarch des deutschen Schriftthums keineswegs zur Ruhe gesetzt, wie der pünktlich erschienene 15. Jahrgang dieses unentbehrlichen Nachschlagebuchs für alle Federmenschen und Literaturfreunde beweist. Und mächtig angeschwollen ist wiederum der stattliche Band, und zwar nicht nur aus dem Grunde, weil das lästige Supplementbändchen des Vorjahres ihm diesmal einverleibt ist, sondern weil die literarische Zunft unaufhaltsam in's Ungeheure wächst. Da Kürschner, der es freilich besser wissen muß, die Grenzen des Aufzunehmenden nicht enger ziehen will, so droht der Kalender mit der Zeit in's Unförmliche anzuschwellen. Diesmal haben wir auch nicht das Geringste auszustellen. Der Leser findet neben dem Hauptheil, der aus dem Lexikon der deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen besteht, die wichtigsten literarischen Rechtsverhältnisse aufgezeichnet, eine Aufzählung aller literarischen Vereine und Stiftungen, eine Chronik des verflossenen Jahres, ein Verleger- und Zeitschriftenverzeichniß, Theaterdirectionen und Agenturen und die practische Städteschau, die auf Reisen ebenso gute Dienste leistet, wie als Register in hartnäckigen Fällen von Namengedächtnißschwäche. Jeder Fachmann sollte das nützliche Buch schon aus Corpsgeist anschaffen, einer Redaction ist es nachgerade unentbehrlich, in jedem Lesezirkel und in öffentlichen Bbliotheken sollte es aufliegen, und auch Literaturfreunde, Verleger und Sortimentsbuchhändler werden bald gar nicht mehr ohne den Kalender auskommen.

Die Welt des Scheins. Roman von A. von der Elbe. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Der leere, falsche Schein ist allerorten, wohin man sieht, — diese Tendenz tritt indes nirgend lehrhaft und aufdringlich hervor, und das entworfene Gesellschaftsbild ist discret und fein gezeichnet. Ebenso natürlich wie die Menschen hier sind, entwickelt sich die Handlung, so daß die gut erzählte Geschichte lebhaft anspricht und nie den feineren Geschmack verletzt. Bessere Damenmache und -Lectüre ist auch: „Sie", Roman aus dem Polnischen von Marie Rodziewicz, doch ist die Heldin etwas allzu vollkommen und engelgleich, um wahr oder wenigstens wahrscheinlich zu sein. Will man einen Kritiker als Romanschreiber sehen, so greife man zu Paul Bourget's bekannter Studie: „Der Schüler", von der die Verlags-Anstalt eine gute Uebersetzung bietet. Das Psychologische und Analytische ist meisterlich, die Gestaltungskraft dagegen ziemlich schwach, und ein Erzähler ist Bourget auch nicht. Hier werden die Folgen der mißverstandenen Auffassung eines an sich unschuldigen, wenn auch paradoxen philosophischen Systems geschildert, dessen Schöpfer in tiefster Zurückgezogenheit einen untadelhaften Lebenswandel führt, während ein junger Mann, der sich seinen Schüler nennt, zum Schandbuben wird, der ein edles, hochstehendes junges Mädchen in den Tod treibt und als ihr Mörder gilt — mit Unrecht, insofern die physische That in Frage kommt, mit Recht, insoweit sein Thun ein derartiges war, daß es den Selbstmord des unglücklichen Geschöpfes bei ihrer ganzen Seelenanlage nach sich ziehen mußte. Der Knotenpunkt des psychologischen Charakterbildes aber ist die Verblendung, womit sich der Held unter Berufung auf das philosophische System seines Meisters als Unschuldiger fühlt. Jedenfalls eine durch und durch interessante und geistreiche Charakterstudie.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Der Alchymist.

Epische Dichtung in 12 Gesängen

von **Arthur Pfungst.**

Brosch. ℳ 2.—. Eleg. geb. ℳ 3.—.

Diese Dichtung, welche den 2. Theil des Epos „Laskaris" bildet, schildert die Weltfahrt des Helden, dessen Jugendzeit im ersten Theil behandelt worden war. Die Kritik hat das Werk eine „Odyssee der Erkenntniß" genannt und festgestellt, daß es sich um eine Arbeit von durchaus origineller Prägung und hohem dichterischen Werthe handelt.

Der Verfasser hat es unternommen, die Frage: „Ist das Leben werth gelebt zu werden" in einer Dichtung großen Stiles zu beantworten. Das außerordentliche Interesse, welches der erste Theil erregt hat, fand seinen Ausdruck in der überaus großen Zahl von Essays und Besprechungen, welche er hervorgerufen. Ausführliche Prospecte sendet die Verlagshandlung auf gefl. Verlangen.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =

in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text.

272 Hefte zu je 50 Pf. 17 Bände zu je 8 Mk.

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Die kleine Odyssee.

Eine Seegeschichte

von

Heinrich Kruse.

8. Preis geheftet: M. 2.—. In Leinwand gebunden: M. 3.—.

Für nach Italien Reisende.

Italienischer Salat.

Allerlei Heiteres aus dem Lande der Citronen

von

Oscar Justinus.

220 Seiten 8°. Preis 2 Mark geheftet, 3 Mark gebunden.

Vossische Zeitung. Sämmtliche Artikel verrathen eine treffliche Beobachtungsgabe und volles Verständniß für das Reisen.

Berliner Tageblatt. Es ist ein von bester Laune durchsetzter ethisch-socialer und wirthschaftlicher Bädeker.

Berl. Local-Anzeiger. Der „italienische Salat" ist eins der liebenswürdigsten und nützlichsten Bücher, die in den letzten Jahren über Italien geschrieben worden sind.

Norddeutsche allgem. Zeitung. Wir finden darin nicht nur die angenehmste Unterhaltung, sondern jeder Italienreisende erhält vielfach praktische Winke, um auf genußreiche und zweckmäßige Weise sich mit den Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner abzufinden.

Leipziger Tageblatt. Es sind nicht trockene Schilderungen eines kritisch beanlagten Berichterstatters, sondern frisch erfunden und frisch wiedergegebene Eindrücke eines leicht und warm begeisterten Beobachters.

Verlag von Richard Wilhelmi in Berlin.

Die Gegenwart

Nr. 15.

Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:

Die beleidigte Majestät,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verlag von **C. L. Hirschfeld** in **Leipzig.**

Soeben ist erschienen:

Drückt die Militärlast?

Eine zeitgemäße Frage

besprochen von

Dr. J. Jastrow,

Privatdozent an der Universität Berlin.

Preis ℳ —.50.

Verlag von **Karl J. Trübner** in **Straßburg.**

Soeben erschien:

Mirèio.

Provençalische Dichtung

von **Frederi Mistral.**

Deutsch von August Bertuch.

Mit einer Einleitung von Ed. Boehmer.

8°. XV u. 292 S. brosch. M. 5,—, geb. in Leinw. M. 6,—

Früher erschien:

Nerto.

Provençalische Erzählung

von **Frederi Mistral.**

Deutsch von August Bertuch.

8°. 182 S. 1891. br. M. 3,—, geb. in Leinw. M. 4,—.

Im Verlage von **Ernst Asser, Strehlen** in Schles. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Brief Pauli an die Philipper

in Bibelstunden

von

Ernst Alberts,

Pastor in Strehlen i. Schles.

Gr. 8°. 11 Bogen stark. Preis geheftet Mk. 2.—, in Original-Leinenband Mk. 3.—.

In jeder Buchhandlung zu haben:

Friedrichs des Großen

Gedanken

über Religion.

10¼ Bg. broch. 70 Pfg. geb. 1 Mk.

H. Jaenicke's Verlag in Dresden.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 6. Mai 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Vatican und Kaiserschloß. Von Observator. — Die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungs- oder Strafhaft. Von Landgerichtsdirector Raemisch. — **Literatur und Kunst:** Der deutsche Atheismus und Materialismus dieses Jahrhunderts. Von Eduard von Hartmann. — Die guten Manieren und das Theater. Von M. Kroschel. — Gabriele d'Annunzio. Von V. Matthes. — **Feuilleton:** Die Trommel. Von Graf Leo Tolstoi. — **Aus der Hauptstadt:** Krok von Böblingen II. Von Caliban. — Opern und Concerte. — Notizen. — Anzeigen.

Vatican und Kaiserschloß.

Von Observator.

Wir hegten zuerst die Absicht, unserem Artikel die Ueberschrift „Kaiser und Papst" zu geben. Aber die Begriffe dieser Worte sind zu enge. Nicht über den Besuch Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II. bei Seiner Heiligkeit dem Papste Leo XIII. wollen wir Betrachtungen anstellen, nicht über die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an den Cardinal Rampolla*), der bei allen zu Ehren des Kaisers veranstalteten Festlichkeiten unpäßlich ward; sondern über die Stellung, welche jeder Papst und jede römische Curie gegenüber einem jeden protestantischen Staate einhalten werden und müssen, so lange der Statthalter Christi der Herr und die Cardinäle die obersten Vertreter der allein seligmachenden Kirche sind. Wir werden daher alles unfruchtbare Philosophiren vermeiden, und die historischen Thatsachen, besonders die von der katholischen Kirche selbst festgestellten anführen, und aus ihnen unsere Schlußfolgerungen ziehen.

Die katholische Kirche ist älter als alle bestehenden Reiche und Dynastien, und wird höchst wahrscheinlich sie auch alle überdauern. Ein gewiß unverdächtiger Zeuge, ein warmer Protestant, Macaulay, hat in seinem Essay über Ranke's Geschichte der Päpste — eine kurze Studie, die alle protestantischen Staatsmänner auswendig lernen müßten, und der Herr Cultusminister Bosse Sr. Majestät dem Kaiser unterbreiten sollte — die sehr wahre Bemerkung ausgesprochen: „Die katholische Kirche war groß und verehrt, bevor die Angelsachsen in Britannien gelandet, bevor die Franken über den Rhein gefahren waren, als noch griechische Rednerkunst in Antiochia blühte und in Mekka Götzenbilder angebetet wurden. Und sie dürfte wohl in unverminderter Kraft noch bestehen, wenn einst ein Reisender aus Neuseeland in einsamer Stille auf einem verfallenen Bogen der Londoner Brücke sitzend die Ruinen der Sanct Paulskirche abzeichnet."

Die innere Einrichtung der katholische Kirche ist eine rein hierarchische, eine vollkommen gegliederte Priesterherrschaft. „Die Hierarchie ist göttlichen Ursprungs" hat im Jahre 1848 der Erzbischof von Lemberg dem ersten österreichischen Reichstage zugedonnert, als einige weltliche Mitglieder die Macht der Geistlichkeit beschränkt wissen wollten. Alle Geistlichen jubelten ihm zu, und wir behaupten, kein katholischer Würdenträger wird diesen Ausspruch des damaligen Erzbischofs verleugnen wollen. Alle Maßnahmen der römischen Curie, von den ersten Synoden bis in die neueste Zeit haben die Hierarchie gekräftigt, immer mehr gegen jede Lockerung gefestigt. Und in der vollkommenen Einheitlichkeit dieser hierarchischen Einrichtung liegt der Hauptgrund der bewunderungswürdigen Widerstandskraft der katholischen Kirche, mit welcher sie jeder Gefahr, jedem ihr nicht anstehenden staatlichen Gesetze andauernd Trotz bietet, und früher oder später ein Nachgeben erzwingt. In der katholischen Kirche ist der geistliche von dem Laienstande durch die Ehelosigkeit scharf getrennt; die Macht des Priesters über die Gemüther der Gemeinde ist eine unwiderstehliche durch die Vielfältigkeit der Sacramente, insbesondere durch die Firmung, die Ohrenbeichte und die damit verbundene Absolution, durch die letzte Oelung, Sacramente, deren Nichtbeachtung die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses nach sich zieht, mithin „die ewige Verdammniß." Dagegen bietet die Lehre vom Fegefeuer (welche die protestantische Kirche verwirft) dem schlimmsten katholischen Sünder die Hoffnung, daß er bei einem recht reuigen Verhalten vor dem Tode und der letzten Oelung, und wenn er der Kirche die Gaben spendet, viele Seelenmessen zu lesen, Vergebung seiner Missethaten erlangen und selig werden kann.

Die katholische Kirche hat mit unvergleichlicher Ausdauer und Thatkraft und mit immer sicherem Erfolge an dem Grundsatze festgehalten, jedem Verlangen nach freierer geistiger Bewegung in Glaubenssachen nicht bloß das mindeste Zugeständniß zu verweigern, sondern ihm auch ein neues, strengeres Dogma entgegen zu setzen, der Phantasie neue Anregung zu geben durch geheimnißvolle, der Vernunft unzugängliche Sätze. Sie hat den Meinungsäußerungen gelehrter Bischöfe über die eigentliche Bedeutung der Worte Christi beim Abendmahle ein Ende gemacht und jede selbständige Aeußerung hierüber für alle Zeiten beseitigt durch die Feststellung des Dogmas von der wirklichen Verwandlung (Transsubstantiation) und durch das Gesetz, daß nur der geweihte Priester, nicht der Laie vom Kelche genießen dürfe. Ihre Maßnahmen gegen Johann Huß und gegen die von Luther durchgeführte Reformation sind bekannt. Um den letzten Ueberrest von Unglauben aus dem Jahre 1848 zu tilgen, wurde im Jahre 1854 die Lehre von der unbefleckten Empfängniß zum unverbrüchlichen Glaubenssatze erhoben, und 1870, kurz vor dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges, ward die Unfehlbarkeit des Papstes verkündigt und in der ganzen katholischen Welt anerkannt; einige deutsche und ungarische Bischöfe, die Anfangs Bedenken zu äußern gewagt hatten, wurden durch Androhung der Excom-

*) Cardinal Rampolla ist der erste katholische Würdenträger und der erste ausländische Minister, dem dieser höchste preußische Orden verliehen ward. Allerdings war auch Fürst Bismarck der erste protestantische Staatsmann, der von einem Papste den Christusorden erhalten hat.

Digitized by Google

munication, durch Aufhetzung ihrer Gemeinden eines Besseren belehrt und unterwarfen sich — laudabiliter se subjecere. So hält die Curie als oberste katholische Behörde unter allen politischen Wirren und Zwischenfällen an ihren Grundsätzen unerschütterlich fest, und gewinnt immer neue Macht.

Wir gelangen nun zu den Schlußfolgerungen. Die katholische Kirche ist älter als alle in den letzten tausend Jahren entstandenen Staaten und Nationalitäten; es liegt ihr also nicht die mindeste Verpflichtung ob, für irgend einen Staat oder eine Nationalität Rücksicht zu hegen, wenn sie dabei nicht eine Machtverstärkung erzielt. Ein deutscher, italienischer, französischer oder irgend einer anderen Nationalität angehöriger Staatsbürger kann Patriot sein, d. h. die Interessen seines Vaterlandes denen der katholischen Kirche voransetzen, in seiner Pflichterfüllung gegen den Staat unbeirrt bleiben, wenn auch die päpstliche Curie mit seiner Regierung im Hader ist. Aber der katholische Geistliche muß, zumal jetzt nach der Feststellung der päpstlichen Unfehlbarkeit, dem Gebote Roms allein gehorchen, sonst ist er eben kein katholischer Geistlicher; das hat am besten die Haltung des katholischen Klerus während des Culturkampfes bewiesen, in welchem die wenigen der Regierung gehorchenden „Staatspfarrer" eine klägliche Rolle gespielt haben. Daher sind auch die Jesuiten die besten Katholiken, die stärksten Stützen der katholischen Kirche, weil sie kein Vaterland, keine Regierung anerkennen, nur das Gebot des Oberen, des Generals. Und ein Orden, der über alle Welttheile verbreitet ist, der so viele feingebildete, sehr kluge, die Sprache jedes Standes, jeder Gesellschaftsschichte handhabende Mitglieder in sich faßt, und der keinen anderen Beruf kennt als den, die Macht der katholischen Kirche überall auszubreiten und zu festigen, ist doch unstreitbar eine sicherste, verläßlichste Stütze des Papstthums. Und jeder Papst muß gegen diesen Orden Rücksichten hegen, selbst wenn ihm hier und da dessen in der Curie überwiegender Einfluß unbequem wird und wenn andere Orden die Jesuiten, ihre Macht*) und die Vortheile, die sie überall zu erlangen verstehen, mit Eifersucht betrachten. Aus der Thatsache, daß viele deutsche katholische hochadelige Familien ihre Söhne in der Jesuitenanstalt Stella mattutina erziehen lassen, mag die deutsche Reichsregierung ihre Schlüsse für die Zukunft selbst ziehen.

Deutsche und italienische regierungsfreundliche oder liberale Blätter haben an den Besuch Sr. Majestät des Kaisers bei Sr. Heiligkeit dem Papste frohe Hoffnungen geknüpft, nur sehr wenige sich zurückhaltend geäußert. Aber die katholischen Blätter haben Jubelrufe ausgestoßen; der „Moniteur de Rome" verkündigt die Ueberlegenheit des religiösen über das Staatsprinzip, und wie jeder wahre Christ sich freuen müsse, daß der Chef der protestantischen Kirche im Papste das oberste Haupt des Christenthums anerkenne; die voce della verità verkündigt den Triumph, den Glorienschein des Centrums im deutschen Reichstage u. s. w. Die „Kölnische Volkszeitung" erzählte sogar eine Aeußerung Sr. Majestät des Kaisers an den Cardinal Ledochowski, als hätte ihn der Monarch quasi um Verzeihung gebeten dafür, daß der renitente Kirchenfürst unter der Regierung des glorreichen Kaisers Wilhelm I. zur Verantwortung gezogen ward. Zwar hat der „Reichsanzeiger" erklärt, daß die „Form", in welcher die „Kölnische Volkszeitung" die „huldvolle Aeußerung Sr. Majestät" wiedergegeben, eine völlig „erfundene" sei, aber die Thatsache der huldvollen Annäherung ist bestätigt, ohne daß man bestimmen kann, von welcher Seite der erste Schritt geschehen ist.

Die katholischen Zeitungen haben jedenfalls mehr Ursache zum Jubel als diejenigen Blätter, welche die Staatsgewalt vertreten. Denn der sichtbare Vortheil liegt in diesem Augenblicke jedenfalls auf Seiten der römischen Curie. Die beiden mächtigsten und bisher intransigenten Cardinäle sind von Sr. Majestät dem Kaiser mit besonderen Gnaden ausgezeichnet worden; was der Vatican dem protestantischen Königsschlosse bieten wird, bleibt abzuwarten. Wir wollen nicht bezweifeln, daß ein wohlwollender, feingebildeter Papst wie Leo XIII. für Se. Majestät den Kaiser Wilhelm aufrichtige Sympathie empfindet; wir glauben auch, daß die römische Curie, von der noch alle Staatsminister lernen können, es vortheilhaft findet, in dem deutschen Kaiser den Glauben zu erwecken, daß die Freundschaft des Vaticans werthvoller sei als die des Quirinals, und daß der Papst ein stärkerer Bundesgenosse sein könne, als die italienische Regierung. Wir wollen nur auf die historischen, festgestellten Thatsachen hinweisen und nunmehr der deutschen Reichsregierung und der preußischen die Entscheidung über die Frage anheimstellen, ob die römische Curie und irgend ein Papst jemals die Machtvollkommenheit eines Staates, besonders eines protestantischen, anerkennen wird.

*) Der Jesuit Curci, ehemaliger Redacteur der „Civiltà cattolica", ließ sich beikommen, 1877 auf die Nothwendigkeit einer Versöhnung des Papstes mit dem Königreich Italien hinzuweisen. Auf Befehl von Pius IX. ward er von dem Orden ausgestoßen. Er schrieb weiter; Leo XIII. ließ ihm die priesterlichen Functionen verbieten. 1891 ist er gestorben, nachdem er einige Tage zuvor ... wieder in den Jesuitenorden aufgenommen worden als reuiger Sünder. Uns sollte es nicht wundern, wenn der Graf Grensbroech auch wieder Jesuit wird, trotz seiner Absage. Die katholische Kirche versteht es, Abtrünnige zu bekehren.

Die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungs- oder Strafhaft.

Von Landgerichtsdirector Kaemisch.

Vor einigen Monaten beschäftigte sich das österreichische Abgeordnetenhaus mit dieser wichtigen Angelegenheit und nahm ein Gesetz „betreffend die Entschädigung für ungerechtfertigt erlittene Strafen" an. Auf meine Bitte sind mir die diesbezüglichen Parlamentsverhandlungen höchst liebenswürdiger Weise von Wien aus überschickt worden. In dem vorangehenden Berichte des Strafgesetz-Ausschusses jenes hohen Hauses, erstattet von dem Obmanne Grafen Pininsky und dem Referenten Dr. Jaques, heißt es:

> Jede wahrhaft conservative Anschauung von dem Wesen des modernen Staates, jede Anschauung, welche von dem Wunsche beseelt ist, die Staatstreue der Gesammtbevölkerung möglichst zu befestigen, die namhafte Zahl und die gefährliche Thatkraft der heutigen Bekämpfer der bestehenden staatlichen Ordnung möglichst zu verringern, wird als eines der Mittel zu solchem Zwecke auch ansehen müssen: daß der Staat dort eine Rechtspflicht der Entschädigungsleistung anerkenne, wo durch seine Organe — sei es auch ohne nachweisbares Verschulden — dem Einzelnen bei Ausübung der Rechtspflege ein schwerer und erweislich unverschuldeter Nachtheil am Leben und Gesundheit, Freiheit und Ehre, Vermögen und Erwerb, für ihn selbst und möglicherweise für seine Angehörigen zugefügt worden ist.

Diese Worte sind so bestrickend, sie klingen so selbstverständlich, daß man sich erstaunt fragt, „ja sind wir denn noch nicht so weit? Ist es denn noch nöthig, daß so etwas in das Programm einer Partei aufgenommen wird? Hat denn die civilisirte Welt nicht längst diese Frage, die doch überhaupt gar keine Parteifrage sein dürfte, gesetzgeberisch gelöst?" — Und siehe da, wir finden entsprechende Gesetze nur in zwei Gesetzbüchern aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts: für Toscana und das Königreich beider Sizilien und in den letzten Jahrzehnten in 18 Schweizer Kantonen, in Württemberg, in Schweden, in Dänemark und in Belgien. In England erfolgt eine Entschädigung in Form einer bedingungslosen Begnadigung durch die Königin und auch in Deutschland resp. Preußen wird im Gnadenwege entschädigt, obwohl die Sache einen gesetzgeberischen Abschluß nicht gefunden und der Bundesrath, welcher einen vom Reichstage am 7. März 1888 genehmigten Antrag des Abgeordneten Munkel nicht angenommen hat, sich damit begnügt hat „sein Vertrauen dahin auszusprechen, daß die Bundesstaaten für Geldmittel behufs billiger Entschädigung unschuldig Verurtheilter Sorge tragen würden." Bayern und Sachsen haben daraufhin auch Posten in ihre Etats eingestellt, in Preußen sind dieselben in dem Dispositionsfond des Mi-

Digitized by Google

nisters enthalten. Und doch ist man gerade in Preußen — zeitiger als in der Aufklärungszeit Frankreichs, wo man die Frage akademisch beleuchtete — der Sache sehr energisch näher getreten und kein Geringerer als Friedrich der Große hat eine Verordnung vom 15. Januar 1766 dahin erlassen:

> Ist eine verdächtige Person wegen eines Verbrechens in Untersuchung gerathen und ist, weil sie nicht hat überwiesen werden können, von fernerer Untersuchung abgestanden worden, so soll, wenn im Verlauf der Zeit, durch nachherige Begebenheiten, die völlige Unschuld dieser Person entdeckt wird, solche nicht nur vollkommene Restitution der Kosten, sondern auch aus der Sportelkasse desjenigen Kollegii, wo die Untersuchung geschwebt, eine nach Bewandtniß der Umstände und der Verschiedenheit des Standes zu arbitrirende Vergütungssumme erhalten, damit die nachher entdeckte Unschuld wegen allen bei der ersten Untersuchung erlittenen Ungemachs schadlos gestellet werde!

Diese Verordnung — ein prächtiges Denkmal für die nüchterne Staatsklugheit des großen Königs — enthält noch für die heutige Zeit schätzbare Winke zur Lösung jener Frage.

Etwas später (am 8. Mai 1788) legte der Justizminister Ludwig des XVI. den Generalständen eine ordonnance (déclaration du roi relative à l'ordonnance criminelle) vor und fügte zur Rechtfertigung hinzu: „Zum größten Erstaunen habe Se. Majestät gesehen, daß die Gesetze des Königreichs noch keine Bestimmungen zu Gunsten der unschuldig in Untersuchung Gerathenen enthalten" — und der König selbst sagte, aus seinem edelmüthigen Herzen heraus, „er halte die Entschädigung eines jeden unschuldig Verurtheilten und Abgestraften für eine Schuld der Gesellschaft, für eine Pflicht der Gerechtigkeit, und er bedauere es lebhaft, wenn nicht einem solchen Unglücklichen der ihm zugefügte Schaden von Staatswegen und kraft Gesetzes vergütet werde".

Und trotzdem ereignet sich das Sonderbare, daß nicht einmal die Gesetzgebung der Revolutionszeit, speziell die Strafprozeß-Ordnung von 1791, ein entsprechendes Entschädigungsgesetz aufweist — ebensowenig der von Napoleon I. inspirirte code (des délits et des peines), so daß sein Neffe die dette de la société nicht selten aus seiner eigenen Privattasche bezahlte.

Woran lag es denn, daß man die Klinke der Gesetzgebung wegen oft recht unbedeutender Dinge in Bewegung setzte und sie für einen so wichtigen Zweck nicht finden konnte? War es Halsstarrigkeit und Verstocktheit der Regierenden, die den ihnen anvertrauten Völkern die Wohlthat eines Gesetzes nicht gönnen und sie höchstens vom patriarchalischen Standpunkte — mit dem Erweisen einer Gnade abspeisen wollten, die sie dem Gehorsamen erweisen und dem Widerspenstigen versagen könnten? Gewiß nicht! — Der Grund lag in der großartigen Schwierigkeit, welche eine Regelung dieses Rechtsstoffes mit sich bringt, und die man zwar weniger würdigt, wenn man als Volksredner mit dem Brusttone der Ueberzeugung die Menge für die eigene Partei einnehmen will, die sich aber riesengroß aufthürmt, wenn man an der Hand der praktischen Erfahrungen dazu übergehen will, jenen schönen Gedanken in eine handliche und brauchbare gesetzgeberische Form zu gießen! Soll nur für eine erlittene Strafe oder auch für Untersuchungshaft, soll bei jeder Freisprechung oder nur dann, wenn die Unschuld erwiesen wird, entschädigt werden? Für welche Beschädigung und in welchem Umfange soll Genugthuung gegeben werden? Von welchem Richter soll die Entschädigung festgesetzt werden? Soll sie nur in Geld bestehen dürfen? Alle diese und noch andere Fragen bedürfen der gewissenhaften Erörterung, ehe man an eine gesetzliche Lösung herantreten kann.

Zunächst wollen wir einmal untersuchen, auf Grund welcher Beobachtungen man denn — natürlich nur ungefähr — abschätzen kann, wie oft Verurtheilungen Unschuldiger vorkommen. Freilich wird diese Schätzung etwas verschieden ausfallen, je nachdem man sich auf den richterlichen Standpunkt oder auf den der Vertheidigung stellt; der letzteren kann man es ja füglich nicht verdenken, wenn sie — im Gegensatze zu der Anschauung der Staatsanwaltschaft sehr leicht von der Unschuld des Angeklagten durchdrungen, selbst wenn er verurtheilt wurde — noch mehr Instanzen wünscht, in denen sie die Freisprechung durchsetzen möchte und wenn sie immer wieder mit Gesuchen um Wiederaufnahme des Verfahrens das Gericht antritt. In den letzten Jahreu beschäftigt ein solcher Fall — wo man mit großer Hartnäckigkeit eine Wiederaufnahme den geordneten Gerichten förmlich abzuzwingen versuchte, die öffentliche Meinung in besonderen Brochüren und in den periodischen Zeitschriften. Außer dem Vertheidiger, Rechtsanwalt Friedmann in Berlin, hat sich auch der Schriftsteller Paul Lindau und im Parlamente Rechtsanwalt Träger mit der Sache beschäftigt. Ich meine den Prozeß gegen den Barbier Ziethen in Elberfeld. Träger äußerte sich am 22. Febr. 1888 dahin:

> Ziethen ist wegen Ermordung seiner Ehefrau vom Schwurgericht verurtheilt worden, verurtheilt worden in einem hohen Grade der Erregung, welche der Bevölkerung und leider auch der mit der Aburtheilung der Sache beschäftigten Personen sich bemächtigt hatte (!). Allerdings lag gegen den Mann ein höchst ungünstiges Verhältniß gegen seine Frau aus früheren Zeiten vor, und man hielt es für eine gerechte Strafe auch rückwärts für alles das, was der Mann bis dahin an seiner Frau (sie beschuldigte ihn vor dem Tode) begangen hatte. Er hatte aber einen Zeugen für sich, der ganz unwiderleglich war und auch nicht in den Verdacht der Bestechung oder Voreingenommenheit gerathen konnte: die Uhr nämlich. Es handelte sich hier um die Feststellung der Zeit; der Mann hatte eine Reise gemacht, war vom Bahnhofe in seine Wohnung geeilt, die Uhren, fast lauter amtliche Uhren, die Bahnhofsuhr, die Rathhausuhr, sowie Privatuhren waren nach den Wahrnehmungen der Zeugen genau mit einander verglichen und für jeden, der unbefangen heute die Verhandlungen liest, ist die Unmöglichkeit, daß der Mann die That begangen haben könnte, durch die Uhr constatirt. Der Mann — er war zu lebenslänglichem Zuchthause begnadigt worden — hatte vier Jahre gesessen, da kommt auf einmal sein Lehrling Wilhelm, der früher der Beihülfe mitangeklagt war und legt das Geständniß ab, daß er der Mörder gewesen sei, ein Geständniß, das der Mörder zwar nachher widerrufen, aber alsdann wiederholt hat und zwar unter glaubwürdigster Darstellung aller Nebenumstände, die nur ihm allein bekannt sein konnten. Es wurde in Folge dessen das Wiederaufnahmeverfahren beantragt, die Strafkammer in Elberfeld ließ dasselbe zu; auf Berufung der Staatsbehörde aber lehnte der Appellhof in Cöln diese Wiederaufnahme ab. Ich meine also, wenn solche Dinge möglich sind, wenn das Wiederaufnahmeverfahren unter solchen Umständen abgelehnt werden kann, dann haben wir wahrhaftig keine Veranlassung, die Vorbedingungen des Wiederaufnahmeverfahrens zu beschränken.

Diese Worte — weithin hörbar in dem preußischen Parlamente von einem Juristen gesprochen — kritisirten also sehr herbe einen ausführlich begründeten Beschluß eines hohen Gerichtshofes — ohne auch nur dessen Gründe anzugeben. Inzwischen ist beinahe das ganze Actenmaterial in einer Zeitschrift, ebenfalls von einem sehr berufenen Juristen, veröffentlicht worden und es ist, für mich unwiderleglich, der Beweis geführt worden, daß Ziethen, der Mörder, sich so beeilt hat, um sich eine Art Alibibeweis zu schaffen — und daß die Zeitbestimmung nach der Uhr ihn nicht entlastet. Es ist nachgewiesen, daß jener Lehrling Wilhelm von der Ziethen'schen Familie unausgesetzt aufgespürt, ausspionirt und an der Zunge gezogen worden ist. Seine Geständnisse, die nach den von ihm geltend gemachten Thatmotiven ganz unglaubwürdig waren, hat er immer widerrufen, sodaß man ihn für eines jener moralisch haltlosen Wesen taxiren muß, die zeitweise fremden Gedankeneinimpfungen widerstandslos unterliegen. Kurzum, es ist der Nachweis vor der Oeffentlichkeit erbracht worden, daß nach richterlicher Auffassung eine Freisprechung des Ziethen in einem wiederholten Verfahren durchaus nicht zu erwarten stand, daß also das Oberlandgericht Cöln ganz Recht gehabt hatte — — trotzdem ist natürlich das öffentliche Bewußtsein beunruhigt, denn nicht Jeder, der die allgemeine Anschuldigung in der

Digitized by Google

Presse gegen die Gerichtspraxis gelesen hat, liest auch das, was zur vollen Rechtfertigung jener Beschlüsse geschrieben worden ist — und soweit sind wir denn doch noch nicht, daß die Gerichte verpflichtet oder berechtigt wären, auf alle Angriffe oder Kritiken von Zeitungen sich vertheidigen zu müssen — besonders bei Sprüchen der Geschworenen dürfte dies auch seine großen Schwierigkeiten haben.

Ich sage also: Wer nicht der ganzen Verhandlung beigewohnt hat, oder wer nicht den Acteninhalt eines Strafprozesses von A bis Z kennt, der soll doch mit der alarmirenden Vermuthung, daß ein Unschuldiger in Strafe genommen wäre (oder auch daß ein Schuldiger dem Gesetze entschlüpft wäre), recht vorsichtig sein. Die Rechtsgarantien zum Schutze eines Angeschuldigten sind in Deutschland sehr groß. Im Großen und Ganzen sind falsche Denunziationen nicht allzuhäufig, wir haben die sorgfältige und pflichtgemäße Prüfung der Staatsanwaltschaft, wir haben die Prüfung des Gerichts über die Eröffnung des Hauptverfahrens oder über Einstellung des Verfahrens, wir haben die sorgfältig vorbereitete und durchgeführte Hauptverhandlung und wir haben die weitgehenden Befugnisse und die Mitwirkung einer zahlreichen und eifrigen Rechtsanwaltschaft als Vertheidiger während des ganzen Verfahrens. Trotzdem versteht es sich von selbst, daß die Gerichte für ihre Urtel keine Unfehlbarkeit in Anspruch nehmen dürfen, sondern sich auf denselben bescheidenen Standpunkt stellen müssen, wie der muhamedanische Kadi, der seinem Richterspruche die Formel hinzufügt: „Allah weiß es besser". Fehlsprüche sind in der Geschichte der Rechtsprechung immer vorgekommen, sie haben auch leider zu dem geführt, was man „Justizmord" nennt und Fehlsprüche können und werden auch in Zukunft nicht ausbleiben, weil bei dem redlichsten Willen und bei der denkbar größten Vorsicht die Richter — Beamte, Geschworene und Schöffen — irren können und weil auch in dieser Richtung immer noch oft genug dargethan worden ist, daß unser vermeintliches Wissen Stückwerk ist, trotz aller redlichen Arbeit, die darauf verwendet worden sein mag. Nur die Uebertreibung der Besorgniß möchte ich hier bekämpfen. So theilte neulich der Staatssecretär des Reichs-Justizamtes mit, daß die in den Einzelstaaten für unschuldig Verurtheilte vorhandenen Fonds sehr selten in Anspruch genommen werden — so selten, daß man sie im vorigen Jahre in Bayern auf die Hälfte herabgesetzt hat.

Ernst, der bedeutendsten Criminalisten der Neuzeit, der leider zu früh verstorbene sächsische Generalstaatsanwalt Dr. v. Schwarze, ein ebenso vorurtheilsfreier als gründlich unterrichteter Mann, fügte seinem Berichte als Reichstagsabgeordneter i. J. 1883 — ich habe diesen wahrhaft klassischen Bericht, aus welchem ich vielfach geschöpft habe, hier vor mir — die Zusammenstellung bei, welche das Reichs-Justizamt von den Regierungen der sämmtlichen deutschen Bundesstaaten über die Fälle erbeten hatte, in welchen eine rechtskräftige Verurtheilung aufgehoben und nachträglich auf Freisprechung erkannt worden war. Man zählte seit dem 1. October 1879 — der Bericht ist von Ende April 1883, also auf circa $3^1/_2$ Jahre — 205 solcher Erkenntnisse, von denen 10 von Schwurgerichten, 99 von den Strafkammern der Landgerichte und 96 von Schöffengerichten gefällt worden waren. Freilich ließ sich nicht überall erkennen, ob die neue Freisprechung nur erfolgt war, weil bei der erneuten viel späteren Verhandlung die ursprünglichen Beweismittel in leicht erklärlicher Weise (— es konnten Hauptzeugen verstorben sein oder sich der Sache nicht mehr so bestimmt erinnern —) abgeschwächt worden waren, oder ob der volle Beweis für die Nichtschuld des Angeklagten erbracht worden war. Aus den mitgetheilten Gründen der bayerischen Gerichte entnahm Dr. v. Schwarze, daß es sich in 17 von 22 Fällen um wirklich früher unschuldig Verurtheilte gehandelt habe und daß dieses Verhältniß von knapp $^1/_4$ zu reichlich $^3/_4$ ungefähr die Regel sein möchte, so daß also von jenen 205 Urteln immerhin etwa 160 auf Irrthum beruhten, was für ganz Deutschland etwa 46 Fälle pro Jahr ergeben würde.*)

Mag man diese Ziffer, gegenüber der Legion von Verurtheilungen, auch Gott sei Dank als klein bezeichnen dürfen, so ist sie doch unzweifelhaft groß genug, um ihr eine ernste Berücksichtigung zuzuwenden und sich zu erinnern, daß man diesen unter dem Schein des Rechts, in Wirklichkeit aber zu Unrecht, verurtheilten Personen, die zum größten Theil durch Vollstreckung der Strafe Einbuße an Leib und Gut erlitten haben, Genugthuung schuldig ist.

Diesem Gedanken haben sich auch die deutschen Bundesregierungen keineswegs verschlossen und ihr Commissar, der Geh. Regierungsrath Leuthe, erklärte bei den Berathungen Ende 1886 (allerdings ohne ausdrückliche Vollmacht zu bindenden Erklärungen),

> „daß allen Interessen am besten entsprochen würde, wenn man die Gewährung der Entschädigung in das Ermessen des Landesherrn, bezw. des Kaisers stelle und zu deren Disposition die bezüglichen Mittel in den Etat einstelle. Daran, daß alsdann die Gewährung der Entschädigung von derselben Instanz erfolge, welcher auch das Begnadigungsrecht zusteht, könne man nur Anstoß nehmen, wenn man bei einem Gnadenacte an ein Handeln aus Laune oder Willkür denken wollte, während doch die Gnade gerade da den Beruf habe mit Rücksicht auf die Umstände des einzelnen Falles einzutreten, wo von einem höheren Standpunkte aus Unrecht geschehen sei, obwohl das, was geschehen, auf formellem Rechte beruhe."

Der Herr Commissar verwies außerdem auf eine drei Jahre früher von ihm abgegebene Erklärung, Inhalts deren „der Herr Staatssecretär des Reichs-Justizamtes sich damit einverstanden erklären werde, daß die Entscheidung der Frage, ob der Fall einer Entschädigungspflicht vorliege, durch ein Gericht (der Herr Reichskanzler habe das Reichsgericht im Auge) erfolgen solle. Vielleicht wäre es sehr zweckmäßig gewesen, dieser Andeutung damals entgegen zu kommen und den eingebrachten Entwurf danach umzuformen, denn — weiter wird man auch in Oesterreich jetzt nicht kommen, nachdem die Commission des österreichischen Herrenhauses beschlossen hat, in erster Linie die Feststellung eines Anspruches dem Justizminister zu übertragen und erst, wenn dieser den Anspruch gar nicht oder in zu geringem Umfange zulassen will, die Klage bei dem Reichsgericht zuzulassen, da dieses verfassungsmäßig berufen ist, über die öffentlich rechtlichen Ansprüche des Einzelnen an die Gesammtheit zu erkennen.

Ich sage, es ist heute allgemeine Rechtsüberzeugung, daß man dem unschuldig Verurtheilten Genugthuung schuldet und zwar Seitens des Staates, weil dieser als oberster Träger der Rechtsidee unter dem Scheine und in den Formen des Rechts thatsächlich Unrecht zugefügt hat. Im Alterthum bedurfte man dieses Prinzips weniger, weil man auch bei den meisten Verbrechen einen Privatankläger hatte, der sehr empfindlich herangezogen wurde, wenn ihm die Durchführung seiner Anklage mißglückte; in späteren Zeiten konnte man sich von dem Grundsatze, der das Privatrecht beherrscht, nicht losmachen, daß es keine Entschädigungspflicht ohne Verschulden des Beschädigers gäbe. Wer bei Leitung einer Rechtssache absichtlich das Recht beugt, wird (§ 336 Strafgesetzbuch) mit Zuchthaus bestraft und bleibt selbstverständlich für allen Schaden verhaftet. Zum Glück kommen aber derartige Fälle kaum vor. Dagegen können Unschuldige verurtheilt werden, weil der Richter, sehr entschuldbar vielleicht, irrte. Dann trifft ihn kein „Verschulden" und noch weniger den Staat, dessen Hoheitsrecht er ausübte. Trotzdem hat sich mit der reicheren Entwickelung des öffentlichen Rechtes die Einsicht ausgebildet, daß auch hier geholfen werden muß. Muß sich der Einzelne den geordneten Eingriff in seine Ehre, Freiheit und Leben gefallen lassen, weil er den Gesetzen zu gehorchen hat, so muß ihn auch das Gesetz entschädigen, wenn er sogar seine Unschuld darthun kann. Das Gesetz legt z. B. den Eisenbahnen eine gewaltige Entschädigungspflicht auf, ohne von dem Verletzten zu verlangen, daß er eine

*) Eine andere Statistik, welche der Centrumsredner am 11. Febr. 1892 in Bezug nahm, gibt 97 Fälle unschuldig verbüßter Strafen auf den Zeitraum von zwei Jahren, also circa 48 pro Jahr an, was mit dem Gesagten ziemlich zusammenfällt.

Digitized by Google

Schuld derselben nachweist; es gewährt Entschädigung, wenn Jemand im höheren Interesse des Staates oder der Gemeinde sein Grundstück oder z. B. bei Viehseuchen seine Thiere, oder bei Manövern seine Feldfrucht hergeben muß. Der Staat leistet vor Allem einen großen Zuschuß bei den modernen sozialen Versicherungen — und doch trifft ihn natürlich kein „Verschulden", daß seine Arbeiterbevölkerung alt wird und der Unterstützung bedarf, weil die schwache Kraft des Einzelnen diesem natürlichen Ereignisse, diesem Zufalle gegenüber, nicht im Stande ist, sich allein aufrecht zu erhalten. Gewiß ist der Staat nicht die allgemeine Wohlfahrtsanstalt, welche alle Unterschiede in der Welt ausgleichen kann, er kann nicht dem Reichen das Leder stehlen und armen Leuten Schuhe daraus machen — das würde uns mit Nothwendigkeit zu einer rein sozialistischen Entwickelung drängen, bei der die freie Entwickelung des Einzelnen vernichtet würde und bei der die Confiscation des Eigenthums und die polizeiliche Bevormundung in das Unerträgliche steigen müßten — — aber bis dahin wird man meines Erachtens sehr wohl gehen dürfen, daß der Staat nicht ohne Hülfe diejenigen untergehen oder dem Ruin nahe kommen lassen darf, die unschuldig unter seinem mächtigen Eingriffe leiden und von seinem Räderwerke zermalmt werden; er ist der Menschen wegen da, die Menschen bilden und sie erhalten ihn durch ihre Steuern und sonstigen Leistungen — in Fällen der Noth muß er darum auch für sie eintreten, mag man dies nun auf die Idee einer Art Zwangsversicherung oder auf sonstige ähnliche Fälle vergleichend zurückführen. Mag man dies früher als eine Forderung der Billigkeit angesehen haben — heute, bei den erweiterten Aufgaben des Staates — sehen wir es als eine Forderung der Gerechtigkeit an, der gesetzlich entsprochen werden muß.

Wer soll denn nun entschädigt werden? — Nun, der unschuldig Verurtheilte! Ist denn jeder Freigesprochene, der in einem früheren Verfahren verurtheilt worden ist, ein für unschuldig Erklärter? — Leider, nein! Hier scheiden sich die Geister und hier liegen hauptsächlich die der Sache so lange hinderlichen großen Schwierigkeiten.

Eine Freisprechung ist keineswegs immer eine Unschuldserklärung. Nehmen wir an, daß sich später herausstellt, daß eine kleine Formalität bei dem Strafantrage fehlte, daß ein Tag über die Verjährungszeit verstrichen ist — — der Mann muß, trotz der Strafthat, freigesprochen werden! Nehmen wir an, die Belastungsmomente häuften sich zu ungeheurer Höhe, die öffentliche Meinung hätte gar keinen Zweifel an der Thäterschaft — aber der Richter oder Geschworene verlangt noch eine untergeordnete Aufklärung, die nicht gebracht werden kann — — es wird, weil ihm auch der geringste Zweifel zu Gute kommen soll, der Angeklagte, vielleicht mit der durchsichtigen Begründung: „Aber hüten Sie sich ein anderes Mal," freigesprochen! Nehmen wir an, es ist gelungen, die Wiederaufnahme des Verfahrens durchzusetzen, und in dem neuen Termine fehlt ein hochwichtiger Belastungszeuge, dessen Aussage, wenn er verstorben ist, vielleicht aus irgend einem Grunde nicht verlesen werden kann — der Mann wird freigesprochen, während ihn auch die jetzigen Richter unbedingt verurtheilt hätten, wenn ihnen dasselbe Beweismaterial wie im ersten Termine zu Gebote stand! — — Will man wirklich allen diesen Freigesprochenen, die sozusagen dem Gesetze entwischt, mit einem blauen Auge davongekommen sind, noch eine Art Prämie schenken? Ich zweifle, daß dies wirklich die allgemeine Volksmeinung wäre.

Dagegen erfolgen Freisprechungen, weil sich klar herausgestellt hat, daß eine Strafthat gar nicht verübt worden ist (eine Frauensperson hat eine Nothzucht vorgespiegelt), daß der Angeklagte die That überhaupt nicht begangen haben kann oder daß die Beweismittel, auf Grund deren er allein verurtheilt worden ist, sich als gefälscht und als nicht stichhaltig (etwa eine gefälschte Urkunde, die man für von ihm herrührend annahm) herausstellen.

Heutzutage macht die Urtelsformel zwischen diesen sehr verschiedenen Arten der Freisprechung keinen Unterschied mehr; bei schwurgerichtlichen Urteln läßt er sich auch nicht aus der Begründung erkennen, und der Vorsitzende, soweit er dies überhaupt darf, kann ihm auch keinen Ausdruck verleihen, weil er die Gründe gar nicht kennt. Früher allerdings gab es eine sogenannte „Entbindung von der Instanz", eine vorläufige Lossprechung, bei welcher das Damoklesschwert des Staatsanwalts, insofern er neue Beweise auffand, über dem Angeklagten hängen blieb. Dadurch wurden sozusagen Freisprechungen II. Cl. geschaffen. Man ist hiervon zurückgekommen und kein Mensch wird den alten Zustand zurückwünschen; wer von der erhobenen Anklage losgesprochen wird, der soll es womöglich endgültig werden. Aber wenn wir auch die Formen des Verfahrens ändern und alte Benennungen abändern — so weit in den Dingen selbst natürliche Unterschiede obwalten, lassen sie sich dadurch nicht bei Seite schieben, und ich huldige allerdings nicht der Ansicht, daß unter allen Umständen Freisprechung und Freisprechung dasselbe ist.

Ich erinnere hier an jene Cabinetsordre des alten Fritz, in welcher Entschädigung verheißen war, wenn „Jemandes völlige Unschuld entdeckt würde" — und in demselben Sinne verordnet die im Landtage wieder in Bezug genommene württembergische Strafprozeß-Ordnung vom Jahre 1868:

> Einem Verurtheilten, dessen Schuldlosigkeit an den Tag kommt, ist der von ihm nicht verschuldete Schaden durch die Staatskasse zu ersetzen, vorbehaltlich des Rückgriffs an die Schuldigen.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Der deutsche Atheismus und Materialismus dieses Jahrhunderts.

Von Eduard von Hartmann.

Der philosophische Materialismus hatte im vorigen Jahrhundert in Lamettrie, Hollbach und Cabanis seine höchste Ausbildung erreicht und namentlich in dem letzteren, dessen Wirksamkeit sich bis in dieses Jahrhundert hinein erstreckt, sich mehr als je zuvor auf die Physiologie gestützt. In Deutschland hatte dieser französische Materialismus noch nicht vermocht, dem Deismus Boden abzugewinnen, als die mit Kant beginnende spekulative Epoche alle Aufmerksamkeit des philosophischen Publikums auf sich zog. Nach der Restauration des französischen Königthums folgte dann eine Periode der romantischen Reaction, deren philosophische Widerspiegelung in Deutschland der spekulative Theismus von Baader bis Lotze, in Frankreich der Spiritualismus und Eklekticismus war. Dieser spekulative Theismus rang zunächst mit dem spekulativen Pantheismus, der seine höchste Verkörperung in Hegel gefunden hatte, und drängte die Linke der Hegel'schen Schule zu einer immer radicaleren Opposition gegen den christlichen Theismus, während Hegel selbst noch in dem Glauben gestorben war, die eigentliche Wahrheit eben dieses Theismus philosophisch formulirt zu haben. In dem Maße als die Reaction und Romantik im modernen Zeitgeiste an Boden verlor und die revolutionären Strömungen der vierziger Jahre stärker und stärker anschwollen, trat auch der spekulative Theismus in den Hintergrund des philosophischen Interesses. Auf den gemeinsamen Trümmern des Hegel'schen Systems und des spekulativen Theismus erwuchs ein moderner Atheismus, der eine überwiegend materialistische Färbung annahm.

Dieser Atheismus wurde aus drei verschiedenen Hauptquellen gespeist, zu denen noch einige andere Nebenzuflüsse beisteuerten. Die erste Quelle bildete wie gesagt die Linke der Hegel'schen Schule, die durch die Angriffe des spekulativen Theismus gegen die Hegel'sche Philosophie zu immer schärferer Gegnerschaft hingedrängt wurde. Ihre Träger fühlten sich

Digitized by Google

noch als Mitglieder einer Aristokratie des Geistes, wenn sie auch ihre Mission darin suchten, die Revolution vorzubereiten. Der Höhepunkt dieser Bewegung fällt in das Ende der dreißiger und die vierziger Jahre, und sie ist deshalb auch am meisten bekannt und am häufigsten geschildert worden. Die zweite Quelle war die wiederauftauchende Erinnerung an den französischen Materialismus des vorigen Jahrhunderts, welche durch den Uebergang Feuerbach's zum materialistischen Sensualismus geweckt, durch die Hinweise Schopenhauer's auf Cabanis unterstützt und durch den zunehmenden Einfluß der Naturwissenschaften auf den Zeitgeist befördert wurde. Diese Richtung hatte einen mehr populären, demokratischen um nicht zu sagen plebejischen Anstrich; sie entsprach der in die Massen gefahrenen revolutionären Tendenz und erreichte ihren Höhepunkt in der Reactionszeit der fünfziger Jahre. Die dritte Quelle war die Schopenhauer'sche Philosophie selbst, die sich allem Theismus und Pantheismus gegenüber ausdrücklich als reinen Atheismus hinstellte und in diesem Sinne von den meisten ihrer Anhänger aufgefaßt, verbreitet und fortgebildet wurde, obwohl sie thatsächlich nichts weniger als Atheismus, sondern vielmehr ein modificirter Pantheismus war. Während die Lehre Schopenhauer's in den fünfziger und sechziger Jahren allmählich eine stille, dem politischen Tagestreiben abholde Gemeinde um sich gesammelt hatte, entwickelte sich seine atheistische Schule erst seit der Errichtung des Norddeutschen Bundes bis zur Gegenwart, woselbst ihr Einfluß vorläufig noch im Wachsen scheint.

In diese einander zeitlich ablösenden drei Hauptströmungen spielen als Nebenzuflüsse hinein die Schelling-Oken'sche Naturphilosophie und der Comte'sche Positivismus. Die erstere fand in Planck einen verspäteten Restaurator im materialistischen Sinne, übte daneben aber auch durch den Physiologen Johannes Müller hindurch noch auf Häckel einen gewissen Einfluß. Der Positivismus Comtes wirkte zunächst nur an vereinzelten Punkten mit in diesen Prozeß hinein, z. B. bei Dühring, und entfaltete erst später einen größeren Einfluß, als sich der Zeitgeist, der metaphysischen Streitigkeiten müde, durch Vermittelung des Neukantianismus zum Skepticismus und zur gänzlichen Verachtung aller Metaphysik hinwandte.

Die Ströme der verschiedenen Quellen fließen zum Theil ungemischt neben einander her, zum Theil mengen sie sich auf die verschiedenste Weise mit einander. Die Schopenhauerianer nehmen im Ganzen ebensowenig vom Hegelianismus auf, wie die Hegelianer vom Schopenhauerianismus; insbesondere bis in die siebziger Jahre hinein gehen beide unbekümmert um einander oder mit feindseligen und verächtlichen Scheelblicken neben einander her, und selbst in jüngster Zeit ist eine gewisse theoretische Anerkennung nicht im Stande gewesen, die atheistischen Zweige der Schulen einander practisch zu nähern. Dagegen haben beide Fühlung gesucht mit dem Materialismus oder doch Naturalismus der Franzosen. Dieser Materialismus oder Naturalismus hat aber auch in ausgesprochener Mißachtung gegen alle Spekulation auf Grund der Fortschritte der Physik und Physiologie sich zu erneuern gesucht. Theils waren es philosophische Dilettanten und Naturforscher dritten bis siebenten Ranges (Vogt, Moleschott, Büchner), die sich diesem Unternehmen widmeten, theils Philosophen, die mit den jüngsten spekulativen Systemen gebrochen hatten und im naturwissenschaftlichen Dilettantismus Ersatz suchten. Dieser Materialismus liebte es dann, sich für die einzig mögliche und wahre Weltanschauung der modernen Naturwissenschaften auszugeben, und in Laienkreisen eine bis heute nachwirkende Verwirrung zwischen naturwissenschaftlicher und materialistischer Weltanschauung anzurichten. Die geistig höchststehenden Naturforscher haben dagegen zu keiner Zeit vergessen, daß die Naturwissenschaft als solche mit metaphysischen Fragen gar nichts zu thun hat, und daß eine solche Verquickung auf einer unwissenschaftlichen Verwechselung und dilettantischen Uebergriffen in das philosophische Gebiet beruht.

Zwischen den Atheisten der Hegel'schen und der Schopenhauer'schen Schule besteht insofern ein beachtenswerther Unterschied, als die ersteren zum sensualistischen Materialismus, die letzteren dagegen zu einem übersinnlichen Dynamismus oder einer Willensmetaphysik hinneigen, die immer atomistische Zersplitterung zeigt, aber bald im nüchternen Sinne einer blinden Willkür oder Gesetzlichkeit, bald im mystischen Sinne eines zweckvollen transcendentalen Individualismus. Atheismus aber bleiben diese Richtungen selbst im letzteren Falle wenigstens insofern, als sie sich gegen die Existenz oder Nichtexistenz eines letzten zweckensetzenden Weltgrundes theoretisch und practisch gleichgültig verhalten (indifferentistischer Atheismus), selbst dann, wenn sie sich durch Annahme des Gottesglaubens trotz wissenschaftlicher Unbeweisbarkeit mit dem Pseudotheismus berühren (wie z. B. Wundt).

Diese geschichtlichen Zusammenhänge waren bisher noch nirgend zu einer klaren und zusammenfassenden Darstellung gebracht worden. Lange's „Geschichte des Materialismus" war ursprünglich darauf angelegt, mit der erkenntnißtheoretischen Ueberwindung des Materialismus durch Kant abzuschließen; erst in der zweiten Auflage verbreitete Lange sich ausführlicher über die neueste Zeit, aber ohne systematische Vollständigkeit und ohne geschichtlichen Zusammenhang, mehr, um über allerlei nahe liegende Probleme in zwangloser Rede sein Herz auszuschütten, und die Schopenhauerianer sind ihm offenbar ganz unbekannt. Wäre Kant's Erkenntnißtheorie so sicher begründet, wie Lange annimmt, so wäre allerdings durch sie mit der gesammten Metaphysik auch der Materialismus überwunden. Aber diese Ansicht, die in dem modernen Skepticismus eine vorläufig auf allen Gebieten herrschende Vertretung gefunden hat, ist jedenfalls bis in die siebziger Jahre hinein nicht die herrschende gewesen und wird auch jetzt noch von Vielen auf das Nachdrücklichste bestritten. Es scheint deshalb geschichtlich nicht angängig, die Geschichte des Materialismus als in der Hauptsache durch Kant abgeschlossen anzusehen. Gerade die neueren Materialisten und Naturalisten sind in vieler Hinsicht in der Begründung und Durchbildung ihres Standpunktes weit über das noch sehr embryonische Système de la nature von Hollbach hinausgekommen.

Eine zusammenfassende Darstellung der wichtigsten Erscheinungen dieser Art hat zuerst Dr. Arthur Drews geliefert in seinem Werke: „Die deutsche Spekulation seit Kant u. s. w."*), dasselbe bietet in Bd. II. S. 235—520 eine Reihe trefflich ausgeführter kritischer Monographien über Feuerbach, Strauß, Büchner, Häckel, Czolbe, Dühring, Planck, Mainländer, Bahnsen, Hellenbach, du Prel und Wundt, während Stirner und Nietzsche erst in desselben Verfassers Geschichte der neuesten Ethik behandelt werden sollen. Wenn auch Drews mit seiner Kritik auf einem ganz anderen Standpunkt steht als Lange, so wird doch jeder Leser von Lange's Geschichte des Materialismus erfreut sein, eine Fortführung dieses Werkes bis auf die Gegenwart in den betreffenden Abschnitten der Drews'schen Darstellung zu finden.

Die guten Manieren und das Theater.

Von M. Kroschel.

Vom Theater als einer moralischen Anstalt und von deren unmoralischen Abarten ist von berufenen Leuten viel geredet und geschrieben worden. Mit Recht und Berechtigung. Wie groß der Einfluß ist, den die Bühne auf Zuhörer und Zuschauer ausübt, ist nicht zu wägen oder zu berechnen; daß dieser Einfluß groß ist, wird Niemand bestreiten.

Die Wirkung, die erzielt werden, der Einfluß, der gewonnen werden soll, läßt sich im Voraus nicht bestimmen; sehr oft entspricht beides der Absicht des Autors keineswegs, und der Ansicht des Kritikers auch nicht. Wer als harmloser Mensch, dem man keine kritischen Tücken zutraut, mit anderen harmlosen Menschen über theatralische und überhaupt literarische Eindrücke zu reden Gelegenheit hat, der bekommt oft

*) Berlin, Maeter, 1893.

Digitized by Google

Ansichten zu hören, von denen „die vom Fach“ nicht vermuthen würden, daß sie möglich seien; denn ihnen gegenüber geben sich die harmlosen Leute eben nicht ungezwungen und spielen — zumeist unbewußt — mit ihnen und mit sich selbst ein wenig Komödie.

Der großen Menge ist und bleibt die Scene eben die Schaubühne, die Fortsetzung des Bilderbuches, das einst die Kinder unterhielt. Die Gestalten sind beweglich geworden und sie sprechen den erläuternden Text selbst; im Allgemeinen aber verhalten sich die Zuschauer ihnen gegenüber nicht so sehr viel anders, als einst den Typen der kindlichen Fehler und wünschenswerthen Tugenden gegenüber. Was über die Unterhaltung hinausgeht, was so absichtlich lehrhaft wirkt, daß eine blinde Frau es mit dem Stocke fühlen könnte, das — zielt eben auf den lieben Nächsten oder die liebe Nächste; die mögen sich ein Lichtchen aufstecken lassen oder ein warnendes Beispiel nehmen.

Ganz merkwürdig ist es auch, wie anders als fast identische Vorkommnisse im Leben die Vorgänge der Bühne überhaupt ihrem sittlichen Werthe nach geschätzt werden. An zweifelhaften Charakteren, an direct strafbaren Handlungen nehmen Leute von peinlichster Ehrenhaftigkeit durchaus nicht den Anstoß, den sie nehmen würden, wenn dergleichen im Leben ihnen nahe träte. Das liegt nicht allein daran, daß die fortschreitende Handlung, — die sich manche Modernste allerdings mehr und mehr abgewöhnen — daß die Vielheit der Eindrücke den naiv Genießenden befangen macht und die Schnelligkeit und Schärfe seines Urtheils hemmt; es liegt der Grund für diese mehr lässige Auffassung darin, daß die Geschehnisse und Charaktere auf der Bühne nicht ganz ernst genommen und für voll angesehen werden.

Diese eigenthümliche Anspruchlosigkeit zeigt das verehrliche Publikum auch in anderer Weise; nicht nur gegen Verstöße, die seine moralischen Empfindungen im Leben arg kränken würden, ist es so nachsichtig; es übt diese Nachsicht auch gegen Aeußerlichkeiten, die eben, weil sie Aeußerlichkeiten sind, recht in die Augen fallen müßten. Verstöße gegen die guten Manieren, oft gegen die einfachsten Gebote, gegen die Grundregeln des guten Tons passiren manchmal auf der Bühne, und die im Leben sehr empfindlichen Damen und Herren der Gesellschaft im Zuschauerraum lassen sie lächelnd passiren.

Dabei denke ich hier gar nicht an Stücke mit „heiklen Situationen“, auch nicht an diejenigen Bühnen, die geradezu auf die Verrohung des Geschmackes hinarbeiten, an Darstellungen, die das moralische und das ästhetische Feingefühl abzustumpfen geeignet sind. Eine ungewöhnliche, befremdende, in ihrer Gewagtheit abstoßende Situation ist weder für den moralischen Unwerth eines Bühnenstückes ein Beweis, noch für die gesellschaftliche Unerzogenheit des betreffenden Autors; die künstlerische Nothwendigkeit und Berechtigung hat in solchen Ausnahmefällen allein die Entscheidung zu treffen. Die Darstellungen aber, bei denen die absolute Unmanier die Solostimme hat, gehören wiederum vor den Richterstuhl der Moral.

Die „guten Manieren“ sind durchaus keine absolute Gewähr für die sittliche Qualität dessen, der sie ausübt. Und doch ist der Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und guter Sitte unleugbar und beruht nicht nur auf einer Lautverwandtschaft der Worte. Die guten Manieren sind der offenkundige Ausdruck der guten Sitte; wie angenehm sie im Verkehr sind, dessen wird man meist erst gewahr, wenn man mit Leuten, die solcher Vorzüge nicht theilhaftig sind, in unerwünschte Berührung kam. Wer sich guter Manieren befleißigt, muß eigentlich fortwährend zu Gunsten Anderer sich kleine Beschränkungen auferlegen, Opfer und Opferchen bringen, sich selbst in Zucht nehmen, Rücksichten üben: und das Alles mit Freundlichkeit und Grazie; denn „sich was merken zu lassen“ wäre schon nicht mehr gute Manier. Die rauhbeinigen Tugendbolde, die sich ihrer gediegenen Geradheit und rücksichtslosen Offenheit so gerne rühmen, sind immer ein wenig „suspect“ — das deutsche „verdächtig“ ist nicht ganz dasselbe — und sie müssen wirklich ein gut Theil Originalität aufweisen können, um nicht als unausstehlich empfunden zu werden.

Die guten Manieren soll man nicht gering schätzen; wie das gute Recht der Gerechtigkeit, will auch die gute Sitte gepflegt und beobachtet sein. Es ist leider richtig, daß sich sehr viel Unkraut unter den Weizen eingenistet hat, daß es mit „der Sittenfreundlichkeit“ im geselligen Leben nicht sehr rühmlich bestellt ist. Viele Faktoren arbeiten da einander in die Hände; aber ganz so unmanierlich, wie es uns oft die Bühne glauben machen könnte, geht es im gesellschaftlichen und im geselligen Leben doch nicht zu. An diesen Verstößen gegen die durch Uebereinkommen geheiligten, manchmal auch nur dem Empfindlichen wahrnehmbaren Regeln des gesellschaftlichen Anstandes ist keineswegs allein den Darstellern die Schuld beizumessen, und wenn es so ist, so sind sie oft genug nur der „leidende Theil“; viel mehr sind die Autoren und die, welche ein Theaterstück „einzurichten“ haben, Directoren und Regisseure, der Schuld zu bezichtigen; und das geschätzte Publikum, das im Leben so empfindlich und vor der Rampe so überaus nachsichtig ist, trägt auch seinen Schuldantheil.

Nun werden sicher sogar einige der verehrlichen Leser fragen: „Wozu der Lärm? auf unseren guten Bühnen kommen doch so auffällige Verstöße gegen gesellschaftlichen Anstand nicht vor.“ — Wohl ihnen, wenn sie in der That so gute Bühnen haben, an denen so gute Stücke von so guten Directoren eingerichtet und von so guten Darstellern gespielt werden; überall ist das nicht so gut bestellt.

Es kommt vor, daß in einem Stücke, das so naturgetreu inscenirt ist, daß selbst echte Regentropfen an richtige Fensterscheiben klopfen, in der Privatwohnung irgend eines der „Gesellschaft“ zugehörenden Mannes allerlei Leute erscheinen, unangemeldet auftreten, mit kaum begründeter Manier abgehen, sich überhaupt mit einer Zwanglosigkeit benehmen, als befänden sie sich in einem Eisenbahnwartesaal und nicht in einem „mit allem Comfort der Jetztzeit eingerichteten“ Salon. Es ist auch schon vorgekommen, daß Herren mit dem Hut auf dem Kopf in das Zimmer traten, so ruhig wie in der Scene vorher in den grasgrünen Wald. Und das war keine „Nuance“; nein, kein beredter Blick, kein ausdrucksvolles Achselzucken mitspielender Damen ließ wahrnehmen, daß die Unmanier bemerkt worden sei.

In einem neuen Stück eines „vielgegebenen“ neuen Autors kommt ein junger Mann vor, der sich mit wunderbarer Geschwindigkeit in einen Backfisch verliebt. Daß er dies auf Geheiß des Autors thut, ist sein Schicksal und geht uns weiter nichts an; aber daß er bei dem ersten Beisammensein mit jenem Backfisch sich halb auf den Tisch setzte, sich am Ofen räkelte und beide Hände in die Taschen seiner Hosen versenkte, das war entschieden unmanierlich. Und es nahm weder der holde Backfisch, noch irgend Jemand unter den Zuschauern Notiz davon. Welche Thaten der Unmanier übrigens die typischen Bühnenbackfische vollbringen . . . da möchte man auch sagen: heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen. Unter den Typen der Bühnenfiguren ist diese Puppe eine der widerwärtigsten. Die jungen Mädchen aus guter Gesellschaft sind, so lange sie im Uebergangsstadium zwischen „jungem Mädchen“ und „junger Dame“ sich befinden, im Leben auch noch keine Meisterinnen des guten Tones; sie wissen oft genug nicht, wie sie es anfangen sollen, um ihren Richterinnen gerecht zu werden und stoßen bald hier, bald dort an. Die sogenannte Naive auf der Bühne aber ist zumeist recht fertig; viel weniger unerzogen als direct ungezogen. Der Unterschied ist nur der, daß man bei der schön costümirten Kleinen auf den Brettern das „reizend“ findet, was man bei seines Nächsten Töchterlein, und auch beim eigenen, im Leben unpassend, albern, häßlich finden würde. Ein Backfischchen, das sich vordrängt mit seinen unreifen Urtheilen, das nicht rücksichtvoll und aufmerksam gegen ältere Herrschaften sich erweist, das kokettirt, wie es die „junge Wittwe“ nicht besser machen könnte — es kommt ja wohl im Leben auch vor; aber sicher kommen dann auch so und so viele andere Leute vor, die das bemerken und der Sünderin oder ihrer lieben Mama einen mehr oder minder

Digitized by Google

ausführlichen Vortrag über gute Manieren halten; wenn es gesellschaftlich sichere Leute sind, in jener harmlosen Weise, die am geeignetsten ist, recht unangenehme Dinge zu sagen.

Eine andere Person der Bühnenwelt, die im Nichtbeachten guter Manieren viel leistet, pflegt der „junge Mann" zu sein. Er ist das männliche Pendant zur Naiven, ebenso unnütz in der Welt, so verzogen, so verlogen — aber doch „so lieb." Ist der junge Mann auf einer Universität gewesen, so bringt er seine Studentenmanieren in den Salon mit und behandelt alle nichtakademischen Leute mit großer Verachtung; auch wenn es seine eigenen Eltern sind.

Wenn sich unter den anderen Personen des Stückes eine darüber wundert, wenn solches unmanierliche Benehmen Jemand kränkt, ei nun, so gehört es eben in das Stück, ist ein wesentlicher Zug; auch wenn das nicht eintritt, wenn aber ein derartiges Benehmen als charakteristisch für ein Individuum oder für einen Stand ausdrücklich vorgeschrieben ist, so ist auch nichts dagegen zu sagen. Werden aber Manieren, die außerhalb der Gesellschaft, die man mit Recht die gute nennt, nur vorzukommen pflegen, innerhalb derselben jedoch nicht geduldet sind, ohne Widerspruch an einer so auffälligen Stelle, wie die Bühne es ist, wieder und wieder vorgeführt, so liegt die Befürchtung nahe, daß einerseits ein falsches Bild, eine unrichtige Vorstellung von der guten Gesellschaft bei denen erweckt werde, die nicht zu ihr gehören, und daß andererseits das böse Beispiel den Rest von guten Sitten bei denen verderbe, die sich ohnehin nicht gerne Zwang auferlegen.

Ein wenig Mehr, ein gewisses Zuviel ist in der realistischen Darstellung guter Manieren jedenfalls weniger schädlich, als die übermäßige Deutlichkeit in der Vorführung schlechter Sitten. Die wirken schon ohne Uebertreibung genug, sowohl abschreckend, wie anreizend.

Zudem, was dem Einen recht ist, sei dem Anderen billig. In allem äußerlichen Beiwerk, das der Decorationsmaler, der Decorateur, der kunsttechnische Beirath, der Schneider, der Waffenschmied, der lichtspendende und der feuchte Techniker an, auf, über den weltbedeutenden Bettern arrangiren, da muß Alles von „bezaubernder Echtheit" sein, bis auf den wirklichen Champagner (keinen deutschen Schaumwein!) und die wirklichen dampfenden Kartoffeln und das wirkliche Schneegestöber und das echte Wickelkind; warum sollen da die nicht minder wichtigen Faktoren, die guten Manieren, unberücksichtigt bleiben? Um eine gute Gesellschaft zu charakterisiren, ist die Beobachtung guter Manieren von größerer Bedeutung als die Ausführung sogenannter „edler Handlungen." Die guten Manieren, die vom Hausgesinde bis zum Gebieter hinauf in der Jedem zukommenden Weise wie etwas Selbstverständliches geübt werden, sie sind es gerade, die für das „Milieu" so charakteristisch sind. Und wenn ein Autor uns mit Witzraketen die Augen blendet, mit „Prospecten und Maschinen" die wunderbarsten Effecte erzielt, schöne Damen mit schönen Schmucksachen die schönsten Rollen spielen läßt, er wird uns sofort Zweifel an seiner Beherrschung des „guten Tons in allen Lebenslagen" erwecken, wenn er z. B. den „interessanten Mann" im Stück an jene schöne Frau die beliebten Worte richten läßt: „Schöne Frau!" O wie oft hörte man sie schon — auf der Bühne . . . Einer Dame der wirklichen guten Gesellschaft ist es ja ebenso wenig unangenehm zu hören, daß sie schön ist, wie einer Dame aus einer anderen Welt; nur auf das Wie kommt es an. Und die grobe Schmeichelei widerstrebt feiner Sitte. Der Unglückliche, der eine feine Dame mit jenem familiären Huldigungswort anzureden wagte, wie erbarmunglos würde er „geschnitten" werden!

Und die Art zu schenken auf der Bühne, Blumenkörbe, Amoretten, Schmucksachen — von Leuten, die sich es nicht unterstehen dürften, an Leute, die es nicht annehmen würden; und die Art, „großmüthig" zu sein in Geldsachen; und die Art, zu tractiren oder zu poniren, oder mit welchem Fremdwort man diese protzenhafte Manier bezeichnen will: es mag ja zuweilen ganz effectvoll wirken, realistisch, d. h. den realen Verhältnissen entsprechend, ist es nicht. — Ueber die Ansichten und Auffassungen von Religion und Pflichten, von allem „Besten in der Welt", wird man bei zwei Individuen, die einen annähernd gleichen Bildungsgang durchlaufen haben und derselben „Kaste" angehören, oft staunen müssen: so diametral stehen sie einander gegenüber; über die Art, einen Gast zu empfangen, eine Schleppe zu tragen, eine Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen, zu sitzen, sich zu verneigen, kleine Dienste zu leisten oder entgegenzunehmen, versteckte Liebenswürdigkeiten und „kandirte Bittermandeln" auszutheilen, und was der tausenderlei Kleinigkeiten sind, aus denen sich das Mosaikbild zusammensetzt, das man „gute Manieren" nennt, darüber wird in „maßgebenden Kreisen" wenig Verschiedenheit der Meinungen obwalten.

Nun ja, gute Manieren zu haben ist noch nicht das Höchste; aber es gibt doch nun einmal dergleichen. Darum soll man acht geben, ob sie und daß sie da angewendet werden, wo sie hingehören. Also verlangt es der „Realismus auf eine andere Art."

Gabriele d'Annunzio.

Von V. Matthes.

Ebenso wie in der Literatur der anderen Nationen macht sich auch in der italienischen eine gewaltige Gährung, ein Abweichen von den gewohnten, conventionellen Bahnen, ein Streben nach Neugestaltung und neuen künstlerischen Zielen bemerkbar. Die Zahl der Schriftsteller und Dichter ist Legion; aber bei dem verhältnißmäßig leider geringen Interesse, welches die italienische Literatur bisher in Deutschland fand, sind nur wenige von ihnen bei uns bekannt. Unter den Neuerern, welche in dem Sturm und Drang der gegenwärtigen Epoche eine führende Stellung sich errungen haben, ist es besonders der Name Gabriele d'Annunzio's, der in Italien vielfach genannt wird — von den einen mit überschwänglicher Begeisterung, von anderen mit Mißbilligung und einem Schauer der Entrüstung, von Allen aber mit dem intensiven Interesse, welches dieses kühne, rücksichtslose und mächtige Talent mit Recht beanspruchen kann.

Es sind etwa zehn Jahre verflossen, seit d'Annunzio erfolgreich mit seinem „Canto Nuovo" in die Oeffentlichkeit trat und bald darauf auch Novellen und Erzählungen herausgab, von welchen vor Allem die Sammlung „Libro delle vergini" Aufmerksamkeit erregte. Während das, 1884 erschienene „Intermezzo di rime" als anstößig verurtheilt wurde, fanden seine „Poesie" großen Beifall. In jüngster Zeit haben seine Prosawerke, besonders „Piacere", „Giovanni Episcopo" und der letzte Roman „L'Innocente", die literarischen Gemüther in Aufregung versetzt und die widersprechendsten Beurtheilungen gefunden. Den Kritikern und dem Publikum wird d'Annunzio wie schon bisher so auch fernerhin noch manches Räthsel zu lösen aufgeben, und diejenigen, welche nach der Sitte — oder Unsitte? — unserer Tage jede, auch die kleinste Gruppe von Schriftstellern mit einem bestimmten Namen bezeichnen, mögen mit dem Bestreben, die Richtung und Individualität d'Annunzio's zu classificiren, ihre liebe Noth haben; denn seine Individualität besteht eigentlich gerade darin, daß sein Talent sich nicht in eine feste Schablone zwängen läßt, sondern von einer überraschenden Vielseitigkeit ist, so daß der d'Annunzio von gestern und der von heute oft als zwei geistig ganz verschieden ausgeprägte Persönlichkeiten erscheinen. So geschieht es denn, daß er nach einander als Romantiker, Symbolist, extremster Verist, als Nachfolger oder sogar Nachahmer der Brüder Goncourt, von Bourget, Flaubert, Zola, Tolstoi und Dostojewski genannt wurde, und jedes einzelne nicht ohne eine gewisse Berechtigung. „O rinnovarsi o morire!" ruft er in seiner Vorrede zu der Erzählung Giovanni Episcopo aus — und so tritt er fast mit jedem neuen Werke auch wirklich als ein Neuer in die Oeffentlichkeit. Er kennt kein Stillestehen, rastlos schreitet er fort, hier als begeisterter Führer dem Leser

Digitized by Google

die Zaubergärten der Romantik erschließend, dort als unbarmherziger Forscher mit sicherem Griff alle Falten des menschlichen Herzens bloßlegend und die trostlosesten, tiefsten Abgründe der Menschennatur dem schaudernden Auge enthüllend. Ein sonst so maßvoll und wohlwollend urtheilender Kritiker wie Eugenio Checchi beschreibt den Eindruck, welchen er von d'Annunzio's letztem psychologischen Roman „L'Innocente", empfangen hat, mit folgenden Worten: „Ich habe ein Gift in mich aufgenommen, das scharfe Gift, welches aus allen Poren des neuen Romans d'Annunzio's strömt, und jetzt möchte ich mein Blut davon befreien." Andere Kritiker, wie z. B. Decio Cortesi, Carlo Segrè, urtheilen viel milder; ja, letzterer erklärt sogar, daß — wenn auch an sich kein gutes Buch — doch vom allein künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, L'Innocente der beste Roman sei, der in den letzten Jahren in Italien erschienen ist. Das Interesse des Lesers werde weniger gefesselt durch die an sich so einfache Handlung — (Tullio Hermil, der „Held" des Romans, ermordet das Kind seiner Gattin, welches nicht das seinige ist, und sie, den Haß des Gatten gegen das „unschuldige" Kind theilend, macht sich durch ihre schweigende Billigung zur Mitschuldigen der That) — sondern durch die Entwickelung und scharfe Zergliederung der Empfindungen dieser beiden Menschen, die von Natur aus nicht schlecht, durch die Verkettung der Ereignisse und die Verirrungen des eigenen Herzens zu Untreue, Haß und Mord geführt werden. — Alle, auch diejenigen Beurtheiler, welche die jüngsten Romane d'Annunzio's als moralische oder geistige Verirrungen bezeichnen, sind aber einig im Lobe der Form, welcher dieser Schriftsteller einen wahren Cultus widmet, und der Geistesschärfe, mit der er die verborgensten Gefühle seiner Personen analysirt. Soviel Berechtigung nun auch der einen wie der anderen Auffassung zuzusprechen ist, — entschieden Unrecht haben aber sicher diejenigen, welche in d'Annunzio nichts Anderes und Besseres sehen wollen, als einen modernen Marquis de Sade jenen berüchtigten, französischen Schriftsteller, der vor etwa 100 Jahren seine raffinirt-obscönen Romane schrieb. Wer diese Beschuldigung gegen ihn erhebt, der lese die Gedichte d'Annunzio's, und er wird erkennen, welcher Begeisterung für das Schöne und Hohe derselbe fähig ist, und wie meisterhaft er es versteht, „um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröthe" zu weben. Nein, nicht aus Wohlgefallen am Unmoralischen und Verbrecherischen, nicht, um wollüstiges Grausen im Leser zu erwecken, malt d'Annunzio Nachtbilder menschlicher Gestalten und Charaktere; ihm ist es Ernst mit seinem Beruf, und die tiefsten, bedeutungsvollsten Probleme finden sich eben nicht in den harmonischen, tugendreinen, sondern in den schuldvollen und lasterhaften Seelen. Aber der Genius dieses Schriftstellers gleicht einem Januskopfe, dessen eines Gesicht mit sanften Zügen uns aus träumerischen Augen anschaut, während das andere von den schlimmsten Leidenschaften zerwühlt scheint; und wenn er in den Prosawerken dem Räthsel in der Menschenseele, und besonders der „bête humaine", dem Bestialischen im Menschen nachgespürt, und sein Pfad ihn dabei durch moralischen Morast und Schlamm geführt hat, dann rettet er sich wie zu einem erquickenden Bade auf die lichten, sonnenhellen Höhen der Poesie, und sein schönheitsdürstender Geist schafft, in ihrer reinen Luft schwelgend, Werke von so auserlesener Schönheit und Idealität, wie die „Elegie Romane" und die „Poesie", erschienen 1892 und 1890, also zwischen, und kurz vor seinen letzten berühmten und berüchtigten Romanen.

Die Elegie Romane sind durchwebt von jener süßen, unendlichen Melancholie, welche die römische Campagna kennzeichnet, und d'Annunzio schildert, wie wenige italienische Dichter vor ihm, ihren eigenartigen Zauber, in dem soviel intensiver Farbenglanz mit soviel geheimnißvoll-verschleiertem Licht gemischt ist. Die Schwermuth seiner Seele harmonirt mit dem tiefen Schweigen dieser Landschaft. Doch auch in lichteren Farben weiß d'Annunzio zu malen — die Maisonne lächelt durch die Wolken, und ganz von goldigen Schleiern umhüllt, leuchtet Rom aus dem blauen Duft zum Himmelsgewölbe empor und breitet seine rosigen Arme nach dem Meere aus.

Ein anderer Zauber wieder ist es, mit dem d'Annunzio uns in seinen „Poesie" umspinnt, welche Gedichte aus den Jahren 1885 bis 1888 umfassen und aus zwei Theilen bestehen: „L'Isotteo" und „La Chimera".

In „Isotteo" mischen sich helle Jubelklänge des Glücks mit sehnenden Liebesklagen; das Bild reiner Weiblichkeit verherrlicht der Dichter, und nennt die Holde, der er sein Herz und seine Lieder geweiht, Madonna Isaotta, sie mit Isaotta Blanzesmano, der Isolt Weißhand vergleichend, welche aus Gottfried von Straßburg's „Tristan und Isolde" bekannt ist. In dem Sonett, welches den Cyklus einleitet, ruft er die goldenen Paläste an, in welchen das Lachen, die Hoffnung und die Freude wohnen und unter deren hohen Hallen, mit Kronen geschmückt, die Träume tanzen; den goldenen Wald ruft er an, in welchem Amor seiner lieblichen Opfer harrt, und zum Zauberquell die weißen Schwäne der Venus scharenweis ziehen — Alles soll in schönerem Glanze strahlen, und lauter sollen seine Lieder erklingen zum Preise Isotta's. Im Tone der Troubadours besingt er sie in den kunstvollsten Strophen, die von unnachahmlicher Grazie der Form sind; Balladen wechseln mit Sonetten, einem Frühlingsfestspiel mit Chören, Madrigalen und Sestinen; des Dichters Phantasie zaubert alle Wunder der Märchen- und Sagenwelt hervor und umhüllt die Gestalt der Geliebten mit dem Duft zartester Poesie. Unter ihrem Balcon weckt er sie am sonnigen Morgen durch sein Lied und fleht um den ersten Kuß. Sie durchstreifen zusammen Wald und Flur, sie reitet auf weißem Zelter, die Bäume rings öffnen ihre Knospen der Sonne, und die schwanken, leichten Zweige wehen bei jedem Luftzuge wie grünes Feenhaar im Winde; Pan, die Nymphen und alle Gottheiten verklungener Zeiten scheinen wieder aufzuleben, wie sie einst Botticelli auf den Hügeln von Fiesole schaute. Isotta will Veilchen pflücken, deren Duft den Wald erfüllt; sie springt aus dem Sattel und an ihres Ritters Brust, ihre schönen, schlanken Hände erscheinen ihm in dem Grase wie weiße Lilien zwischen den blauen Veilchen. Dichter und dichter wird der Wald, majestätischer ragen die Bäume zum Himmel empor; — Isotta meint, vielleicht führe dieser Pfad zu dem Ort, wo die schönste Jungfrau schläft, begraben unter der Fluth ihres blonden Haares, das seit tausend Lenzen wuchs und wuchs; einst fand ein Ritter den Ort und warb um die Schöne, er sprach von Schätzen und Schlössern, von Huldigungen in unermessenen Landen —, sie aber lachte und sagte: „Andere Reiche habe ich beherrscht! die Scharen der Gestirne waren meine Sklaven, und ich habe Feste gefeiert im Reiche der Töne, der Farben und Formen", und mit silberhellem Lachen taucht sie wie in einen Wasserstrudel hinab, in den Wellen ihrer Haare verschwindend. — Dies ist wohl die reizvollste Allegorie der Kunst, die sich denken läßt, wie überhaupt die vierzehn Balladen „Isaotta nel bosco" mir als das Schönste aus dem Isotteo erscheinen — Balladen nicht in dem heut gebräuchlichen Sinn, sondern in der früheren Bedeutung des Wortes, wo man ballata, ursprünglich „Tanzlied", ein kürzeres lyrisches Gedicht, ähnlich dem Sonett und Madrigal nannte. Das Isotteo schließt mit dem Gedicht „Trionfo d'Isaotta", achtzeiligen Stanzen im Stil Lorenzo's von Medici, einem Hymnus des Glücks nach der Trennung von der Geliebten: Isotta ist zurückgekehrt zu den Gärten und Wäldern, die stumm und öde waren, da sie ferne weilte; die Horen, Narzissenkränze im Haar und Lilien in den Händen, begleiten sie; ihnen folgen die berühmten Liebespaare vergangener Zeiten, von Paris und Helena bis zu Boccaccio und Fiammetta, Poliziano und der schönen Simonetta; das Gefolge beschließt die Göttin des Todes mit ihren lieblichen heidnischen Pagen: Traum und Freude, und sie Alle sagen:

„Alles in der Welt ist eitel,
Süßes Glück gibt nur die Liebe! —
(dicon: — Tutto al mondo è vano.
Ne l'amore ogni dolcezza!)"

— mit diesem Refrain schließt jede Strophe. Ich muß mich auf diese flüchtige Skizzirung beschränken und es mir versagen, etwas aus diesem Cyclus hier in metrischer Uebertragung beizufügen; das eine oder andere Gedicht, aus dem Zusam-

Digitized by Google

menhange gelöst, wäre doch nicht im Stande, eine Vorstellung von der poetischen Anmuth und Grazie des Ganzen zu geben.

Der zweite Theil des Buches enthält zumeist Sonette und Romanzen verschiedenen lyrischen Inhalts; als besonders poetisch möchte ich die Gedichte, betitelt „Donna Francesca" hervorheben, außerdem die Romanzen und Rondeaus aus dem Intermezzo melico, und die Nuziali, Sonette zur Hochzeit der Schwester. Wenn ich an den Gedichten etwas auszusetzen hätte, so wäre es, daß die Gelehrsamkeit oft mehr, als es mir in der Lyrik statthaft scheint, hervortritt; ebenso die Sucht nach Mannigfaltigkeit der Form; aber jedenfalls zeigt sich d'Annunzio in der Behandlung auch der schwierigsten Formen — ein Gedicht ist sogar nach dem Muster der japanischen „outa" geschrieben — stets als Meister.

Ermahnung.

Hier, Bruder, ist der Weg. In Frieden schreite
Dahin. Der Weg ist gut. Es stillt der Tod
Am End' in tiefem Bett all' deine Noth;
Als Leuchte nur die Hoffnung dich geleite.
So dir's gefällt, zieh singend in die Weite,
Doch froh zu singen, sei dir ein Gebot;
Brich mit dem Ueberdruß, der feindlich droht
Zu lähmen deinen Arm im harten Streite.
Kommt dann entgegen dir der Ritter Schmerz,
Dem flammend aus dem Helm die Augen glühen,
So fürcht' dich nicht vor seiner Lanze Flug.
Nein, biet' der Wunde stolz dein großes Herz,
Nie lieg' um Schonung bittend auf den Knien,
Wie viel des Bluts auch fließt, sag' nie: Genug!

Die Rondeaus oder Rondels folgen der freieren Regel des altfranzösischen Dichters François Villon:

Rondeau.

Aus den Wipfeln laubumhangen,
Drin des Südwinds Geister weben,
Und aus tausend grünen Reben
Hymnen unsrer Liebe klangen.
Doch die Vöglein sah'n voll Bangen
Uns im Trennungsschmerz erbeben —
Aber heut' von neuem Leben,
Hörst du wohl, wie froh sie sangen?
Dämmernd kommt der Tag gegangen
Draus sich Romas Kuppeln heben,
Um die weiten Foren schweben
Sonnenstrahlen, die mit Prangen
Glückverheißend uns umfangen.

Alle Gedichte dieses Buches aber, dies betone ich nochmals, geben Zeugniß von dem ernsten, nach dem Hohen und Idealen strebenden Sinn d'Annunzio's, und auch das erotische Element, das in ihnen viel vertreten ist, zeigt keine Spur jenes frivolen sinnlichen Tones, der von vielen jungen italienischen Dichtern in Heine'scher Manier so gern cultivirt wird. An Gluth der Empfindung fehlt es ihnen sicher nicht; aber es ist ein reineres Feuer, das hier brennt, und in den Elegien zeigt es sich zudem noch gedämpft durch schwermuthvolle Entsagung, so daß in ihnen die Gestalt des Weibes wie in keusche Unnahbarkeit und mystische Schleier gehüllt ist.

Fast scheint es, als wolle d'Annunzio in seinem nächsten Werke das mystische, symbolische Gepräge seiner Poesie auch in die Prosa übertragen; hierauf läßt wenigstens der Artikel schließen, den er vor einigen Wochen im „Mattino" in Neapel veröffentlichte. In demselben prophezeit er der italienischen Literatur in nächster Zukunft eine außerordentliche Entwickelung, welche sich wieder dem Mystischen zuwende. Die neue Kunst des Schriftstellers müsse darin bestehen, sich mit der Wissenschaft zu verbinden, „aus allen Arten der Wissenschaft und allen Arten des Geheimnißvollen eine Harmonie zu bilden, das ganze, volle Leben darzustellen und doch zu gleicher Zeit alle Träume zu suggeriren." Den Zeiten der décadence sei die unruhvolle Sehnsucht, aus der gewöhnlichen Wirklichkeit herauszukommen, und das Verlangen, ein leidenschaftlicheres, vollkommeneres Leben zu leben, eigen — daher das Bedürfniß des Traumes und der Wunsch nach dem Wunderbaren. Und, in seinem jugendlichen Ungestüm weit über das Ziel hinaus schießend, erklärt er: „alle früheren Schriftsteller, und alle die lebenden, welche schon das vierzigste Jahr erreicht haben, gehören einer bereits abgeschlossenen Kunstperiode an, einer Welt, welche fast gänzlich von der unsrigen losgelöst ist."

Wie d'Annunzio sich diese Aufgabe des Schriftstellers: die Vereinigung der beiden, einander feindlichen Gegensätze: der eracten Wissenschaft mit dem Traumhaften, der realen Welt mit dem Abstracten, denkt, und auf welche Talente, außer seinem eigenen, er das Vertrauen auf diese Kunst der Zukunft gründet, ist freilich nicht recht klar. Doch glaube ich, es wäre übel bestellt um die Literatur Italiens, wenn sie sich wirklich nur auf die jungen Schriftsteller unter vierzig Jahren beschränkt sähe — d'Annunzio selbst ist 1860 geboren —; schwerlich ist unter ihnen eine solche Fülle hervorragender Erscheinungen, daß man Autoren von so hoher Bedeutung wie de Amicis, Farina, Panzacchi, Capuana und vor Allem Fogazzaro einfach als überlebt und veraltet bezeichnen darf, nur weil sie das ominöse vierzigste Jahr schon überschritten haben.

In jedem Fall kann man nach diesem Artikel, der ebenso sehr ein Schlachtruf wie ein Programm scheint, dem nächsten Werke d'Annunzio's, welches wohl nicht lange auf sich warten lassen wird, mit Spannung entgegen sehen. Wenn d'Annunzio die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße auf sich ziehen wollte, so ist ihm dies sicher gelungen; aber zu gleicher Zeit hat er sich auch den Erfolg erschwert. Sollte sein nächstes Werk den Erwartungen, welche er selbst in so verwegener Weise wachgerufen hat, nicht entsprechen, so dürfte das Urtheil der Kritik, des Publikums, und nicht zuletzt seiner Kollegen von der Feder, die mehr als vierzig Jahre zählen, unbarmherzig sein, und er wäre um die Kritiken, die er erfahren würde, nicht zu beneiden. Nun, vielleicht bewahrheitet sich an ihm das Sprichwort: dem Muthigen gehört die Welt!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Trommel.

Eine russische Allegorie von Graf Leo Tolstoi.
Autorisirte Uebersetzung von A. Elverfeldt.

Jemeljan diente bei einem Herrn. Eines Tages arbeitete er auf einer Wiese, als er plötzlich seinen Namen rufen hörte. Jemeljan wandte sich um und erblickte ein wunderschönes Mädchen, das in seiner Nähe stand. Und das Mädchen sprach zu ihm: „Jemeljan, was heiratheſt Du nicht?"

„Wie soll ich heirathen, liebes Mädchen?" gab Jemeljan zurück, „ich besitze nichts, also wird mich kein Mädchen heirathen wollen."

„So nimm mich zur Frau," sagte das Mädchen.

„Gerne, aber wo und wie werden wir leben?"

„Darüber braucht man sich nicht den Kopf zu zerbrechen. Viel arbeiten und wenig ruhen und wir leiden keinen Hunger," sagte das Mädchen.

„Gut, heirathen wir also!" sprach Jemeljan. Und er zog mit dem Mädchen in eine nahe Stadt. Dort heiratheten sie, erbauten am Ende der Stadt eine Hütte und führten ein gemeinsames Leben.

Eines Tages fuhr der Wojewode mit seinen Dienern zur Stadt hinaus und an Jemeljan's Hause vorbei. Jemeljan's Weib kam aus der Hütte, den Herrn zu sehen. Der Wojewode sah sie und staunte. „Welche Schönheit!" rief er. Er ließ halten, befahl Jemeljan's Gattin zu sich und fragte sie aus. „Wer bist Du?"

„Des Bauern Jemeljan Weib," war die Antwort.

„Wie kann eine solche Schönheit einen Muschik heirathen? Du verdienst eine Fürstin zu sein," sagte er.

Digitized by Google

„Dank für die gute Meinung," erwiderte sie, „mir ist aber beim Muschik wohl."

Der Wojewode wechselte noch einige Worte mit ihr und fuhr weiter. Gegen Abend kehrte er in seinen Palast zurück, konnte aber Jemeljan's Weib nicht vergessen. Er verbrachte eine schlaflose Nacht und dachte immer darüber nach, wie er Jemeljan seine Frau entreißen könnte. Ihm selbst fiel kein Mittel ein. Er befahl also seine Diener zu sich, damit sie ein Mittel fänden, seinen Wunsch zu verwirklichen. Und die Diener sagten dem Wojewoden: „Nimm Jemeljan als Arbeiter auf; wir wollen ihn durch schwere Arbeit zu Grunde richten, seine Frau wird also Wittwe, und dann ist sie Dein." Und der Wojewode entbot Jemeljan zu sich und ließ ihm sagen, er solle mit seiner Frau nach dem Palast übersiedeln und die Stelle eines Knechtes übernehmen.

Am anderen Tage ging Jemeljan in die Burg des Wojewoden, aber allein. Der Schloßaufseher fragte ihn, warum er ohne sein Weib gekommen sei, und Jemeljan gab ihm zur Antwort, er habe ein eigenes Haus und könne sie nicht mit sich herumziehen lassen. Und man wies Jemeljan im Burghof eine Arbeit an, die groß genug für Zwei gewesen wäre. Jemeljan fing an zu arbeiten; er hoffte kaum, seine Arbeit bis zum festgesetzten Zeitpunkte vollenden zu können. Aber siehe da, noch vor der Dämmerung war er fertig. Als der Schloßaufseher sah, daß Jemeljan in einem Tag die schwere Arbeit verrichtet, wies er ihm am folgenden Morgen eine viermal so große Arbeit an. Abends ging Jemeljan nach Hause. Dort war Alles hübsch hergerichtet, der Ofen geheizt, das Abendbrot bereit, und seine Frau saß mit einer Näharbeit am Tisch und erwartete seine Ankunft. Nach Tische befragte sie ihn über seine Arbeit im Schlosse. „Schlecht geht es mir," erwiderte Jemeljan; „sie geben mir Arbeit über meine Kräfte und richten mich damit zu Grunde."

„Denke nicht an die Arbeit," rieth die Frau, „und Du wirst schon sehen, wie Alles zur Zeit fertig wird."

Am folgenden Morgen ging Jemeljan wieder in's Schloß und machte sich an die Arbeit, fleißig und ohne Rast, und siehe da! noch vor Sonnenuntergang war er fertig, so daß er noch vor der Dunkelheit zu Hause war. Der Schloßaufseher vermehrte täglich die Arbeit, doch Jemeljan war damit immer zur bestimmten Zeit fertig. So verstrich eine Woche. Und als die Diener sahen, daß sie den Muschik durch schwere Frohn nicht zu Grunde richten konnten, wiesen sie ihm noch viel, viel härtere Arbeit zu. Aber auch damit konnten sie Jemeljan nichts anhaben. Die Arbeit der Tischler, Maurer und Zimmerleute, alles was man ihm auftrug, verrichtete er schnell und geschickt. So verstrich eine zweite Woche. Der Wojewode befahl seine Diener zu sich und sprach zu ihnen: „Glaubt Ihr, ich füttere Euch umsonst? Schon zwei Wochen sind vorbei, und mein Wunsch ist noch nicht erfüllt. Ihr glaubtet, Jemeljan durch schwere Arbeit umbringen zu können, und ich sehe aus meinem Fenster, daß er täglich fröhlich Lieder singend nach Hause geht. Glaubt Ihr, ich wolle mich von Euch zum Narren halten lassen?"

Die Diener zögerten nicht, sich zu rechtfertigen. „Wir haben alle Kräfte aufgeboten," sprachen sie, „um ihn durch schwere Arbeit zu Grunde zu richten, aber nichts konnte seine Kraft erschöpfen. Alles verrichtet er schnell und unermüdlich. Nun gaben wir ihm Arbeiten, die Geschick und Kenntnisse forderten, weil wir glaubten, sein Verstand reiche dazu nicht aus, aber er erwies sich auch diesen Aufgaben gewachsen. Man muß fast annehmen, daß er oder seine Frau Zauberer sind. Jetzt aber wollen wir ihm eine Aufgabe stellen, die er unmöglich ausführen kann. Wir wollen ihm befehlen, in einem Tage eine Kirche zu bauen. Lasse also Jemeljan zu Dir kommen und gib ihm diesen Befehl. Und da er die Kirche nicht erbauen kann, so werden wir ihm wegen Ungehorsams den Kopf abschlagen."

Der Wojewode befahl Jemeljan zu sich. „Nun," sprach er, „höre meinen Befehl: baue mir auf dem meinem Schloß gegenüberliegenden Platz eine neue Kirche, die bis morgen Abend fertig sein muß. Gelingt es Dir, so belohne ich Dich, wenn aber nicht, lasse ich Dich hinrichten."

Jemeljan hörte mit Schrecken diesen Befehl und eilte nach Hause. Nun ist mein Ende da! dachte er. Und er sprach zu seiner Frau: „Weib, mach' Dich reisefertig, wir müssen fliehen, gleichviel wohin, sonst werde ich ohne Schuld umgebracht."

„Was ist denn geschehen?" fragte die Bäuerin bestürzt; „was, hast Du den Muth verloren und willst fliehen?"

„Wie soll ich den Muth nicht verlieren!" erwiderte Jemeljan. „Der Wojewode hat befohlen, ihm morgen in einem Tag eine Kirche zu bauen. Ist es mir nicht möglich, so will er mir den Kopf abschlagen lassen. Es bleibt nichts übrig, als die Flucht zu ergreifen, so lange es noch Zeit ist."

Die Bäuerin widersetzte sich aber dem Fluchtplan ihres Mannes. „Die Diener des Wojewoden sind zahlreich," sprach sie, „sie werden Dich überall zu finden wissen. Da gibt es also kein Versteck. So lange Deine Kräfte ausreichen, mußt Du gehorchen."

„Gehorchen!" schrie Jemeljan, „meine Kräfte reichen für diese Aufgabe nicht aus."

„Sorge nicht, Täubchen," beruhigte ihn die Bäuerin; „iß Dein Abendbrot und gehe schlafen. Morgen stehe frühzeitig auf, und Du wirst schon Alles vollbringen."

Jemeljan ging zu Bette. Bei Tagesanbruch weckte ihn sein Weib. „Geh," sprach sie, „baue die Kirche, da hast Du einen Hammer und Nägel und bis zum Abend wirst Du mit der Arbeit fertig sein." Und Jemeljan ging in die Stadt. Als er dem Schlosse des Wojewoden näher kam, sah er eine neue Kirche in der Mitte des Platzes. Der Bau war vollendet, nur noch Weniges fehlte. Jemeljan machte sich an's Werk, um Alles in Ordnung zu bringen, und gegen Abend war die Kirche vollendet. Der Wojewode, der immer lange schlief, stand um diese Zeit auf, sah zum Fenster hinaus und erblickte die vollendete Kirche. Er wurde zornig bei diesem Anblick. Er ärgerte sich, daß er keinen Grund hatte, Jemeljan hinzurichten und seine Gattin zu entführen. Und er befahl wieder seine Diener zu sich. „Jemeljan hat auch diese Aufgabe ausgeführt," sprach er zu ihnen; „man muß ihm eine noch schwerere Aufgabe stellen. Denkt nach, sonst lasse ich Euch zuerst hinrichten." Und die Rathgeber des Wojewoden beschlossen, Jemeljan solle rings um die Burg einen Fluß mit Hafen und Segelschiffen führen. Der Wojewode ließ Jemeljan zu sich rufen und theilte ihm den neuen Befehl mit. „Morgen," sagte er, „muß Alles fertig sein, sonst lasse ich Dich köpfen."

Jemeljan kam traurig nach Hause. „Warum so traurig, Jemeljan?" fragte ihn sein Weib, „hat man Dir einen neuen Befehl ertheilt?"

Jemeljan erzählte ihr Alles und schloß: „Ich sage Dir, wir müssen fliehen." Wieder verwarf die Bäuerin den Fluchtplan, indem sie ihm die Fruchtlosigkeit eines solchen Versuches vor den unzähligen Häschern begreiflich machte. „Geh' schlafen und steh' früh auf!" sprach sie, „und Alles wird in Ordnung sein."

Als der Morgen kam, wurde Jemeljan von seiner Frau geweckt. „Geh in die Stadt," sprach sie, „Alles ist bereits gemacht. Nur in der Nähe des Hafens erhebt sich noch ein Hügel. Also nimm den Spaten mit und trage ihn ab." Jemeljan ging, und als er in die Stadt kam, sah er zu seinem Erstaunen einen breiten Fluß, der das Wojewodenschloß umgab, und wie die Segelschiffe von allen Größen darauf herumfuhren. Nahe beim Hafen erhob sich der Hügel, und Jemeljan fing an, die Erde abzutragen. Der Wojewode stand vom Schlafe auf, sah schnell zum Fenster hinaus und blieb vor Schrecken gebannt. Vor dem mächtigen, breit sich ergießenden Fluß, auf dessen Oberfläche die Schiffe fuhren, ergriff ihn ein gewaltiger Zorn, denn nun hatte er ja wieder keinen Grund, Jemeljan das Leben zu nehmen. Er berief seine Diener und sprach: „Heckt eine Aufgabe aus, die Jemeljan unmöglich ist, denn Alles, was wir bisher erdacht, hat nichts genützt, und ich besitze die schöne Bäuerin noch immer nicht."

Nach langem Nachdenken sagten die Diener Folgendes: „Laß Jemeljan rufen und befiel ihm, er solle nach Ich-weiß-nicht-wohin gehen und das Ich-weiß-nicht-was bringen. Dieser Falle wird er nicht entrinnen, denn wohin er auch gehen und was immer er bringen mag, so kannst Du stets sagen, er sei nicht an den richtigen Ort gegangen und habe nicht das Rechte gebracht. Dann kann man ihn köpfen und sein Weib entführen."

Und dieser Rath fand beim Wojewoden Gefallen. „Das habt Ihr vernünftig ersonnen," sprach er. Er ließ Jemeljan rufen und sagte zu ihm: „Gehe nach Ich-weiß-nicht-wohin und bringe mir Ich-weiß-nicht-was. Kannst Du es nicht, lass' ich Dir den Kopf abschlagen."

Digitized by Google

Jemeljan begab sich nach Hause und erzählte seiner Frau Alles. Die Bäuerin wurde nachdenklich und sprach: „Diesmal hat der Wojewode sein eigenes Verderben besiegelt. Wir müssen jetzt nur vernünftig handeln.“ Und nach einigem Ueberlegen sprach die Bäuerin weiter: „Vor Dir liegt ein langer Weg, denn Du mußt zu unserer Großmutter, zur Mutter der Muschiks*) und um ihre Gnade bitten. Sie wird Dir ein Ding geben, womit Du zum Wojewoden gehen sollst. Ich werde bis dann schon im Schlosse sein, denn ich kann vor den Häschern nicht entkommen. Sie werden mich also mit Gewalt entführen, aber nicht auf lange Zeit. Wenn Du Alles thust, wie die Großmutter es befiehlt, so wirst Du mich bald befreien.“

Jemeljan rüstete sich zur Abreise. Sein Weib gab ihm einen Sack mit Brot und ein Spinnrad. „Das Spinnrad gibst Du der Großmutter,“ sagte die Bäuerin; „es wird ihr als Zeichen dienen, daß Du mein Mann bist.“

Und Jemeljan nahm von seiner Frau Abschied und ging. Lange wanderte er, bis er zu einem großen, dichten Walde kam. Dort stand eine kleine Hütte. Da saß die alte Bauernmutter am Spinnrad und weinte bitterlich. Als die Alte seiner ansichtig wurde, fragte sie nach seinem Begehren. Er überreichte ihr das Spinnrad und sagte, seine Frau habe ihn hergesendet. Die Alte wurde noch weicher und fing an ihn auszufragen. Und Jemeljan erzählte ihr sein ganzes Leben, von seiner Heirath, von seiner schweren Arbeit bei dem Wojewoden und wie man ihn nunmehr geheißen habe, Ich-weiß-nicht-was zu bringen.

Die Alte hörte aufmerksam zu und sagte: „Ruh' Dich aus, mein Sohn, iß etwas und es wird Alles gut.“ Als Jemeljan gerastet hatte, gab ihm die Alte ein Knäuel und sprach: „Nimm dieses Knäuel, rolle es vor Dir hin und folge ihm, wohin es sich rollen wird. Es ist ein weiter Weg bis zum Meer. Am Meeresstrande wirst Du eine große Stadt sehen; dort kehre im letzten Haus ein und Du wirst finden, was Du brauchst.“

„Wie werde ich aber das richtige Ding erkennen?“ fragte Jemeljan.

„Wenn Du ein Ding siehst, vor dem alle Menschen mehr Achtung als vor Vater und Mutter haben, das ist das Richtige. Ergreife es und gehe damit zum Wojewoden. Wenn er Dir Dein Recht und Deine Frau verweigert, so schlage auf das Ding los, zertrümmere es hierauf und wirf es in's Wasser. Dann wird Alles gut.“

Jemeljan nahm Abschied von der Großmutter, rollte das Knäuel vor sich hin und folgte ihm. So gelangte er zum Meer, wo er eine große Stadt erblickte. Er ging in das letzte Haus und bat um ein Nachtlager. In der Frühe wurde er durch laute Trommelschläge aus dem Schlafe geweckt. Er sprang auf und lief auf die Gasse, wo er einen Mann sah, der ein rundes Ding, von beiden Seiten mit Fell bezogen, in den Händen hatte und mit zwei Stäben darauf losschlug, wobei Alle ihm folgten und gehorchten. Er fragte, wie das Ding heiße, und man sagte ihm: „Das ist eine Trommel.“

Jemeljan bat nun den Mann, er möge ihm die Trommel geben, aber seine Bitte wurde abgeschlagen. Jemeljan verfolgte den Mann bis in die Nacht hinein, und als dieser zur Ruhe ging, ergriff Jemeljan die Trommel und lief davon. Lange lief er, bis er die Stadt erreichte. Er wollte sein Weib sehen, fand es aber nicht, denn es war gleich nach seiner Abreise in's Schloß geführt worden. Jemeljan ging also zum Wojewoden und ließ seine Ankunft melden. Der Wojewode ließ ihm sagen, er möge in einigen Tagen kommen. Jemeljan ließ sich aber nicht abweisen. „Sollte der Wojewode mich nicht empfangen,“ drohte er, „so werde ich ohne seine Erlaubniß hineingehen.“

Der Wojewode trat vor Jemeljan hin. „Wo warst Du?“ fragte er. Jemeljan nannte den Ort. „Nein, es ist nicht der Richtige. Und was hast Du gebracht?“ Jemeljan wollte die Trommel zeigen, aber der Wojewode rief: „Nein, die habe ich nicht gewollt.“

„So?“ sprach Jemeljan, „wir werden ja sehen!“ Er ging auf die Straße und schlug mit Leibeskräften auf die Trommel. Schon nach den ersten Schlägen ging das ganze Heer des Wojewoden wie ein Mann zu Jemeljan über und alle Ehren erwies es ihm und nahm von ihm Befehle entgegen. Bestürzt lief der Wojewode zum Fenster, schalt seine Soldaten und befahl ihnen, zu ihm zurückzukehren, aber Niemand gehorchte, Alle folgten Jemeljan.

Als der Wojewode dies sah, gab er Jemeljan sein Weib zurück und bat ihn um die Trommel. „Nein,“ erwiderte Jemeljan; „ich werde sie zertrümmern und in's Wasser werfen.“ Er ging zum Flusse, warf die Trommel in's Wasser, nahm sein Weib und begab sich nach Hause. Von nun an hörte der Wojewode auf, den Muschik mit schwerer Arbeit zu plagen und sonst zu quälen. Und Jemeljan führte ein ruhiges, glückliches Leben und vergaß die schlimmen Zeiten.

*) Marfa Pozadniza, die in den Freiheitkämpfen wider Iwan den Grausamen fiel und von den russischen Bauern fast wie eine Heilige verehrt wird.

Aus der Hauptstadt.

Krok von Böblingen II.

Im alten Rom hat es Journale gegeben, Theodor Mommsen erzählt selbst davon, und ich hoffe, er wird es nicht wieder nachträglich in Abrede stellen; auch an Commissionen kann es kaum gefehlt haben. Denn Rom, sagt das Sprichwort, ist nicht an einem Tage erbaut worden, die Sache hat vielmehr Jahrhunderte lang gedauert und ist auch heute noch nicht zu Ende geführt, Beweis genug, daß sie von Romulus und Remus vertrauensvoll in die Hände einer Commission gelegt worden ist. Man darf nun vielleicht — ohne die alten Römer beleidigen zu wollen — annehmen, daß ihre Journale und ihre Commissionen mit den neuzeitlichen auf gleich hoher Bildungstufe standen und daß sie, als in der ewigen Stadt die damals noch nicht sozial genannte Frage sich von Jahr zu Jahr verschärfte, als die Gothen immer ungestümer an die Thore der heiligen Stadt pochten, unablässig auf Mittel sannen, „den hervorgetretenen Uebelständen abzuhelfen“, den Gang des Schicksals zu hemmen. Ich möchte, wie gesagt, die alten Römer nicht kränken, umsomehr als sie gerade in den letzten Tagen von autoritativer Seite mit Schnupftabakdosen und schwarzen Adlern geehrt worden sind, aber ich gebe mich der unmaßgeblichen Meinung hin, daß auch ihre offiziösen Organe den bis auf die Haut ausgepowerten Bauernstand, das großstädtische Hungerproletariat mit versöhnlichen Leitartikeln und wunderschönen Reden vom freien Spiel der Kräfte zu sättigen, daß sie Herrn Krok von Böblingen, den berüchtigten Barbarenhäuptling mit zerrissenen Kelten-Hosen, durch eine Fluth urkräftiger Schimpfworte vom Sturm auf Rom abzuhalten suchten. Daß ihre Ausdrücke ähnlich pöbelhaft waren wie die, deren sich seit einigen Jahren Herrn Richter's Leiborgan und seit einigen Wochen die Vertreter der deutschen Nation bedienen, wage ich nicht zu behaupten; den naiven Lateinern traut man so viel gesellschaftliche Bildung nicht zu, auch waren die Markthallen damals noch nicht erfunden. Jedenfalls aber erwies sich ihr erbitterter „geistiger“ Kampf wider Krok von Böblingen als genau so nutzlos wie der Feldzug unserer verbündeten Ordnungsparteien gegen Hermann Ahlwardt sich erweisen wird; Krok brach in Italien ein und verruinirte alles, Rector Ahlwardt steht heute bei den fanatisirten, hungernden und mißhandelten Gothen in höherem Ansehen als je zuvor. Seine unglaublich thörichten Angriffe auf den Berliner Magistrat, auf Isidor Löwe und Johannes Miquel haben ihm nicht geschadet und können ihm nicht schaden; man mag ihn hart mit Gefängniß bestrafen, ihn in jeder, in der schimpflichsten Weise bloßstellen — von den Hunderttausenden, die drohend hinter dem Rector a. D. aufmarschirt sind, wankt Keiner, und je toller er es treibt, auf desto ungemessenen Beifall und desto höhere Entréeeinnahmen darf er rechnen. Man mag es bedauern, daß die Bildung und Besitz vertretenden Blätter der bürgerlichen Demokratie diesen Mann von jeher, und nicht nur diesen Mann, sondern auch Adolf Stöcker, Professor Wagner, Liebermann v. Sonnenberg in der unflätigsten Weise besudelt haben; jetzt,

Digitized by Google

wo ein kräftiges Himmeldonnerwetter allenfalls am Platze wäre, ist das Lesevolk gegen die herrlichsten Kernflüche abgebrüht und hält sie für säuselnde Liebeslyrik. So tief und von Herzen ich es bedauere, wenn nun auch Männer wie Oechelhäuser den Entschluß gefaßt haben, sich vom politischen Leben zurückzuziehen und den groben Klötzen das Feld zu räumen, verübeln darf man ihnen ihren Ekel und Widerwillen nicht. Die Emanzipation der Frauen ist Thatsache geworden; nicht mehr Männer scheint es, Fischweiber vertreten unser Volk im Reichstag. Den Gothen hinter Ahlwardt imponirt ihr Gezeter mit Nichten, und gesetzt den Fall, es gelänge wirklich, das enfant terrible umzubringen — ein Anderer, der noch ärger ist als er, stiege auf seinen Schultern empor und führte die heulenden Schaaren gegen Rom. Nach Krok wird Etzel kommen, und nach Etzel Timurlenk-Tamerlan.

Denn die Fluthwelle des Antisemitismus, die brandende Volkskraft selber trägt das empor, was Herr Rickert „Abschaum" nennt, und was thatsächlich, wie Gischt und Schaum des Meeres, seine wüthende Gewalt, seine Erregtheit beweist.

Da ist ein begrenzter, spießbürgerlicher Mann, wie viele seinesgleichen durch widrige Umstände in Elend und Noth hineingesetzt, ausgewuchert, bestohlen und geplündert, ein Mann, der verzweifelt um seine und seiner Familie Existenz rang und nach Art aller Ertrinkender in den Mitteln just nicht wählerisch war. Die einen Wolff, einen Maaß, die Friedländer, Sommerfeld und Hugo Löwy zu Parteigenossen zählten, sie thäten gut, seine Armuth und seine Vergehen aus Armuth dem Ahlwardt nicht vorzuhalten. Der Rector hätte damals vom Verein zur Abwehr des Antisemitismus mit Kußhand Geld genommen und wäre Geschäftsphilosemit contre coeur geworden wie andere Leute mehr; so tief sank er nun freilich nicht, aber er war doch vollkommen entschlossen, gegen einen Singer-Pump selbst dem Sozius Rosenthal zu verzeihen und Sozialist zu werden. Es verlangte ihm nach Geld, nach nichts als Geld. Glücklich, wer eine solche Situation nicht versteht! Glücklich, wer als Politiker keine Familie hat und es getrost allerlei Actien-Gesellschaften, denen er als Aufsichtsrath angehört, überlassen kann, für ihn zu sorgen! Der Verzweifelte stellte sich endlich, von rasender Wuth gepackt, seinen Drängern; er entdeckte gewisse Gaben in sich, die ihn zum Kampf ums Dasein und zum Kampf im Reichstag hervorragend befähigten: er konnte wie ein Berserker schimpfen und Stunden lang reden, ohne etwas zu sagen zu haben. Kurz resolvirt schloß er sich der eben emporkommenden Partei der unterdrückten kleinen Leute an und wetterte gegen die Juden. Der Beifall, der ihm Abend um Abend zu Theil ward, hätte eine Duse berauscht; er stieg dem kleinen Geiste zu Kopfe, Ahlwardt glaubte sich bei Ahrens, wo kurz zuvor Eugen Richter tragikomischer Weise durch ein Fenster hatte entweichen müssen, der Messias Deutschlands. Seine an und für sich geringe Urtheilskraft verflüchtigte sich unter der Siedehitze dieser Erfolge ganz und gar; es trieb ihn zu immer groteskeren Narretheien. Groteske Narretheien, wohlgemerkt, von unserem Standpunkte aus. Das Volk steht zu ihm. Man hat es so lange mit allerlei Kniffen und Pfiffen an der Nase herumgezogen, daß es jetzt am begeistertsten dem zujubelt, der ihm die schaurigsten Spukgeschichten erzählt. Dem Volke bietet Ahlwardt die Kost, nach der es lechzt. Seit Jahrzehnten ist in wüster Wahlagitation den kleinen Leuten, und nicht nur ihnen, alle gesunde, ruhige Ueberlegung geraubt worden; man hat gestachelt, gepeitscht, gehetzt, die bürgerliche Demokratie ebnete mit ihren scrupellosen Beschimpfungen einer Regierung, auf die noch unsere späteren Nachkommen stolz sein werden, Herrn Ahlwardt den Weg. An ihren Früchten soll man sie erkennen, die Ammen und Gönner des Reichsblattes. Man erinnere sich nur der Verleumdungen, die von deutschfreisinniger Seite wider Bismarck geschleudert sind, der gehässigen, noch immer andauernden Bemerkungen über die Quellen seines Wohlstandes, und man wird Ahlwardt's Lehrmeister deutlich erkennen. Auf einen Schelmen anderthalbe! Und dies ist gewiß, und dies erhebt den Rector über seine Vorbilder: er hält sich immer noch allen Ernstes für einen Streiter der Wahrheit, er lebt der festen persönlichen Ueberzeugung, in ihrem Dienste gequält und verfolgt zu werden. Er selbst, freilich unter 400 er allein, glaubt an die Echtheit und die Beweiskraft seiner Acten. Glaubte er nicht daran, wäre er fähig, selbst zu lichten und zu prüfen, er gönnte seinen Gegnern nicht immer wieder so wohlfeile Triumphe, böte ihnen nicht immer wieder Gelegenheit, ihn „moralisch todtschlagen" und ungestraft beschimpfen zu können. Wäre er wirklich die Theater-Kanaille, die im Verleumden und Lügen höllische Lust findet, er ginge bei aller Tölpelhaftigkeit geschickter zu Werke. So aber bietet er in trotzigem Krokgefühl, gerade der Verblendung seine Kraft verdankend und seine eherne Stirne, frohgemuth dem ganzen Reichstag die Stirne, und alle Widersacher können ihn nicht so verachten wie er sie. Er wird, jede Niederlage verschmerzend, weiter nach compromittirlichen Acten forschen, wird weiter die Politik für einen Colportageroman ansehen und überall Verbrechen und Verschwörungen wittern. Man werfe ihn immer von Neuem zu Boden und schlage ihn immer wieder in's Gesicht — nur seine Wuth wird wachsen, wie die Wuth Krok's von Böblingen, und damit seine Kraft.

Denn darüber täusche sich Niemand: eine Zerschmetterung Ahlwardt's durch den verbündeten Reichstag schadet ihm so wenig wie dem Antisemitismus. Man hat das Vorleben jedes Mannes, der dieser Bewegung seinen Arm lieh, durch Privat-Detectives bis in's letzte Detail untersuchen lassen; man hat, wie das bei Führern einer proletarischen Partei immer leicht sein wird, den meisten von ihnen arge Schandthaten beweisen können, und wo dies nicht möglich war, hat man Lappalien, erfolgreiche Liebesverhältnisse u. dgl. zu groben Verbrechen aufgebauscht. Als ob die ehrwürdigen Häupter des Deutschfreisinns nie auf solchen Abwegen gewandelt wären und, bietet sich erquickliche Gelegenheit, nicht noch zuweilen wandeln! Als ob Licentiat Gräbner seinen Knechten das Gelübde der Keuschheit abnähme! Durch diese ebenso thörichte wie unanständige Kampfweise ist nichts erreicht worden, und durch den persönlichen Kampf gegen Ahlwardt ist man ebenfalls keinen Schritt weiter gekommen. Denn nicht in seinen nachgerade langweilig werdenden und kindischen Anschuldigungen liegt die Stärke des Mannes; hier vermag er höchstens persönlichen Muth zu zeigen und darzuthun, daß, wer Hunderttausende hinter sich zu haben behauptet, diesen Hunderttausenden folgerichtig vorangehen muß, nicht aber statt seiner Sitzredacteure und Reichsblattdichter in den Kampf schicken darf.

Die Politik Ahlwardt's wäre leicht abzuthun in einer Gesellschaft, die ihre schwächeren Brüder nicht hungern und unter das drückende Joch des Kapitalismus zwingen läßt; wie bei uns aber die Dinge liegen, würde selbst ein Bismarck, ein Luther ihr gegenüber ohnmächtig sein. Nicht Ahlwardt spricht für sich und in seinem Namen, der unartikulirte, sinnlose Wuthschrei eines niedergetretenen Volkes ringt sich aus seiner Kehle, der schrille Fluch von Unzähligen wider Industrialismus und Ausbeuterei. Das ist's, was ihn und seinesgleichen fürchterlich und unverletzlich macht. Monate hindurch hieß das Instrument, worauf man seiner dumpfen Unzufriedenheit am lautesten Ausdruck geben konnte, Ahlwardt, und darum stieß Alles in dies Horn. Der gesammte kleine deutsche Mittelstand, unser Bauer, unser Subalternbeamter, unser Handwerker, alle, die vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht rastlos sich mühen und doch die Stunde kommen sehen, da die würgende Umarmung des Großkapitals sie erstickt, alle, an deren Elend eine verständnißlose Regierung schweigend vorübergeht und die doch ihrem Herrn und König treu bleiben wollen — sie haben sich zum Sprecher diesen Mann erkoren, der am furchtlosesten gegen den gemeinsamen Feind vom Leder zieht. Im Antisemitismus glauben die beschränkten Kleinen das Heil gefunden zu haben, Ahlwardt trägt sein schreiendstes Roth und wird der Heerführer bleiben, bis ein Anderer auf die Idee kommt, sich noch greller zu kleiden.

Wer im Antisemitismus nichts als ein Radaubedürfniß sieht und deshalb von politischen Rowdies und Zuhältern spricht, mag ein treffliches Beweisobject für Dr. Cohn's Behauptung von der erschreckenden Zunahme der Kurzsichtigkeit in Deutschland sein, aber verständiger Weise sollte er sich vom öffentlichen Leben zurückziehen oder dem Jünglings-Verein Waldeck beitreten, wo er seinen kranken Augen zum Heil bei jeder Sitzung in's Grüne schauen kann. Auch ist der Antisemitismus so leicht nicht zu fassen und zu zergliedern, wie gewisse Nebenbei-Politiker, wie etliche spaßhalber „Staatsmänner" genannte kindliche Dilettanten glauben. Aus verschiedenen klaren und trüben Quellen bildet sich der mächtig anschwellende Strom, und die verschiedensten Kräfte vereinigt er in sich. Confessioneller Haß, schmutziger Neid, Rachsucht und dunkle Instinkte, aber auch Vaterlandsliebe, patriotischer Zorn und ökonomischer Tiefblick

Digitized by Google

lassen sich schon bei oberflächlichster Betrachtung als Motive der Bewegung feststellen. „Die antisemitische Partei", schrieb 1890 ein bekannter unabhängiger Politiker, „erblickt, spießbürgerlich kurzsichtig, schlagkräftig und voll wilder Begeisterung, wie eben eine echte Volkspartei sein muß, im jüdischen Denken und im jüdischen Gelde die Wurzeln alles Uebels, und weil sie ihren Haß auf ein paar ganz bestimmte Dinge beschränkt und weil sie diese Dinge sehr geschickt, gewissermaßen mit Dichterphantasie, zu verkörpern weiß, macht sie breiten Massen die Entscheidung, den Uebertritt zu ihr leicht und sichert sich auch in kapitalistischen »christlichen« Kreisen eine mindestens wohlwollende Neutralität." Der Jude ist all den mißvergnügten, aber loyalen Leuten, die kein Abstractum, die einen Menschen von Fleisch und Blut bekämpfen wollen, der Teufel, die Verkörperung des Bösen; man wäre fast versucht, an Bismarck zu denken, dem es in den sechziger Jahren ganz ähnlich erging. Im Judenhaß finden sich reine Ideologen, die eine Renaissance deutschen Geistes herbeiführen und die völlige Vergiftung des Volksgewissens hindern wollen, mit erklärten Sozialisten zusammen; um Geist geht's dem Einen, dem Anderen um irdisches Gut. Während diesen, ich möchte sagen, immateriellen Antisemiten Ahlwardt ein Gräuel ist, über den sie in den härtesten Ausdrücken aburtheilen und den sie für den gefährlichsten Feind ihrer Bestrebungen halten, vergöttern ihn die Anderen. Dort möchte man deutsche Hochcultur von häßlichen Auswüchsen befreien, sie zu erhabener, reiner Schönheit läutern; hier aber haßt man diese Cultur brünstig, weil sie und die ihr als Fundament dienende Gesellschaftordnung der Grund alles menschlichen Elends scheinen. Und

wenn die Cultur verschwommen,
Kann nur ein Krok noch frommen —
Alles muß verruinirt sein!

Die Willens sind, ernsten Willens, den Antisemitismus zu bekämpfen, sehen also den Weg klar vor sich. Er führt nicht zum Gebrauch abscheulicher Schimpfworte, er führt zu ehrlicher reformerischer Arbeit, zu wirthschaftlichen, wahrhaft christlichen Großthaten der Bruderliebe. Wie Rom durch die Befreiung seiner Sklaven und die Ablösung der unheilvollen kapitalistischen Latifundienwirthschaft sich vor Krok hätte retten können, so die Gesellschaft von heute. Möge die freisinnige Partei denn zeigen, daß sie nicht nur ihres Wahlfonds und ihrer Thiergartenfreunde wegen das Judenthum schützt, sondern daß sie gesonnen und entschlossen ist, die eigentlichen Quellen der antisemitischen Strömung zu verschütten! Muß es nicht dicke Rührungsthränen in die Augen des unverbesserlichsten Heiterlings locken, wenn er die Herren Rickert, Bamberger und Licentiat Gräbner an der Spitze eines „Vereins zur Abwehr manchesterlicher Ausbeutung (früher Antisemitismus)" sähe.

Caliban.

Opern und Concerte.

„Unter Räubern". Komische Oper in einem Act von Anton Rubinstein. Text von Ernst Wichert. — „Die Rebe." Ballet in drei Acten von Anton Rubinstein. Text von Taglioni, Grandmougin und Hansen. (Kgl. Opernhaus.) — Ilka von Palmay im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater.

Rubinstein als Operncomponist ist ein für die Verehrer des großen Pianisten betrübendes Kapitel. Eine bedeutende compositorische Begabung, Melodienreichthum, dramatische Kraft und Sinn für scenische Wirkungen, — nichts von alledem ist dem Wundermenschen versagt, und doch sind seine Opern ohne nachhaltige Wirkung, wie blutlose Schatten vorübergehuscht. Zumal wenn der Zauber seiner Persönlichkeit mitwirkte, mit Begeisterung aufgenommen, sind die „Makkabäer", die „Kinder der Haide" (sie sollen demnächst bei Kroll galvanisirt werden) und „Feramors" spurlos von den Bühnen verschwunden, und traurig fragen wir, was die Lebenskraft von so viel Schönem, Bedeutendem, Eigenartigem verkümmern konnte. Die beiden Novitäten, die das Schicksal aller bisherigen Werke Rubinstein's theilen werden, geben uns vielleicht eine Erklärung.

Rubinstein steht seinen Librettisten kritiklos gegenüber. Aber wenn auch „Feramors" und die „Kinder der Haide" undramatische Texte waren, so kann man doch die „Makkabäer" ein vortreffliches Libretto nennen, und doch versagte die Oper. Jedenfalls steht Ernst Wichert's Machwerk tief unter allen Texten des trefflichen Rodenberg und des bühnenschlauen Mosenthal. Es sieht und hört sich an wie die schülerhafte Dramatisirung einer schlechten Humoreske. „Die fidele Räuberhöhle" könnte man den Vorwurf heißen. Eine spanische Reisegesellschaft wird von Räubern gefangen genommen und fällt aus ihren Händen in die einer zweiten Bande. Die anfänglich für Befreier gehaltenen Biedermänner lassen aber mit sich reden. Ihr Hauptmann Pedro, der als Räuber unter der großen Concurrenz zu leiden hat, erkennt bei der Bestimmung des Lösegeldes bald, daß er keinen guten Fang gemacht, obgleich er auch einen Prinzen von Geblüt miterwischt hat. Es ist also den geprellten Räubern sehr erwünscht, daß der einflußreiche Prinz sich erbietet, für die nothleidende Bande vom König nicht nur den Pardon zu erwirken, sondern auch die Rückkehr zu einem redlichen Handwerk à la Rinaldini zu ermöglichen. Bis zu seiner Rückkehr vertreiben sich nun die Gefangenen ihre Zeit bestmöglich, und diese Zustandsbilder aus dem gemüthlichen Räuberlager, lose aneinandergereiht und ohne Humor und Geist gestaltet, sind der eigentliche Kern des grausamen Spiels. Don Pedro macht sich bei den Damen als galanter Schwerenöther beliebt, Andere klopfen einen hispanischen Skat, schließlich schwingt die ganze Gesellschaft das Tanzbein, und der mit der Amnestie zurückkehrende Prinz macht die fidelen Räuber und ihre Opfer noch glücklicher.

Zu diesem Nichts hat Rubinstein eine anspruchlose Musik geschrieben. Aus seinen früheren Werken wissen wir, daß er der Mann der musikalischen Localfarbe ist. In den „Kindern der Haide" kommt er uns zigeunerhaft slavisch, im „Feramors" — nach Thomas Moore's Erzählung „Lalla Rookh" — turkistanisch, in den „Makkabäern" angeheimelt hebräisch. Die „Räuber" haben spanisches Colorit, und besonders in den Tanzrhythmen werden wir trotz Bizet ganz andalusisch gemahnt. Der Humor liegt Rubinstein fern, aber seine Melodik ist hier frisch und anmuthig, ohne unpassend großen Aufwand von Mitteln, discret und fein, wie es sich für den Lustspielcharakter einer kleinen komischen Oper schickt. Stimmungsvoll vorbereitend hebt das Vorspiel an, ein Potpourri der besten Nummern; das Sextett: „Laßt den Muth nicht sinken," das Quartett vom Mantel der Liebe, der Chor der Räuber in E-dur, alles ist zuweilen breit ausgesponnen und ungleich im Werth, aber hübsch erfunden, geschmackvoll und anmuthig.

Minder erfreulich ist das Ballet. Der Text bietet uns ein Unicum: die getanzte Reblaus. Wörtlich. Die Geister des Weines umnebeln die Sinne der Winzer, die Königin der Reben entführt einer ländlichen Schönen den Bräutigam, und die Phylloxeren in Person tödten die Reben mit ihren Küssen. Was Bacchus nicht gelingt, diese wieder in's Leben zurückzurufen, vermag zuletzt die Wissenschaft, die es auf der Bühne entschieden weiter gebracht hat, als in der Wirklichkeit. Ihre Leuchte drängt die Rebläuse in ihre Höhlen zurück, und als Verlobte empfehlen sich wieder die glücklichen Winzer.

Drei Acte ist etwas viel für das dürftige Spectakel, aber die Tonmassen Rubinstein's, die Zehenakrobatik des Fräuleins dell' Era und Meister Tetzlaff's Regiekünste suchen den Mangel bestmöglich zu verdecken. Eine Gavotte, der Champagnertanz und der Rebenwalzer sind die musikalischen Höhenpunkte der Partitur, aber auch hier macht sich Rubinstein's alter Fehler geltend. Seine Melodik ist kurzathmig. Mit Schwung und Liebe hebt er an, doch bald ermattet er und schließt frostig und conventionell ab. In dem Einacter kommt diese ungenügende Durcharbeitung der Themen nicht so zum Vorschein, umso mehr macht sie sich in dem Ballet fühlbar. Und noch eins. Es fehlt Rubinstein weniger an Erfindung, als Empfindung. Er sucht dies auch hier durch stark aufgetragene Localfarben, durch exotische Lyrik, durch allerlei Klangeffecte zu verdecken, die oft bis zur Kakophonie gehen. Bei allen blendenden Einzelheiten und trotz unleugbaren künstlerischen Ernstes ist der Gedankengehalt dürftig. Dazu kommen Sätze mit handgreiflichen Anklängen an Beethoven, Schumann, Mendelssohn. An Wagner, wie immer bei Rubinstein, niemals; es wäre denn, daß man ihm die Oboefigur der „Fröhlichkeit" als Leitmotiv aufmutzen wollte. Alles in Allem eine Musik, die uns für den

Digitized by Google

Augenblick blendet, aber kalt läßt und fremd bleibt. Die Seele, das Gemüth fehlt, — Virtuosenmusik.

Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gastirt Fräulein Ilka von Palmay. Der Ruf der ersten deutschen Operetten-Soubrette ging ihr voraus, und ihren großen Musterbildern, der Gallmeyer und Geistinger, wird sie an der Donau gleichgestellt. Nicht ganz mit Unrecht. Der parodistische Geist der lustigen Pepi lebt in ihr, aber feiner, zarter, an unsere unvergeßliche Possensoubrette Ernestine Wegner erinnernd. Gesanglich reicht sie an die Geistinger in ihrer Blüthezeit nicht hinan, die in ihrem Vortrag immer discret und fein war und niemals schrie und kreischte, was man der hübschen Pesterin leider nicht nachrühmen kann. Die Schule fehlt ihrem Gesang. Ihre Stimme ist in der Höhe schwach und besonders ihr Triller sehr mangelhaft. Um so volleres Lob verdient ihr Spiel, das immer von überwältigender Unmittelbarkeit ist. Als Antrittsrolle wählte sie Meilhac's Mamsell Nitouche, die sie in der herkömmlichen Pariser Ingénue-Weise der Théo und mehr noch der Milly Meyer gibt. Freilich ist sie in ihrer Erscheinung und ihren Mitteln nicht ein so zerbrechliches Porzellanfigürchen, wie die Prinzessin der Bouffes parisiens, sondern Alles in Allem derber und Wienerisch fesch, aber das schalkhaft Jungfräuliche trifft sie mit verwandter Virtuosität. Sie fällt nie parodistisch aus ihrer Rolle, wie es die unbändige Gallmeyer nur zu gerne pflegte. Dieses Blümlein Rührmichnichtan ist wirklich ernst zu nehmen, all in seiner duckmäuserischen Ausgelassenheit. Unnachahmlich verschämt ist die Drolerie, womit das Stiftfräulein hinter den Coulissen den Arm des hübschen Galans ergreift oder wie es als Aushülfsprimadonna das kurze Röckchen und was darunter sitzt, kreischend mit ausgebreitetem Taschentuch zu verdecken sucht. Nichts Geniales, wie in der Gallmeyer oder Geistinger, aber doch eine komische Kraft und, was uns noch mehr gilt, eine Natur. Leider kann sie in Berlin nicht nach Verdienst gewürdigt werden, denn dazu ist sie doch zu österreichisch — Pardon magyarisch. Zwar hat sie den unverfälschten Jargon des berühmten Mikosch so ziemlich abgelegt, immerhin ist in ihrer Spache noch mehr als genug, um das norddeutsche Verständniß zu erschweren. Ihr Dialog ist — „änfach unbegräflich", und wenn sie nun gar noch mit Dulieh und Tschindarabum zu singen anfängt, so versteht man kein Wort mehr.

In unserem Herrn Klein fand die Ungarin einen Partner, der als operettenschreibender Abbé mindestens ebenbürtig neben ihr stand. Ein Buffo von etwas behäbigen Formen und ganz und gar nicht elegant, aber in seinem Humor goldecht und herzlich. Er gibt nie bloße Caricaturen wie sein College Wellhof, sondern menschenmögliche Originale, unverfälscht und gemüthvoll. Und was für ein trefflicher diseur er ist, bewies er in dem fein vorgetragenen Liede von seiner Doppelgängerschaft:

„Und wenn umarmt der Floridor,
Hat was davon auch Célestin."

Notizen.

Der erste Band der neuen Auflage von Meyer's Konversations-Lexikon (Leipzig, Bibliographisches Institut) ist erschienen und zeigt das monumentale Werk, das in vier Auflagen eine Verbreitung von weit über eine halbe Million Exemplare gefunden, auf der Höhe modernen Wissens und Könnens. Einige vorzügliche coloniale und handelsgeographische Artikel beweisen eine besondere Berücksichtigung dieses Wissensgebietes und seiner brennenden Fragen. Ganz ausgezeichnet sind die Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaften behandelt, wobei die Gesetzgebung der Hauptländer (besonders von Oesterreich-Ungarn) hervorgehoben ist. Nicht weniger sorgsam finden sich die das öffentliche Leben bewegenden Fragen beantwortet: Sozialpolitik, Arbeiterversicherung, Gewerbe- und Handelspolitik, Bank- und Steuerwesen und Währungsfrage. Ein ungeheures Material war bei der Neubearbeitung der Naturwissenschaften zu bewältigen, wo die neuesten Fortschritte fachmännisch und doch allgemein verständlich aufgezeigt werden. Gerade in dieser Mischung von Wissenschaftlichkeit und Popularität, von Doctrin und Praxis steht „Meyer" unerreicht da. Ebenso ist den Textbildern belehrende Klarheit und strenge Sachlichkeit nachzurühmen. Namentlich der geographische Atlas wurde durch zahlreiche Neustiche von Stadtplänen und Karten bereichert. Der von sozialdemokratischer Seite erhobene Vorwurf, Meyer beurtheile zumal die geschichtlichen Vorgänge vom nationalliberalen Standpunkt und verdamme jede volksfreiheitliche Regung, ist mindestens dieser neuen Auflage gegenüber ganz hinfällig und kennzeichnet sich selbst als eine leere parteiische Unterstellung.

Kürschner's Staats-, Hof- und Communal-Handbuch des Reichs und der Einzelstaaten. (Eisenach, Kürschner's Selbstverlag). Das Buch ist für Zeitungsleser und eigentlich jeden guten Deutschen, der sein Staatsgebäude kennen zu lernen wünscht, ein wahrer Schatz. Es ist ein Stück Gothaischen Hofkalenders, namentlich aber ein Staatsbeamtenregister und ein statistisches Jahrbuch. Die Reichsbehörden, die diplomatische Vertretung, der Personaletat der Armee, Rechtspflege, Eisenbahnen, Post und Telegraphie, Schule, Finanz und Industrie, die deutschen Städte und ihre Vorsteher- und Beamtenschaft und zuletzt noch eine Fülle zuverlässigster statistischer Angaben, die man nirgendwo anders so bequem beisammen findet.

Chicago. Eine Weltstadt im amerikanischen Westen. Von Ernst von Hesse-Wartegg. (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.) Der durch seine Reiseschilderungen bekannte Autor und Gatte von Minnie Hauck gibt hier einen feuilletonistischen Führer durch die Ausstellungs- und Wunderstadt, ihre Merkwürdigkeiten und sozialen Verhältnisse. Die Lectüre kann eine Erfahrung ersetzen, die nur durch langen Aufenthalt zu gewinnen wäre, und jedenfalls wird der deutsche Besucher der Weltausstellung gut thun, sich daraus Raths zu erholen. Ein ernsterer Reisebegleiter ist Gustav Diercks' neues Büchlein: „Ein Jahrhundert nordamerikanischer Cultur" (Berlin, Lesser), das in angenehmster Form ein gedrängtes, aber vollständiges Bild der geschichtlichen und Culturentwickelung der Vereinigten Staaten entwirft. Die statistischen Angaben sind neu und zuverlässig, und überall macht sich der genaue Kenner bemerklich, der Amerika selbst bereist und studirt hat. Dabei ist er aber ein kühler und besonnener Beobachter geblieben, und wie wenig er sich in blinder Lobrednerei gefällt, beweist das Schlußkapitel, worin er über die noch immer zweifelhafte Bedeutung der Chicago-Ausstellung für die alte Welt offen und klug sich ausspricht. Das handliche Bändchen sollte keinem Besucher der Columbia-Ausstellung fehlen.

Familienfestspiele. Von Sophie Gudden. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Georg Ebers führt dies Erstlingswerk der Tochter von König Ludwigs Todesgefährten in den Leserkreis ein. Es sind sieben in Versen geschriebene Festspiele für Polterabende, Hochzeiten, Geburtstage u. s. w. Sie lassen sich leicht für jedes einzelne Fest und für die in Frage kommenden Verhältnisse einrichten, so daß das Büchlein für Familienfeste ein willkommener Führer sein wird. Wer die oft nur handwerksmäßigen dramatischen Scherze z. B. auf Berliner Hochzeiten über sich ergehen lassen mußte, wird der sinnigen Verfasserin für diese echt poetischen Vorlagen dankbar sein.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuer Verlag von OTTO WIGAND in Leipzig.

Wollny, **Dr. Fr., In Sachen der Hypnose und Suggestion.** Ein Vademecum für Herrn **Professor Wundt.** Preis 50 ₰.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien:

Die Physiologie des Schönen

von

Paul Mantegazza.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

I. Theil. **Epikur.** 2 M., eleg. geb. 3 M.

II. Theil. **Wörterbuch des Schönen.** Ein starker Band. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Epikur bringt uns das **eigentliche Glaubensbekenntniß** des **berühmten Verfassers.** Im zweiten Theil finden wir dieselbe Vereinigung eines warmen Idealismus mit gründlicher wissenschaftlicher Erkenntniß, die für Mantegazza charakteristisch ist. Er bemüht sich aufs neue das Wesen der Schönheit zu ergründen und stimmt vorzugsweise den Ansichten deutscher Aesthetiker bei.

Romane von Theophil Zolling.

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

2 Theile in einem Bande.

Vierte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

Frau Minne.

Ein Künstler-Roman.

2 Theile in einem Bande.

Dritte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—

Coulissengeister.

Ein Theater-Roman.

2 Theile in einem Bande.

Dritte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

In allen größeren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung durch den Verlag H. Haessel in Leipzig.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftliche Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct. **Bad Pyrmont.** Pferdebahn zum Salzbade u. Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten: sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Im Verlag **Wilhelm Friedrich, Leipzig,** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen sowie die Verlagshandlung zu beziehen:

Raubzeug.

Novellen von M. G. Conrad.

8°. broch. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.—

„Raubzeug" betitelt M. G. Conrad den soeben erschienenen Band seiner neuesten Novellen. Der Dichter hat hier Seelenzustände künstlerisch analysirt, wie es mit gleicher Kraft und Schärfe selten geschehen ist in unserm neuen Schriftthum. Der Titel „Raubzeug" läßt errathen, daß wir in diesem merkwürdigen Buche in keine still gesittete froh genießende Welt geführt werden. Dennoch fehlt es nicht bei allem Peinlichen und Schrecklichen an versöhnenden Momenten. Das Buch ist ein kunstvoll geschliffener Moralspiegel unserer erregten Uebergangszeit.

Die Gegenwart

Nr. 15.

Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:

Die beleidigte Majestät,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

Prinzipien der Ethik

und

Religionsphilosophie Lotzes

von

G. Vorbrodt.

Preis M. 3.—.

„Diese hochbedeutsame Arbeit eines wissenschaftlich durchgebildeten Philosophen darf als eine der besten Schriften über Lotze bezeichnet werden. Geistliche, Gelehrte und Studierende werden dem Verfasser reichen Dank wissen, diese Arbeit jahrelangen Studiums zum Verständnis Lotzes besitzen zu können. Was mich noch besonders für das Buch eingenommen, ist die durchweg edle Sprache von mustergiltiger klassischer Schönheit."

„Post."

Verlag von **Emil Felber** in **Berlin.**

Aus dem

innern Leben der Zigeuner.

Ethnologische Mitteilungen

von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Mit 28 Abbildungen.

Ladenpreis 6 Mark.

Inhalt: Krankheitsdämonen — Handarbeiten — Höhencultus — Blutzauber — Wanderzeichen, Signale und Zeichensprache — Tierorakel und Orakeltiere — Wetterprophezeiung — Feuerbesprechung — Eine zigeunerische Dichterin.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 18. Mai 1898. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Consequenzen der Militärvorlage. Von Pz. — Die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungs- oder Strafhaft. Von Landgerichtsdirector Raemisch. (Schluß.) — Die Versorgung Europa's mit Brot. Von S. Werblunski. — **Literatur und Kunst:** Protestantischer Kirchenbau. Antrittsrede gehalten an der Königl. Technischen Hochschule zu Dresden von Professor Dr. Cornelius Gurlitt. — **Feuilleton:** Im Nachtigallenhag. Von Domenico Ciampoli. — **Aus der Hauptstadt:** Die Militärvorlage. Von Caliban. — Der Kaiser und Wallot. Von Cornelius Gurlitt. — Notizen. — Anzeigen.

Die Consequenzen der Militärvorlage.

Die Entscheidung über die Militärvorlage ist vorläufig gefallen und dem neu zu wählenden Reichstage wird es beschieden sein, dieselbe zu bestätigen oder zu modificiren. Allein, möge der neue Reichstag sich nun für die Ablehnung oder Annahme des von der Regierung angenommenen Huene'schen Antrages, oder, was wahrscheinlicher sein dürfte, für einen neuen veränderten Compromiß entscheiden, so lassen sich doch bereits heute gewisse Consequenzen der Vorlage, wenn dieselbe ganz oder zum wesentlichen Theile zur Durchführung gelangen sollte, mit Bestimmtheit voraussehen, welche Beachtung verdienen dürften.

Welchen Effect die Durchführung der Vorlage auf unsere innerpolitischen Verhältnisse haben, ob dieselbe bei den bevorstehenden Wahlen zu einer noch weiteren Zersetzung einzelner bisher mächtiger und geschlossener politischer Parteien führen wird, läßt sich auch nicht mit annähernder Bestimmtheit voraussagen, das eine aber dürfte ziemlich gewiß sein, daß eine neue gewaltige Vermehrung des deutschen Heeres auch im Auslande erneute Anstrengungen hervorrufen wird, hinter diesem deutschen Heeresmachtzuwachs nicht zurückzubleiben. Bereits haben namhafte russische Blätter auf diese Nothwendigkeit für Rußland und Frankreich mit großer Bestimmtheit hingewiesen, und in Frankreich, wo man eben den neuen Truppenverband der Meurthe-Division an der Ostgrenze allerdings unter Zusammenstellung bereits vorhandener Truppenkörper geschaffen hat, dürfte die Neigung, die Stärke der Wehrmacht des Landes zu erhöhen, noch keineswegs erschöpft sein. Von größter Wichtigkeit ist dabei allerdings der Umstand, ob Frankreich nicht thatsächlich an der Grenze seiner militärischen Leistungsfähigkeit angelangt ist, wie man allerseits behauptet. Der vor einiger Zeit in der französischen Presse erfolgte Hinweis auf die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Tunis deutet jedoch nicht gerade darauf hin, daß man französischerseits eine Steigerung der Wehrkraft der Republik bereits für völlig ausgeschlossen hält, und mit der Zeit dürfte Frankreich aus seinen zahlreichen Colonien in Aunam, Cochinchina, Cambodja und Tonkin, mit einer Gesammtbevölkerung von 19 Mill. Menschen, wo es bereits eingeborene Truppen aufgestellt hat, sowie am Senegal und anderwärts denn doch ein wenigstens in seinen besten Elementen zum Kriegsdienst verwendbares Material erwachsen, welches von französischen Offizieren und Unteroffizieren befehligt, vielleicht wenigstens das Mutterland von der Abgabe nationalfranzösischer Truppen an die Colonien zu entlasten vermöchte. Wenn nun auch dieser Theil der sich mit der Durchführung der Militärvorlage eröffnenden Perspective als ein noch ungewisser bezeichnet werden muß, so dürfte jedoch der Widerhall, den eine neue gewaltige deutsche Heeresverstärkung in Rußland erwecken würde, sehr bald weit bestimmtere Umrisse erhalten. Ein enormes Menschenmaterial steht Rußland noch für eine Vermehrung seiner Heeresmacht zur Verfügung und sein Recrutencontingent erschöpft das Jahrescontingent der russischen Wehrpflichtigen und Diensttauglichen keineswegs. Nur eine Frage der Mittel und der Zeit wird es daher unseres Dafürhaltens sein, bis Rußland die deutsche Heeresverstärkung mit einer seinen Machtverhältnissen entsprechenden beantwortet. Ob es dem Deutschen Reiche daher zum Segen gereichen würde, mit der Durchführung der Militärvorlage den ihm gegenüberstehenden Nachbarmächten den Impuls zu neuen starken Rüstungen gegeben zu haben, bleibt denn doch eine offene Frage.

Während jedoch einerseits mit Sicherheit anzunehmen ist, daß diese Mächte diesem Impulse folgen und ihre Heere zu Ungunsten Deutschlands von Neuem auf die eine oder die andere Weise verstärken werden, so droht andererseits die Durchführung der deutschen Militärvorlage ihre Consequenzen bei den Deutschland verbündeten Dreibundsmächten, Italien und Oesterreich-Ungarn in qualitativer Hinsicht gerade in entgegengesetzter Richtung geltend zu machen. In Italien sowohl wie in Oesterreich-Ungarn schickt man sich an, wenn Deutschland die zweijährige Dienstzeit einführt, dieselbe ebenfalls zur Einführung zu bringen. Der italienische Kriegsminister, General Pelloux, verfügt bereits über einen ausgearbeiteten Entwurf für die Einführung der zweijährigen Dienstzeit im italienischen Heere, den er der Kammer, sobald die Angelegenheit reif geworden ist, vorzulegen angekündigt hat. In Oesterreich-Ungarn bildet an den maßgebenden militärischen Stellen die deutsche Armeereformvorlage mit der zweijährigen Dienstzeit den Gegenstand sorgfältigen Studiums in der Richtung, in welchem Umfange und Ausdehnung die betreffenden Prinzipien auf das österreichisch-ungarische Heerwesen Anwendung finden sollen. Die Thatsache steht, wie das „Wiener Tageblatt" berichtet, fest, daß ein Project der Neuorganisation der österreichisch-ungarischen Armee auf der Grundlage der zweijährigen Präsenzdienstzeit in Ausarbeitung begriffen ist, dem ungarischen Ministerpräsidenten und Finanzminister, Weckerle, sollen bereits Mittheilungen über die Schätzung der jährlichen Mehrkosten dieser Reform gemacht worden sein. Mit Bestimmtheit wird bemerkt, daß die in Oesterreich-Ungarn geplante, auf der Grundlage der zweijährigen Präsenzdienstzeit beruhende Armeereform keineswegs so weit gesteckt ist, wie der dem deutschen Reichstage vorgelegte Reformplan, und daß daher der öster-

Digitized by Google

reisch-ungarische Reformplan weit geringere finanzielle Mittel erforderlich machen würde als der deutsche. Das in der Ausarbeitung begriffene Project soll jedoch erst dann zur Durchführung gelangen, wenn die deutsche Militärvorlage vom deutschen Reichstag, sei es auch modificirt, angenommen wird. Als ganz unzweifelhaft wird die Einführung der zweijährigen Dienstzeit in Oesterreich-Ungarn bezeichnet, wenn dieselbe in Deutschland zur Annahme gelangt.

Wir stehen somit vor der Thatsache, daß sowohl Italien wie Oesterreich-Ungarn, wenn die Militärvorlage im kommenden Reichstage durchgeht, die zweijährige Dienstzeit in ihren Heeren einführen werden. Für die Einführung derselben verlangen bekanntlich bei uns die militärischen maßgebenden Kreise Compensationen von derartigem Umfange und Kostenaufwand, daß Oesterreich-Ungarn und Italien, sowohl angesichts ihrer Finanzlage, wie der Wünsche ihrer Bevölkerung nicht daran denken können, auch nur annähernd ähnliche Compensationen als Aequivalent für die zweijährige Dienstzeit bei sich durchzuführen. Bei allen sonstigen Vorzügen der zweijährigen Dienstzeit kann man sich jedoch nicht verhehlen, daß, wenn, vom rein militärischen Standpunkt aus betrachtet, Compensationen für dieselbe fehlen oder ungenügend gewährt werden, ihre Durchführung als eine den militärischen Werth eines Heeres erhöhende Maßregel nicht erachtet werden kann. Nun ist jedoch bei der Finanzlage Italiens, welches in Folge öconomischer Schwierigkeiten erst vor Kurzem eine Reduction seines Kriegsbudgets um acht Millionen Lire vornahm, und ebensowenig bei der finanziellen Disposition Oesterreich-Ungarns, wo nach harten Kämpfen die geringfügige Summe von fünf Millionen Gulden, namentlich für die Einführung des Präsenzstandes der Friedenscompagnien auf den im Vergleich zu anderen Heeren minimalen Präsenzstand von 95 Mann per Compagnie bewilligt wurde, nicht im entferntesten anzunehmen, daß diese beiden Staaten auch nur annähernd ausreichende Compensationen für die Einführung der zweijährigen Dienstzeit ihren Armeen schaffen werden. Bei dieser Lage der Dinge stehen wir jedoch bei Durchführung der Militärvorlage vor der höchst bedenklichen Aussicht und selbst Gewißheit, die Qualität der Heere Oesterreich-Ungarns und Italiens, und somit die Wehrmacht des gesammten Dreibundes eine schwerwiegende Einbuße erleiden zu sehen, während Rußland oder Frankreich unter Beibehalt ihrer fünfjährigen, bezw. dreijährigen Dienstzeit — vielleicht unter Beschränkung der Exemptionen von letzterer — gründlicher, weil anhaltender ausgebildete Heere besitzen und dieselben zugleich in jeder ihnen möglichen Richtung verstärken würden.

Derart würde sich jedoch das Ziel, welches die Regierung mit der Militärvorlage verfolgt, Stärkung der Wehrmacht Deutschlands und des Dreibundes als ein in wesentlicher Hinsicht verfehltes herausstellen und ein wichtiges Moment qualitativer Ueberlegenheit den Gegnern des Dreibundes zufallen.

Noch eine andere nachtheilige Consequenz der geplanten abnormen Heeresverstärkung liegt sowohl in dem Zurückgreifen auf die für den Heeresdienst nur bedingt tauglichen mit körperlichen Fehlern behafteten Wehrpflichtigen in ganz unverhältnißmäßig größerer Anzahl wie bisher, wie auch in der voraussichtlichen Erhöhung der Anzahl der Invalidenpensionen, welche nicht nur in Folge des Mehrbedarfs von 60,000 Mann, sondern auch in Folge der Einstellung jener bedingt Tauglichen das Militärbudget künftig belasten würden. Als ein weiteres Moment dieser Gattung tritt schließlich die bis jetzt unseres Wissens nirgends in Betracht gezogenen Mehrbelastung des Landes durch die stärkere Einquartirung bei den Manövern hinzu, die wenn 75,000 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften mehr wie bisher drei bis vier Wochen lang manöveriren, d. h. während dieser Zeit außerhalb ihrer Garnisonen verpflegt werden müssen, eine keineswegs unbeträchtliche Summe repräsentirt, besonders wenn man auch die freiwilligen Leistungen des Landes an Naturalien während dieser Zeitdauer in Anrechnung bringt.

Somit gestalten sich die Consequenzen der Militärvorlage, soweit sich dieselben bis jetzt übersehen lassen, als nachhaltig ungünstig einwirkende, und vor Allem ist es die Schwächung der Heere unserer Verbündeten durch die Nachahmung der Vorlage ohne genügende Compensationen für die zweijährige Dienstzeit, auf welche wir mit unseren Ausführungen warnend hinzuweisen beabsichtigten.

Pz.

Die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungs- oder Strafhaft.

Von Landgerichtsdirector Raemisch.

(Schluß.)

Solche Selbstverschuldungen können natürlich auch vorkommen, wenn ein Angeklagter durch falsche Selbstanzeige, durch unwahres gerichtliches oder außergerichtliches Geständniß oder gar absichtlich — vielleicht für einen Anderen, der ihn dafür bezahlt, oder dem er zu Liebe handelt — seine Verurtheilung herbeiführt. Der deutsche Entwurf von 1886 enthielt daher auch die Bestimmung:

> Insoweit der Angeklagte seine Verurtheilung durch Vorsatz oder grobes Verschulden herbeigeführt hat, ist ein Anspruch auf Entschädigung ausgeschlossen.

Von den Gegnern einer solchen Staatsverpflichtung wird vielfach eingewendet: Ein solches Gesetz wird zum Mißbrauche anreizen, die Wiederaufnahmegesuche werden sich in das Ungemessene vermehren, weil der Gewinn reizt; es wird sich eine Verbrecherindustrie herausbilden, bei welcher A dem B, und wenn Jener freigesprochen und entschädigt ist, B dem A helfen wird; dadurch werden Hunderte oder doch Dutzende neuer Anklagen wegen falschen Zeugnisses, wegen Meineides ꝛc. herbeigeführt werden. Nun — ich glaube, darin liegt viel Uebertreibung. Zunächst würde das eine Fäulniß des Rechtsbewußtseins bis in den Kern des Volkes voraussetzen, an die ich als Jurist nicht glaube. Die betreffenden Spekulanten dürften auch bald erkennen, daß sie sich doch einer zu großen Gefahr aussetzten, denn die Gerichte — welche an keine Beweisregeln gebunden sind — würden ein solches Treiben denn doch durchschauen. Wir kommen auch jetzt schon in Lagen, wo wir selbst mehreren eidlichen Aussagen die Glaubwürdigkeit gegenüber den glaubwürdigeren Angaben einer Partei versagen. Ich erinnere an das alte Scherzwort: Wenn mir ein Zeuge sagt, „er hätte soeben Herrn X getroffen", so werde ich das leicht glauben; wenn mir zwei Zeugen erzählen, „sie hätten soeben den Herrn Geheimrath A im Straßengraben gefunden" — so werde ich mir meine Ueberzeugung vorbehalten, wenn mir aber zehn Zeugen versichern, „der Kirchthurm hätte ihnen einen tiefen Knix gemacht" — so werde ich sie zum Tempel hinausjagen.

Uebrigens kann man auch bei besten Gesetzen, wie bei allen irdischen guten Dingen, ausnahmsweise eine oder die andere üble Folge erfahren — es fragt sich nur, ob der zu erwartende Nutzen den zu fürchtenden Schaden beträchtlich übersteigt.

Wir wenden uns zu der Frage: „Wie soll Entschädigung geleistet werden?" Daß der Staat eine eingezogene Geldstrafe herauszahlen muß, versteht sich von selbst. Der französische Jurist Philippe de La Madeleine suchte auch nach einer besonderen Genugthuung für die erlittene Ehrverletzung; er wollte dem für schuldlos Erkannten eine besondere Ordensdecoration zuwenden und ruft aus: „Wer würde ihn nicht mit Vergnügen geschmückt sehen durch ein weißes Band, von welchem ein Kreuz oder eine Medaille herabhinge, die auf der einen Seite die Worte trägt: »Die erkannte Unschuld« und auf der anderen eine aus Palmen gebildete Krone mit dem Datum des freisprechenden Urtheils!!" Ich bezweifle, daß unser Zeitalter an dergleichen Geschmack finden dürfte und schließe mich dem Urtheile von Lilienthal's an, welcher sagt: Das schießt weit über das Ziel hinaus; es ist keine Schande, unschuldig verurtheilt worden zu sein, eine Ehre ist es aber auch nicht. Empfehlen würde es sich dagegen, wenn solche Freisprechungen nicht bloß im Reichsanzeiger (§ 411 Strafprozeß-Ordnung) veröffentlicht werden müßten, sondern wenigstens noch in

Digitized by Google

zwei anderen von dem Freigesprochenen zu bezeichnenden Blättern. Uebrigens können solche Bekanntmachungen gemäß der betreffenden Gesetzesstelle auch jetzt schon nach dem Ermessen des Gerichts erfolgen. Als einziges Ersatzmittel bleibt uns sonach nur das allgemeine Aequivalent für jeden äußeren Schaden — das Geld übrig. In welchem Umfange soll man nun hier einen gesetzlichen Anspruch zulassen? Soll man einem schneidigen Bankier die 100,000 Mark, die er für seine Haftzeit als entgangenen Gewinn herausrechnen wird, zahlen? Soll man auf die Anträge eines findigen Anwalts eingehen, der eine wahre Doctor- und Apothekerrechnung aufstellen und mit den sublimsten Beweisen unterstützen wird? Soll der entgangene Gewinn oder auch nur der ganze nachweisbare Schaden in den Formen des Prozesses erörtert und gefordert werden können? — Das erscheint mir bedenklich, obgleich sich über letzteres wohl reden ließe.

Wir haben bei der Erörterung des Princips auf eine Vergleichung mit der Altersversicherung hingewiesen. Auch hier hat man — natürlich gegen auftauchende begehrlichere Wünsche aus betheiligten Kreisen — dem Altersinvaliden nicht sein volles früheres Einkommen garantirt und ihn zum vollen Staatspensionär gemacht, sondern man hat zwischen dem ihn naturgemäß treffenden Uebel und zwischen der Beihülfepflicht der Gesammtheit nach einem billigen Ausgleiche gesucht, den man auch als einen gerechten anerkannte. Ich verweise in dieser Richtung auf eine im Jahre 1891 in Zürich erschienene kleine Schrift von Berolzheimer, in welcher dieser empfiehlt, die Entschädigung so weit eintreten zu lassen, als dadurch „der herbeigeführte oder unmittelbar drohende Ruin des unschuldig in Haft Gewesenen" abgewendet wird. Vielleicht ist dieser Vorschlag wieder etwas zu eng. In dem Bericht des H. v. Schwarze wird auf die im § 188 Strafgesetz-Buch bei Beleidigungen zu verhängende Buße als eine der analogen Ausdehnung fähige Einrichtung verwiesen. Man wird wohl hier dem Richter und der Praxis einen gewissen Spielraum vergönnen müssen und ihm dasselbe als Richtschnur mitgeben, was die Motive des österreichischen Regierungsentwurfes dahin ausdrücken: Wie das Gesetz ein Billigkeitsgesetz ist, so wird der richtige Maßstab für den Ersatz nur in den Gründen der Billigkeit gesucht und gefunden werden können; es wird sich mit den strengen Begriffen der „Schadloshaltung" oder der „Genugthuung" (nach österreichischen Rechtsausdrücken) nicht operiren lassen; wohl aber wird es sich empfehlen, dafür zu sorgen, daß dem Verurtheilten für die durch den Strafvollzug erlittenen Nachtheile in jedem Falle „eine billige Vergütung" zu Theil werde.

Finanzielle Staatsbedenken werden hiergegen nicht geltend gemacht werden können. Ob die Gelder in dem Dispositionsfonds des Herrn Ministers oder in dem Reichsjustiz-Etat stehen, hat auf die Höhe der nothwendigen Summe keinen Einfluß — wenigstens schwerlich dann, wenn das in Frage kommende Gericht der oberste Gerichtshof des Reiches ist. Wenn, wie der Herr Staatssecretär sagt, jene Fonds so wenig in Anspruch genommen werden, so beweist dies eben, daß man mit nicht zu großen Aufwendungen ausreichen wird — und um einem in dieser Richtung anerkannten Rechtsbedürfniß zu genügen, dazu ist Deutschland noch reich genug!

Wir treten nun vor die Frage: „Von welchem Gerichte soll die Entschädigung zugesprochen werden?" Nach unserer ganzen Gerichtsverfassung müßte die Anerkennung der Unschuld von dem Strafrichter, die Zubilligung der Entschädigung, wie bei jedem anderen Schaden, von dem Civilrichter erfolgen. Diese Zerreißung der Frage hat jedoch nicht die allgemeine Zustimmung erfahren. Man will eben nicht ein weitläufiges, kostspieliges und zeitraubendes Verfahren vor den Civil-Gerichten, mit Anwaltszwang und endlosen Beweiserhebungen, sondern ein abgekürztes, von der Entscheidung über die Unschuld des Verurtheilten ungetrenntes. Am einfachsten erscheint es daher, die Entschädigungsfrage mit der Strafsache selbst in engster Verbindung zu lassen und sie zugleich mit dem neuen Urtheile im Wiederaufnahmeverfahren zu verbinden. Indessen hat dies auch seine Bedenken. Zunächst würde dies auch sofort wieder den peinlichen Unterschied der „Freisprechung mit und ohne Zubilligung einer Entschädigung" herbeiführen, da selbstredend der Antrag auf Entschädigung immer gestellt werden würde und, im eigensten Interesse des Angeklagten bezüglich der Freisprechung, auch gestellt werden müßte, ohne abzuwarten, aus welchen Gründen sich schließlich seine Freisprechung ergeben hat. Wenn nun zugleich auch alle die Thatsachen ermittelt und festgestellt werden sollen, aus denen sich der Umfang der zuzubilligenden Entschädigung ergibt, so wird damit — wie auch Schwarze sagt — das Strafverfahren unerträglich ausgedehnt und mit fremdartigen, die Erledigung der Beweisfrage in der Strafsache selbst erschwerenden und verzögernden Aufgaben belastet. Die Thätigkeit des Strafgerichts würde an Einheit, Klarheit und Entschiedenheit verlieren und auf Momente hingelenkt werden, die außerhalb der strafrechtlichen Aburtheilung liegen. Auf ein anderes Bedenken wies im österreichischen Abgeordnetenhaus Dr. Jaques hin. Er führte aus, daß ein Richtercollegium (insbesondere also die in ihrer Besetzung meist gleichbleibende Strafkammer des Landgerichts), wenn es früher eine Verurtheilung ausgesprochen hat — und nun sich ein Dementi geben und eingestehen soll, daß es sich geirrt hat — instinktiv nach allen Mitteln suchen wird, welche den früheren Spruch zu unterstützen geeignet sind, und daß es sich „unwillkürlich" dem Beweise der Unschuld mehr verschließen wird als ein Gericht, welches noch niemals mit der Sache befaßt war. In dieser Erwägung liegt ja auch einer der Hauptgründe, welche man immer für die Wiedereinführung der Berufung geltend gemacht hat. Darum hat auch der ultramontane Abgeordnete Rintelen bei seiner sehr dankenswerthen parlamentarischen Mitarbeit die hier besprochene Frage immer mit einer Aenderung des Wiederaufnahmeverfahrens in Verbindung gesetzt. Ich möchte auf diesen Grund ein zu großes Gewicht nicht legen, obgleich ich mich dem keineswegs verschließe, daß man auch die richterliche Thätigkeit mit dem Maßstabe menschlicher Schwächen zu bemessen hat; ich glaube, daß sich ein Berufsrichter nicht so leicht von dem fiskalischen Gedanken wird beinflussen lassen, dem Staate durch seine Spruchthätigkeit möglichst wenig Unkosten zu bereiten. Andererseits sind solche zu treffenden Nebenentscheidungen doch immer, wie schon gesagt, ablenkend, irritirend und leicht irreführend.

Maßgebend dafür, welcher Richter entscheiden soll, bleibt immer das Bedenken, daß eine zu große Zahl zuständiger Gerichte das Einheitliche der Praxis gefährdet, auf welches bei einem solchen Billigkeitsgesetze unbedingt Rücksicht zu nehmen ist. Dadurch ergibt sich aber die Auswahl des Reichsgerichts oder je eines obersten Gerichts eines Bundesstaates von selbst. Die Zuordnung eines rechtskundigen Vertreters und das ganze Entschädigungsverfahren müßte natürlich kostenlos sein, da es sonst wegen der räumlichen Entfernungen der ärmeren Bevölkerung, die dieses Schutzes am nöthigsten bedarf, nicht viel helfen würde. Eine weitere Abkürzung würde noch dadurch herbeigeführt werden, wenn man ein kurzes Zwischenverfahren im Verwaltungswege zuläßt: der Freigesprochene meldet binnen einer bestimmten Frist seinen Anspruch an, die Justizverwaltung gibt einen schnellen Bescheid, ob sie anerkennt und den Antragsteller klaglos stellen will — und erst wenn sie sich weigert, kann der Weg der Klage beschritten werden. Diesen Weg wählt auch der Gesetzentwurf, welchen die freisinnige Partei als Träger'schen Antrag unter dem 2. December 1890 in unserem Reichstag eingebracht hat. In demselben wird — in Uebereinstimmung mit fast allen wissenschaftlichen Untersuchungen — die Vererblichkeit des Anspruches auf die Wittwe, auf Kinder, Eltern und Geschwister verlangt.

Bis hierher sind — darf man sagen — die Gelehrten ziemlich einig und es würde meines Erachtens selbst heute noch nicht so schwer halten, ein nach den vorgetragenen Gesichtspunkten gestaltetes oder „eingeschränktes" Gesetz zu erlangen. Aber die Ansprüche Vieler gehen heutigen Tages weiter und da herrscht noch ein erbitterter Geisterkampf, der sich gleich dadurch erkennbar macht, daß der ruhige — vielleich auch etwas langweilige — Ton sachlicher Erörterung verlassen wird und große Worte an die Regierung kommen. Die Herren Ab-

Digitized by Google

geordneten Philipp und Lenzmann hatten sich noch 1886 in der von mir geschilderten Einschränkung bewegt. In neuerer Zeit hat ein Jurist einen eigenen Gesetzentwurf eingereicht, in welchem er auch Entschädigung für die Verluste verlangt, welche durch die Untersuchungshaft herbeigeführt worden sind. Nicht sowohl der Kern dieser Forderung, als ihre Begründung dürfte doch auf manchen Widerspruch stoßen! Der Herr Antragsteller erklärt die Freisprechung in dem heute geltenden Wiederaufnahmeverfahren für einen seltenen Glücksfall gegenüber der Zahl der irrthümlichen Verurtheilungen. Er sieht, „wenn man das Entschädigungsgesetz auf diese wenigen Personen beschränkt", darin eine ungerechte Bevorzugung dieser gegenüber der weit größeren Zahl ihrer weniger glücklichen Leidensgefährten, welche als verkannte Opfer der Justiz elend und mit ungerechter Schmach bedeckt in's Grab sinken. Die Ausdehnung der Ersatzpflicht solle der Strafjustiz als ein höchst wichtiges Mittel der Selbstcontrole dienen und solle darin segensreich wirken, daß sie ein Gegengewicht bilde gegen die viel zu häufige Verhängung und Aufrechterhaltung der Untersuchungshaft. Dies sei dasjenige Zwangsmittel, auf dessen übertriebenen, die Verdunkelung des Thatbestandes herbeiführenden Gebrauch fast alle sogenannten Justizmorde zurückzuführen sind, weil dadurch der Gefangene als dringend verdächtig gekennzeichnet, allen Nachtheilen des Inquisitionsverfahrens (!) ausgesetzt und nur zu häufig in seiner Vertheidigung wesentlich beschnitten wird. Das Entschädigungsgesetz solle durch seine bloße Existenz die Zahl der Justizirrthümer auf ein Minimum reduciren, indem es die sorgfältigere Prüfung der Vorbedingungen der Haft, die leichtere Aufhebung der Haftbefehle, die schnellere Erledigung der Haftsachen veranlaßt — mit einem Worte die Anwendung des in hohem Grade gemeinschädlichen und irreführenden Zwangsmittels der Untersuchungshaft auf das Maß des unbedingt Nothwendigen beschränkt."

Ich habe den Herrn Antragsteller ausreden lassen — ich glaube, es wäre aber auch angezeigt, wenn sich in öffentlichen weiteren Kreisen auch manchmal richterliche Stimmen gegen diese Vorwürfe vernehmen ließen. Jene Motivirung leidet meines Erachtens an argen Uebertreibungen. Ueber langsame Behandlung von Haftsachen wird man nicht klagen können, wenn man sich erinnert, daß z. B. im Anfange dieses Jahres in Görlitz zwei — keineswegs auf frischer That ergriffene — Mörder schon ihr Urtheil empfangen hatten, ehe ein Monat seit ihrer That vergangen war. Und wie es dort geht, geht es anderwärts auch. Es wird von dem Inquisitionsverfahren, von dem Zwangsmittel der Untersuchungshaft gesprochen, als ob wir zu den Zeiten Philipps von Spanien lebten — und doch hat die Strafprozeß-Ordnung bezüglich der Vernehmung des Inhaftirten, seines Beschwerderechtes, seiner Verbindung mit der Außenwelt und dem Vertheidiger alle Rechtsgarantien geschaffen, welche unserer Culturentwickelung und Aufklärung nur irgend wünschenswerth erscheinen. Am 11. Februar d. J. hat ein sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter behauptet, daß nach der letzten Kriminalstatistik von 435,000 Inhaftirten 369,000 verurtheilt — also 66,000 freigesprochen worden seien. Ich vermag augenblicklich die Richtigkeit dieser Zahlen nicht zu prüfen — aber etwas Ungeheuerliches scheint mir noch nicht vorzuliegen, und das Verhältniß würde sich schwerlich ändern, wenn seine Partei den Staat leitete. Von der Polizei, der Staatsanwaltschaft, dem Untersuchungsrichter wird ein schnelles Eingreifen auf ihre Gefahr hin verlangt, sonst können die Zwecke der Strafjustiz sehr oft nicht erreicht werden. Wenn in einer Stadt innerhalb weniger Jahre mehrere schwere Mordthaten unentdeckt bleiben, vielleicht weil die berufenen Beamten sich gescheut haben, mit Verhaftungen vorzugehen, sodaß möglicher Weise dadurch der Thäter entkommen ist, so wird die Bevölkerung dafür schwerlich dankbar sein. Wenn gesagt wird, daß die Untersuchungshaft häufig den Thatbestand verdunkele, so liegt doch auf der Hand, daß der Thatbestand noch viel häufiger verdunkelt wird, wenn der wahre Thäter entflieht, Zeugen seiner That besticht und Spuren verwischt, weil man ihn in Freiheit gelassen hat. Selbstverständlich kommen auch bei der Verhängung der Untersuchungshaft — die übrigens ganz allein den Gerichten zusteht — Mißgriffe vor! Darum sorge man nach Kräften für eine sorgfältige Auswahl der mit jenem Machtmittel betrauten Personen! Nicht das Feuer ist gefährlich, sondern seine Verwahrlosung in einer ungeschickten Hand! Haben doch schon die letzten beiden Herren Justizminister ausdrücklich in Verfügungen hervorgehoben, daß man keineswegs zu Strafrichtern „die minder veranlagten Kollegen" auswählen soll, und damit anerkannt, daß die Arbeit des Civilrichters durchaus nicht als die vornehmere oder wichtigere hinzustellen ist. Man hat, auch regierungsseitig, den Einwand erhoben, daß mit der Annahme einer Entschädigungspflicht wahrscheinlich die Energie der Strafverfolgung gelähmt werden dürfte, denn sie werde den Richter ängstlich machen und ihn veranlassen, aus übergroßer Besorgniß vor späterer Verantwortung die Verhaftung von Personen, trotz der dafür sprechenden Gründe, nicht vorzunehmen, so daß oft der richtige Zeitpunkt für die Verhaftung versäumt und der Erfolg der Untersuchung gefährdet werde. Gewiß wäre ein solches Ergebniß nach der kriminalpolitischen Seite hin bedenklich! Wenn von dem nächtlichen Thatorte eines Verbrechens drei unbekannte Männer nach verschiedenen Seiten enteilen, so muß man sie alle drei festnehmen, auf die Gefahr hin, auch einen Unschuldigen darunter zu haben. Das Gesetz hat ja die einzuhaltenden Grenzen: „dringenden Thatverdacht und Fluchtverdacht oder Verdunkelungsgefahr" deutlich genug vorgezeichnet, und es ist ebenso unbegründet, allgemeine unerwiesene Anklagen wegen Gesetzesverletzungen gegen die Richter zu erheben, wie es ungeeignet wäre, eine Rücksicht schaffen zu wollen, welche den Richter in seinem — zum Wohle der Gesammtheit weit gestellten — vernünftigen Ermessen einschränken sollte. Die beiden Dinge haben gar nichts mit einander zu thun. Gewiß kann auch durch eine Untersuchungshaft, die sich hinterher als zu Unrecht verhängt herausstellt, eine schwere Schädigung des Betroffenen entspringen — und auch für diesen Fall liegt ein gewisser Ersatz in dem Gebote der Billigkeit. Aber es waltet hier doch ein großer Unterschied ob, ob es sich um das Provisorium der Untersuchungshaft handelt, oder ob Jemand unter dem Scheine des Rechts verurtheilt worden ist und zu Unrecht Strafe hat leiden müssen. Ich glaube daher, daß man diese Art der Entschädigung allerdings dem Gnadenwege überlassen kann, weil das Rechtsbewußtsein nicht in gleichem Maße wie durch ein irrthümliches Urtel verletzt worden ist.

Das sind meines Erachtens die leitenden Gesichtspunkte bei der Beurtheilung der Frage nach der Enschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungs- und Strafhaft Es ist klar, daß man derartige Aufgaben nicht mit Parteigeschrei, mit Uebertreibungen und Schlagworten löst, sondern daß man sich — wie bei allen wichtigen Dingen im Leben — erst durch ernste Arbeit und durch ruhiges, vorurtheilsfreies Nachdenken mit den Schwierigkeiten der Lösung bekannt machen muß, ehe man mit Ueberzeugung seine Stimme in solch brennender Tagesfrage abgeben kann.

Die Versorgung Europa's mit Brot.

Von S. Werblunski.

Auf materiellem Gebiete des öffentlichen Lebens hat das letzte Jahrzehnt tiefgehende Umwälzungen besonders in der Brotversorgung Europas hervorgebracht, und sieht man sich dieselben genau an, so kommt man zu dem sicheren Schluß, daß sie an Bedeutung den anderen Umwälzungen auf geistigem und sozialpolitischem Gebiete nicht nachgeben. Wiewohl es sich hierbei hauptsächlich um die mitteleuropäischen Staaten handelt, darunter wiederum in erster Reihe um Deutschland, so muß man doch von dem gesammten Europa, mit alleiniger Ausnahme Rußlands, mit Recht sagen, daß es im Durchschnitt und in den meisten Fällen nicht so viel an Brotkorn produ-

Digitized by Google

cirt, wie es davon für die Ernährung seiner Bevölkerung bedarf. Bald dieser, bald jener der europäischen Staaten sieht sich darauf angewiesen, einen Theil seines Bedarfs an Brotkorn aus fremdem Lande zu decken oder fremdes Getreide dem einheimischen Product beizumischen, und so haben durch alle Zeiten die verschiedenen Theile Europas gegenseitig auf dem Wege des internationalen Getreidehandels ihre derzeitigen Bestände an Brotkorn auszugleichen gesucht.

Der Hauptantheil indessen an der Versorgung Europas mit Brot fiel zahlreiche Menschenalter hindurch dem russischen Reiche zu und das mittlere und theilweise auch das westliche Europa sah seit Menschengedenken in Rußland seine naturgemäße Bezugsquelle für alle Getreidearten. Auch die Russen fühlten sich behaglich in der Rolle der Brotspender des Westens und gefielen sich in dem Ausdruck, daß ihr Vaterland die „Kornkammer Europas" sei. Durch Gesetze und zollpolitische Maßnahmen waren diesem naturgemäßen Zustand keinerlei Hindernisse entgegengesetzt, aus Rußland konnten ungeheure Mengen von Brotkorn in's Ausland geschickt werden, während das Product bei Ueberschreitung der Landesgrenze von den benachbarten Staaten durchaus bereitwillig in Empfang genommen und mit gar keinen oder nur geringen Einfuhrzöllen belegt wurde. Die Versorgung Europas mit Brotkorn ging auf diese Weise von Rußland aus seinen Weg viele Menschenalter hindurch ungestört, und erst dem Beginn der achtziger Jahre war es beschieden, eine radicale Wendung in dieser Angelegenheit zu bringen.

Zuerst war es der Export aus Amerika, welcher dem amerikanischen Getreide raschen Erfolg auf dem europäischen Productenmarkt brachte und es in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einem gefährlichen Concurrenten des russischen Products machte. Indessen schien in der ersten Zeit dieser neuentstandene Wettbewerb dem russischen Export keine wesentliche Einbuße zuzufügen, während derselbe Wettbewerb sich sehr vortheilhaft für die Entwickelung der Dinge auf dem europäischen Getreidemarkt erwies, indem die Versorgung Europas mit Brotkorn fortan aus zwei Richtungen geschah, und zwar von Rußland und Amerika. Aber diese für Europa so sehr günstige Sachlage sollte nicht lange anhalten. Gerade in jenem Zeitpunkt, an welchem die amerikanische Concurrenz begann, von ihren kleinen Anfängen zu einer größeren Entwickelung zu gelangen, da verfiel man in Rußland auf den unglücklichen Gedanken, sich in höherem Maße, als es bisher der Fall war, der Industrie und den verschiedenen industriellen Betrieben zuzuwenden und alles Mögliche für die Förderung und Hebung der Fabrikation industrieller Erzeugnisse zu thun, welche Rußland sonst fast ausschließlich aus dem Auslande bezog, wobei es sich ganz wohl fühlte. Ein solches Beginnen Rußlands konnte und kann auch heute nur auf Kosten des Ackerbaues und der Landwirthschaft in's Werk gesetzt werden und mußte zu einem theilweisen, wenn nicht völligen Ruin dieser letzteren führen, auf welche Rußland, seiner Natur und Bodenbeschaffenheit nach, in erster Reihe angewiesen ist. Um die einheimische Industrie zu fördern, mußte Rußland die industriellen Erzeugnisse des Auslandes mit hohen und immer höheren Einfuhrzöllen belegen, welche im neuen russischen Zolltarif von 1891 zum höchsten Ausdruck gelangten. Das Ausland, vornehmlich Deutschland und das übrige Mitteleuropa, konnten sich naturgemäß einem solchen Vorgehen Rußlands gegenüber nicht gleichgültig verhalten und antworteten mit entsprechend hohen Einfuhrzöllen auf russisches Getreide. Ein Unglück kommt selten allein, und so mußte noch eine Mißernte auf die andere folgen und schließlich auch eine Hungersnoth in Rußland hinzutreten, um den vor verhältnißmäßig kurzer Zeit noch so schwungvollen russischen Getreideexport brach zu legen.

Obwohl das übrige Europa diesem ganzen Vorgang vorläufig ruhig zusehen kann, da es an den einheimischen Ernteerträgen und den reichlichen Zufuhren aus Amerika vollen Ersatz für das fehlende russische Getreide aufzuweisen hat, so ist doch die neugeschaffene Sachlage vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus äußerst zu beklagen. Im Interesse Europas lag und liegt es, seine Versorgung mit Brot, außer mit den Erträgen des einheimischen Bodens, noch durch Zufuhren von zwei Richtungen her und durch die dadurch entstehende Concurrenz besser gesichert zu sehen, anstatt wie im gegenwärtigen Augenblick auf den amerikanischen Import allein angewiesen zu sein. Von diesem rein theoretisch-wirthschaftlichen Standpunkte aus müßte die Förderung und Hebung des Ackerbaues und der Landwirthschaft in Rußland, sowie die Wiederbelebung des russischen Getreideexports für das übrige Europa, vornehmlich für Deutschland, nur erwünscht sein, während eine etwaige, aus welchen Gründen immer hervorgegangene Abnahme der amerikanischen Zufuhren diesen Wunsch nur steigern könnten. Es ist indessen mehr als fraglich, ob selbst ein Zustandekommen eines Zollvertrages, über welchen jetzt zwischen Rußland und Deutschland verhandelt wird, dieser für beide Seiten unerwünschten Sachlage abhelfen werde, da die Wurzel des Uebels in der Vernachlässigung und dem Niedergang des Ackerbaues und der Landwirthschaft in Rußland zu suchen ist.

Auch in Rußland selbst ist man seit verflossenem Sommer zur klaren Einsicht über diese unhaltbaren Zustände gelangt, und aus allen Kreisen macht sich dort, wenn auch freilich aus anderen Gründen, wie im Auslande, immer mehr der Wunsch nach einer Förderung und Hebung des Ackerbaues und Verbesserung der Bodencultur geltend. Gegen die übertriebene Fürsorge der Regierung für die einheimische Industrie erheben sich in Rußland viele Stimmen, die Klagen über den Niedergang der landwirthschaftlichen Betriebe und damit auch des russischen Getreideexports werden immer lauter, und letzthin drangen an die Regierung aus den Interessentenkreisen wiederholte Verlangen nach der Schaffung eines russischen Ministeriums für Ackerbau und Landwirthschaft, dessen Rußland noch immer entbehrt, während andere europäische Staaten, welche den Ackerbau in weit geringerem Umfange als Rußland betreiben, ein solches Ministerium längst aufzuweisen haben. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so dürfte demnächst diesem allgemeinen Verlangen, welchem sich auch das Ausland anschließt, von der russischen Regierung gewillfahrt werden, thatsächlich scheint dies aber, wie wir bald sehen werden, bereits geschehen zu sein.

Es war im verwichenen Spätherbst, als der langjährige russische Domänenmeister Ostrowski entlassen wurde. Ein Nachfolger wurde ihm nicht ernannt, vielmehr Geheimrath Weschnjakow als provisorischer Verweser des genannten Ministeriums eingesetzt. Unter dem Eindruck des bezeichneten Verlangens entstand damals die Ansicht, die Regierung beabsichtige, das Domänenministerium, als eine leicht entbehrliche Centralstelle, gänzlich abzuschaffen und die hierdurch freigewordenen Staatsmittel für die Errichtung und die Unterhaltung eines russischen Ministeriums für Ackerbau und Landwirthschaft zu verwenden. In dieser Auffassung wurde man noch bestärkt, als am jüngsten russischen Neujahrstage die Bestätigung Weschnjakow's zum activen Minister durch den Zaren, wie dies sonst am Neujahrstag üblich zu sein pflegt, nicht erfolgte. Erst in allerjüngster Zeit traf ganz unerwartet die Nachricht aus Petersburg ein, daß durch einen Ukas des Zaren der bisherige Gehülfe des Finanzministers, Geheimrath Jermolow, zum Domänenminister ernannt worden sei. Es wäre indessen durchaus verfehlt, wollte man aus dieser Ernennung die Schlußfolgerung ziehen, es bleibe beim Weiterbestehen des Domänenministeriums und mit dem längst ersehnten russischen Ackerbauministerium sei es wieder einmal nichts. Im Gegentheil, der allgemeine Wunsch ist mit dieser Ernennung in Erfüllung gegangen und in den eingeweihten Kreisen in Rußland ist man sich keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß dieser tüchtige und kenntnißreiche Volkswirth und Staatsmann, als welcher Jermolow mit vollem Recht allgemein gilt, nur nominell Domänenminister sein wird, thatsächlich aber Ackerbau- und Landwirthschaftsminister sein und nach dieser Richtung hin auch die Geschäfte des ihm unterstellten Ministeriums leiten werde. Daß die ministerielle Amtsthätigkeit Jermolow's diesen und keinen anderen Weg einschlagen wird, dafür spricht seine ganze Vergangenheit, aus welcher nur folgende Da-

Digitized by Google

ten, ihres allgemeinen Interesses wegen, hervorgehoben werden mögen.

Schon in seiner ersten Jugend bekundete Jermolow besondere Anlagen und Interesse für die Boden- und Ackerbaukunde, sowie für die landwirthschaftlichen Disciplinen, er gab daher das juristische Fach auf, für welches er sich vorbereitete, und schrieb sich bei dem Landwirthschaftlichen Institut zu Petersburg ein, bei dessen Absolvirung er den ersten Gelehrtengrad erhielt. Von jener Zeit ab widmete er sich ausschließlich dem agronomischen Fach und war bestrebt, seine theoretischen Kenntnisse durch practische Uebungen zu vervollständigen. Seit Mitte der sechziger Jahre bis auf den heutigen Tag konnte man keine der russischen Fachzeitschriften sehen, in welcher nicht eine wissenschaftliche Arbeit oder eine interessante Neuigkeit auf dem Gebiete der Bodencultur und der Verbesserung des Ackerbaues in Rußland aus der Feder Jermolow's zu lesen wäre. Ebenso hervorragend sind seine größeren Arbeiten und Untersuchungen, welche er als besondere Werke herausgegeben hat und von denen einige als Lehrbücher auf den Hochschulen für Ackerbau und Landwirthschaft dienen. Auch mit Gütern ist er reichlich gesegnet, und zwar im eigentlichen Sinne des Wortes, denn er ist Großgrundbesitzer in den beiden Gouvernements Woronesch und Tombow. Er verwaltet diese seine großen Besitzungen mit gutem Erfolg und sammelt zu seinen reichen Kenntnissen noch practische Erfahrungen. Selten hat ein Staatsmann alle Eigenschaften zur Leitung eines Ackerbauministeriums in so ausgiebiger Weise in seiner Person vereinigt, wie Jermolow, welcher gleich bei seinem jetzigen Amtsantritt betont hat, daß sein ganzes Thun als Minister auf die Förderung und Verbesserung des Ackerbaues in Rußland gerichtet sein werde, namentlich auf eine mehr rationelle Bestellung des Bodens, woran es in Rußland am meisten Noth thue.

Die allgemeine Zufriedenheit, mit welcher dieser ganze Vorgang in Rußland aufgenommen worden ist, wird auch in dessen Nachbarstaaten, sowie in ganz Europa lauten Widerhall finden, denn ist erst für eine rationelle Bestellung des Bodens in Rußland Sorge getragen, so wird eine Steigerung der Ertragsfähigkeit des stellenweise bereits erschöpften Bodens nicht lange auf sich warten lassen. Eine Verbesserung des russischen Products, dessen Beschaffenheit sich in den letzten Jahren sehr verschlechtert hat, dürfte ebenfalls alsbald erfolgen und somit auch zur Hebung und Wiederbelebung des russischen Getreideexports wesentlich beitragen. Wurde doch letzthin in Rußland selbst behauptet, daß mit einer Verbesserung des russischen Products dem Export desselben mehr gedient wäre, als durch alle administrativen Maßnahmen und Erleichterungen und selbst durch eine Ermäßigung der deutschen Einfuhrzölle. Sollten alle diese Erwartungen in Erfüllung gehen und der Ackerbau sowie der damit verbundene Getreideexport Rußlands demnächst auf rationelle Weise in richtigere Bahnen, als die bisherigen, geleitet werden, so kann das auch im Interesse des übrigen Europas und dessen Versorgung mit Brot nur erwünscht sein.

Literatur und Kunst.

Protestantischer Kirchenbau.

Antrittsrede gehalten an der Königl. Technischen Hochschule zu Dresden, von Professor Dr. **Cornelius Gurlitt.**

Die Lebensanschauungen des Menschen sind mehr, als er selbst oft wünscht, abhängig von seiner Geburt, seiner Jugend. Es gibt Wahrheiten, die wir mit der Muttermilch einsaugen, und die, selbst wenn sie später als Unwahrheit erkannt werden, doch nur schwer aus unseren Seelen zu reißen sind. So beim einzelnen Menschen, so bei ganzen Wissenschaften. Will man Werth und Unwerth gewisser landläufigen Anschauungen prüfen lernen, so ist es meist gut, sie historisch zu betrachten, zu sehen, woher sie kamen, wie sie sich verbreiteten, warum sie siegreich wurden, und darüber hinaus zu untersuchen, welcher Ansicht die Welt war, ehe sie auftauchten.

Der Rector der technischen Hochschule, Geh. Hofrath Heyn, hat unlängst in einem Vortrage darauf hingewiesen, daß eine große Mehrzahl der protestantischen Theologen und der Gemeinden den gothischen Stil für den der protestantischen Kirche angemessensten hält, ferner, daß die gegen diese Ansicht gerichteten, schon 1845 ausgesprochenen Worte selbst eines so großen Künstlers wie Gottfried Semper auch jetzt noch, nach einem halben Jahrhundert, keine durchgreifende Anerkennung fanden, daß sie noch immer einen Protest gegen jenen Stileifer darstellen, welcher früher auf allen Kunstgebieten wüthete und jetzt noch sich den Kirchenbau zum ästhetischen Schlachtfeld erkor.

Wie kommt es, daß die Gothik als der hervorragend kirchliche, ja als der hervorragend für den Protestantismus geeignete Stil gilt? War diese Ansicht stets da oder ist sie erst gekommen und kann sie daher wieder vergehen?

Unsere Kunstgeschichte, namentlich die Architekturgeschichte des Mittelalters, ist ein Kind erst unseren Jahrhunderts. Getragen wurde das Studium der alten Bauwerke durch die Romantik. Die Romantik aber war das Widerspiel gegen die all zu nüchterne Klarheit der antik geschulten Köpfe. Sie führte sich als Gegensatz der Aufklärung ein, wuchs aber mit jener auf demselben Baume geistigen Lebens. Beide trafen sich zusammen in der Philosophie des deutschen Volkes aus jener Zeit: fast mystische Tiefe des transcendentalen Denkens neben größter Schärfe des logischen Gliederns und Aufbauens. Die Nation selbst erkannte, daß die Schelling-Hegel'sche Philosophie das glänzende Gebäude ihrer Lebensauffassung kröne, daß die scheinbar widerstreitenden Anschauungen, die Klarheit und die Empfindungstiefe sich in jener gipfelten und zusammenschlossen.

In jener Zeit begann man die Bauwerke des Mittelalters zu studiren. Sie stellten sich als etwas Neues dem ästhetisch Denkenden gegenüber, man hatte ihre Schönheit durch das Gemüth verstehen gelernt und war durch sie auf das Tiefste ergriffen. Man lese Goethe's Aufsatz über deutsche Baukunst, man lese Wackenroder, Tieck, ja selbst Heine, und man wird bei diesen durchaus auf antiker Basis erzogenen Männern eine Erschütterung des Gemüthes durch die mittelalterliche Baukunst finden, ein Ergriffensein bis zu Thränen, ein Aufjauchzen, Stimmungen, welchen wir heute in gleicher Kraft kaum mehr folgen können. Es war die Zeit des Entdeckens der neuen Kunst, die Zeit, in welcher noch Muth dazu gehörte, den Kölner Dom oder Straßburger Münster für ein erhabenes Bauwerk zu erklären, bei deren Beginn alle fachmäßig Gebildeten dies Urtheil als romantische Schrulle belächelten.

Denn bis in unser Jahrhundert hinein herrschte die Antike. Der Begriff Gothik bestand, aber noch im Sinne als Stil der Gothen, der Barbaren. Alles Ueberladene, alles Verwirrte, Krause, Formlose, alles das, was man später „zopfig" nannte, hieß damals Gothik. Die ganze Welt war damals mit sich darin einig, die Schönheit der Antike beruhe auf den in den Säulenordnungen festgelegten Verhältnissen. Die Gothik hatte nun weder Säulenordnungen, noch Verhältnisse. Man verstand ihre Schönheit nur insofern, als es ihr gelang, sich der Antike zu nähern. Man suchte sie mit antikem Formgefühl zu durchdringen. Einem Mann, welcher vorgeschlagen hätte, einen neuen gothischen Bau zu errichten, dem hätte man noch um 1800 einfach in's Gesicht gelacht. Vielleicht wäre es in Schottland, der Heimath der Romantik möglich gewesen, sonst aber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kaum irgendwo in der Welt. Der Gedanke würde ebenso befremdlich erschienen sein, als wenn man heute vorschlüge, einen ägyptischen oder chinesischen Tempel als protestantische Kirche neu zu errichten. — oder als wenn man heute verlangt, für den Protestantismus solle in dem Stil gebaut werden, der sein Zwilling ist,

Digitized by Google

in Renaissance; oder in jenen Stilen, die deutlich seinen Einfluß zeigen, im Barock und Rococo.

Der Gedankengang aller Kunstfreunde war damals ein ganz Anderer. Gott, sagten sie, hat den Griechen vor anderen Völkern das formale Gesetz der Schönheit verliehen, wie den Juden das biblische Gesetz. Diese hohe Gabe rein zu erhalten ist jeden Volkes Pflicht. Die Kirche ist ein Stück der Menschheit und hat das Recht, alle Gaben des Menschenthums sich dienstbar zu machen. Also ist es Pflicht des geläuterten Protestantismus, die den Griechen offenbarte Schönheit zur Ehre Gottes zu verwenden. Die schönste Kirche ist nothwendiger Weise auch die beste. Die Schönheit liegt im Verhältniß, die Verhältnißlehre ist allein rein in der Antike, also ist die beste Kirche eine nach antiken Verhältnissen geschaffene. Aufgabe des Architekten ist es, das Bedürfniß der Liturgie mit der idealen Form in Einklang zu bringen. Widerspricht aber diese der idealen Form, so muß unbedingt der Idealismus über den Formalismus siegen: Das heißt: Lieber eine unprotestantische als eine unschöne Kirche!

Dieser Ansicht war im Wesentlichen auch Schinkel, obgleich er von der romantischen Idee mächtig ergriffen war. Er hat viel Versuche mit der Gothik gemacht, welcher er Verhältnisse zu geben trachtete, indem er sie nach seinem antiken Formempfinden umbildete. Aber er kam von ihnen stets wieder ab. Die reine, höchste weihevollste Form schien ihm allein das rechte Gefäß, in welchem Gott verehrt werden könne. Die banausischen Regeln der Praxis mußten erst recht dieser höchsten künstlerischen Aufgabe gegenüber schweigen. Klenze unterschied kaum zwischen einer protestantischen und katholischen Kirche — auch er suchte lediglich die ideale Form, auch ihm war der Cultus nur als Form der Benutzung des Gotteshauses von Werth, das Haus selbst aber der eigentliche Selbstzweck.

Die Meister der Romantik kamen fast genau zu denselben Ansichten. Daß es eine aufklärerisch nüchterne Romantik war, welche damals zumeist die Köpfe beherrschte, erwies die Auffassung der Gothik, sobald man vom Anschwärmen ihrer Wirkung zum Nachbilden ihrer Formen überging, sobald man nicht mehr sich in dämmernden Klosterhallen träumte, sondern am hellen Sonnentag auf dem Werkplatze Romantik schaffen wollte. An der wunderbaren Fülle fein empfundener, mit dem Herzen erdachter Bauten, welche gerade Deutschland aufzuweisen hat, an den glanzvoll gedankenreichen Werken des Romanischen Stiles, den intim geschmückten der Frühgothik, den sprudelnd geistvollen Arbeiten des 15. Jahrhunderts mehr oder minder kalt vorbeigehend, blieb die Romantik vor dem Kölner Dom stehen. Jene bildete sie in ernüchterter Systematik wieder, in diesem fand sie das vollendete System fertig verwirklicht. Am Kölner Dom erkannte die Zeit, daß der gothische Stil der universell christliche Kirchenbaustil sei, ihn nannten auch die Protestanten oder richtiger nur diese, „das erhabenste gemeinsamste christliche Bekenntniß der deutschen Nation, das Triumphlied des christlichen Glaubens in Stein".

Warum gerade den Kölner Dom? Weil er den Stil der sogenannten Hochgothik am klarsten zum Ausdruck bringt, das heißt, weil er das künstlerische Gesetz der Gothik scharf und deutlich erkennbar darlegt, in Grundriß und Aufriß eine völlig verstandesmäßige, durchsichtige, ja nüchterne Folgerichtigkeit zeigt. Wenn Romantik wirklich eine sinnliche, gemüthstiefe, vom Herzen mehr als vom Verstande beherrschte Stimmung ist, so kann man wohl den Kölner Dom eine der unromantischsten aller mittelalterlichen Kirchen nennen. Er ist so scharf verstandesmäßig berechnet, so wohl überlegt in seiner Construction, er bietet so rein diese, daß ich Jenen Recht geben muß, welche sagen, künstlerisch wirke das Bausystem des Kölner Doms auf sie wie das einer eisernen Fachwerkbrücke; er sei das beste Object für das Studium der Ingenieure.

Daß die aufgeklärten Romantiker sich für diesen Bau begeisterten, an dem sie nicht den wahren Geist des deutschen Volkes, sondern besser den logischen Aufbau des kirchlichen Dogmas studiren konnten, die zur Spitzfindigkeit gewordene Durchbildung eines Systemes — das ist eben das Bezeichnende für jene Zeit: Man suchte nach dem über der Willkür der Einzelnen stehenden Gesetz der Romantik, nach einem Canon, wie die antiken Ordnungen ihn geboten hatten, denn man war sich immer noch ganz klar: eine Kirche ist ein Haus Gottes; ein Haus Gottes muß ein schönes Haus sein; die Schönheit beruht auf Gesetzen, also ist das schönste, gesetzmäßigste Haus, das beste Haus Gottes. Der Kölner Dom ist nun dieses schönste, gesetzmäßige Haus der Christenheit, also baue man Kölner Dome, wenn man eine gute Kirche schaffen will. Langen hierzu nicht die Mittel, eignet sich die Liturgie nicht für diese Bauweise, so ist es Aufgabe des Architekten, die Forderungen des Bedürfnisses, als des Untergeordneten, mit dem ästhetischen Ziele, als dem für ideal Gesinnte allein Maßgebenden, zu versöhnen.

Diese Auffassung unterstützte die Schelling-Hegel'sche Philosophie mit dem gewaltigen Rüstzeug ihrer Logik, also mit einem Eisenpanzer, unter dem man den Träger nicht sah, vor dem alle nicht Gepanzerten sich daher entsetzlich fürchteten, bis sie endlich dahinter kamen, daß das Männchen, welches den Küraß trug, in ihm gänzlich eingedorrt, ja endlich erstickt sei und daß nur noch der unüberwindliche Panzer als Popanz dastehe.

Eduard von Hartmann hat sich die Mühe genommen, in einer Monographie die Ansicht der deutschen Aesthetiker, freilich nur jener der romantischen Schule, über die Baukunst zusammenzustellen. Wen es freut, die hohe Schule auf dem Denkpferde zu reiten, der mag die Folge der Gedanken dort genauer prüfen. Er wird finden, daß er sich in der Circus-Manège befindet, d. h. im Kreise sich bewegt.

Die große Formel, daß die Kunst nur sich selbst Zweck sein dürfe, daß ihr Wesen verneint werde, wenn das Kunstwerk einem Bedürfniß entspreche, war damals eine der Grundlagen des ästhetischen Denkens. Schelling sagt: „Schöne Kunst ist in sich absolut, also ohne äußeren Zweck, nicht Sache des Bedürfnisses." Wie aber hierbei mit der Baukunst sich abfinden, welche doch unverkennbar dem Bedürfniß zu dienen hat? Erst Solger fand den Muth zu völlig logischem Schluß: die Baukunst dient dem Bedürfniß, also ist sie keine schöne Kunst. Sie kann es nur insofern sein, als sie dem Unendlichen dient, also der Gottheit Häuser baut. Andere erkannten aber, daß selbst die Erhabenheit des Zweckes nicht dessen Eigenschaft als Zweck aufhebe. Es war da also nicht viel zu machen und man blieb dabei, die Baukunst ist nur insoweit Kunst, so weit sie darauf verzichtet, einem Zwecke dienen zu wollen.

Daß dieses Ergebniß philosophisch-logischen Denkens ein Widersinn sei, das haben alle Aesthetiker im hintersten verborgensten Kämmerchen ihres Gehirnes gefühlt. Sie haben, Jeder andere, Auswege gesucht, um sich vor dem Widerspruch gegen die einfachste Thatsache frei zu machen. Aber für die Welt wurde der Panzer blank erhalten und es ergab sich als Schlußsatz die Erkenntniß: Je weniger der Bau dem Zwecke, dem er dient, also die Kirche der Liturgie, entspricht, je mehr er sich einem abstracten Vorbilde, der Idee eines vollendeten Gotteshauses nähert, je schöner er also ist, desto würdiger ist er auch in ästhetischer Beziehung. Schafft nur ein ideales Haus, seht zu, wie ihr den Gottesdienst in diesem Hause zur Noth unterbringt, so daß man den Zweck des Baues nicht zu deutlich merke, stellt vor Allem Gott in der Kunst dar — so erreicht ihr die in der Baukunst höchstmögliche Vollendung! Als ob Gott sich in Strebepfeilern und Kreuzblumen irgendwie überzeugend darstellen ließe!

Die Kunstgeschichte ging dieser Anschauung der romantischen Aesthetik zur Hand. Sie lehrte mit wachsender Kenntniß des Stoffes die Entwickelung der Formen. Ihr Ziel war und ist noch heute, darzustellen, wie aus einem Volk, aus einem Glauben, einer Weltanschauung ein Ideal sich bildet und wie schrittweise dessen Darstellung durch die Form erstrebt wird, bis endlich Inhalt und Form sich decken und in der „Verfallzeit" die Form den Inhalt übertrifft, so daß der Inhalt nicht mehr für die Form genügt. Die Kunstgeschichte lehrt noch das Walten dieser Schelling-Hegel'schen Anschauung, daß schön die Kunst sei, in welcher Form und Inhalt sich decken, wobei aber unter Inhalt nicht der Zweck, sondern

Digitized by Google

die Vorstellung eines schönsten Bauwerkes, eines Ideales verstanden wird. So erscheint das Streben der Völker nicht als ein solches nach zweckdienlicher, sondern nach rein ästhetischer Form, das heißt, nach einer solchen, welche des Zweckbegriffes entbehrt.

Es hat mich nun vielleicht ganz allein der Umstand, daß ich jünger bin, als die soeben geschilderten Anschauungen, zu ihren Gegnern gemacht. Vielleicht ist auch nur der Umstand daran schuld, daß ich jahrelang die Geschichte eines Stiles bearbeitete, der damals, als ich ihn in halb Europa aufsuchte, fast überall als der Ausbund von Scheußlichkeit galt, der Zopfstil, Barockstil, das Rococo — alles drei ebensolche Schimpfworte, als Gothik eines ist. Ich sah mich in die Werke des 17. und 18. Jahrhunderts hinein, erkannte sie als Werke hoher, künstlerischer Kraft und las doch in allen diese Kunstzeit besprechenden Schriften in einem Tonfall, der durch höchste Derbheit des Ausdruckes sich kennzeichnete, daß das, was mir gefiel, das Jammervollste, Frivolste, ja Gemeinste sei, was eine gottverlassene Kunst je hervorgebracht habe. Ich lernte viel aus dem Vergleich dieser heftigen Kritik mit den begeisterten Hymnen, welche die Zeitgenossen der angefochtenen Periode ihren Künstlern darbrachten. Ich vertiefte mich in die Aesthetik jener Zeit — und fand sie um ebenso viel einfacher als tiefer, um ebenso viel plastischer im Gedanken als die romantische spitzfindig war, um ebenso viel förderlicher als jene kunstfeindlich war. Ich sah dann ferner, daß die Schelling-Hegel'sche Aesthetik Alleinbesitz der deutschen Nation sei, um den uns ringsum Niemand beneidet, daß diese auf der deutschen Kunst wie ein Alp laste und daß die ganze Welt uns künstlerisch zu überflügeln drohe, wenn wir nicht den philosophischen Alp von uns abwerfen und statt von der abstracten Logik wieder vom vernünftigen Denken und Empfinden Gebrauch mchen.

Mit einem Worte, jene Gedankenkreise, in welche meine Geburt als Deutscher, meine Ausbildung als Architekt sowohl wie als Schüler Friedrich Vischer's mich hineingetragen hatte, mußte ich erst an der Hand des Denkens anderer Zeiten und Völker durchbrechen, um mit mir selbst in's Klare zu kommen. Daß neben mir Viele in ästhetischen Dingen Geschultere und weiter, wenn auch meist unbewußt, fast alle ausübenden Künstler, gleiche Wege gingen, erleichterte mir das Finden und Fortschreiten.

Seither ist es mein Bemühen gewesen, im Gebiet der Kirchen-Architekturgeschichte auf eine neue Fassung der wissenschaftlichen Aufgabe hinzuweisen. Nicht mehr die Formengedanken an sich zu verfolgen, sondern die Formen als Ausdruck des liturgischen Bedürfnisses. Eine Sichtung des gewaltigen Stoffes nach diesem Grundsatz fehlt fast gänzlich. Noch in den jüngsten großen baugeschichtlichen Werken über die christliche Kirche erscheint der Baumeister als einziger Fortbildner, die Technik als schier ausschließliche Basis des Weiterschreitens. Mir will scheinen, als sei ein eifriges Studium der kirchlichen Bewegungen das zunächst Wichtigste. Längst wissen die Geschichtsforscher, daß die christliche Kirche auch im Mittelalter nicht eine feste Einheit darstellt, Frieden im Glauben, Uebereinstimmung im Gebet, duldende Hingabe an ein gleichmäßig gelehrtes Bekenntniß. Selbst in der rechtgläubigen Kirche schwankten die Ansichten der Parteien, selbst in den geschlossenen Ordensgemeinschaften kämpfte Askese und Herrschsinn ununterbrochen einen schweren Kampf. Die Cisterzienser haben einst als Reiniger des Sittenlebens auch die Vereinfachung des Kirchengrundrisses durchgeführt, später hatte Cluny selbst einen mit zahlreichen Kapellen umgebenen Chor. Ist nur das Gottesideal, ist nur das technische Können ein anderes geworden, oder hat der Wandel der Sitte, des Glaubens und mit diesem die Liturgie, die Form der Anbetung sich geändert? Wo die Albigenser auftreten, finden sich fast ungegliederte Predigtsäle. War es der Zufall, daß in Südfrankreich der Gewölbbau blühte, welcher diese Form schuf, oder war es das durch die evangelische Auffassung erweckte Bedürfniß? Die Ueberwinder des Albigenserthums, die Dominikaner, wie alle Predigtorden bauten weite, dem hörenden Volk gewidmete Hallen. Verschwand das Querschiff zufällig, bloß aus ästhetischen und formalen Rücksichten, oder liegt der Grund unter, daß die Bettelmönche sich nicht vom Volk trennen wollten, wie es die vornehmen Orden thaten? Gleiches erfolgte in England in Wicleff's Zeit. Und warum baute man in Spanien den Coro in's Schiff der Hallenkirchen, deren künstlerische Wirkung zerstörend: weil im kirchlich eroberten Lande die Predigt schwieg, die Gemeindekirche wieder eine Klerikerkirche wurde, der Klerus, dem der alte Chor nicht genügte, vom Laienschiff Besitz ergriff. Die Liturgie ist also überall der maßgebende Bauherr, sie bestimmt die kirchlichen Formen, aus ihr heraus sind sie zu erklären. Das Mittelalter hat nicht ein einheitliches Ideal, nicht eine Kindheit, eine Blüthezeit, eine Verfallzeit, sondern es wechselt nach den geistigen Strömungen seines öffentlichen Lebens in seinen Idealen, und die düstere, reich gegliederte Klosterkirche des 11. Jahrhunderts ist ebenso sehr eine vollendete Ausgestaltung des christlichen Bekenntnisses ihrer Erbauer, wie die nüchterne, helle, weitraumige Hallenkirche des 13. und 14. Jahrhunderts den Idealen des heiligen Dominikus entspricht und der Kölner Dom einer Bischofskirche gemäß ist, aus der Zeit der Bulle Unam sanctam, welche die Gehorsamspflicht aller Creatur gegen den Bischof von Rom verkündete. Jede dieser Bauten ist der vollkommene Ausdruck seines Zweckes, wie der griechische Tempel Ausdruck des seinigen war. Es ist also ein Mißverstehen der Absicht des Mittelalters, wenn man ihm Gleichgültigkeit gegen das Bedürfniß und alleinige Hingabe an das andichtet, was unsere Väter ideal nannten, nämlich an die Herausgestaltung einer absolut schönen Form. Wo die scharfe Trennung der Laienwelt vom Chor gewünscht war, wo der Messe unbedingt das Uebergewicht in der Liturgie zugesprochen wurde, da wurde die Kreuzform zum Gesetz. Es erweist sich eben, daß das Mittelalter keineswegs eine einzige ideale Form suchte, sondern daß es seine Kunst fand, indem es dem Bedürfniß weihevolle Form gab, ja daß es nie rastete, beim Entstehen neuer kirchlicher Bedürfnisse neue Formen zu suchen, alte Kirchen umzubauen, Vorhandenes zu zerstören, um vor Allem ein zum jeweiligen Gottesdienst geeignetes Haus zu schaffen. Freilich erging man sich nicht in ästhetischen Untersuchungen hierüber, die Leute von damals waren eben in der glücklichen Lage der modernen Engländer und Amerikaner, daß sie das einfach Verständige in der Baukunst nicht erst gegen die gepanzerte Aesthetik zu vertheidigen brauchten, daß ihr Idealismus auf ein Ziel vor ihnen los ging, während unseres auf das Erneuern eines Vergangenen, also auf ein Ziel hinter uns zustrebt.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Im Nachtigallenhag.

Von Domenico Ciampoli.
Autorisirte Uebersetzung von M. Nolte.

Der Alte schlief nicht. Auf seinem elenden Strohsack hingestreckt betrachtete er die halbe Mondessichel, die langsam am Himmel herabstieg auf die dunklen Berggipfel zu. Das weitgeöffnete Fensterchen der Hütte umrahmte ein gutes Stück Himmel und Erde, und die Aussicht ließ den Alten nicht einschlafen. Plötzlich erhob sich von der Matratze ihm zur Seite der junge Blinde, den sie in Folge seines Gebrechens Cecato nannten. Tastend näherte er sich dem Fenster und horchte hinaus. Der Nachtwind trug die leisesten Geräusche herbei, fernes Hahnengeschrei, das Rauschen des Laubes im nahen Walde, Schwirren und Gesumm der Nachtfalter und Insekten, hier und da ein einsamer Eulenruf, und über Allem das ferne Tosen des Wasserfalls: das rauschte, wie wenn ein dichter Hagelschauer auf den Wald niederprasselt. Cecato hob die erloschenen Augen gen Himmel, lauschte gespannt, die Rechte hinter dem Ohr, mit angehaltenem Athem . . . Jetzt hörte er deutlich die Schläge einer Axt

Digitized by Google

gegen eine junge Eiche, dann das Fallen des Bäumchens. Endlich lächelte er, schlich auf Zehenspitzen an das Bett des Alten und rief: „He, Cola, Cola!“ Der Alte seufzte tief, als ob er gähnte. „Sie sind da, sie sind da, hörst Du? Sie singen, daß es eine Freude ist!“ — „Wirklich?“ — „Laß uns gehen, wenn Du willst.“

Der Alte sprang hurtig auf, während Cecato den Leibriemen fester zog und seinen Stock suchte. „Wo halten sie sich auf?“

„Oh, überall; eine halbe Meile, eine Meile von hier . . . Eine hab' ich drunten in der Riccardoni'schen Schonung gehört.“

„Was für feine Ohren! Der liebe Gott erhalte sie Dir!“

„Ja, ja, ich hab' sie statt der Augen . . . Weißt, ich hab' nie recht begreifen können, wozu die Augen da sind; seit ich am Leben bin, hab' ich sie noch keinen Augenblick entbehrt.“

Er hatte inzwischen die Thür geöffnet und horchte wieder in die stille Nacht hinaus, während Cola Vogelnetz, Pfeife und Stock zusammen suchte. Ein großer, weißer Schäferhund kroch aus seinem Hundehause, dehnte sich behaglich, riß gähnend das gewaltige Maul auf, wedelte mit dem buschigen Schweif und schüttelte das feste, eisenbeschlagene Halsband. Als er sah, daß sein Herr und Cecato den Weg am Berg hinunter einschlugen, fing er an, schwerfällige Freudensprünge zu machen, wie ein eben erst gezähmter Bär.

„Nein, Wolf, Du bleibst hier, hörst Du? Und gibst gut Acht!“ sagte der Alte und streichelte ihm den zottigen Kopf. Der Hund schaute den sich Entfernenden lange mißvergnügt nach, dann bellte er heißer auf, wie um sie noch einmal zu grüßen, und kroch dann wieder in seine Hütte.

Der Blinde und Cola waren jetzt ganz im Freien. Sie gingen schweigend neben einander an Hecken von stachligen Akaziensträuchern und blühendem Hollunder entlang; kaum daß hin und wieder die Stille unterbrochen wurde, wenn Cecato's Stock an einen Stein stieß, oder das Feuerzeug des Alten unter seiner Hand Funken auf den Zunder springen ließ, um seine Pfeife anzubrennen. Der Mond ging unter, und der Himmel bedeckte sich allmählich mit weißem Gewölk. Nach und nach wurde die Morgenluft schärfer und drang den beiden Jägern bald durch Mark und Bein.

„Heut' fangen wir nichts,“ sagte Cecato; „es ist schon zu spät. Aber wir werden doch erfahren, wo sich die Vögel am liebsten aufhalten, die Lockrufe kennen lernen, ihre Nester und die beliebtesten Wipfel. Das ist für heute Nacht schon ganz viel. Voriges Jahr . . .“

„Geh' rechts durch den Wald,“ unterbrach der Alte rauh. „Und sprich mir nicht von vorigem Jahr.“ Sie schritten durch den dunklen Wald vorwärts, als sei er eine offene Wiese, der Blinde immer voran. Er war im Walde aufgewachsen, und obgleich er nicht das Geringste sehen konnte, kannte er darin jeden kleinsten Pfad, jeden Richtweg, jeden Schlupfwinkel.

„Wir werden bei Sonnenaufgang draußen sein,“ sagte Cecato, welcher merkte, daß er den Alten erzürnt hatte. „Ich höre, daß die Elstern mit den Flügeln schlagen, um den Thau abzuschütteln. Der Thau tropft auch von den Blättern. Hörst Du, wie das Gras wächst?“

Nein, der Alte hörte gar nichts; er biß nur die Zähne fest auf die erloschene Pfeife und stieß zornig den Stock auf die Nesseln, die duftende Münze und die Malven am Wege. Als sie droben auf der kahlen Felshöhe beim Diebs-Herrgott aus dem Wald traten, seufzte er auf's Neue, bekreuzte sich und kniete vor dem rohgezimmerten Holzbilde nieder. Auch der Blinde kniete nieder; beide beteten. Von oben sah die weite Ebene aus wie ein Nebelmeer, aus dem die umliegenden Bergketten und zackigen Felshäupter gespenstisch aufragten. Von fern her klang verschleiert, wie ein entferntes Echo, Glockengeläute, auf welches dann hier und da langsam, wie verloren, Anderes antwortete.

„Die Frühglocke,“ sagte der Blinde und erhob sich. Im unsicheren Schimmer des Morgengrauens hatte sein blasses, still-wehmüthiges, des Augenlichts beraubtes Antlitz etwas unaussprechlich Rührendes. Der Alte schien das auch zu empfinden, auch mochte das Gebet ihn weicher gestimmt haben, denn als sie den Abhang hinab schritten, sagte er, wie um ein abgebrochenes Gespräch wieder aufzunehmen:

„Was sagtest Du vom vorigen Jahre?“

„Ah,“ entgegnete der Blinde überrascht und ein wenig verlegen, „ich sagte . . . das heißt, ich wollte sagen, daß . . . ja so, daß ich wohl zwanzig Nachtigallen gefangen habe.“.— „Und weiter?“ — „Weiter . . . nichts.“

Sie hatten die Ebene erreicht. Der Wald verlor sich in einzelnen Eichen, kräftigen, fällbaren Stämmen und dichtem, üppigem Gestrüpp; in der dämmerigen Morgenbeleuchtung nahm sich die Gegend traurig und verlassen aus wie ein Friedhof. Der Alte ging immer schneller in hastigem, aufgeregtem Lauf und warf dem Begleiter abgerissene Worte zu, die der Morgenwind entführte. Der Blinde hätte gern mit ihm Schritt gehalten, aber er fürchtete, mit dem Kopf gegen eine Felswand zu rennen, oder sich durch einen Sturz in einen Felsspalt den Hals zu brechen. Endlich rief er aus: „He, Cola, warum hast's denn so eilig?“ Der Alte blieb erst bei einer schönen Gruppe mächtiger Steineichen stehen, warf sich in's Gras und erwartete seinen Begleiter. Den alten braunen Filz warf er neben sich nieder und stützte das weiße Haupt auf die beiden Hände. Er glich einem kernfesten, alten Eichbaum, den der Blitz getroffen hat. Hin und wieder schüttelte er den Kopf zwischen den kräftigen, braunen Armen. Er weinte. Der Blinde hörte das zurückgehaltene Schluchzen — es klang wie dumpfes Röcheln — und näherte sich ihm demüthig wie ein gezüchtigter Hund. Er sei ja schuld an Allem, er habe ihn doch erst an voriges Jahr erinnert. Nun, so möge er ihn nur schlagen, aber tüchtig schlagen, er wolle Alles ertragen, nur nicht dieses — so könne er ihn nicht sehen . . . Es zerreiße ihm das Herz . . .

Der Alte wandte sich zornig um. Wer sagte denn, daß er geweint habe? Nein, bei allen Teufeln! Cola de' Santoressi habe ein Herz von Eisen und schwach — schwach habe ihn noch keiner gesehen. Er habe sie voriges Jahr begraben mit den anderen Siebenzig zusammen in eine Grube, wie einen Hund. Nein, nein, er denke nicht mehr daran, er wolle nicht davon reden hören . . . Habe er nicht jene Hütte gerade darum erbaut, um fern von Allen zu sein? Habe er es nicht über's Herz gebracht, die Alte und den Hof und die Felder zu verlassen, nur damit er seinen Kummer vergessen könne? Wolle man ihn denn durchaus zum Mord bringen, ihn, den rechtschaffensten Mann auf sechzig Meilen im Umkreise? Da er keine Antwort erhielt, warf er plötzlich den Kopf zurück, wie ein wüthender Stier, aber als er sah, daß dem Blinden zwei Thränen die mageren Wangen hinab rannen, wurde er plötzlich ruhig. „Komm, komm, mein Sohn, wir fangen immer wieder von den alten Geschichten an. Lassen wir das jetzt!“

— — — Beide gaben sich ganz der wehmüthig-süßen Lust der Erinnerung hin, und allmählich wurden die beiden starken Herzen weich, als wollten sie sich ausruhen in den traumseligen, warmen Tagen des jungen Frühlings und im trauten Frieden der Natur, und sie wurden wieder wie die Kinder, unschuldig und fromm, als hätten sie nie gekämpft und nie geweint. Der Blinde dachte zurück. Als der liebe Gott auch seine Mutter zu sich gerufen hatte, da hatte ihn Cola als kleines Kind freundlich aufgenommen, und er war auf dem großen Bauernhofe aufgewachsen, der hülflose blinde Knabe, dem selbst die rauhen Landleute wegen seines Gebrechens sanft begegneten. Und er war mit den Kindern des Herrn aufgewachsen wie dessen eigener Sohn. O, welche Freude, Marias Stimme zu hören, mit ihr durch die Felder zu laufen und mit ihr zu spielen, mit ihr, die ihm nie ein hartes Wort sagte, und ihn so viele nützliche Kleinigkeiten lehrte . . . Dann war die Maria groß geworden, und er hatte seine Beschäftigung gefunden: Stühle flechten, Vogelnetze spannen, angeln. Die Beiden begegneten sich jetzt seltener; doch blieben sie wohl Abends auf der Tenne oder in der Küche bei einander stehen, und er hörte ihr dann zu. Ihre Stimme drang ihm so warm zu Herzen, that ihm so wohl, ihr zu lauschen war ihm gleichsam ein Trost bei seinem Gebrechen . . . Ja, das waren glückliche Jahre! . . . Später . . . wurde sie fortgeschickt — in die Stadt zur Erziehung, denn sie sollte eine vornehme Dame werden. Und dann begannen für den Blinden die bösen Jahre! Sie kam nicht mehr herab zu den anderen auf das Feld und in die Gesindestube. Sie hielt sich zurück und war still und gedankenvoll geworden, nur hin uud wieder sang sie . . . Ach, jener Gesang! wie köstlich erschien er dem Blinden, schöner als . . . ja richtig, schöner als die Weisen seiner geliebten Nachtigallen! . . . O, wie schön mußte sie sein, die so singen konnte! Er hätte seiner Seele Seligkeit mit Freuden hingeben, um sie zu sehen, ja, um ihr nur einmal die Hände und das Antlitz berühren zu dürfen. — Eines Abends saß er ausruhend allein unter dem großen Lindenbaum, einer Zierde des Hofes, dicht an der Hecke. Plötzlich hörte er ein leichtes Rauschen von Gewändern — sie war es! Kannte er sie doch an der leisesten Bewegung! Dann tauchte aber jenseit der Hecke ein anderer auf, und er hörte leises Liebesgeflüster und süße Versprechen austauschen. Gott, wie litt er darunter! Und dieses wiederholte sich monatelang jeden Abend, bis sie eines Morgens die Maria nicht in ihrer Kammer fanden . . . Sie war mit jenem anderen enflohen. — „Sie ist todt,“ sagte der Vater kalt und starr wie Eis in seinem furchtbaren Schmerze. — Seit dem Tage suchte sie der Blinde überall. Nein, nein, sie war nicht todt, für ihn nicht; und ihm würde es nicht genügen, einmal wieder ihre Stimme zu hören, sie glücklich zu wissen . . . Als er sie endlich in der großen Riccardoni'schen Schonung in einem Schmuckkästchen von einem Hause wiederfand, fiel es ihm wie eine Centnerlast vom Herzen. Sie erzählte ihm dann alles ganz unbefangen, ihre Flucht mit dem Sohne des Grafen, der sie heirathen wolle, und ihren Kummer über die Thränen ihrer alten Eltern. So wurde der Blinde ihr Vertrauter, ihr Freund . . . ja, aber besser so, als sie ganz und gar zu verlieren! —

Inzwischen setzten die Nachtigallen ihren klangvollen Sängerkrieg in den tollsten und wundersam schönsten Harmonien fort, das ganze Thal hallte davon wieder, und die Sonne stieg wie in königlichem Glanze empor aus den durchsichtigen Opaltönen des Horizonts. Wer dachte noch an die Jagd? Der furchtbare Cola wurde reich beim Gedanken an seine rothwangige, braunäugige Maria mit ihrer Fülle schwarzer Locken, an seine kleine Maria, die ihm nie einen Augenblick Ruhe ließ mit ihren Sprüngen, ihren Küssen und Liebkosungen, seine Maria, die vor seinen Augen heranwuchs schön wie ein Fürstenkind . . . Und jetzt? Jetzt ist sie todt, ist dahin auf ewig!

„Nein“, fuhr er plötzlich auf, „nein nein, nein, niemals!“ Und als ob er soeben aus einem bösen Traum erwacht sei, fuhr er sich mit der Hand über die Augen, die zu seinem Erstaunen voll Thränen standen. Er blickte um sich und bemerkte den Blinden, der, mit dem Haupt gegen den Stamm einer Cypresse gelehnt, zu schlafen schien, in den Händen hielt er noch das Vogelnetz, auf welches der Rosenbusch ihm zu Häupten einen wahren Blüthenregen von Rosenblättern ausgestreut hatte.

„Armer Bursch!“ sagte er kopfschüttelnd, „er hat sie auch so innig geliebt. Vor Kummer sieht er aus wie ein Todtkranker; und dabei lächelt er, und thut, als gäb's auf Gottes Erdboden keinen lustigeren als er . . . . Ja, ja, die Jagd! Was ist sie wohl anders als ein Vorwand, um nicht droben still sitzen zu müssen wie ein paar Verzweifelte!“

Leise und behutsam, um den Schläfer nicht zu wecken, ging er bis an den Rand des Abhanges. Der Nebel hatte sich verzogen. Tief unten im Thal sah er sein Heimathdorf Montaspro liegen, wohin er vor Scham nie wieder hinabgestiegen war, nicht einmal, um die Messe zu hören oder Salz zu kaufen. Und weiterhin lag sein Gut, wo er geboren, wo er alt geworden war, der schöne, große Bauernhof, um den ihn bis vor Jahresfrist all' seine Nachbarn beneidet hatten! Jetzt lag das Haus

Digitized by Google

so öd' und still da, als sei alles drin ausgestorben; nur durch die leeren, verlassenen Räume irrte wie ein Schemen seine greise Lebensgefährtin umher, halb wahnsinnig vor Schmerz in ihrer qualvollen Einsamkeit, und betete zur heiligen Jungfrau, daß sie sie aus diesem Leben erlösen möchte ..... Nein, er würde nie mehr den Fuß über seine geschändete Schwelle setzen, nie mehr in sein heimathliches Dorf zurückkehren. Sein Leben hatte mit dem Verschwinden seiner Tochter geendet; jetzt war's besser, er blieb in der wilden Einsamkeit seiner starren Felshöhe allein. Drunten stieg ihm das rothe Blut zu jäh ins Gehirn und klopfte in seinen Schläfen und flammte ihm vor den Augen und reizte ihn zu blutiger Rache, zum Mord. Und wie um auch hier den lästigen Gedanken zu verscheuchen, wandte er sich langsam wieder zurück. Er hatte indeß die rosenbewachsene Cypresse noch nicht erreicht, als er stehen blieb. Er sah wie der Blinde sein Garn bei einer Pinie gestellt hatte und nun, mit dem Gesicht nach unten auf der Erde ausgestreckt, im hohen Grase lag und den Gesang einer weiblichen Nachtigall nachahmte. Aus dem Wipfel der Cypresse antwortete ein Männchen, das jetzt flügelschlagend von Ast zu Ast herabflatterte, da der liebevolle Lockruf immer süßer und schmelzender wurde. Der Alte stand unbeweglich, um den Fang nicht zu stören, zwischen hohen Ginsterbüschen geduckt, verfolgte er aufmerksam und gespannt die verschiedenen Bewegungen des Blinden und das unruhige Hin- und Herflattern des Vogels. Endlich sah er ihn auf eine nahe Espe fliegen, das reizende Köpfchen schütteln, in ein lautes Tiriliren ausbrechen und dann geradewegs in die von dem Garn umspannten Zweige hinabschießen. Wie ein Blitz war der Blinde aufgesprungen, zog sein Netz zu, und der arme Sänger war gefangen.

„Gut gemacht!" rief der Alte aus und trat hinzu. „Was willst Du jetzt mit ihm anfangen?" Der Blinde faßte seine Beute sehr zart mit der Rechten und bat den Alten, ihm einen Zipfel des Netzes zu reichen, der vorläufig als Bauer dienen konnte. Sein Antlitz leuchtete dabei in stiller Freude: Maria würde sich gewiß sehr des hübschen Vogels freuen; vor drei Tagen war ihr gerade eine wunderschöne Nachtigall gestorben, und sie war darüber tief bekümmert. Er sagte aber nur: „Jetzt ist's spät, ein zweiter Versuch gelingt schwerlich. Sowie die Sonne auf ist, schlafen die Nachtigallen, oder ruhen sich, oder jagen nach Insekten: lassen wir sie zufrieden .... Wozu soll man am End' auch die armen Geschöpfe Gottes stören und quälen? Dieser eine Vogel genügt mir."

Der Alte begriff wohl, warum ihm dieser eine genügte, er sagte aber doch mit listigem Lächeln: „Ei, ei, einem weichherzigen Jäger wird die Jagdtasche aber nimmer voll!"

Der Andere antwortete nicht, sondern summte nur ein altes Volkslied vor sich hin und pfiff dabei den Refrain wie eine Amsel. So gingen sie zur Hütte zurück.

Cecato ahmte unterwegs den Gesang der Vögel so vortrefflich nach, daß an allen Ecken und Enden des Hags das Echo wach wurde. Aus seiner Kehle jubelten tausend freudige Weisen durch die Morgenluft. Er hätte ganz allein den Wald fast füllen können mit dem Stoßschrei der Häher, dem Schwatzen der Elster, dem Laut des Kuckucks und dem Hämmern der Spechte, und dazwischen warf er einen Buchfinkenschlag, Nachtigallentriller, das Flöten der Meisen, einen Falkenschrei oder Wachtelschlag ..... Und mit den verschiedenen Modulationen seiner Stimme, schienen die Vögel mehr oder minder entfernt, oft weit, weit weg wie Lerchen, die sich im Aether verlieren, dann wieder ganz nahe wie Grasmücken auf einem Dornstrauch..... Der Alte hörte bewundernd dieser Kunstfertigkeit zu. Oft fühlte er sich versucht, dem Blinden um den Hals zu fallen, er bezwang sich aber und folgte ihm auf dem schmalen Pfade, die Hände auf dem Rücken, schweigend und tief bewegt.

Sie schlugen selbander den Weg nach der pinienbepflanzten Anhöhe ein. „Horch!" rief der Blinde aus. „Hörst Du? Dort oben .... laß uns eilen!" Und wie von einer plötzlichen Angst befallen, stürzte er vorwärts mit hochgerötheten Wangen.

Der östliche Horizont flammte und glühte inzwischen im höchsten Glanz von Purpur und Gold; über den Hügel zog's wie geheimnißvolle Schauer beim Wiedererwachen des Lebens, das die Natur mit köstlichen, frischen Düften feierte. Die Nachtigallen wetteiferten mit einander in tausend lieblichen Weisen zum Preise des anbrechenden Tags. Köstlich vermischten sich da sanfte, elegische Klagen und laute Jubelgesänge, wehmüthig hinschmelzende Seufzer und übermüthiges Gezwitscher von Läufen und Kadenzen wie aus Künstlerinnenkehle, abgerissene, gleichsam tastende Laute und Trillerschläge, die schier kein Ende nehmen wollten, einzelne, einsame Stimmen und entzückende Chöre... Die beiden Jäger schlichen sich ganz leise herbei, um dieses klangreiche Freudenfest nicht zu stören. Der Alte drückte dem Blinden die Hand wie in eisernem Griff, während dieser hingerissen, am ganzen Körper zitternd dastand und selig lächelte....

„Komm, komm, setzen wir uns hinter diesen Cytisusstrauch", sagte endlich Cola; „komm!" Und da blieben sie sitzen, schweigend, mit angehaltenem Athem und lauschten.

„Halt!" rief der Blinde plötzlich aus und athmete die würzige Luft kräftig ein, „hier müssen Veilchen stehen ... Massen von Veilchen ... Ich will mir ein Sträußchen pflücken." Und richtig, längs des klaren, silberhellen Bächleins nickten die blauen Veilchen heimlich, als wollten sie sich vor der Gluth der Sonnenstrahlen verstecken. Der Alte half dem Blinden pflücken ... Und dabei war ihm die Kehle wie zugeschnürt vor Zorn und Rührung. Er wußte es ja, diese Veilchen, die er pflückte, würden in die Hände jener Unglückseligen gelangen, ja er war dessen so sicher wie des eigenen Lebens — und doch, doch riß er in fieberhafter Hast mit bebenden Fingern die Blümchen ab, ja oft mit der ganzen Wurzel aus, und das alte schneeweiße Haupt zitterte ihm dabei ... Ja, dieser Cecato! Er hatte eine so eigene Manier, er zwang den Alten auf alle mögliche Art und Weise immer wieder im Guten an seine Tochter zu denken ... Ach was, Tochter! Seine Tochter war ja todt! — Und doch wuchs ihm das Veilchensträußchen unter den Händen, ohne daß er's merkte, so war er in das Bild seines Kindes vertieft, des kleinen Mädchens, seiner letzten Liebe, der einzigen Hoffnung seiner alten Tage. Sie wechselten kein Wort mehr, bis sie die Hütte erreicht hatten. Dort zündete der Alte die Pfeife wieder an und setzte sich in den Schatten einer hundertjährigen Korkeiche, mit halbgeschlossenen Augen und strenggerunzelter Stirn. Der Blinde brachte das Netz mit dem Vogel in Sicherheit und machte sich daran, aus Weiden und Binsen einen Käfig zu flechten. Die Veilchen erfüllten die ganze elende Hütte mit ihrem Duft. Dem armen Jüngling war's, als spürte er den Hauch seiner geliebten Maria; er malte sich ihre Freude aus beim Empfang des doppelten Geschenkes, des Vogels und der Blumen ... und dann, ja, für diese Nacht führte er noch ganz anders im Schilde ...

Gegen Mittag legte er Feuer an und kochte Polenta wie eine gute Hausfrau. Cola ließ ihn gewähren, nur hin und wieder schauerte er zusammen. — Nein, nein, dieses Leben konnte er nicht länger ertragen; es konnte so nicht fortgehen. Er würde verzweifelt und unsäglich unglücklich dran zu Grunde gehen, aber nachgeben, nein nachgeben konnte er nicht. Was sollte denn auch seine Tochter in dem großen Schloß bei den vornehmen Herrschaften? Magd sein? Selbst als Gattin des jungen Grafen würde sie ja bei der grausamen Frau Schwiegermutter bald vor Furcht und Gram sterben ... Ach, wenn doch Maria ihren Fehler bereuen und in seine Arme zurückkehren wollte! ... Er würde dann mit ihr auswandern, weit weg, nach Amerika, — wenn sie wollte, gar an's Ende der Welt, und er würde ihr verzeihen und sie auf Händen tragen. Aber sie einem dummen und lasterhaften Cavalier zur Frau geben, um sie später unglücklich und vernachlässigt zu sehen, nein und tausendmal nein, das wollte er nicht!

Die Beiden hatten sich zu Tisch gesetzt; ohne selbst viel zu genießen, ermunterten sie sich gegenseitig zum Essen. Plötzlich trat Colas alte Gattin herein; trotz ihrer roth geweinten Augen lächelte sie doch. Sie habe ihrem Mann etwas Gutes gebracht, sagte sie; Gott sei Dank gehe es ihr heute leidlich, sie habe sich unterwegs nur zwei oder drei Male ausruhen müssen. Sie dürfe nicht lange verweilen, denn auf dem Hofe seien die Magd und der Knecht unbeaufsichtigt bei der Arbeit, aber sie habe doch nun ihren Mann einmal wiedergesehen ... Die beiden Alten blickten sich dabei zärtlich an, und als Cecato sich entfernte, um Wasser zu holen, brachen sie in leises Weinen aus.

„Meine Lena, sei doch vernünftig!" begann Cola endlich sie zu trösten, konnte jedoch nicht fortfahren. Aber dem Weibe war das Herz voll zum Zerspringen, sie schluchzte ganz herzzerreißend: warum, o warum nähme unsere liebe Frau sie nicht endlich zu sich? Was habe sie denn verschuldet, daß sie in ihren alten Tagen so leiden müsse? Unten in der Wirthschaft gehe alles verkehrt, sie wisse nicht mehr wo aus noch ein ... O lieber den Tod! ... Das Kind verharre auf seinem schlechten Wege, und sie selbst sehe nirgends einen freundlichen Lichtstrahl ... Was nur thun? Was nur thun?

Cola hüllte sich in grimmiges Schweigen. Bei jedem Besuch seiner Alten dort oben bereute er von neuem, daß er sie in der Stunde des Unglücks verlassen hatte, und fühlte die Versuchung zurückzukehren. Nur die Scham vor dem Wiedererscheinen im Dorfe hielt ihn davon ab. Aber heute ging ihm das magere abgehärmte Aussehen seiner Frau mehr zu Herzen als sonst; sie war wie eine wandelnde Leiche. Er konnte nicht zornig werden wie sonst, wenn von seiner Tochter die Rede war; und als er in der Dämmerung die Alte ins Thal hinabbegleitete, sprach er ihr sogar ganz sanft zu und gab ihr Hoffnung: „Wir werden sehen, wir werden sehen", sagte er beim Abschied und schlug langsam den Rückweg ein.

— — — Zu vorgerückter Nachtstunde sagte der Blinde plötzlich: „Jetzt ist's Zeit; wenn Du willst, führe ich Dich an die Stelle, wo sie noch schöner singen als heut Morgen."

Cola zuckte gleichgültig die Achseln, zündete die Pfeife an dem Kienspahn, der ihnen als Leuchte diente, wieder an und antwortete: „Meinetwegen," — War's ihm doch die ganze Nacht unmöglich gewesen, ein Auge zuzuthun, die Gedanken ließen ihm keine Ruhe. Er hatte bemerkt, daß die Veilchen und der Vogel verschwunden waren, auch daß seine Frau seltsam bewegt war und kaum an sich halten konnte, und daß sogar auch der Blinde, trotzdem er Ruhe heuchelte, einen Sturm im Herzen barg.

„Gehen wir," sagte er kurz und löschte den harzigen Span. Der Blinde ging so schnell durch die finstere Nacht, daß Cola sich führen lassen mußte. Auf den Bergen und im Thal schlief alles, in den Hecken schwirrten die Leuchtkäfer, am fernen Horizont erhellte hin und wieder ein aufblitzendes Wetterleuchten tiefhängende, gewitterschwere Wolken. Thymian, Quendel und Acazien dufteten durch die laue Nacht, und von den fernen Hirtenhütten klang wohl ein Bellen oder ein vereinzelter Glockenton herüber. Die Beiden gingen immer zu; Cola wußte gar nicht mehr, wo er war: zwischen den hohen Hecken in der tiefen Dunkelheit konnte er, dem sonst jeder Weg und Steg bekannt war, sich nicht orientiren. Endlich betraten sie einen schmalen, von dichten Bäumen beschatteten Fußsteig; selbst Leuchtkäfer gab's da nicht mehr, aber statt dessen wehte von oben ein kühler Hauch, wie von einem nahen Teiche. Sie verfolgten den Weg und hörten die ersten Nachtigallen. Und wie anders sangen sie als am Morgen, wie viel voller, schöner, glänzender!

„Setzen wir uns hier", sagte der Blinde mit seinem Stab umhertastend; „hier muß eine Steinbank stehen". Sie setzten sich und hielten

Digitized by Google

den Athem an, um dem unsichtbaren Sängerchor zu lauschen. Die ganze Natur um sie her schwieg und schien es ihnen nachzuthun, kein Blättlein regte sich und die Blumen öffneten vielleicht dieser bezaubernden Musik die zarten Kelche. Die hehren Klänge hallten durch den Wald, majestätisch, feierlich, fröhlich, wehmüthig, verschiedenartig wie Flötenklang und Geigenton, in lauten Trillern, in gedämpften Klagetönen, in kühnen Sprüngen, in glatten Läufen, in harten Dissonanzen und wundersamen Auflösungen . . . Es war ein wunderbarer, doppelchöriger Hochgesang der Liebe, der hier von der stillen Erde zum sternbesäten Himmel emporgetragen wurde . . .

Hingerissen lauschte der Alte. Er hörte nicht, sah nicht wie eine weiße Gestalt aus dem Dunkel auftauchte, sich ihm rasch näherte und sich ihm zu Füßen warf . . . Und als ihn diese Gestalt schluchzend um Verzeihung bat, und er sie leidenschaftlich an sein Herz drückte, da schien es ihm noch immer wie ein Traum. Der Blinde aber stand etwas abseits und weinte und lachte zugleich darüber, daß er dem Vater die reuige Tochter wieder zugeführt hatte.

Aus der Hauptstadt.

Die Militärvorlage.

Ein deutsches Geduldspiel.

Erster Act.

Arbeitzimmer des Premiers, mit Ruhebetten prunkvoll möblirt. Mehrere Subalternbeamte. Kein Bismarck. Kein Moltke.

Der Premier
(erhebt sich gähnend und wirft E. Richter's Jugend-Erinnerungen in den Papierkorb.).
Sapperment — das wirkte — nun hab ich genug —
Gott Morpheus selber beschämt dies Buch!
Als Schlafmittel thut es seine Pflicht,
Aber — ein angenehmes ist es nicht.
(ruft in's Nebenzimmer)
Na, Huber, kann ich die Sachen bald seh'n? —
Ich muß doch noch spazieren geh'n!
Sie trödeln wie'n Corso-Viererzug,
Gesetzgeben lange nicht rasch genug,
Und kommen, was ich auch sagen mag,
Nie über sechs lumpige Gesetze per Tag!

Huber (eintretend).
Excellenz wieder geistreich zu scherzen belieben —
Ich bin bereits bei Nummer Sieben!
Da ist zunächst das Unzucht-Gesetz
Betreffs Schaustellung von Damen-Corsets,
Die Kampfbill wider agrarische Stürmer,
Die lex zum Schutze der Regenwürmer,
Ueber Besteu'rung zerbroch'ner Weißbierpullen,
Ueber den Höchstconsum von Butterstullen!
Ich verbrauchte heut schon zehn Rieß Papier —

Der Premier.
Seh'n Sie, Huber, so gefallen Sie mir!
Und bringen Sie's erst auf zwei Ballen am Tage,
Versprech ich Ihnen Gehaltzulage.
(Huber ab.)
Ich weiß nicht . . . mir ist . . . es läßt mich nicht ruh'n . . .
Ich möchte gern 'was Geniales thun . . .
Ich lebe müh'los und sorgenfrei
Wie ein Winterkellner auf Norderney,
Und doch, und doch . . . Minuten es gibt,
Wo der Muth in der Brust seine Spannkraft übt.

Wenn man die drei Jahre überblickt,
Bis auf's Wichtigste ist mir Alles geglückt;
Ich hab' das Regieren der deutschen Welt
So kinderleicht mir nie vorgestellt.
Europa in schönster Einigkeit,
Kein Wölkchen am Himmel weit und breit;
Was Leo Pecci will, geschieht,
Hansemann hat noch immer Appetit;
Das boxende Känguruh kam in Flor,
Die Börse ihre Schafe schor,
Sauzucht und dramatische Poesie
Unter meinem Regimente gedieh;
Lubliner stellte das Dichten ein —
Meiner Treu, man könnte zufrieden sein!
Man sollte mich rühmen und vergöttern
Nicht nur in den dafür bezahlten Blättern.

(sinnend) Und doch sagt Jeder unverblümt,
Meine Art zu regieren sei nicht berühmt.
Ich ahne den Grund — heil'ger Mars, ich merk's:
Noch fehlt der Schlußstein meines Werks!
Ich stehe bei allem staatsmännischen Glück
In Einem noch gegen Bismarck zurück;
Meine Schöpfung ist nicht recht beseelt,
So lang ihr die Militärford'rung fehlt!
Wir müssen durch extravagante Sachen
Vom neuen Kurse reden machen,
Mehr Rekruten noch fordern, mehr Geld dazu,
Als mein Abkanzler in Friedrichsruh!
Will doch 'mal seh'n, ob den nörgelnden Greis
Ich nicht zu übertrumpfen weiß!
(Er schellt: Wirkl. Geh. Rath Schulze erscheint)
Nanu, Sie gähnen, altes Haus?
Schulze, wie seh'n Sie verschlafen aus!

Wirkl. Geh. Rath Schulze.
Statt solcher Arbeit lieber keine!
Ich schrieb für die Norddeutsche Allgemeine!

Der Premier
(voll innigem Mitleid) Sie Aermster! . . . Doch weg mit Schmerz und Weh!
Schulze, ich habe 'ne Idee!
(Schulze blickt ehrfurchtvoll zweifelnd auf.)
Schulze, jetzt mach ich mich populär
Wie Bismarck — ich fordere Militär!
Was meinen Sie, um gleich anzufangen,
Wie viel könnt' ich allerhöchstens verlangen?

Schulze.
Ich rathe ab, bei dem herrschenden Geiste —
Doch sechs tausend Mann — das wär' das Meiste!

Der Premier (mit sich kämpfend).
Sechstausend Mann — Sie sind nicht klug — —
Das ist zu viel . . . das ist mehr als genug!
Sechstausend Mann verlangen Sie mehr?
Wo krieg' ich dafür die Stimmen her?
(großartig)
Und weil ich sicher unterliege
Und weil ich auch sechstausend Mann nicht kriege,
Will zeigen ich beschränktem Sinn,
Daß ich ein gewaltiger Staatsmann bin,
Ein Junggesell, der sich in seinem Leben,
Mit „Kleinigkeiten" nie abgegeben!
(entschlossen)
Ich will beweisen, was ich kann,
Ich ford're sechzigtausend Mann!
(Schulze stürzt, wie vom Blitz getroffen, ohnmächtig zu Boden.)
Arbeiten Sie mir bis Morgen zu Haus
Die Vorlage nebst Motiven aus!
(Der Vorhang fällt langsam.)

Zweiter Act.

Massen-Protest-Versammlung der Angstmeier aller Parteien auf Tivoli. Das Podium schmückt eine bekränzte Büste Richter's; der Saal ist mit Abonnementsquittungen, Anti-Bismarck-Broschüren und Guirlanden festlich geziert. Als die Abgeordneten des Deutschfreisinns eintreten, flammt knallrothes Bengalfeuer auf, und eine Musikbande intonirt das von Alb. Träger unvergleichlich gedichtete Weihelied. Die Versammlung singt stehenden Fußes den Text mit.

O Rickert, o Richter, o wunniges Glück,
Daß sie uns zu Führern berufen!
Die Kühnen schrecken nimmer zurück
Vor Thron- und Altarstufen!
Wir erlägen dem Moloch Militär,
Wenn Rickert und Onkel Eugen nicht wär'!

Abg. Rickert.
Ein Axthieb, wuchtiger als Ihr's ahnt,
Wird gegen des Volkes Freiheit geplant . . .
Weltbürger — Toleranz — Reaction —
Lessing — Friedrich der Große — Mendelssohn —

Abg. Richter (unterbricht ihn).
Wie wild auch der frechen Junker Geschrei,
Meine Herren, vertrau'n Sie uns'rer Partei;
Caprivi unsern Trotz nicht bricht —
(Beifall)
Vergessen Sie nur den Wahlfonds nicht! (Schweigen.)
Bis unser Lebenslicht erloschen,
Zahlt Ihr für's Heer keinen weitern Groschen;
Heil jedem Deutschen, der nicht verthiert
Und auf die „Freisinn'ge" abonnirt! —
Wir wissen, arme Bevölkerung, fast
Zu Boden drückt dich die Steuerlast (Sehr wahr!)
Der Militarismus frißt Blut und Geld —
Am Ausgang sind Teller aufgestellt.
(Schweigen.)
Und wenn Euch Gott im Himmel verläßt,
Wir bewilligen nichts, wir bleiben fest,
Und nimmt das Schicksal seinen Gang —
Dann beeilt Euch mit dem Abonnement! (Rauschender Applaus. Auf der Gallerie umarmen sich zwei sieche Urgreise, die beiden letzten Leser der „Freisinnigen Zeitung".)

Alexander Meyer.
Caprivi ist ein guter Mensch,
Nur zahlenwüthig und wetterwend'sch,
Meine Herren, ich kenn' ihn so genau,
Wie Rickert den Kartoffelbau!
Hört er des Volkes Wuthgeschrei,
Dann gibt Caprivi gern klein bei,
Seine Vorlage bleibt eine pia fraus —
Meine Herren, geh'n Sie ruhig nach Haus!
So viele Partei'n der Reichstag vereint,
Dieser Vorlage sind sie alle feind,
Von Bebel bis zu Hammerstein,
Von Bennigsen klingt's bis zu Lieber: Nein! (Minutenlanger Beifall, allseitiges Schmunzeln und vergnügtes Lachen, als hätte Meyer keinen Witz gemacht. Die Begeisterung wächst, Alb. Träger beginnt seine Freiheitgedichte zu declamiren, und im Nu ist der Saal menschenleer. Unter dem Klappern der Sammelteller rauscht die Gardine nieder.)

Dritter Act.

Der Reichstag.

Tagesordnung: Erste Lesung der Militärvorlage.

Präsident.
Meine Herren, sollt's Ihnen möglich sein,
So stellen Sie heute das Schimpfen ein;
Jedes Schimpfwort Herrn Richter tief verletzt,

Digitized by Google

Das nicht sein Blatt in die Welt gesetzt.
Also bitte ergebenst: heut ohne Erhitzung!
Meine Herren, ich eröff'ne die Sitzung!

Abg. Großmund (Rehberge-Voigtland).

Meine Herren, Sie fragen sich ängstlich beklommen,
Warum ich nicht gestern das Wort genommen:
Ich habe, weil's den Redner ziert,
Mich gestern für heute präparirt!
Erst hab' ich aus Witzblättern, wie Sie das lieben,
Mir passende Scherze abgeschrieben,
Dann Skandalgeschichten aus alten Tagen
Und Weiberklatsch zusammen getragen,
Und schließlich studirt' ich — Sie thun's jetzt fast alle —
Zwei Stunden in der Central-Markt-Halle.

Ich hasse das breite Geschwätz, das flache;
Meine Herren, ich komme gleich zur Sache.

College X. ist — was sagen Sie nu? —
Ein verächtlicher und gemeiner Filou!
(Begeisterter Beifall links).
Als Säugling schon ging er im Elternhaus
Auf allerlei Ferkeleien aus;
Als Knabe zog er, verlottert ganz,
Den Pferden Haare aus dem Schwanz. (Pfui!)
Als Jüngling aber — Sie hören's mit Rührung —
Betrieb er sogar Dienstmädchen-Verführung!
(Pfui, Unruhe und Gewissensbisse links.)

Präsident.

Herr Großmund-Rehberge, eine Frage:
Gehört das zur Militär-Vorlage?

Abg. Großmund.

Wer ist denn am Worte von uns Beiden?
Ich kann dies Unterbrechen nicht leiden!
Meine Herren, ich bin ein Freund der Moral
Wie Singer's Sozius, Herr Rosenthal;
Meine Herren, ich war allezeit
Ein Mann von Treu' und Röthlichkeit —
(Zwischenruf: Wer's glaubt!)
So halten Sie mich für kein Tugendgenie,
Sie sittlich verwahrloster Bube Sie?*)
Man kennt Sie als frechen Verleumder*) schon,
Sie Lump, Sie unverschämter Patron!*)
Ihre Infamien*) verpesten*) die Luft,
Gewissenlos ekelerregender Schuft!*)
Ich bin ein Muster geschliffener Feinheit,
Sie sind von niederträcht'ger Gemeinheit*);
Ich werde von allen Anständ'gen verehrt,
Sie sind moralischer Fußtritte* werth!
(Enthusiastischer Beifall und Heiterkeit; Redner wird beglückwünscht.)

Erstes Hökerweib (auf der Gallerie).

Du, der hat's raus! Der is zu beneiden!

Pennbruder.

Darunter muß meine Erziehung leiden!
Det is zu doll — ick wer' mir entfernen!

Zweites Hökerweib.

Juste, hier können wir noch wat lernen!

Präsident.

Meine Herr'n, eine Frage, dieweil wir verschnaufen:
Haben die Fractionen Lust zu raufen?
Dann muthig vorwärts, unverdrossen —
Morgen wird mit Pistolen geschossen!
Vorher noch auf einen Augenblick
Kommen Sie bitte zur Sache zurück.

Der Premier.

Wer zwei Beine hat und 'nen Arm für's Gewehr —
Immer her damit, meine Herr'n, immer her!
Von Jesus schon hat man den Ruf vernommen:
„Lasset die Kindlein zu mir kommen!"
Das ruf' auch ich trotz Friedrichsruh
Den deutschen Rekrutenmüttern zu!
(Bravo rechts).

Abg. Bennigsen.

Versöhnlich und friedlich ist unser Streben,
Wir wollten anfänglich gar nichts geben,
Doch weil man Ihre Verdienst kennt,
Herr Kanzler, biet' ich 80 Procent!

Der Premier.

Auf solchen Vorschlag erwidr' ich stramm:
Wir sind hier nicht am Mühlendamm!

Abg. Lieber.

Die Erinnerung mir ewig bleibt,
Wie ich mit Ihnen Bier gekneipt;
Ich bin ein Freund von Genie und Bier
Und muß sagen, Sie gefallen mir.
Ich liebe Sie, Graf, ich will Sie nicht stürzen,
Aber 30 Procent — die können Sie kürzen!

Der Premier.

Höflichst entgegn' ich Euer Gnaden:
Wir sind hier nicht im Kleiderladen!

Abg. Meyer.

Verehrter Herr Graf, ich hege für Sie
Die denkbar größte Sympathie!
Ich bin Ihr politischer Feind, indessen
Wir haben auf einer Schulbank gesessen —
Wir spielten als Knaben so froh und munter —
Nicht wahr, um die Hälfte geh'n Sie herunter!

Der Premier.

Wir sind, Sie werden mich versteh'n
Hier nicht in der gold'nen Hundertzehn!

Abg. Entoutcas.

Man sieht, der Herr Minister zeigt
Sich heute völlig abgeneigt —
Recht hat er: solche Dinge ließen
Sich nie an einem Tage beschließen,
Man muß sie bedenken, beschlafen, besprechen;
Sie sind nie über's Knie zu brechen.
Meine Herren, in dieser schwierigen Lage
Am besten ist's, daß man vertage;
(Bravo!)
Am allerbesten ist es schon,
Man vertagt und wählt eine Commission.
Ich werd' heut Abend zu Dressel schlendern;
Bis Morgen kann sich vieles ändern!
(Zustimmung auf allen Seiten des Hauses.)

*) Blüthenlese aus den Reichstagreden Deutscher Denker und Edelster der Nation, vom 26. und 28. April l. J. Anmerk. des Setzers.

Vierter Act.

Bankett im ersten Stockwerk einer Thiergartenvilla. Mehrere Abgeordnete mit verstörten Mienen, ganz aufgelöst. Champagner.

Erster Festredner.

Meine Herren, hoch Eugen Richter's Genie!
Die Freiheit hoch und die Demokratie!
Wenn tausend Teufel uns umschrei'n,
Wir bleiben fest und sagen: nein!
Wenn Reaction Euch Schlingen legt,
Bleibt voll und ganz und unentwegt.
Meine Herren, Tod der Finsterniß,
Der Halbheit Tod und dem Compromiß!
(Die Gläser klingen dröhnend zusammen. Tusch.)

Privatgespräche.

A.: Meine Nachricht aus bester Quelle stammt,
Auflösung ist sicher!
B.: Verdammt! Verdammt!
C.: Unter uns gesagt — es thäte mir leid!
D.: Sie meinen, es kommt wirklich so weit?
A.: Meine Herren, das gibt 'nen derben Rutsch!
F.: Ein Dutzend Mandate geh'n sicher futsch.
B.: Ein Dutzend nur? Ich bin kein Prophet . . .
Ein Dutzend? Wenn's uns nicht schlimmer geht . . .
Unf'rer Sitze Zahl, ich versich're Sie,
Langt dann nicht mehr zu 'ner Skat-Partie!

Rickert (für sich.)

Ging' mir vorüber doch dieser Kelch!
O Zukunftstraum! O Portefeuille!

Zweiter Festredner (schlägt an's Glas.)

Und wenn dicht umher die Wetter droh'n,
Wenn die Hölle los und die Reaction,
Wenn ganz verloschen der Sonne Licht —
Sei ruhig mein Volk! Wir wanken nicht!
Ein feiger Patron ist, ein Schurke, mich deucht,
Ein Ahlwardt, ein Ahlwardt, wer jetzt sich beugt!
Wer jetzt noch Compromisse sucht,
Er sei in Ewigkeit verflucht,
Im Bureau wie im Grabe find' keine Rast,
Wer mehren hilft des Volkes Last!
(Jauchzender Beifall. Fanfaren.)

Abg. Meyer (stürzt herein).

Ihr Herren, helft, bevor's zu spät!
Es findet sich keine Majorität! (sinkt verzweifelt nieder.)

Erregte Privatgespräche.

B.: Wie, was? Also Auflösung sicher und Wahl?
F.: Hören Sie, Meyer, das wäre fatal!
A.: Und Lieber sagt nein? Bleibt wirklich fest?
D.: Auch Bennigsen will nicht?
B.: Das gibt uns den Rest!
A.: Das Centrum, dacht' ich, würd's übernehmen!

Rickert (groß).

Meine Herren! So müssen wir uns bequemen!
(Pause.)
A.: In Rheinland und Westfalen schon
Ist Manteuffel an der Agitation!
F.: Stöcker hat diesmal Schlesien erkoren!
B.: Sachsen ist schon so gut wie verloren!
D: Nur Berlin bleibt fest — die Hauptstadt des Lichts —
B: Fürchten Sie alles. Hoffen Sie nichts.
G: Ein Wahldurchfall brächte mich auf den Hund,
Mir fehlt' dann zum Nichtsthun jeder Grund!
C: Ihr lust'gen Tage in Berlin —
Nun läßt mich Mutter nicht mehr zieh'n! —
D: Gab gestern in Druck — warum konnt' ich nicht warten! —
Tausend M. d. R.-Visitenkarten.
O, M. d. R.! Es ist zu dumm!
Nun liegen die Dinger nutzlos 'rum!

Rickert (mit Kraft).

Ich tanze lieber heut als morgen
Vor Majestät im Fackeltrab —
Ich muß für meine Zukunft sorgen,
Mit einem Wort: ich schwenke ab!
Die Neuwahl löscht des Freisinns Flamme,
Ahlwärdts herrscht dichte Finsterniß;
Da helfen keine Parteiprogramme,
Da hilft allein das Compromiß!
Caprivi hoch! Das Glas erheben
Will ich zum Toast, bei unserm Fest;
Der Freisinn läßt Caprivi leben,
Damit Caprivi ihn leben läßt!
(Bewegung, Gruppe.)
Vorhang.

Fünfter Act.

Das Schlafzimmer Caprivis. Tiefe Nacht.

Der Premier.

Sie beugen sich langsam dem sanften Joch,
Nur fünfzig Stimmen fehlen noch —
Die Fünfzig bringen mich nicht aus der Ruh' —
Na, lieber Bismarck, was sagen Sie nu?

Kammerdiener.

Excellenz, Sie werden gütigst verzeih'n:
Just kriecht ein Herr zum Fenster hinein!

Der Premier.

Aha, man immer 'rauf auf die Bühne —
Alle Wetter! Sie sind es, Huene?

Abg. v. Huene.

Pst, pst! Nur nicht so ungestüm!
Nur still! Ich komme ja anonym!

Digitized by Google

Pst, pst! Sie dürfen mich nicht verrathen!
53 000 neue Soldaten!
Zwanzig Kapläne stimmen dafür —
(schrickt zusammen.). Horcht etwa Jemand an der Thür?

Der Premier (jubelnd).

Nun mögt Ihr verstummen, Nörgler und Tadler!

Huene.

Und heißen Dank für den schwarzen Adler!

Der Premier.

Zwanzig Stimmen! 'Ne hübsche Schose!

Huene.

Gegengeschenk für die Schnupftabakdose! (schleicht ab.)

Der Premier.

Noch dreißig, und ich hab' sie zerschmettert!

Kammerdiener.

Just kommt ein Herr übern Zaun geklettert!

Herr v. Koscielski.

Es fiel mir nicht leicht, ich muß gesteh'n —
's wird mich doch Keiner bei Ihnen seh'n?
Mühselig hab' ich hier und dort
Acht Stimmen für Sie zusammen geschnorrt.
's darf keiner wissen — weg mit dem Licht! —
Und nicht wahr, undankbar sind Sie nicht?
Sie waren stets so gut und mild!
Merci bien für das Flotten-Bild!
(verschwindet geräuschlos.)

Der Premier.

Geht das so weiter, nu, dann kann's sich
Noch machen. Fehlen zweiundzwanzig.

Kammerdiener.

Zwei Vermummte — Herr Graf, was kann das sein? —
Zum Schornstein kriechen just hinein.

Rickert und Heinze (maskirt).

O du, der Bismarck furchtlos bekämpft, —
Und der Junker Uebermuth gedämpft,
Der den Ahlwardt bezwang, so wild und wüst —
Gestrenger Herr, sei uns gegrüßt!
Bedenk' uns, wenn ein Posten frei —
Zwölf Stimmen bringen wir herbei!
Gedenke freundlich unserer Waden
Und schütz' uns vor Richters Wuth in Gnaden;
Wir lechzen nach Hofluft und Fackelschein,
Wir wollen auch immer hübsch artig sein —
Hast Du zu uns're Alters Zier
Nicht ein abgelegtes Portefeuille bei Dir?

Der Premier.

Zu den schönsten Hoffnungen Recht verleiht
Eure glänzende Talentlosigkeit;
Doch Escarpins trägt unbedingt
Nur, wer mir die letzten zehn Stimmen bringt!
(Mit den Aussichten Rickert's zugleich sinkt der Vorhang.)

Sechster Act.

Zweite Lesung der Militärvorlage im Reichstage.

Der Premier

(gibt vor den Coulissen einen Beweis seines ausgezeichneten Gedächtnisses, indem er die bei der ersten Lesung gehaltene Rede fast wörtlich wiederholt; dann hinter den Coulissen):

Wer seine Meinung noch ändern kann,
Immer' ran, meine Herrschaften, immer 'ran!
Die allerbesten Bedingungen stell' ich:
Posten im Reichsministerium gefällig?
Jesuiten? Reformen in Rickert's Geleise?
Wir zahlen für Stimmen die höchsten Preise!

Eugen Richter

(entrollt das Banner der Freiheit, der Unabhängigkeit, sowie der Feindschaft gegen alle Vergewaltigung und hält es zwei Stunden lang im steifen Arm; dann hinter den Coulissen zu den abtrünnigen Fractions-„Freunden"):

Sie weigern sich noch — was? — in der That?
Ich mache Sie brotlos, Sie Aufsichtsrath! — —
Kehrt Ihr nicht gleich zu mir zurück,
Kerls, ich brech' Euch das Genick!

Der Premier.

Wenn Sie mich nicht mit dem Jawort erfreu'n,
Meine Herren, Sie werden's bitter bereu'n!
Das Sitzungschwänzen, das Ahlwardt-Gerauf,
Sogar das straflose Schimpfen hört auf! (Bewegung.)
Nun stimmt nur, wie man's Euch eingetrichtert!
(Namentliche Abstimmung über die Militär-Vorlage.)

Stimmen von rechts oben.

Sie ist gerettet!

Stimmen von links unten.

Ist gerichtert!

Eugen (sich vor seinem Gefolge verneigend).

Sie erlassen mir wohl alle Dankesphrasen,
Ich muß sofort zum „Sammeln" blasen!
(Die Teller für den Central-Wahlfonds werden in Umlauf gesetzt, der Reichstag aufgelöst).

Ein Chefredakteur.

Auflösung — Wahlkampf — Neuwahl — famos!
Nun bin ich die Hundstag-Sorgen los!
Grundgüt'ger Caprivi, sei bedankt!
Wie hätte sonst der Stoff gelangt!

Ende.

Erste Wiederholung des Stückes: Gleich nach den Neuwahlen.

Caliban.

Der Kaiser und Wallot.

Durch die Zeitungen gehen allerlei Nachrichten über Aeußerungen, welche der Kaiser über das Berliner Reichstagsgebäude in älterer und neuerer Zeit gemacht haben soll, meist solche recht ungünstiger Art, ja eine, welche jenen Bau als den „Gipfel der Geschmacklosigkeit" bezeichnet.

Für den gemeinen Sterblichen, der aus der Ferne solche Nachrichten in seinem Blättchen vorgebrockt erhält, fehlt es an jedem Mittel, ihre Richtigkeit zu prüfen. Es gibt ja in jedem Kreise liebe Leute, welche einen Satz aus einem Gespräch sauber herauszuschälen verstehen, so daß er in seiner Einsamkeit etwas ganz Anderes besagt, als im Zusammenhang beabsichtigt war. Solche lieben Leute sind sonst unter dem weiblichen Geschlecht besonders stark vertreten, und zwar mindert sich ihre Zahl nicht unter jenen Frauen, an welche der herbe Ernst des Alters herantrat. Unhöfliche nennen die Fähigkeit, ein Gespräch in wenige markante und für einen Dritten recht unangenehme Brocken zu zerlegen: Klatsch. Und in unserem demokratisirten Zeitalter, welches selbst nicht vor der Höhe der Krone und vor der Weihe der Kunst zurückschreckt, hat man sich nicht gescheut, ganz ausdrücklich vom Hofklatsch und dem Künstlerklatsch als zwei der ausgiebigsten Gebiete der Wirksamkeit älterer Damen beiderlei Geschlechts zu sprechen.

Ob also jene Worte vom Kaiser gesprochen wurden, ob er wirklich, wie es heißt, die Architekten nicht zu den Künstlern zählt, ob er thatsächlich das Reichstagsgebäude für verfehlt und Wallot für einen geschmacklosen Nichtkünstler erklärte, weiß ich nicht. Es ist daher der Titel, den ich meinem Aufsatze gab, wohl ein falscher. Ich hätte nicht schreiben sollen „der Kaiser und Wallot", sondern „Jene guten, an den Kaiser sich drängenden Leute, welche Wallot durch ihren Klatsch eins auswischen wollen, und Wallot selbst!" Oder „Der Kaiser, wie ihn jene haben möchten, und Wallot!"

Es sei mir gestattet, nun mich mit den unverantwortlichen und unverantwortlich handelnden Zwischenträgern zwischen Herrscher und Volk auseinanderzusetzen. Ich will aus den verschiedenen Aeußerungen, welche sie colportiren, mir die Kunstanschauungen, welche sie dem Kaiser andichten, aufzubauen suchen und mich dann fragen, ob diese Ansichten ein so moderner Mann, wie Kaiser Wilhelm II., haben kann.

So weit ich ästhetische Anschauungen geschichtlich zurück zu verfolgen vermag, gab es nur eine Zeit, in welcher man Kunst und Architektur in einen Gegensatz zu einander stellte. Es war der während der Herrschaft der romantischen Philosophie, in der Schelling-Hegel'schen Periode. Damals war die idealistische Kunstanschauung allgemein verbreitet, namentlich auch bei den Künstlern. Das Kunstwerk sollte nicht Naturnachahmung, sondern Darstellung eines Urbildes, einer tieferen Idee von der Natur sein; das Bauwerk hatte kein solches Urbild, also vermochte es nichts zu idealisiren. Das Kunstwerk sollte ferner ohne äußeren Zweck, sondern nur sich selbst Zweck sein. Weil nun die Architektur einen Zweck hat, ja, wie jeder Verständige weiß, in der Zweckerfüllung ihre Aufgabe sucht, so kann sie keine Kunst, der Architekt also kein Künstler sein. Diese Ansichten sickerten langsam durch, vor dreißig, vierzig Jahren waren sie weit verbreitet. Damals unterschied man aus logischen Gründen zwischen Künstlern und Architekten. Heute denkt kein in unserer Zeit lebender Mensch mehr an diese Anschauungen.

Aeltere Leute haben die Eigenthümlichkeit, daß sie aus einem noch so langen Gespräche sich nur das merken, was in ihren Kram paßt. Ein solcher alter Herr aus dem römischen Künstlerkreis, einer der langlockigen Generalpächter des Idealismus, mag es gewesen sein, der uns weiß machen will, unser junger Kaiser sei noch heute von jener der Baukunst feindlichen Aesthetik beherrscht, gegen welche schon vor des Kaisers Geburt, schon 1860, Semper in der Vorrede zu seinem „Stil" sagt, sie destilliren aus der vollen Traube der Kunst nur den Schnaps ästhetischer Theorie. Es wäre ein Hohn auf die ganze lebensvolle Persönlichkeit Wilhelms II., wollte man glauben, daß er so gänzlich abgethanen Anschauungen aus Großvaters Zeiten heute noch huldige, als stehe er noch in der nun fast von aller Welt glücklich überwundenen Zeit des „Spekulirens auf dürrer Haide!"

Darum zweifle ich keinen Moment, daß Kaiser Wilhelm II. mißverstanden wurde, da er von den Architekten als Nichtkünstlern gesprochen haben soll. Hätte man gleiches von Kaiser Wilhelm I. erzählt, so hätte es sich aus der zu dessen Jugendzeit herrschenden Ansicht erklären lassen: aber diese Zeit ist seit bald 50 Jahren altmodisch geworden. Ich glaube namentlich deshalb nicht daran, weil man von Kaiser Wilhelm II. sonst über die Architektur Ansichten ausgesprochen hört, welche beweisen, daß er die Regungen der modernen Kunst sehr wohl zu würdigen versteht und die an gesunder Modernität über der Phantasie der Väter jenes Klatsches stehen.

Zunächst ist er sichtlich beseelt von dem Gedanken des Individualismus im Kunstschaffen. Der Ausspruch, welchen die Zeitungen uns zutrugen, daß der Kaiser sich beengt fühle durch Baucommissionen, ist vielleicht auch in dieser Form etwas von der Absicht des lieben Berichterstatters gemodelt, auch den Commissionen eins auszuwischen, aber in ihm steckt sicher etwas Wahrheit. Der Kaiser will sich selbst künstlerisch zum Ausdruck bringen, dort wo er selbst baut, das haben zahlreiche seiner Handlungen bewiesen. Das ist eine so rechte, vornehme, durchaus moderne, echt kaiserliche Anschauung, daß der Klatsch auf diese nicht wohl selbständig verfallen kann. Er hat überall bewiesen, daß er ein selbständiges Urtheil habe, daß er den Künstler herauszugreifen weiß, der seinen Ansichten entspricht.

Das Wesen des Individualismus besteht eben darin, daß man erstens sich selbst als berechtigtes Dasein kräftig empfindet und zweitens, daß man anerkennt, auch andere Wesen haben das gleiche Recht. Im Individua-

Digitized by Google

lismus liegt daher der höchste Stolz und die höchste Bescheidenheit. Er erkennt, daß jede seelische Freude bedingt ist von dem Temperament, den Anlagen, der Bildung des Genießenden, daß es nicht eine absolute Schönheit gibt, wie die romantische Philosophie faselte, sondern daß das Wort Schönheit nur das Verhältniß eines Gegenstandes zu einem Menschen bezeichnet, daß also derselbe Gegenstand für den einen schön, für den anderen häßlich erscheinen kann, ohne daß nothwendig deshalb der eine einen guten und der andere einen schlechten Geschmack habe. Zur Zeit Raffael's haßte man die Gothik. Mit Abscheu hätte dieser große Meister den Kölner Dom betrachtet, wie Winkelmann bekanntlich Raffael's Sixtina als „nicht eben in seiner besten Manier" bezeichnete, Mengs und Knobelsdorf sich über Raffael's Farbe und Composition lustig machten. Es fehlte jenen Zeiten noch die historische Kunsterkenntniß, welche jetzt leicht zu erwerben ist, daß nämlich ihr über große Leistungen Anderer absprechendes Urtheil nur begründet war auf einer anderen Weltanschauung, und von dieser aus durchaus richtig begründet war. Geschmack haben, heißt eben ein seiner Weltanschauung entsprechendes Schönheitsgefühl besitzen. Der Geschmack von gestern ist nothwendigerweise ein anderer als der von morgen, der der Alten ist nicht der der Jungen, er wandelt sich im einzelnen Menschen wie in der Zeit und reißt Fürsten und Völker mit sich fort!

Der Kaiser hat sicher erkannt, daß in Wallot vor ihm einer der am schärfsten ausgeprägten modernen Künstlernaturen steht. Wenn z. B. der Kaiser eine ruhigere Monumentalität von der Berliner Architektur fordert, so ersieht man gerade hieraus, daß Wallot sein Mann sein muß. Wo des Reichtagsbaumeisters Schüler hervortraten, da bewiesen sie auf das Deutlichste, daß er auf gleiche Ziele hinweist, wie es der Kaiser gethan haben soll. Es hat sich im Atelier Wallot ein wahrer Haß gerade gegen den nach jenen Berichten auch vom Kaiser getadelten Schematismus der Säulenordnungen herausgebildet, der ohne Zweck dies höchste Ausdrucksmittel der Baukunst an ungeeigneten Orten aufhäuft. Wenn ich nicht irre, war es Wallot's Schüler, Otto Rieth, welcher in derbem Werkstättendeutsch die Säule die „Hure der Baukunst" nannte. An allen Arbeiten der Schule spürt man die sinnlich kraftvolle, süddeutsch lebenswarme Kunst, die von Wallot ausgeht. Der Kaiser hat ja selbst erst in jüngster Zeit bewiesen, daß nicht die Säule, sondern der Mißbrauch mit der Säule ihn beleidigt, als er Halmhuber's säulenreiche Architektur zum Nationaldenkmal ausführen zu lassen befahl. Und Halmhuber erwies sich in seiner Architektur — das wird er selbst gewiß gern jedem sagen, der es hören will — so recht als Wallot's Schüler. Dem Meister huldigt aber die deutsche Künstlerschaft aller Orten wegen der großen befreienden Anregungen, die sein noch nicht einmal fertiger Reichstagsbau ausstrahlt. Ich habe selten von Bildhauern mit solch geradezu schwärmerischer Verehrung von einem Architekten als „ihrem Manne" reden hören, wie von Wallot. Man erhofft und erblickt in ihm das Haupt der Deutschen Architektur. Man verkennt zwar nicht, daß manche seiner Bildungen uns fremdartig, hart, gewaltsam erscheinen. Aber der echte, große Künstler hat nicht zu bieten, was die Menge liebt; denn diese liebt nur was sie schon kennt. Er soll die Menge auf seine Bahnen ziehen, er soll sie zwingen, sein Empfinden auch ihrerseits als schön anzuerkennen, so sauer es ihr Anfangs werden mag. Jeder echte Meister macht daher Zukunftskunst. Auch von Richard Wagner sagten einst fast Alle, er sei „geschmacklos". Auch seine Kunst mochte Kaiser Wilhelm I. anfangs nicht leiden. Aber der alte Herr kannte viel zu sehr die Größe seiner Situation, um nicht sofort zu empfinden, daß es der Majestät der Krone nicht schadet, wenn sie der Majestät der Kunst huldigt. Sie stehen nicht eine über der anderen, diese Gewalten, sondern eine neben der anderen. In Wallot steckt nun etwas von der hinreißenden Kraft Wagner's. Man kann sich gegen diese sträuben, man kann seine Ziele für nicht die rechten halten, aber über den Willen auch der Fürsten und Großen hinaus erhebt sich der gewaltige Wille des Künstlers, der der neuen Zeit den neuen Ausdruck schafft. Es wäre Vermessenheit, wenn der Zeitgenosse zu entscheiden wagte, ob in Wallot oder einem Anderen die für die Zukunft umbildende künstlerische Kraft liegt. Es hieße aber auch die Höhe unterschätzen, auf welche der Kaiser durch sein Amt gestellt wurde und die Weite des von dort möglichen Umblickes, wollte man sich weiß machen lassen, daß er das Uebergewicht Wallot's über seine Fachgenossen nicht bemerkt habe. Es kann der Kaiser sehr wohl gesagt haben, der Reichstagsbau entspreche nicht seinem Geschmack, nicht aber er sei eine Geschmacklosigkeit. Man müßte dann dem Kaiser zumuthen, er wolle durch ablehnende Kritik der Kunst die Richtung angeben. Und diesen Gedanken wird jeder, der des Kaisers Thun mit aufmerksamer Freude beobachtete, als unpassend von vorn herein ablehnen, ja als Beleidigung gegen des Fürsten klare Selbsterkenntniß. Denn der Mäcen kann zwar den rechten Meister suchen, finden und halten — und darin liegt *seine* Größe. Aber er selbst kann die Kunst nicht fördern, er kann sie nicht weiter bilden.

Ich glaube daher nicht, daß die Aeußerung von der angeblichen „Geschmacklosigkeit" des Reichstagsgebäude in dieser Form wirklich vom Kaiser kommt; ich glaube es um so weniger, als sie den ausgesprochenen Ansichten des Kaisers widerstreitet, der stets sich gegen die Tadelsucht derer richtete, die das Getadelte selbst nicht besser machen können, gegen die Nörgler, gegen die Leute des „Aber!"

In den schweren Zeiten, welchen unser Vaterland durch den drohenden Conflict entgegengeht, hat solcher Hof- und Künstlerklatsch seine besondere Gefahr, nämlich die, daß er das Verhältniß zwischen dem Fürsten und den Künstlern trübt und somit das Verhältniß auch zu den Kunstfreunden, die in den angegriffenen Künstlern ein Stück auch ihrer Idealität gekränkt fühlen. Und derer gibt es mehr als man glaubt! Da der Kaiser sicher keine ästhetische Vorlesung halten wird, in welcher er seine Anschauungen klar legt, so hat leider Jder Gelegenheit, ihm seine Anschauungen zu supponiren und nach seinen kleinen Wünschen mit entstellten kaiserlichen Worten herumhausirend gegen Den oder Jenen Stimmung zu machen. Das ist die Kehrseite vom Individualismus in der Kunst, von des Kaisers höchst bewundernswerthem Kampf gegen die Commissionen, von seinem Bestreben, bei den von ihm abhängigen Bauten sich als Bauherr künstlerisch zum Ausdruck zu bringen.

Die Baukunst unter Wilhelm I. brachte es zu keinem charakteristischen Gebilde, soweit die Commissionen herrschten; die unter Friedrich Wilhelm I., Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm IV. erhielt zwar eine eigenartige Gestaltung, weil der Fürst selbst seinen Willen über den der Künstler stellte, und zwar je nach Maßgabe der Bedeutung des Fürsten selbst, aber auch die Kunst unter Friedrich dem Großen brachte es nur, so weit dieser Knobelsdorf gewähren ließ, zu selbständigen Stilgebilden. Sie blieb sonst Nachahmung der Franzosen. Die Kunst unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm III. leistete das Höchste, weil jene beiden Fürsten in Schlüter und Schinkel den Ausdruck ihrer Person fanden und durch diese sich und ihre Zeit zum Ausdruck brachten. Zum königlichen Willen fand sich hier der feine Blick für den Mann, der im einzelnen Schaffensgebiet genug *kann*, um das Erwünschte durchzuführen und die menschlich große Selbstbeschränkung, dem als Könner, als Künstler Erkannten freie Hand zur Gestaltung zu gewähren. Von letzterer Art, so hoffen wir, wird auch Kaiser Wilhelm II. sein. Er ließ Raschdorff den Dom bauen, wie ihn sein Vater gewünscht hatte. Wallot baut den Reichstag nach den Plänen, welche Kaiser Wilhelm I., hierin endlich einmal ganz der eigenen Initiative folgend, den Commissionen zum Trotz durch Wallot auszuführen befahl. Der Vorwurf, daß sie der „Gipfel der Geschmacklosigkeit" seien, träfe also auch den alten Herrn. Glaube wer will, daß dessen eigner Enkel diesen Vorwurf über die Lippen gebracht habe, selbst wenn der Kaiser Wallot's kühn vorwärtsschreitende Stilformen einstweilen noch nicht billigt. Ich möchte es geradezu als eine prophetische Hinterlassenschaft des Stifters des Deutschen Reichs betrachten, daß er durch die Formensprache des Reichshauses und durch die Berufung Wallot's Berlin von der akademischen Fessel im Monumentalbau befreite!

Und nicht bloß Wallot feindselig ist dieser Klatsch; er richtet sich auch mittelbar gegen den Kaiser. Denn dieser selbst gab die Genehmigung zur Durchführung der ihm im Entwurf wiederholt vorgelegten Wallot'schen Pläne. Darum zweifle ich nicht, daß kein Wort an all dem Gerede wahr sei, sondern daß intriguante Zwischenträger hier den Kaiser gegen sich selbst ausspielen wollen!

Cornelius Gurlitt.

Notizen.

Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's. Erster Theil: Jugenderinnerungen. (Leipzig, S. Hirzel.) Der Name von Theodor Bernhardi, dem bedeutendsten Militärschriftsteller der Neuzeit, wie Moltke ihn nannte, wird sich eines dauernden Ansehens erfreuen, und die Lebenserinnerungen, die aus seinem Nachlaß gespendet werden, sind eine überaus dankenswerthe Gabe. Dieser erste Theil umfaßt die Jugend- und Studienjahre, die Zeit von 1805 bis 1834 und enthält Tagebuchaufzeichnungen, Briefstellen und andere Aeußerungen, die von einem Freunde des Verstorbenen geordnet und mit verbindendem Text aneinander gereiht sind. Bernhardi's Mutter war Sophie Tieck, die Schwester des Dichters und des Bildhauers, in den Kreisen der Romantiker zu Hause und wie auffallend viele Frauen dieses Kreises in unglücklicher Ehe mit dem ausgezeichneten Sprachforscher August Bernhardi lebend. Nach ihrer Trennung von ihm heirathete sie einen esthländischen Adligen, von Knorring; der Sohn blieb bei ihr und fand an ihrem zweiten Gatten einen treuen Vater. In Rom, Wien und München verliefen die Jugendjahre des Knaben, dessen treues Gedächtniß auch aus dieser Frühzeit manche interessante Erinnerung festgehalten hat. 1812 begab sich die Familie nach Esthland auf die Knorring'schen Güter und hier verbrachte der heranreifende Jüngling sechs Jahre unter mannigfachen Studien, wie der Zufall die Bücher in seine Hand brachte, aber mit ausgesprochener Vorliebe für die Kriegswissenschaft, die er, so gut es ging, systematisch betrieb. Sein Wunsch, in's preußische Heer einzutreten, ging aus nicht näher erörterten Gründen nicht in Erfüllung. In Heidelberg lag er juristischen und historischen Studien ob und vollendete seine Ausbildung in Paris und Mailand. Beim Tode der Mutter, der seine Uebersiedelung nach Petersburg zur Folge hatte, bricht der vorliegende Band ab. Die wichtigste Zeit in Bernhardi's Leben steht also noch aus, aber ganz ohne interessante Ereignisse und Beiträge zur Charakteristik hervorragender Persönlichkeiten ist auch dieser Anfang des Memoirenwerkes nicht. Goethe, die

Digitized by Google

Romantiker, Bettina und Andere finden Erwähnung, Fritz Jacobi und Schelling verkehrten im elterlichen Hause, politische Persönlichkeiten wurden ihm bekannt, die Schilderung der esthländischen Jahre läßt einen Einblick in ganz eigengeartete, sonst wenig bekannte Verhältnisse thun, und unter alledem zieht das sich entwickelnde Kind, des Mannes Vater, den Blick mit Theilnahme auf sich. Unsere Memoirenliteratur wächst in erfreulicher Weise und gewinnt durch Bernhardi's Erinnerungen einen gehaltvollen Zuwachs, den die späteren Bände noch erhöhen werden. Nach ihrem Erscheinen werden wir des Näheren darauf eingehen. G.

Vaterländisches Gedichtbuch. Herausgegeben von Franz Lindner. (Berlin, Mittler & Sohn.) Eine treffliche Anthologie, die als Unterrichtsbuch an höheren Lehranstalten in Gebrauch genommen werden soll, gleichzeitig aber als Hausschatz deutscher Dichtkunst von selbständigem Werth angesehen werden kann. Auch Fabeln, Sprüche, Oden, Elegien sind, wie billig, herangezogen, doch ist das Hauptgewicht auf die patriotische Tendenzdichtung gelegt, für süddeutsche und österreichische Leser wohl etwas zu sehr borussenthümlich, aber sonst geschmackvoll und so vollständig, daß man kaum ein bekannteres Lied vermissen wird. Sonderbarerweise ist Heinrich von Kleist nicht vertreten. Vielleicht schöpft der Verfasser in einer nächsten Ausgabe weniger aus anderen Anthologien und mehr aus den Quellen; auch ein Register der Liedanfänge ist wünschenswerth. Gegen einige Unterschriften ist Verwahrung einzulegen. Matthissson ist überall fälschlich mit nur einem ſ gedruckt. Bei Hoffmann und Müller wird von Fallersleben und von Königswinter verschämt eingeklammert, damit nur ja das Heroldsamt nicht Einspruch erheben soll, und der demokratische Feodor Wehl würde sich im Grabe umdrehen, wenn er sich hier dreimal als Feodor von Wehlen angeführt sähe. Die Nobilitirung einiger Anderer ist dem Herausgeber gewiß nicht bekannt geworden, sonst würden wir wohl ehrerbietigst von Hermann von Lingg, Friedrich von Bodenstedt, Hans Ritter von Hopfen lesen, die doch alle so geschmackvoll sind, ihre Dichter-Signatur wenigstens vor der adeligen Partikel zu bewahren.

Figuren und Ansichten der Pariser Schreckenszeit (1791 bis 1794.) Von Julius Eckardt. (Leipzig, Duncker & Humblot.) Sieben meisterhafte Essays, gleichsam zur hundertjährigen Wiederkehr der ausgehenden französischen Revolution verfaßt und zusammengestellt. Der öffentliche Ankläger des Revolutionstribunals; Unsere liebe Frau vom Thermidor; Josephine Beauharnais und Delphine de Custine; Marat, Hebert und Chaumette, Ausländer im revolutionären Paris, Postmeister Drouet, — nicht alle und auch nicht die wichtigsten Revolutionshelden werden geschildert, aber das großartige Bild der blutigen Erhebung kommt doch mit vollendeter Plastik zur Erscheinung. Eckardt ist mit den neuen und neuesten Forschungen völlig vertraut und hat auf eigene Faust gar Manches aus den Quellen geschöpft, aber er ist auch ein Herzenkenner, ein Psycholog und ein Stück von einem Dichter, wie mehr als eine seiner Schilderungen deutlich beweist, z. B. Danton's zweite Eheschließung mit all ihren bewegenden Peripetien. Der durch Dahlmann u. A. idealisirte Mirabeau wird auf Grund der neuen Forschungen von Loménie u. A. der „genialste und charakterloseste Theilnehmer der Nationalversammlung" genannt, der Sündenbock Robespierre kommt ziemlich gut fort, aber der Versuch, Danton von dem Verbrechen der Septembermorde zu reinigen, ist nur halb gelungen. Gewiß ist es schwer, zwischen dem alles beschönigenden Louis Blanc und seinen Anhängern und dem alles grau in grau zeichnenden Taine die richtige Mitte zu finden. Eckardt hat wohl in den meisten Fällen das Wahre getroffen, und dabei ist seine Darstellung überall eine so künstlerische, daß sie auch den verwöhntesten Leser befriedigen muß.

Details Berliner Neubauten herausgegeben von R. Bieber. (Berlin, W. Schultz-Engelhard.) Mit diesen stilvollen Fassaden- und Innenstuck-Decorationen stellt sich ihr Urheber in die erste Reihe unserer Bildhauer-Architekten. Er hat sich offenbar an Schlüter gebildet, lehnt sich aber namentlich an Begas, doch findet er zwischen beiden Meistern eine durchaus selbständige Stellung und kraftvoll künstlerische Eigenart. Schlußsteine mit ausdrucksvollen Mascarons, effectvolle Consolköpfe, Pilasterdecorationen, Dach- und Thürbekrönungen, Füllungen, ein Thürauffatz und ein Schiffsschnabel, meist Rococo und Barock und immer edel und stilgerecht in Figur und Ornament, geben uns einen großen Begriff von dem Erfindungsgeist und der stets künstlerischen Technik des Bildners. Architekten, höhere Baubeamte, Stuckateure und Bildhauer werden aus diesen 25 prachtvollen Lichtdrucken künstlerische Anregung schöpfen, aber auch jede größere Bibliothek sollte sich die schöne Mappe anschaffen. Der rührige Verlag von W. Schultz-Engelhardt, der sich mit Otto Lessing's Barock- und Rococodecorationen so imponirend einführte, verdient auch für diese neuen Kunstblätter den Dank und die Aufmunterung aller Kunstfreunde.

Lieder der Waldfrau von Heriberta von Poschinger. (Heinz Osser). (München, Dr. E. Albert & Co.) Die Gattin des bekannten Biographs von Bismarck, Bucher und Lassalle bietet hier manches nur halb Gelungene, aber nichts Schlechtes. Dafür ist zumal in den Naturbildern Vieles fein empfunden und echt weiblich gemüthvoll, wie „Wandlung", „Verarmt", „Das Nest", im „Frühling" ꝛc. „In der Waldkapelle" lautet ganz anmuthig:

Wo früher stand der Kelch verschlossen
In goldner Nische am Altar,
Baut sich aus Gras und Tannensprossen
Sein Nest ein wildes Taubenpaar.
So ringsum Zeichen des Verfalles,
Nur die Natur erschöpft sich nie,
Und ihre Liebe schlingt um Alles
Den Blüthenkranz der Poesie.

Kleine Poetik. Für höhere Schulen und zum Selbstunterrichte von C. Beyer. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Ein Auszug aus des bekannten Rückert-Forschers dreibändigem Werk, von dem wir freilich s. Z. nicht viel Gutes zu melden wußten. Von den Geschmacklosigkeiten der großen Poetik mit ihrer deutsch-nationalen Metrik und Strophenbenennung, der Richard Cabanis-Weise, der Conrad Beyer-Weise u. s. w. hält sich das geschickte und nützliche Excerpt so ziemlich frei, und nur selten noch verfällt der Autor in Beckmesser'sche Tabulatur. Recht verkehrt und bedenklich ist § 5: „Das dichterische Genie ist nicht angeboren; es muß erworben werden durch angestrengten Fleiß, durch eine Schule der Technik und des Handwerks." Das kann auf dichtende Quartaner nur unheilvoll wirken, und Professor Beyer übernimmt da eine schwere Verantwortung. Daß er unter den historischen Romanen nur drei der Ehre der Anführung theilhaftig werden läßt, darunter seinen eigenen: „Erzherzog Karls Liebe und der Kampf um den Niederwald" — schon der Titel spricht ganze Bände — ist eine kleine Schwäche, die er mit manchem Literatur-Bearbeiter unserer großen Conversationslexica theilt.

Heimathzauber und andere Novellen. Von E. Wechsler. (Leipzig, W. Friedrich.) Novellen sind es nun freilich nicht, kaum Novelletten, aber kleine Alltagsskizzen, wie sie in einem Zeitungsfeuilleton bequem Platz haben. Für diese short stories ist das liebenswürdige Talent Wechsler's wie geschaffen. Keine psychologischen Kunststücke, keine realistischen Posen, Alles harmlos, anmuthig, beseelt und immer einfach erzählt mit guter Schlußpointe. Einige dieser Erzählungen sind unterhaltende Humoresken, wie „Emils erstes Liebesabenteuer" und die lustige „Geschichte einer verfehlten Ritterlichkeit", und auch die Tragik des modernen Lebens weiß der Verfasser stimmungsvoll und ergreifend darzustellen, so in „Seine Braut". Alles in allem eine vielseitig anregende und unterhaltende Lectüre, ein Buch, nicht in einem Mal zu lesen, sondern in stillen Stunden, wenn man eines Trostes, einer Zerstreuung, einer Aufheiterung bedarf.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuer Verlag von OTTO WIGAND in Leipzig.

Wollny, Dr. Fr., In Sachen der Hypnose und Suggestion. Ein Vademecum für Herrn **Professor Wundt.** Preis 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neuere Dichtungen von August Sturm:

„Lied und Leben", Gedichte, Hamburg, Verlags-Anstalt.

„Donat", Drama, ebendaselbst.

„Merlin", Epos. Köhler, Gera-Untermhaus.

Soeben erschienen:

„Reinhard Frei", Schauspiel aus der Gegenwart. Naumb. a. S., Schirmer.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint = in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text. 272 Hefte zu je 50 Pf. 17 Bände zu je 8 Mk.

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk. 152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Soeben ist nunmehr vollständig erschienen:

Friedrich Hebbel's Briefwechsel

mit Freunden und berühmten Zeitgenossen.

Mit einem Vorwort herausgegeben von **Felix Bamberg.**

Nebst den Bildnissen Hebbels und Bambergs.

2 Bände. I. Band XIV und 460 Seiten. Preis 12 Mark.

II. Band 616 Seiten 15 Mark.

Berlin SW., Bernburgerstr. 35.

G. Grote'scher Verlag.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdebahn zum Salzbade u. Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von Stahl- und Salzwasser sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt

Fürstl. Brunnen-Direction.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Margarete.

Eine Erzählung von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Oktav. 110 Seiten.

Preis geh. ℳ 2. In geschmackvollem Einb. ℳ 3.

Novellen aus der Heimath.

Von

Adolf Wilbrandt.

Zweite Auflage. Oktav. 310 Seiten.

Preis geh. ℳ 3.50. In geschmackv. Einb. ℳ 4.50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

HÄUSLICHE KUNSTARBEITEN.

Im Verlage von **E. A. Seemann** in **Leipzig** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Liebhaberkünste,

ein Handbuch für alle, die einen Vorteil davon zu haben glauben, von *Franz Sales Meyer.* 2. verb. u. verm. Auflage. Mit 260 Illustrationen. gr. 8°. Br. 7 M., geb. M. 8.25.

Lederschnitt und Lederplastik,

40 Vorlagen auf 32 Tafeln in Farbendruck mit Pausebogen (natürl. Grösse) nebst **Anleitung zur Lederplastik** nach neuerem vereinfachten Verfahren von *G. Büttner.* In Mappe M. 10.50.

Neue Kerbschnittmuster,

40 Tafeln qu. Folio mit ca. 200 Gegenständen, von *Clara Roth*, nebst **Anleitung zur Kerbschnitzerei.** In Mappe 11 M.

Verlag von C. L. Hirschfeld in Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Drückt die Militärlast?

Eine zeitgemäße Frage

besprochen von

Dr. J. Jastrow,

Privatdozent an der Universität Berlin.

Preis ℳ —.50.

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Der Alchymist.

Epische Dichtung in 12 Gesängen

von

Arthur Pfungst.

Brosch. ℳ 2.—. Eleg. geb. ℳ 3.—.

Diese Dichtung, welche den 2. Theil des Epos „Laskaris" bildet, schildert die Weltfahrt des Helden, dessen Jugendzeit im ersten Theil behandelt worden war. Die Kritik hat das Werk eine „Odyssee der Erkenntniß" genannt und festgestellt, daß es sich um eine Arbeit von durchaus origineller Prägung und hohem dichterischen Werthe handelt.

Der Verfasser hat es unternommen, die Frage: „Ist das Leben werth gelebt zu werden" in einer Dichtung großen Stiles zu beantworten. Das außerordentliche Interesse, welches der erste Theil erregt hat, fand seinen Ausdruck in der überaus großen Zahl von Essays und Besprechungen, welche er hervorgerufen. Ausführliche Prospecte sendet die Verlagshandlung auf gefl. Verlangen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 20. Mai 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der neue Reichstag. Von Observator. — Die Sozialpolitik und das Strafrecht. Von Ludwig Fuld-Mainz. — Die Bodenbesitzreform. Von Paul Siegfried. — **Literatur und Kunst:** Naturwissenschaftliche Bigotterie. Von Hieronymus Lorm. — Protestantischer Kirchenbau. Antrittsrede gehalten an der Königl. Technischen Hochschule zu Dresden von Professor Dr. Cornelius Gurlitt. (Schluß.) — **Feuilleton:** Lotta. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Die freisinnige Vereinigung. Von Caliban. — Die Berliner Kunstausstellung. Von Cornelius Gurlitt. — Notizen. — Anzeigen.

Der neue Reichstag.

Von Observator.

Am 15. Juni wird das deutsche Volk über sich zu Gerichte sitzen und entscheiden, ob es werth ist, zu den großen Nationen gezählt zu werden, denen das nationale Ehrgefühl als oberstes Gebot gilt, oder ob man es als eine Zusammenhäufung (Conglomerat) von Stämmen betrachten soll, die zwar eine und dieselbe Schriftsprache handhaben, von denen jedoch ein Jeder in seinem Denken und Thun von anderen Sonderinteressen und Leidenschaften bestimmt wird. Das deutsche Volk wird entscheiden, ob es das Deutschland vom Jahre 1872 weiter erhalten will, oder sich nach den Zeiten des Bundestags, der Zerrissenheit und des Gespöttes anderer Völker zurücksehnt.

Die Verhandlungen und die Abstimmung des letzten Reichstages über die Militärvorlage haben deutlich gezeigt, daß sämmtliche Parteien den jetzigen Verhältnissen gegenüber mehr oder weniger politisch unfähig sind, daß keine von ihnen sich bereit finden ließ, die Wehrkraft Deutschlands, die Machtstellung des Vaterlandes bedingungslos festzustellen. Keine Partei hat als solche während der Verhandlungen für die Regierungsvorlage gestimmt, ohne daß der Pferdefuß eigensüchtiger Nebenabsichten sichtbar wurde. Die wenigen Mitglieder des Centrums und der freisinnigen Partei, die mehr Vaterlandsgefühl als andere Rücksichten bekundeten, wurden sofort von den Führern verleugnet und zum Austritte gezwungen.*)

Die stärkste geschlossene Partei — das Centrum — hat am entschiedensten bewiesen, was in nationalen Angelegenheiten von ihr zu erwarten steht. Es haben ja manche Mitglieder die Sorge für das Volkswohl herausgekehrt und von der Steuerlast gesprochen, für deren Vermehrung sie die Verantwortlichkeit nicht übernehmen wollen. Aber die katholischen Blätter in Rom**), die Organe der Curie, sind viel offener zu Werke gegangen und haben geradezu erklärt, daß ohne die Zurückziehung des Schulgesetzes die Haltung des Centrums eine ganz andere gewesen wäre. Aus all' ihren Andeutungen läßt sich der sichere Schluß ziehen: wenn der Reichskanzler von Sr. Majestät dem Kaiser die Bewilligung erlangt hätte, die Aufhebung des Jesuitengesetzes einzubringen, und das Schulgesetz katholischen Ansichten entsprechend wieder vorzuschlagen, so konnte er darauf rechnen, daß die Centrumpartei ohne Rücksicht auf irgendwelche Steuervermehrung die Militärvorlage annahm. Den Sozialdemokraten, die Sr. Majestät für seine edlen Bestrebungen, dem Arbeiter bessere Verhältnisse zu schaffen, den Dank erweisen, daß sie bei dem Hochrufe auf den Monarchen den Sitzungssaal verlassen, brauchen wir wohl keine besonderen Betrachtungen zu widmen; auch den Antisemiten nicht, die gewiß damit einverstanden sind, daß bei einem nächsten Kriege die Juden für das deutsche Vaterland tapfer kämpfen, auch Geld hergeben, wenn ihnen dafür nur nicht die mindeste Beförderung im Militär- oder Civildienst gewährt wird.*) Den Conservativen würden wir unbedingt die politische Fähigkeit zuerkennen, wenn sie nicht während der wichtigsten Verhandlungen mit ihren Währungsfragen hervorgetreten wären, die im jetzigen Momente nur ein Theilinteresse darstellen.

Denn sagen wir es gerade heraus: die Zeitlage ist eine solche, daß Reaction oder Fortschritt, Schutzzoll oder Freihandel u. s. w. ad infinitum ganz gleichgültige Schlagworte sind, die nur im Wahlkampfe zur Bedeutung gelangen können, aber ohne Wirkung bleiben gegenüber der Hauptfrage: Soll Deutschland eine Großmacht bleiben oder wieder in Zerrissenheit verfallen? Die Wehrkraft Deutschlands muß derartig gefestigt werden, daß es stark genug dasteht, um allen Feinden die Stirne zu bieten und des Sieges sicher zu sein — soweit menschliche Berechnung das voraussehen kann und darf. Nur eine solche Festigkeit der deutschen Wehrkraft bietet wahre Bürgschaft für den Frieden; die anderen Nationen werden sich dann lange besinnen, uns anzugreifen. Ist einmal der Friede in solcher Weise gesichert, dann können wieder die Parteiprinzipien in den Vordergrund treten, dann mögen die Herren ihre Redekriege nach Herzenslust führen, dann wird auch der Regierung die Nothwendigkeit einleuchten, daß sie in den inneren Verhältnissen ein Gleichgewicht zwischen Ausgabe und Steuerlast nach und nach erziele. Aber jetzt darf keine andere Frage in Betracht kommen als: Deutschlands Kräftigung oder Schwächung?

*) Die Spaltung in der ohnehin kleinen freisinnigen Partei ist ein bedeutsames Zeichen der Zeit. Männer wie Bamberger, Barth u. A. haben erkannt, daß die ernste Sachlage jede andere Rücksicht als die für die Stärkung des Vaterlandes gegen das Ausland zurückdrängt. Wir werden gewiß nicht in den Verdacht des Liberalismus gerathen, wenn wir unser tiefes Bedauern aussprechen, daß ein Mann wie Bamberger, des Kampfes müde, jede weitere Thätigkeit im neuen Reichstage so ganz entschieden ablehnt.

**) In einigen Blättern ward die Mythe verbreitet, Se. Heiligkeit der Papst wolle die Völker und Regierungen zu allgemeiner Abrüstung ermahnen. Ein allgemeiner Frieden, der die italienische Regierung festigte und die letzte Hoffnung auf Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes beseitigte! Das der römischen Curie zuzumuthen, dazu gehört doch ein starker Glaube — aber keinesfalls ein katholischer!

*) Ob es den Geboten der Staatsklugheit entsprach — von der „Humanität" kann heutzutage nicht die Rede sein — daß die Regierung die Fluth anschwellen ließ, bis sie alle Dämme durchbrach und der Grundschlamm hervortrat?

Digitized by Google

In den Wahlkampf des 15. Juni treten vor Allem zwei Mächte: die römisch-katholische Partei und die Sozialdemokratie, keine andere Partei bildet eine so feste geschlossene Macht. Was von den beiden zu erwarten steht, liegt klar. Ihnen gegenüber gibt es nur eine sichere: die monarchische; an diese appelliren wir, und an die Regierung, welche der Monarch mit seiner Vertretung betraut hat. Sie kann nicht Alles, aber sehr vieles beitragen zur Klärung, wenn sie die nöthige Kraft und Entschlossenheit entfaltet. Sie muß vor Allem dem Monarchen die Sachlage genau darlegen, ohne Rücksicht für irgendwelche Partei. Sie muß Se. Majestät den Kaiser bitten, daß er die deutsche Nation daran erinnere, was sie sich schuldet. Ein kaiserliches Mahnwort, ja eine leise Andeutung aus des Kaisers Mund wird genügen, den nächsten Reichstag vor den meisten unsauberen Elementen des letzten zu bewahren, vor Leuten, denen es nur darum zu thun ist, Scandal zu erregen, vor den Leuten, die Deutschlands Ehre vor dem Auslande auf das tiefste geschmäht haben und vor jenen Vaterlandslosen, die ganz offen die Auflösung aller staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse anstreben. Ein solches kaiserliches Mahnwort mag vielleicht „unconstitutionell" erscheinen, aber das Unconstitutionell-Vernünftige ist doch jedenfalls viel besser, nützlicher, als all das Constitutionell-Unvernünftige, daß die Verhandlungen des letzten Reichstages zu Tage gefördert haben.

Und so schließen wir mit den Worten, mit denen wir begannen: Am 15. Juni wird das deutsche Volk über sich zu Gericht sitzen und entscheiden, ob es werth ist, zu den großen Nationen gezählt zu werden; und wir rufen ihm die Worte zu, die ein edler freiheitbegeisterter, echt deutscher Dichter, Schiller, dem wackersten Kriegerhelden, Dunois, sprechen läßt:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!"

Die Sozialpolitik und das Strafrecht.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Wie von dem bürgerlichen Rechte, so wurde auch lange Zeit von dem Strafrecht die Bedeutung zum größten Theile verkannt, welche die Sozialpolitik für das von ihm beherrschte und zu regelnde Gebiet besitzt; vielleicht noch in höherem Maße als in der Normirung des bürgerlichen Rechtes, hat die Gesetzgebung es unterlassen, bei der Aufstellung der strafrechtlichen Vorschriften den Forderungen der Sozialpolitik Rechnung zu tragen. Diese lange Vernachlässigung macht den Eifer erklärlich, mit dem man jetzt bestrebt ist, das Versäumte nachzuholen. Zwar die Gesetzgebung verhält sich einstweilen noch ruhig und abwartend, noch vorsichtig und zurückhaltend, um so mehr ist man aber in der Wissenschaft an der Arbeit, um den Forderungen der Sozialpolitik Eingang in das Strafrecht zu verschaffen und auch diesen Zweig des Rechtes auf eine den sozialpolitischen Anschauungen unserer Zeit gerecht werdende Höhe zu bringen. Daß der Eifer da und dort zu einem Uebereifer geworden ist und es nicht an Vorschlägen fehlt, welche die Grenze zwischen Sozialpolitik und Strafrecht überhaupt verwischen und den zur Bestrafung begangener Uebelthaten berufenen Richter zu einem sozialpolitischen Helfer machen möchten, kann uns nicht Wunder nehmen. Ist es doch gerade unserer Zeit beschieden, die seltsamsten Vorschläge zur Umgestaltung des Strafrechtes erleben zu müssen, hat sie doch die Erfahrung gemacht, daß eine Schule, welche ihre Ansichten mit feurigem Fanatismus vertheidigt, kein geringeres Ziel erstrebt, als die tausendjährigen Grundlagen der Strafrechtspflege zu beseitigen und an deren Stelle eine Reihe kühner Sätze zu setzen, welche die dem normalen Menschen ohne Weiteres als wahr erscheinenden Begriffe „Schuld" und „Unschuld" als veraltet und unbrauchbar bezeichnen. Diese Vermischung von Sozialpolitik und Strafrecht ist für beide Gebiete gleichmäßig bedenklich und gefährlich. Dem Strafrecht schadet sie insbesondere um deswillen, weil durch sie die Reform der Strafrechtgesetzgebung im sozialpolitischen Sinne, soweit sie berechtigt erscheint, gehemmt und erschwert wird. Der Richter ist nicht dazu da, die sozialen Uebelstände zu heilen und die unbefriedigenden Erscheinungen im gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Leben der Völker und Staaten zu beseitigen, sondern er hat dafür zu sorgen, daß die Rechtsordnung aufrecht erhalten werde und demjenigen, welcher dieselbe antastet, die entsprechende Ahndung nicht vorenthalten bleibe. Eine wesentlich andere Aufgabe hat der Sozialpolitiker: er soll durch geeignete Maßnahmen die Ursachen der Verübung von Verbrechen, soweit dieselben in den gesellschaftlichen Verhältnissen enthalten sind, hinwegräumen, er soll die gesammte öffentliche und private Gesetzgebung, wie auch die staatliche Verwaltung so einrichten, daß sie dem Armen und Unbemittelten, an welchen die Versuchung zum Einbruch in die Rechts- und Gesellschaftsordnung ja in erster Linie herantritt, einen kräftigen Schutz und eine wirksame Unterstützung gewährt. Ihrer Natur nach hat somit die Sozialpolitik einen präventiven, wenn man den der Naturwissenschaft entlehnten Ausdruck gebrauchen will, einen prophylaktischen, die Strafrechtspflege einen repressiven Charakter, und beide werden denselben vermuthlich für immer behalten. Innerhalb ihres weit reichenden Gebietes bewirkt die Sozialpolitik, wenn anders sie nach gesunden Grundsätzen ziel- und zweckbewußt behandelt wird, unmittelbar eine Verminderung der strafbaren Handlungen zwar nicht aller, aber doch sehr vieler Kategorien und schon um deswillen bestehen zwischen ihr und der Strafrechtspflege gewisse enge Wechselbeziehungen, welche nur dann übersehen werden können, wenn man nicht einsieht, daß das Verbrechen eine soziale Erscheinung ist und deshalb mit den zu einer bestimmten Zeit vorhandenen sozialen Zuständen in untrennbarem, ursachlichem Zusammenhang steht. Es ist eine bekannte, durch die statistischen Forschungen in den verschiedensten Ländern bewiesene Thatsache, daß die Zahl der Vermögensverbrechen, vor Allem der Diebstähle durch den Stand und die Bewegung der wichtigsten Lebensmittelpreise beeinflußt wird. Die Preiserhöhung der für die Ernährung der breitesten Bevölkerungsschichten maßgebenden Nahrungsmittel hat regelmäßig eine Vermehrung dieser strafbaren Handlungen zur Folge, während umgekehrt das Sinken der Preise eine Verminderung derselben nach sich zieht. In Zeiten, in welchen die Nachfrage nach Arbeit das Angebot bei Weitem übersteigt, in welchen die Zahl der Arbeitslosen eine besonders große ist, schwillt das Budget der meisten strafbaren Handlungen erheblich an. Nicht nur die Zahl der wegen Diebstahls jeder Art bestraften Personen ist in denselben eine außergewöhnlich hohe, sondern auch die Zahl derjenigen, welche wegen Bettelns und Landstreicherei zur Bestrafung gezogen werden, ja die Statistik läßt uns auch nicht im Zweifel darüber, daß in solchen Zeiten die Zahl jener verlorenen weiblichen Wesen, welche sich durch die Schande ernähren, eine besonders erhebliche ist. Die Strafrechtswissenschaft, welche dies übersehen wollte, würde mit Recht dem Vorwurf sich ausgesetzt sehen, daß sie für die ätiologische Seite der Criminalität blind ist. Sie kann allerdings nicht unmittelbar hierauf einwirken, aber wohl ist sie berechtigt und verpflichtet, den Staat und die Gesetzgebung hierauf aufmerksam zu machen und daran zu erinnern, daß jede Maßregel, welche die Bedürfnißbefriedigung der unbemittelten Schichten erschwert, welche den Daseinskampf verschärft, sich durch eine Vermehrung der strafbaren Handlungen bitter rächt. Es hieße der Strafrechtswissenschaft eine der fruchtbarsten Seiten ihrer Thätigkeit entziehen und eine ihrer wichtigsten Aufgaben verschließen, wollte man ihr es versagen, die sozialen Ursachen der Verbrechen zu ergründen und festzustellen, die Strafrechtspolitik würde damit lahm gelegt, denn es ist klar, daß das Streben jeder Strafrechtspolitik sich auf die möglichste Verminderung der Verbrechen richtet, welche ihrerseits ohne die sorgfältige Erforschung der Ursachen der Verbrechen nicht zu erreichen ist. Am weitesten geht in der Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse für die Criminalität der Sozialismus, dessen Stellung zu der Reform der Strafrechtspflege überhaupt eine ganz eigenartige ist. Nach Ansicht des

Digitized by Google

Sozialismus ist das Verbrechen überhaupt lediglich ein Product der bestehenden sozialen Ungleichheit und würde daher verschwinden, wenn die gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse im Sinne der sozialistischen Forderungen umgestaltet wären; nicht nur die Vermögensverbrechen werden in dem sozialistischen Zukunftsstaate unbekannt sein, sondern auch die Verletzungen der Sittlichkeit, der Ehre und der Gesundheit, gar nicht zu reden von den Verbrechen gegen den Staat, die ja durch die Beseitigung der Staatsgewalt schon zur Unmöglichkeit geworden sind. Der bedeutendste Schriftsteller des deutschen Sozialismus, A. Bebel, hat sich über diese Zukunftsmusik in seinem vielgelesenen Buche „Die Frau und der Sozialismus", übrigens einem streng sittlichen Werke, in erwünschter Ausführlichkeit ausgelassen und es mag wohl gestattet sein, die Ansichten desselben mit seinen eigenen Worten hier wieder zu geben: „Man kennt künftig," sagt Bebel, „weder politische Verbrechen und Vergehen mehr, noch gemeine; die Diebe sind verschwunden, weil das Privateigenthum verschwunden ist und Jeder in der neuen Gesellschaft seine Bedürfnisse leicht und bequem, gleich allen Anderen, durch ehrliche Arbeit befriedigen kann. Stromer und Vagabunden existiren ebenfalls nicht mehr, sie sind das Product der auf Privateigenthum beruhenden Gesellschaft und hören auf zu sein, sobald dieses fällt. Mord! Weshalb? Es kann Keiner am Anderen sich bereichern und der Mord aus Haß und Rache hängt direct oder indirect mit dem heutigen Sozialzustand der Gesellschaft zusammen. Meineid, Urkundenfälschung, Betrug, Erbschleicherei, betrügerischer Bankerott? Das Privateigenthum fehlt, an dem und gegen das diese Verbrechen begangen werden konnten. Brandstiftung? Wer soll daran Freude oder Befriedigung suchen, da die Gesellschaft ihm jede Möglichkeit zum Haß nimmt? Münzverbrechen? Ach, das Geld ist nur Chimäre, der Liebe Müh war umsonst. Religionsschmähung? Unsinn; man überläßt dem allmächtigen und allgütigen Gott zu bestrafen, wer ihn beleidigt, vorausgesetzt, daß man sich noch um die Existenz streitet." Aehnliche Ansichten hat in seinem überaus verbreiteten Staatsromane „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000" Bellamy entwickelt; der amerikanische Schriftsteller ist aber oberflächlich und stellt außerdem die allerdings nicht neue Behauptung auf, daß die meisten Verbrecher geisteskrank seien. Man kann nun schwerlich bestreiten, daß das Bild, welches Bebel von dem sozialistischen Zukunftsstaate entwirft, von diesem Standpunkte aus ein verlockendes ist; wie schön muß die Welt sein, wenn die finsteren Leidenschaften der Menschenbrust sanften Regungen Platz gemacht haben, wenn das Verbrechen unbekannt ist, wenn statt Haß und Neid Liebe und Freude die Menschen beseelt? Wird dann nicht das messianische Reich vorhanden sein, in welchem Lämmlein neben Tigern und Panthern friedlich auf grünem Rasen weiden? Das Zukunftsbild spricht für die Phantasie der Maler, die es gemalt, es hält aber vor dem nüchternen Auge der Kritik nicht Stand. Gewiß würden in der sozialistischen Gesellschaft die Vermögens-, Religions- und staatlichen Verbrechen unbekannt sein, aber Nichts spricht dafür, daß auch die übrigen Verbrechen durch die Sozialisirung der Gesellschaft beseitigt würden; der Sozialismus rechnet auf eine völlige Umgestaltung der menschlichen Natur als Folge der Beseitigung des Eigenthums, aber mit welchem Rechte? Weshalb soll in der das Privateigenthum nicht kennenden Gesellschaft Liebe und Eifersucht kein Verbrechen hervorrufen? Wird in derselben der Mann vielleicht aufhören, das Weib zu begehren, dessen Anblick seine Sinne erregt, sein Herz entflammt, wird nicht vielmehr die vom Sozialismus geplante Beseitigung der heutigen Ehe zahlreiche Schranken aus der Welt schaffen, welche heute die stärkste aller Leidenschaften eindämmen? Es spricht somit mit Nichten ein ersichtlicher Grund für die Richtigkeit des sozialistischen Zukunftsbildes, auch dann nicht, wenn man sich rückhaltlos auf den Boden der sozialistischen Voraussetzungen stellt. Natürlich kann die Strafrechtswissenschaft über derartige unwissenschaftliche Anschauungen nur ein absprechendes Urtheil fällen und muß dieselben mit den phantastischen Schilderungen des gelobten Landes der Träume auf eine Stufe stellen, welche in den Staatsromanen eines Thomas Morus, Campanella, Cabet und anderer Staats- und Gesellschaftsverbesserer vielfach anzutreffen sind. Paradiesische Zustände haben unter den Menschen niemals existirt und werden niemals existiren; so lange der Mensch Mensch ist, werden seine Triebe sich vielfach in einer Weise geltend machen, welche mit dem Wohle und Interesse der Gesammtheit unverträglich ist. Diese Wahrheit ist bitter, aber darum nicht minder wahr und für die Wissenschaft sowohl wie für die Gesetzgebung könnte es nur verhängnißvoll sein, wenn sie sich von dem thatsächlichen Boden der Verhältnisse entfernten und utopischen Träumen nachjagten. Das Strafrecht soll aber seine Normen nicht einer angenommenen Theorie entsprechend anpassen, sondern es soll sie nach den sozialpolitischen Bedürfnissen richten und hierbei ganz besonderes Gewicht auf die Bedürfnisse der Armen und Darbenden, der Mittellosen und Elenden legen; auch die Erfüllung dieser Forderung scheint keiner Rechtfertigung zu bedürfen und gleichwohl fehlt es an ihr in den geltenden Strafgesetzgebungen noch so gut wie gänzlich. Ein Blick in die Strafgesetzbücher, zeigt uns die Richtigkeit dieser Behauptung. Das Rechtsgut, mit dessen Beschützung sich die Gesetzbücher in erster Linie beschäftigen, bildet das Vermögen; in weit geringerem Maße wendet der Staat der Beschützung der Ehre, der Gesundheit, der weiblichen Sittlichkeit seine Aufmerksamkeit zu; das Vermögen bildet aber vorzugsweise das Gut, an dessen Schutz die besitzenden Klassen interessirt sind, für die Besitzlosen hat dasselbe thatsächlich einen geringeren Werth, als Gesundheit, Ehre und Sittlichkeit, gleichwohl sind diese drei Rechtsgüter im Vergleiche zu jenem nur ungenügend durch strafrechtliche Vorschriften bewacht. Man denke daran, daß, während der Staat die kleinste Entwendung bestraft und selbst die zur Stillung des Heißhungers verübte Antastung des Eigenthums unter Strafe stellt, er für den gewissenlosen Verführer, welcher durch raffinirte Künste ein armes Mädchen um seine Unschuld bringt, keine Strafe übrig hat. Man vergegenwärtige sich, daß einerseits die Wegnahme von abgefallenen Aesten der Strafe untersteht, andererseits dagegen der Vermiether, welcher den bescheidensten Anforderungen der Gesundheitslehre widersprechende Wohnungen vermiethet, von jeder strafrechtlichen Verantwortung frei bleibt! Die Gesetzgebung ist eben unbewußt der materialistisch-plutokratischen Tendenz unterthan gemacht worden, welche bekanntlich unsere Zeit in geradezu tyrannischer Weise beherrscht und auch das Strafrecht hat dem Mammonismus wohl oder übel seinen Tribut zahlen müssen. Hier Wandel zu schaffen und einen gleichmäßigen Schutz aller Rechtsgüter zur Wirklichkeit zu machen, ist die Aufgabe der künftigen Strafgesetzgebung. Aber auch in anderer Beziehung läßt das geltende Strafrecht die Rücksicht auf die Anforderungen der Sozialpolitik schmerzlichst vermissen. Zahlreiche strafbare Handlungen werden mit Geldstrafen bedroht, die im Falle des Unvermögens des Verurtheilten in Freiheitsstrafe umgewandelt werden; der Reiche und Bemittelte zahlt die ihm auferlegte Buße und hat damit seine Strafe erledigt, der Arme, welcher die Mittel zur Bezahlung nicht besitzt, muß in die Strafanstalt wandern, der Fluch der Armuth wird für ihn doppelt empfindlich. Weshalb gestattet der Staat ihm nicht, die Strafe in Theilzahlungen nach dem Maße seiner Fähigkeit abzutragen, weshalb gewährt er ihm nicht das Recht, an ihrer Stelle gleichwerthige Arbeit zu leisten? Noch schlimmer ist es aber, daß bei der Verurtheilung zu einer Geldstrafe den sozialen Verhältnissen gar keine Rechnung getragen wird. Das Gesetz droht beispielsweise bei einem bestimmten Delikte Geldstrafe von 20 — 600 Mk. an; der Millionär, welcher sich derselben schuldig macht, wird von dem Richter vielleicht zur Zahlung des höchsten Betrages von 600 Mk. verurtheilt, während den Mittellosen vielleicht die Verurtheilung zur Zahlung von 50 Mk. trifft. Für jenen bedeuten 600 Mark gar nichts, er verdient sie in einem Bruchtheile eines Tages wieder, für diesen dagegen bedeuten 50 Mark den größten Theil des Monatseinkommens. Entspricht es nun der sozialen Gerechtigkeit, einer formellen Gleichheit zu Liebe die thatsächliche Ungleichheit zu sanctioniren und dem Reichthum eine bevorzugte Stellung einzuräumen? Nie und nimmer, die Strafe muß bei dem Reichen

Digitized by Google

und bei dem Armen in einem entsprechenden Verhältniß zu ihrem Einkommen stehen, und so lange dies nicht der Fall ist, kann man nicht davon reden, daß das Strafensystem den sozialen Verhältnissen die gebotene Berücksichtigung angedeihen lasse.

Wir gehen aber weiter, wir behaupten, daß das ganze Strafensystem, welches der Staat gegen unerwachsene Personen anwendet, mit den Geboten der Sozialpolitik in Widerspruch steht; bekanntlich ist im Deutschen Reiche jede über zwölf Jahre alte Person für die von ihr verübten strafbaren Handlungen dem Strafrichter verantwortlich und ihre Bestrafung muß mit Nothwendigkeit erfolgen, wenn ihre geistige Reife genügend entwickelt war, um sie zur Erkenntniß des strafbaren Charakters ihres Thuns in den Stand zu setzen. Darum, ob das unentwickelte Kind auch eine ausreichende Erziehung erhalten hat, die es hierzu befähigte, darum, ob es durch die Eltern oder Erzieher zum Bösen oder Guten angehalten wurde, hat sich der Staat bisher nur ungenügend bekümmert; erst in den letzten Jahren hat er seine Aufmerksamkeit dieser Frage zugewendet und die Anordnung einer staatlichen Erziehung für zulässig erklärt, wenn zu befürchten ist, daß die Erziehung durch die Eltern das Kind auf den Weg des Lasters und Verbrechens führen werde. Mit welchem Rechte macht aber der Staat ein in verdorbener Umgebung aufgewachsenes, von entarteten Eltern, von einer verworfenen Mutter systematisch vergiftetes Kind für eine von ihm verübte strafbare Handlung verantwortlich, wenn er sich um die Art und Weise der Erziehung gar nicht bekümmert, wenn es ihm gleichgültig ist, ob Vater und Mutter ihre Pflichten gewissenhaft erfüllen oder schamlos mit Füßen treten? Die Sozialpolitik kann sich nicht damit zufrieden geben, daß der Staat den Armen — und in den soeben erwähnten Fällen handelt es sich um die Aermsten der Armen und die Schutzlosesten der Schutzlosen — schuldig werden läßt und dann der Pein überläßt, sie muß vielmehr von ihm verlangen, daß er, bevor derselbe schuldig geworden ist, thätig werde, um das Schuldigwerden zu verhüten. Diesem Verlangen hat die Strafgesetzgebung nachzukommen und sie muß dieserhalb den staatlichen Organen das Recht verleihen, Kinder der Gewalt der Eltern zu entziehen, wenn dieselben nicht im Stande sind, ihnen eine geeignete Erziehung zu Theil werden zu lassen. Die neuen Gesetze über das Zwangserziehungswesen stehen bereits zum guten Theile auf diesem Standpunkte. Sie entsprechend zu erweitern und in eine harmonische Verbindung mit dem Strafrechte zu setzen, ist die Aufgabe der nächsten Zukunft, und an der erfolgreichen Lösung derselben mitzuarbeiten haben alle Kreise der Nation, denen es um die sittliche Hebung der Bevölkerung, um die wirksame Bekämpfung des Verbrechens zu thun ist, das höchste Interesse. Bilden doch die jugendlichen, noch unentwickelten Personen beiderlei Geschlechts die Rekruten des Verbrecherthums und ist es doch vollkommen zutreffend, daß man durch die Verminderung der jugendlichen Sünder und Uebelthäter die Hauptquelle verstopft, aus welcher der breite Strom des Verbrecherthums gespeist wird.

Noch zahlreiche andere Punkte ließen sich hervorheben, bei deren Regelung das heutige Strafrecht den sozialpolitischen Bedürfnissen nicht genügt; für den nichtjuristisch gebildeten Leser werden aber die besprochenen ausreichen, um ihm die Bildung eines Urtheils darüber zu gestatten, daß die Strafgesetzgebung erst dann allseitig befriedigen kann, wenn jede ihrer Normen mit Deutlichkeit erkennen läßt, daß die sozialen Verhältnisse, nicht abstracte Vorstellungen und Begriffe, den Boden bilden, auf dem sie steht und wurzelt, wachsen und gedeihen kann. Man hat oft über das berühmte Wort des ersten Kanzlers des Deutschen Reiches gespöttelt, daß jedes Gesetz mit einem Tropfen sozialen Oeles getränkt sein müsse, und doch ist es wahr und richtig; in der Strafgesetzgebung muß dasselbe noch zu seinem Rechte kommen, sollte auch dadurch manche liebgewordene strafrechtliche Tradition, manche mit Zähigkeit festgehaltene Anschauung beseitigt werden müssen.

Die Bodenbesitzreform.

Ein Vorschlag.

Von Paul Siegfried.

Mit grenzenlosem Ingrimm fällt in neuester Zeit die Börsenpresse über Michael Flürscheim her, den Schöpfer und Leiter der bodenreformerischen Bewegung Deutschlands. Ein Berliner Pirvatdozent hat sogar eine Broschüre gegen ihn geschrieben, und damit wieder einmal die Welt gerettet vor den bösen Barbaren und Umstürzlern. Aber all dies Bellen beweist nur, daß die Bodenreform immer mehr Boden gewinnt, und in der That kann auch der ehrliche Gegner nicht leugnen, daß diese Bewegung bei fast allen Parteien und Bevölkerungsgruppen in hoher Achtung steht. Und diese Achtung ist in jeder Beziehung wohlverdient. Sein Buch „Der einzige Rettungsweg" (Dresden, Pierson) sollte jeder gelesen und durchstudirt haben, der überhaupt in Sachen der heutigen Volkswirthschaft mitreden können will. Alle seine Vorgänger in der Nationalökonomie, auch den so hochbegabten Henry George hat er übertroffen und in manchen Punken wesentlich berichtigt und in siegreicher, unwiderstehlicher Beweisführung widerlegt.

Flürscheim's Lehren können nur berichtigt werden, indem man über sie hinausgeht. Wer dahinter zurückbleibt, ist ein Reaktionär im traurigsten Sinne des Wortes, und mag er auch zehnmal das Wort „Fortschritt" auf seine Fahne schreiben. Aberglaube ist es, wenn man im Ernste behaupten will, der Zins des Kapitalisten sei kein Abzug von der Arbeit seines Schuldners, den dieser sich in seiner Nothlage gefallen lassen muß, sondern der Zins sei ein natürliches Wachsthum, das dem Kapitalisten auch selbst zu theil geworden wäre, wenn er keinen Schuldner gefunden hätte, und das auch dem Schuldner theilweise zu gute komme. Schon das Einmaleins widerlegt solche Träumereien, wie der berühmte Pfennig lehrt, der bei Christi Geburt ausgeliehen, heute schon zu einem Kapital angewachsen wäre, für das man sich bequem alle fünf Erdtheile gegen sofortige Baarzahlung kaufen könnte. Wo sollte wohl dies Geld hergekommen sein? Doch nur aus der Nothlage eines unglücklichen oder auch leichtsinnigen Schuldners, der sich in einer Zwickmühle hat fangen lassen, aus der es schon nach wenigen Zügen kein Entrinnen mehr gibt. Marx wollte prophezeien, daß in naher Zukunft wenige Milliardenleute die ganze Erde in der Tasche haben würden. Aehnliches wäre schon heute längst eingetreten, wenn nicht das natürliche Faustrecht in Form von Kriegen (d. i. Friedensbrüchen oder großen Contraktbrüchen) ein zermalmendes Gegengewicht gewesen wäre. Gewaltsame Lösungen des gordischen Knotens sind die anarchistischen und communistischen Zukunftsstaaten — losigkeiten, zum Theil auch der sozialdemokratische Staat. Eine durchaus friedliche Lösung sucht die Bodenreform, und schon der bloße Versuch einer solchen ist etwas Großes, Achtunggebietendes.

Der Gedankengang der Bodenreform ist etwa der folgende: Der Mensch kann in der Luft und im Wasser nicht leben, er ist ein Landwesen, und braucht daher vor allen Dingen Grund und Boden. Der Deutsche ist kein Wilder, er darf daher nicht nach Centralaustralien geschickt werden, sondern er hat ein gutes Recht auf ein angemessenes Fleckchen heimathlicher Erde, wo ihn das Schicksal hingestellt hat. Leugnung dieses Rechtes hat zur sofortigen Folge berechtigte Nothwehr der Enterbten und endlich den Krieg aller gegen alle. Boden muß jeder haben, um sein Brot ehrlich erwerben zu können. Dieser Boden muß ihm bedingungslos gewährt werden, nur unter Abzug der allen auferlegten Staatsabgaben, die in seinem eigenen Interesse verbraucht werden. Ohne den Staat könnte der Mensch nicht menschenwürdig leben. Aber der Boden darf nicht mißbraucht werden zu einem Schwitzsystem und Ausquetschsystem, indem der Hypothekengläubiger den Bauern und Arbeitern das Fett wegschöpft, und ihnen nur das läßt, was zur Fristung des thierischen Daseins unentbehrlich ist. Der Boden braucht nur Leute, die ihn bebauen, bearbeiten, doch niemals solche, die ihn „besitzen". Daher soll der Boden nur an Leute vergeben werden, die ihn selbst pflegen wollen. An diese soll er von Zeit zu Zeit verpachtet werden, das Ober-

Digitized by Google

eigenthumsrecht soll der Staat, die Gesammtheit aller Bewohner behalten und niemals aus der Hand geben. Denn wenn einer den Boden besitzt, läßt er andere für sich arbeiten, und verzehrt seine Zinsen oder Renten.

Wie soll aber dieser neue Zustand herbeigeführt werden, da doch heute das Land in Privathänden ist? Henry George schlug vor, allen Besitzern von Land ohne jede Entschädigung ihr Land wegzunehmen und es für Staatseigenthum zu erklären, denn Noth bricht Eisen, und Privatbesitz von Land sei ein so großes Unrecht, daß jedes Aufhören desselben ein Akt höchster Gerechtigkeit sei, und die früheren Besitzer froh sein müßten, wenn sie nicht noch eine Strafe für ihr altes Unrecht erhielten. Er stellt also das juristische Verhältniß genau so dar wie bei einem alten Straßenräuber, der endlich besiegt wird. Ihn entschädigt man nicht für die Einbuße seiner bisherigen Erwerbsquelle, sondern man macht ihn unschädlich.

Mit Recht bekämpft Flürscheim diese Auffassung, einfach deshalb, weil sie unpraktisch und unzweckmäßig ist, nicht etwa mit Gründen theoretischer Spielereien. Flürscheim will, daß alle Grundbesitzer auf Heller und Pfennig entschädigt werden durch Staatsschuldscheine. — Nun kommt aber der schwache Punkt! Flürscheim nämlich behauptet, daß die Bodenpreise stetig weiter steigen werden, und daß daraus der Staat einen riesigen Gewinn einheimst, so daß er alle seine Schulden bezahlen kann, d. h. ohne etwa den Boden dann wieder zu verkaufen, sondern einfach durch die höhere Grundrente oder Pacht, die der Staat aus seinem Boden zieht. Alsdann kann der Staat alle Steuern erlassen, indem er aus seinen Grundrenten alle Bedürfnisse bestreitet. Er hat sogar ungeheure Summen übrig für tausend Dinge, an die heute bei den Staatsschulden und der ewigen Steuernoth gar nicht zu denken ist — und endlich kann der Staat mit seinem riesig wachsenden Kapitalüberfluß so stark auf den Zinsfuß drücken, daß dieser ganz auf Null und sogar noch etwas unter Null sinkt, weil eben jeder seinen Kapitalbedarf aus der Staatskasse leicht decken kann.

Ob die Grundrente in Zukunft steigen oder fallen wird, darüber wollen wir hier nicht streiten. Man muß es thatsächlich als höchst wahrscheinlich ansehen, daß vorläufig die Grundrente im allgemeinen noch stark steigen wird.

Aber Flürscheim scheint hier einen verderblichen Rechenfehler gemacht zu haben, indem er den Einfluß der Grundrente auf den Bodenpreis verkehrt ansetzt. Wenn z. B. heute das wahrscheinlichste ist, daß alle Grundrenten um jährlich zehn Procent steigen, bis sie nach etwa 30 Jahren auf das Zehnfache gestiegen sind, und wenn diese Wahrscheinlichkeit wirklich eintritt, so hat einer, der heute ein solches Grundstück kauft, und es nach 30 Jahren wieder verkauft, nicht den mindesten Vortheil bei dieser Grundstückspekulation, d. h. er hat nur ebensoviel, als sein Kapital, wenn er es nicht im Boden angelegt hätte, durch das gewöhnliche Spiel des Zinseszinses eingebracht hätte. Denn der Bodenpreis ist schon heute genau so hoch, daß der Verkäufer ohne Verlust verkaufen kann! Erst wenn wider Erwarten die Grundrente um noch mehr als zehn Procent jährlich stiege, könnte jener Spekulant gewinnen. Wenn sie aber wider Erwarten nur neun Procent steigt, so muß er schon verlieren.

Dagegen könnte Flürscheim nur noch einwenden, daß der Staat, wenn er heute kauft, die Preise nach der heutigen Grundrente abschätzt, statt nach dem wahren Preise, was ein weiter Unterschied ist. Dann aber —? Dann werden die Grundbesitzer nur theilweise entschädigt! Es wäre dann viel richtiger, wenn gleich gesagt würde, jeder wird nach einem Theile des wirklichen Werthes entschädigt, zu $^2/_3$ oder $^1/_2$ u. s. w. Alle aber, die ihr Grundstück erst gekauft haben, erleiden dadurch einen harten Verlust, da sie natürlich den wirklichen vollen Kaufpreis erlegen mußten. Umgekehrt alle, die rechtzeitig noch schnell verkaufen konnten, bevor die Neuerung bekannt wird, gewinnen einen sehr ungerechten Vortheil, da sie noch den alten richtigen Werth erhalten.

Von den Schwierigkeiten bei den Pachterneuerungen und manchen anderen Lücken wollen wir hier nicht weiter reden, obgleich z. B. die Frage sehr merkwürdig wäre, auf welchen Zeitraum längstens die Verpachtung gestattet sein soll. Denn Pachten mit sehr kurzer Frist haben die schwersten Bedenken gegen sich, und lange Pachten nähern sich immer mehr dem gefürchteten Privatbesitz, — soll ferner eine abermalige Verpachtung an denselben „Pächter" gestattet sein?

Alle solche Schwierigkeiten möchte man gern in Kauf nehmen, denn nichts Irdisches ist vollkommen, und man muß das kleinste Uebel wählen, weil es nichts Besseres gibt. Aber wir behaupten, daß es noch ein Besseres, noch ein viel kleineres Uebel gibt, das einfacher, gerechter, milder ist, sich viel mehr an die bestehenden Ordnungen anschließt, keinen einzigen hart trifft, und dennoch wirksamer zum Ziele führt.

Deutschland führt eine progressive Vermögenssteuer ein, die aber erst bei Vermögen von über 10,000 Mark beginnt, bei 100,000 Mark den durchschnittlichen Zinsfuß erreicht, so daß jeder Mann von 100,000 Mark die ganzen Zinsen braucht, um seine Vermögenssteuer zu bezahlen, und nur dadurch sein Vermögen vermehren kann, daß er arbeitet oder mit besonderem Geschick sein Geld anlegt und verwaltet, ob nun in Land oder sonstigen Dingen. Endlich wird ein unüberschreitbares Vermögensmaximum festgesetzt, etwa eine viertel Million. Alles was darüber ist, fällt ohne weiteres an den Staat. Jeder „Uebergangszustand" ist schon deshalb unnöthig, weil dies Gesetz nur Leute trifft, die es wahrlich vertragen können, und er wäre geradezu thöricht, weil das Gesetz viel später kommt, als es eigentlich kommen mußte. Es ist im Gegentheil nöthig, dem Gesetze eine gewisse rückwirkende Kraft beizulegen, indem anfangs das Maximum nur 100,000 Mark beträgt, weil im allgemeinen anzunehmen ist, daß jedes Plus im wesentlichen dem veralteten System sein Dasein verdankt. In der Praxis ist dies Verfahren jedenfalls das bei weitem thunlichste, und es verzichtet auf alle Theorien, wie sie an grünen Tischen fabrizirt zu werden pflegen.

Alle schwierigen volkswirthschaftlichen Probleme, wie die unbebauten städtischen Grundstücke, die großen Parkanlagen, Jagdgründe u. s. w., werden dadurch mit einem Schlage aus der Welt geschafft, aber ohne alles gewaltsame Eingreifen in unseren kunstvollen wirthschaftlichen Betriebszusammenhang. Es braucht nur jeder verpflichtet zu werden, für alle seine Besitzthümer einen bestimmten Verkaufspreis zu nennen. Dieses Einschätzungsverfahren vollzieht sich mit beispielloser Einfachheit, sobald der Staat zu jenem Verkaufspreise auf ein Jahr des Vorkaufsrecht erhält. Dadurch wird jede betrügerische zu niedrige Einschätzung von vornherein unmöglich. Eine zu hohe Einschätzung ist schon durch die hohe Vermögenssteuer ausgeschlossen. Nur Leute, die ein sehr geringes Vermögen besitzen, könnten zu hoch einschätzen, aber das wäre dann ein unschuldiges, weil unschädliches Vergnügen. Alle Hypotheken sind schon heute eingetragen, und sollte sich zu einem Grundstück oder einer Hypothek der Besitzer verkriechen wollen, dann um so besser für den Staat, der sie als herrenloses Gut einzieht.

Ein Großgrundbesitzer kann dann seinen Besitz nur halten, indem er an den Staat stark tributpflichtig wird, oder an viele andere kleinere Kapitalisten, und das wird für ihn nur dann Erfolg haben, wenn er wirklich besondere Fähigkeiten hat, um einen landwirthschaftlichen Großbetrieb mit Geschick und Vortheil leiten zu können.

Während Flürscheim damit beginnt, den Staat in riesige Schulden zu stürzen, wird hier umgekehrt der Staat zum Universalkapitalisten, dem alle Großen zinspflichtig sind. Der Staat kann dann zunächst seine heutigen Schulden abbezahlen, und damit das möglichst schnell beendigt ist, kann er vorläufig noch eine Einkommensteuer beibehalten. Nachher kann er bald die Einkommensteuer und überhaupt alle Steuern, ja selbst die Vermögensteuer wieder aufgeben, indem er nun von seinen eigenen Zinsen oder Renten lebt, ganz wie bei Flürscheim, nur viel zwangloser. Dort zwingt der Staat die Rentenverpflichtung allen auf, hier bietet er sie nur als Wohlthat für den, der sie haben will, d. i. als Hypotheken zum billigsten Zinsfuß aus. Ein kleiner Bauer also der auf „seinem Eigen und

Digitized by Google

Erbe" leben und sterben will, kann dies Vergnügen haben, er ist sogar ganz abgabenfrei, sogar die Grundsteuer kann er ablösen, wenn er will, und er ist dann ein kleiner reichsunmittelbar steuerloser Freiherr. Nur Localabgaben für Wegebauten u. s. w. die den Werth seines Eigenthums verbessern, wird er natürlich ebensogut zahlen müssen wie heute.

Der Staat braucht sein Geld nur um ein klein wenig billiger anzubieten als die heutigen ersten Hypotheken, so hat er in kürzester Zeit ganz freiwillig so gut wie alle ersten und zweiten Hypotheken in seinem Besitze, und damit kann man vorläufig zufrieden sein. Dabei braucht er die Hypotheken durchaus nicht unkündbar zu machen. Nur dürfte es sich empfehlen, eine kleine Aenderung, die aber völlig freiwillig bleibt, in den Hypothekenvertrag aufzunehmen. Nämlich da der Zinsfuß stets ein wenig schwankt, so ist in Wirklichkeit jedes Hypothekengeschäft heute eine Spekulation, um so mehr, je länger die Zeit ist, auf die fest abgeschlossen wird. Wenn nämlich der Zinsfuß wider Erwarten steigt, so hat offenbar der Hypothekengläubiger Schaden, der Grundbesitzer Vortheil. Umgekehrt wird es, wenn der Zinsfuß wider Erwarten sinkt. Als Beispiel denke man 10,000 Mark zu vier Procent auf fünf Jahre ausgeliehen — dann werden jährlich 400 Mark gezahlt, und nach fünf Jahren 10,000 Mark zurückgezahlt. Nun würde aber jeder Besitzer mit Freuden darauf eingehen, wenn der Geldmann ihm sagte: ich gebe dir das Geld zu drei Procent du zahlst also jährlich nur 300 Mark, und kannst nach fünf Jahren die Schuld wieder löschen, und zwar falls der Zinsfuß alsdann noch auf drei Procent steht, mit 10,000 Mark. Ist der Zins auf vier Procent gestiegen, so brauchst du nur das fünfundzwanzigfache, also 7500 Mark zurückzuzahlen, d. h. wir einigen uns dann frei nach Angebot und Nachfrage, wie du den Jahreszins durch eine einmalige Zahlung ablösen kannst, ebenso frei wie wir uns heute nach Angebot und Nachfrage einigen, um welchen Preis du eine jährliche Zahlung von 300 Mark bis auf weiteres übernimmst. Sollte nun aber der Zins in fünf Jahren auf zwei Procent gesunken sein, so mußt du deine 300 Mark mit dem fünfzigfachen Betrage, also mit 15,000 Mark ablösen. Das aber kannst du sehr wohl thun, da bei sinkendem Zinsfuß der Grundstückpreis ganz von selbst in die Höhe steigt, indem die Grundrente unverändert bleibt.

Bei Flürscheim ist es keineswegs ganz sicher, ob jeder Deutsche wirklich zu seinem Lande kommt, das er so nöthig braucht. Er muß doch den Pachtpreis an den Staat zahlen, und kann das jeder auch erschwingen? Es bleibt sehr zu befürchten, daß die kapitalkräftigen Pächter den armen Teufeln das Land genau so vor der Nase wegschnappen würden, wie heute die kräftigen Großkapitalisten.

Aber ist es denn wirklich wahr, daß jeder Mensch, um unabhängig und sorgenfrei leben zu können, Land braucht? Es klingt trivial, aber es muß gesagt werden — was fragt man viel nach Grund und Boden, wenn man nur — Geld hat! Hat man nur einiges Geld, einen „Nothgroschen" hinter sich, dann kommt die Arbeitsgelegenheit mit dem Nießbrauch des nöthigen Untergrundes, Fußbodens und Standpunktes ganz von selbst, und man läßt sich auch nicht leicht von Wohlhabenderen „ausbeuten".

Man spricht heute mit Recht wieder immer mehr von „Familieneigenthum." Ein ererbtes Familiengut ist nicht ohne weiteres unumschränktes persönliches Gut dessen, der zufällig heute darin sitzt, er darf es nicht nach Belieben verspielen und vertrinken, sondern er muß seinen Erben wenigstens ein bestimmtes Mindestmaß davon hinterlassen. Wie kurzsichtig wäre es, wenn man diesen gesunden Gedanken nicht folgerichtig und praktisch bis zu Ende denken könnte oder wollte. Es kann zwar nicht jedem Kinde ein Aeckerchen in die Wiege gelegt werden, aber es kann und muß jedem deutschen Kinde eine gewisse winzige Summe als Erbtheil der großen Familie Deutschlands in die Wiege gelegt werden, die ihm die Möglichkeit, die wirthschaftliche Macht gibt, die nöthige Arbeitsgelegenheit zu finden ohne Druck und schlimme Ausbeutung. Man kann diesen Plan communistisch nennen, das macht ihn aber nicht schlechter, vielmehr wäre das gerade der berechtigte und gesunde Kern, den selbst die große communistische Tollheit in sich enthält. Da sorgt man ängstlich um das „Pflichttheil" der Kinder der Millionäre, aber liegt denn die Sorge, daß ein Proletarierwurm 2000 Mark hat, nicht etwas näher, als daß ein Millionärskind volle 100,000 Mark von seinem Vater erbt? Wenn der Millionär seine Million nicht durchbringen darf, dann durfte auch der Urahn des Proletarierkindes sein Geld nicht ganz verlieren — wohlhabende Vorfahren hatte auch ein Lump ganz sicher irgend einmal. Nun sagt man uns wohl: wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren. Aber es ist etwas da. Es war für die Reichsunmittelbaren erst Steuerfreiheit da, und dann war sogar eine „Entschädigung" für die lange steuerlose schreckliche Zeit da, es ist genug da, um die Staatsschulden zu verzinsen, man war kühn genug, Staatsschulden zu machen, und dadurch den Zinsfuß hoch zu treiben und die Reichen noch reicher zu machen. Man wird daher auch die nöthige Kühnheit finden, um Staatsvermögen zu machen, den Zinsfuß kräftig niederzudrücken, und die Armen weniger arm zu machen, die Enterbten in ihr Erbtheil wieder einzusetzen, den verstoßenen Kindern ihr rechtmäßiges Pflichttheil ehrlich und feierlich zurück zu erstatten.

Literatur und Kunst.

Naturwissenschaftliche Bigotterie.

Von Hieronymus Lorm.

Nicht anders als mit vorstehenden Worten läßt sich die neueste Schrift von Ernst Haeckel*) bezeichnen; sie sind eine erschöpfende Kritik, die nur auseinanderzulegen und dadurch verständlich zu machen ist. Der Forscher in Stoff und Kraft wird von seinem Gegenstande bis zum Fanatismus ergriffen, so daß er ihm Göttlichkeit beimißt und zu einer alle Momente des Lebens und Denkens umfassenden Gottesverehrung für ihn auffordert. Diese Bigotterie führt den Namen Monismus und beharrt wie jeder Aberglaube heftig auf der realen Beschaffenheit, auf der wirklichen Existenz einer Voraussetzung, die noch nicht bewiesen werden konnte und dadurch zu einem Dogma sich gestaltet. Dogmen sind der Inhalt der Religionen, und diejenige Religion, für welche Ernst Haeckel ein Band mit der Wissenschaft gefunden zu haben glaubt, ist nicht irgend eine bei den verschiedenen Völkern der Erde bereits historisch gewordene Confession, sondern ein angeblich neugestalteter, in Wahrheit ewig vorhandener Glaube, den man vor 200 Jahren Pantheismus und heute Monismus taufte.

Betrachten wir die Sache vorerst ganz simpel aus dem Gesichtspunkt des naiven Realismus, des einfachen, gesunden Menschenverstandes. Ein Botaniker oder Zoologe hat bisher so eifrig seinen Studien obgelegen, daß er sich um die Verbindung seiner Materie mit einer etwaigen philosophischen Richtung gar nicht kümmerte, d. h. sich indifferent zur Religion verhielt, bis es ihm endlich zu Gewissen ging, daß er sein Seelenleben im höchsten Punkte vernachlässigte und er greift eilig zu der Schrift, die ihm ein Band zwischen Wissenschaft und Religion zu liefern verheißt. Was findet er statt der letzteren? Eine Verschlechterung und Herabsetzung intellectuellen Gutes, seiner Wissenschaft, denn in dieser schritt er auf sicherem Boden von einer Gewißheit zur anderen und keine Skepsis störte ihm die Aufeinanderfolge der bewiesenen Thatsachen. Jetzt wird ihm plötzlich unter dem Namen der Religion eine weder logisch noch practisch verwirklichte Verheißung gegeben, welche ihm Zweifel an dem bisher wenn auch beschränkten, doch sicheren Gang und Ziel seines Studiums erregt. Das

*) Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. Glaubensbekenntniß eines Naturforschers. (Bonn, Strauß.)

Digitized by Google

Ziel ist nämlich nicht mehr Botanik oder Zoologie, sondern ein in der Luft schwebender Monismus. Mit diesem soll er den plötzlich in ihm erwachten heißen Sehnsuchtsdrang nach Religion abspeisen.

Andererseits sucht ein Mann, der in schlichter Einfalt durch das Leben wandelnd mit seinem religiösen Glauben sich zufrieden gebend, aber eines Tages von dem Selbstvorwurf gepeinigt, sich um weitere geistige Erkenntniß gar nicht gekümmert zu haben, das „Band zwischen Religion und Wissenschaft" auf, er muß also nothwendig nach seiner Religion darin suchen, nur hinübergeleitet in die ihm fremd gebliebene Wissenschaft. Was findet er nun an der Stelle seines Gottes? Eine Herabsetzung und Verschlechterung seines Glaubens, seines ganzen bisherigen Lebenstrostes. Denn Gott ist der armen bedrückten Creatur ein Aufschwung des niedergeschmetterten Herzens zu einem gütigen und allmächtigen Wesen, welches durch Veränderung des Schicksals oder selbst durch den Tod der armen gebrochenen Creatur Hülfe und Rettung bringen werde. Was findet er nun an der Stelle seines Gottes? „Da die Naturkräfte ihren gemeinsamen Grund in einem einheitlichen, den allgemeinen unendlichen Weltraum erfüllenden Urprinzip besitzen, so kann man dieses letztere, den Weltäther, als umfassende Gottheit betrachten," sagt Haeckel.

Zum Weltäther soll die arme gequälte Creatur beten! Heißt das nicht, wie Faust sagt, „in Worten kramen"? Man entkleidet einen Begriff wie hier „Gott" seiner ursprünglichen Bedeutung, seines ganzen historischen und religiösen Inhalts und klebt den leeren Namen auf den Weltäther, und damit hat man die Einheit zwischen Welt und Gott, Natur und Geist, die heiß ersehnte Lösung und Erlösung, kurz den Monismus, glücklich zu Stande gebracht!

Er gibt sich freilich mit einer empirischen oder eudämonologischen Bethätigung nicht zufrieden und die Verzweiflung des armen, einfältigen Mannes, der vergebens in der Wissenschaft eine Religion suchte, kümmert den Monismus nicht einen Pfifferling. Das „Jammerthal" ist ihm überhaupt nur ein Gegenstand des Gelächters, und was hat das leidens- und qualenvolle Martyrium des Menschengeschlechtes, seit man Geschichte schreibt, noch zu bedeuten, wenn es einmal gelingt, mit dem Kleister der Wissenschaft den Namen Gott auf dem Weltäther zu befestigen! Zu Blut und Thränen und zu den gemeinen Vorstellungen der menschlichen Creatur läßt sich der Monismus nicht herab, nachdem er das einzige Zugeständniß gemacht hat, dem Volke zu Liebe den Glauben an die Ursubstanz eine „Religion" zu nennen. Er bemüht sich durch seine Betrachtungen um das Welträthsel, ohne in dieselben das Weltelend mit einzuschließen; wenn dem Gehirn ein neues Licht aufgesteckt ist, dann können die Herzen brechen.

Verlassen wir also den Standpunkt des naiven Realismus, denn der Monismus will sich ausschließlich wissenschaftlich durchsetzen. Schon sein Name ist ein Kriegsruf gegen die Philosophie, insoweit sie ihm veraltete Wissenschaft ist. Wäre es ihm bloß darum zu thun gewesen, zum Rang einer neuen Dogmatik, einer neuen Theologie emporzusteigen, so hätte er sich ja einfach mit dem Namen des dogmatischen Spinozismus, des Pantheismus, begnügen können, nur in Anwendung auf die modernen Entdeckungen der Naturwissenschaft. Allein er will nicht bloß Dogmatik, sondern auch Polemik sein und darum formulirt er sich schon in seinem Namen zu einem scharfen Gegensatz, zum Antipoden des Dualismus überhaupt, wie er seit Anfang aller Zeiten zwischen Erde und Himmel besteht, insbesondere aber zum Dualismus der Erkenntnißtheorie, zu Kant.

Seinen eigentlich bloß pantheistischen Inhalt gibt der Monismus Haeckel's selbst zu. Als neuer Glaube kann er auch nichts Besseres thun, als sich auf eine Dichtung stützen, auf das große, schwärmerische und ergreifende Gedicht Spinoza's. Der Pantheismus ist eine mit voller Phantasiekraft arbeitende Poesie. Er sieht die Sehnsucht der Menschheit nach Vereinigung mit dem Unendlichen als eine bereits vollzogene Thatsache an und ohne das erst so viel später erwachte kritische Bewußtsein der Subjectivität aller Erkenntniß, fabelt und dichtet er sich die objective Erfüllung jener heißersehnten Vereinigung. Als das holdeste Gedicht der menschlichen Bedürftigkeit, als der seligste, poetische Traum des Entbehrenden, ist der Pantheismus auch am würdigsten von großen Dichtern gefeiert worden. Wie kommt „πάν" zum „θεός", das sinnfällig Erkannte zum nicht sinnfällig Erkennbaren? Eine Beschäftigung mit dieser Frage erst würde den Pantheismus zur Philosophie machen; da er aber die Nothwendigkeit der Frage nicht ahnt, sondern sie mit der Naivetät des Dogmatismus schon in seiner unbewiesenen Prämisse wie etwas Selbstverständliches beantwortet glaubt, so gestalten sich auch die Consequenzen zu einem wunderbaren Märchen, wie es Kinder und Poeten gerne glauben, wie sie sich willig davon berauschen lassen.

„Bei der Lectüre des Spinoza — so sagt Heine — ergreift uns ein Gefühl wie beim Anblick der Natur in ihrer lebendigsten Ruhe. Ein Wald von himmelhohen Gedanken, deren blühende Wipfel in wogender Bewegung sind, während die unerschütterlichen Baumstämme in der ewigen Erde wurzeln. Es ist ein gewisser Hauch in den Schriften des Spinoza, der unerklärlich — man wird angeweht wie von den Lüften der Zukunft. Der Geist der hebräischen Propheten ruhte vielleicht noch auf ihrem späten Enkel."

Haeckel nimmt von Heine keine Notiz und bestreitet den poetischen Aufputz seines Monismus ausschließlich mit Goethe, namentlich mit den zum Ueberdruß abgeleierten Versen: „Was wär' ein Gott, der nur von Außen stieße" ꝛc. Seinem in der Poesie alleinseligmachenden Goethe schreibt er auch die Originalität der Ansicht hinsichtlich der ununterbrochenen Wechselwirkung von Materie und Geist zu, was doch in einem Satz von Spinoza als eines der Grundaxiome seiner Ethik ausgesprochen ist: „nihil est in sensu quod non sit in intellectu." Große deutsche Gelehrte, aus deren wissenschaftlicher Leistung gleichwohl nicht zu erkennen ist, ob sich ihr Gemüth jemals der Poesie geöffnet hat, lieben es, den Namen Goethe gelegentlich wie einen Kanonenschuß abzufeuern, dessen Knall das Lautwerden eines Verlangens nach ästhetischen Bekenntnissen ersticken soll.

Indessen steht die Tradition von Goethe's Spinozismus nicht mehr unerschütterlich fest, seit der geniale Helmholtz seine überaus bedeutsame Rede über Goethe's Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen in der Goethe-Gesellschaft zu Weimar gehalten hat. Helmholtz, dessen für philosophisches wie für exactes Forschen gleich unsterbliches Verdienst es ist, die transcendentale Aesthetik aus dem Bereich speculativer Ideen in die Welt der apodiktischen Gewißheit, nämlich der naturwissenschaftlichen Thatsachen, hinübergeleitet zu haben, läßt in jener Rede deutlich genug erkennen, daß Goethe bloß durch die Gewalt seines künstlerischen Fluidums allmählich und gleichsam unbewußt aus der pantheistisch einheitlichen in die kritisch zwiespältige Weltanschauung gelangt ist. In der That sind die durch alle Zeiten leuchtenden Worte im zweiten Theil des „Faust" — „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß" — ein Bekenntniß der Anschauung, daß sich hinter dem erkennbar Vergänglichen das unerkennbare Ewige verbirgt. Damit ist der Bruch vollzogen, der Dualismus zurückgewonnen und der Monismus, der nur die polemische Bezeichnung für Pantheismus ist, hat mit Kant zu rechnen.

Allerdings gibt Haeckel Grenzen des Naturerkennens zu, aber keineswegs im Sinne des Du Bois-Reymond'schen „Ignorabimus." Diese Grenzen sind uns durch die Unvollkommenheit unserer Erkenntnißorgane gesetzt, aber, meint Haeckel, die Lücken, welche die empirische Naturforschung im Gebäude der Wissenschaft offen lassen muß, können wir durch Hypothesen ausfüllen, durch mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthungen. Auch gesteht Haeckel, daß solche Hypothesen zur Zeit noch nicht sicher zu beweisen seien; er nennt sie „wissenschaftliche Glaubenssätze", sie sind daher als die Metaphysik der Naturwissenschaft anzusehen.

Da nun mit der Annahme von Grenzen des Naturerkennens Kant's „Ignoramus" vorläufig bestätigt und nur das Futurum, das du Bois-Reymond daraus gemacht hat, mit

Digitized by Google

Hinweis auf die Zukunft, die das „zur Zeit noch nicht" Erkannte bringen werde, entschieden bestritten wird, so darf man auch aus Kant das Urtheil über den Werth der Wahrscheinlichkeit in solchen Materien herbeiziehen. Er verwahrt sich (Prolegomena) ausdrücklich dagegen, daß man die Behauptung der Unerkennbarkeit dessen, was über die Erfahrung hinausgeht, durch Entgegenhalten der Wahrscheinlichkeit oder der Vermuthungen widerlegen wolle, „welches der Metaphysik ebenso schlecht ansteht als der Geometrie." Nichts kann ungereimter sein, wiederholt er, als in einer Philosophie der reinen Vernunft — und eine solche sind ausnahmslos alle „Glaubenssätze", ob sie aus Naturlehre oder Kirchenlehre hervorgehen — seine Urtheile auf Wahrscheinlichkeit und Muthmaßung gründen zu wollen. „Nur in der empirischen Naturwissenschaft können Muthmaßungen (vermittelst der Induction und Analogie) gelitten werden, doch so, daß wenigstens die Möglichkeit dessen, was ich annehme, völlig gewiß sein muß."

Von selbst leuchtet es ein, daß Hypothesen nur in der empirischen Naturwissenschaft zulässig und sogar unentbehrlich seien, weil sie hier die Instrumente oder Schlüssel zu weiteren Forschungen bilden, immer mit dem Vorbehalt, daß die nächste Zukunft, die nächste Entdeckung sie entweder bestätigen oder beseitigen werde. Diese Zukunft ist den aus reiner Vernunft geschöpften „Glaubenssätzen" verschlossen, mögen sie nun aus der Phantasie des Naturforschers oder aus den Dogmen der Scholastik stammen, und wenn Haeckel seine Hypothesen nicht mit den „kirchlichen Glaubenssätzen" verwechselt wissen will, weil die letzteren dem Causalgesetz widersprechen, so ist er uns den Beweis eines Unterschiedes schuldig geblieben. Denn auch sein Glaube an die Urzeugung, an die alleserschaffende Ursubstanz des Geist und Natur in sich schließenden Weltäthers, ist ja, wie er selbst gesteht, zur Zeit noch nicht bewiesen, beruht also auf keinem Causalgesetz, und es ist nicht einzusehen, weshalb der Glaube an die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria unbeweisbarer sein soll als der Glaube an die Vereinigung von Gott und Natur in Gestalt von Uratomen. Naturwissenschaftliche Bigotterie! Denn Haeckel's Hypothesen erfüllen nicht die Bedingung, unter welcher Kant solche allein für zulässig erklärt, daß nämlich ihre Möglichkeit völlig gewiß sein müsse. Nicht einmal eine Annäherung an die „zur Zeit noch nicht" als Gewißheit einzusehende Möglichkeit ist gegeben, weil Glaubenssätze oder Schlüsse aus reiner Vernunft nicht gleich den Erkenntnissen aus Erfahrung einer fortschreitenden Entwickelung fähig sind.

Durch die bedingte Anerkennung, die Haeckel der Philosophie Kant's zollt, zieht sich doch ein unwillkürliches oder beabsichtigtes Mißverständniß. Dahin gehört die Verkennung des Kant'schen Raumes, der nach ihm eine bloße Form der Sinnlichkeit ist, woraus sich die von Haeckel ganz materialistisch begründete Unmöglichkeit eines leeren Raumes von selbst ergibt, da ja die Form nicht ohne ihren Inhalt erscheinen kann. Dahin gehört auch die „schiefe Ebene", auf die Kant in der „Kritik der practischen Vernunft" gerathen wäre, als ob dies unversehens geschehen wäre, während doch der Abfall Kant's von Kant schon im Entwurf der „Kritik der reinen Vernunft" geplant und vorbereitet war. Doch würde eine Ausführung der hier angedeuteten Punkte über die Grenzen eines Zeitungsartikels hinausgehen.

Erfreut sich nun Kant von Seiten Haeckel's einer entschiedenen, wenn auch eingeschränkten Anerkennung, so richtet sich dessen grimmigster Zorn gegen Du Bois-Reymond, der mit seinem „Ignorabimus" die Unüberwindlichkeit der Grenzen des Naturerkennens als ein für alle Zeiten bestehendes Welträthsel proclamirt hat. Man kann nicht anders als die Widersprüche des großen Gelehrten Haeckel, bei allem Respect, den man ihm schuldet, theils kindisch, theils komisch zu finden. Kindisch ist es, wenn er den Nachweis des berühmten Berliner Physiologen von der Unbegreiflichkeit der Entstehung des Bewußtseins und der damit festgestellten Grenze des Naturerkennens mit der Berufung auf eine von Haeckel selbst zugestandene Unbegreiflichkeit widerlegen zu können glaubt: „Das neurologische Problem des Bewußtseins ist nur ein besonderer Fall von dem allumfassenden kosmologischen Problem, der Substanzfrage." Als ob es uns für die „religiöse" Befriedigung, die wir aus dem Monismus schöpfen sollen, von der geringsten Wichtigkeit sein könnte, ob ein Problem für sich besteht oder nur Theil eines anderen Problems ist. Komisch ist es, wenn Haeckel eine „eigenthümliche Ironie des Schicksals" darin erblickt, daß vor zwanzig Jahren, als du Bois-Reymond seine unsterbliche und unwiderlegte Rede hielt, gleichzeitig „Der alte und der neue Glaube" von David Friedrich Strauß mit entgegengesetzten Behauptungen erschien. Der Letztere war ja kein Naturforscher, sondern ein Theologe und vermochte in naturwissenschaftlicher Beziehung nur schon früher von Anderen Behauptetes aufzunehmen, so weit es in seinen Kram paßte.

Das Welträthsel der Ursubstanz und somit auch: „Ignoramus" ist also von Haeckel zugestanden. Geleugnet wird nur „Ignorabimus" und dadurch ist der ganze Monismus in dem Satze erschöpft: Wir wissen nicht — aber wir werden wissen. „Wir wissen nicht" — das ist selbst schon eine Wissenschaft und hat als solche die apodiktische Gewißheit eines jeden aus den aprioxischen Bedingungen der Erfahrung geschöpften Urtheils. Wir müssen das ganze Gebiet der exacten Naturerkenntniß überblicken, um zu der Ueberzeugung zu gelangen: wir wissen nicht. Ist dies eine Wissenschaft, so ist: „Wir werden wissen" eine Religion. Damit glaubt Haeckel das Band zwischen Religion und Wissenschaft gefunden zu haben. Die bloß äußerliche Zusammenkoppelung beider Theile jener These ohne innerliche Beweiskraft, ohne logische Ableitung des einen Theiles aus dem anderen, macht den Monismus zu einem puren Dogma und zu einer unerlaubten Hypothese, weil eine solche nur zulässig ist, wenn wenigstens ihre Möglichkeit apodiktische Gewißheit ist.

Man wird zugeben müssen, daß eine Religion, deren ganze Dogmatik in den drei Worten besteht: „Wir werden wissen" ein sehr dürftiges Glaubensbekenntniß ist, wenig geeignet, dem Gemüth des Menschen einen religiösen Dienst zu leisten. Was dieser Religion an positivem Inhalt fehlt, das sucht Haeckel durch die Negation der kirchlichen Dogmen zu ersetzen. Dabei geräth er in eine höchst überflüssige Polemik, sodaß es zu bewundern ist, wie der große Gelehrte sich herablassen mag, gegen längst überwundene Glaubenssätze zu Felde zu ziehen. Was er über einen persönlichen Gott und über die Unsterblichkeit der Seele im Sinne der persönlichen Fortdauer vorbringt, das hat sich jeder gebildete und denkende Mensch unserer Zeit schon lange von selbst gesagt und einen Kampf gegen den Katechismus der Kinderschule unternehmen, heißt wirklich „enfoncer une porte ouverte". Sollen jedoch die Nichtgebildeten und Nichtdenkenden ihrem Kinderglauben abwendig gemacht werden, so ist dies von vornherein vergebliche Mühe. Denn der Glaube weist mit einem gewissen Rechte Verstand und Vernunft als unnöthig von sich ab, weil er nicht mehr zu forschen braucht, sondern mit dem lieben Gott die Lösung des Welträthsels in der Tasche hat. Gibt es gleichwohl Hunderte und Tausende, die mit ihrem Glauben nicht zufrieden sind, so werden sie auch niemals von der Wissenschaft befriedigt, weil sie kraft der ihnen von Kindheit an eingepflanzten Glaubensformeln nicht eine Erhebung darüber, sondern eine Bestätigung derselben von der Wissenschaft verlangen.

„Wir werden wissen" macht den Monismus, der vorderhand gar nichts leistet, zu einer Frucht der Zukunft, zu einer Aufgabe des Fortschrittes. „Es gilt, dem mächtig fortschreitenden Menschengeiste endlich die Augen zu öffnen", sagt Haeckel. Dies gibt nun genügenden Anlaß, den Dualismus, um dessen Besiegung es sich handelt, von einer anderen Seite zu betrachten. Er ist nicht bloß die Unvereinbarkeit des erkannten Endlichen mit dem unerkennbaren Unendlichen, der verstandesmäßigen Erkenntniß der Erscheinungen mit dem darüber hinausliegenden Alles erklärenden und Alles umfassenden Urprinzip als dem Wesen der Dinge, sondern der Dualismus gestaltet sich zunächst zu der Frage: Wie kommt das Endliche, statt vollauf in sich befriedigt zu sein, zu einem Bruch, nämlich zu einem Bedürfniß nach Unendlichem?

Digitized by Google

Der Verstand erkennt die gesammte Außenwelt und ordnet sich mittelst Benutzung ihrer causalen Beziehungen die Naturkräfte unter; er ist der Herrscher aller Erscheinungen. Die Vernunft ist der synthetische Trieb, der ewig unerfüllt bleibende Drang nach Verknüpfung der Erscheinungen mit dem Wesen der Dinge. Da er nun ewig unerfüllt bleiben muß, weil er noch keine einzige Wahrheit gewonnen hat, von der aus eine weitere Entwickelung möglich wäre, wie beim Verstande, so besteht der ursprüngliche Dualismus schon im unveränderlichen Organismus des Menschen, er besteht unversöhnlich und unausgleichbar zwischen den beiden Gehirnfunctionen: Verstand und Vernunft.

Die Frage, ob es überhaupt Fortschritt gebe oder nicht, entspringt bloß aus der Verkennung des Unterschiedes zwischen Verstand und Vernunft. Der Verstand (Causalität) ist die unausgesetzte Thätigkeit im Auseinanderlegen von Ursache und Wirkung. Diese Thätigkeit kann er nur logisch als Grund und Folge oder empirisch an wirklich vorhandenen Gegenständen üben, also an den Naturdingen, deren Beziehungen zu einander er immer mehr erweitert und darin immer größere Entdeckungen und Erfindungen macht. Wer an diesem Fortschritt des Verstandes zweifelte, gehörte in's Narrenhaus, falls er nicht einfach durch die Thatsachen zu belehren wäre, daß ich vor 3000 Jahren eine Büffelhaut trug und heute ein Battisthemd, daß ich damals mit dem Ochsengespann fuhr und heute mit dem Orient-Expreßzug. Nun sind aber die Leute, die damals trugen und fuhren, ganz und gar dieselben Massen geblieben, die sie heute noch sind, ebenso götzendienerisch gegenüber von religiösen Fabeln und ganz ebenso geneigt, wie der Pöbel von London, Paris und Berlin stets zu beweisen bereit ist, ein bestialisches Raubthier zu werden. Dieser Zustand aber entspringt einzig und allein aus dem Umstand, daß nicht wie der Verstand auch die Vernunft fortschreitet.

Ein Vernunftschluß muß selbst erdacht und nicht erlernt werden, weil er, bloß dem Gedächtniß eingeprägt, keine Wirkung auf den innern Menschen haben und als überkommen und nicht selbst erzeugt immer bezweifelt werden kann. Gäbe es einen einzigen Vernunftschluß, welcher den Beweis seiner apodiktischen Wahrheit und Gewißheit zuließe, wie eine naturwissenschaftliche Entdeckung, so hätte die Vernunft an diesem einzigen Schluß schon einen sicheren Boden, auf dem sie fortschreiten könnte. Statt dessen begegnen sich die urältesten Vernunftschlüsse mit den heute ausgedachten in dem gleichen Schicksal, daß man sie annehmen oder verwerfen, behaupten oder bestreiten kann. Thatsächlich documentirt sich die Unmöglichkeit eines Vernunftfortschrittes in den geschichtlichen Erscheinungen aller Zeiten. Der Verstand hat die Inquisition abgeschafft, aber hat er deshalb den blödsinnigen Fanatismus des religiösen und politischen Parteihasses, der Wuth, mit der sich die Menschen um götzendienerischer Dogmen willen blutig bekämpfen, auch nur im Geringsten beseitigt? Haben wir nicht den lächerlichen und schandhaften Antisemitismus? Haben wir nicht den Grimm und Neid, die den sozialistischen Bestrebungen zu Grunde liegen? Diese Erscheinungen hätten wir nicht, wenn die Vernunft fortschreiten könnte. Sind nicht noch vor zwei Jahren Hunderttausende zum heiligen Rock in Trier gewandert und wären nicht Millionen beim Besitz der Mittel auch dazu bereit gewesen? „Mächtig fortschreitender Menschengeist", sagt Haeckel. Hat die Statistik nicht sonnenklar nachgewiesen, was Buckle zum Grundpfeiler seiner „Geschichte der Civilisation" machte: daß die Verbrecherzahl im Verhältniß zur Bevölkerungszahl immer die gleiche bleibt und folglich auch die Sittlichkeit. „Mächtig fortschreitender Menschengeist!" Ist nicht eine der höchsten Angelegenheiten, die Kunst, abwärts gehend, werden nicht Poesie und Plastik des Alterthums als unerreichbare Muster allen späteren Tagen dargestellt? Fortschritt!

Diese Fragen ließen sich mit der gleichen ironischen Antwort lange fortsetzen. Könnte die Vernunft überzeugend sein, wie eine Erfahrung in die Masse dringen, so wäre dadurch nicht etwa bloß ein geistiges Ziel erreicht, was nebensächlich bliebe, sondern der Friede, das Glück des Menschengeschlechtes. Statt dessen haben wir den Militarismus, den schreiendsten Verkünder der Unvernunft, die rasselnde und donnernde Verhöhnung alles Fortschrittsglaubens. Was sind gegen diese Wahrheit voll Schrecken und Entsetzen die Fortschritte des Verstandes? Er hat es dahin gebracht, die öffentliche Wohlthätigkeit durch Vereine, Institute ꝛc. zu organisiren und dafür muß man ihm dankbar sein. Einen Fortschritt des inneren Wohlthätigkeitsdranges selbst zu bewirken, läge außerhalb seiner Thätigkeit.

Der Thätigkeit und den Erkenntnissen der Vernunft aber fehlt das Kriterion der Verstandeserkenntnisse: nothwendig und allgemein eingesehen werden zu müssen.

Der Dualismus zwischen zwei Gehirnfunctionen, von denen der Verstand mit begrenzter Macht ausgestattet, die Vernunft mit grenzenloser Ohnmacht belegt ist, dieser Dualismus ist ein Naturgesetz und kann als solches nicht in Monismus verwandelt werden, weil Naturgesetze durch Forschen und Denken nicht aufgehoben, sondern nur bestätigt werden können. Auf der einen Seite die Erfahrungswelt, auf der anderen Seite das vergebliche Suchen nach dem Erklärungsmotiv (Urprinzip) der Erfahrung, welches mit logischer Nothwendigkeit nicht selbst wieder Erfahrung sein kann, sondern außerhalb derselben liegen muß — dieser Dualismus innerhalb eines Naturproductes, des menschlichen Gehirns, berechtigt zu dem Ausspruch: im Menschen ist die Natur mit sich selbst zerfallen. In dem immer ohnmächtigen Suchen der Vernunft manifestirt sich das immer unbefriedigte metaphysische Bedürfniß der Menschheit, und es kann nicht durch gemeinen Erdenstaub gestillt werden, auch nicht, wenn er einen neuen Namen empfängt, den Namen eines unbewiesenen und bloß zum Glauben empfohlenen Monismus.

Protestantischer Kirchenbau.

Antrittsrede gehalten an der Königl. Technischen Hochschule zu Dresden, von Professor Dr. Cornelius Gurlitt.

(Schluß.)

Ich habe in besonderem Werkchen versucht, die Entwicklungsgeschichte des Kirchenbaues in Sachsen, als der Heimath des Protestantismus, festzustellen. Im 15. Jahrhundert, mit dem Beginn des Kampfes gegen das Dogma und die Uebermacht des Klerus, beginnt die Umgestaltung des Kirchengrundrisses. Das Klerus und Laienwelt trennende Querschiff verschwindet, der den Klerus beherbergende Chor verkümmert, die zur Bergung von viel Volk geeigneten Emporen gewinnen maßgebenden Einfluß auf die Baugestaltung der großen Hallen. Die Reformation kommt und mit ihr die Aufhebung so vieler Kirchen. Aber wo doch neue entstehen, sieht man die Architekten bemüht, einen für den Protestantismus geeigneten Grundriß zu finden. So an den Schloßkapellen zu Wittenberg, Halle, als Vorstufen, und zu Torgau unter Luthers eigenen Augen. Der Chor verschwindet ganz, der Altar tritt mitten in die Gemeinde. Man findet nicht gleich das Rechte, aber auch wir haben es ja noch nicht zur Stelle gebracht. Die Absicht, dem Bedürfniß ideale Form zu geben, spricht sich klar und deutlich aus. Im 17. und 18. Jahrhundert suchen vorzugsweise wieder sächsische Künstler nach einer Verkörperung der durch die Liturgie gegebenen Bedürfnisse. Das Erreichte ist großartig. Zwar hat es der Protestantismus in seinem formalen Idealismus über sich gebracht, sich selbst als Gegensatz der Kunst darzustellen, zu sagen, mit Luther ende die echte Kunst, was später geschaffen sei wäre kunstlos, ja kunstwidrig. Ich rechne mir es zum Verdienst an, als Erster der protestantischen Welt gesagt zu haben, daß sie sich in ihrer Selbstverlästerung irre, daß der Protestantismus sehr viel mehr geleistet habe, als die Protestanten glauben. Und ich hoffe, daß ein Werk, welches demnächst aus der Mitte der „Vereinigung Berliner Architekten", der auch ich anzugehören die Ehre habe, hervorgehen soll, die Welt in Staunen setzen wird über die baukünstlerische Leistung und den Gestaltungseifer des Protestantismus.

Digitized by Google

Und dies geistesstarke Ringen, welches in Dresden seinen Höhepunkt beim Bau der Frauenkirche*) findet, endet am Rationalismus. Der Kampf ihres Erbauers, des Zimmermeister Bähr gegen den klassisch gebildeten Knöfel, das Ringen von Bähr's früherem Gesellen, Schmidt gegen den gelehrten Architekten Exner gelegentlich des Baues der Dresdner Kreuzkirche sind typische Erscheinungen. Die mit der Kraft einer tiefen und daher wortkargen Ueberzeugung protestantisch schaffenden Künstler stehen gegen die Idealisten der Form, der wissenschaftlich festgestellten antiken Regel. Obgleich die Frage des protestantischen Kirchengrundrisses als Gegensatz zum katholischen damals öffentlich, auch in der Literatur, zur Aussprache kam, ward in Dresden beim Planen des Baues gar nicht davon gesprochen, daß der protestantischen Kirche eine andere Form zu geben sei als die eines mit Emporen umgebenen Gemeinderaumes, ebenso wenig wie man daran denkt, die gleichzeitig errichtete katholische Hofkirche anders als eine Processionskirche mit Nebenkapellen und Umgängen zu schaffen. Der Idealismus, welcher in der würdigen Erfüllung des Zweckes liegt, war noch nicht durch klassisch- oder romantisch-philosophische Spitzfindigkeiten und gelehrte Empiriker angekränkelt und daher so seiner sicher und so stark, daß jener Idealismus, welcher nur auf formale Vollendung hinwirkte, zunächst gar nicht zum Wort kam oder doch noch völlig zum Schweigen gebracht wurde.

Die Verstandesnüchternheit brachte einen neuen Idealismus mit sich. Sie gab sich als das Höhere, weil sie das Göttliche, oder doch das Gottgeweihte an Schönheit dem Menschlichen entgegenzusetzen wähnte. Sie gab die vollendete Form zunächst der Antike, dann des Mittelalters; sie brachte eine Aesthetik, welche uns lehrte, die Kirche ist ein Gotteshaus, sie müsse sich daher vom Menschlichen lostrennen. Sie vergaß, daß der Protestantismus die Kirche als Gemeindehaus auffaßt; daß er Gottes Wohnung nicht in Häusern von Stein gemacht, sondern in den Herzen der Gläubigen sucht; daß also auch die protestantische Kirche nicht ein Tempel sei, in welchem Gott eine Stätte hat, sondern daß er wohne, wo zwei oder drei in seinem Namen vereint sind. Aus einem kräftigen auf thatsächlichen Glauben, auf die Ausgestaltung des Gottesdienstes hinwirkenden Idalismus folgte ein solcher der Worte, der Symbole, der Mißachtung der Liturgie, der Anbequemung an abstracte, kalte Ideale. Man konnte tausendfach hören, die Cultformen des Protestantismus sind zu wenig schön, als daß man sie als Grundlage für den Kirchenbau wählen könne. Man schaffe wenigstens einen idealen Bau für den unidealen Cultus. Man hätte richtiger gesagt, man schaffe erst einen idealen Cultus und dann einen ihm angemessenen Bau, ehe man ein Haus gründete, das über seinem Zweck stehen solle, in dem also der Zweck, der Cultus, die gemeinsame Gottesverehrung, vermeintlich unter dem Werth des Baues steht; der höher Organisirte also besser thut, das Haus zu beachten, als den Gottesdienst. Ein solches Haus ist z. B. die gothische Nicolaikirche in Hamburg, die Protestations-Gedächtnißkirche zu Speyer, dieses beschämende Zeugniß der Schwäche des protestantischen Formen-Idealismus, der an die Geburtsstätte des Protestantismus, an den Befreiungsort von der Messe eine Meßkirche setzte, mit allen Eigenschaften einer solchen.

Es ist nicht confessionelle Streitsucht, welche mir dieses harte Wort eingibt. Ich glaube, man kann streng protestantische Kirchenformen fordern, ohne Haß gegen den Katholicismus. Ich hasse ja nicht die öffentlichen Lehrsäle, wenn ich wünsche, mein Wohnzimmer solle nicht aussehen wie ein Saal. Ich verachte nicht die städtischen Wohngebäude, wenn ich von den Kasernen fordere, sie sollen nicht wie Zinshäuser, und von den Zinshäusern, sie sollen nicht wie Kasernen aussehen. Ich fordere nur von jedem Bau, daß er in der Ausgestaltung seines Zweckes sein Ideal erblicke, daß er ganz er selbst sei, keine Form entlehne, die nicht zu seinem Wesen gehöre, und sei sie an einem anderen Bau noch so schön. Weil Reime im Drama schön sind, sind sie es doch nicht auch beim Plaidoyer eines Staatsanwaltes!

In unserer Zeit kunstvoller Verdunkelung des einfach Verständigen wird es nöthig, den Satz mit Betonung auszusprechen: es kann in der Architectur keine ideale Form geben, die mit dem Zweck in Zwiespalt käme. Es ist der unbedingte Merkstein dafür, ob eine Form ideal, d. h. sinngemäß, ihrem Wesen entsprechend, gestaltet ist, daß sie dem Zwecke Ausdruck gibt. Wo ein Zwiespalt entsteht, muß stets der Zweck siegen, als derjenige Factor, dessen reiner Sieg das höchste Ideal der Baukunst ist. Zweck des Kirchenbaues ist nun nicht die Gottesverehrung: diese geschieht im Menschenherzen; Kirchen beten nicht! Zweck ist ferner nicht die Schaffung eines des Zweckes entbehrenden Idealbaues, denn nutzloses Bauen kann kein Ideal ergeben; Zweck ist nicht die Schaffung eines Gotteshauses: denn Gott wohnt nicht in Häusern: ausschließlicher Zweck ist die Bergung des Gottesdienstes in einem ganz und ausschließlich für seine Erfordernisse geschaffenen Hause, in welchem Christen beten, die Predigt hören, die Sacramente empfangen, oder eines anderen Hauses, in dem Juden oder Heiden ihrem Gottesdienst zweckmäßig obliegen können. Und da es sehr verschiedene Formen des Gottesdienstes gibt, so gibt es auch sehr verschiedene Formen idealer Kirchen, deren jede dann ihr Ziel erreicht, wenn sie dem Gottesdienst eine ihm entsprechende, also weihevolle Stätte bereitet. Der Künstler, welcher sagt, es gebe stilistische, technische, schönheitliche Bedenken, welche ihn hindern, rein für die Liturgie dienliche Formen zu wählen, hat entweder einen falschen, formalistischen Idealismus, oder er hat nicht die künstlerische Kraft, den rechten, zweckdienlichen zum Ausdruck zu bringen.

Im öffentlichen Leben herrscht aber thatsächlich ein Zwiespalt zwischen den praktischen Forderungen und dem ästhetischen Schönheitsgefühl, welcher zu allerhand Mischformen führt. Die Herren Theologen mögen die Güte haben mich zu berichtigen, wenn ich die liturgischen Bedürfnisse des Protestantismus falsch darstelle. Sie mögen mir nur zugestehen, daß ich nach bestem Wissen sie richtig darzustellen versuche.

Im protestantischen Gottesdienst ist die Hauptsache die Erklärung des Wortes, also die Predigt. Neben dieser sind die Sacramente von Bedeutung, also Taufe und Abendmahl. Der sogenannte Altardienst, sowie die Kirchenmusik treten hiergegen zurück. Mir will also scheinen, es sei Aufgabe der Architecten, ein Haus zu schaffen, welches diesen Bedürfnissen schlechtweg dient. Also zuerst einen Raum zu schaffen, in welchem die Gemeinde sich zum Hören der Predigt und zur Feier von Taufe und Abendmahl zusammenfindet. Man wähle hierzu einen Raum, wie mir würdiger erscheint, der alle drei Zwecke erfüllt; oder man wähle drei Räume, deren jeder für den besonderen Zweck geeignet ist. Die entscheidende Frage hierbei ist die, ob die Gemeinde bei allen kirchlichen Handlungen als Einheit zu fassen ist.

Wählt man einen Raum, so sei er zunächst ein Predigtraum. Im Katholicismus weist die Kanzel auf den Altar hin, wo das Meßopfer sich vollzieht. Dort steht sie sehr richtig im Langhaus, so daß der Prediger aus dem Volk heraus auf den Altar zu wirken kann. Die Stellung der Kanzel im späteren Mittelalter, in den heutigen katholischen Kirchen ist also eine zweckdienliche, daher ideale. Im Protestantismus ist die Erklärung des Wortes die Hauptsache und hat der Altar nur insofern Werth, als er das Geräth ist, an welchem das Abendmahl gespendet wird. Nicht ist er wie bei den Katholiken die Stätte, an der sich Gott finden lassen will, Opferstätte, Heiligengrab. Er unterscheidet sich nicht vom Abendmahl-Kelch oder der Schüssel. Und wie diese als Geräthe ab und zu getragen werden, so würde auch der Abendmahlstisch nicht entheiligt werden, stellte man ihn gelegentlich bei Seite.

Viel mehr scheint es mir bedenklich, wenn der Altar die Kanzel und den Taufstein von dem Platz verdrängt, der ihnen gebührt: das Wort ist der vornehmste Inhalt der protestantischen Liturgie und der Träger des Wortes als solcher, nicht

*) Siehe hierüber das soeben erscheinende interessante Werk von L. J. Sponsel, Die Frauenkirche zu Dresden (Dresden, Bänsch).

Digitized by Google

um seiner Person willen, gehört daher mitten in das Angesicht der Gemeinde.

Daß man die Kanzel nicht in die Achse der Kirche stellt, hat vielfache Gründe, deren vornehmster der ist, eben daß dort der Altar stehe. Die Versuche, den Geistlichen über, hinter oder vor den Altar zu stellen, haben in der Geschichte des protestantischen Kirchenbaues zu mancherlei Ergebnissen geführt. Hinter dem Altar stand er bei den Frühchristen. Bunsen empfahl mit Recht diese Stellung. Ueber dem Altar stand die Kanzel bei den Kirchen des 17. und 18. Jahrhunderts in der Regel. Er steht auch ganz gut dort. Was wird dagegen eingewendet: daß der Geistliche über den Tisch des Herrn sich erhebe, sei eine Blasphemie. Nein, nicht der Geistliche steht dort, sondern die Quelle des Worts befindet sich dort. Jahrhunderte lang war alle Welt damit einverstanden, bis die Phrasen der Romantiker in die Welt gingen, die Gothik strebe gen Himmel, sie deute nach oben, bis also der Welt weiß gemacht wurde, der Gott, an den wir glauben, wohne räumlich über uns und wer am höchsten steht, stehe ihm am nächsten. Die protestantische Kirche soll nicht himmelwärts streben, sondern zusammenschließen, nicht nach oben, sondern nach innen deuten, ihr Ideal als Gemeindehaus beruht in der geschlossenen Raumwirkung. Es ist also auch keine Schmach für den Altar, daß man über ihm die Kanzel sieht, sowenig wie für die Kanzel, wenn über ihr die Orgel steht.

Wenn also die Kanzel in die Achse der Kirche gehört, so ist die Stellung der beiden, den Sacramenten dienenden, an sich gleichwerthigen Geräthe gegeben: Neben der Kanzel, etwa Altar rechts und Taufstein links oder beide in gleicher Form, so daß auf den Tisch der Kirche bald das Taufbecken, bald das Abendmahlsgeräth gestellt wird. Denn wie es der Würde des Kelches gemäß ist, nach dem Gebrauch in die Sakristei verschlossen zu werden, so kann doch wohl auch dem Taufgeräth hierdurch kein Abbruch geschehen.

Erreicht wird auf solche Weise aber die räumliche Einheit des Gottesdienstes, zumal wenn der baulichen Anordnung, welche Kanzel, Altar und Taufstein künstlerisch vereint, auch noch Orgel und Sängerchor eingefügt werden. Erreicht wird die Möglichkeit, ein ideales protestantisches Kirchengebäude aus dieser Einheit heraus zu schaffen. Verletzt wird freilich ein sehr wichtiger Theil der religiösen Empfindung, die Ueberlieferung. Und so muß denn kurz die traditionelle Stellung des Altars betrachtet werden.

Der Altar der mittelalterlichen Kirche war der Laienwelt ganz entrückt. An ihm funktionirte allein der Geistliche, die Laienwelt sah von Ferne seinen Handlungen zu; der Geistliche wendete sich in seinem einsamen Gebet zum Altar, so daß die Laien sich damit begnügen mußten, ihn zumeist vom Rücken aus zu sehen. Er wendete sich zu ihnen um, wenn er ihnen den empfangenen Segen spendete. Die zweite Seite des Altars blieb unbenutzt. Man konnte dort hohe Gefäße aufstellen, später Bildwerke, endlich eine ganze Bildwand aufführen. Aus dem schlichten vierbeinigen Tisch bei der eucharistischen Feier der Frühchristen wurde der reichgeschmückte Heiligenaltar. Diesen übernahm der Protestantismus, mit ihm mußte er sich liturgisch abfinden, als die Abendmahlsfeier auch die Laienwelt an den Altar heranzog. Nur wenige Gemeinden hatten den Muth, sich vom altgeliebten Heiligenaltar zu trennen und nahmen das Abendmahl als Mahl, an Tischen sitzend. Ich habe einer solchen Feier in Westphalen beigewohnt, in der die Gemeinde an zu diesem Zweck aufgeschlagenen Tischen sitzend, Orgel, Gesang und Predigt anhörte und dann nach der Aussprache der Einsetzungsformel gleichzeitig Brod und Wein nahm. Ich habe einen weit tieferen Eindruck von diesem Mahle heimgebracht als von der Form, welche den Heiligenaltaren zu Liebe zumeist gebräuchlich wurde, nämlich dem der Procession nach dem Altar mit ihrem langen Warten, der Zerrissenheit des ganzen Vorganges, dem Unsymbolischen der Mahlesfeier.

Es ist eben das Beklagenswerthe, daß wir nicht Altäre haben, die unserem Abendmahl, sondern ein Abendmahl, das unseren Heiligenaltären entspricht, getreu dem formalen Idealismus, der unsere Geister beherrscht.

Ich würde es trotz dieser Anschauungen für eine große Thorheit halten, wenn ein Architect von einer Gemeinde verlangen wollte, sie solle nach seinen ästhetischen Ansichten und Baugedanken ihren Cultus ändern. Der Architect hat nicht die Aufgabe, das Bauprogramm zu schaffen, sondern es aus der Liturgie abzuleiten. Aber es ist wohl auch nicht berechtigt, wenn die Liturgie an Formen festhält, obgleich diese nur durch die Unzweckmäßigkeit älterer Bauwerke für ihre Bestrebungen ihr aufgezwungen wurden. Auf jeden Fall sollte man der gestaltenden Kraft des Volkes nicht Hemmschuhe anlegen und ihr vorschreiben, den für ungeeignet gehaltenen Altar immer auf's Neue zu schaffen. Ich würde es aber auch für eine Thorheit halten, wollte ein Architect einer Gemeinde, welche bestimmte liturgische Absichten besitzt, einreden: diese lassen sich nicht künstlerisch gestalten oder diese widersprächen ideal künstlerischer Anforderungen. Ebenso wenig aber will mir die Unentschiedenheit behagen, welche zu Tage tritt, wenn die Gemeinde weiß, daß die alten Kirchenformen nicht für sie passen, wenn der Architect ihr hierin zustimmt und doch beide vereint das ungeeignete Alte schaffen — aus Idealismus, der Tradition zu Liebe — einer mißverstandenen Tradition, die das als ungeeignet Erkannte festhält. Die Kirche ist ein conservativer Körper: aber conservativ sein heißt nicht erhalten kurzweg, sondern das Gute erhalten!

Ja an der Tradition sollen wir halten: an welcher denn? Jener der Frühchristen, wie Bunsen sie aufleben lassen wollte? Damit kann man sehr wohl einverstanden sein. Jener der katholischen Predigtorden? Sie bietet viel Gutes. Jener des sächsischen Erzgebirges und der Reformationszeit? Man wird die reichste Anregung zur Befreiung von veralteten Formengesetzen finden? Jene der Zeit des lebendigen Pietismus und der Durchwärmung des nach Luther vertrockneten Protestantismus im 17. Jahrhundert? Gewiß, dort wird man die Quellen der Erfrischung finden. Warum aber gerade sollen wir der Tradition der katholischen Bischofskirchen folgen, jenen des scharf ausgeprägten und nach unserer Ansicht keineswegs vollendet christlichen Katholicismus des 13. Jahrhunderts, warum sollen wir stets aufs Neue Heiligenaltäre bauen, die wir nicht zu Heiligen beten, warum Chöre bauen, die wir keinen von ihnen beherbergten Clerus haben, Querschiffe, die wir keine Sonderung der Gemeinde wünschen, hallenförmige Langhäuser, in denen keinen Procession aufzieht, die Kanzel bei Seite rücken, auf die das Auge doch zumeist in der Kirche gerichtet ist?

Ja, die Tradition! Wir sollen eifrig suchen in der Kunst vergangener Zeiten nach jener kräftigen Sinnesart, die das Verständige unbeirrt um sogenannte Ideale that, und diese Sinnesart auch kräftig auf uns wirken lassen. Diese Ueberlieferung des Mittelalters, der Renaissance, der Barockzeit, welche ich Redlichkeit gegen die eigene Absicht nennen möchte, sollen wir eifrig pflegen. Wir sollen dabei Alles erhalten, was einst Werth hatte, und alles Alte erneuern, was für uns noch heute Werth besitzt. Aber wir sollen den Muth haben, auf das an sich Vollendete zu verzichten, wenn es uns in unserem Wesen beeinträchtigt. Unsere Geistlichen haben keine prächtig gestickten Chorröcke und unsere Superintendenten tragen keine schönen goldenen Tiaren. Und wir sind stolz darauf, daß dem so ist. Warum bauen wir Kirchen mit dem kirchlichen Prunk des Mittelalters, also mit jenem Fehler, den Luther bekämpfte!

Digitized by Google

Feuilleton.

Lotta.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.
Aus dem Schwedischen von M. C. Larochelle.

Der Frau wird es gewöhnlich leichter als dem Manne, sich in neue Verhältnisse zu finden, und wird ein schwedisches Bauernmädchen Kaiserin wie Katharina I. von Rußland, oder Diva oder Weltnachtigall, wie Christine von Snugge, so bekommt das Naturkind immer so viel von einer „Dame" mit, daß es seinen zuvor bloßen und sonnenverbrannten, nunmehr atlasbeschuhten Fuß in jeden Salon Europas stecken kann.

Der Mann, welcher im Tagelöhnerhäuschen geboren wurde, braucht eine Generation, ehe er ordentlich auf einem Boudoirdivan sitzen kann, und zwei, ehe er gut auf einem Vollbluthengst sitzt. Das Bauernmädchen dagegen, sofern sie Glück hat, kann nach einem Jahre in der ersten Societät unseres Welttheils auftreten, mag es sich um ein Diner in Windsor, eine Soirée in — nun sagen wir Wexiö — oder den Empfangsabend einer Herzogin im Faubourg St. Germain handeln.

Das hätte auch Lotta gekonnt.

Als ich sie zum ersten Male sah, hütete sie die Schafe auf dem Felde. Ihr Röckchen war zerrissen, das Haar flachsfarben, die Nase stumpf, die Augen lebhaft, das Hemdchen von unbestimmter Farbe und die Wangen offenbar unkundig, daß es etwas in der Welt gäbe, was man Erröthen der Verlegenheit oder Döring's Seife nennt.

„Wie geht es Dir, mein Kind?"

„Danke, gut; aber der alte, leidige Schafbock macht mir das Leben sauer; er will niemals, wie er soll," kam es im Dialect der Gegend zurück.

Dann tauchte die kleine Tochter des Bauern auf mit dem Mittagsmahl: saurer Milch und einem Stück harten, trockenen Brotes. Die kleine Hirtin war arm, aber hätte sie ihre Reihe weißer Zähne einer Dame in der großen Welt und ihren Appetit einem Könige verkaufen können, so hätte sie bald fragen dürfen, was alle Schafe, das Feld, ja das ganze Bauerngut zusammen kosteten.

„Wie heißt Du?"

„Lotta."

Ich habe immer für Ingenüen geschwärmt, und hier hatte ich eine vor mir. Ein Bouquet war hier nicht angebracht, denn es wuchsen ja einige Millionen Blumen am Rande der Gräben, und zum Soupé ein laden ging nicht wohl an, da nicht einmal ein Restaurant in der Nähe lag.

Also zehn Oere in blanker Münze. Adieu, Kleine.

* * *

Alles nutzt sich ab; Gefühle, Erinnerungen, Bande der Freundschaft und das ganze Universum, am meisten aber die Halskragen. Es war eine dieser kritischen Lagen, wo ein junger Mann zu wählen hat, ob er lieber schmuck am Halse oder fidel sein will, zu wählen hat zwischen einem halben Dutzend neuer Kragen oder vier Theaterbillets.

Auf der einen Seite schöne Melodien, noch schönere Kostüme und blitzende Augen, aber auch grau in grau am Halse und hochaufgeschlagene Rockkragen; auf der anderen die Einsamkeit und Langeweile des Stübchens, aber Primaglanzstärke unter dem Kinn, die Hochachtung der Aufwartefrau und alles mitbürgerliche Ansehen, welches untadlige Wäsche ihrem glücklichen Besitzer verleiht.

Ich dachte an meine Reputation und meine Zukunft, opferte der Diva der Jönsson'schen Theatergesellschaft einen Seufzer der Entsagung und ging in ein Weißwaarengeschäft.

Steife, stolze, glänzende Halskragen, o du schlankes, goldlockiges, hübsches Ladenfräulein. Doch wo hatte ich das Gesicht schon gesehen?

„Lotte, wo hast Du das Schiffchen zu meiner Nähmaschine?" klang es plötzlich aus dem anstoßenden Zimmer.

Lotte . . . Lotte . . . Lotte! Ja wahrhaftig! Das war ja meine kleine Schafhirtin, welche avancirt war und nun statt Wolle Schätze von Leinen hütete.

Ich blieb einige Tage in der Stadt und kaufte jeden Vormittag einen weißen Shlips, nur um mit Fräulein Lotte plaudern zu können. Wir sprachen nicht von den Schafen und dem Bauernhofe und dem Zehn-Oerestück, aber ich sah, daß sie sich meiner mit Wohlwollen erinnerte. Sie war jetzt sehr civilisirt, die Kleine, sie pflegte ihre niedlichen Hände und verschmähte es, sich die Ellenbogen an den Cartons einzurennen, wie manche andere Ladenfräuleins, wenn sie den ersten Versuch machen, sich mit Eleganz zu bewegen. Sie fühlte sich im Ganzen recht wohl in ihrer neuen Stellung; es machte ihr nur augenscheinlich Kummer, daß die Buchhalter auf den kleinen Gesellschaften, welche sie dann und wann mitmachen konnte, die Bürgertöchter den jungen Damen aus den Läden beim Tanz vorzogen. Lotta strebte offenbar danach, sich hinauf zu arbeiten.

Da konnte ich mich nicht enthalten, an den Leithammel zu erinnern, der ihr das Leben schwer gemacht, und dessen Hartnäckigkeit sie schließlich doch überwunden und die Hoffnung auszusprechen, es möchte mit den Buchhaltern ebenso gehen.

„Ja, aber die sind von anderer Wolle," meinte Lotte.

* * *

Es war eine dichte Menschenmenge auf dem Dampfboot von Oresund; ehrwürdige Matronen wurden ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht hier- und dorthin gestoßen, ein dicker Gutsherr aus Skåne stand eigensinnig auf meinen Fußspitzen still, und der Kaffee, welchen die lange Gouvernante in der ersten Kajüte bestellt hatte, floß gerade den Rücken eines Gerichtschreibers herunter, der braunen Rock, schlechte Laune und Salonbillet besaß.

Da waren viele Männer und Frauen von verschiedensten Alters- und Vermögensklassen, von skånischem Adel und distinguirtem Aussehen, unter ihnen die Gräfin Katzenklaue, welcher ihr Sohn, der Lieutenant bei den Dragonern, mich früher einmal in Helsingborg vorgestellt, als Ersatz dafür, daß er mich beinahe umgeritten und mir einen Todschrecken verursacht hatte.

Ich lächelte resignirt, verbeugte mich und ließ dabei Hut und Regenschirm fallen; die Gräfin verneigte sich gnädig, ließ nichts fallen und präsentirte ihre „Gesellschafterin, Mamsell Charlotte Fredriksson."

„Danke, wir sind alte Bekannte," sagte eine stattliche junge Dame mit dem Gesicht einer Ingeborg, der Gestalt einer Juno und einer Toilette so elegant und neu, als wäre sie eine Prinzessin, die ausgegangen, Gutes zu thun im Stillen, gefolgt von fünfundzwanzig Zeitungsreferenten.

Der tausend, Fräulein Lotta! Konnte weder Sprachen noch Musik und war gleichwohl Gesellschaftsdame bei einer Gräfin geworden!

Wir konnten einige Secunden ungestört mit einander sprechen.

„Nun, Fräulein Charlotte, ich vermuthe, Sie befinden sich wohl in Ihrer neuen Stellung?"

„Ach ja, in mancher Hinsicht; aber diese geborenen Fräulein plagen mich zu Tode mit ihrem Hochmuth und ihrem »Mamsell, Mamsell«!"

* * *

Eines Vormittags hatte mich ein gemeinsamer Bekannter bei einem Glase Bier dem Millionär, Großhändler und Ritter des Vasaordens Herrn Jeremias Pepparling vorgestellt, und dieser lud mich, mir nichts dir nichts, noch zu demselben Abend zum Balle ein. Ich entschuldigte mich, ich sei auf der Reise und hätte keinen Frack im Reisekoffer; doch er sagte, das machte nichts aus — und ich habe mir zum Prinzip gesetzt, Alles zu glauben, was Millionäre sagen — bis ich einmal in die Steuerveranlagungscommission komme.

„Meine Frau — Herr Sigurd."

Wieder war es Lotta!

„Ah, ich bitte, ich habe die Ehre und Freude schon seit langer Zeit mit Frau Pepparling bekannt zu sein."

Millionäre und Großhändler haben im Allgemeinen bessere Weine als Grafen und Barone auf ihren Gastmählern, denn sie wagen nicht, so unvorsichtig zu flunkern in Hinsicht auf den Platz, wo der Wein gekeltert wurde, und hatten keine Ahnen im dreißigjährigen Kriege, auf deren Raublust sie die kleinsten und schlechtesten Flaschen abwälzen können.

Digitized by Google

Vielleicht war dies der Grund, daß Lotta, alias Fräulein Lotte, alias Mademoiselle Charlotte, alias Frau Pepparling und ich an jenem Abend aufrichtiger und vertraulicher mit einander sprachen wie je. Schließlich sagte sie mit einer Verstimmung, welche zu verbergen sie sich nicht die geringste Mühe gab:

„Pepparling und ich haben uns Zoll für Zoll unsere Stellung in der hiesigen Gesellschaft erkämpft. Heute Abend haben wir sogar den Kreishauptmann und Frau eingeladen; aber sie haben geruht, sagen zu lassen . . ."

„Ach, Frau Pepparling," flüsterte ich voller Bewunderung, „wie ist es doch mit dem Leithammel, den Buchhaltern und den adligen Fräulein gegangen! Seien Sie überzeugt, Sie legen auch noch eines Tages den Herrn Kreishauptmann zu ihren kleinen, reizenden Füßen!"

Aus der Hauptstadt.

Die freisinnige Veruneinigung.

In einem abgelegenen, verträumten Seitenthale des Thüringer Waldes, wo kein Hotel auf steiler Bergeshöh' furchtbar sich erhebt und kein Oberkellner dem arglosen Wandersmann mit drohend geschwungener Serviette entgegenstürzt, um sich zu vergewissern, daß es nicht der preußische Finanzminister ist, der incognito Einnahmesteuerstudien machen will — auf der ersten Station meiner Reise nach dem Süden ereilte mich die Kunde von der Auflösung des Reichstages. Wir hatten friedlich zu Mittag gegessen, Frau Wirthin schickte sich an, die Laube zu verlassen, um einer längst angekündigten Interpellation, Forellen betreffend, und einem Gesetzentwurf, der sich mit der Anrichtung von Stangenspargel beschäftigte, zu entgehen; hinten am Häuschen sah ich die niedliche, rothe Blouse auftauchen, mit der ich mich sozialpolitischer Ferien-Studien wegen innig befreundet hatte; die letzten Blätter der von Berlin mitgenommenen Freisinnigen Zeitung waren verbraucht, es fehlte mir also nichts, um vollkommen glücklich zu sein — da überraschte uns jene Trauerbotschaft. Bisher war mir (was ich zum größten Theil den geschickten Anstrengungen der rothen Blouse, mich zum Nationalliberalismus zu bekehren, verdankte) die Zeit sehr schnell vergangen, obgleich ich Tovote's neuesten Roman mit auf die Reise genommen hatte; nun mit einem Schlage öffnete sich mir der Ausblick in eine Zukunft voll Wahlversammlungen, Candidatenreden und ähnlicher bleierner Langeweile. Was, sagte ich mir, hast du Sr. Erlaucht, dem commandirenden Herrn Reichskanzler des deutschen Vaterlandes, so Schlimmes gethan, daß er just deine Ferien zu solchen Thaten mißbrauchen konnte? Wenn er sich schon an mir rächen wollte — seiner vielberühmten gentlemännischen Noblesse müßte eigentlich solche Absicht durchaus fern liegen — warum ließ er es dann nicht bei einem fetten Preßprozeß mit zwei Jahren Gefängniß bewenden? Warum gleich diese neronische Grausamkeit, die nicht allein mich, die auch den völlig unschuldigen Leser auf's Härteste trifft? Denn jetzt, wo's doch wieder nichts wird, darf ich es Dir, Du mein zum Photographiren freundlicher Leser, ja verrathen, daß ich den ganzen Sommer über so unpolitisch wie möglich sein, mich in sentimentalen Reiseskizzen versuchen und außerdem Nietzsche, Maupassant und Lombroso ausschreiben wollte, um später nach berühmten Mustern unter die Lesefrüchte meinen Namen zu setzen und Dir solcher Weise den ganzen Winter hindurch grausamlich zu imponiren. Mit diesen stolzen Plänen, diesen, ach so bescheidenen Hoffnungen ist es nun nichts. Ich muß zurück in's Joch, muß Leitartikel lesen, obgleich der Himmel so heiter lacht, als hätte er nie einen Witz Alexander Meyer's gehört. Heute Morgen brachte die rothe Blouse zugleich mit dem entzückend unverfälschten deutschen Kaffee zwei Aufrufe, einen schlecht gedruckten, aber gut geschriebenen sozialistischen und einen, den ich auf's Haar für Eugen Richter's Schöpfung gehalten hätte, so ergreifend miserabel war er stilisirt; bei genauer Durchsicht stellte sich aber heraus, daß er dem Hirn eines Kunden suchenden Flickschneiders entsprungen war. Auf der fortgeschrittensten linken Zaunpfoste klebte das schwefelgelbe Plakat des Hildburghauser Candidaten Kulicke der antisemitischen Volkspartei; ich erfuhr daraus zu meiner bodenlosen Bestürzung, daß im Falle einer Nichtwahl Kulicke's der Fortbestand Deutschlands in Frage gestellt, der Krieg unvermeidlich und die Zertrümmerung des Dreibundes sicher wäre. Der Leser möge aber ermessen, in welchen Tartarus von Gewissenszweifeln es mich stürzen mußte, als gleich nachher mein Berliner Moniteur, dessen Auflagehöhe ich wie sein Verleger schamhaft verschweige und von dem ich nur sagen will, daß er seiner Zeit aus Existenzgründen standhaft gegen das Verbot des Einwickelns von Käse in bedrucktes Papier kämpfte — als dies angesehene Organ der frischgetünchten Linken kategorisch erklärte, die Wahl Kulicke's wäre gleichbedeutend mit dem Versinken germanischer Hochcultur, dem völligen Untergange der Civilisation, sowie der Verthierung Europas, jeder für ihn votirende Bürger aber wäre ein schamloser, serviler Knecht, ein — nein, bitte, lesen Sie selbst das schreckliche Wort in den Reichstagverhandlungen vom April nach; ich genire mich, so etwas in die Feder zu nehmen, und ich bin überzeugt, der feingebildete Herr Arthur Stadthagen würde andernfalls die „Gegenwart" abbestellen.

Einer oder der andere meiner Freunde findet vielleicht, ich behandle eine Sache nicht ernst genug, die zur Zeit alle Capacitäten des Berliner Volkes in dauernder, schmerzlicher Aufregung hält, und wer mir aus alter Anhänglichkeit bis hierher folgte, obschon er am 6. Mai die Lectüre aller politischen Artikel bis Mitte Juni abgeschworen hat, freut sich diebisch, daß ich mein in der Ueberschrift gegebenes Wort offenbar nicht zu halten gedenke und von der neuen „Freisinnigen Vereinigung" barmherzig schweige. Beide thun mir Unrecht. Ich verstünde mein Geschäft schlecht, nutzte ich den dankbaren Stoff nicht aus, so lange es noch Zeit ist; nach dem 15. Juni wird es eine „Freisinnige Vereinigung" gegeben haben und von den Helden lobebaeren hinter Rickert wird nur noch verworrene Sage gehen — erfreuen wir uns also an ihrer urwüchsigen Komik wenigstens noch diese letzten vier Wochen hindurch!

Wollte ich in meinem Vaterlande so wenig gelten wie der auch sonst ungemein bescheidene Herr v. Boetticher, der sich in preiswürdiger Selbsterkenntniß begabte Minister neben einem begabten Monarchen nicht gut denken kann, ich spielte mich heute auf mein Prophetenthum hinaus. Als diese Zeitschrift zum fünften Male im laufenden Jahre vor dem verehrlichen Publikum erschien, beschäftigte ich mich bereits mit der bevorstehenden Zerreißung der deutschfreisinnigen Partei *), kennzeichnete die offiziellen Dementis der Fractionleitung und behauptete, daß nicht Herr Rickert, daß vielmehr Eugen selber den Kaiserschnitt vornehmen würde. Mein guter, alter Feind hat nicht gezögert, meine Winke sämmtlich zu beherzigen; um seine Schlagkraft erhöhen, seine Beliebtheit bei den Wahlen gebührend ausnutzen zu können, schreckte er vor einem politischen Skandal nicht zurück. Ich habe in dem erwähnten Aufsatz angemerkt, daß die Entgründung der freisinnigen Actiengesellschaft von 1884 im Interesse unserer nationalen Entwickelung sehr bedauerlich sein würde; der unbeengte, ungehemmte Richter, meint' ich, an der Spitze einer zwar kleinen, aber ihm blindlings ergebenen Schaar wäre dreimal gefährlicher als an der Seite Hänel's und Meyer's. Die „Freisinnige Volkspartei" machte bei der für sie wie für all' und jeden Radicalismus so ungemein günstigen Conjunctur zweifellos glänzende Wahlen, wenn Eugen sich in unbegreiflicher Verblendung nicht zu dem taktischen Fehler hätte hinreißen lassen, seiner Zeit dem todten Ahlwardt noch einen Tritt zu geben. Das verzeihen ihm, der bisher absichtlich die Antisemiten ignorirt, sagen wir ruhig, tolerirt, hatte, die Bewegungsmänner nicht; das Kleinvolk, der radical-fortschrittlich-antisemitische Handwerker, ist stutzig geworden, und die neue Partei wird hier manche Wahlstimme einbüßen, die ihr bei größerer Zurückhaltung auf Seiten Richter's sicher gewesen wäre.

Wenn stillere Tage in's Land gezogen sind, und der Hundsstern am herrlichsten prangt, hoff' ich die Coulissengeschichte der Spaltung im Freisinn recht ausführlich erzählen zu können; für heute genüge die Andeutung, daß der finstere Tribun nicht aus Herzensbedürfniß gegen den Antisemitismus wetterte, daß ihn vielmehr ein ungemein kluger Schachzug der Gruppe

*) „Ein politisches Gründerjahr." Die Red.

Digitized by Google

Rickert dazu zwang. Wohl befehdete die „Freisinnige Zeitung" in der ihr eigenen, geschliffenen und liebevollen Art immer von Neuem, seit ihrem Bestehen den verhaßten Adolf Stöcker; aber nicht wider den Judenfeind stritt Eugen, nein, wider den Volksmann, der ihm an Beliebtheit bei den Wählermassen nahezu gleich kam und es fast so gut wie er verstand, die lauschende Menge zu entflammen. Eugen Richter haßt aus Herzensgrund immer nur die, die seine Eifersucht erregen und ihn zu verdunkeln scheinen. Der kluge Mann erkannte bei Zeiten und erkannte ganz genau, in wie umfassendem Maße der Antisemitismus Modesache geworden war, wie die kleinen Leute, der geringere bürgerliche Mittelstand, zu ihm hinüber neigten; und gerade aus diesen Schichten zieht der Freisinn seine Mehrheiten, gerade sie beschützten ihn bisher, in ihrer blinden Vorliebe für Richter, vor der Gefahr, von den Revolutionären rechts und links zerquetscht zu werden. Eugen Richter ist nach Bismarck, das weiß Jeder, der unser Volk kennt, leider Gottes der beliebteste Mann im Lande. Ganz abgesehen von seiner hohen rednerischen Begabung und dem auch ihm eigenen grobschlächtigen Eulenspiegelwitz, der unserem deutschen Kleinbürger aller Zeit behagte, gefällt den Wählern vor allen Dingen sein trutziger Muth, seine Kaltblütigkeit, der nichts imponirt, und seine catonische Treue gegen sich selbst. Unser von einer gutmeinenden, exact arbeitenden, aber im Formalismus erstarrten Büreaukratie zerregiertes Volk fürchtet „außer Gott und Nichts in der Welt" noch die Polizei; ein Gang zur Wache, auf die Amtsstube bedeutet für Tausende immer noch den schrecklichsten der Schrecken. Die erbärmliche Mißwirthschaft, das Papierregiment vergangener Jahrhunderte rächt sich auch an den Enkeln, das Grobianthum der Kanzleien ist unvergessen, die „Anschnauzerei" steht sogar hier und da, und nicht allein auf den Dörfern, noch in Blüthe. Wenn wir vor den Franzosen und Russen Stand halten wie die Mauern, vor'm Polizeistock rennen wir Deutschen davon; die behördliche Uniform ist uns noch immer ein heiliger Rock. Und da erfrischt es denn das Gemüth der Bevölkerung über die Maßen, wenn ein Mann auftritt, dem kein Ministerfrack, ja, dem die Krone, dem Bismarck's Kürassierkoller niemals auch nur den allergeringsten Schreck einjagte, der höhnisch herabblickt auf alle die Excellenzen, auf die Herren Commissare und Geheimen Räthe, der sie schulmeistert, als handele es sich um Dorfbengel und nicht um Großmogule und unumschränkte Ressorttyrannen. So lange mit der Regiererei und den endlosen Reglement-Erlassen nicht gebrochen wird, so lange ist ein Eugen Richter der Abgott von Millionen, sehen sie in ihm ihren berufenen Vertheidiger und ihren Rächer. Nicht dem Geiste oder dem Programm einer deutschen Regierung, nein, der Regierungs-Form erstand immer die wüthendste, die fanatischste, die gefährlichste Opposition.

Eugen Richter dünkte aber die Kleinen nicht nur ein geschworener Feind der uniformirten Herrscherkaste — der Handwerker und selbst der Bauer glaubten sich auch im Kampfe gegen das Kapital auf ihn verlassen zu können. Wunderlich malt sich ja in den Köpfen dieser Guten die politische Welt. Daß Richter so selten, fast nie jene Ausschreitungen des Judenthums beschönigte, denen der vornehme Jude selbst am feindlichsten gegenüber steht, daß er sich in den heftig tobenden Streit nicht einmischte, hat man ihm hier hoch angerechnet. Aus einer so günstigen Position ließ er sich durch Herrn Rickert hinausdrängen. Kurz vor der Ahlwardtdebatte nämlich hatte sich alles Volk im Freisinn bei trefflichem Menu und Champagner wieder 'mal verbrüdert, jeder Mißton schien geschwunden, die Einigkeit war bruchlos, Richter's schroffer Standpunkt gegenüber der Militärvorlage Parteidogma, und Niemand wagte zu mucken. Da verstand es ein vielgewandter Geschäftsträger des Thiergartenflügels, den schmunzelnden Gewaltigen zu überzeugen, daß nun auch er seinerseits sich erkenntlich zeigen, daß er Herrn Rickert im Kampfe gegen Ahlwardt ablösen müßte, umso mehr, als sein kräftiges Wort allein dem mandatraubenden Antisemitismus völlig den Garaus machen könnte, gerade wie es die Sozialdemokratie vernichtet hätte. Und so schlau war der Plan eingefädelt, mit so geistvoller Verschlagenheit wurde er durchgeführt, daß der biderbe Tribun sich prellen ließ und auf den Rector losging.

So viel an ihm liegt, wird Eugen Richter im Wahlkampfe den schlechten Eindruck seiner Großthat zu verwischen suchen und es ganz Herrn Rickert überlassen, in Toleranz, Aufklärung und Philomammonismus zu reisen. Im Embryo verdorbene „Real-Politiker" haben die Trennung der Freisinnigen für eine unverantwortlich große Dummheit erklärt und den völligen Ruin der zusammengeschrumpften Partei geweissagt; dies Triumphgeschrei zeigt mit beschämender Deutlichkeit, wie sehr sogar unseren „Machern" der politische Blick, die Fähigkeit fehlt, das einfachste Exempel zu lösen, mit gegebenen Größen zu rechnen. Trotz der prächtigen Wahlparole, die Graf Caprivi ihm in die Hand spielte, trotz der unsäglich discreditirten Militärvorlage hätte der Freisinn in alter Gestalt bei den jetzigen Wahlen eine vernichtende Niederlage erlitten; Antisemitismus und Sozialdemokratie haben die Manchesterleute überall zu einem Gegenstand des Abscheus gemacht; sämmtliche Nachwahlen sprechen in dieser Beziehung Bände. Eine einzige geschickte Schwenkung — und Eugen Richter war aus der tödtlichen Umarmung heraus; seine „Freisinnige Volkspartei", die auch im Süden Freunde zählt und dank der Württemberger Demokratie dort fest fundamentirt ist, kann jeden Verdacht „mammonistischer Umtriebe" entrüstet zurückweisen. Radicale Politik ist in Mode, die vermittelnden und die Mittel-Parteien lösen sich auf oder werden zerrieben; seit drei Jahren sah Richter mit immer besorgteren Blicken, mit immer größerer innerer Unruhe auf das fractionelle Barometer. Entspricht doch auch eine entschiedene, schroffe Stellungnahme, ein Kampf mit Ellbogen und Dreschflegel seinen Neigungen und Gaben weit besser als der Posten eines lavirenden Steuermannes oder eines rissverkleisternden Philosophen. Die Feststellung des Programms ward mit wohlbedachter Klugheit hinter den Wahltermin verlegt, aller Zank, aller Widerspruch bis dahin unmöglich gemacht — überhaupt zeigt Richter's Taktik sich in der ganzen Angelegenheit unzweifelhaft von ihrer glänzendsten Seite. Auf die unglückliche „Freisinnige Vereinigung" aber fällt das schlimme Odium des manchesterlichen Hofdemokratenthums; sie muß den Brei auslöffeln, den doch auch der Koch Eugen verderben half. Während seine Getreuen ihre Sitze behalten, höchst wahrscheinlich sogar beträchtliche Eroberungen machen werden, büßen die Wadenstrümpfler ganz sicherlich einen großen Theil der Mandate ein, die ihnen ihr einstiger Chef als Trinkgeld und Ablöhnung generös gönnen will. Niemals seit 1890 haben die Aussichten für Rickert's Fackeltanz schlechter gestanden als in diesen Wochen. Es ist wahrlich kein Parteiprogramm denkbar und die regste Phantasie vermöchte keine so häßliche, so unmögliche politische Chimaira zu ersinnen, wie Don Quixote-Rickert in's Leben zu rufen sich redlich bemüht. Vertretung des internationalen und „nationalen" mobilen Kapitals, phrasenhaftes Weltbürgerthum, erbitterter Widerstand gegen alle sozialreformerischen Bestrebungen, Kniebeuge vor einer anerkannt schwachen Regierung und plumper Byzantinismus — bei der heutigen Stimmung im Volke genügt schon ein einziges dieser Rezepte, beschleunigten Candidatendurchfall hervorzurufen. Wenn nun eine Partei ihren schwachen Rücken mit allen fünf Lasten belädt, dem Gegner nichts als Angriffspunkte bietet, von den bisherigen Freunden aber ihrem Schicksal überlassen wird und keinen populären Mann in ihren Reihen zählt — was soll das werden?

Wir rüsten uns, die pompes funèbres des Manchester-Freisinns alten Stils zu begehen. Sanft ruhe seine Asche! **Caliban.**

Die Berliner Kunstausstellung.

Das haben die Münchner Secessionisten ohne allen Zweifel erreicht. Mit ihrem Auftreten an der Spree ist die Berliner Kunstausstellung eine andere geworden. Mag in den vorderen Sälen, die sich nicht wesentlich von dem in früheren Jahren Gebotenen unterscheiden, die „solide" ältere Kunst das Uebergewicht haben, der Schwerpunkt des Ganzen liegt zweifellos dort, wo die Münchner wieder einmal der Welt zeigen, was die Ringenden unter den Künstlern erhoffen, erstreben und erreichen. Dort ist der Kampf, dort allein kann der Sieg sein!

Zunächst werfen die „Jungen" die von der Menge eben erst mühsam erlernten Bezeichnungen für die neuen Kunstarten über einander. Wenn man die junge Kunst bisher im Rummel „Helllichtmalerei" nannte, so verdient sie diesen Titel kaum noch. Es ist kaum ein echtes Helllicht mehr vorhanden, das heißt kaum eins, welches sich die Aufgabe stellt, den weißen Sonnenschein in voller Kraft und in der Absicht, alle Schatten aufzulösen, wiederzugeben. Malt Hans Olden das Licht, so malt er jetzt auch tiefe Schatten. Er ist ein Lichtmaler, kein Helllichtmaler. Der Zug, den die Schotten in den letzten Jahren auf den Continent brachten, wieder

Digitized by Google

Farbe in's Licht zu bringen und namentlich die Farbe in der Tiefe der Dämmerung zu sehen und zu behaupten — dieser Zug beherrscht in erster Linie die moderne Malerei.

Es ist da ein wunderliches Bild in der Ausstellung von George Henry: Ein braunes, rothes Stück Leinwand, auf dem einige röthere Flecken herbstliche Bäume, ein paar schwarze, fast nur im Umriß modellirte Massen weidendes Vieh darstellen, darüber ein Streif Grünblau als Himmel und einige mächtig geballte, weiße Wolken. Endlich ein Ding, als wenn ein böser Bube Tinte über sein Blatt habe laufen lassen — es stellt einen Bach dar.

Dieser George Henry gilt in Glasgow als der kommende Mann in der Kunst. Man muß den jungen Künstler in seiner Werkstätte selbst einmal gesehen haben, einen Naturburschen von feinen Sinnen, einen witzigen Denker und doch eine harmlose Natur. Und man muß Schottland mit seinen Augen sehen zu lernen sich bemühen, das wunderbare Nachglühen der Landschaft nach dem Sinken der Sonne, in dem dann das Körperliche heller erscheint als die Luft, in dem die Farben zu einer purpurnen Tiefe sich umstimmen und bei der Unklarheit der Contour der Werth dessen, was man sieht, nur in der symphonischen Tonstärke beruht. Wer einmal mit offenen Sinnen diese Landschaft sah, der wird erkennen, warum ein Maler wie James Guthrie, der in seinen kostbaren Bildnisse des Erzbischofs von Glasgow bewies, daß er in's Detail zu sehen und doch die Haltung im Bilde zu wahren versteht, mit Bewunderung auf Henry schaut, warum Meister wie John Lavery oder Edward A. Walton mich beim Besuch in Glasgow zuerst in Henry's Werkstätte schleppten, dorthin, wo man das Ziel auch ihres Strebens am schärfsten und deutlichsten erkennen kann. Auch sie erkennen sehr wohl das Unzulängliche in Henry's Darstellungsweise: Er stellt die Farben in breiten Flecken neben einander wie ein Mosaicist — aber welche Farben! Er baut die Natur aus Massen zusammen und gibt die großen, wuchtigen Eindrücke wieder, welche in seiner dämmerungsreichen, luftfeuchten, farbengewaltigen Heimath zu Hause sind.

Und damit ist der Zug der jüngsten Kunst festgestellt. Sie hat einen schweren Kampf und einen entschiedenen Sieg hinter sich. Nachdem seit der Zeit des Nebulismus, der hellen, weißlich-süßen Töne der Klassiker nach Art des Oeser zu Anfang dieses Jahrhunderts die Nachahmerei der Coloristen der Renaissance und ihres ursprünglichen sowie des durch das Alter der Firnißschichten auf den Bildern erzeugten Braun in Schwang gekommen war, ist endlich wieder die Frische der Farbe erobert. Nach dieser Richtung ist in zehn Jahren ein völliger Umschwung erkennbar. Wir sind coloristisch selbständig geworden, modern und stilvoll zugleich. Man gehe nur in die vorderen Ausstellungssäle, um zu vergleichen, welche Wandlung im Ton auch bei den „Alten" sich vollzog; wie sehr die „solide" Kunst zwar über das Neue schimpfend, doch selbst diesem nachzog, wie außerordentlich sich der Blick auch der verbissensten Gegner des Neuen wandelte. Man sehe die beiden Achenbach's, die zwar älter wurden, sich selbst aber am meisten treu blieben, die noch vor zehn Jahren als weit vorausschreitende Helden des Vorkampfes auf unseren Ausstellungen erschienen, jetzt aber mit zu den „Aeltesten" gehören in ihren glasigen, forcirten Tönen. Das sind Siege der jungen Kunst, die man vor Allem festzustellen hat, ehe man gegen deren „Ausschreitungen" loszieht. Man muß zum Beispiel sehen, welchen Einfluß Böcklin, der Vielverlachte, auf die deutsche Kunst gewinnt, wie sehr der Phantastik, dem germanischsten aller Kunsttriebe, demjenigen, der zuerst unsere Altvordern künstlerisch zum Ausdruck anregte, in das Schaffen von heute hineingriff — und wie all das „Verrückte", was man einst sich verschwor, Böcklin nie zu verzeihen, jetzt ein künstlerisches geworden ist, das seine Gemeinde hat, die es erbaut und erfrischt. Nicht der Hohn der geschriebenen und gesprochenen Kritik, nicht das Verdammungsurtheil der Schönheitsapostel, nicht der Unverstand der staatlichen Autoritäten halten die Kunst auf. Sie wandelt ihren Meistern nach, mit unüberwindbarer Sicherheit. Sie geht in's Neuland und wenn die an der Scholle Klebenden noch so sehr jammern! Und sie straft den, der nicht mehr mit fort kann mit argen Geißelhieben, nämlich mit dem Unverständniß einer regsamen Jugend gegenüber und dem daraus sich ergebenden Aerger über den Lauf der Welt. Jubelnd ziehen die Finder voraus, mit freudigem Blick folgen ihnen die Gleichgesinnten, schimpfend trottet hinter ihnen die Menge her, der jede Bewegung eine Störung ihrer Bequemlichkeit ist, die aber mittrabt, weil sie vom Zuge unwillkürlich erfaßt wird. Und weinend sitzen am Wege die Stumpfen, welche nicht mehr vorwärts können und nun die Bewegung schon an sich für ein Verbrechen halten. Endlich verschwinden sie in weiter Ferne und ihr Gejammer hört nur noch der, der sich darüber lustig machen und seine Kraft zum Fortschreiten in ihrer Lendenlahmheit vergleichend prüfen will.

Man wird in Berlin viel Stoff in der Ausstellung finden, um sich zu entsetzen. Ich zweifle auch nicht, daß die Berliner, wenigstens die „Gebildeten", sich mit Abscheu von der neuen Kunst abwenden werden. Wer Verdauungssorgen hat, liebt, sich selbst zum Schaden, die Ruhe. Viele freilich werden sich redliche Mühe geben, zu verstehen. Sie werden die „Gedanken" der Bilder zu ergründen suchen und keine finden. Denn wer ein Bild begreifen will, muß doch auch die im Bilde verwirklichte Idee kennen. Da es sich aber jetzt nicht mehr um die Bibel oder die Odyssee, nicht um die Dichter und um die Geschichte in der Kunstdarstellung handelt, da Wissen „Bildung" vor den Gemälden und Statuen fast nichts mehr helfen, so werden sie kopfschüttelnd abziehen.

Thäten sie nur eines: Nämlich in der Natur, die sie ja hin und wieder zu sehen bekommen, nach den im Bild erschauten Stimmungen zu suchen, ja sich redlich zu mühen, die Stimmung zu finden. Wenn sie dann das durch das Kunstwerk, durch das malerische Vordenken einer Stimmung, erleichterte Schauen der Natur als Unterlage der Kunst einmal wirklich begriffen haben, dann haben sie den Schlüssel zum Kunstsinn, den sie in zwanzig Bänden Aesthetik vergeblich suchen werden. Dann wird ihnen jedes Bild schön erscheinen, das der als schön erkannten Natur entspricht. Und sie werden mit den Augen des modernen Malers die Natur durchstreifen, der sie überall, in jeder Stimmung malerisch findet, der nur aus freier Wahl bald diesem bald jenem Farbenspiele nachgeht und aus der Natur die Kunst herausholt, wie es einst Dürer wollte!

Wir leben in einer Zeit der malerischen Entdeckungen und Ueberraschungen. Mag Dagnan-Bouveret seine Madonna in grünem Laubengang malen, oder Besnard seine Sirene vor dem im Reflex des Abendrothes schimmernden Meer, oder Exner sein Adam und Eva in den gelbgrünen Reflexen des Waldes und Klinger an seiner Studie zeigen, bis zu welchem Grün im Zwielicht zwischen Mond und Feuer ein Menschenleib sich umfärbt — immer sind es die Proteste derer, die mit Entzücken künstlerisch noch nicht Verwerthetes in der Natur sahen, gegen jene, welche das Gesehene nicht als auch im Bilde schön hinnehmen wollen, die eine besondere Aesthetik für die Natur und für das Kunstwerk haben, diesem die Einseitigkeit, den Verzicht auf den Vollaccord des Tones aufzwingen wollen.

Einst sagte man von hunderterlei Stimmungen, sie seien unmalerisch, oder es sei unmöglich, sie zu malen, weil Niemand glauben würde, daß sie wahr seien — die Jungen malen diese einst verpönten „Zufälligkeiten", die doch so wenig zufällig sind, als irgend eine andere Erscheinung der Natur: Und man beginnt ihnen, sich selbst zur Freude, zu glauben!

Cornelius Gurlitt.

Notizen.

Von der von Fritz Jonas besorgten kritischen Gesammt-Ausgabe der Briefe Schiller's (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) liegen nunmehr die ersten Bände vor. Sie umfassen die Correspondenz des großen Dichters bis December 1789, also bis zu seiner Niederlassung in Jena und seiner Verlobung mit Charlotte v. Lengefeld, und gewähren einen tiefen Einblick in die Entwickelung seines Geistes und seiner äußeren Verhältnisse. Es ist ein werthvoller Ersatz für die uns vorläufig versagte vollständige Schiller-Ausgabe. Alles handschriftlich Zerstreute wird hier zu einem großen Werke kritisch gesammelt, von dem bekannten Schreiben des 13jährigen Knaben bis zu den letzten Zeilen des herrlichen Mannes. Die von Michael Bernays nachgewiesenen Verballhornungen in den ersten Abdrücken zumal der Briefe an Dalberg von 1819, deren Fehler sich wie eine ewige Krankheit durch alle seitherigen Ausgaben schleppen, hat Jonas ausgeschieden, so daß der Dichter hier überall seine unverkümmerte Sprache redet und sein eigener Lebensbeschreiber und Erklärer wird. Und welche Sprache! Auch in seinen Briefen ist Schiller eine ideale Erscheinung, selbst dort wo er tief in die menschliche Misère tauchen muß und bis in seine Geschäftsbriefe hinein, wo er sich keineswegs als unpractischer Wolkenwandler gibt, sondern oft erstaunliche Gewandtheit und Scharfblick, ja einen unerschöpflichen Reichthum an Auskunftsmitteln zeigt. Aber welch' edle Beredsamkeit überall, welch' tiefes Gemüth, welche Hoffnungsfreude und Mannesstärke in allen Lagen der Noth und Beschränkung! Goethe's Wort: „Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann", bewahrheitet sich auf's Herrlichste an Schiller's Briefen. Wir wünschen dieser schönen Gesammtausgabe die weiteste Verbreitung. Die Ausstattung ist des renommirten Verlages würdig. Vielleicht entschließt sich der Herausgeber, im Druck der Briefe die deutsche Schrift nicht mehr durch Antiqua zu unterbrechen, wo der Dichter oft nur zufällig unsere Currentschrift verlassen hat. Diese peinliche Wiedergabe wirkt störend auf den Leser und macht den Satz unnöthig bunt.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

Das Leben der Sprache

und ihre Weltstellung

von

Dr. Rudolf Kleinpaul.

Drei Bände gr.-8°. Preis brosch. M. 24.—, geb. M. 30.—.

Dieses grosse sprachphilosophische Werk liegt jetzt komplett vor. Wie der Haupttitel anzeigt, ist es dem Verfasser nicht um grammatische Tifteleien, nicht um eine Sprache, sondern um die Weltbeziehungen und um die Weltverhältnisse der Sprache als solcher zu thun gewesen, und er hat damit einer Betrachtungsweise des Volkssprachlebens, namentlich der unbewussten Hälfte desselben, Bahn gebrochen, wie sie bisher noch niemals auch nur annähernd versucht worden ist.

Soeben erschien im Verlag von **FERDINAND ENKE** in **STUTTGART**:

WUNDT, Prof. Dr. Wilhelm, LOGIK.

Eine Untersuchung der Principien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. Zwei Bände. I. Band: Erkenntnislehre. Zweite umgearbeitete Auflage. gr. 8. geh. 15 *M.*

MEYERS

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= *Soeben erscheint* =

in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text.

272 Hefte zu je 50 Pf. 17 Bände zu je 8 Mk.

KONVERSATIONS-LEXIKON

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort —

Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franko.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Busch, E., Ursprung und Wesen der wirtschaftlichen Krisis mit Angabe der Mittel ihrer Beseitigung. Preis 1 M. 50 Pf.

Mühlhausen, A., Goethe ein Sozialist?! Preis 60 Pf.

Robert, F., Zur Herrschaft der Seele. Freie Blicke in die Ver-gangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Preis 1 M. 50 Pf.

Staehely, J. A., Thales erwacht! Eine Erklärung des Wesens der Naturkräfte. Cart. Preis 2 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Neuere Dichtungen von August Sturm:

„Lied und Leben", Gedichte, Hamburg, Verlags-Anstalt.

„Donat", Drama, ebendaselbst.

„Merlin", Epos. Köhler, Gera-Untermhaus.

Soeben erschienen:

„Reinhard Iret", Schauspiel aus der Gegenwart. Naumb. a. S., Schirmer.

Die Gegenwart Nr. 15.

Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:

Die beleidigte Majestät,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

Soeben erschien:

Was sind die Freimaurer und was wollen sie?

Ein Wort zur Wehr und Lehr über

Wesen, Bedeutung, Ursprung u. Ziele der Freimaurerei.

Von einem wahrhaft deutschen Vaterlandsfreund.

5. Auflage. — 10. Tausend.

Preis Mk. 1.50.

„Kein Buch unterrichtet so offen, klar und verständlich über Wesen, Bedeutung, Geschichte und Ziele der Freimaurerei und ist dabei so interessant geschrieben, wie obiges." Dr. K. Ch.

Verlag von Emil Felber in Berlin.

Aus dem

innern Leben der Zigeuner.

Ethnologische Mitteilungen

von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Mit 28 Abbildungen.

Ladenpreis 6 Mark.

Inhalt: Krankheitsdämonen — Handarbeiten — Höhencultus — Blutzauber — Wanderzeichen, Signale und Zeichensprache — Tierorakel und Orakeltiere — Wetterprophezeiung — Feuerbesprechung — Eine zigeunerische Dichterin.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 27. Mai 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Parlamentarismus und Corruption. Von Paul Dehn. — Unzureichende Gesellschaftskunde. Von F. v. S. — Rumänische Streitschriften und Memoranden. Von Albert Schiel-Kronstadt. — **Litteratur und Kunst:** Die Londoner Tagespresse. Von Ernst Heilborn. — Offizielle Geschichte. Von Alfred Stoeßel. — Flirt. Von Curt Grottewitz. — **Feuilleton:** Impromptu. Von Siegfried Schneider. — **Aus der Hauptstadt:** Rothschild der Patriot. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Parlamentarismus und Corruption.

Von Paul Dehn.

Welche Entrüstung brach doch in der französischen Deputirtenkammer aus, als der Abgeordnete Delahaye in der denkwürdigen Sitzung vom 22. November vorigen Jahres zum ersten Male die parlamentarische Corruption auf Grund seiner Kenntniß von geheimen Schriftstücken enthüllte, als er mit dramatischer Anschaulichkeit von jenem Abgeordneten (Sansleroy) erzählte, der seine ausschlaggebende Stimme im Ausschuß für das Panamaloosgesetz in der entscheidenden Minute um 200,000 Francs an den Agenten der Panamagesellschaft (Baron Reinach) verhandelte! Man verlangte von Delahaye die Namen der Verdächtigten, der Schuldigen zu wissen. Präsident Floquet selbst erhob sich, um so allgemeine Denunciationen für unwürdig zu erklären. Allein Delahaye ließ sich nicht außer Fassung bringen. Noch nannte er keine Namen, aber er hatte die Belege in der Hand, und indem er auf sie hinwies, rief er: „Hier sind mehr als hundert! . . . Jener Finanzier verlangte fünf Millionen, um Alle, die im Parlamente käuflich waren, zu kaufen. Jeder Abgeordnete hatten seinen Tarif. Drei Millionen Francs wurden unter 150 Volksvertreter getheilt!" Es schwanken die Angaben über die Zahl der gekauften Abgeordneten und Senatoren und über die Höhe der gezahlten Beiträge. Schuldig waren die meisten, mitschuldig aber alle, sei es auch nur, weil sie die Corruption, die keine Scham mehr kannte, stillschweigend gewähren ließen. Wesentlich aus diesem Grunde mögen die angeklagten Parlamentarier, wie sie willkürlich herausgegriffen worden waren, von den Pariser Geschworenen freigesprochen worden sein.

Aron-Arton, dieser erfolgreiche Unterhändler der modernen Geldcorruption, hat gelegentlich einmal selbst erzählt, wie er es anfing, die Parlamentarier zu bestechen. Uebel würde er angekommen und zur Thüre hinausgeworfen worden sein, das wußte er, wäre er ohne Umschweife zu einem Abgeordneten oder Senator gegangen und hätte er einfach gesagt: „Sie bekommen so und so viel für Ihre Abstimmung." Dazu war doch Arton viel zu schlau und gewandt. Steht der gewünschte Abgeordnete in gutem Ruf, so läßt man sich ihm durch einen gemeinsamen Freund vorstellen. Man erzählt von der allgemeinen Wichtigkeit des Unternehmens, von dem Interesse, das man ihm entgegenbringt, man bietet eine Betheiligung an oder sagt: „Da haben Sie einen Credit. Verwenden Sie ihn, um Leute zu werben, die sich auch für das Unternehmen interessiren wollen." Kann man da von Bestechung reden? Gewiß nicht, sagt Monsieur Arton, sittlich entrüstet über dieses gehässige Wort. Man hatte sich mit Hülfe einer finanziellen Spionage Auskunft über die persönliche Lage aller erreichbaren Parlamentarier verschafft, über ihre Bedürfnisse, über ihren Vermögensstand und nicht zuletzt über ihre Schulden, und so konnte man jedem eine seinen Verhältnissen angemessene wohlberechnete Taxe bieten. Ein kleiner verschuldeter Parlamentarier ließ sich mit 1000 oder 2000 Francs abfinden, ein großer, einflußreicher Führer mußte mit Gold aufgewogen werden. Zuweilen fand ein förmlicher Handel statt und man einigte sich erst nach zähem Feilschen. Auch die Frauen spielten dabei ihre Rolle. Ein Abgeordneter hat eine putzsüchtige, verschwenderische Gattin, man zahlt ihre Schneiderrechnung. Die Frau eines anderen Abgeordneten malt. Monsieur Arton findet so großes Gefallen an den Gemälden dieser parlamentarischen Frau, daß er einige ihrer Meisterwerke um hohe Beträge anzukaufen sich beeilt. Wer wagt es, den Mann dieser Frau der parlamentarischen Corruption zu zeihen?

In wieweit ist für diese Corruption die parlamentarische Regierungsform verantwortlich zu machen?

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Corruption auch in absoluten wie in constitutionellen Monarchien vorkommen kann und thatsächlich vorkommt. Allein man wird einräumen müssen, daß hier ihrem Einflusse eine bestimmte Grenze gezogen ist, daß sie — von wenigen unrühmlichen Ausnahmen abgesehen — keine Macht gewinnt über den obersten Vertreter des Staatsgedankens, über den Träger der Krone. Der Monarch steht über den Parteien und Interessen, er ist nicht vom Parlamente abhängig und will es nicht sein, er ernennt die Minister nach seinem Ermessen und sucht sich mit ehrlichen Räthen zu umgeben, schon vom dynastischen Standpunkt aus. Aber auch aus sittlichem Pflichtgefühl ist er darauf bedacht, das Gesammtwohl zu fördern und erblickt in den Bestrebungen der Corruption zu Gunsten von Einzelinteressen feindliche Mächte, denen entgegengearbeitet werden muß. In Rußland wie in der Türkei wird seit langer Zeit über die weitgehende Corruption des Staatsbeamtenthums geklagt und mit guten Gründen. Aber wie noch sehr viel schlimmer würde es um die Verwaltung und Gesetzgebung dieser beiden Reiche bestellt sein, wie würde dort die große Corruption schrankenlos und souverän ihre Macht entfaltet haben, wenn sie nicht unüberwindlichen Widerstand an den Monarchen selbst fände, die ihrerseits nach Kräften, so weit sie es eben vermögen, den Grundsätzen von Recht, Ehre und Gewissenhaftigkeit Achtung zu verschaffen suchen und die Corruption in Schach halten! In den parlamentarischen Monarchien mit ihren Schattenfürsten und vollends in den Republiken kann die Cor-

Digitized by Google

ruption mit Hülfe der Mehrheit der Volksvertretung auch Ministerium und Regierung in ihren Bannkreis bringen, da die Machtbefugnisse des Staatsoberhauptes auf das Aeußerste beschränkt sind, in solchen Staaten kann sie sich, zunächst überall da, wo ihre Sonderinteressen in Frage stehen, zu einer geheimen Nebenregierung entwickeln, indem sie sich mit ihrer großen Geldkraft in den beständigen Kämpfen der Parteien um die Staatsgewalt auf jene Seite stellt, welche ihr die weitestgehenden Zugeständnisse macht, und für den Sieg dieser ihrer Partei den Ausschlag gibt. Floquet und Rouvier haben von der Hochfinanz eingestandenermaßen bedeutende Beträge erhalten, um den Wahlfeldzug gegen Boulanger zu führen, und nach einer Aeußerung von Constans wären bei den Wahlen von 1889 kaum zwanzig Conservative in die Abgeordnetenkammer gekommen, wenn er statt einer halben etwa drei Millionen zur Verfügung gehabt hätte. Das Uebergreifen der modernen Geldcorruption auf die Staatsregierung läßt sich nicht anschaulicher hervorheben und Schäffle trifft das Richtige, wenn er die reine Parlamentsherrschaft als einen Ausfluß der real vorhandenen sozialen Geldübermacht bezeichnet.

Der Parlamentarismus hat sich durch seine bedenkliche Verquickung mit der Corruption der Plutokratie keineswegs in Frankreich allein discreditirt. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in den südamerikanischen Republiken, in Spanien ꝛc. scheint die Corruption über den Parlamentarismus bereits die Oberhand gewonnen zu haben. Vom englischen Unterhause ist festgestellt worden, daß es gegen hundert Mitglieder zählt, welche von den großen Privatbahngesellschaften gänzlich abhängig sind und in ihrem Auftrage darüber wachen müssen, daß kein Gesetzentwurf oder Antrag durchgeht, der ihrem Verkehrsmonopol irgendwie Abbruch thun könnte. Noch vor Jahr und Tag erklärte der englische Schatzkanzler, daß er selbst Director mehrerer Actiengesellschaften sei und sich nicht darum kümmere, in wieweit andere Mitglieder des Unterhauses ähnliche einträgliche Nebenämter inne haben. Und nicht gerade überraschend sind die Enthüllungen über die parlamentarische Corruption in Rom gekommen. Wie in Frankreich so sind auch in Italien nicht nur einzelne Abgeordnete persönlich compromittirt, sondern, was die Macht der Corruption noch bedenklicher erscheinen läßt, die Regierung selbst in Gestalt jener Ministerien, welche sich von der Banca Romana ꝛc. Mittel zur Wahlagitation bewilligen ließen, mit dieser Hülfe sich am Ruder erhielten und danach genöthigt waren, gewisse Einzelinteressen auf Kosten der Gesammtheit zu begünstigen.

Trotz aller dieser Erfahrungen erblicken in Deutschland die radicalen Politiker noch immer in dem Parlamentarismus ihr Staatsideal und verlangen dessen Verwirklichung. Daran ist in absehbarer Zeit nicht zu denken. Vor zwanzig Jahren versicherte der Abgeordnete Bamberger einmal, daß die Einführung der parlamentarischen Parteiregierung in Deutschland sich nicht mehr länger als höchstens einige Jahre verschieben lasse, und er fügte begründend hinzu, daß die Minister „aus der freien Luft der größeren Welt" kommen müßten und nicht aus der „bureaukratischen Baumschule", die nur „Subalterne" erzeuge. Erst jetzt, nach den jüngsten Vorkommnissen zu Paris und Rom, wird diese Begründung recht verständlich. Man weiß, was die Plutokratie will, wenn sie Minister „aus der freien Luft der größeren Welt" verlangt, wenn sie die Praxis der Rouvier, Floquet, Freycinet ꝛc. stillschweigend billigt. Zu solcher Praxis hätten sich allerdings die „Subalternen" der „bureaukratischen Baumschule" nicht verstanden, sie lassen sich noch von „beengenden" sittlichen Grundsätzen, von Ehre, Pflicht und Gewissenhaftigkeit leiten, über die man sich in der „freien Luft der größeren Welt" nur zu leicht hinwegsetzt. Möge man in Deutschland wie bisher so auch in Zukunft das Eindringen und Emporkommen solcher Elemente zu verhindern wissen. Deutschland erfreut sich, was alle unbefangenen Kenner im Auslande übereinstimmend zugestehen, einer musterhaften, vielleicht der besten Staatsverwaltung, hauptsächlich weil es das ehrlichste und tüchtigste, in guten Ueberlieferungen fortarbeitende Beamtenthum besitzt. Dieses Beamtenthum in seiner Leistungsfähigkeit und in seinem Charakter unangetastet zu erhalten, insbesondere vor den bedenklichen Einflüssen des modernen Parlamentarismus und der modernen Geldcorruption zu bewahren, wird auch in Zukunft zu den wichtigsten Aufgaben der leitenden Kreise gehören.

Unzureichende Gesellschaftskunde.

Eine erziehlich-sozialpolitische Studie.

Den Anhängern der grundstürzenden Sozialdemokratie ist mit Recht eine „unhistorische Denkweise" vorgeworfen worden, weil sie sich über die geschichtlich gegebenen Verhältnisse des Gesellschaftsorganismus hinwegsetzen. Ihnen ähneln gegenwärtig größere Gruppen von jungen Männern gebildeten Standes insofern, als sie sich bei einem gewissen Aufstreben an einschlägige gute Ueberlieferungen nicht kehren. Da sind zum ersten jene vermeintlichen Klüglinge, welche sich dadurch eine möglichst sorgenfreie Existenz zu verschaffen, sich über die elterliche Finanzlage hinaus empor zu schnellen gedenken, daß sie eine „gute Partie" so zu sagen außerhalb der Gesellschaft suchen, nämlich durch ein Heirathsgesuch in der Zeitung. Ein solches ist den Italienern fremd; falls man nach Mantegazza's neuestem Buche „Die Kunst, eine Frau zu nehmen" urtheilen darf, scheint es in dem „Lande der Denker, Dichter und Leihbibliotheken" weit mehr, als in England und Frankreich vorzukommen. Es tauchte in Berlin vor wenigen Menschenaltern nur selten auf, findet sich gegenwärtig in zwei dortigen Zeitungen Tag für Tag sehr häufig (unter der Rubrik „Vermischtes"). Wir lassen das mit einer Personalbeschreibung versehene, muthmaßlich auf eine bloße Buhlschaft abzielende ganz bei Seite, ingleichen dasjenige, dessen Fassung einen Mangel an Bildung verräth — beispielsweise bezeichnete ein Einsender sich als „situirt", ohne anzugeben wie — sowie dieses oder jenes uneigennützige. Dann bleiben noch immer unzählige Geldfreier übrig, welche sich ohne Nennung ihres Namens öffentlich ausbieten. Das ist ein nach unseren Ermittelungen nicht zu dem gewünschten Ziele führender Weg, der im Verhältniß zu den anderweiten Abpaarungen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft immer ungewöhnlich erscheinen wird. Welche wunderliche Vorstellung müssen jene Freiwerber eigener Art von dem sog. Heirathsmarkt gewonnen haben! Wir dürfen annehmen, daß sie nur Umgang mit Männern, keinen Familienverkehr pflegen, gar nichts oder wenig von den Freuden und Leiden einer idealen Minne, von dem Liebeswerben wissen, zum Theil wohl verschuldet oder aus beschränkten Verhältnissen hervorgegangen sind, daß sie — vielleicht auf Grund unseres landläufigen Lustspiels mit seinen (durch äußere Gegensätze möglichst dramatisch gestalteten) Liebesscenen — sich einbilden, es gebe gar viele bemittelte Dämchen, die nicht innerhalb des eigenen Verwandten- und Bekanntenkreises Bewerber finden und gemüthlos oder einfältig genug sind, dem ersten Besten die Hand zum Bunde für das Leben zu reichen.

Scheinbar verschämt, in der That unverschämt zeigt sich die nicht kleine Gruppe junger vermeintlicher Feuilletonisten und Humoristen mit unanbringlichen Federthaten ohne ausreichende Kenntniß der Lesewelt und älterer Unterhaltungsschriftsteller. Das geht hervor aus den Klagen, welche von Redacteuren in literarischen Fachzeitungen über die ihnen von Neulingen eingesandten unzulänglichen Artikel (insbesondere Plaudereien über Reisen und Sommerfrischen) erhoben werden, und deutlicher noch aus dem Briefkasten humoristischer Blätter. „Was Sie für neue Scherze halten", wurde in einem solchen unlängst ein Jüngling belehrt, „sind uralte Gesprächsscherze und magere Gelegenheitskalauer" — warum holte der naive Scribent sich ein Urtheil über seine vermeintlichen Humoristika nicht lieber vorher gesprächsweise aus dem Munde einer fein gebildeten kritischen Frau ein? „Des warnenden Beispiels wegen", wurde ein aufdringlicher „cand. phil." beschieden, „setzen wir einen Ihrer Scherze an diese Stelle: Wie kommt man am

Digitized by Google

billigsten nach Italien? Man stellt eine Lampe auf den Fußboden, rutscht vorsichtig über den Brenner, und wenn man erst über den Brenner ist, so ist man auch bald in Italien." Dieser unreife, spaßhafte Student scheint die anspruchsvollen Leser eines Witzblattes mit angeheiterten Kneipcumpanen oder lachlustigen Kindern zu verwechseln. „Ein- und Ausfälle", mußte ein anmaßlicher Kiekindiewelt sich bedeuten lassen, „dieses ist die richtige Weide für literarische Dilettanten, und das schicken Sie noch unfrankirt!" — Letzteres gehört in das Gebiet der für Berlin schon von Rahel Varnhagen gerügten „Ruppigkeit." Zu Jean Paul's Zeit scheinen die Milchbärte strebsamer gewesen zu sein, als gegenwärtig. „Es gibt heutzutage", erklärt der „geniale Kleinstädter" im „Siebenkäs" gelegentlich (im Hinblick auf die beliebte Lecture der damals aufkommenden Conversationslexika), „wenig Leser, die nicht Alles verstehen, wenigstens unter den jungen . . . und diese fordern von ihren Schoßautoren, sie sollen noch mehr wissen." Das jetzige Geschlecht ist es, von dem einer unserer Schöngeister sagte: Wir sind das lesefaulste und zugleich schreiblustigste Volk.

Zu jener zweiten Gruppe gesellt sich die dritte und letzte mit ihrer Ruhmsucht, welche derjenigen des Herostrat nahe kommt. „Noch nicht hinter den Ohren trocken", heißt es in dem neueren realistischen Roman eines Münchner Autors, „wollten wir berühmt werden und die Augen von ganz Europa — oder wenigstens von unserem Stadtviertel auf uns lenken. Jeden Morgen war die erste Frage: Wie fangen wir's an? Und dabei erreichten wir zuerst, daß wir im Examen mit Pauken und Trompeten durchfielen." Demnächst überlegten die Grünschnäbel doch wiederum: ob sie zu jenem Zweck fünfactige Dramen schreiben oder eine neue Religion oder ein neues Schießpulver erfinden sollten, um der Menschheit ein ungeahntes Heil zu bringen; wenn sie sich doch einen Namen zum wenigsten durch eine neue Art von Pillen machen könnten! Einem solchen Gernegroß begegnet man ja auch in Norddeutschland häufig, während vorlängst von Jean Paul (im „Siebenkäs"), neuerdings von E. v. Hartmann gegen die Ruhmsucht geeifert wurde, von letzterem als gegen eine epidemische Krankheit der Zeit. Da die jungen Männer der drei vorgedachten Gruppen offenbar eine ausreichende Gesellschaftskenntniß bei ihrem Eintritt in die große Welt nicht besitzen, so liegt die Frage nahe: wie wirken wohl Schule und Haus, die Buchlectüre und die Sommerfrische auf sie ein und wie wäre da weiter zu helfen?

Die Schule kann unseres Erachtens nach der berührten Richtung hin wenig thun, da die meisten Lehrer überbürdet und vollauf damit beschäftigt sind, das vorgeschriebene „Pensum" an der Hand der Lehrbücher mit Dutzenden von Schülern durchzunehmen, die zum Theil eine geringe Begabung und Lernbegier haben. Wir wollen uns aber hier einmal einen nicht überlasteten Pädagogen denken, welcher in den oberen Gymnasialklassen den Zöglingen bei geeigneten Gelegenheiten lehrreiche Winke etwa von der Art der nachstehenden gibt. Handelt es sich im „Sommer-Semester" um den üblichen Ferienaufsatz: „Beschreibung eines Tages in der Sommerfrische", so empfiehlt er ihnen: eine möglichst frühe Anfertigung des ersten Entwurfs, dessen Ruhenlassen für einige Zeit, demnächstige besonnene Prüfung des Aufsatzes in stilistischer Hinsicht, unter Umständen Vorlesung an urtheilsfähige Verwandte, endlich abschließende Durcharbeitung. Will er befähigte Schüler zu einer gefälligen, witzigen Darstellung anregen, so legt er ihnen nahe, unverfängliche Dialoge von dem feinen Spötter Lucian, dem „Voltaire des Alterthums", in guter Uebersetzung zu lesen; wir erinnern in dieser Hinsicht hier nur an das ergötzliche Gespräch „Das Schiff oder die Wünsche", worin drei Athenische Bürger, vermeintliche Philosophen, als Weggenossen ihre Gedanken über begehrenswerthe Lebensgüter austauschen und von dem vierten ob ihrer Weltlichkeit verlacht werden. Gelegentlich der Lectüre römischer Klassiker weist unser Lehrer Zöglinge der obersten Klassen darauf hin, wie „Excellenz Cicero" zur Besserung seiner zerrütteten Finanzen in zweiter Ehe eine blutjunge Erbin heirathete, sich indeß bald darauf von dem ihm herzlos erscheinenden Dämchen wiederum scheiden ließ, auch wie bei Martial sich um die Tochter eines vermögenden Mannes zehn Dichter, sieben Anwälte, vier Tribunen, zwei Ausrufer bewarben — solche gelangten damals bei dem häufigen Besitzwechsel schnell zu Wohlstand — und der Vater sie ohne Besinnen einem der letzteren gibt. Im literaturgeschichtlichen Unterricht knüpft er einzelne hier interessirende biographische Notizen an die Vorweisung von Photographien namhafter Autoren aus dem Besitze dieses oder jenes jugendlichen „Sammelmeier": wie Lessing seinem jüngeren Bruder bemerklich gemacht, daß man bei Abfassung eines wirksamen Lustspiels für sich sehr ernst nachdenken müsse, wie Frau von Staël jeden ihrer literarischen Stoffe zuerst in gesellschaftlicher Conversation gründlich durchgesprochen, wie Schiller, bereits berühmt als Dichter der Räuber, weder vor den Augen seiner edlen Gönnerin Frau v. Wolzogen, noch bei seinem Verleger als Bewerber um die Hand der Tochter Gnade gefunden, weil er noch keine auskömmliche Existenz hatte.

Der durchschnittliche Familienvater von heute gelangt bei immer härterem Kampf um's Dasein auch nicht oder wenig dazu, durch dergleichen belehrende Notizen auf seine heranwachsenden Sprößlinge erziehlich einzuwirken, falls er überhaupt das geistige Rüstzeug hierfür besitzt. Bedenklich erscheint in jener Hinsicht der Fall, welchen ein großstädtischer Handelsherr in Nordamerika (irren wir nicht, in Philadelphia) als Curiosum, vielleicht als warnendes Beispiel, in der Zeitung veröffentlichte. Er lasse seine Kinder morgens bei seinem frühen Weggang zum Berufe schlafend zurück, treffe sie bei abendlicher Heimkehr schon wieder in Morpheus' Armen, sei Sonntags mit ihnen, da sie die Sonntagsschule besuchten, nur zur Mittagszeit zusammen; als er da einmal seinen gerade unartigen ältesten Sohn zur Strafe geschlagen, habe derselbe sich bei der zufällig nicht anwesenden Mutter über den Angreifer beklagt und auf ihre Frage nach dessen Persönlichkeit geantwortet: der große Herr, der am Sabbath immer bei uns zu Mittag speist. Ist es in Deutschland auch noch nicht so weit gekommen, so sehen doch die Kinder in unzähligen Haushalten werktäglich den Vater erst des Abends, und zwar zufolge der Beobachtungen eines Menschenkenners oft einen abgearbeiteten, mürrischen, verdrossenen Vater. Immer seltener werden die Fälle, wo ein Haushaupt im Alter noch Kraft, Lust und Muße hat, schriftlich die Summe seines Lebens zu ziehen, seine Erfahrungen wenigstens für seine Söhne zusammen zu stellen, nicht zugleich für weitere Nachkommen, die meist keinen persönlichen Eindruck von ihm haben.

Einst hatte der Begründer eines Fideicommisses nach einer Stifter'schen Studie dem jedesmaligen Nutznießer desselben die eigenthümliche Verpflichtung auferlegt, alle Narrheiten und Uebereilungen, welche er als jüngerer Mann begangen, aufzuzeichnen und die Schrift in einem aus rothem Marmor ausgehauenen Gemach niederzulegen; ein jugendlicher Erbe durchblättert einige derartige Bekenntnisse und ruft dann kühnlich aus: „Ubaldus und Johannes und Procopus und Julianus und wie Ihr heißt; Eure Schriften sind mir unnütz; jedes Leben ist ein neues und was der Jüngling fühlt und thut, ist zum ersten Mal auf der Welt, ein entzückend Wunderwerk, das nie war und nie mehr sein wird — aber wenn es vorüber ist, legen es die Söhne zu dem anderen Trödel der Jahrtausende und es ist eben nichts als Trödel; denn Jeder wirkt das Wunder seines Lebens auf's Neue." Stifter selbst hebt hervor, daß das Menschenherz eine natürliche Scheu hat, den dunklen Spuren eines Anderen nachzugehen, auf denen er zu Schuld und Unglück wandelte. Hierzu kommen bei Ueberlieferungen aus älterer Zeit Veränderungen in den Sitten, z. B. in der Neuzeit der Wegfall des von Eltern auf Kinder ausgeübten Heirathszwanges, kommt im vorliegenden Fall der Satz: Gut gibt Muth, aber oft Uebermuth. Bei den Italienern lieferte einen Beleg für Letzteres neuerdings der junge Herzog von Sciarra durch unsinnige Verschwendung, Maitressenwirthschaft, Verkauf von werthvollen Gemälden aus einer fideicommissarisch festgelegten Gallerie; wir lassen ähnliche bei uns vorgekommene Fälle aus Discretion unberührt. Die Thor-

Digitized by Google

heiten jener Goldjugend, welche nicht Fenster genug finden kann, um das Geld hinaus zu werfen, werden durch die moderne, auf Neuigkeiten gerichtete Tagespresse leicht ruchbar, steigern bei der großen Menge in der sozialpolitisch erregten Gegenwart den Klassenhaß gegen die sog. Besitzenden; sie sollten von den Vätern und Verwandten schon im öffentlichen Interesse auf ein möglichst geringes Maß zurückgedrängt werden. Wer Schulden macht, hat in der Jugend nicht gelernt, seine Abende zu Hause zuzubringen, sie mit Lectüre auszufüllen.

Der Durchschnittsjüngling von heute liest neben den Robinsonaden, den Familien-, Ritter-, Räuber- und Sensationsromanen, welche seine Einbildungskraft beschäftigen, beliebte Biographien. Durch diese fördert er aber mehr seine Geschichtskenntniß, als seine Gesellschaftskunde. So übergeht das verdienstliche Rogge'sche Werk „Kaiser Wilhelm der Siegreiche, sein Leben und seine Thaten für das Volk und die Jugend dargestellt" begreiflicher Weise des Prinzen Wilhelm innige Neigung zu der — schließlich von Staatsrechtslehrern nicht für ebenbürtig erachteten — älteren Tochter des bekannten Faust-Componisten Fürsten Radziwill.*) Der große Herrscher läßt sich der aufstrebenden Jugend nicht nur durch dieses zarte Verhältniß und dessen Ergebnißlosigkeit menschlich nahe bringen, sondern auch durch den Umstand, daß er mit seiner rührenden Genügsamkeit und Sparsamkeit mehrere Millionen Mark ansammelte und hierdurch die reiche Ausstattung seiner Enkelinnen, der Töchter seines Sohnes, ermöglichte, während seine Gemahlin ihm nur 50,000 Thaler, also 150,000 Mark als Mitgift eingebracht hatte. Vergeblich sucht man in Lebensbeschreibungen von „Unserem Fritz" eine seinen haushälterischen Sinn charakterisirende Zeitungsnachricht aus seiner schlesischen Sommerfrische; gab er doch am Schluß derselben einem Dorfoberhaupte auf die Frage, ob er noch ein Bad besuchen werde, eine Antwort des Inhalts: Was denken Sie, lieber Schulze, wenn ich als Familienvater mit dem Landaufenthalt zu Ende bin, dann ist das Geld auch ausgegangen. Unsere aufstrebende männliche Jugend erführe durch Herrscher-Biographien sicherlich eine wesentliche Förderung in der Gesellschaftskunde, wenn sie darin anhangsweise über die Schattenseiten des vom Gernegroß gar sehr beneideten fürstlichen Berufs aufgeklärt würde, und zwar auf Grund der einschlägigen Festrede von E. Curtius, dem einstigen Lehrer Kaiser Friedrichs III. Bereits in dem Anrecht auf die Krone liege, wird dort ausgeführt, ein Verzicht auf die mancherlei Reize unseres Privatlebens: die Lust des frischen Wagens, die ersten Erfolge der auf sich selbst angewiesenen Kraft, der Wettkampf mit fröhlichen Genossen, welche mit uns die Palästra betreten, die wachsende Befriedigung im selbstgewählten Beruf. „Wie der Mensch von Natur beschaffen ist, erscheint die äußere Nöthigung wie eine Wohlthat, wie ein Sporn, dessen die Meisten nicht entbehren können, um die volle Leistungsfähigkeit zu entwickeln." Der fürstliche Beruf verlange eine Kenntniß des menschlichen Lebens nach allen Richtungen, und doch sondere er von der Gesellschaft ab und erschwere die Anschauung dessen, was unter den Menschen vor sich geht. Der Herrscher sei äußerlich verwöhnt wie ein Sonntagskind und werde mit Ansprüchen umdrängt, denen keine menschliche Kraft gewachsen. „Denken wir endlich daran, wie Frevelmuth und Wahnsinn die Häupter der Fürsten immer vorzugsweise zu ihren Zielpunkten machen, so tritt uns der Fürstenberuf bei allem Glanz, der ihn umgibt, als ein vorzugsweise schwerer und als ein Leben voll Entbehrungen und Gefahren entgegen."

Mit dem vielfach biographirten Fürsten Bismarck berührt sich das Durchschnittsherrchen vielleicht nur in der Fehlliebe zu irgend einer Haustochter; wäre diese Erfahrung des damaligen Landjunkers in den Lebensbeschreibungen erwähnt, so könnte es daraus schon zeitig die bei Schiller gestreifte Lehre für Gründung eines häuslichen Herdes ziehen. Die Selbstbiographie des genialen Finanzmannes und Alterthumsforschers Schliemann enthält wenig über sein schnelles Emporkommen durch Indigohandel, und gar nichts über seine Verheirathung mit seiner ersten Frau, von welcher er sich nach Zeitungsmeldungen in Nordamerika scheiden ließ. „Die Thorheiten der Väter sind für die Söhne verloren", erklärte der Altmeister einmal am Abende seines Lebens bei Gelegenheit einer damals eben erschienenen Sammlung seiner Gespräche; vermuthlich dachte er hierbei an „Widersacher, Weiber, Schulden", vielleicht auch an die ersten Aufsätze. Als Schiller 1789 von Jena aus brieflich mit seiner zukünftigen Gattin und Schwägerin den phantastischen Einfall seiner erneuten Dramaturgen-Anstellung bei dem Theater zu Mannheim erwog, schrieb er ihnen: bei dieser Stadt falle ihm allerdings ein, daß sie ihm manche Thorheiten zu verzeihen hätten, die er zwar vor der Zeit ihrer beiderseitigen Bekanntschaft beging, aber doch beging — ohne Zweifel fand er nachmals keine Veranlassung, dieselben seinen Sprößlingen mitzutheilen.

Wenn der Vater den Kindern auch seine Jugendsünden verschweigt, so vermag er bei einiger Muße doch, ihnen gute Rathschläge für ihr Aufstreben zu ertheilen und sie auf die Lebenserfahrungen Anderer aufmerksam zu machen. Für ihr etwaiges praktisches Schriftthum sollte er ihnen den bildenden Gedankenaustausch in einem offenen Hause mit dessen im besten Sinn des Worts gemischter Geselligkeit empfehlen, welche beispielsweise einst im Hause des berühmten Aegyptologen Lipsius manche Geisteshelden anzog und fruchtbringend anregte. Sind die erwachsenen Söhne etwa Partienjäger, so mag der Vater ihnen die Umdrängung der einstigen Verlobten des Dichterfürsten vorhalten, welche die Auslese der Goldjugend von Frankfurt am Main ähnlich einer Circe in zahmes Federvieh zu verwandeln schien: „O wie sie hüpfen, laufen, trappeln, mit abgestumpften Flügeln zappeln, die armen Prinzen allzumal in nie gelöschter Liebesqual.

„Wie hieß die Fee? — Lili — fragt nicht nach ihr,
Kennt Ihr sie nicht, so danket Gott dafür."

Ist er mit dem biographischen Schriftthum von Madame Roland, Carlyle und Brandes bekannt, so läßt er siegesgewisse Herrchen nachlesen: wie jene Revolutionsheldin als Fräulein Philipon eine ganze Reihe von Freiern, einen nach dem andern, bekorbte, wie Cromwell als Vertreter seines zu verheirathenden ältesten Sohnes mit dem Gutsbesitzer Mayor, dem Vater einer gottesfürchtigen Tochter, über die Ehepacten der jungen Leute zwei Jahre lang (mit Unterbrechungen) verhandelte, weil jedes der beiden Familienhäupter behauptete, daß der andere Theil mehr für den jährlichen Unterhalt des Paares beizusteuern vermöge — ein unter Grundeignern noch heute nicht ungewöhnlicher Fall — wie der berühmte Freischaarenführer Lützow nur eine reiche Frau ehelichen wollte, in den Vermögensverhältnissen seiner Gattin sich in Folge der Verschwendung ihres Vaters getäuscht sah, vor dessen Tod sich von ihr scheiden ließ und einen traurigen Lebensabend hatte.

Väter und Söhne scheinen selbst in der geschäftsfreien Sommerfrische nicht zum Lesen von Geschichtswerken der hier berührten Art oder zum praktischen Studium der Gesellschaftskunde zu gelangen. Hunderte von Badegästen spazierten in Westerland-Sylt, wie Frau Wilhelmine beschreibt, auf dem Sande, saßen in Körben oder sonnten sich, platt ausgestreckt; „viele gruben Kuten in den Sand, worin sie hausen, die Wälle mit Fähnchen bepflanzt, oder bauten Festungen, wie die Kinder" — welche rührende Harmlosigkeit! Der Schwiegersohn der Frau Buchholz, ein praktischer Arzt, ergab sich in einer „Kute" dem Kartenspiel, während sie selbst und Großpapa Quenglhuber (ein ihr von ihrer Romfahrt her bekannter Kunstgeschichtsforscher) die Kinder bei deren Beschäftigungen überwachten und ihre eigene Tochter und die seinige Strandwanderungen unternahmen. Der Held in Spielhagen's Vergnügungscommissar begiebt sich nach Interlaken, nach einer

*) Noch im Jahre 1824 betrachtete man dies Verhältniß als ein so aussichtsvolles, daß der Hohenzollernsproß auf einem Hoffest von einer Pilgerin bei Vertheilung kleiner Scherzgedichte mit folgendem Vers bedacht werden konnte, welcher auf seiner Herzensdame Aufenthalt in Schlesien Bezug hatte:

Wenn der Frühling wiederkehrt,
Kommen auch die Nachtigallen,
Doch die besten, die man hört,
Sollen um den Künast schallen.

Digitized by Google

im Bergwald belegenen Kaltwasser-Heilanstalt zu einer Kur und findet, daß die Badegesellschaft von Tannenberg größtentheils aus Heerdenmenschen besteht, d. h. aus Menschen, die sich nur in Gemeinschaft von Ihresgleichen glücklich fühlen. In Briefen an einen Freund spottet er über die ihm natürlich auch langweilig erscheinende Mittagstafel, über die Nachmittags bei schlechtem Wetter zu Stande kommenden Pfänderspiele und über die sonstige Trennung der beiden Geschlechter von einander. Der jugendliche, auf sich gestellte Gutsbesitzer (von der Insel Rügen), macht des Nachmittags bei Regen einen Spaziergang durch den nahen Wald und liest des Abends auf seinem Gastzimmer Reuter's „Ut mine Stromtid". Indeß kommt es in der Folge dahin, daß er auf Betrieb einer neckischen Schönen zum Mitgliede des Vergnügungs-Ausschusses neben zwei würdigen Kaufleuten aus benachbarten Städten gewählt wird, sich für jene Dame interessirt und mit ihr verlobt. Des Arztes, wie des Landwirthes Bedürfniß nach Erholung und Stärkung entspricht wohl einer Verallgemeinerung des Satzes: während der einen Hälfte des Lebens opfern wir die Gesundheit, um Geld zu erwerben — „Ich bin selber ein reicher Kauz, aber des lieben Geldes hat man nie genug", sagt schon Kotzebue's „Pachter Feldkümmel" — während der anderen Hälfte des Lebens opfern wir das Geld, um die Gesundheit wiederzuerlangen, mittlerweile geht Gesundheit und Leben von dannen. Im Nothkampf um dieses scheinen sich unsere Bildungs-Proletarier denjenigen des heutigen Athen zu nähern, wo die meisten Studenten ob ihrer Mittellosigkeit als Diener, Aufwärter, Laufburschen ihr Dasein fristen, zum mindesten jenen in der Schweiz und Nordamerika, die während der großen Ferien in Bade- und Kurorten als Kellner lohnenden Verdienst suchen und sich hierbei mehr Weltkenntniß aneignen, als mancher deutsche (immer nur mit Seinesgleichen verkehrende) Musensohn. Reist letzterer doch auch meist in Gemeinschaft Anderer, was ihn oft abhält, Gedankenaustausch mit zufälligen Gefährten und mit Leuten aus dem Volke zu pflegen.

Wenn unsere aufstrebenden jungen Männer von heute gemeinhin bei einer anstrengenden Tagesarbeit durch Schule und Haus, durch Lectüre und Erholungsaufenthalt nicht zu ausreichender Gesellschaftskunde gelangen, so wäre ihnen solche vielleicht auf anlockende Weise als billige Abendunterhaltung darzubieten: durch einschlagende gehörig erläuterte Bilder (etwa Illustrationen zu den obengedachten Fingerzeigen eines betriebsamen Pädagogen, eines lehrhaften Vaters) in kleineren Theatern und zwar mittelst jenes in der Berliner Urania von jeher angewandten Schattenwerfers oder Skioptikons, dessen Hermann Grimm sich neuerdings bei seinen kunsthistorischen Universitätsvorlesungen mit Erfolg bedient. Um das soziale Steigen und Absterben von Familien, die ja doch die Grundlage der Gesellschaft bilden, der großstädtischen, meistentheils ganz in der Gegenwart lebenden Bevölkerung zu illustriren, könnte mit dem lehrreichen Stammbaum der Goethe und Schiller etwa eingesetzt werden. Er versinnlicht uns zweier Geschlechter Uebergang von der Handarbeit zur Kopfarbeit, ihr Uebertritt aus dem erwerbsfreudigen Mittelstande, mit seinem frischen, fröhlichen „Drauflosheirathen" in den bedächtigen, meist auf sein Gehalt angewiesenen Beamtenstand und in ein kastenartiges Adelthum, sowie als Abschluß ihres Emporkommens ihr Erlöschen. Hieran ließe sich ein zweitheiliges Bild anreihen: eine Weihnachtsfeier von Goethe's Großvater und eine von seinen Enkeln. Wir sehen links den Frankfurter Schneidermeister, nunmehrigen Gasthalter in dem ihm durch seine zweite Frau zugebrachten Wirthshaus „Zum Weidenbusch", umgeben von Gattin und einer fröhlichen Kinderschaar, rechts die beiden baronisirten Enkel des Dichters als vergrämte Junggesellen in dem Mansardenzimmer des Weimarschen (sonst ganz von Sammlungen des Altmeisters eingenommenen) Goethehauses von einer alten Haushälterin bedient. Eine Darstellung von „Lilis Park" würde die Umdrängung einer „guten Parthie" durch Herrchen in's Licht setzen. Ein Conterfei der Frau von Staël (als Verfasserin des Buches über Deutschland) wäre zu begleiten mit einer Hinweisung auf die oben gestreifte Art ihrer Schriftstellerei, als gegensätzlich zu der einsamen literarischen Production vieler Federhelden von heute. Für die erste der drei oben erwähnten Gruppen von jungen Männern empfehlen sich besonders Illustrationen zur ersten Erzählung in Dora Dunker's Büchlein „Heirathsgesuch und andere Inserate", deren Held, ein Versicherungsbeamter, auf Grund seiner „Annonce" einige Dutzend Angebote heirathslustiger Personen — neben Brieflein von Spottvögeln — erhält, bei einem Wesen, dessen orthographisches Schreiben allein ihm gefiel, unliebsame Erfahrungen in jeder Hinsicht machte und schließlich seiner Frau Wirthin Töchterlein heimführte. Die Bilder, welche auf kleinen Glasplatten photographisch für das mit elektrischem Licht gespeiste Vergrößerungsglas fixirt werden müssen, ließen sich ohne große Schwierigkeit beschaffen.

Vorführungen der fraglichen Art erscheinen auch dazu geeignet, die Gesellschaftskunde der vermeintlich allein werkthätigen Bevölkerung zu fördern, auf welche zu Eingang angespielt wurde. Recht lehrreich für sie wäre: Der Girondisten letzte Fahrt (zur Hinrichtung) von Piloty und Robespierre's Sturz im Nationalconvent von Adamo (in der Berliner Nationalgallerie). Bei einem Conterfei der Madame Roland, welche bekanntlich zu Paris hingerichtet ward, könnte ihrer Aufzeichnungen über ihre Bekorbungen von Geldfreiern gedacht, auch darauf hingedeutet werden, wie spät diese einzige Tochter eines braven, zuletzt verarmten Kupferstechers, sich mit einem soliden älteren Junggesellen verheirathete; es ist ein Gegensatz zu dem leichtsinnigen Heirathen vieler junger Leute von heute. Bietet die Schaubühne für Gesellschaftskunde nicht nur gute Compositionen, sondern auch wohlstilisirte Erläuterungen — vielleicht aus dem Munde einer trefflich declamirenden Schauspielerin — so könnte sie sogar zahlreiche ältere, bis zum Abend beschäftigte Männer gebildeten Standes (Aerzte, Kaufleute, Rechtsanwälte u. s. w.) anziehen, denen es die — ihnen durch des Tages Last und Hitze versagte — Buchlectüre einigermaßen ersetzen würde. Unter solchen Umständen unterbreiten wir unseren idealistischen Vorschlag der Beurtheilung des „heute regierenden Publikums." F. v. S.

Rumänische Streitschriften und Memoranden.

Von Albert Schiel-Kronstadt.

I.

Als vor einigen Monaten König Karol von Rumänien von seiner Auslandsreise in die Heimath zurückkehrte, wurde ihm an der Grenzstation Predeal auf der Höhe des Tömöspasses ein festlicher Empfang bereitet. Minister, höhere Offiziere und andere Würdenträger waren erschienen, um den König zu begrüßen und die Bukarester Universität hatte 200 Studirende zu demselben Zwecke entsendet. Diese Deputation war zur Begrüßung des Königs erst zugelassen worden, nachdem sie das Versprechen abgegeben hatte, in ihrer Ansprache jede panrumänische Anspielung, die als eine Herausforderung Ungarns aufgefaßt werden konnte, zu unterlassen. In der Ansprache wurde diese eingegangene Verpflichtung correct eingehalten; als aber der Sprecher der Deputation zum Schlusse dem König ein Bouquet überreichte, dessen Schleife die Inschrift trug: „Die Universitätsstudenten — Sr. Majestät Karol I. König der Rumänen", brach die Deputation in jubelnde Hochrufe aus.

Der „Pester Lloyd", der über diesen Vorfall mit all seinen Nebenumständen berichtete, stellt der rumänischen Regierung und dem König Karol selbst das Zeugniß aus, in der ganzen Angelegenheit dem Nachbarstaate gegenüber sich in loyalster und taktvollster Weise benommen zu haben. Auch die Arrangeure der Demonstration, die Studenten, werden als Leute, die in jugendlich unbesonnenem Feuereifer gehandelt hätten und eigentlich nicht verantwortlich seien, ziemlich glimpflich behandelt. Verantwortlich sei das gesammte rumänische Unter-

Digitized by Google

richtswesen, welches, statt dafür Sorge zu tragen, der Jugend gediegene Kenntnisse zu überliefern und in ihr den Sinn für das Ideale zu pflegen, dieselbe, beim Gymnasium beginnend, auf der Hochschule fortsetzend, in den Strudel wüstesten Parteilebens hineinzerre und die Pflege der Phrase, des Chauvinismus und unklarer, radikaler Theorien begünstige. Jeder, der rumänische Schulen und Schüler kennt, wird dieser verurtheilenden Bemerkung zustimmen; eigenthümlich ist es nur, daß derselbe „Pester Lloyd" diese Bemerkung macht, der, wenn ungarische Studirende, seien es nun Hochschüler von Budapest oder Klausenburg, oder gar nur Gymnasiasten, in ähnlicher und noch schärferer Weise demonstrirend sich in Angelegenheiten hineinmischen, die sie nichts angehen und für die ihr Verständniß nicht ausreicht, die höchste Befriedigung empfindet, daß die Jugend an politischen Fragen so rege und verständnißvolle Theilnahme bekunde. —

Etwa zu derselben Zeit, da diese Predealer Demonstration stattfand, hat ein Theil der Bukarester Universitätsjugend in anderer Weise von sich sprechen gemacht. Da haben, so wird berichtet, zehn Studirende eidlich sich verpflichtet, ihr ganzes Leben der Sache ihrer unterdrückten Nationsgenossen im Ausland zu weihen. Als nun durch einen russischen Agenten diesem Decemvirat die Mittheilung gemacht wurde, die russische Regierung sei gerne erbötig, die für antimagyarische Demonstrationen und Agitationen nöthigen Gelder zur Verfügung zu stellen, begab sich der Präsident des Zehnerbundes zum russischen Gesandten und wies dessen Geldanerbieten entrüstet zurück: sie arbeiteten nicht bloß für die Befreiung der ungarischen Rumänen, sondern auch für die der bessarabischen. —

Auch jener Bemerkung des „Pester Lloyd", die derselbe über die Predealer Demonstration macht, kann man zustimmen, indem man sie auch auf das zweite, oben angeführte Factum ausdehnt: man dürfe derartigen Ereignissen nicht allzu große Bedeutung beilegen, aber sie auch nicht unterschätzen, weil sie Stimmung und Gesinnung jener Kreise kennzeichneten, die in der Zukunft berufen seien, Stützen des Staates und des Rechtes zu sein. Ja man kann hinzufügen, daß gerade in so jungen Staatswesen, wie das rumänische, deren Bevölkerung ihrer großen Mehrzahl nach so wenig allgemeine Bildung und politische Schulung besitzt, und die sich deswegen so gern der Leitung solcher Personen anvertraut, welche diese Bildung und Schulung besitzen oder wenigstens zu besitzen scheinen — die Gesinnung der Universitätsjugend geradezu als Gradmesser der Gesinnung des ganzen Volkes angesehen werden kann und auch von leitenden Kreisen deswegen nicht unberücksichtigt gelassen werden darf. Aus diesem Grunde verdient der Broschürenkampf, der im letzten Jahre zwischen rumänischen und ungarischen Studenten geführt wurde, Beachtung, eine größere Beachtung, als ihm sonst zukommen würde.

Eröffnet wurde der Streit durch die „Denkschrift der Universitäts-Studirenden Rumäniens über die Lage der Rumänen in Ungarn und Siebenbürgen". Dieselbe verfolgt ausgesprochener Weise die Tendenz, sich an das „Publikum der Universitäten oder richtiger an das Parlament der europäischen Intelligenz" zu wenden. Eine solche Parteischrift hat natürlich in erster Linie die Absicht, Stimmung zu machen, die Stimmung zu gewinnen; man wird also von ihr ruhige, sachliche Unbefangenheit nicht verlangen können, man wird es sogar entschuldigen, wenn diesem Parteizweck zu Liebe die Thatsachen in besonderer Gruppirung und Beleuchtung dargestellt erscheinen. Die rumänische Denkschrift macht aber von diesem Rechte einen zu weitgehenden Gebrauch. Dieselbe enthält so viele Uebertreibungen und Unrichtigkeiten, daß dadurch die Wirkung der sonst geschickt abgefaßten Schrift wesentlich beeinträchtigt wird. Selbst wer die Verhältnisse nicht kennt, wird beim Lesen an vielen Stellen das Gefühl haben, daß die Behauptungen, so ohne alle Belege hingestellt, unwahrscheinlich sind, und er wird gegen die Darstellung Mißtrauen empfinden. Dieses Mißtrauen wird durch den Ton der Broschüre, der im Allgemeinen anständig und würdig gehalten, doch gar zu sehr an Selbstüberhebung und Hochmuth dem Gegner gegenüber leidet, gefördert. Wer Sätze liest: „Wir Rumänen sind wohl Sprößlinge des Südens, aber nichts destoweniger verbleiben uns die Merkmale der westlichen Cultur und Lebensart. Zum Westen allein blicken wir mit Zuversicht." Wer einige Seiten weiter die Magyaren als „aus dem Mittelalter in unsere Zeit hineingeirrte Rückständler" charakterisirt findet, der muß sich sagen, daß der erste Satz, selbst wenn man allen Fortschritten der Rumänen in den letzten Jahrzehnten volle Anerkennung angedeihen läßt, doch nur als Ausdruck des Wunsches und Strebens Berechtigung hat; und die zweite Bemerkung etwas gar zu cavaliermäßig wegwerfend aburtheilt. Es hätte zumindest dieses scharfe Urtheil auch schärfer begründet werden müssen.

Auf diese Denkschrift der Rumänen haben natürlich die Academiker Ungarns eine Antwort gegeben und auch Gregor Moldovan, Professor an der Universität Klausenburg, ein magyarisirter Romäne und darum in ganz Ungarn wohl die von den Romänen bestgehaßte Person, fühlte sich berufen, seinen ehemaligen Nationsgenossen in scharfer Weise den Text zu lesen. Wir unterlassen eine Charakteristik dieser Erwiderungen, weil ihr Gegenstand außerhalb des Rahmens dieser Abhandlung steht. Auch erwähnen wir nur der Vollständigkeit wegen, daß neuerdings unter dem Titel: „Die romänische Frage in Siebenbürgen und Ungarn" die romänischen Studirenden Ungarns auf die Antwort ihrer magyarischen Collegen replicirt haben. Wir können uns die Besprechung dieser Schrift um so eher erlassen, als dieselbe nichts Wesentliches enthält, was nicht schon, klarer und gründlicher, in jenem Documente enthalten wäre, das in Ungarn einen solchen Sturm des Hohns und Unwillens entfesselt hat, und dessen Inhalt ich nun in seinen Hauptzügen skizziren will; ich meine jenes Memorandum der ungarländischen Rumänen, das eine Deputation in Wien dem Kaiser-König überreichen sollte und dessen Annahme aus staatsrechtlichen Gründen abgelehnt wurde.

Bevor ich aber mich diesem Memorandum zuwende, will ich noch erwähnen, daß beiden rumänischen Universitätsdenkschriften ethnographische Karten beigelegt sind, in welchen von der unteren Donau und dem schwarzen Meere bis zu dem Randwall der östlichen Karpathen und über denselben hinaus bis in die Nähe der Quellen des Pruth und Sereth, dann von dem mittlern und untern Dnjester bis zu den ungarischen Städten Temesvár, Arad, Großwardein und über dieselben hinaus das romänische Gebiet als eine geschlossene Masse erscheint, in der, inselartig, im mittleren und östlichen Siebenbürgen das Gebiet der 200,000 Siebenbürger Sachsen und der etwa ebenso starken Székler schwimmt. Trotz dieser Karten, die man beinahe als Drohung oder als Programm auffassen könnte, wird selbst in der Bukarester Denkschrift ausdrücklich erklärt, daß die Studirenden der Bukarester Universität mit den inneren Angelegenheiten ihrer Nachbarn sich nicht befassen wollten und könnten. Eine solche Erklärung, gerade von jungen Leuten abgegeben, die am ehesten geneigt sind, in möglichster Ausbreitung ihres Staates und Volksthums chauvinistischen Patriotismus zu bethätigen, ist immerhin werthvoll als Beweis dafür, daß gegenwärtig wenigstens eine rumänische Irridenta, die Idee eines Panrumänenthums nicht existirt und daß jenes Decemvirat, das von Rußland Bessarabien, von Oesterreich-Ungarn die Bukowina, Siebenbürgen und fast das ganze Gebiet ostwärts der Theiß und von allen anderen Nachbarstaaten kleinere Theile fordert, sich vorderhand mit der Ausarbeitung seiner weit reichenden Pläne im Stillen befassen muß, bevor es zur Durchführung derselben öffentlich schreiten kann.

II.

Und nun will ich in Folgendem den Gedankengang jenes Memorandums entwickeln.

Das romänische Volk, vertreten durch die in Hermannstadt am 20. und 21. Januar 1892 versammelte Wählerconferenz erklärt, daß es dem Reichstag und der Regierung kein Vertrauen entgegen bringen könne und daß es auch dies-

Digitized by Google

mal von seinem Rechte, Vertreter in den Reichstag zu wählen, keinen Gebrauch machen wolle. Die Romänen haben mit Besorgniß der in den Jahren 1866–68 auf dualistischer Grundlage erfolgten Umwandlung des Regierungssystems entgegengesehen, weil im Leben eines Staates jeder Versuch einer retrogressiven Entwickelung, die einmal verliehene Rechte zurücknimmt, ein gefährlicher Fehler ist; aber sie haben als ordnungsliebendes Volk und im Vertrauen auf die väterliche Fürsorge Sr. Majestät sich dem neuen Sachverhalt unterworfen. Trotz der feierlichen Versprechungen, alle Nationalitäten durch die Respectirung der einmal erworbenen Rechte zufrieden zu stellen, ist jedoch in Ungarn mit dem neuen Regierungssystem ein Rassenregiment inaugurirt worden und das Streben, dem magyarischen Volke die nationale Hegemonie zu sichern, hat dem ganzen constitutionellen Leben in den letzten 25 Jahren das charakteristische Merkmal aufgedrückt. Obwohl durch das historische Recht, das siebenbürgische Staatsrecht, die Grundgesetze, die pragmatische Sanction, die Autonomie Siebenbürgens gesichert erschien, in welcher Autonomie das romänische Volk die Garantie seiner nationalen Existenz erblickte, ist diese Autonomie durch die Union Siebenbürgens mit Ungarn vernichtet worden. Und zwar ist diese Union beschlossen worden von einem Landtage, auf welchem die Romänen in keiner ihrer Bedeutung und Zahl entsprechenden Weise vertreten waren, von einem Landtage, der zusammengesetzt war auf Grund von Gesetzen, die der Zeit des finstersten Feudalismus entstammen, von dem Se. Majestät in der Thronrede vom 15. Juni 1863 selbst erklärte, daß ein so zusammengesetzter Landtag gar nicht als die wahre Vertretung des Volks angesehen werden kann.

Durch den Dualismus und die Union in den Besitz der Staatsgewalt gelangt, hat das magyarische Element, mit Außerachtlassung der Interessen des Staates, nur den Zweck der nationalen Hegemonie und der magyarischen Unificirung verfolgt und alle seither geschaffenen Gesetze sind ein Zeugniß für das Fortschreiten auf dieser Bahn, vor Allem das Wahlgesetz, das Gesetz über die Gleichberechtigung der Nationalitäten, die Unterrichtsgesetze, das Municipalgesetz, das Preßgesetz und die Agrargesetze.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Die Londoner Tagespresse.

Von Ernst Heilborn.

Am ersten März des Jahres 1711 kündigte sich in London eine neue Tageszeitung an. Sie trat im Rahmen einer Novelle hervor: Ein junger Gentleman, der fleißig studirt und ein gut Theil von der Welt gesehen haben sollte, und der darauf verzichtete, im Leben selbstthätig handelnd eine Rolle zu spielen, um dem Leben der Anderen als ein überall Unparteiischer zusehen zu können, war der Held der Novelle. Er berichtete, was er Tag für Tag beobachtete und erlebte, was ihm in dem Treiben der Londoner Straßen auffiel und was er in den Theatern, in den Kaffeehäusern, an der Börse Bemerkenswerthes sah. Seine und seiner Genossen Erzählungen bildeten den alleinigen Inhalt jener Tageszeitung. Ihr Name war: „The Spectator“.

Durchblättern wir heutzutage die acht, nicht allzu starken Bände jener Zeitung, so muthet es uns an, als wäre sie in der Hauptstadt irgend eines Märchenreiches erschienen. Wie hat sich das Alles im Laufe jener 180 Jahre geändert! Wie anders die Londoner Zeitungen von heute mit ihrem nervösen Durcheinander von All und Jedem, mit ihrer kühlen Thatsächlichkeit! Kein Zweifel: der Telegraph hat die Poesie der Tagespresse getödtet.

In der Politik hat die Tagespresse ein neues Leben gefunden! Nicht ursprünglich eine Tochter der Politik, warf sie sich ihr mehr und mehr in die Arme. Und dieser Prozeß ist auch heute noch nicht abgeschlossen. Es bedarf nur des Vergleiches des verhältnißmäßig unentwickelten deutschen Zeitungswesens mit dem höchstentwickelten Englands, um das Fortschreiten des Prozesses augenfällig zu machen. Massingham's neues Buch: The London Daily Press*) erleichtert diesen Vergleich.

Die Geschichte der großen englischen Zeitungen ist die Geschichte der Wandlungen englischer Politik in den letzten fünfzig Jahren. Es war im Jahre 1865, daß „Daily News“ in einem Artikel Gladstone als den Mann bezeichnete, der allein geeignet sei, die Führerschaft der liberalen Partei zu übernehmen. Seit der Zeit hat das englische Blatt seine Sache mit der Gladstone's identificirt: es hat ihm zu seinen Siegen verholfen und hat seine Schicksale getheilt. Im Laufe der Jahre wurde Gladstone „the grand old man“, und „Daily News“ kann sich heute rühmen, die weitverbreitetste liberale Zeitung der Erde zu sein. In dieser bedingungslosen Identification der eigenen Sache mit der eines politischen Parteiführers steht aber „Daily News“ unter den englischen Zeitungen ziemlich allein da. Das Bestreben fast aller geht darauf hinaus, sich von der Beeinflussung der Parteileitung frei zu machen, sich über dieselbe zu stellen. Als Gladstone zum ersten Male home rule brachte, fiel die andere große liberale Zeitung, „Daily Chronicle“, von ihm ab. Dieser Abfall wurde für Gladstone selbst entscheidend. Aber wiederum entscheidend griff „Daily Chronicle“ dadurch in sein Schicksal ein, daß es 1889 die sozialen Fragen in seinem Sinne zu lösen suchte. Ganz ebenso sah die Times-Redaction stets ihren Stolz darin, unabhängig von jedweder Fraction die Stimmung der herrschenden Klassen auszusprechen. Und vom „Standard“, der anfänglich von der conservativen Parteileitung inspirirt wurde, erzählt man, daß sein Redacteur eines Tages — obwohl das Blatt conservativ blieb — die ihm zugesandten Notizen dem betreffenden Abgeordneten mit den Worten zurückschickte: „Sehr geehrter Herr! Erst wünsche ich Sie gehängt zu sehen!“

Das große, entscheidende Ereigniß in der Geschichte des englischen Zeitungswesens war der Dockstreik des Jahres 1889. Damals galt es zuerst, den sozialen Fragen gegenüber Stellung zu nehmen. Die Art und Weise, in der das geschah, wurde für das Schicksal der betreffenden Blätter ausschlaggebend. „Pall Mall Gazette“ gewann ihren bedenklich erschütterten Einfluß wieder. „Daily Telegraph“, das Blatt des conservativen Bourgeois, ging auf die sozialen Fragen weitläufig und mit der Arbeiterpartei sympathisirend ein, und vertiefte dadurch seine ohnehin bedeutende Einwirkung auf die Massen. „Daily Chronicle“ aber wurde durch eine fortlaufende Reihe bedeutsamer sozialer Artikel zum Arbeiterjournal par excellence. Und dieser Kampf der Tagespresse war das Vorspiel, besser die Vorbereitung, auf den unmittelbar folgenden politischen Kampf, aus dem Gladstone als Sieger hervorgehen sollte. Wann wird sich die deutsche Presse ähnlichen Einflusses auf den Gang der Tagesereignisse rühmen können?

„Ich bin Journalist geworden, gnädiges Fräulein. Ich gehöre zur Zunft. Wer dazu gehört, kann den Ehrgeiz haben, witzig oder bedeutend zu schreiben; was darüber hinausgeht, ist nicht für uns.“ So der deutsche Journalist Gustav Freytag über deutsche Journalisten. Und Massingham schreibt: „Ich habe, wenn ich meine „Times“ lese, nicht den Eindruck, die Stimme irgend eines Unbekannten zu hören, der bei seiner mitternächtigen Studierlampe sitzt: ich höre die Ansichten der Leute, welche ich in dem Eisenbahncoupee erster Klasse treffe, an der Börse, im ersten Rang der Londoner Theater, auf den grünen Bänken des Parlaments, in den Citypalästen und in den kühlen Villen am Meeresstrande.“ Man kann den Unter-

*) The London Daily Press, by H. W. Massingham. London, The Religious Tract Society.

Digitized by Google

schied zwischen deutscher und englischer Journalistik kaum besser kennzeichnen. Ursache und Wirkung fallen seltsam zusammen: der deutschen Presse fehlt das Lebensvolle und Maßgebende, weil ihr die Macht abgeht, und die Macht geht ihr ab, weil ihr das Lebensvolle und Maßgebende fehlt. Deshalb hier so viel Reflectionen und Betrachtungen, wo dort aller Nachdruck auf dem Thatsächlichen liegt, und das Thatsächliche in jenem sicheren Stile berichtet wird, den nur das Leben gibt, und dessen sich nur der bedienen kann, der sich der Wirkung seiner Worte gewiß ist. Neben der englischen Presse nimmt sich die deutsche aus, etwa wie ein suchender Jüngling neben einem fertigen Manne.

Zum größten Theil liegt die Ursache davon in der Verschiedenheit der politischen Verhältnisse beider Länder. England ist und bleibt das Eldorado der Politik, weil politische Interessen von Alters her dem ganzen Volke an's Herz gewachsen sind, und ein jeder Engländer das Gefühl hat, in seiner Weise an der Regierung des Landes theilnehmen zu können. Auch nationale Eigenthümlichkeiten kommen in Betracht. Es liegt etwas frisch Thatkräftiges im englischen Naturell. Man hat im Inselreiche noch immer gar kein Verständniß für Decadence, man hat noch immer sehr wenig Vorliebe für Reflection. Mit jovialem Humor das Leben anfassen und es zu etwas bringen: das sind die Ideale des jungen Engländers von heute, wie sie es zu Shakespeare's Zeiten waren. Dieser thatkräftig practische Zug, vereint mit ausgeprägtem Natursinn und jenem stets wandelnden, ewigen Humor gibt auch der englischen Literatur ihr eigenthümliches Gepräge. Will die englische Kritik ihr höchstes Lob ertheilen, so sagt sie: „it is strong work."

Noch ein Drittes, scheinbar ganz Aeußerliches, scheint mir hinzuzukommen, die Londoner Tagespresse zu dem zu machen, was sie ist.

In deutschen Familien gibt es am Morgen eine behagliche Frühstückstunde. Man liest in Ruhe seine Zeitung, man theilt sich das Neueste gegenseitig mit, man findet wohl auch ein Viertelstündchen für das Feuilleton. In England ist die Tageseintheilung eine andere. Familienzusammensein und Erholung gehören dem Abend an. Am Morgen ist Alles Unruhe und Hast. Der Cityman steckt die Zeitung in die Tasche, um sie auf der Bahn oder im 'bus zu durchfliegen. Für weitläufige Erörterungen und Betrachtungen fehlt da Zeit und Stimmung. Zum Theil also deshalb möglichstes Sichbeschränken auf das Thatsächliche, zum Theil deshalb der knappe, präcise Stil. Was der Londoner Tagespresse abgeht: tieferes Eingehen auf Kunst, Wissenschaft und geistige Interessen, ersetzen Wochen- und Monatsschriften.

Die wichtigsten und zugleich eigenthümlichsten Factoren in der Redaction einer großen englischen Zeitung sind der Spezialcorrespondent und der Kriegscorrespondent. Die „Times", 1788 gegründet, war in den ersten Jahren ihres Bestehens ein nichtssagendes Localblatt: sie wurde ein Weltblatt, als Crabb Robinson als Pariser Specialcorrespondent in ihre Dienste trat. In kurzen Zügen ein Bild davon zu geben, was das politische, geistige, gesellschaftliche Leben einer Weltstadt ausmacht, ist die mit jedem Tage neu erstehende Aufgabe: sie wird von englischen Journalisten in mustergültiger Weise gelöst. Diese Correspondenzen, die den maßgebenden Blättern durchweg telegraphirt werden — die „Times" hat täglich von 9 Uhr Abends bis 3 Uhr Früh in Berlin, Paris und Wien einen für sie reservirten Draht — erheben sich oftmals über den Werth von Tagesmittheilungen zu dem, politisch und culturell wichtiger Kundgebungen. Es ist für englische Verhältnisse charakteristisch, daß der Pariser Correspondent der „Daily News" — eine Dame ist. Mrs. Crawford gilt für einen der besten Spezialcorrespondenten unserer Zeit.

Die populärste Figur der Londoner Tagespresse ist der Kriegscorrespondent. Fragt man in London nach den Namen bekannter Journalisten, so werden einem zumeist solche genannt. Das ist seltsam. Das Volk, welches Dank der insularen Lage seines Landes am wenigsten genöthigt ist, große Kriege zu führen, bringt Schlachten und Gefechten, militärischen Dingen überhaupt, das lebhafteste Interesse entgegen. Vielleicht lebt in den Engländern von heute noch etwas von dem trotzig kriegerischen Geist des angelsächsischen Stammes. Ein großer Theil der Londoner Bevölkerung aber — ich wenigstens konnte mich dieses Argwohns nie entschlagen — betrachtet diese Dinge als eine Art von Sport. Aufregender als andere Sports, aber darum — desto willkommener. Es läßt sich nicht verkennen, daß die allgemeine Wehrpflicht bei den Völkern des Continents in so fern segensreich gewirkt hat, als sie uns eine derartige, kindlich inhumane Auffassung unmöglich gemacht hat.

Sonderbare Leute, diese englischen Kriegscorrespondenten! Kipling, der in Indien halb und halb selbst zu ihnen gehörte, hat mit seinem ausgeprägten Wirklichkeitssinn überzeugende Portraitzeichnungen von ihnen geliefert. Nicht in erster Linie Schriftsteller, sind sie nach Neigung und Charakteranlage Abenteurer. Sie wissen mehr oder weniger alle, daß ihre mit Lebensgefahr verknüpfte Arbeit End aller Enden nur dazu da ist, den niedrigen Instinkten der Londoner Volksmasse zu fröhnen. Aber es lebt etwas in ihnen vom Geiste der alten germanischen farenden diet. Längst gewöhnt, ihr Leben humoristisch aufzufassen, finden sie den einen großen Genuß darin, in körperlichen Anstrengungen und muthigem Aufsspielsetzen des Lebens mit zu thun und zu thaten. In dem Leben eines der Männer, die Kipling schildert, gibt es ein Moment, worüber er selbst nicht spottet, das ihm heilig ist. Man sollte denken, es handelt sich um eine künstlerische Conception oder um einen literarischen Erfolg. Nichts von alledem. „So oft er darüber grübelte, daß sein Leben hätte besser sein können, sein Einkommen größer, seine Seele um ein Beträchtliches reiner, fand er seinen Trost in dem einen Gedanken: »ich ritt mit Bredow's Brigade bei Vionville!« Es kommt auf ganz dasselbe hinaus, wenn Massingham schreibt: „Wie Archibald Forbes („Daily News") macht Mr. Burleigh („Daily Telegraph") schon äußerlich den Eindruck des genialen Kriegscorrespondenten. Sein energisches, scharfgeschnittenes Gesicht, seine breiten Schultern, seine eiserne Gestalt künden den Mann, dem die Schlacht eine Wollust ist. Wahrscheinlich gibt es keinen Kriegscorrespondenten, der die Gemetzel, die Beschwerden, das Elend eines Feldzuges mit größerem Enthusiasmus beschrieben hätte."

Im Guten wie im Bösen eben ist die Londoner Tagespresse ein Spiegelbild des Londoner Publikums. Sie ist es in höherem Grade, als man es von der irgend einer anderen Nation sagen kann. Die vox populi ist in England stärker als anderswo zu Lande. Und die Presse ist bemüht, dieselbe voll und ganz zum Ausdruck zu bringen — auch dadurch, daß sie dem Publikum in freigebigster Weise ihre Spalten zur Erörterung irgend einer Tagesfrage öffnet. Aber eben deshalb ist auch die politische Machtstellung und die starke, politisch erziehliche Wirksamkeit der englischen Presse nur eine directe Folge der politischen Reife des englischen Volkes. —

Mit einem unserer bekanntesten Anglicisten führte mich die tägliche Arbeit in London zusammen. Aeußerte ich meine Bewunderung über englische Einrichtungen, so pflegte er zu antworten: „Gedulden Sie sich. In hundert Jahren sind wir in Deutschland ebenso weit."

Sieht man von den nationalen Eigenthümlichkeiten ab, so scheint das auch auf die englische Presse im Vergleich mit der unsrigen Anwendung zu finden: sie macht den Eindruck, um etwa hundert Jahre gereifter zu sein.

Gedulden wir uns. —

Offizielle Geschichte.

Glossen zur Münchner Historiker-Versammlung.

Von Alfred Stoeßel.

Ein ungewöhnlich starker Schneefall hatte die Straßen mit einem fußtiefen Teppich belegt, und gedämpft nur klang das Rollen der Wagen hinauf in die weiten Räume des Ar-

Digitized by Google

chives eines k. k. österreichischen Ministeriums, in dem ich als junger, eifriger Historiker damals meine drei, vier Stunden täglich Acten aus der Zeit Ferdinands II. excerpirte. Die fleißig bediente Dampfheizung verbreitete eine behagliche Wärme, und die Beamten des Archivs hatten eine kleine Pause gemacht inmitten ihrer nicht allzu anstrengenden Beschäftigung und besprachen eifrig die allerneuesten Ereignisse. Selbstredend stand das Wetter im Mittelpunkte der Unterhaltung; aber auch von der Arbeitlosigkeit war die Rede, die ja in den großen Städten zur Winterzeit regelmäßig ungezählte Opfer fordert, und einer der Beamten erzählte, wie es einem seiner Schützlinge, einem braven und rechtschaffenen Manne, trotz der wirksamsten Protection nicht möglich sei, eine Stelle selbst als Schneeschaufler zu erlangen, weil schon so und so viel Hunderte Bewerber vorgemerkt wären.

Die Geschichte gab mir damals viel zu denken. Mitten in meine Studien vergangener Jahrhunderte war mir beinahe im vollsten Sinne des Wortes hier die brutale Misère unserer Zeit hineingeschneit, und über dem „Rauschen und Rollen der Begebenheiten" des Tages habe ich nachher den Kaiser Ferdinand und seine Schulden und meine historischen Studien überhaupt lange Zeit vergessen.

Die Geschichte aber fiel mir wieder ein, als ich jüngst von dem Historikercongreß las, der vom 5. bis zum 7. April im Saale der Königl. bayr. Akademie zu München tagte. An die Thüre der stillen Gelehrtenstube hatten mit hartem Finger die Herren des Tages gepocht, auf daß der einsame Forscher über dem Suchen nach Wahrheit die „Forderungen der Zeit" ja nicht übersähe und die Wissenschaft sich endlich auf ihre Aufgabe besinne, Mitstreiterin zu sein in dem so lange und leider ach so erfolglos geführten Kampfe gegen die Sozialdemokratie. Auf der berühmten Schulconferenz zu Berlin war das Kuckuksei gelegt worden, und in Form von drei Thesen machte der Elbinger Gymnasialdirector Professor Martens den Versuch, es dem Historikercongreß unterzuschieben, damit es von diesem ausgebrütet werde. Denn daß die Geschichtswissenschaft bei Weitem nicht das erfülle, was jeder Einsichtige, der „die einschlägigen Thatsachen bewußt unter dem sozialpolitischen Gesichtspunkte" betrachtet, der in der Sozialdemoratie nichts weiter als den leibhaftigen Gottseibeiuns zu sehen gewohnt ist, mit einigem Anrechte von ihr erwarten könnte, gab ja lange schon zu Klagen Anlaß, und nicht geringeren Verdruß verursachte es, daß der Unterricht allzu willig den Spuren der Wissenschaft folgte und nur in bescheidenem Maße gut zu machen sich bemühte, was Jene unterlassen. Und so war es denn kein Wunder, daß man auf jener oben erwähnten Conferenz in Folge einer Anregung von hoher Stelle sich mit dem Gedanken trug — Professor Kropatschek, der reactionäre Kreuzzeitungsredacteur hat es in München verrathen — die Schule ganz von den Fesseln der pflichtvergessenen Wissenschaft zu lösen und durch einen in usum Delphini abgefaßten offiziellen Leitfaden der neueren Geschichte, der obligatorisch an den höheren Lehranstalten eingeführt werden sollte, der deutschen Jugend endlich Mittel und Wege zu weisen „zur Bekämpfung der Sozialdemokratie auf dem Grunde des verantwortungsvollen Staatsbewußtseins."

Aber nicht immer fallen allerhöchste Anregungen auf so fruchtbaren Boden, wie bei dem Elbinger Schuldirector, der mit volltönenden Worten nicht gespart hat, um die Frage des Historikercongresses: „In wie weit hat der Geschichtsunterricht zu dienen als Vorbereitung zur Theilnahme an den Aufgaben, welche das öffentliche Leben der Gegenwart an jeden Gebildeten stellt?" im Sinne jener Richtung zu beantworten, die auch den Geschichtsunterricht sich dienstbar machen möchte, um in „systematischer und auf eine bestimmte Gesinnung hinzielender Weise" auf die Jugend einzuwirken. Die erste Versammlung deutscher Historiker hat es nicht nur abgelehnt, die These von der Bekämpfung der Sozialdemokratie durch die Geschichtswissenschaften, aus der ich eben einige Sätze wörtlich citirte, in Verhandlung zu nehmen, sie hat auch in allen übrigen Punkten durch ihre Zustimmung zu den von Professor Stieve aufgestellten Thesen just das Gegentheil von dem als ihre Meinung zu erkennen gegeben, was Professor Martens als Zweck und Ziel des Geschichtsunterrichts bezeichnet hat.

In den Thesen des Elbinger Schuldirectors heißt es: „Der Geschichtsunterricht wird seiner Aufgabe, für das öffentliche Leben vorzubereiten, gerecht, wenn es gelingt, das Staatsbewußtsein als die allbeherrschende, verantwortungsvolle Pflicht gegen den Staat zu lehren und zum unverlierbaren Besitzthum des Einzelnen zu machen." Die These des Professor Stieve aber, der die Versammlung in seltener Einmüthigkeit beigetreten, lautet: „Der Geschichtsunterricht kann und soll nicht in der Weise als Vorbereitung zur Theilnahme an den Aufgaben des öffentlichen Lebens dienen, daß er in systematischer oder auf eine bestimmte Gesinnung hinzielender Weise für dasselbe vorbereitet, sondern er hat zu dem angegebenen Zweck lediglich diejenigen geschichtlichen Kenntnisse zu übermitteln, welche zur späteren Theilnahme am öffentlichen Leben befähigen und Interesse für diese Theilnahme anregen." Einen schüchternen Versuch Professor Stieve's, Director Martens durch einen Schlußsatz ein klein wenig entgegenzukommen, in dem es hieß, daß dieses Interesse für die Theilnahme am öffentlichen Leben „insbesondere durch Erweckung der Vaterlandsliebe und eines strengen Bewußtseins der Pflicht gegen den Staat" angeregt werden möge, hat die Versammlung jedoch zurückgewiesen und den Passus gestrichen.

Viel und nicht ohne Berechtigung ist in letzter Zeit gegen den deutschen Professor geeifert worden und den verderblichen Einfluß, den er übt; daß ihm aber auch gute Seiten anhaften, hat sich in diesen Beschlüssen des Münchener Congresses erfreulich doch gezeigt. Freilich, die „Koryphäen" der historischen Wissenschaft sind gerade der Versammlung fern geblieben, und für ihre Gesinnung ist dieses Fernbleiben bezeichnend genug. Es hat eben nicht Jedermann den Muth, seiner Ueberzeugung rückhaltlos Ausdruck zu geben, zumal wenn diese Ueberzeugung in directem Widerspruche zu einem allerhöchsten Willen steht, und um so seltener ist er bei denen, die in Folge der Bedeutung ihrer Stellung mehr als Andere den controlirenden Blicken von „oben" her ausgesetzt sind. Aber die 105 Historiker des Münchener Congresses haben diesen Muth gehabt und haben es frank und geradezu ausgesprochen, daß sie die Freiheit der Forschung sich nicht rauben und die Wissenschaft nicht mißbrauchen lassen wollen zu politischer Tendenzmacherei.

Die Thatsache an und für sich ist erfreulich, ob eine Selbstverständlichkeit auch nur durch sie ihre Bestätigung findet: daß die Wahrheit oberstes Prinzip aller Wissenschaft bleiben soll und muß. Verwunderlich aber bleibt es immerhin, daß der warme Vorkämpfer der Idee, die Geschichte in den Dienst seiner politischen Partei zu stellen, Prof. Martens selbst, das Ungeheuerliche eines solchen Versuchs eingesehen und seine Thesen zu Gunsten derjenigen des Professor Stieve, seines Gegners, zurückgezogen hat. Die Thatsache an und für sich ist erfreulich. Aber da es sich, wie gesagt, nur um eine Selbstverständlichkeit handelt, so wäre die Sache nicht so vieler Worte werth, wenn Axiome selbst, wie wir gesehen haben, in den Augen gewisser Herren nicht neuer Stützen bedürften, sobald Parteileidenschaft ihnen die Blicke trübt, und wenn an diesem Beispiel es sich nicht wieder zeigte, wie ihnen das, was sie als das schwerste Unrecht an anderen rügen, sofort zum Rechte wird, sobald sie selbst es begehen. Janssens freilich auch von reactionären, nebstbei aber von streng katholischem Standpunkt geschriebene „Deutsche Geschichte", die Luther und den Reformatoren stark zu Leibe rückt, wird in allen protestantischen Kreisen als ein Monstrum von Geschichtsfälschung hingestellt; aber ein „zur Bekämpfung der Sozialdemokratie auf dem Grunde des verantwortungsvollen Staatsbewußtseins" angefertigter Leitfaden für den Geschichtsunterricht ist ein herrliches Ding, das man nicht sehnlich genug sich wünschen, nicht laut genug preisen kann. Und so kann es einen auch nicht weiter in Erstaunen setzen, daß in allem Ernste der Versuch ventilirt wurde — denn das Centrum muß ja geschont werden — den Geschichtsunterricht getrennt für die einzelnen Confessionen zu ertheilen. Die Geschichte wäre demnach nur noch Glaubenssache und nicht mehr eine durch mehr oder min-

Digitized by Google

der sichere Zeugnisse überlieferte Reihe von Thatsachen, und sie zerfällt in katholische, protestantische, jüdische, griechisch-unirte und nicht unirte und muhammedanische Universalgeschichte. Und nur die weitere Fortsetzung in dieser Linie wäre es, wenn der Geschichtsunterricht in Zukunft auch je nach dem politischen Bekenntnisse der Eltern getrennt ertheilt werden würde. Kinder von Vätern, die sich zu dem Programme des letzten conservativen Parteitages bekennen, erhalten gegen Vorweisung der Abonnementsquittung der entsprechenden Zeitungen, auf die ihre Herren Eltern subscribirt haben, ihre eigene patentirt conservative Geschichte vorgetragen, dürfen eventuell auch bei antisemitischen Geschichtsstunden hospitiren; beileibe aber nichts von den historischen Unterweisungen ihrer nationalliberalen oder Centrumscollegen erfahren, während freisinnige Knäblein nur nach einem von Herrn Richter noch abzufassenden Geschichtskatechismus unterrichtet werden dürfen.

Die Sache ließe sich ergötzlich noch weiter ausspinnen; aber wir wollen es an den gegebenen Andeutungen genug sein lassen, die ja hoffentlich hinlänglich zeigen, wohin es führt, wenn Wissenschaft unwissenschaftlich und dilettantisch angefaßt wird. Als ob die Geschichte nicht täglich und allerorten, in der Schule, wie in Büchern geradezu genugsam gefälscht würde und nicht nur dort, wo solche Fälschungen unwissentlich unterlaufen, aus der Einseitigkeit der menschlichen Natur erfließen. Denn ungewollt selbst wird eine starke Individualität, sei es als Forscher oder als Lehrer seinem Stoffe seinen besonderen Stempel als Tendenz aufdrücken, und ein Franzose wird bei allem Streben nach Objectivität die Geschichte von 1870 anders schreiben oder vortragen, als ein von dem gleich redlichen Bemühen geleiteter Deutscher dies zu thun im Stande wäre.

Aber es ist noch immer nicht genug, und nicht genug ist es, daß ein immer weiter um sich greifender Byzantinismus und Servilismus da, wo er es am wenigsten dürfte, in der Schule, in falsch verstandenem Patriotismus ohnehin hier und dort seine Orgien feiert, und daß Wissen und Fähigkeit des Lehrers nur zu oft in den Augen seiner vorgesetzten Behörde weit weniger Anwerth finden, als bloße Gesinnungstüchtigkeit. Die Thatsache ist wohl kaum abzuleugnen; denn wie sonst wäre Professor Kaufmann dazu gekommen, dem Congresse eine These vorzulegen, welche lautet: „Unerläßliche Vorbedingung für eine gedeihliche Erfüllung der Aufgaben des Geschichtsunterrichts ist, daß auf die Lehrer keinerlei Druck von politischen oder kirchlichen Behörden geübt wird.“?

Ob die Männer, die daran sind, das Danaidenwerk der Schulreform zu verrichten, durch die Selbverständlichkeitsbeschlüsse der Hundertundfünf zu München sich davon werden abhalten lassen in der begonnenen Richtung fortzufahren, ob sie auf den Warnungsruf der Männer vom Fache hören, oder mit dem ganzen Eigensinn des Dilettanten alles daran setzen werden, ihrem Willen Geltung zu verschaffen? Ob sie fortfahren werden, aus den Tempeln der Wissenschaft und der Schule mit roher Hand die Wahrheit zu vertreiben und der Fälschung mit tiefen Bücklingen die Thore zu öffnen, um doch nur just das Gegentheil von dem zu erreichen, was sie bezwecken, die Stärkung der Sozialdemokratie, anstatt ihre Zerschmetterung? Denn je toller und plumper die Fälschung ist, desto eher wird sie als solche sich kenntlich machen und damit ihre Wirkung verfehlen; sie wird die Achtung vor denen, die sie in die Welt gesetzt, untergraben, die Theilnahme für diejenigen aber erst recht erwecken, zu deren Nachtheil sie ersonnen ward.

In dem Jahrhunderte währenden Kampf zwischen Kirche und Staat ist bis auf unsere Tage die Kirche noch immer Siegerin geblieben; und wahrlich, es ist ihr auf schlau ersonnene Lügengewebe, auf ein paar Fälschungen und Entstellungen nicht angekommen. Es war nicht immer die Wahrheit, die sie mit tausend Zungen verkündete, und schon lange ist es nicht die Lehre desjenigen, in dessen Namen sie zu sprechen vorgibt, die sie allerorten predigt; sondern ein mit kluger Berechnung und für ganz besondere Zwecke zusammengestellter und zurechtgestutzter Katechismus, dem nur der Zaubername des großen Menschheiterlösers noch als Aushängeschild dient. Aber die Kirche ist Siegerin geblieben über den Staat, und nun scheint es, als wolle dieser bei seinem glücklicheren Gegner in die Schule gehen und mit denselben Waffen denjenigen zu Leibe rücken, die an seine Vollkommenheit nicht glauben wollen und an seinen Fundamenten zu rütteln wagen. Was ihm unbequem ist und was gegen ihn spricht, möchte der moderne Staat gar zu gerne aus den Büchern der Geschichte hinwegwischen und nur das darin stehen lassen, was seinen Zwecken dient. Aber er vergißt dabei eins: wie nämlich immer neue Propheten auferstanden gegen die verfälschte Lehre, und wie sie mehr als einmal den ganzen stolzen Bau beinahe zum Stürzen gebracht haben, bis geschickte Baumeister durch allerlei Reparaturen ihm für einige Zeit nothdürftig wieder größere Festigkeit gegeben. Die Ankläger der modernen Staatsordnung hat kein noch so kräftiger Bannstrahl zum Schweigen bringen können; glaubt man sie nun wirklich durch einige schwächliche Büchermacher mundtodt zu machen und durch einen Leitfaden der offiziellen Geschichte?

Flirt.

Stimmungsbild aus Paris.

Von Curt Grottewitz.

Vor ein paar Jahren erschien ein Roman von Paul Hervieu mit dem Titel: „Flirt“. Das Wort tauchte zum ersten Male in der Literatur auf, und es wurde sofort mit derselben Anerkennung aufgenommen wie das Werk, das ihm Salonfähigkeit schuf.

Die Londoner Damen wissen, wie wahrscheinlich alle Damen der Welt, sehr gut mit dem Fächer umzugehen. Sullivan's Mikado hat es denen, die es noch nicht wußten, gelehrt, wie viel gute und schlimme Gedanken, Liebe und Haß und Koketterie die Frauen in die Bewegung ihres Fächers zu legen wissen. Besonders die Koketterie, die nichts ernst nimmt, die spielt und sich unterhält, versteht das zierliche, flitternde Ding gar geschickt zu handhaben. Es geht dann zuweilen von dem Fächer, besonders wenn er schnell zusammengeklappt und aufgerissen wird, ein raspelnder, flirrender Laut aus: Flirt nennen es die Engländer und Flirt hat man bald angewandt, um jene flanirende kokette Liebelei zu bezeichnen, die spielt, scherzt und spielt, und nie zu einem Ziele oder Abschlusse kommt.

Das Wort drang herüber nach Paris, wie denn überhaupt gegenwärtig so viele englische Ausdrücke des höheren Luxus und der Convenienz — five o'clock, garden-party, lunch u. s. w. — in der Seinestadt zum guten Ton gehören. Zunächst wurde es natürlich auf den Boulevards colportirt, bis Hervieu es literaturfähig machte. Flirt ist ein sehr tüchtiger Roman; er steht an Feinheit der Beobachtung den Bourget'schen Romanen gewiß nicht nach, ja er übertrifft dieselben vielleicht noch an Echtheit der Farbe, des Fin-de-siècle-Duftes der Pariser vornehmen Gesellschaft. Es geschieht nichts in dem Roman, es soll immer eine Menge geschehen, aber es kommt zu nichts. Es sind Ansätze zu schweren Liebesconflicten, zu leichten Liebesabenteuern, aber weder die einen noch die anderen kommen zu einem Culminationspunkte. Die Personen sind so rückgratslose, theils in Convenienzen erstarrte, theils durch übermäßigen Genuß blasirte, im Ganzen so kraftlose, decadente Gestalten, daß sie sich nie zu einer ernsten, leidenschaftlichen That aufraffen können, vielleicht nicht einmal aufraffen wollen.

Der Geist des Flirt aber zieht sich nicht nur durch die Gesellschaft, wie Bourget und Hervieu sie schildern, er scheint in gleicher Weise seit einiger Zeit die junge französische Literatur zu durchwehen. Flirt ist das Wort, das auch die gegenwärtige Dichtung charakterisirt. Nach den Hochfluthen der französischen Literaturbewegung in den achtziger Jahren macht sich eine gewisse Erschlaffung geltend. Nicht als ob die Strömung stille stände, im Gegentheil heben und senken sich eine Unmenge von Wellen auf dem Flusse der französischen Dichtung, allein

Digitized by Google

die Wellen sind kleiner, kraftloser, sie zucken und flirren, aber es ist keine echte Leidenschaft in ihnen, keine Größe und stürmische Gefährlichkeit; viel schillernden Nippesprunk zeigt die heutige Literatur, aber keine Faustgestalt.

Die Großen, an deren Namen sich der Literaturaufschwung der letzten Jahrzehnte knüpft, schweigen still; Daudet, E. de Goncourt lassen nicht viel mehr von sich hören, Maupassant's Kraft ist für immer dahin, Zola und Bourget aber haben ihren Höhepunkt bereits erreicht. Ihre letzten Werke sind nicht gerade weniger hervorragend als ihre früheren, aber sie sind auch nicht besser als jene, bezeichnen also keinen Fortschritt.

Um den Fortschritt, um die Weiterführung von Frankreichs Literatur bemühen sich eine Menge jüngerer Schriftsteller. Unter ihnen gibt es zunächst eine Gruppe, die in der Tradition des Naturalismus wandelt, die vollständig Dogmatiker des Naturalismus geworden sind. An Kraft den Meister nicht erreichend, ersetzen sie durch Uebertreibung aller seiner Schwächen die Stärke, die ihnen abgeht. Durch eine Presse begünstigt, die den Instinkten der Masse schmeichelt, huldigen sie entweder einer naturalistischen Pikanterie oder einer nüchternen Plattheit. Die Romane der Tagesjournale sind heutzutage fast alle naturalistisch, wie sie früher die Richtung Feuillet-Ohnet pflegten, bei der jetzt die Familienblätter stehen.

Alle bedeutenden, wirklich ernsten Schriftsteller erkannten bald, daß Zola den Höhepunkt in seiner Kunstrichtung bedeute. Ihn zu übertreffen, ihm auch nur gleich zu kommen auf seinem Gebiete, war unmöglich, weil er darin das erreicht, was zu erreichen war. Wie die moderne Welt mit ihren Menschen und Dingen uns erscheint, uns nach ihrer äußeren Form erscheint, das hat er wie keiner zu sagen und zu zeigen vermocht.

Aber Zola beschränkte sich auf die groben äußeren Formen. Die Fortbildung seiner Kunst ergab sich daher ohne Weiteres. Und wirklich sind auch alle selbständigen Nachfolger des großen Naturalisten darin einig, daß es nicht genüge, bei der Außenseite stehen zu bleiben, sondern daß es jetzt Hauptaufgabe der Dichtung sein müsse, auch die Innenseite des modernen Lebens zu erschließen.

In der Auffassung dieser Innenseite sind nun freilich die einzelnen Dichtergruppen sehr verschiedener Meinung. Diejenigen, deren Ansicht den meisten Einfluß gehabt und die mehrere vorzügliche Werke geschaffen haben, sind die Psychologen. Ihnen kommt es darauf an, die einzelnen Regungen der Seele in anatomischer Genauigkeit zu schildern. Bourget ist der bekannteste und hervorragendste unter den Dichtern dieser Richtung. Man kennt seine Art, jede Aeußerung seiner Personen mit einem langen Commentar und einer raffinirten Analyse zu versehen. Die Aeußerung selbst, die formelle Thatsache, ist ihm nebensächlich, aber die psychologischen Einzelheiten, die zu jener führten, beschäftigen ihn im weitestem Maße. Was von Bourget gilt, das bezieht sich mehr oder weniger auf alle Psychologen, Paul Hervieu, Eduard Rod, Maurice Barrès, Octave Mirbeau u. s. w. Sie erreichen nicht seine Höhe, wenn sie auch schon darin meist geschickter sind als er, daß sie Erzählung und psychologischen Commentar besser mit einander zu vereinen wissen. Bei einigen geht der psychologische Gesellschaftsroman, wie ihn Bourget und Hervieu pflegen, schon mehr in eine leichte Salonlectüre über. So ist Paul Margueritte's letzterschienenes Buch „Sur le retour" schon recht banal und salop, ein echter Flirtroman. Ein nicht mehr junger, aber noch sehr rüstiger Hauptmann besucht auf einer Urlaubsreise seinen Bruder und lernt bei ihm die Nichte von dessen Frau kennen. Er verliebt sich in das noch sehr junge Mädchen, während sie von seiner schüchternen Liebe nichts ahnt. Der einfache wackere Hauptmann, der niemals mit den Damen zu verkehren verstanden, schämt sich seiner Neigung und kämpft mit sich sehr schwere Kämpfe. Zum ersten Male blickt er in diese Welt der Liebesabenteuer, und es entsetzt ihn, wie er bemerkt, daß sein Bruder intim mit einer anderen Frau verkehrt. Die Aufregung dieser Tage und eine Erkältung ziehen ihm, der niemals krank war, ein Nervenfieber zu, das ihn daran erinnert, daß er alt geworden ist. Er sagt sich, daß das junge Mädchen ihn niemals lieben werde, daß die Verbindung mit ihr ein Unding sei, und kehrt in seine ferne Garnisonstadt zurück. Der Roman ist sehr flüssig und elegant geschrieben, er ist in eine Unmenge von kleinen Kapiteln zerlegt und in jedem Kapitel steht — was? — ein kleines Nichts, ein wenig Sensation, ein wenig Melancholie, ein wenig Geplauder, Flirt! Flirt! . . .

Mehr als nach der leichten Seite hin entwickelt sich die psychologisirende Literatur nach der grüblerischen, ungesunden Richtung. Man suchte immer mehr Feinheiten in der psychologischen Analyse, man kam zu Subtilitäten, zu Abnormitäten. Auf der anderen Seite fordert der Versuch, alles haarklein zu erzählen und genau zu definiren, die Gegenwirkung heraus, das aufzusuchen, was undefinirbar und unerklärlich ist. Sodann aber sehnte man sich aus der Nüchternheit des Naturalismus heraus nach neuen, nie vorher empfundenen Sensationen und Gefühlen. Aus diesen drei Wurzeln entspringt die Dichtung, die man mit dem Namen Decadence, Symbolismus, Occultismus u. s. w. belegt hat.

Man kann die Vertreter dieser Richtung heutzutage nicht mehr unter einem einzigen Programm vereinigen. Es lassen sich bereits mehrere Gruppen von ausgeprägter Individualität unterscheiden. Da sind zunächst die Lyriker aus der Schule von Paul Verlaine und Stephan Mallarmé. Die beiden Meister, deren eigentliche Wirkungszeit schon in die achtziger Jahre und noch früher fällt, waren durch Schopenhauer in ihrem Gedankenkreise und durch Wagner in ihrem künstlerischen Gefühle beeinflußt worden. Sie sangen von Leid und Herzensweh in einer Rhythmik, die, barock und rebellisch, an Instrumentalmusik erinnerte, in Versen von oft dunkeln, seltenen Worten. Es drückte sich darin eine unendliche Sehnsucht und Trauer aus, und doch trafen sie die echten Gefühle des Herzens. Der jüngere Nachwuchs der beiden Meister steht bei weitem nicht auf ihrer Höhe. Es sind sehr viele Namen, die sich um Verlaine und Mallarmé scharen, aber keiner hat es zu einer großen Bedeutung gebracht. In „La Plume", „Art et Critique" und einigen anderen Zeitschriften begegnet man zwar sehr häufig den Gedichten dieser pessimistischen Lyriker, es ist manches gute Körnchen darin, aber auch hier ist viel Gezwungenes, viel Gemachtes und Erkünsteltes, zu viel Flirt und zu wenig echte Leidenschaft.

An Verlaine und Mallarmé schlossen sich in vieler Beziehung auch die eigentlichen Symbolisten an, diejenigen, für die das Wort „Symbol" das Stichwort ihrer Kunst ist. Sie streben danach, alle Ereignisse unter dem Gesichtspunkte eines Gleichnisses zu betrachten. Man wirft ihnen sehr oft vor, daß sie nichts Neues wollten, daß jede Kunst ein Gleichniß des Lebens sei. Allein darin klammert man sich wieder zu sehr an das Wort. Was die Symbolisten möchten, ist, einen Totalitätsbegriff, ein Totalitätsgefühl für die einzelnen Kräfte, Fakten, Vorgänge des Lebens. Während der Naturalismus ein Bild des Lebens dadurch zu erreichen suchte, daß er alles haarklein beschrieb, wollen sie mit einer Phrase, mit einem Worte sofort die ganze Stimmung, die ganze Atmosphäre eines Dinges suggeriren. Sie glauben, das am besten und leichtesten zu erreichen, indem sie anstatt des Dinges, das sie sehen, ein bekanntes Bild geben, das sofort einen, wenn auch etwas dunkeln Totaleindruck der Sache suggerirt.

Wenn jemand für den Gegenstand, den er schildern will, einen Vergleich anführt, so wird er immer einen bekannten Vergleich nehmen. Da liegt denn die Gefahr nahe, daß eine neue Sache unter den alten Begriffen und Bildern nie zu ihrem vollen Ausdrucke kommt. So werden auch durch den Symbolismus moderne Gefühle in die Zwangsjacke alter Gleichnisse gesteckt. Und das ist das Gefährliche dieser Kunstrichtung. Sie ist im letzten Grunde reactionär, mag man sie noch so sehr mit dem Namen „Neu"-Romantik oder einem ähnlichen „Neu"-Ausdrucke belegen. So zeigt sich denn auch in dieser Richtung ein Kokettiren mit mittelalterlichen Wörtern und Satzstellungen, von denen das am meisten genannte Werk von Jean Moréas „Le pélerin passionné" ganz erfüllt ist. Zwar Charles Morice, der Kritiker unter den Symbolisten, und Henri de Régnier,

Digitized by Google

legen auf diese Anwendung veralteter Ausdrücke keinen besonderen Werth, aber da auch sie in der Dichtung schnelle Suggestionen und unbestimmte Gefühle wie in der Musik erregen wollen, so wirkt ihre Kunst immer mystisch-romantisch. Bei dem Beginn einer neuen Epoche, wo neue künstlerische Gefühle für die neuentdeckten Wahrheiten noch nicht gefunden sind, kann sich die Kunst nur allmählich durch genaue Schilderung ihr Gebiet erobern. Der Symbolismus, der mit einer Phrase sofort intuitiv künstlerische Stimmungen verschaffen will, kann dies nur erreichen, indem er alte Gefühle wachruft, die, längst im Herzen seßhaft, bei jedem leisen Anschlag nachklingen. Selbst Maurice Maeterlinck, sicher der Begabteste unter den Symbolisten, erregt mit seinen feinen, zarten präraphaelitischen Gemälden nur Märchenstimmungen aus der Kinderzeit und der Epoche der Romantik.

Den letzten Einfluß des Naturalismus haben die Occultisten abgestreift. Sie haben sich ganz auf das Gebiet des Spiritismus, des Abenteuerlichen und Ungeheuerlichen begeben. J.-K. Huysmans hat in seinem letzten Werke „Là-bas" dieser Richtung mit der Kraft und Bizarrerie, die ihm eigen ist, seinen Tribut gezollt. Alles mystische und kabbalistische Hausgeräth, Askese und Fleischschwelgerei und alle satanistischen Perversitäten sind in dem Buch enthalten. Allein sie werden wohl mehr geschildert, als daß Huysmans selbst unter ihrem Banne steht. Ob er ein unbedingter Gläubiger ist, das weiß man nicht, er sagt es wenigstens nicht.

Eine Gruppe anderer Dichter dagegen, die Magier, die unter dem Vorsitze des „Sar" Peladan, im Verein mit einigen Malern und Bildhauern, den mystischen „Orden des Rosenkreuzes vom Tempel und vom Graal" gegründet haben, sind vollständig Gläubige. Sie haben eben wieder ein großes Lebenszeichen von sich gegeben. Auf dem Champ de Mars haben sie einen mächtigen Ausstellungssaal gemiethet, ein wahres Colloſſeum von einer Halle, in dem die hundert Gemälde und Skulpturen und ein ganzes von Holz und grauer Leinwand errichtetes und mit bunten mystischen Streifen verziertes Theater fast verschwinden. Es ist wahr, was menschliche Phantasie an Ueberspanntem, Verschrobenem, Sensationellem ersinnen kann, das ist hier vereint, aber man kann dem Ganzen eine gewisse Einheitlichkeit, einen gewissen Stil nicht absprechen. Man wird wirklich zuweilen in die Stimmung einer mystischen Welt versetzt, wenn man nicht durch die Uebertreibung und die krampfhafte Originalitätssucht, die so vielen dieser Kunstwerke eigen ist, immer wieder ironische Anwandlungen bekäme.

Die Farben und Züge dieser bildenden Kunst sind im Allgemeinen die impressionistischen, nur ist alles noch heller, noch mehr hingehaucht und verwischt. Einige dieser Werke würden ganz annehmbar sein, wenn sie nicht irgend eine Ueberspanntheit enthielten. Ein Landschaftsbild mit Bäuerinnen ist nicht schlecht gemalt, aber wozu haben die schlichten Landmädchen Heiligenscheine? Ueberhaupt sind viele Gemälde mit allerhand mystischen Abzeichen versehen, bei den meisten freilich liegt das Magische in der ganzen Idee und Ausführung. Da gibt es Gespenster und Todtengerippe, verzerrte, fahle Gesichter, abenteuerliche Gestalten in der Form und Farbe japanischer Figuren und dergleichen.

Im Theater wurde zuletzt ein Werk des Sar Peladan, Babylone, gespielt, durch das sich derselbe Geist zieht, der auch von der bildenden Kunst des Rosenkreuzordens ausgeht. Das Stück spielt in uralter Zeit in Babylon; es knüpft an die Weissagung des Jesaias an, der eine Aera prophezeit, da das Schwert nicht mehr den Sieg geben werde, und der Friede in der ganzen Welt herrschen werde. Der Sar Baladan, der Beherrscher von Babylon, ein stolzer, kriegerischer Fürst, der schließlich einem anderen Fürsten unterliegt, beugt sich demüthig vor dem Sieger und wird, auf alle irdischen Würden verzichtend, Hoher-Priester. Der rohen Kraft der alten Zeit steht die neue Gerechtigkeit, die Liebe, die Demuth und Selbstentäußerung gegenüber. So banal das Thema ist, so voll und beladen ist der Dialog, so mystisch und phantastisch sind die Ereignisse. Da gibt es eine Menge Allegorien, die auf die Jesusgeschichte Bezug haben, da verwandelt sich das Tau, das Symbol Babylons in ein glühendes Kreuz und dergleichen Mysterien mehr. Jeder Hauch des modernen Salonstückes wird sorgfältig vermieden, die Sprache ist das ganze Stück hindurch eine pathetisch gehobene; die Personen sprechen lange Monologe, oder sie reden sich sehr eindringlich und erhaben an. Ihre Gesichter sind von einer unendlichen Würde und von einer mystischen bläulichen Bläſſe, und die Gewänder erinnern an das Heroenzeitalter.

Man mag einzelne Stellen dieses Dramas bewundern, man mag selbst den Magiern eine Art künstlerischen Stils und zuweilen ein tieferes Gefühl zuerkennen: etwas Großes darf man von ihnen nicht erwarten. Man kann niemals genau unterscheiden, wo der Ernst aufhört und die Spielerei anfängt, auch hier ist, wie in der ganzen französischen Literatur von heute, zu viel Flirt, allzuviel Flirt!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Impromptu.

Von Siegfried Schneider.

Ich will's nur gleich gestehen: ich war beklommen, als ich im Poste-restante-Bureau nach ihrem Briefe fragte und einige Minuten warten mußte, ehe man ihn mir ausfolgte.

Dann aber, als ich ihn in den Händen hielt, zauderte ich. Das wonnige, ach! so lange entbehrte Gefühl der Aufregung überkam mich wieder. Nicht hastig öffnete ich das Couvert — nein, langsam, ganz langsam, indeß meine Hand zitterte und warme Röthe mir in die Wangen stieg. Nun entfaltete ich ihren Brief und . . .

Ich mußte aufblicken. Ich hatte die Empfindung, daß ich beobachtet werde. Und als ich die Augen jäh vom Briefe erhob, erfasse ich . . .

Es war eine süße, bestrickende Verkörperung von Morgenröthe und Veilchenduft. Sie war himmlisch schön. Ich konnte den Blick nicht von ihr wenden. Ich vergaß Alles um mich her. Mir war es mit einem Male, als klängen leise, leise, von fern her, die Töne eines Adagios von Beethoven an mein Ohr. In solcher Ekstase starrte ich sie an . . .

Meine Begeisterung schwand plötzlich, ein ironisches Lächeln zuckte um meine Mundwinkel; gibt es auch Engel, die postlagernde Briefe erheben? — Das entging ihr nicht. Sie wurde ein wenig verlegen und sagte — ja, sie sprach das erste Wort:

„Pardon. Ich habe Sie unwillkürlich beobachtet . . ."

Ich unterbrach sie mit einer nichtssagenden Höflichkeit.

„Es war gar zu köstlich anzusehen, wie Sie Ihre Aufregung meisterten, mit welchem Raffinement Sie den Inhalt dieses Briefes auskosten, genießen wollten. Aber Sie haben ihn ja nicht einmal zu Ende gelesen — verzeihen Sie —"

„Es bedarf keiner Entschuldigung, mein Fräulein. Sie wunderten sich über mein Raffinement? — Die Augen einer schönen Frau — "

Sie fiel mir in's Wort:

„Eigentlich waren Sie doch sehr neugierig, nicht wahr?"

„Ja. Sie haben Recht."

„Und dieser Brief ist von einer Frau, in die Sie rein vernarrt sein müssen. Leugnen Sie es nicht — das ist ja keine Schande."

Dies sagte sie mit entzückender Naivetät und mit der lieblichen Neugierde eines Kindes. Ich gerieth in Verwirrung, weil ich nicht wußte, was ich ihr antworten sollte. Hätte ich ihr denn gestehen sollen: ja, dieser Brief ist von einem Weib, das mich seit Monaten quält, martert, das meine leidenschaftlichen Liebesbetheuerungen mit gnädiger Ironie entgegennimmt, die überschwänglichsten Briefe mit einigen flüchtigen Zeilen oder auch gar nicht beantwortet? . . .

Sie wartete nicht, bis ich mich gefaßt hatte, sondern wandte sich zum Gehen.

Ist es nicht seltsam, daß ich ihr folgte? Daß ich, der ich eben den

Digitized by Google

Brief einer Anderen gelesen hatte, der mir nach banger Erwartung endlich Erhörung versprach — ihr folgte, von der ich mit Bestimmtheit wissen konnte, daß sie aus demselben Grunde wie ich im Postrestante-Bureau gewesen sei?

Ja, das war es, was mich reizte: der Gedanke, daß dieses Mädchen einen Geliebten habe, und daß ich es nicht sei!

Je mehr ich mich in diesen Gedanken verbohrte und festbiß, um so quälender wurde er, desto reizender, begehrenswerther erschien sie mir. Jener Anderen vergaß ich so schnell, als ob ich sie kaum gekannt hätte. Alle die unzähligen kleinen Erinnerungen, die mich zärtlich an jene Frau gebunden hatten, waren mit einem Schlage ausgelöscht. Alles, was in mir lebte, drängte und riß mich zu der unbekannten Schönen wie zu einer neuen Gottheit.

Ich folgte ihr und bald hatte ich die Fäden unseres Gespräches dort verknüpft, wo sie eben entzwei zu reißen drohten.

Wir gingen in harmlosem Gespräche nebeneinander und gelangten in den Stadtpark.

Zwischen Fragen und Antworten beobachtete und studirte ich sie; versuchte, sie zu enträthseln und mir über die Eindrücke, die sie in mir hervorgerufen, Rechenschaft zu geben. Sie hatte eine mäßig große Gestalt, war nicht elegant, eher einfach gekleidet, aber es lag etwas in ihrer Toilette, was von der großen Kunst zeugte, wie eine Frau mit feinem Geschmacke sich auch ohne große Mittel entzückend kleiden kann. Das Hütchen, die Handschuhe, der Sonnenschirm, die Mantille, die zierlich schön geformten Schuhe — alles war so adrett und so zu ihrer Erscheinung, ihrem Wesen passend, als ob es gar nicht anders sein könnte. Die schlanken Glieder und der rührend jugendliche Busen zeigten eine wohlige Weichheit; ihr Antlitz war von außergewöhnlicher Feinheit und Reine, und darin leuchteten zwei blaue, unglaublich blaue Augen.

Die widerstreitendsten Empfindungen bemächtigten sich meiner, als ich an diesem lauen Frühlingsabend an frischem, jungem Grün vorbei mit der Geliebten eines Anderen spazierte. Ich erinnere mich nicht mehr, wovon sie sprach. Sie sprach so lieb und unbefangen und mir klang es so neu, so überraschend wie eine Offenbarung. Dazwischen Vogelgezwitscher und fröhliches Kinderlachen, und während meine Sinne in anregendem Spiele sich beschäftigten, versuchte ich, meinen Gefühlen auf den Grund zu kommen, indem ich sie analysirte. War es aufkeimende Liebe, Bewunderung, Eitelkeit, Eifersucht, Reue, Schuldbewußtsein? Von Allem etwas. Ich dachte an ihren Geliebten und haßte ihn schon. Ich ward erbittert über ihn, wie wenn er mich um mein Bestes und Liebstes gebracht hätte. Wenn er noch ein bedeutender Mensch wäre! Aber so ein Tropf wie der! Ich stellte mir ihn vor: eine Gesammtausgabe männlicher Tugenden; schön wie ein Kellner in einem fashionablen Restaurant; höflich und liebenswürdig wie ein Commis in einem Damenmoden-Magazin; geistreich wie ein Geschäftsreisender . . .

„Aber Sie reden ja gar nichts. Vor lauter Plaudern merk' ich das erst jetzt . . . Schnell, sagen Sie, woran Sie die ganze Zeit gedacht haben."

„Ich — dachte darüber nach, wie Sie wohl heißen können."

„Ist das auch wahr? . . . Ich heiße Marie."

„Marie! Ein schöner, ein sehr schöner Name. Uebrigens — mit Ihrem blonden Haar und ihren blauen Augen können Sie ja gar nicht anders heißen."

Das war der Anfang einer Neckerei.

„Sie sind ein Schwärmer, vor Ihnen muß man sich in Acht nehmen," rief sie lachend aus. „Sie gehen wohl selten bei Tage spazieren, weit öfter bei Nacht, bei Mondschein? — Sie machen Gedichte, bringen Ihrer Geliebten ein Ständchen — — —"

„Wie Sie das errathen haben, Fräulein! Ich bin ein Romeo. Ich kann nur Damen lieben, die einen Balkon haben."

„Wegen der Strickleiter! — Um Himmels Willen, was machen Sie, wenn sich der Balkon Ihrer Julia im vierten Stock befindet?"

„Wenn Sie die Julia wären, würde ich auch vor dem fünften Stock nicht zurückschrecken."

„Aber mir würde schwindlig werden. Ein Glück, daß ich nicht Ihre Geliebte bin."

Wie sie das sagte, fühlte ich, wie all' mein Blut sich reißend zum Herzen stürzte. Aber ich antwortete ihr nicht, um sie nicht meine Erregung merken zu lassen.

„Haben Sie noch andere Fehler?" fragte sie.

„Nicht viele. Aber sehr schlimme."

„Zum Beispiel?"

„Ich kann nicht eifersüchtig sein . . ."

„Oh, das glaube ich nicht," unterbrach sie mich rasch. „Uebrigens — ist denn das ein Fehler?"

„Mehr als ein Fehler: ein Unglück."

„Nein — nein."

„Es ist ein Unglück. Wer die Eifersucht nicht kennt, kann auch nicht lieben, lange lieben, leidenschaftlich, mit elementarer Gewalt lieben."

„Würden Sie das sagen, wenn Sie wirklich so unglücklich wären? . . ."

Wir kamen eben an einem traulichen Plätzchen vorbei, das einladend zwischen blühenden Tamarisken liegt. Rings umher war es still geworden. Eine kupplerische Stimmung lag über der ganzen Natur. Die Häuserreihen der Stadt waren durch die Kronen der Bäume unseren Blicken entzogen. Zwischen den Zweigen schimmerten die Wellen des Teiches. In der langsam nachtenden Dämmerung wurde Alles unklar und weicher. Die Gegenstände flossen immer mehr und mehr ineinander.

Wir sahen uns unwillkürlich an und sprachen kein Wort. Wir hatten uns mit Blitzesschnelle verstanden. Wir fühlten, daß wir die seltsamen Empfindungen in unserer Brust wortlos verklingen lassen müßten; fühlten, daß die Seligkeit dieses Augenblicks mit keinem Laut unterbrochen werden dürfe . . .

Sie hatte sich auf die Bank niedergelassen und lehnte den schönen Kopf, der mir jetzt etwas bleicher schien, in den hellrothen Tamarisken zurück.

Ich setzte mich neben sie und erfaßte ihre Hand. Sie zuckte nervös. Es war eine schöne, weiche Hand mit feinen, blauen Linien. Ich mußte sie küssen. Sie wandte den Kopf und blickte mich mit schmerzlicher Verwunderung an. Es lag etwas unvergeßlich Räthselvolles in ihrem Blick, etwas von dem schaurig Süßen einer Sphinx.

Sie fragte: „Lieben Sie mich denn?"

Es entstand eine Pause.

„Nein," sagte ich endlich. „Ich liebe Sie nicht. Ich empfinde für Sie nicht das, was man gewöhnlich Liebe nennt . . . Aber ein viel edleres, himmlisches Gefühl zieht mich zu Ihnen. Ich liebe Sie, wie ich ein Kunstwerk lieben muß, das mich zu apollinischem Enthusiasmus entflammt. Ich liebe Sie ohne Absicht; ohne den Wunsch, Sie mein zu nennen; denn ich weiß, daß Sie mir angehören, wenn ich Sie anblicke. Ich habe Ihre Seele erfaßt und verstanden; mir wurde so leicht und wohl, je länger ich Sie ansah . . . Alle die schlechten Gedanken, die in der Brust eines Menschen schlummern, sie müssen in Nichts zerflattern dem, der in Ihre Augen blickt . . ."

Ich hielt Ihre Hand noch immer in der meinen. Ich konnte mich nicht entschließen, sie loszulassen, denn ich wußte, daß jede Minute, die ich in meinem Glücke ungenutzt verstreichen ließe, für immer verloren sei.

Sie entzog mir endlich sanft ihre Hand. Es war ganz dunkel geworden, als wir uns erhoben, und in den Staub und Duft der Großstadt zurückkehrten . . .

Aus der Hauptstadt.

Rothschild der Patriot.

Als ich vor einiger Zeit den feinsinnigen Dichter des Thüringer Waldes, August Trinius, in seiner grünen Einsamkeit von Waltershausen aufsuchte, um das Handwerk zu grüßen, fand ich ihn unter Manuskripten vergraben, ameisenfleißig wie immer. Von jeher ist es meine Ansicht gewesen, daß es sich für jeden Poeten empfiehlt, nach Herrn von Wilden-

Digitized by Google

bruch's Beispiel neben dem Musen- auch täglichen Bureaudienst zu thun; er bleibt dann schon durch die bloße Macht der Gewohnheit davor behütet, sich zu überarbeiten, er hält das behäbige Bureautempo auch bei allen Pegasus-Galoppaden ein. Freund Trinius hat niemals „in der Verwaltung" gesessen und niemals über ewig unerledigten Acten gebrütet; sein werkthätiger Fleiß erklärt sich also ganz ungezwungen aus dem Umstande, daß er es eben nie besser gelernt hat. Ich erlaubte mir trotzdem, ihm sanften Tones einige Vorwürfe zu machen und lang und breit von dem einzigen Gesetz zu sprechen, das fast niemals doloser Weise verletzt wird und so gut wie keine Feinde hat: von dem Gesetze der Trägheit nämlich. Wie erstaunt war ich aber, als mein weltfremder Wirth all meine Argumente verwarf, Ruhe nicht für die erste liberale Bürgerpflicht gelten lassen wollte und energisch dafür eintrat, daß außer den Witzen Alexander Meyer's nichts faul sein dürfe im Staate Dänemark. Vergebens wies ich auf das Beispiel des nun begrabenen Reichstags hin, der doch drei Jahre lang so gut wie nichts gethan hatte und trotzdem zu so hohen Ehren gekommen war, sprach vergebens von Ministern der öffentlichen Arbeiten, die noch Niemand öffentlich oder privatim arbeiten gesehen hatte, deren Ressorts vielmehr noch immer auf der Höhe der Zeit von 1835 standen, wo man so allmählich die ersten deutschen Eisenbahnen baute. Der Thüringer Wanderer beharrte trotzig auf der veralteten Maxime, Müßiggang sei aller Laster Anfang. Ja, noch mehr. Auch aller Dummheit Anfang. Er bewies es an einem, ich muß freilich gestehen, schlagenden Beispiel. Als Fräulein Bürstenbinder, die in der „Gartenlaube" ihren so klangvollen Namen mit dem spießbürgerlich trivialen „E. Werner" vertauscht hat, Familienromane zu schreiben begann, trieb sie offenbarer Müßiggang zu diesem scheußlichen Laster; fortgesetzter Müßiggang verschuldete es, daß sie schließlich die soziale Frage dreibändig cujonirte und die Mißgeburten sogar dramatisiren ließ. Müßiggang ist aller Dummheit Anfang . .

Ich muß meinem Gastfreunde nachträglich Recht geben, die von ihm erweiterte alte Sentenz hat doch Manches für sich. Betrachtet man, auf sie gestützt, gewisse Ereignisse der letzten Zeit, so gewinnen sie ein ganz anderes, originelleres Aussehen; hundert gequälte Combinationen und Hypothesen werden ohne Weiteres hinfällig, leuchtet man mit ihr den Thatsachen keck in's Gesicht. Die Wahrheit bleibt nicht länger verborgen. Wie viel ist in diesen Wochen nicht von links und rechts über den Schritt der Berliner Bankdirectoren zu Gunsten der Militärvorlage geschrieben worden, wie angestrengt hat man seinen Beweggründen nachgegrübelt, seine letzten Wurzeln aufzuspüren gesucht! Eine solche Fülle geistvoller Motive ist den achtzehn Gentlemen untergeschoben worden, daß sie bei der Lectüre der Abendblätter sprachlos sich selbst bewunderten; so viel Verstand hatten ihnen nicht einmal ihre kleinen Freundinnen, geschweige denn sie selbst sich zugetraut! Die plötzlich und leidenschaftlich aufgeflackerte Vaterlandsliebe der Gruppe Rothschild schien aller Welt der erste Schritt zur sozialen und sittlichen Revolution. Ein Director der Discontobank, der sich über Appetitlosigkeit beklagt, müßte schon zu den Weltwundern gezählt werden; ein Director aber, der an acutem Patriotismus leidet — „ach, Mutter, so 'ne Thiere giebt's ja jar nicht!"

Und doch läßt sich so einfach die That der Achtzehn erklären. Auch bei den „Mitgliedern der Berliner Finanz-, Bank- und Börsenkreise" zeigte eben der Müßiggang seine dummheitfördernde Kraft.

Ich habe an dieser Stelle oft genug mit ungeheucheltem Bedauern auf die geradezu premiermäßige Arbeitlosigkeit der hiesigen Börsengrößen hingewiesen; mit redlichem Zorn habe ich das beleidigende Mißtrauen bekämpft, das unser Volk immer noch den liebenswürdigen Löwy's und Polke's aus der Burgstraße entgegenbringt. Mein Vorwürfe und Mahnungen verhallten ungehört; wohl gegen Paasch, nicht aber gegen die Feinde „einer gedeihlichen Fortentwickelung deutschen Wirthschaftslebens" schritt Herr v. Schelling ein, und immer öder und immer unheimlicher wurde es in den Räumen der großen Banken. Die Procuristen nahmen theilweis schon im Januar Sommerurlaub; kein aufgeregter, wagemuthiger Kunde störte mehr die Herren Directoren beim Gabelfrühstück, und die dümmsten Gutsbesitzer zeigten eine geradezu beleidigende Hartnäckigkeit im Festhalten ihrer Ersparnisse. Mit der zunehmenden Heftigkeit des Kampfes um die Militärvorlage sank das Börsenbarometer immer mehr, die Geschäftsstille fand ihr Pendant höchstens noch in dem fürchterlichen gähnenden Schweigen, das die Premièren neuerer realistischer Komödien stimmungvoll begleitete. Liebespaare, die sich ganz ohne Zeugen sehen wollten, gaben sich Rendezvous in der Börse, gerade um die Zeit der „lebhaftesten" Geschäftsstunden, und Berliner Theatercassirer in spe begannen hier die Vorstudien für ihren menschenscheuen Eremitenberuf. Der Müßiggang herrschte unumschränkt, und schwapp, war auch die Frucht des bösen Nichtsthuns, die Dummheit, da.

Achtzehn sogenannte Börsennotabeln, aus deren Mitte der Name Rothschild prächtig hervorschimmert, haben sich zu einem Aufruf vereinigt, wie er seinesgleichen in der Weltgeschichte nicht hat. Verfasser des Schriftstückes soll ein allen älteren Damen vom Ballet — und welche von ihnen wäre das nicht? — wohlbekannter Actien-Bankmann sein, der sich bei Aufstellung seiner Bilanzen dadurch vortheilhaft von unseren Lustspieldichtern unterscheidet, daß er absolut nichts abschreibt. Für die hinterposen'sche Herkunft des Autors spricht auch der Wortlaut seiner merkwürdigen Annonce. Wir sind seit geraumer Zeit an die systematische Nothzüchtigung unserer Muttersprache gewöhnt, und wir machen Leuten, deren Eltern von germanischer Cultur und deutscher Zunge so wenig wußten wie die „Freisinnige Vereinigung" von geschickter Wahlagitation, keinen Vorwurf aus ihrem elenden Jargon, aber ich sollte doch meinen, unter achtzehn Chefs großer kaufmännischer Firmen hätte sich wenigstens einer finden können, der den „Aufruf" in's Deutsche zu übertragen fähig gewesen wäre. Einen Lehrling mit solchem Stil, wie ihn die achtzehn Notabeln durch ihre Unterschrift als für sie mustergültig anerkennen, würde nicht 'mal Herr Hugo Löwy in seinem Comptoir beschäftigt haben; ja ich fürchte, selbst seiner Carrière als Preßofficiöser hätten sich Schwierigkeiten entgegengestellt.

Doch legt von den Aufruf-Männern wohl Niemand so hohes Gewicht auf seine etwaigen schriftstellerischen Gaben wie der Mit-Bankier und Dramendichter Philippi es thut; jeder Einzelne unter ihnen sagt stolz von sich: kein Talent, doch ein — öffentlicher Charakter. Und um die süße Herrlichkeit, den inneren Werth ihrer gemeinsamen Geistesarbeit ganz würdigen zu können, darf man sich nicht an der jämmerlichen Form stoßen, sondern muß dem Gedankengehalt auf die Spur zu kommen suchen.

Im ersten Augenblicke berührt die Vorstellung, das internationale, mobile Kapital, die Börse, die rücksichtlos unseren Nationalwohlstand geschädigt hat und nur auf Gelegenheit lauert, ihm neue Wunden zu schlagen, die Börse wolle für Deutschlands Wohlergehen in die Schranken treten — im ersten Augenblick berührt diese Vorstellung schlechthin komisch, und man glaubt an einen unpassenden Scherz. Doch fühlen sich die ernsten Achtzehn gerade jetzt zu Scherzen wenig aufgelegt, wo der Semestralabschluß nahe bevorsteht und ein Resultat herausgerechnet werden wird, wie man es gleich trist seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen hat. Nein, die Angst vor einer weiteren Verschlechterung des Geschäftes, vor einer völligen Verflauung der Spekulation macht Rothschild & Co. patriotisch und treibt sie zu einem Schritt, dessen Folgewirkungen sie in ihrer brünstigen, alles um sich her vergessenden Sehnsucht nach besseren Coursen völlig übersehen haben. Die „Freisinnige Vereinigung" hat wahrhaftig schwer genug unter der Ungunst der Verhältnisse zu tragen; daß ein gütiges Schicksal sie aber nicht einmal vor so plumpen Bundesgenossen bewahrt, zeigt betrübend ihre gänzliche Gottverlassenheit. Bei der zornigen antikapitalistischen Stimmung der Wählerheere muß das Eintreten des Mammonpriesterthums für die Militärvorlage geradezu verhängnißvoll werden. Die Antisemiten wie die Sozialisten nutzen den unglaublichen faux pas denn auch bereits mit Freudengeschrei aus, und jede Partei, der ihre Mandate lieb sind, thut gut daran, sich spornstreichs und so grob wie möglich die Unterstützung des Berliner Börsenthums zu verbitten. Ist es nicht unerhört, eine so wichtige deutschnationale Frage rein vom Standpunkt des schäbigen Profites beurtheilt zu sehen? Sollen wir denn alles, worum ein geistiger Kampf sich noch lohnt, die Existenz des Vaterlandes, den Ausbau unseres Heeres in den Schmutz des Geldgeschäftes hinabziehen lassen? Strengen wir wirklich die letzte Kraft unserer Muskeln an und opfern wir wirklich Blut und Gut für die Größe der Heimath, damit nachher, in behaglicher und gesicherter Friedensruhe, wieder gewinnbringende Emissionen exotischer Papiere

Digitized by Google

möglich sind, damit die Dividenden der Berliner Raubbanken steigen und der tolle Hexensabbath von 1890 abermals anheben kann?

Diese achtzehn Herren, die leichtfertig genug der Regierung den Wahlkampf so über die Maßen erschweren und das Votum des Volkes gegen die Militärvorlage geradezu herausfordern, sie hätten wohl Mittel und Wege finden können, eine Sache materiell zu unterstützen, zu deren moralischer Unterstützung sie, wie die Dinge einmal liegen, ganz und gar unfähig sind. Sie erfreuen sich sämmtlich, unberufen, eines bedeutenden Reichthumes, und es dürfte ihnen deshalb, meinen sie's mit ihrem Aufruf ehrlich und wollten sie mit der einzigen Macht, die ihnen zu Gebote steht, mit dem Geldbeutel, in den Wahlkampf eingreifen, auf diverse Millionen nicht ankommen. Statt dessen spendet von den achtzehn Herren Jeder eine halbe Krone für das Inserat und überläßt es dann den lieben Mitmenschen, die restirenden Unsummen aufzubringen. Alles, Alles will man dem Staate bewilligen, sofern Andere die Kosten tragen.

Doch selbst gesetzt den Fall, Rothschild & Co. hätten in banger Furcht um ihr Börsengeschäft sich selbst überwunden und aus eigener Tasche ein paar Millionen geopfert, so hätte das heimlich geschehen müssen, ganz in der Stille. Manchmal stinkt das Geld nämlich. An und für sich schon ist die Bettelei für Wahlfonds etwas Unästhetisches, ja Unconstitutionelles, denn die zusammengeschnorrten Summen dienen dazu, die verfassungmäßige Freiheit der Wahl zu beeinflussen, einen Druck auf die Wähler auszuüben. Dennoch aber ist's ein Anderes, ob der begeisterte Arbeiter, der bedrängte Bauer und der sorgenvolle Handwerker, ob der Parteifanatiker seinen Groschen, seinen Thaler auf den klappernden Teller legt, oder ob der Hochfinanzier aus kahlen Geschäftsgründen, auf Grund schnöder Gewinnstrechnungen Zehntausende opfert. Ob Einer aus uneigennütziger Liebe zur Sache, zum Vaterlande sein Scherflein bringt, oder ob er's thut, um sich lieb Kind zu machen, um Geheimer Commerzienrath zu werden und seiner Couponsscheere mit Dampfbetrieb mehr Arbeit zu geben.

Ein kapitalistisches Blatt suchte den fadenscheinigen Patriotismus der Gruppe Rothschild bengalisch zu beleuchten, indem es darauf hinwies, wie selbstlos diese Ehrenmänner für eine Vorlage einträten, die doch die Erhöhung der Börsensteuer ganz sicher im Gefolge haben würde. Als ob je ein Banquier nur zwei Pfennige dieser Steuer aus seiner Tasche bezahlt hätte! Dasselbe Blatt setzte auch die raffinirte Lüge von der Bankdirector-Conferenz beim Grafen Caprivi in die Welt. Man mag ein noch so entschiedener und rücksichtloser Gegner des derzeitigen Reichskanzlers sein: den vornehmen Mann in dieser Weise zu verleumden und bloßzustellen, hätte Niemand gewagt, als die unglückseligen Tölpel, die alle Chancen der Militärvorlage schon dadurch vernichten, daß sie für sie eintreten. Wohl mag es der Eitelkeit gewisser Geldgrößen schmeicheln, wenigstens in einer gutbezahlten Zeitungnotiz als Mann von Einfluß, als Mitglied und Berather der deutschen Regierung zu erscheinen; aber nun und nimmer werden uns die Tage des Julikönigthums dämmern, wo nicht Louis Philipp und nicht Guizot, sondern James Rothschild regierte. In den modernen Rothschild's lebt der alte Geist nicht mehr, der weltbezwingende. Wenn Bleichröder noch den famosen Aufruf der Achtzehn gelesen hätte, wie vergnügt würde sein kurzes Lachen getönt haben und sein sterotypes höhnisches: „Gitt — die Concurrenz!" Und welche Schlüsse mag die findige, schlaue Wiener Spekulation aus einem so plumpen Vorgehen auf die Geisteskräfte der Berliner Collegen ziehen! —

Die Militärvorlage wird Gesetz werden, selbst gegen den Willen des nächsten Reichstages, dessen Mitglieder sich erst gar keine Visitenkarten drucken zu lassen brauchen; kommende Wahlen werden das Land mürbe machen. Wir vermeiden so vielleicht den Conflict, die Revolution von oben, die ein verbrecherischer Wahnsinn wäre, wenn nicht eine grundlegende wirthschaftliche Reform sie begleitete. Auch mischt eben das Centrum von Neuem die Karten, nachdem es der Regierung seine Kraft gezeigt und seine Hülfe werthvoll gemacht hat. Die schwarzen Herren sind rechnende Patrioten wie die um Rothschild, nicht viel klüger als sie, aber angesehener; und bei der heillosen Verwirrung in fast allen Parteilagern gelingt es ihnen vielleicht, eine Beute einzuheimsen, um die unsere Börse sich so gern Orden, Ehrenzeichen und Schlußnoten centnerweise verdient hätte. Wer aber Schacherpolitik treiben will, muß eine gründliche kaufmännische Lehrzeit durchgemacht haben, und daran hat's Manchem der Herren gefehlt, die heute in der Hochfinanz leitende Stellungen einnehmen. Sie mögen schlecht und unrecht bei ihrem Leisten bleiben. Und wie schon oft wünsch' ich ihnen auch heute bessere Geschäfte, damit sie im dolce far niente des Privatcomptoirs nie wieder ähnliche Thorheiten aushecken können. Müßiggang ist aller Laster, auch des profithungrigen Börsenpatriotismus' Anfang. Caliban.

Notizen.

Unter den Taunusbuchen. Roman von Adolf Brennecke. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Dieser nachgelassene Roman eines liebenswürdigen Menschen und Dichters, den unlängst die Schwindsucht dahingerafft hat, spielt in einer Heilanstalt am Taunus, und das schreckliche Leiden und Sterben ist wehmüthig vorahnend geschildert. Um seine angegriffenen Lungen zu kräftigen, ist der Held in's Bad gereist, und eine Kranke flößt ihm eine tiefe Liebe ein, stirbt aber vor der Vereinigung mit dem Geliebten. Der Werth der gut geschriebenen Erzählung liegt nicht allein in der feinen Charakterzeichnung, sondern noch mehr in den anmuthigen Schilderungen dieses Lungenkrankenheils und seiner Insassen, doch ist das Pathologische überall mit feinem Humor gemildert. Ebenfalls etwas altmodisch gemahnt uns „Die Rache ist mein", Roman von Ottomar Beta und zwar nicht bloß darum, weil er in den fünfziger Jahren spielt. Die Handlung ist nicht neu und interessant genug, doch verdient die satirische Schilderung des kleinstädtischen Lebens von Anno dazumal volles Lob. Gewandter und fesselnder erzählt Robert Byr in seinem Roman: „Wozu", wo ein junger Edelmann dem Ruin einer befreundeten Familie entgegenarbeitet und mit der Liebe des Töchterleins belohnt wird. Die philosophischen Excurse, die bloß aufhalten und nichts Ungewöhnliches bieten, hätten wir dem Verfasser gern geschenkt, auch ist es ein Fehler seiner Gestalten, daß sie zu oft die Caricatur streifen.

Klänge aus der Fremde. Von Robert Waldmüller. (Eduard Duboc.) (Leipzig, H. Haessel.) Ernst und Scherz in leichten, freien Weisen im Volkston nach litauischen, serbischen, finnischen, esthnischen, polnischen Motiven, aber neben diesen slavischen Nachklängen auch eine originelle bretonische Ballade, zwei lustige Liedchen aus dem Ungarland und englische Motive nach Swift und Tennyson. Der feinsinnige Dichter ist uns unbekannten Vorlagen gefolgt und wir begreifen wohl, daß Mancheiner gern einen philologischen Ausweis und wohl gar die Originale selbst wenigstens in einem Nachtrag finden möchte; wir wissen aber nur, daß es gar reiche lyrische Schätze sind, die Waldmüller uns vorlegt, und erfreuen uns an dem köstlichen Erdgeruch, der volksthümlichen Frische, den eigenartigen Stoffen und der echten Poesie dieser Verse. Auch der Humor geht nicht leer aus, wie in dem reizenden: „Sprach der Vater", und zum guten Ende lehrt der Dichter auf gut Deutsch:

Mißlungnes nicht bereuen,
Sich am Gelungnen freuen,
Im Schaffen die Kräfte stählen,
Auf Lob und Dank nicht zählen, —
Das ist die echte Weise
Auf dieser Lebensreise.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen sowie die Verlagshandlung zu beziehen:

Halb.

Roman von Käthe Schirmacher.

8°. Preis broch. ℳ 3.50, eleg. geb. ℳ 4.50.

Der vorliegende Roman behandelt die Frauenfrage. Die geistvolle Verfasserin schildert in ungemein anschaulicher Weise einen Frauencharakter, der sich von den Traditionen der alten Zeit, von der althergebrachten in Unthätigkeit und Nichtigkeiten dahinlebenden Weiblichkeit loszuringen sucht, ohne jedoch mit den alten Idealen brechen zu können. So halb in dieser, halb in jener Weltanschauung stehend, muß sich die Heldin mit Naturnothwendigkeit aufreiben. „Halb" ist eins der vorzüglichsten Bücher, die in den letzten Jahren geschrieben wurden.

Soeben erschien:

Die Mittel

zu einer

großartigen Hebung

der

Landwirtschaft, der Industrie, des Handwerks, Handels und Bankwesens des Deutschen Reiches.

Von

Dr. Karl Walcker,

Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

Preis 80 Pfg.

Der Verfasser stellt, im Sinne J. H. von Thünen's, H. B. Oppenheim's u. A. ein volkswirthschaftliches Reformprogramm für das Deutsche Reich auf.

Leipzig. **Roßberg'sche Hof-Buchhandlung.**

Die Gegenwart Nr. 15.

Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:

Die beleidigte Majestät,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Die kleine Odyssee.

Eine Seegeschichte

von

Heinrich Kruse.

8. Preis geheftet: M. 2.—. In Leinwand gebunden: M. 3.—.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =

in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

272 Hefte zu je 50 Pf. — 17 Bände zu je 8 Mk.

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

17,500 Seiten Text. — 152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien:

Die Physiologie des Schönen

von

Paul Mantegazza.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

I. Theil. **Epikur.** 2 M., eleg. geb. 3 M.

II. Theil. **Wörterbuch des Schönen.** Ein starker Band. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Epikur bringt uns das **eigentliche Glaubensbekenntniß** des **berühmten Verfassers.** Im zweiten Theil finden wir dieselbe Vereinigung eines warmen Idealismus mit gründlicher wissenschaftlicher Erkenntniß, die für Mantegazza charakteristisch ist. Er bemüht sich aufs neue das Wesen der Schönheit zu ergründen und stimmt vorzugsweise den Ansichten deutscher Aesthetiker bei.

Neuere Dichtungen von August Sturm:

„**Lied und Leben**", Gedichte, Hamburg, Verlags-Anstalt.

„**Donat**", Drama, ebendaselbst.

„**Merlin**", Epos. Köhler, Gera-Untermhaus.

Soeben erschienen:

„**Reinhard Iret**", Schauspiel aus der Gegenwart. Naumb. a. S., Schirmer.

Im Verlage von **Ernst Asser, Strehlen** in Schles. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Brief Pauli an die Philipper

in Bibelstunden

von

Ernst Albertz,

Pastor in Strehlen i. Schles.

Gr. 8°. 11 Bogen stark. Preis geheftet Mk. 2.—, in Original-Leinenband Mk. 3.—.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7 — Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. — Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 8. Juni 1898. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Ehe im deutschen Zukunftsrecht. Von Justus. — Rumänische Streitschriften und Memoranden. Von Albert Schiel-Kronstadt. — Die Cavallerie keine fechtende Waffe mehr. Von einem deutschen Stabsoffizier. — Sardou und Sarah Bernhardt. Von Alexander Büchner. — **Feuilleton:** Die Glocke. Von Jules Lemaitre. — **Aus der Hauptstadt:** Wahlqual. Von Caliban. — Die Berliner Kunstausstellung. II. Von Cornelius Gurlitt. — Notizen. — Anzeigen.

Die Ehe im deutschen Zukunftsrecht.

In schleichendem Tempo — gleich als fürchtete sie sich vor sich selbst — schreitet die zweite Lesung des großen „Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches" vor. In langwierigen Berathungen werden wesentliche und unwesentliche Normen Wort für Wort durchgegangen, verändert, aufgehoben und erneuert. Bricht sich hier und da auch einmal ein zeitgemäßer Gedanke durch die trüben Schatten romanistischen Geistes Bahn: Die Grundlage ist — das steht bereits jetzt fest — die alte geblieben. Der Geist Roms schwebt weiter über dem deutschen Einheitswerk. Eine zweitausendjährige Entwickelung ist spurlos an dem Gesetzgeber vorübergegangen. Die Form hat den Sieg behalten über den Inhalt, das Schreiberthum über das Geistesthum. Das Werk, das uns jetzt in zweiter Lesung entgegenblickt, es muthet uns an wie eine alte Jungfer, die ihr verwittertes Angesicht mit einem modernen Hütchen kokett umrahmt, oder wie ein morscher Bau, den man mit groteskem Außenschmuck ein modernes Ansehen zu geben versucht. — „Geflickte Schienen" hat der kampfesmuthige Pfizer die „Verbesserungen" genannt, welche die Commission zweiter Lesung in mühevoller Arbeit „zusammengeschweißt". Man hat ihm das Wort schwer verargt — niemals war ein Ausdruck treffender.

Und doch, wir scheinen dem Entwurf Unrecht zu thun. Auch dies Werk hat seine moderne Seite. Im Obligationenrecht haben wir sie allerdings vergeblich gesucht. Im Sachenrecht haben wir unter Zuhülfenahme einer Lupe ein modernes Kuriosum entdeckt, das wir nicht verschweigen dürfen: das Recht auf den Nothweg. Die Einräumung eines Nothweges darf nicht verlangt werden, wenn der Nothstand von dem Eigenthümer oder dessen Rechtsvorgänger vorsätzlich oder fahrlässig verursacht worden ist. Wenn also z. B. bei der Parzellirung eines Grundstückes der Erwerber eines von anderen Parzellen umgebenen Landstückes versäumt, sich für dies Stück ein Wegerecht zu bestellen, so sollen nicht nur er, sondern auch alle späteren Erwerber für immer gehindert sein, das Grundstück jemals zu betreten. Abgesehen davon, daß aus solchen anscheinend geringfügigen Dingen mit Recht ein Rückschluß gezogen werden darf auf die soziale Engherzigkeit, von der der Entwurf regiert wird, so offenbart sich doch in dieser Vorschrift insofern ein stark „moderner" Zug, als hier das große Prinzip der „Vererbung" einer Schuld in ein bürgerliches Gesetzbuch eingeführt wird. Wir empfehlen dieses Motiv unseren „Jüngsten" zur freundlichen Beachtung für dramatische Verwerthung. Die Vererbung einer „verschuldeten Zugangsnoth" dürfte etwas Abwechselung in die ewigen Trunksuchts- und Wahnsinnserbschaften bringen.

In der Hauptsache aber hat die modernen Anwandlungen das Familienrecht — und gerade der wichtigste Theil in ihm, das Eherecht — zu verspüren gehabt, ein Beweis, daß auch an unserem Entwurf der soziale Kampf des Weibes mit dem Manne nicht spurlos vorüber gegangen ist. Nur will es leider ein fataler Zufall, daß gerade die sozialreformatorischen Eingriffe, mit denen der Entwurf hier berechtigten Neuerungen Bahn zu brechen meint, zu seinen größten Verirrungen gerechnet werden müssen. Unter den Problemen, welche gerade hier einer grundsätzlich anderen Lösung und Entwickelung harren, als der Entwurf sie vorschlägt, verdienen zwei Punkte einer besonderen Hervorhebung: die grundsätzlich falsche Stellung, die der Entwurf der Ehefrau zugewiesen hat, und das grundsätzlich falsche Prinzip, das er hinsichtlich des Ehescheidungsrechtes befolgt hat. Wir kommen damit auf Gebiete, denen nach der sozialen Seite hin die höchste Beachtung geschenkt werden muß, und die auch von jeher in der sozialistischen Literatur einen hervorragenden Platz eingenommen haben. Der Gesetzgeber trägt hier eine um so schwerere Verantwortung, als die heilsamen und schädlichen Folgen seiner Rechtssätze sich weniger an uns als an unseren Kindern und Kindeskindern offenbaren. In die Hand des Gesetzgebers ist damit ein guter Theil der Zukunft der menschlichen Gesellschaft gelegt. —

Es ist ein kerngesunder und mit der Volkssitte und Volksanschauung im innigsten Einklang stehender Grundsatz, der auch von jeher die germanische Rechtsanschauung beherrscht hat, daß dem Mann als dem Haupt der Familie, für deren Unterhalt er zu sorgen hat, vorzugsweise die Leitung und Vertretung der ehelichen Rechtsgemeinschaft zusteht. Mann und Frau gehören zusammen und gelten auch im geschäftlichen Rechtsverkehr als ein verbundenes Paar. Treten sie nicht gemeinsam auf, so erscheint der Mann, als das Haupt der Gemeinschaft, berufen, Träger des Geschäftsverkehrs mit Dritten zu sein. Diesen Gedanken, der wie kein anderer die Verschmelzung der Ehegatten zu einer Personeneinheit durchführt, weist der Entwurf, als der modernen Rechtsanschauung nicht mehr würdig, weit von sich. Mit rauher Hand trennt er die Rechtsgemeinschaft der Ehegatten und stellt die Ehefrau als ein prinzipiell gleichberechtigtes Individuum in voller Selbständigkeit neben den Mann. Der Ehefrau wird durch den Entwurf die volle Geschäftsfähigkeit zuerkannt.

Während nach den meisten Kodificationen bis zum heutigen Tage die Verpflichtungen der Ehefrauen ohne die Genehmigung

Digitized by Google

des Ehemanns ungültig sind, es sei denn, daß sie in die Sphäre der Haus- und Wirthschaftsausgaben fallen, wird durch den Entwurf der Ehefrau das unbeschränkte Recht eingeräumt, jedwede Verpflichtung einzugehen, jedwede Verfügung zu treffen, auch ohne Genehmigung des Ehemanns. Daß diese Bestimmung demjenigen Theile unserer Frauenwelt, der, von unklaren Emancipationsgährungen erfüllt, das Ewig Weibliche weit von sich weisend, unter dem Banner: „Freiheit dem Weibe! Gleichheit des Weibes mit dem Mann!" in thörichter Leichtgläubigkeit spielend jenes Problem lösen zu können meint, welches seit mehr als einem Jahrhundert ernste Sozialpolitiker beschäftigt: wer wollte es bezweifeln. Der flüchtige Beobachter ist vielleicht auch selbst versucht, der Begründung der Motive zum Entwurf beizustimmen, daß der Entwurf mit einer überlebten Anschauung habe aufräumen, nur eine berechtigte, durch die fortgeschrittenen Zeitverhältnisse bedingte, Forderung habe erfüllen müssen. Ein tieferer Einblick aber muß die Nichtigkeit dieser Ansicht und die sozialen Gefahren dieser Neuerung klar machen.

Sehen wir davon ab, daß durch eine derartige Bestimmung, welche einen gesonderten geschäftlichen Verkehr des Mannes, einen gesonderten der Frau ermöglicht und fördert, mit nothwendiger Consequenz ein Interessenzwiespalt zwischen Mann und Frau heraufbeschworen wird, der zerstörend auf das Zusammenleben der Ehegatten, auf das Gemeinleben des Hauses und der Familie einwirken muß. Sehen wir weiter davon ab, daß durch eine derartige Bestimmung die Frau aus der Stellung herausgedrängt wird, welche Natur und Sitte ihr seit jeher angewiesen haben — die Pflegerin des Hauses, die Hüterin der Kinder zu sein und den Mann als das Haupt der Gemeinschaft anzusehen. Die Hauptsache liegt noch in einem anderen Punkte. Was war es denn, was schon die Römer veranlaßte, ein Gesetz zu geben, welches verpflichtende Bürgschaften der Frau für ungültig erklärte? Man kannte die natürliche Unerfahrenheit der Frau in geschäftlichen Dingen, man kannte ihre Leichtherzigkeit, Versprechen zu geben und Verpflichtungen einzugehen, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß die Versprechungen erfüllt, die Verpflichtungen eingelöst werden müssen. Und ist es heute anders? Ist heute die Frau im Allgemeinen geschäftlich erfahrener, etwa weniger leichtherzig? Was weiß die Frau von einem Wechselaccept oder Giro, was von einer Verpflichtung durch Cession oder Bürgschaft? Wohl gibt es Ausnahmen, aber gerade von diesen Ausnahmen kann man mit gutem Gewissen behaupten, daß sie sich zum größten Theil ihre Geschäftskunde nur angeeignet haben unter Preisgabe ihrer ersten und heiligsten Pflichten: der Pflicht der Hausfrau und der Pflicht der Hausmutter. „Schwerlich kann" — so ruft Gierke aus — „für die Zukunft ein unabweisliches Bedürfniß anerkannt werden, sämmtlichen deutschen Hausfrauen eine vom Manne unabhängige Thätigkeit zu ermöglichen und den Mann zum geduldigen Zuschauer zu verurtheilen, falls die Ehefrau Wechselschulden macht, sich für die Schuld von Verwandten und Freunden verbürgt, Börsengeschäfte und, wer weiß, welch' andere geschäftliche Spekulationen betreibt."

Eine nothwendige Ausnahme macht natürlich die „Handelsfrau". Eine Frau, die mit Einwilligung ihres Ehemannes ein Erwerbsgeschäft betreibt, muß im Interesse der Sicherheit des Verkehrs, soweit diesbezügliche Verpflichtungen in Frage kommen, als unbedingt geschäftsfähig gelten. Dies aber statuirt schon das Handelsgesetzbuch, da brauchte nicht erst das bürgerliche Gesetzbuch einzugreifen. Eine nothwendige Ausnahme machen ferner die Verpflichtungen der Ehefrau im Gebiete der sog. „Schlüsselgewalt", d. h. bezüglich der in jeder Wirthschaft sich findenden nothwendigen kleinen Ausgaben und Schulden des täglichen Lebens. Die Schulden, die die Frau bei dem Bäcker, bei dem Fleischer macht, sind selbstverständlich gültig und müssen von ihr berichtigt werden, auch wenn sie ohne Genehmigung des Ehemannes eingegangen sind. — Ebenso ist die Ehefrau in Nothzuständen, bei Krankheit und Abwesenheit des Mannes, als geschäftliche Vertreterin desselben mit den Befugnissen und Verpflichtungen einer solchen zuzulassen. Hier darf die Zustimmung des Ehemanns nicht als Requisit der Gültigkeit der Verpflichtungen erfordert werden. Aber gerade hier, wo wirklich die „unbeschränkte Geschäftsfähigkeit des bürgerlichen Gesetzbuches am rechten Platze gewesen wäre, da fehlt sie. Der Entwurf faßt in einer merkwürdigen Verschiebung der einfachsten öconomischen Gesichtspunkte die Geschäfte, welche die Frau in ihrem Wirkungskreise als Hausfrau bei Führung der Wirthschaft und des Hauswesens eingeht, als Geschäfte des — Ehemannes auf, welche die Frau nicht kraft eigenen Rechtes, sondern als Beauftragte und Bevollmächtigte des Ehemannes abschließt. So entsteht die verhängnißvolle Folge, daß es dem Manne jederzeit freisteht, auch ohne die geringsten Gründe, das Recht der „Schlüsselgewalt" der Frau zu beschränken oder ihr ganz zu entziehen, und daß die Frau dann ihrerseits, um ihr Recht zurückzuverlangen, mit einer Klage auf „Herstellung des ehelichen Lebens" vorgehen muß. Das ist aber geradezu unnatürlich. Handelt es sich doch hier „um ein im Wesen der Ehe begründetes Recht der Frau, das umgekehrt dann nur entzogen und beschränkt werden dürfte, wenn der Mann einen Mißbrauch dieses Rechtes durch die Frau nachzuweisen vermag. Dem Manne, nicht der Frau müsse folgeweise die Klägerrolle zufallen." Und was den zweiten Punkt — die Vertretung des Mannes durch die Frau, in Nothfällen, bei Krankheit, bei Abwesenheit des Mannes anbelangt — so läßt uns hier das bürgerliche Gesetzbuch vollständig im Stich. Diese Fälle kennt es überhaupt nicht.

Als gesetzlichen Güterstand hat der Entwurf in zweckmäßiger Weise die sog. „Verwaltungsgemeinschaft" angenommen, d. h. vollständige Trennung der beiderseitigen Vermögensmassen, welche in der Verwaltung des Ehemannes bleiben. Der Mann hat an dem Vermögen der Ehefrau, soweit es nicht Vorbehaltsgut ist, den Nießbrauch, bei dessen Ausübung er wirthschaftlich zu verfahren und für die Erhaltung des Frauenvermögens zu sorgen hat. Immerhin muß es sehr bedenklich erscheinen, daß, im Gegensatz zum heutigen preußischen Recht, dem Manne jede Verfügung über die Substanz und somit auch die Veräußerung beweglicher Sachen grundsätzlich versagt wird. Ist das Vermögen der Ehefrau in Werthpapieren angelegt, gehen die Werthpapiere einem bedenklichen Kursrückgange entgegen, kann oder will die Ehefrau aus irgend welchem Grunde nicht ihre Einwilligung zu einem Verkauf geben, so steht dem Ehemann also durchaus kein Mittel zu Gebot, den drohenden Vermögensnachtheil von sich abzuwenden; mit gebundenen Händen muß er es ruhig mit ansehen, wie das Vermögen durch den Unverstand oder das Unvermögen seiner Ehefrau hinschwindet. — Noch weitb esorglicher aber ist die Bestimmung des bürgerlichen Gesetzbuches, wonach aus allen diesen gegensätzlichen Beziehungen zwischen Ehemann und Ehefrau Ansprüche hervorgehen, welche nicht etwa erst bei der Auseinandersetzung der Ehegatten, sondern sofort, jeden Augenblick während der Ehe, durch Klage geltend gemacht werden können. Mit der berühmten deutschen Einigkeit der Ehe sieht es ohnehin leider oft traurig genug aus. Welches Bild wird da erst die Zukunft bieten, wenn das Gesetz selbst den Ehegatten die Mittel und Wege gibt, gegen einander zu processiren, so also den Samen der Zwietracht selbst in das Haus trägt! — —

Wenn Menger, der große Kenner sozialen Lebens dem Ehescheidungsrecht des Entwurfes nach der sozialen Seite hin seine Billigung schenkt, weil es Grundregeln aufstellt, die nahe an das Prinzip der Unlösbarkeit streifen, so erklärt sich dies aus der durchaus einseitigen Stellung, welche dieser Schriftsteller gerade der sozialen Seite des genannten Rechtsinstituts gegenüber einnimmt. Es ist richtig, daß eine allzugroße Ausdehnung der Ehescheidungsgründe die Festigkeit der Ehe, das Fundament der Familie erschüttern muß. Auf der anderen Seite aber kann eine in ihrem Bestande ungesunde Ehe, deren nothwendiger Lösung weiter nichts entgegensteht als der starre Buchstabe des Gesetzes, unmöglich den segensreichen und veredelnden Einfluß ausüben, den man von der Ehe nach der sozialen, ethischen und sittlichen Seite für die Familie erwartet, und eine Schädigung der Gesellschaft wird in letzter Linie ihre Folge sein.

Als erstes und oberstes Prinzip für die Zulässigkeit der

Digitized by Google

Ehescheidung hat der Entwurf bekanntlich das „große Prinzip der Verschuldung“ aufgestellt. Nur dann wenn auf Seiten des einen Ehegatten ein schweres Verschulden vorhanden ist, soll der andere zu einer Lösung berechtigt sein. Der Entwurf glaubte durch diese Vorschrift die Mitte zu ziehen zwischen jenen Gesetzgebungen, die, wie z. B. das preußische Landrecht, in gewissen Fällen schon auf Grund gegenseitiger Einwilligung, ja sogar schon in Folge einseitiger unüberwindlicher Abneigung die Scheidung gestatten, und jenen, die, wie z. B. das katholische Eherecht, die Ehe als ein ihrem Begriff und Wesen nach unauflösliches Institut hinstellen. Die Idee der sittlichen Schuld mag für ein bürgerliches Schauspiel ein nothwendiges Requisit bilden, als Grundgedanke eines bürgerlichen Gesetzbuches gemahnt er uns an jene Zeiten, die wir eigentlich schon einer überwundenen Culturperiode zugezählt hatten. In welche Bahnen der Entwurf bei der radicalsten Verfolgung dieses Prinzipes gelangt ist, dürfte auch in nichtjuristischen Kreisen zu bekannt sein, als daß hier eine nähere Erörterung nothwendig wäre.

Verworfen wird zunächst auf das Bestimmteste, ohne Zulassung irgend welcher Ausnahmen, die Scheidung auf Grund gegenseitiger Einwilligung. Wir sind weit davon entfernt, uns jener Ansicht anzuschließen, daß die Ehe gleich jedem anderen Rechtsgeschäft wie durch übereinstimmende Willenserklärung geschlossen, so einfach durch übereinstimmende Willenserklärung ohne weiteren Grund lösbar sein müsse. Wir verkennen nicht, daß durch eine derartige Behandlung der Ehe die sittlichen und sozialen Grundlagen dieser innigsten Lebensgemeinschaft auf das Gröblichste zerstört werden würden. Wir behaupten aber: Es muß ein Mittel geben, um die Lösung einer in ihrem Inneren zerrütteten und von Zwietracht durchwühlten Ehe herbeizuführen, um zwei Menschen von einander zu befreien, welche weiter kein Verbrechen begangen haben, als daß sie in thörichter Verblendung sich für einander geschaffen dachten und zu spät erst die Kluft erkannten, welche sie von einander trennt. Eine Ehe, welche beiden Theilen nur noch als eine unerträgliche Kette erscheint, bringt einen verderblichen Keim in das Wachsthum der Familie, sie vergiftet den Stamm in der Wurzel.

Aber abgesehen hiervon, das bürgerliche Gesetzbuch scheint sich auch des unendlich praktischen Werthes der Scheidung durch gegenseitige Einwilligung durchaus nicht bewußt gewesen zu sein. Die hervorragende praktische Bedeutung dieses Systems liegt darin, daß die Ehegatten in solchen Fällen, in welchen ein gesetzlich anerkannter Scheidungsgrund, z. B. Ehebruch oder ein Verbrechen, vorliegt, durch das Institut der Scheidung auf Grund gegenseitiger Einwilligung in die Lage gesetzt werden, die Scheidung erwirken zu können, ohne genöthigt zu sein, den eigentlichen Scheidungsgrund zur Kenntniß des Richters zu bringen. Auf diese Weise wird das mit dem Scheidungsprozesse sonst für die Ehegatten selbst und deren Familie verbundene Aergerniß schonend abgewendet. Trotzdem die Motive selbst auf diesen Punkt hinweisen, kennt der Entwurf derart humane Rücksichten nicht. Er zwingt den Ehegatten, der die Scheidung verlangt, die Schuld des anderen Theiles bloßzulegen, die den wahren Scheidungsgrund bildet, Sachen der Oeffentlichkeit aufzudecken, die sonst im Schoße der Familie tief verborgen geblieben wären, und mitschuldige Dritte in den schmutzigen Skandal hineinzuziehen. Müssen wir nicht fürchten, daß die Ehegatten, die beiderseits sehnlichst die unerträglichen Bande abzustreifen wünschen, die freud- und friedlos sie mit einander verknüpfen, wenn das Gesetz sie hohnlächelnd zurückweist, weil keiner seiner Paragraphen auf sie Anwendung findet, weil sie noch nicht Ehebrecher und Verbrecher geworden sind, sich nun selbst einen Scheidungsgrund schaffen werden, den auch das Gesetz als einen „rechtmäßigen“ anerkennt? Die bisher vor dem Ehebruch zurückgeschreckt haben, die werden — und wahrscheinlich mit gegenseitiger Einwilligung, ja Ermunterung — nach dem Mittel greifen, das sie aus ihrer Lage befreit. — Der Entwurf hat diese letzten ungeheuerlichen Consequenzen vorausgeahnt; denn er bestimmt voll Weisheit, daß das Recht auf Scheidung wegen Ehebruchs dann ausgeschlossen sein soll, wenn der andere Theil dieser Handlung zugestimmt hat. Daß diese Bestimmung für die Praxis vollständig werthlos ist, bedarf keiner Betonung. Wird doch niemals eine Partei Zeugniß gegen sich selbst ablegen oder Zeugen gegen sich selbst anführen.

Aufgabe des bürgerlichen Gesetzbuches war es — wir betonen es nochmals — kräftig jedem Mißbrauch entgegenzutreten, welchen das Institut der Scheidung auf Grund gegenseitiger Einwilligung leicht herbeiführen kann. Das mußte sein Ziel sein. Der zur Erreichung dieses Zieles verfehlteste Weg war es, dies Institut ganz zu beseitigen. Die Ehe steht rechtlich weit, weit ab von dem gewöhnlichen Rechtsgeschäft. Aber das Gesetz muß dem Richter gestatten, auch ohne weitere gesetzliche Spezialgründe die Lösung der Ehe bei beiderseitiger Einwilligung dann auszusprechen, wenn er nach freier sachlicher und umfassender Prüfung die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die Ehe derart zerrüttet ist, daß ein ferneres Zusammenleben für die Ehegatten unmöglich, für die Familie unheilbringend ist.

Verworfen wird weiter die Scheidung wegen unheilbarer, während der Ehe ohne Verschulden entstandener körperlicher Gebrechen. Die Motive nennen als einzigen Grund, der den Gesetzgeber geleitet hat, den, daß das Wesen und die sittliche Natur der Ehe es mit sich bringe, daß die Ehegatten, wie Freud und Glück, so auch Leid und Unglück mit einander tragen müssen. Ohne die ehrenwerthen Anschauungen, die sich in diesen Worten kundgeben, zu verkennen, wagen wir es doch, die gegründetsten Zweifel in den inneren Werth der hierauf gegründeten Ehescheidungsversagung auszusprechen. Wenn der Gatte, durchdrungen von dem Bewußtsein der Ehe als der höchsten sittlichen Gemeinschaft, in treuer Erfüllung seiner ehelichen Pflichten, freiwillig an dem Siechbette des Gatten bleibt, so wird das Sprichwort „Getheiltes Leid ist halbes Leid“ seine gerechte Anwendung finden. Wenn das Gesetz aber den Gatten wider seinen Willen zwingt, an der Gemeinschaft festzuhalten, so bringt es den einen Gatten damit um Lebensmuth und Zukunft, dem anderen verdoppelt es die Qualen, wenn er täglich hören und fühlen muß, daß der Gatte wider seinen Willen neben ihm, dem Siechen, ausharren und weiter gegen ihn die ehelichen Pflichten erfüllen muß.

Welche Blüthen aber ein „großes Prinzip“ zu tragen vermag, das beweist die allen gesunden Regeln des Verstandes und des Lebens Hohn sprechende Vorschrift des Entwurfes, nach welcher nicht einmal die unheilbare Geisteskrankheit einen Scheidungsgrund der Ehe bildet. Allerdings nur die unverschuldete. Aber wann ist Geisteskrankheit verschuldet? Mit dem Todten wird der Lebende durch das Gesetz zusammengekoppelt. Was kümmern den Gesetzgeber alle sozialpolitischen Bedenken, die Gefahren, welche eine derartige Norm für den Hausstand, die Nahrungsverhältnisse, für die Erziehung der Kinder und für die Sittlichkeit mit sich bringt! Das Prinzip geht ihm vor. Um des Prinzips willen zwingt er den Ehegatten, ewig gebunden an ein Wesen zu bleiben, das fern von ihm in einer Anstalt ohne Bewußtsein seines Ich und seiner Außenwelt, ohne Hoffnung auf Gesundung, ein unglückliches Dasein fristet. Was eine höhere Macht getrennt hat, das soll der Richter — so gebietet ihm in starrem Formalismus das Gesetz — weiter als fest verbunden betrachten. — — —

Wenn auch in allen anderen Theilen des Entwurfes schwere Fehler gesucht und gefunden worden sind, so sind diese Fehler doch nicht so verhängnißvoll als wie hier auf dem Gebiete des Familienrechts. Im Sachenrecht, im Obligationenrecht und zum Theil im Erbrecht, da stehen immerhin nur materielle Interessen auf dem Spiel, da tröstet uns ferner aber auch der Ausblick auf ein lebensvolles und gesundes Sonderrecht, das, in Reichs- und Landesgesetzen niedergelegt, auch nach der Codification des bürgerlichen Gesetzbuches neben diesem weiter Handel und Wandel regieren wird. Anders das Familienrecht! Hier gilt es, die bis in das Mark der Nation hineinreichenden sozialpolitischen und sittlichen Interessen des Volkes zu vertheidigen und zu schützen. Die Familie als der Ausgangspunkt aller sozialen Vereinigungen, als das Fundament für die sittliche

Digitized by Google

Kraft des Volksthums benöthigt wie kein anderes Rechtsgebiet der sorgfältigsten Beachtung und Pflege seitens des Gesetzgebers. Eine den Grundsätzen des Lebens angepaßte, von keinen außerhalb einer praktischen Vernunft liegenden Einflüssen bemeisterte Behandlung des Familienrechts wird in langsamer, aber sicherer Weiterbildung ihre segensreiche Rückwirkung nicht lange vermissen lassen. Ein Mangel im Fundament aber, und der ganze Bau stürzt zusammen. Justus.

Rumänische Streitschriften und Memoranden.

Von Albert Schiel-Kronstadt.

(Schluß.)

A. Das Wahlgesetz. Das Hauptstreben des für Siebenbürgen geschaffenen Wahlgesetzes besteht darin, durch künstliche Mittel eine magyarische Mehrheit zu schaffen. Die Verfügungen dieses Gesetzes sind verschieden, je nachdem Gegenden von Széklern oder von Romänen bewohnt werden. In Siebenbürgen ist der Census, der das Wahlrecht ertheilt, neunmal höher, als in dem wesentlich fruchtbareren eigentlichen Ungarn, so daß es Gemeinden von 2 bis 3000 Einwohnern gibt, in denen sich nicht ein einziger Wähler findet. Es wird in Städten allen Handwerkern, auch wenn sie gar kein Vermögen besitzen, es wird allen Edelleuten, ohne Rücksicht darauf, ob sie dem Staate Abgaben entrichten oder nicht, das Wahlrecht ertheilt, sodaß das Gesetz thatsächlich fast allen Ungarn und Széklern das Wahlrecht verleiht. Die Romänen machen drei Viertheile der Bevölkerung Siebenbürgens aus und können, die friedlichsten Zeitumstände vorausgesetzt, höchstens 10—12 Abgeordnete in den Reichstag wählen. Indem ferner die Wahlkreise so künstlich arrondirt sind, daß der romänische Wähler oft einen ja mehrere Tage reisen muß, um an den Ort der Wahl zu gelangen, ist es möglich gemacht worden, den in Siebenbürgen lebenden 100,000 Magyaren die Mehrheit der Wahlstimmen zu verschaffen. Zahlen sprechen am deutlichsten. Außerhalb des Széklerlandes kommen auf 90,000 bis 290,000 Einwohner 2000—6000 Wähler, in den Städten fallen auf 3500—29,000 Seelen 1800 bis 2000 Wähler. — Ueber 60,000 Wähler sind Wähler, weil sie Edelleute von Geburt oder weil ihnen besondere Rechte verliehen sind; nur 15 bis 20,000 Wähler üben ihr Wahlrecht auf Grund des Census aus; endlich fällt in den von Romänen bewohnten Comitaten auf 50 bis 60,000 Einwohner ein Deputirter, im Széklerland auf 4000 bis 5000. Daß bei den Wahlen selbst grenzenlose Corruption und Demoralisation herrscht, trotz allen gesetzlichen Bestimmungen, daß jede Freiheit der Wahl zweifelhaft, ja unmöglich ist, daß die Wahlen beinahe den Charakter eines Bürgerkrieges annehmen, ist allgemein bekannt.

Aber durch all die Willkür sind die Romänen von solcher Unzufriedenheit erfaßt, daß eine Theilnahme der Romänen en masse bei den gefälschten Wahlen leicht Scenen hervorrufen könnte, deren Tragweite nicht ermessen werden kann, in einem Lande wie Siebenbürgen, in welchem der Vergewaltigten es eine so große, der unbesonnenen Vergewaltiger aber eine so kleine Anzahl gibt.

Die Romänen haben immer den Wunsch gehegt und hegen ihn auch jetzt, am öffentlichen Leben ihres Vaterlandes Theil zu nehmen. Diese Theilnahme ist jedoch unmöglich, so lange die gegenwärtigen Zustände andauern und die Romänen erachten es als eine Pflicht ihren Vorfahren gegenüber, zur Consolidirung eines Staates nicht beizutragen, in welchem jede national-romänische Entwickelung unmöglich gemacht wird.

B. Das Gesetz über die Gleichberechtigung der Nationalitäten, wenn auch mangelhaft, hätte die Romänen bestimmen können, an dieser Consolidirung mitzuwirken, wenn es aufrichtig ausgeübt worden wäre. Denn, wenn es in einem so polyglotten Staat auch als ein Wagniß erscheint, durch Verwechselung des politischen Begriffs der Nation mit dem ethnischen, das ungarische Volk als eine Einheit darzustellen; wenn es auch eine Härte ist, die magyarische Sprache zur Staats- und Amtssprache zu erheben und die anderen Sprachen nur als permissiv, gleichsam als geduldet anzusehen, so wird dann durch die Ausübung dieses Gesetzes überdies die Ansicht bekräftigt, daß die Gesetzgebung bei der Schaffung dieser Bestimmungen, was die Praxis anbelangt, Hintergedanken hatte.

In 23 Comitaten Ungarns bilden die Romänen die überwiegende Majorität, wenn nicht die ausschließliche Bevölkerung, aber im ganzen Königreich gibt es keinen einzigen romänischen Obergespan, nicht einmal einen Vicegespan. An den 65 vorhandenen Gerichtshöfen findet sich nur ein einziger romänischer Gerichtspräsident. An den beiden Universitäten existirt ein einziger romänischer Professor, in der ganzen Unterrichtsverwaltung ein einziger Romäne als Schulinspector. Da nun die Romänen in den letzten Decennien große Anstrengungen gemacht und Opfer gebracht haben, um Bildung in ihrem Volke zu verbreiten, und da sich unter ihnen Tausende von Personen finden, die Befähigungsnachweise für alle Zweige der Wissenschaft besitzen, so mußten sie unter den obwaltenden Umständen zur Einsicht gelangen, daß sie als Fremdlinge in ihrem Vaterlande betrachtet wurden. Je mehr dies Gefühl in die Massen dringt, um so mehr nimmt der Kampf, welcher ihnen aufgedrungen wird, eine rauhere Seite an.

Die Romänen sind im Königreich Ungarn einer schlechteren Behandlung ausgesetzt, als die Bevölkerung eroberter Länder. In der Verwaltung, bei den Gerichten, im ganzen öffentlichen Leben treten ihm überall in magyarischer Sprache Leute entgegen, die weder ihre Sprache, noch ihre Eigenheiten, noch ihre Gewohnheiten, noch ihre speciellen Interessen kennen. In magyarischer Sprache erfolgt vor den Schranken des Civil- oder Criminalgerichts die Verhandlung und die Urtheilsfällung und der Romäne sieht sich in den meisten Fällen verurtheilt, ohne sich Rechenschaft geben zu können, über das Wie und Warum. — Nicht einmal daheim, in seiner Gemeinde kann der Romäne Angestellte aus seiner Mitte erlangen. Denn der Stuhlrichter hat beispielsweise bei den Notarswahlen das Recht, die Candidaturen aufzustellen und trägt dann in den meisten Fällen dafür Sorge, daß ein romänischer Mitbewerber nicht einmal unter die Candidaten aufgenommen wird.

Wenn der Romäne, obwohl das Gesetz den Gebrauch der Muttersprache gewährleistet, irgend ein Bittgesuch oder eine Schrift in derselben einreicht, so wird dieselbe zurückgewiesen, mit dem Bescheid, sie sei nicht in magyarischer Sprache abgefaßt. Wenn er Berufung einlegt, wird der Zurückweisungsbescheid gutgeheißen und der Beamte hat nicht einmal die entstehenden Kosten zu tragen. So fordert die Regierung geradezu zur Nichtbeachtung des Gesetzes auf und deckt mit ihrer Autorität jene Beamten, die sich eine solche zu Schulden kommen lassen.

C. Das Municipalgesetz, dessen Grundlagen die ungerechten Bestimmungen des Strafgesetzes sind, hat ebenfalls die Tendenz, die Romänen aus dem öffentlichen Leben hinauszudrängen. Aus den nämlichen Gründen, aus welchen die Romänen im Reichstag nicht vertreten sind, können sie auch in den Versammlungen jener Comitate und Districte nicht ihrer Anzahl und Wichtigkeit entsprechend vertreten sein, in welchen sie die überwiegende Mehrheit ausmachen.

D. Kirche und Schule. Der Paragraph 14 des 42. Gesetzartikels aus 1868 sichert der Kirche ihre Autonomie, sowie die Competenz der kirchlichen autonomen Behörden in Sachen der Religion und der Volksbildung. Hierin ist auch das Recht enthalten, den Unterricht in den von Confessionen errichteten und unterhaltenen Volks- und Mittelschulen zu organisiren und zu leiten. Aber schon nach wenigen Jahren erhielt eine Bestimmung Gesetzeskraft, wonach die Lehrer an confessionellen Schulen in bestimmten Terminen gehalten sein sollten, sich die magyarische Sprache anzueignen, wenn sie nicht ihres Amtes entsetzt sein wollten. Seither wurden Lehrer und Schüler gezwungen, wöchentlich achtzehn Stunden, den weitaus größten Theil des Unterrichts, zur Erlernung einer Sprache zu verwenden, nach der sie in ihrem alltäglichen Leben in der

Digitized by Google

Gemeinde niemals Bedürfniß fühlen. Weil aber in rein romänischen Gegenden, wo außerhalb der Schule das Kind nie einen magyarischen Laut zu hören bekommt, die Resultate des Gesetzes zu unbefriedigend waren, wurde, trotz der Einsprache der nichtmagyarischen Nationalitäten, im Jahre 1891 das Gesetz für die Kinderasyle geschaffen, durch welches die Kinder, vom Alter von drei Jahren angefangen, gezwungen sein sollten, die magyarische Sprache zu erlernen.

Aus den von den drei Millionen Romänen Ungarns gezahlten Steuern wird keine einzige romänische Anstalt erhalten: kein Gymnasium, keine Handels- oder Landwirthschaftsschule, keine Lehrerbildungsanstalt, keine Universität; dem Lehrstuhl für romänische Sprache in Literatur an der Klausenburger Universität ist der Gebrauch der romänischen Sprache, als Vortragssprache nicht gestattet, ja die Romänen müssen die Besetzung dieses Lehrstuhles geradezu als eine dem romänischen Volke und dem höheren Unterricht zugefügte Insulte ansehen.

Zwar wird im Gesetz über die Gleichberechtigung der Nationen ausdrücklich das Recht eingeräumt, daß Confessionen aus eigenen Mitteln Schulen errichten und die Unterrichtssprache darin bestimmen dürfen. Aber auch dieses Recht ist illusorisch. In Arad und Caransebes haben die Romänen wiederholt um die Autorisation angesucht, Gymnasien zu errichten, die Regierung hat jedoch die Bewilligung unter nichtigen Vorwänden vorenthalten. Ja noch mehr! Bereits bestehenden Anstalten, wie dem Naszoder Gymnasium wurden die zu ihrer Erhaltung nöthigen, ihnen zweifellos gebührenden Mittel durch offenbaren Rechtsbruch und willkürliche Auslegung entzogen und dadurch ihr Fortbestand in Frage gestellt.

Die Romänen haben es stets für ihre Pflicht gehalten, gegen solche Uebergriffe mahnend und warnend ihre Stimme zu erheben. Die ungarische Regierung dagegen hat immer schärfere Maßregeln ergriffen, um diese Stimme zu unterdrücken. Zu diesem Zwecke hat sie besondere Gesetze geschaffen, die nur für Siebenbürgen Gültigkeit haben:

E. Die Preßgesetze. So hat denn Siebenbürgen nicht nur ein besonderes Wahl-, sondern auch ein besonderes Preßgesetz, mit schärferen, dem wahren Liberalismus zuwiderlaufenden Bestimmungen. Um unter allen Umständen des Erfolges sicher zu sein, wurde die Jury von Hermannstadt aufgelöst, weil sie einige Male sich nicht bewogen gefühlt hatte, Verurtheilungen aussprechen und die Preßgerichte nach Klausenburg und Maros-Vásárhely verlegt, wo die Geschworenen Magyaren und demnach, den romänischen Blättern gegenüber, Richter in eigener Sache waren. Haben doch die Staatsanwälte sich nicht gescheut, das Verlangen zu stellen, die Geschworenen mögen sich ihre Ueberzeugung nicht nach den in dem incriminirten Artikel Gesagten bilden, sondern sie sollten zwischen den Zeilen lesen, sie sollten nicht die bestehenden Gesetze im Auge behalten, sondern ihre Gefühle als Kernmagyaren. Während im Verlaufe von fünfundzwanzig Jahren nicht ein einziges der zahlreichen in magyarischer Sprache erscheinenden politischen Blätter zur Verantwortung gezogen wurde, sind im Jahre 1888 allein nicht weniger als acht romänische Blätter mit Preßprozessen verfolgt und ihre Redacteure mit Gefängnißstrafen und Geldbußen belegt worden. Im Jahre 1890 wurde ein Correspondent der „Tribuna" zu eineinhalbjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, weil er den Kossuthcultus der magyarischen Blätter mißbilligt hatte.

F. Die Agrargesetze begünstigen die Großgrundbesitzer gegen die ländliche Bevölkerung in einer fast unerträglichen Weise. Heute, 44 Jahre nach Abschaffung der Roboten, schweben noch zahlreiche Prozesse zwischen den ehemaligen Grundherren und Leibeignen und erschweren so den Gang der ökonomischen Entwickelung. Noch mehr haben die Romänen in Angelegenheiten der Segregation bei Commassirungen und Limitirungen zu leiden. Nach jahrelangen Prozessen wird ihnen nicht der Pflichttheil zugesprochen, der ihnen auf Grund der Urbarialgesetze gebührt, sondern nur die Hälfte oder der vierte Theil von dem, was ihnen gemäß des Nutznießungsrechtes zukommt; in den meisten Gemeinden wird ihnen sogar dies Recht ganz abgesprochen, obgleich sie es mit Beweisen belegen können. In Gegenden, wo die Segregation der Wälder und Weideplätze zwischen dem Aerar als Eigenthümer und den Romänen als gewesenen Frohnbauern vollzogen wurde, hat die Regierung verfügt, daß die Benutzung der Wälder nicht einmal für Geld den Romänen aus der betreffenden Gemeinde zugesprochen, sondern anderen verkauft werde. So können in dem siebenbürgischen Bergland, wo das Volk seit Jahrhunderten durch Viehzucht und Handel mit Holz sich ernährte, die Romänen sich kaum noch das tägliche Brot verdienen und ein großer Theil der Bevölkerung ist zur Auswanderung genöthigt.

Aber die romänische Bevölkerung Ungarns ist es nicht allein, die sich in dauernder Erregung und Unzufriedenheit befindet, die Magyaren sind, angesichts der Fruchtlosigkeit ihrer utopistischen Bestrebungen, die am meisten Erregten und treiben schweren Erschütterungen zu. Denn eine Staatspolitik, die in ihrer Grundlage und ihrem Endzweck verfehlt ist, muß unheilvoll werden, sowohl für die, die in ihr beharren, als auch für das Vaterland und den Thron. Eine aufrichtige und auf gegenseitige Beachtung der Existenzbedingungen und der nationalen Entwickelung beruhende Verbrüderung kann allein den Staat auf der Bahn der inneren Festigung und der Macht leiten. Das herrschende System hat hierauf keine Rücksicht genommen, und so stehen heute, nach 25jährigem constitutionellem Leben, die Völker Ungarns sich mehr als je feindlich gegenüber und der Rassenkampf ist mit Vorbedacht organisirt worden.

III.

Dies ist, kurz zusammengefaßt, der wesentliche Inhalt des Memorandums.

Die Abfassung desselben war — wir folgen der in Wien erscheinenden Monatsschrift „Romänische Revue", die zur Orientirung in einschlägigen Fragen viel und werthvolles Material bietet — bereits im Jahre 1887 von der am Vorabend der Reichstagswahlen nach Hermannstadt berufenen Nationalconferenz, bei welcher fast alle von Romänen bewohnten Wahlkreise aus Ungarn und Siebenbürgen vertreten waren, beschlossen worden. Ob es aus constitutionellen und nationalpolitischen Gesichtspunkten zulässig erscheine, daß die Nation, um ihre politische Nothlage zu bessern, die Intervention der Krone anrufe, darüber waren alle politischen Kreise der Romänen prinzipiell einig und sind es noch heute: sie halten einen solchen Schritt nicht nur für berechtigt, sondern unter Umständen geradezu für geboten. Dagegen bestanden in der Nationalconferenz selbst und in dem von ihr entsendeten Comité Meinungsverschiedenheiten darüber, welches der geeignete Zeitpunkt für die Ueberreichung dieses Memorandums sei. Die Majorität des Comités war der Meinung, die Absicht der Unterbreitung des Memorandums sei lediglich, die politische Nothlage des romänischen Volkes zu bessern, daher dürfe die Ueberreichung nur erfolgen, wenn man genügende Garantien für ein willfähriges Entgegenkommen der Krone besitze, sie sei also bloß die äußere Inscenirung bereits vorher gehörig vorbereiteter Transactionen. Die Minorität trug durch die Presse den Streit nach Außen, wirkte auf das Volk und die Massen, und als im Winter des vorigen Jahres die unerwartete Auflösung des ungarischen Reichstages die rasche Einberufung einer Nationalconferenz nöthig machte, wurde auf derselben die sofortige Ueberreichung des Memorandums beschlossen.

Wenn also alle Romänen der Ueberzeugung sind, ein Recht zu haben, sich direct an die Krone zu wenden, und wenn die Deputation in Wien ein Recht hatte, als Beauftragte des ganzen romänischen Volkes aufzutreten, und diese Deputation nicht, wie die gegnerische Presse behauptete, ein abenteuerliches Unternehmen einzelner Agitatoren ist, so muß auf der anderen Seite zugegeben werden, daß das von der Nationalconferenz mit der Durchführung der Beschlüsse betraute Comité eine Anzahl von groben Fehlern beging, und sich solcher Mittel bediente, die von vornherein einen Erfolg der Deputation unmöglich machen mußten. Daß Vorsorge getroffen werden müsse, in Zukunft solche Fehler zu vermeiden, darüber sind

Digitized by Google

die romänischen Kreise einig, aber ebenso darüber, daß die Fehler des Centralcomités die Haltung der Nationalpartei und das Nationalprogramm in keiner Weise tangiren und die Hoffnung der Magyaren, unter den Romänen werde eine Spaltung entstehen, voreilig sei.

Hervorragende Führer der Opposition im ungarischen Abgeordnetenhause, voran Graf Albert Apponyi, haben das Memorandum zum Gegenstand von Interpellationen gemacht, indem sie dem Ministerium Schwäche und Planlosigkeit in der Nationalitätenfrage vorwarfen. Der Ministerpräsident, Graf Szapáry, hat diese Angriffe in geschickter und glücklicher Weise zurückgewiesen. Hält man nun seine Erklärungen mit den im Memorandum ausgesprochenen Beschwerden und Forderungen der Romänen zusammen, so ergibt sich die merkwürdige Thatsache, daß die Ansichten des Regierungsvertreters durch keine gar so tiefe Kluft von dem getrennt sind, was das von der gesammten Presse in Grund und Boden zerstampfte Memorandum sagt. Der kürzlich verstorbene romänische Erzbischof von Blasendorf, Johann Vancsa, hatte vor mehr als zwanzig Jahren in Folge einer Aufforderung des damaligen Ministerpräsidenten, Lónyay, eine Denkschrift ausgearbeitet und überreicht, in welcher er seine Ansichten darüber entwickelte, wie der Friede mit den Romänen hergestellt werden könne. Diese Denkschrift, die durch den bald darauf erfolgten Rücktritt Lónyay's und andere störend eintretende Ereignisse nicht zur Verhandlung kam, forderte Berücksichtigung der romänischen Sprache in Schule und Kirche, Errichtung romänischer cultureller Institute, Verwendung von Romänen in Rechtspflege und Verwaltung und — endgültige Erledigung der Unionsfrage durch Se. Majestät.

Der regierungsfreundliche „Pester Lloyd", der dem verstorbenen romänischen Kirchenfürsten einen warmen Nachruf widmet und das Hinscheiden dieses so friedlich gesinnten, versöhnlich wirkenden Mannes gerade im gegenwärtigen Moment schmerzlich beklagt, meint, diese letzte Forderung sei von Vancsa jedenfalls in seiner Denkschrift nur aufgenommen worden, um im Ernstfalle sofort wieder fallen gelassen zu werden. Denn die Frage der Gesetzlichkeit der Union zwischen Ungarn und Siebenbürgen kann von Romänen nicht aufgestellt werden, und wenn eine von ihnen selbst für unerfüllbar gehaltene Forderung doch aufgestellt werde, so sei es nur geschehen, um ein Compensationsobject zu haben und um ihren Nationsgenossen der extremen Richtung eine Art Zugeständniß zu machen und Entgegenkommen zu zeigen.

Nun erklärt der Ministerpräsident Szapány in seiner Interpellationsantwort allerdings, daß mit den Leuten des Memorandums nicht verhandelt werden könne, daß die Einheit des Staates, die Staatssprache u. s. w. nicht discutirt werden dürfe; wenn man aber, wie der „Pester Lloyd" es bei der Denkschrift Vancsa's gethan, auch bei dem gegenwärtigen Memorandum der Meinung wäre, daß manche der Forderungen und Beschwerden nur aufgestellt worden seien, um im Ernstfalle fallen gelassen zu werden, um als Compensationsobject zu dienen, wenn man das Fernhalten der Romänen vom politischen Leben thatsächlich bedauert, wie es der Ministerpräsident gethan, und ihre Theilnahme an demselben als ein zu erstrebendes Ziel ansieht; wenn man zugibt, daß die Beschwerden der Romänen, bei manchen Uebertreibungen doch unendlich viel Wahrheit enthalten; wenn es eine Pflicht der Regierung ist, dafür zu sorgen, daß jeder Bürger des Staates im Staate sich wohl fühle: wenn es Grundsatz sein soll, daß bestehende Gesetze und Rechte nicht nur auf dem Papier figuriren sollen, sondern im Leben Geltung haben müssen, nun dann erscheint eine Verständigung nicht so unmöglich. Das beliebte Mittel, einzelne Personen als die bösen Störenfriede, als die egoistischen Agitatoren darzustellen, während die von ihnen verführte Masse des Volkes eigentlich ganz zufrieden sei und sich wohl fühle: das Mittel sollte doch nicht mehr angewendet werden. Fünfundzwanzig Jahre lang läßt sich ein wirklich zufriedenes und ein wesentlich friedlich gesinntes Volk durch keine Agitatoren aus seiner Ruhe aufhetzen. Der Staatsmann aber, der diese Wunde am politischen Leben Ungarns zur Heilung brächte, könnte sich rühmen, eines der schwierigsten, aber auch verdienstvollsten Werke geschaffen zu haben.

Die Cavallerie keine fechtende Waffe mehr!

Von einem deutschen Stabsoffizier.

Die Vervollkommnung der Feuerwaffen unter Annahme des rauchlosen Pulvers, welche den taktischen Werth der Infanterie und Feldartillerie in so hohem Maße gesteigert hat, kommt der dritten Hauptwaffe, der Cavallerie, am wenigsten zu statten, ja sie ist für die Zukunft derselben geradezu verhängnißvoll geworden. Zwar bemühen sich noch manche Militärschriftsteller, der Cavallerie den Zauber der Romantik, welcher diese Waffe von jeher umgeben hat, auch fernerhin zu erhalten, sie sehen noch künftig die stolzen Reitergeschwader in sausender Gangart in die tod- und verderbensprühenden Linien der Infanterie und Artillerie einreiten und blutige Ernte halten, wie es so zahllose Beispiele der älteren und neueren Kriegsgeschichte dargethan haben. Allerdings werden die Behauptungen von der künftigen Rolle der Schlachten-Cavallerie vielfach verklausulirt. Man verlegt sie in die Momente, wo der Gegner bereits völlig niedergekämpft ist und zu keinem Widerstande mehr fähig, oder construirt sich gewisse Qualitäten gegnerischer Infanterie, etwa wie wir sie gelegentlich des französischen Massenaufgebots in der zweiten Hälfte des letzten Krieges gegenüber gehabt haben. Bei den heutigen Wehreinrichtungen der großen Staaten des Festlandes dürfte aber auf derartig zusammengerafftes Fußvolk beim Gegner wenig zu rechnen sein und wenn solche Momente immer kommen werden, wie sie der ersten Voraussetzung zu Grunde liegen, so kann man sich doch wohl fragen, wo bis zu jenem Augenblick die Reitergeschwader gesichert gegen die weittragende Wirkung der Feuerwaffen, die gegenwärtig noch einer wesentlichen Steigerung entgegengeht — ihren Aufenthalt genommen haben, wo sie, ohne dezimirt zu werden, à portée gestanden haben, um jene Momente auch wirklich auszunutzen. Auch unser ritterlicher Kaiser scheint von der Anschauung durchdrungen, daß der Schlachten-Cavallerie noch große Aufgaben warten, denn er hat ja sämmtliche Reitergattungen mit der Lanze ausgerüstet, deren Bedeutung doch nur beim geschlossenen Einreiten der Massen zu Tage zu treten vermag, deren Beigabe dagegen bei den sonstigen vielfachen Aufgaben der Cavallerie als ein sehr wesentliches Hinderniß betrachtet werden muß, wenn sich auch die Technik nicht ohne einen gewissen Erfolg bestrebt hat, Formen zu finden, welche erst beim Gebrauch ein Ausziehen auf die volle Länge bedingen. Die Lanze war bis zu jenem Vorgehen Kaiser Wilhelms II. ziemlich allgemein in Mißkredit gerathen. Die Franzosen hatten sie nach dem letzten Kriege, in einem gewissen Unmuth über die geringe Geltung, welche die Lanze in den Händen ihrer Lanziers gewonnen, ganz abgelegt. Kaiser Alexander III. hatte die Lanze nur noch für das erste Glied der Kosaken beibehalten, der Linien-Cavallerie im Uebrigen das Bajonett-Gewehr gegeben, nachdem vorher die gesammte Cavallerie im ersten Gliede mit der Lanze bewaffnet gewesen war. Die Oesterreicher haben allerdings noch elf hauptsächlich in Polen rekrutirende Ulanen-Regimenter, aber die „Pike", wie sie genannt wird, ist längst abgeschafft, und es hat sich auch nach dem deutschen Vorgang kaum eine Stimme für die Wiederannahme derselben gerührt. Es war lediglich Frankreich, welches sich durch Deutschland hat imponiren lassen, indem der Kriegsminister de Freycinet zur Beruhigung der öffentlichen Meinung die zehn Dragoner-Regimenter der Cavallerie-Divisionen versuchsweise mit Lanzen ausgerüstet hat. Italien, welches unter seinen 24 Cavallerie-Regimenter bereits 10 Regimenter Lancieri besessen, ist auf diesem Stande verblieben. Die Anschauung, welche in Deutschland über die Rolle der Cavallerie die maßgebende war, hat aber noch weitere Folgen gehabt.

Digitized by Google

Um allgemein verständlich zu sein, sei uns hier erst eine kleine Erläuterung gestattet. Die Eintheilung der Cavallerie im Armeeverbande während des Krieges bedingt eine Sonderung in größere selbständige Körper, Cavallerie-Divisionen genannt, unter Beigabe von reitender Artillerie und technischer Truppen, und in die Cavallerie, welche den größeren Einheiten gemischter Waffen, wie Divisionen, Armee-Corps beigegeben wird, sich also in inniger Verbindung mit den anderen Hauptwaffen befindet. Die letztere wurde bei uns in der neueren Kriegsführung als Divisions-Cavallerie bezeichnet; sie betrug für eine Infanterie-Division von vier Regimentern Infanterie und einem Regiment Feld-Artillerie, ein Cavallerie-Regiment, das dem Divisions-Commandeur der Infanterie unmittelbar untersteht. In der Friedens-Eintheilung dagegen war die Cavallerie bis 1890 in Brigaden von zwei bis vier Regimentern entweder innerhalb der Divisionen mit den Infanterie-Brigaden verbunden, oder in Cavallerie-Divisionen vereinigt, der letzteren bestanden indeß nur einige wenige, eine bei der Garde, eine an der West- und eine an der Ost-Grenze. Man hat nun 1890 eine gründliche Veränderung in der Friedenseintheilung vorgenommen, die Divisionen der Cavallerie wurden bis auf diejenige des Garde-Corps aufgelöst, die Eintheilung erfolgte durchweg in Brigaden von zwei Regimentern (nur eine schlesische behielt drei, wegen der nngeraden Gesammtzahl der Regimenter). Für den Kriegsfall und die größeren Truppenübungen theilte man jetzt nicht mehr den Infanterie-Divisionen Cavallerie-Regimenter, sondern den Armee-Corps Cavallerie-Brigaden zu und stellte die übrig bleibende Cavallerie in selbständige Divisionen zusammen, indem man zugleich einige Commandeure für Cavallerie-Divisionen im Frieden als Cavallerie-Inspecteure vorräthig hielt. Der Grundgedanke hierbei war: alle Cavallerie ist Schlachten-Cavallerie, man muß also auch diejenigen des Armee-Corps in höhere Verbände vereinigen, nicht mehr auf die Infanterie-Divisionen verzetteln, alle Cavallerie muß bereit sein, nach Belieben als Bestandtheil der Cavallerie-Divisionen oder als Corps-Cavallerie verwendet zu werden; Friedensgliederung und Ausbildung muß daher eine gleichmäßige sein. Danach wurde von 1890 ab verfahren.

Aber 1892 brachte eine Ueberraschung, die unscheinbar in das Leben trat, bisher nur in einigen militärisch besser unterrichteten Fachblättern bemerkt worden ist, aber eine tiefgreifende Bedeutung hat. Die sogenannte Felddienst-Ordnung, welche noch unter Wilhelm I. in neuer Bearbeitung in das Leben trat (1887), erfuhr 1890 eine lange Reihe von Abänderungen, worunter sich auch die Abschaffung der Divisions-Cavallerie und die Annahme der Corps-Cavallerie-Brigade befinden (vergl. oben). Unter Beibehalt des Grundtextes werden solche Abänderungen durch Aufkleben der veränderten Stellen am geeigneten Platze vorgenommen, die bekannten Tekturen oder Deckblätter. Die vor einem Monat erschienenen Deckblätter von 1892 stellen nun die Divisions-Cavallerie wieder her und schaffen die Corps-Cavallerie wieder ab, die glücklich zwei Jahre in Kraft gewesen war. Eine bessere Illustration zu dem alten Wahrspruch: „Die Kriegskunst ist veränderlich" kann nicht gedacht werden. Es kommt aber noch ganz anders. Die Divisions-Cavallerie hat künftig als ihre fast ausschließliche Aufgabe die Aufklärung. Bisher sollte letztere nur so lange im Vordergrund stehen, als die Fühlung mit dem Gegner noch nicht erreicht war, von da ab sollte die taktische Verwendung den Vorrang gewinnen. Die Deckblätter kleben dies unbarmherzig zu und bezeichnen die taktische Verwendung nur als nicht ausgeschlossen, „wenn sich eine günstige Gelegenheit bietet." Aber hier ist auch wieder ein Riegel vorgeschoben, denn es soll künftig jeder selbständig auftretende Truppentheil, auch während des Gefechtes Reiter zugetheilt erhalten, „bis zum Bataillon hinab." Dies bedingt eine hochgradige Verzettelung der Cavallerie, die bisher schon durch den bloßen Sicherheitsdienst zu einer Menge von Abgaben gezwungen war. Man wird überhaupt niemals mehr soviel Divisions-Cavallerie zusammen haben, um eine größere Attacke ausführen zu können. Nun wird man sagen, das Alles gilt ja nur für die Divisions-Cavallerie. Richtig, aber wie stark ist denn diese? Wir haben in dem ganzen deutschen Heere jetzt 43 Friedens-Divisionen, die im Kriege Infanterie-Divisionen werden, und in Summa 93 Cavallerie-Regimenter. Von diesen werden also 43 in den Infanterie-Divisionen aufgehen, nahezu die Hälfte der Cavallerie kann im Kriege nicht mehr als fechtende Waffe gelten, führt mithin nicht nur die Lanze als Hinderniß mit, sondern verschwendet eine Unmasse Zeit, um die Führung derselben zu erlernen. Und welche Forderungen stellt man heut in dieser Hinsicht? Das Reglement von 1812 schrieb dem Ulanen nur vier Stiche mit der Lanze vor, jeder Cavallerist erlernte später, am Schlusse seiner Dienstzeit, die Handhabung, da alle Landwehr-Cavallerie Lanzen führen sollte. 1852 fiel letzteres weg, die Lanze blieb nur bei den Ulanen. Die Vorschrift von 1891 schreibt nicht weniger als sechzehn Stiche und sieben andere Gewandtheitsübungen vor; Neuerfindungen im Umgang mit dieser Waffe werden bei den ausbildenden Offizieren gern gesehen. Es ist aber nicht die Lanze allein, jeder Cavallerist führt auch den Karabiner, erhält eine eingehende Ausbildung im Schießdienst und Schützengefecht, muß in allen Zerstörungsarbeiten von Communicationen bewandert sein, die größten Flüsse durchschwimmen, zu Fuße wie zu Pferde fechten u. s. w. Rechnen wir hierzu die Pferdedressur, so begreift man kaum, wie Alles das in drei Jahren geleistet werden kann. Jedenfalls aber sollte man das Ueberflüssige, und das ist für die ganze Divisions-Cavallerie die Lanze, bei Seite stellen.

Man wird nun einwenden, daß jene Depossedirung der Cavallerie als fechtender Waffe sich nur auf die jeweilige Divisions-Cavallerie bezieht, die Aufgaben der Cavallerie-Divisionen dieselben geblieben sind und jede Cavallerie zum einen, wie zum anderen Dienst gleich brauchbar sein muß. Ueber das letztere ließe sich streiten, haben wir doch in einer anderen Waffe, der Artillerie, die „Theilung der Arbeit" zum Hauptgesichtspunkt erhoben. Aber auch davon abgesehen, so würde man einer für den Dienst als Divisions-Cavallerie vorzugsweise bestimmten Reiterei unter allen Umständen diejenige taktische Ausbildung geben, um nutzbar als Massen-Cavallerie verwendet zu werden; daß sie aber, um gelegentlich eine Attacke zu reiten, auch mit der im eigentlichen Aufklärungsdienst oft höchst hinderlichen Lanze bewaffnet sein müßte, wird Niemand behaupten können. Die Aufgaben der Cavallerie-Divisionen werden übrigens in der Hauptsache gleichfalls unter den Gesichtspunkt der Aufklärung, allerdings in größerem Maßstabe, fallen. Da voraussichtlich im nächsten Kriege, von Anfang an, beide Seiten ihre Cavallerie-Divisionen vorschieben werden, so werden Zusammenstöße und Gefechte, aber wesentlich von Cavallerie gegen Cavallerie, nicht ausbleiben und mag hier die Lanze ein Factor der Ueberlegenheit sein, der nicht unwichtig ist. Es mag aber genügen, wenn wir bei den bisherigen 25 Ulanen-Regimentern und den 14 schweren Reiter-Regimentern fernerhin die Lanze beibehalten und diese Regimenter dann vorherrschend den Cavallerie-Divisionen zutheilen, die leichte Cavallerie aber dieses Ausbildungszweiges ganz entheben. Die Gelegenheiten, bei welcher in der entwickelten Schlacht die Massen-Cavallerie noch weiterhin eingreifen kann, sind, wie wir oben angedeutet, beschränkt und es dürfte dann kaum noch wesentlich sein, ob dieselbe so oder so bewaffnet ist.

Sardou und Sarah Bernhardt.

Von Alexander Büchner.

Im Frühjahr 1880 vollzog sich ein in der französischen Bühnengeschichte bis dahin unerhörtes Ereigniß. Alle Welt weiß, daß dort die Mimen beiderlei Geschlechts, sobald sie einigen Erfolg haben, zu den bevorzugtesten Sterblichen gehören. Jederman will ihre Portraits haben; sie kommen in die beste Gesellschaft, man behandelt sie fast wie Halbgötter

Digitized by Google

und manchmal werden sie sogar decorirt. Sind sie aber, mitunter noch sehr jung, bis in die ganz republikanisch gebildete Société de la Comédie française vorgedrungen, so halten sie ihren Marschallstab in Händen und können in Ehren und Reichthum dahin leben. Eine solche Stellung war noch von Niemand vor der Zeit aufgegeben worden, als mit einem Male Sarah Bernhardt, ein Stern erster Größe an jenem Firmament, die höchste Bühnenberühmtheit seit Rachel, aus der Comédie française austrat. Wegen einer übel beurtheilten Rolle in Augier's „Aventurière" wurde sie plötzlich böse, that nicht mehr mit und benutzte ihre nunmehrige Freiheit, um in Paris und irgend sonst wo Alles zu spielen, was, wo und wie es ihr beliebte. Man ist nämlich an jenem Theater gehalten, sich an gewisse würdige und gewählte Traditionen, Gattungen und Stoffe zu halten und sie in einer hergebrachten Weise vor einem äußerst schwierigen Publikum und einer pedantischen Kritik wiederzugeben. Dabei muß der Künstler natürlich auf die großen volksthümlichen Erfolge und Gewinnste verzichten, welche Andere auf anderen Bühnen und bei den immer mehr überhand nehmenden Kunstreisen in die Provinz und in das Ausland erringen. Nun hielt sich aber Sarah für ein Genie; Eitelkeit, Ehrgeiz und Größenwahn stiegen ihr zu Kopfe; sie wollte ihre reichen Gaben nicht in einen allzu engen Rahmen spannen, welcher dieselben in ihrer echten Geltung hemmten; sie begriff seit der nothgedrungenen Wanderung der Comédie française 1870 nach London, welche Wirkung derartige Ausflüge haben können, und gedachte nun ein dem Ende des Jahrhunderts entsprechendes Geld draußen und über dem Meer in der neuen Welt nebst kosmopolitischen Lorbeeren zu verdienen. In Wirklichkeit waren bis dahin ihre Leistungen und der Beifall, welchen sie errang, außerordentlich gewesen. Warum sollten sie es auch nicht ferner sein? Von den excentrischen Grillen und Launen, Absonderlichkeiten, Wunderlichkeiten und sonstigen Extravaganzen dieser berühmten Frau haben wir jetzt nicht zu reden, und auf ihre ungewöhnlichen Bühnenmittel werden wir später zurückkommen. Aber schon hier müssen wir bemerken, daß sie, gleichwie Richard Wagner, das Kunstwerk der Zukunft versprach und in ihrer eigenen Person der Künstler der Zukunft sein wollte. Die Bühne genügte ihr nicht, sie wollte auch in den anderen Gattungen glänzen, nebenbei auch Bildhauerin, Malerin und Dichterin sein. Ich erinnere mich z. B. einer Statue, die sie vor manchen Jahren im Pariser „Salon" mit großem Aufsehen aufstellte. Außerdem hat sie gelegentlich eine Berufsgenossin ausgehauen, aber nicht mit dem Meißel, sondern mit der Reitpeitsche. Späterhin verfaßte Sarah einen hochdramatischen Einacter „l'Aveu", der über einen Achtungs- oder Scandalerfolg (wie man will) nicht hinauskam und neulich auch in Berlin durchgefallen ist. Eine Sonne wie sie konnte natürlich keine anderen Lichter neben sich leiden. Ihre Colleginnen, die Croizette, Bartet, Dudlay, Reichemberg, machten ihr einen Theil des Glanzes streitig, und da deren Beseitigung in einer solchen Mitte nicht anging, so spielte Sarah Bande à part, wie weiland Satan im Himmel, und erschien fortan außerhalb und in solchen Stücken, in welchen nur Eine große erdrückende Frauenrolle vorkam. Diese aber mußte ihr selbst zufallen. Vorerst begab sie sich nach London und dann nach Amerika, wo sie ihrer Sache zum Voraus sicher war, und fernerhin wohl wissend, daß Ein großer Erfolg alle Kunstrichterei der Welt platt schlägt, zählte sie fest auf einen berühmten Theaterdichter, der seinen Ruf und sein Talent fortan in ihren alleinigen Dienst stellte.

Dieser Dichter aber war kein geringerer als Victorien Sardou, der Akademiker. Bis zum Jahre 1861 hatte er sich in der schönen Literatur vielfach versucht, bis er endlich die richtige, ihm passende Gattung fand. Die Vermischungen der verschiedenen Dichtungsarten auf dem Theater, welche den Franzosen von jeher einen gelinden Schrecken eingeflößt hatte, war zwar schon lange durch Victor Hugo und seine Schule durchgesetzt worden, jedoch so, daß die Tragik dabei vorwiegend war und den Ausschlag in der Handlung gab. Nun war aber Sardou Lustspieldichter, und darum griff er die Sache so an, daß das komische Element vorzugsweise zur Geltung kam, wobei jedoch tragische Motive häufig in das Lächerliche herüber streiften und uns erschreckten, während wir doch gekommen waren, uns bei ihm zu ergötzen. Es geht also wie in vielen Stücken des altenglischen und besonders des spanischen Theaters, und Sardou hätte auf diesem Wege bei seiner großen Fruchtbarkeit der französische Lope de Vega werden können, wenn er nur bei der Stange geblieben wäre. Die „Pattes des Mouches" 1861 waren sein erstes erfolggekröntes Stück; dann wurde er im Laufe der nächsten zwanzig Jahre hochberühmt und sehr reich mit seiner großen Sittenkomödie, wie die „Familie Benoiton", „Onkel Sam", „Seraphine" ꝛc. Auch auf das Gebiet des historischen Dramas wagte er sich mit „Patrie", einem egmontartigen Stoff, und auf das der Feerie mit Le Roi Carotte, dessen Handlung der „Königsbraut" von E. T. A. Hoffmann entlehnt ist, was übrigens Sardou keineswegs erwähnte und erst von mir in meiner Abhandlung: „Hoffmann et le Roi Carotte" 1881 zur Sprache gebracht wurde. Ferner baute er mit großem Geschick die politische und religiöse aristophaneske Komödie an mit „Rabagas", „Daniel Rochat" und „Les Bourgeois de Pontarcy". In allen diesen Werken zeigte Sardou, daß er ein Stück aufzubauen verstand, wie Niemand, den Knoten schürzte, wie man es nicht erwartete, und denselben löste, wie es sich nicht voraussehen ließ. Er führte das Charakter- und Sittenlustspiel wieder ein, welches in den Händen von Scribe und seiner Mitarbeiter zum bloßen Intriguen- und Lachstück, in den Händen des jüngeren Dumas zu einer witzigen und doctrinären, aber oft sehr langweiligen Schwätzerei geworden war. Andern Nebenbuhlern gegenüber, wie Augier und Feuillet, wirkte Sardou mehr durch die Massenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit seines Hervorbringens; denn bis Jene mit Mühe und Noth ein Stück ausheckten, brachte Sardou deren gleich drei auf den Pariser Markt. Er war eben noch jung und behielt beständige Fühlung mit dem Feind, das heißt mit dem Publikum. Ueberall finden sich hier frische Lebensbilder von kräftiger Färbung, und enn man bedenkt, daß er in seiner ersten Manier bis zum Sturze des Kaiserreiches ein reichliches Dutzend solcher Sitten- und Charakterlustspiele lieferte, so kann man sich nicht erstaunen, wenn er zu jener Zeit für den besten französischen Komödiendichter galt. Damit konnte er sich wohl zufrieden geben. Aber auch über ihn kam der Größenwahn. Die Weltberühmtheit und der außerordentliche Reichthum lagen für ihn ebenso wie für Sarah Bernhardt anderswo. Es traf sich also, daß diese beiden gleichgesinnten Seelen sich in gleichen Wünschen begegneten und einsahen, daß sie sich gegenseitig unterstützen konnten — Sardou, indem er wirkliche Zugstücke schrieb, welche nur auf Sarahs Leib paßten, Sarah, indem sie in solchen Stücken die volle Kraft ihres blendenden Talentes entfaltete. So wurde denn ein Compagniegeschäft zwischen Beiden gegründet, welches seit Anfang der achtziger Jahre bis in unsere Tage dauerte und sich an Weltruf und Geldgewinn für die Theilhaber äußerst fruchtbar erwies. Von eigentlicher Kunst war da keine Rede mehr, sondern nur von Lärmerfolgen. Die oft schwer verständlichen Feinheiten der Komödie wurden vernachlässigt. Mitleid und Schrecken sollten durch Kraftmittel auf die Erregungen der Nerven wirken, das Publikum wurde gepackt, wo es sich nur packen ließ, der Beifall wurde genothzüchtigt.

Das alte Melodrama oder Schauerdrama hatte mit ähnlichen Zwecken und Mitteln gearbeitet, aber das war jetzt vieux jeu; man wollte großartige Bilder aus der zeitgenössischen Gesellschaft zeigen, womöglich mit amerikanischen oder russischen Ingredienzien und dem unheimlichen Wetterleuchten der Politik im Hintergrunde. Oder aber es gab zeitgeistige Rückblicke in weit entfernte Vergangenheit mit gewaltigen Römergestalten in klirrender Rüstung und märchenhaft flammenden orientalischen Weibern in unglaublich luxuriösen Toiletten daneben. Man wollte haarsträubende, herz- und steinspaltende Situationen bringen, wie sie noch nie dagewesen waren, und Leidenschaften von überwältigender Stärke in Liebe oder Haß, blutdurchtränkt im Augenblick der höchsten Wollustgefühle. Das Alles konnte

Digitized by Google

freilich nicht auf kleinem oder nur von einem wählerischen Publikum besuchten Theater vor sich gehen, sondern die Massenhaftigkeit mußte die Massen bezwingen: in gewaltigen Häusern wie die Porte St. Martin im Herzen von Paris oder im Ausland, in Rio, London oder New-York, wo die Leute nicht von einem kritischen Feuilleton gehofmeistert werden. So entstanden denn für die Rechnung der Firma Sardou & Sarah die Dramen „Odette", „Dora", „Fedora" und späterhin, als das Geschäft blühte: „La Tosca", „Theodora" und endlich „Cleopatra" — Stücke, die fast alle auch über die deutsche Bühne gingen.

Sardou hat hier seine Stücke Sarah auf den Leib geschrieben; ihrerseits begriff sie, daß nur sie solche Rollen aushalten könne, und dies that sie unter Aufbietung ihres ganzen Talentes und mit der vollständigsten Aufopferung ihrer eigenen Person. Die Stücke waren immer sehr lang, und Sarahs Rollen waren Alles in Allem. An den endlosen Abenden von acht bis halb eins kam sie kaum von der Bühne, und zwar Tag für Tag, und Sonntags sogar zweimal. Dabei entfaltete sie eine Kraft und Ausdauer, welche jeder Beschreibung spottete. Wenn sie zum Beispiel an einem zweiten Neujahrstage sich als Theodora zwischen fünf und sechs erdrosselt hatte, fragte man sich unwillkürlich, wie es diese lange, hagere, nur aus Knochen, Sehnen und Nerven bestehende 50jährige Frau machen werde, um gleich nach acht Uhr von vorne anzufangen. Sie aber trotzte der Erschöpfung und beherrschte ihre Ermüdung und wenn man glaubte, sie müsse zusammenbrechen, dann zeigte sie erst recht, was sie vermochte. Sie kannte keine Schonung ihrer wundervollen Stimme, sie flüsterte und seufzte, sie flötete und drohte, sie heulte und tobte mit einer Virtuosität, welche auch die Kaltblütigsten hinriß. Außerdem trat sie nicht immer nur in Sardou's Stücken auf, sondern spielte auch andere Kraftrollen, wie z. B. die rührende, aber schwindsüchtige „Kameliendame". Hier machten selbst die ruhigsten Kritiker wunderbare Erfahrungen, besonders wenn sie sich die Mühe gaben, die Wirkungen nicht an sich selbst, sondern in anima vili, d. h. an jugendlichen Naivitäten zu beobachten. Solche Leutchen weinten im vollsten Ernst mehrere Taschentücher naß. Noch nach manchen Jahren denke ich selber an den gelinden Schauder zurück, der mich überlief, wenn sie als Marguérite Gautier starb. Bei Anfang des letzten Actes liegt sie todtkrank zu Bette; draußen Schneelandschaft. Plötzlich erscheint ihr reuiger Armand. Sie belebt sich, richtet sich auf, kleidet sich an, endlich tritt sie in ihrem weißen Gewand in den Vordergrund. Was ist ihr denn? Sie war allerdings krank, aber das ist jetzt vorbei, und mit dem kommenden Frühling will sie nach dem Süden reisen. Nun flackert das Lebenslicht hell auf; sie steht kerzengerade da, Armand's Hand in der ihrigen und redet mit Lebhaftigkeit. Plötzlich geht ihr der Athem aus. Sie stürzt hin, wie aus einem Stück, steif wie ein Pfahl, indem sie einen Halbkreis um ihren Stützpunkt beschreibt. Man glaubt in einer Klinik für Schwindsüchtige zu sein.

Sogar an Shakespeare wagte sie sich heran, der aber für ihre raffinirte Kunst doch allzu naturwüchsig war. Als Lady Macbeth mit ihren feierlichen Worten und Mienen und wallenden Schleppkleidern ging sie noch an, aber als Ophelia wurde sie unerträglich. Ich saß mit einem sehr scharfen Glas in der vorderen Reihe, und wie nun das arme Mädchen erschien mit dem alten hageren Gesicht unter der strohgelben Flachsperücke und mit den spindeldürren Armen, da hatte ich genug und zog mich strategisch zurück, denn der Illusion war mit einem Male der Athem ausgegangen, wie der Kameliendame.

Bei Sarah lag von jeher ein großer Theil des Erfolges in der geschmackvollen Wahl ihrer kostbaren Toiletten, ihr langer, dünner Schlangenkörper ist der richtige Kleiderstock, und wie sie den herauszuputzen weiß, das muß man selbst gesehen haben. Die langen weiten Gewänder mit all dem Brimborium, welches daran hängt, verdeckten ihre sprichwörtliche Magerkeit und verliehen ihrem immer edlen Spiel die richtige Würde. Man wußte nie recht, was man vor sich hatte, aber immer war es etwas Imposantes. Bekanntlich verjüngt die Bühnenoptik, hier aber halfen die Kleider ganz gewaltig mit; für den Zuschauer wurde die Schauspielerin schön. Theodora prangte in den schweren Brokatgewändern der byzantinischen Kaiserin. Als Tosca trug sie einen wunderbaren Blumenhut, welcher sogleich in die Mode kam und von Alt und Jung getragen wurde, besonders von den Alten, die jung aussehen wollten. Wo aber die Rolle ausnahmsweise eine solche Ausstaffirung nicht erlaubte, da machte die Natur ihr unerbittliches Recht geltend. Eine Ophelia kann nicht hereinkommen wie eine Yacht unter Segel, und darum erinnerte Sarah in dieser Rolle nur an eine alte abgetakelte Fregatte.

Immer gleich blieb sich ihr wunderbares Stimmorgan, die sogenannte voix d'or. Es ist klang- und tonreich, voll Biegsamkeit, Weichheit und Stärke und drückt mit gleichem Wohllaut die hinschmelzende Zärtlichkeit, die schwärzeste Trauer, den Zorn und die Verzweiflung aus. Man hört so oft sagen, der Darsteller müsse die ausgedrückten Gefühle wirklich empfinden. Aber der Zornige stottert ja, der Wüthende überschreit sich, der Betrübte bekommt einen Thränenschnupfen, der Fröhliche erstickt vor Lachen, was Alles einen guten Vortrag unmöglich machen würde. Dann hat man auch die unwillkürlichen Geräusche im Publikum, das Husten, Nasenputzen, Hin- nnd Herrücken und dergleichen. Alle diese Schwierigkeiten müssen von der Stimme und der Aussprache überwunden werden, und Sarahs Stimmfülle besiegte dieselben in der wunderbarsten Weise. Ich mußte mich oft in einem sehr großen Haus mit einem der hintersten Plätze begnügen, wo ich die Schauspieler nur stellenweise verstand. Sobald aber Sarah kam, wurde es in dem weiten Saal mäuschenstill. Jederman hielt den Athem an. Und nun ging ihre Stimme klangvoll und rein wie Glockenton bis in die äußersten Winkel und Höhen des Hauses. Der Conversationston war natürlich und klar, aber auch alle Töne der Leidenschaft wurden richtig articulirt. Jeder noch so verstohlene Seufzer traf das Gehör, und wenn sie einem Mitspieler etwas in's Ohr sagte, leise, ganz leise, damit ja der anwesende Tyrann, Intrigant oder Nebenbuhler nichts höre, so verstand ich dieses Geflüster über das ganze Theater hinweg so deutlich, als ob meine nächste Nachbarin zu mir gesprochen hätte. Für diese Deutlichkeit war ihr das Publikum äußerst dankbar, und dies erklärt zum Theil, wie die Firma Sarah & Sardou es jahrelang unter ihrem Bann halten konnte. Außerdem war Sarah klug genug, sich nicht schnell abzunutzen. Sobald sie merkte, daß in Paris das Interesse nachließ, trat sie eine ihrer meist transatlantischen Weltfahrten an, blieb ein, auch zwei Jahre aus, und wenn sie mit viel Beute und noch mehr Ruhm wiederkam, war das Publikum erneuert, Sardou hatte wieder ein Stück verfertigt, neue Toiletten wurden aufgebaut und vom Journalismus unter Trommel- und Trompetenschall zum Voraus beschrieben, sie selbst aber bei ihrer Ankunft mit fast königlichen Ehren empfangen.

Als Sarah von ihrer vorletzten Reise nach Amerika zurückgekehrt war, soll sie geäußert haben, sie wünsche jetzt nur noch die Jungfrau von Orleans, die Cleopatra und — die Mutter Gottes (im Oberammergauer Mirakelstil) zu spielen. Die Jungfrau hat sie in der That gegeben, aber ohne sonderlichen Erfolg, denn wir haben schon gesehen, daß ihr eigentlich nur die großen Salondamen gelingen, welche Liebe und Coketterie bis zum Wahnsinne treiben, nicht aber die Unschuld vom Lande, wie Jeanne d'Arc. Die Mutter Christi declamirte sie nur in einem Oratorium, wobei ihre herrliche Stimme allerdings zur vollen Geltung kam. Mit der Cleopatra aber hatte sie und ihr Geschäftstheilhaber vor etwa drei Jahren den entschiedensten Mißerfolg. Sardou's sowohl wie Sarah's Fehler traten hier klar zu Tage und kamen dem Publikum zum Bewußtsein. So stark sich Sardou sonst auf Bühnenwirkungen verstanden hatte, hier ließen sie ihn im Stich. Shakespeare's Nachbarschaft schien ihn zu erdrücken, das Stück war matt und hatte nur historisches Interesse, wonach in Paris nie gefragt wird. Die bloßen Aeußerlichkeiten, wie Römer in voller Kriegsrüstung, egyptischer Prunk und Farbenreichthum, die Pyramiden oder die Wüste im Hintergrund reichten nicht mehr aus. Was aber Sarah betrifft, so bemerkte man endlich die Uebertreibungen in Spiel und Diction, welche sie sich mehr und mehr angewöhnte hatte.

Digitized by Google

So sehr die Rolle der Cleopatra der Natur ihres Talentes entsprach, so brachte sie doch keinen rechten Zug hinein. Sie spielte oder vielmehr sie sang und seufzte, sie brüllte und flötete in dem psalmodirenden Ton, in welchen sie allmählich verfallen war. Sie gab eine sentimentale, pathetisch weinerliche, leidende, schmachtende, hinfällige Cleopatra. Auch führte sie ihre Rolle nicht gehend und stehend, sondern sitzend und namentlich liegend aus, so daß sie für jeden Act ein anderes Ruhebett hatte, auf welchem sie sich räkelte und rollte. Der clou de la pièce sollte der bekannte Schlangentod werden, welcher aber leider nur lächerlich wirkte. Sarah hatte sich zu dem Ende ein allerliebstes lebendiges Schlänglein angeschafft, ein von ihr selbst gezähmtes und abgerichtetes Thierchen, welches sich sehr gebildet betrug und nur so that, als ob es beiße. Sie ließ es vorerst durch die Finger gleiten, damit man auch sehe, daß es keine bloße Haarflechte sei. Endlich aber schob sie es in ihre Busenfalten, wo sie dann noch lange daran herumtippelte, bis es sich häuslich eingerichtet hatte und anfing seine Schuldigkeit zu thun. Dabei seufzte sie: „encore! encore!“ als ob sie alle Wonnen des Paradieses empfände und gar nicht genug kriegen könnte. Wie es scheint, rechnete die Firma Sarah & Sardou sehr entschieden auf diesen Kniff, aber leider wirkte er nur auf das Zwerchfell. Mit dem Durchfall der „Cleopatra“ war plötzlich der Bann gebrochen, unter welchem die beiden Associés die Welt jahrelang gehalten hatten, und nun rächte man sich plötzlich für alle die Unbilden, die man von der launischen Bühnenkönigin hatte ertragen müssen. Es regnete Epigramme und Caricaturen, und die berühmte Firma hatte sich in Paris für immer lächerlich gemacht.

Mittlerweile tauchten auch andere Sterne auf. In der Réjane besonders war ihr eine Nebenbuhlerin von dem äußersten Naturtalent erwachsen, welche Concurrenz sie schwerlich bestehen wird. Empört über so viel Undank ging Sarah abermals zu Schiff, aber die Epigramme folgten ihr nach wie die Eumeniden dem Sohne Agamemnon's. Es hieß u. A., sie genieße nur noch bei einigen amerikanischen Hinterwäldlern, die hinter ihrer Zeit zurückgeblieben und durch ihren Revivals an das puritanische Psalmodiren gewöhnt seien, einiges Ansehen und werde sobald nicht wiederkommen.

Wir haben hier nur noch zu fragen, ob Sarah und Sardou wohl daran thaten, die früheren Pfade zu verlassen, um anderweitigen Erfolgen nachzujagen. Mindestens war es für Sardou schade, daß er das Goethe'sche Wort vergaß: „Such Er den redlichen Gewinn!“ Wäre er bei der feinen Komödie verblieben, wie es offenbar sein Beruf war, so hätte er, wenn nicht ein zweiter Molière, so doch ein neuer Beaumarchais werden können. Er hat dies um einer neuen Manier willen verschmäht, und wenn ihm letztere auch große Erfolge gebracht hat, so sind diese doch von zweifelhaftem Werth, und er wird schwerlich seine literarische Bedeutung wieder erlangen, um so weniger, als mittlerweile eine neue Schule guter Lustspieldichter erstanden ist und ihn verdrängt hat. Es ist gar keine Frage, daß die Bernhardt sein böser Genius war.

Für Sarah dagegen liegt die Sache anders. Ihr großes Talent konnte sich in dem engen Raum der Comédie française nicht genügend entfalten, und daß sich die Letztere bei ihrem starren Verbleiben in einer herkömmlichen Kunst allmählich verknöchert hat, das beweist das Fiasko, welches sie im vorigen Jahre mit ihrem Gastspiel in der Wiener Theaterausstellung gemacht hat. Sarah glaubte, daß die Schauspielerin, die nur in der Mitwelt lebt und etwas gilt, wohl thut, ihren Platz und ihr Fach soweit auszudehnen, wie nur irgend möglich. Sie hat sich von zwei Welten anstaunen lassen, um ihrem Ruhm- wie Golddurst reichlich Genüge zu thun. Ihre Künstlerlaufbahn aber ist oder scheint abgeschlossen. Seit ihrer heurigen Rückkehr aus Amerika hat sie kein festes Engagement mehr angenommen, sondern sich nur zuweilen an Festvorstellungen in Paris, London oder Brüssel betheiligt. Die Firma Sardou & Sarah kann also ruhig liquidiren. Sie hat viel Geld verdient und nebenbei manchen theatralischen Genuß und noch mehr Sensation geboten. Mit der Kunst hatte sie von Anfang an wenig oder nichts zu thun, und in der Bühnengeschichte wird sie bei allen Erfolgen doch nur ein bescheidenes Kapitel füllen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Glocke.

Von Jules Lemaître.

Im Kirchlein zu Lande-Fleurie waren eine alte Glocke und ein alter Pfarrer.

Die Glocke war so vielfach gesprungen, daß ihr Läuten wie der Husten eines alten Weibes klang. Es that Einem weh, wenn man sie hörte, und die Ackersleute und Hirten auf den Feldern wurden traurig bei ihrem Klang.

Der Geistliche Abbé Corentin war trotz seiner 75 Jahre noch sehr stramm. Er hatte ein runzliges aber rosiges Kinderantlitz, das von weißen Haaren umrahmt war, die den Fäden glichen, welche die Weiber von Lande-Fleurie spinnen. Und seine geistlichen Schafe beteten ihren Hirten an um seiner Herzensgüte und großen Mildthätigkeit willen.

Als die Zeit nahte, da man sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum feiern wollte, entschlossen sich seine Pfarrkinder, zur Feier dieses Tages ihm ein ansehnliches Geschenk zu machen.

Die drei Kirchendiener und Küster sammelten unter der Hand in allen Häusern, und als sie hundert Thaler beisammen hatten, brachten sie das Geld dem Abbé und baten ihn, nach der Stadt zu gehen und selbst eine neue Glocke auszusuchen.

„Liebe Kinder,“ sagte der Abbé, „meine lieben Kinder . . . der liebe Gott, der . . . so zu sagen . . . in dieser Weise . . .“

Er konnte nicht weiter sprechen, so sehr war er bewegt. Er konnte nur murmeln:

„Nunc dimittis servum tuum, Domine, secundum, verbum tuum in pace.“

Schon am folgenden Morgen machte sich der gute Abbé Corentin auf den Weg, um die Glocke zu kaufen. Er mußte zwei Meilen weit zu Fuß bis zu dem Flecken Rosy-les-Roses. Dort ging die Post durch, die ihn nach dem Hauptstädtchen der Provinz, nach Pont l'Archevêque führen sollte.

Es war herrliches Wetter. Unter den wärmenden Strahlen der Sonne entfaltete sich blühendes Leben in Bäumen, Vögeln und nützlichen oder angenehmen Pflanzen links und rechts am Wege. Und der alte Pfarrer, im Kopfe schon das künftige schöne Glockengeläut, ging heiter dahin und lobte Gott, wie der heilige Franziscus, im Frohsinn der Natur.

Als er Rosy-les-Roses näher kam, sah er am Wegrande einen abgespannten Wagen, der Seiltänzern gehörte. Nicht weit davon lag ein altes Pferd am Boden, die vier dürren Beine von sich gestreckt, die mageren Rippen und spitzen Knochen durchbohrten fast die abgeschabte Haut, Blut an den Nüstern, an dem dicken Kopf und den weißen Augen sah man gleichfalls Blut.

Ein alter Mann und eine alte Frau in sonderbaren Lumpen und vielgeflickten rosafarbenen Baumwolltricots saßen am Graben und weinten über das todte alte Pferd.

Ein fünfzehnjähriges Mädchen sprang vom Boden empor, lief auf den Abbé zu und sprach:

„Erbarmen, Herr Pfarrer! bitte, schenken Sie uns etwas!“

Die Stimme war zugleich rauh und sanft, und ihre Bitte klang schmeichelnd, wie das Lied einer Zigeunerin. Das Kind, dessen Hautfarbe wie frisch gegerbtes Leder aussah, war nur mit einem schmutzigen Hemd und einem rothen Rock bekleidet, aber es hatte große, schwarze, sammtene Augensterne und die Lippen waren roth wie reife Kirschen; die gelben

Digitized by Google

Arme waren mit blauen Blumen tätowirt, und ein kupferner Reifen hielt die schwarzen Haare zusammen, die wie ein Fächer auf beiden Seiten das magere Gesichtchen einfaßten, wie man es oft auf egyptischen Bildern sieht.

Der Abbé zog ein Zweisousstück aus seinem Beutel. Als er aber den Augen des Kindes begegnete, blieb er stehen und begann sie auszufragen.

„Mein Bruder ist im Gefängniß, weil sie sagten, er habe eine Henne gestohlen," gab sie zur Antwort. „Er hat für uns gearbeitet, und wir konnten leben. Jetzt aber haben wir seit zwei Tagen nichts gegessen."

Der Abbé steckte seine zwei Sous wieder ein und zog eine Silbermünze aus dem Beutel.

„Ich kann allerlei Künste und meine Mutter kann wahrsagen," plauderte die Kleine weiter. „Aber man erlaubt uns nicht mehr, in den Städten und Dörfern unser Handwerk zu betreiben, weil wir zu arm und elend sind. Und jetzt ist gar unser Pferd todt, also was soll aus uns werden?"

„Könntet Ihr nicht in der Gegend Arbeit suchen?" fragte der Abbé.

„Die Leute fürchten sich vor uns und werfen uns mit Steinen. Wir haben auch nicht arbeiten gelernt, wir können nur Kunststücke machen. Wenn wir ein Pferd und ein Bischen Geld hätten, um uns ordentlich anzuziehen, dann könnten wir schon wieder von unserer Kunst leben. Aber jetzt bleibt uns nichts weiter als zu sterben."

Der Abbé steckte sein Silberstück wieder in seinen Beutel.

„Liebst Du den lieben Gott?" fragte er.

„Ich würde ihn lieb haben, wenn er uns nur hülfe," antwortete das Kind.

Der Abbé wog an seinem Gürtel das Gewicht der hundert Thaler seiner Pfarrkinder. Die kleine Bettlerin verwandte von dem heiligen Priester ihre großen Zigeuneraugen nicht, und er fragte sie:

„Bist Du artig?"

„Artig?" fragte die Zigeunerin wieder, denn sie verstand ihn nicht.

„Sage: Mein Gott, ich liebe Dich!"

Das Kind schwieg und seine Augen schwammen voller Thränen. Der Abbé hatte die Knöpfe seiner Soutane aufgemacht und zog den dicken Sack mit dem Geld heraus.

Die Zigeunerin griff geschwind darnach und sagte:

„Herr Pfarrer, ich liebe Sie."

Und sie floh zu den beiden Alten, die noch immer über den Tod ihres Pferdes weinten.

Der Abbé setzte seinen Weg nach Rosy-les-Roses fort, dachte an das große Elend, worin Gott so viele seiner Geschöpfe läßt, und bat seinen Schöpfer, diese kleine Zigeunerin zu erleuchten, die augenscheinlich gar keine Religion und vielleicht nicht einmal die heilige Taufe empfangen hatte.

Aber plötzlich fiel es ihm ein, daß er eigentlich gar nicht mehr nach Pont l'Archevêque zu gehen brauchte, denn er hatte ja kein Geld mehr zu der Glocke.

Er kehrte also zurück.

Jetzt konnte er gar nicht begreifen, wie er einer unbekannten Bettlerin, einer Seiltänzerin eine so ungeheure Summe, die ihm nicht einmal gehörte, hatte geben können.

Er ging schneller und schneller — er hoffte die Zigeuner wiederzusehen. Aber am Graben fand er nur noch das todte Pferd und den abgespannten Karren.

Er überlegte, was er thun sollte. Er hatte ohne Zweifel eine große Sünde begangen und das Vertrauen seiner Herde mißbraucht, ein Depot entwendet und eine Art Diebstahl begangen.

Und mit Entsetzen sah er die Folgen seines Fehlers. Wie ihn verbergen? ihn wieder gutmachen? Wo sollte er andere hundert Thaler finden? Und was sollte er denen antworten, die ihn fragten? Wie konnte er seine Uebelthat entschuldigen?

Der Himmel überzog sich mit Wolken. Fast unheimlich hoben sich die Bäume von dem bleifarbenem Horizont ab. Große Tropfen fielen. Die Traurigkeit des guten Abbé Corentin schien auf die ganze Schöpfung überzugehen.

Unbemerkt konnte er in die Pfarre zurückkehren.

„Schon wieder da, Herr Abbé?" fragte seine alte Haushälterin. „Sind Sie denn nicht nach Pont-l'Archevêque gefahren?"

Der Abbé erfand eine Lüge.

„Ich habe die Post nach Rosy-les-Roses verfehlt. Ich werde ein ander Mal hingehen. Aber sage Niemand, daß ich schon zurückgekommen bin."

Am nächsten Morgen las er nicht die Messe, sondern blieb in seinem Zimmer eingeschlossen. Er wagte nicht einmal in seinem Garten zu spazieren.

Aber am folgenden Tage holte man ihn zu einem Sterbenden im Weiler Clos-Moussu, dem er die letzte Oelung geben sollte.

„Der Herr Abbé ist noch nicht zurück," log die alte Haushälterin.

„Sie irrt sich, da bin ich," sagte der Abbé Corentin.

Als er von Clos-Moussu zurückkehrte, traf er seine frommsten Pfarrkinder.

„Nun, Herr Pfarrer, haben Sie eine glückliche Reise gehabt?"

Der Abbé log zum zweiten Mal.

„Eine sehr glückliche Reise, mein lieber Freund."

„Und die Glocke?"

Der Abbé ersann eine neue Lüge. Ach er konnte sie schon gar nicht mehr zählen!

„Herrlich, mein Freund, herrlich! Sie ist wie von reinem Silber. Und was für ein hübscher Klang! Man gibt ihr nur einen Nasenstüber und sie klingt fort und immer fort."

„Und wann werden wir sie zu sehen bekommen?"

„Bald, liebes Kind, bald. Aber es müssen erst ihr Taufname, die Namen ihrer Pathen und Pathinnen und einige Verse aus der Heiligen Schrift eingegraben werden. Und das fordert viel Zeit!"

— — — „Höre," sagte der Abbé, als er nach Hause zurückgekehrt war, zu seiner Haushälterin, „wenn man den Lehnstuhl, die Stutzuhr und den Schrank in meinem Zimmer verkaufen wollte, glaubst Du, man würde hundert Thaler dafür lösen?"

„Bah, noch nicht einmal drei Silberstücke, Herr Pfarrer, denn, nehmen Sie es mir nicht übel, Ihr ganzes Mobiliar ist gar nichts werth."

„Nein," sagte der Abbé nach einer Weile, „ich will kein Fleisch mehr essen. Das Fleisch bekommt mir nicht."

„Herr Pfarrer," antwortete die alte, brave Frau, „das ist alles verdächtig. Sie verheimlichen etwas . . . Und das ist seit dem Tage, wo Sie von Pont-l'Archevêque zurück sind. Was ist denn geschehen?"

Sie quälte ihn so sehr mit ihren Fragen, daß er ihr alles erzählte.

„Ach!" sagte sie, „das verwundert mich gar nicht. Ihr gutes Herz wird Sie noch einmal zu Grunde richten. Aber machen Sie sich nur keine Sorgen, Herr Pfarrer. Ich nehme es auf mich, die Geschichte so lange hinzuziehen, bis Sie wieder die hundert Thaler beisammen haben."

Und nun erfand Scholastika allerhand Geschichten, die sie Jedem zum besten gab. Als man die Glocke einpacken wollte, war sie geborsten, und man mußte sie wieder umgießen. Dem Herrn Pfarrer war dann die Idee gekommen, diese neue Glocke nach Rom zu schicken und sie vom Heiligen Vater einsegnen zu lassen, und das war eine lange Reise . . .

Der Abbé ließ sie reden und lügen, aber er wurde von Tag zu Tag unglücklicher. Denn nicht nur, daß er sich seine eigenen Sünden vorwarf, er fühlte sich auch für die seiner Haushälterin mitverantwortlich, und mit der Unterschlagung des Geldes seiner Pfarrkinder bildete es schließlich eine erschreckliche Sündenmenge. Er brach fast unter der Last zusammen, und nach und nach trat auf seine Wangen an die Stelle der rothen Rosen seines unschuldigen, kräftigen Alters erdfahle Bläße.

Der zur Jubelfeier des Abbés und der Taufe der Glocke angesetzte Tag war längst vorbei. Die Bewohner von Lande-Fleurie waren über diese Verzögerung sehr erstaunt. Allerlei Gerüchte waren im Umlauf. Farigoul, der Hufschmied, hatte erzählt, daß man den alten Abbé in Gesellschaft einer schlechten Person in der Umgegend von Rosy-les-Roses gesehen habe und fügte hinzu:

„Ich sage Euch, er hat das Geld für die Glocke mit dem hübschen Mädchen verpraßt."

Eine Partei bildete sich gegen den würdigen Priester. Wenn er über

Digitized by Google

die Straßen ging, sah er Hüte, die auf den Köpfen blieben, und im Vorübergehen hörte er feindselige Reden.

Der arme Gottesmann war von Gewissensbissen gefoltert. Er verstand jetzt die ganze Tragweite seiner Schuld und fühlte tiefe Zerknirschung darüber, aber was er auch thun mochte, eine vollständige Reue empfand er nicht.

Er fühlte wohl, daß dieses unvorsichtige Almosen, dieses Almosen mit fremdem Gelde, wider seinen Willen gespendet worden war, und daß er nicht einmal frei hatte darüber nachdenken können. Er sagte sich auch, daß diese unvernünftige Freigebigkeit für die unwissende Seele dieser Zigeunerin vielleicht die beste Offenbarung Gottes und der Anfang einer inneren Erleuchtung gewesen sei. Und immer wieder sah er die Augen der kleinen Gauklerin vor sich, so schwarz, so sanft und so thränenvoll.

Inzwischen wurde seine Gewissensangst geradezu unerträglich. Seine Schuld wurde immer größer, je länger sie dauerte. Eines Tages, nachdem er lange im Gebet verharrt, beschloß er, seine Sünde von sich abzuwälzen, indem er sie seinen Pfarrkindern öffentlich bekannte.

Am folgenden Sonntag stieg er nach dem Evangelium auf die Kanzel und bleicher und mit größerem Heldenmuth als die christlichen Märtyrer in der Arena, begann er:

„Meine lieben Kinder, meine lieben Freunde, meine lieben Brüder, ich habe Euch eine Beichte abzulegen."

In demselben Augenblick ertönte ein helles, freudiges, silbernes Läuten im Glockenthurm und erfüllte die alte Kirche . . . Alle Köpfe wandten sich um, und ein überraschtes Geflüster lief durch die Bänke der Gläubigen.

„Die neue Glocke! . . . Die neue Glocke!"

* * *

War ein Wunder geschehen? Hatte Gott die neue Glocke von seinen Engeln herbeitragen lassen, um die Ehre seines mildthätigen Dieners zu retten?

Oder hatte die Haushälterin den beiden Amerikanerinnen Suzette und Bettina Parcival, die drei Meilen von Lande-Fleurie ein so schönes Schloß bewohnten, die Verlegenheit ihres alten Herrn gestanden, und hatten diese beiden vortrefflichen Damen dem Abbé Corentin diese hübsche Ueberraschung bereitet?

Meiner Ansicht nach wäre die zweite Erklärung noch schwieriger als die erste.

Wie dem auch sei, die Bewohner von Lande-Fleurie haben nie erfahren, was ihnen der Abbé Corentin hatte beichten wollen.

Aus der Hauptstadt.

Wahlqual.

Die heurige Wahlbewegung entspricht den Erwartungen, die man als deutscher Pfahlbürger und Freund der Freiheit billiger Weise an sie stellen konnte, ganz und gar nicht. Allenthalben sind Gastwirthe und Drucker über die Maßen enttäuscht; weder drängt sich bier- und idealdurstiges Volk massenhaft in qualmige Versammlungräume, noch setzen reichbegüterte Central-Wahl-Comités die Rotationspressen des deutschen Reiches Tag und Nacht in Arbeit. Eugen Richter möchte wohl, aber er kann nicht, denn was ist ein Unermüdlicher gegen vierzig Millionen Gleichgültige; Rickert, der sanfte Heinrich, scheint in den Wirren der letzten Wochen so muthlos und nervös geworden zu sein, daß ihn selbst die erfrischende Niederlage seiner geldsammelnden Berliner Börsenfreunde nicht mehr aufzurichten vermag. Wie man sagt, leidet er seit der Trennung von Albert Träger an hochgradiger Schlaflosigkeit, und in der That muß die plötzliche Entwöhnung von diesem mohnköpfigen Lyriker auch den stärksten Organismus bedenklich erschüttern; jedenfalls spürt die verehrliche Wählerschaft diesmal wenig von dem Löweneifer für Wahrheit, Toleranz und Freihandel, womit er sich sonst wuthentbrannt in die Wahlschlacht zu stürzen pflegte. Auch anderen fractionellen Größen fehlt der heilige Enthusiasmus früherer Jahre. Sei es nun, daß ihre Unentwegtheit in den Krebs-Monaten ohne R gesetzmäßig zurückgeht, sei es, daß die respectiven Frau Gemahlinnen unpatriotisch genug auf ihrer gewohnten Badereise bestehen und den ihnen civilrechtlich angetrauten Volksmännern Tag um Tag gereizten Tones bezügliche Vorlagen machen: so viel ist augenscheinlich, an der richtigen, frommen Wühllust mangelt es diesmal allenthalben. Die Wählermassen folgen lieber dem reichsfeindlichen Rathe Freund Trojans und setzen sich Abends eine kleine Bowle an, statt den begeisterunggetränkten, aber doch mehr wässerigen als moselweinhaltigen Reden ihrer erprobten Vertreter zu lauschen; spärlich nur und selten kommt ein Flugblatt geflogen, sich unter unserem Fuß niederzulassen, und die geschätzten Partei-Vorstände hören in den für theueres Geld gemietheten Locales oft noch fünf Minuten vor Eröffnung des Meetings kaum einen Hauch. Warte nur, balde ruhest Du auch. Selten nur sieht man die Hausthüren mit blutrothen und schneeweißen Aufrufen „An die Gewehre!" verunziert; melancholisch gesteht in jeder Nachtausgabe die „Freisinnige Zeitung" ein, daß ihre Klingelbeutel noch immer leer sind. Und seitdem der Reichstag nach Hause geschickt worden ist, haben sogar die wüsten Schimpfereien ein Ende genommen, alle „Lumpen" und „infamen Schufte" im deutschen Lande sind verschwunden; die schon argwöhnisch gewordenen Polizeibehörden, anfänglich entsetzt über das im Reichstage hervorgetretene Maß „sittlicher Verworfenheit", sehen, wieder beruhigt, von einer Erhöhung ihrer etatmäßigen Stärke ab. Zum großen Leidwesen erwerbsüchtiger Irrenärzte werden nicht mehr Tag um Tag ein Dutzend Parlamentarier von ihren Gegnern für „geistesabwesend", „blödsinnig" oder von „moral insanity befallen" erklärt; der seit Beginn der vorigen Reichstagsession rapid gestiegene Procentsatz politischer Geisteskranker nimmt zusehends ab. Alles dies und der glückliche Umstand, daß Alexander Meyer sich entgültig entschlossen hat, seine hervorragenden geselligen Talente hinfort nicht mehr in der Landesvertretung, sondern nur noch in Thiergartenvillen leuchten zu lassen, wo man zu ihrer Würdigung weitaus befähigter ist als in der Leipzigerstraße, erfüllt unsere Herzen mit froher Zuversicht und läßt uns auf einen erbaulichen Ausgang des Militär-Geduldspieles hoffen. Ja, wär' ich im Preßbureau des Herrn Reichskanzlers beschäftigt oder fühlte sonst eine beschleunigte Abnahme meiner intellectuellen Kräfte, aus der allgemeinen Apathie der Wählerheere schlöss' ich kühn auf die gesteigerten Aussichten des Amendements Huene.

Lenzstimmung erwacht. Unter denjenigen Patrioten, die dem Kaiser begeisterte Lobhymnen sangen, weil er kurz vor der Reichstag-Auflösung seine einfache Pflicht gethan hatte und von Rom nach Berlin zurückgekehrt war, finden sich jetzt einige, die mit wohlthuender Wärme für den sofortigen Antritt seiner Nordlandfahrt plädiren; scheint ihnen doch, nachdem der grimme Freisinn auf Nimmerwiedersehn auseinander gegangen ist und der Herzog von Cumberland sich als deutscher Bundesfürst für die Militärvorlage erklärt hat, jedes Wölkchen am Maienhimmel geschwunden. Fast möchte man wünschen, diese Politiker wären zart in Mull und Tüll gekleidete, tief ausgeschnittene Balldamen, da dann ihre liebreizende Naivetät wesentlich erfrischender und anziehender wirken würde; aber wir wollen nicht zu viel verlangen und dem Herrgott auf jeden Fall für sie dankbar sein, selbst in ihrem jetzigen, bedauernswerthen Zustande, mit ihren durch angestrengtes, wenn auch erfolgloses Nachdenken gelichteten Schädeln, ihren decolletirungunfähigen Busen und ihren dünnen Preßbüreau-Beinen. Denn es ist, wenn schon weiter nichts, doch ein wahrer Trost, zu wissen, daß es noch heute Menschen gibt, die, gegen gute Bezahlung natürlich, aufrichtig an einen Sieg der Regierung bei den bevorstehenden Wahlen glauben. Hinfort darf Niemand behaupten wollen, aus den Herzen unseres Volkes sei aller Idealismus geschwunden, wir seien ein Geschlecht öder Skeptiker und phantasieloser Barbaren. Das offiziöse Preßbüreau widerlegt, gegen gute Bezahlung natürlich, all diese thörichten Anklagen auf's Glänzendste; wenigstens hat es nie gläubigere und vertrauensvollere Gemüther, nie Menschen von solcher holden Einfalt und solchem Schwunge der Einbildungskraft gegeben, als zur Zeit auf dem Preßbüreau ihre Federn schlecht und recht, daß heißt, mehr schlecht als recht ist, für des Reiches Herrlichkeit schwingen, gegen gute Bezahlung natürlich.

Wir Anderen, denen ein Gott die köstliche Gabe absoluter Harm-

Digitized by Google

losigkeit neidisch versagt hat und die sich nicht rühmen dürfen, völlig mit Blindheit geschlagen zu sein, wir Anderen wissen, was die träge Ruhe, die Interesselosigkeit der Wählermassen diesmal zu bedeuten hat. Die Schlacht ist entschieden, ehe sie beginnt. Der 15. Juni, sagen wir, die ihm folgenden hundert bis zweihundert Stichwahlen, werden eine Mehrheit in den neuen Reichstag bringen, wie sie erdrückender noch keiner deutschen Regierung gegenüber gestanden hat. Wer jetzt, sein Ränzel auf dem Rücken, das deutsche Land durchwandert und so im Stande ist, die Stimmung der Leut', der kleinen wie der großen, kennen zu lernen, wird auch im Stande sein, schon heut ein Tableau des Wahlresultates zu entwerfen. Und Graf Caprivi, der den freisinnigen Zeitungen zufolge sonst so gut bediente, und Kaiser Wilhelm, der aufhorchsame und intelligente, hätten sich wohl bedacht, den schlechten Reichstag von 1890 davonzujagen, wenn sie gewußt hätten, was jeder politische Wanderbursch weiß: daß es nämlich heuer nur schlimmer kommen kann, besser aber keinesfalls. Längst hat sich der Wähler sein Urtheil gebildet. Die fieberhaft gährende Unzufriedenheit lechzt danach, sich klar und unumwunden zu documentiren. In die Wahlversammlungen geht Niemand, von den paar Skandalbrüdern abgesehen, die Morgens an Verdauungbeschwerden leiden, wenn sie sich Abends vorher nicht die Kehlen heiser brüllen konnten. Der Wähler ist diesmal nicht, wie sonst wohl, im Zweifel, ob seine Ansicht auch wirklich die richtige sein möchte; er verspürt auch gar nicht das Bedürfniß, sich in dieser Ansicht vom obersten Parteigötzen bestärken, festigen zu lassen. O nein. Er trägt den Stimmzettel für den 15. Juni bereits in der Brusttasche bei sich. Und wenn ein Großer im Reiche Harun al Raschid-Gelüste empfände und sich unter das Kleinvolk mischte, und wenn dieser Große so streng constitutionell gesinnt wäre, wie Bamberger beispielsweise oder die politische Strohwittwe Salisbury's, die arme Queen Victoria — er arbeitete sich jetzt schon eine Ministerliste aus, darauf die Namen Bebel (Inneres), Ahlwardt (Finanzen) und Richter (Auswärtiges) figurirten.

In mehr als einer Beziehung ist es ja von unschätzbarem Nutzen, daß die derzeitig leitenden Staatsmänner in weitesten Kreisen rühmlichst unbekannt sind und sich ängstlich bemühen, keine unpassende Größe an den Tag zu legen. Ganz abgesehen von den mannigfachen Mißständen, die ministerielle Berühmtheit mit sich bringt — die Regelung der Denkmals-, der Einladung-, auch der Pensionsverhältnisse wäre ungemein schwierig, und schon der Wunsch, seinem Lande nicht zu viel Geld zu kosten, wird jeden braven Staatsdiener vor dem Trachten nach Unsterblichkeit bewahren — ganz abgesehen hiervon glaube ich, daß die Erkenntniß unserer „Lage" jeden hellsehenden, oder gar genialen Staatsmann zur Verzweiflung bringen müßte. Keine Partei, kein Stand im Reiche ist mit der Regierung zufrieden: der Klassenkampf, der Brotkrieg tobt mit unerhörter Heftigkeit; eine dumpfe Wuth, die Empfindung, daß es so keine zehn Jahre mehr weiter gehen könne, hat von Millionen Besitz ergriffen; fanatischer Haß gährt in den Köpfen all dieser Kleinen und Gedrückten; da ist nichts mehr, vor dem sie Ehrfurcht fühlten oder andachtvolle Scheu. Die Gebildeten, deren Gedanken weit weniger vom Kampfe um's nackte Leben erfüllt scheinen, sind darum nicht glücklicher und zufriedener als ihre bedrängten Brüder. Sie sehen das Verhängniß mit Riesenschritten nahen und die Wetterwolken der sozialen Revolution heraufsteigen; zum Theil fehlt ihnen das Verständniß für die fürchterliche Gefahr und nur eine fieberische Unruhe, wie vorm Gewitter, macht sich in ihren Reihen bemerkbar; dem anderen Theil aber eignet etwas wie Kassandragabe, und mit bangem Entsetzen, mit steigendem Ingrimm blicken sie auf eine Regierung, deren Mitglieder fast ausnahmlos ihrer Zeit und den Aufgaben dieser Zeit nicht gewachsen sind. Sehnsuchtvoll richten sich da immer wieder alle Blicke auf den einen, den großen Mann, der allein fähig scheint, den Sturm zu beschwören; und so überzeugend, mit so haarscharfer Logik ihnen immer wieder bewiesen wird, daß an seine Rückkehr nicht zu denken ist, so innig klammern sich doch alle Herzen an ihrem Herzenswunsch fest. Und jeder Schimpf, den man diesem einen Manne anthut, jede Vernachlässigung, deren man sich ihm gegenüber schuldig macht, verletzt tödtlich auch die Empfindungen der Ersten und Besten unseres Landes. Wer daran arbeitete, kurz vor den Wahlen eine Versöhnung des Kaisers mit Bismarck herbeizuführen, war ein so feiner und kluger Politiker, wie man ihn im heutigen Deutschland kaum noch vermuthet hätte; wer das that, kannte sein Volk und das Gewissen seines Volkes. Durchsichtig genug war der Beweggrund zu diesem Schritt, um die Kaperung von Wahlstimmen handelte es sich; aber wäre er zur Ausführung gelangt, es hätte sich Niemand an den Motiven gestoßen, es hätte für jeden Deutschen das Mittel den Zweck geheiligt. Und nicht nur Zehntausende von Wahlstimmen, nein, was ungleich mehr werth ist: tausend begeisterte, feurige Agitatoren wären der Regierung sicher gewesen, die heute nur frostige, mißmuthige, aus kühl opportunistischen Gründen zu ihr stehende Anhänger hat.

Es gibt keine Macht der Welt, die heute deutsche Gemüther so zu bewegen vermöchte, wie ein Wort des Fürsten Bismarck es könnte. Ich bin ein Monarchist, und das nicht allein, weil meine Vernunft mich in ihr die derzeitig vernünftigste Regierungform erblicken läßt; ich erhoffe allein von einer starken Krone die Lösung der brennenden wirthschaftlichen Fragen, die Errettung unseres vom Industrialismus niedergetretenen Volkes aus sozialer Noth. Aber ich verhehle mir keine Secunde lang, daß ihr zu solcher Heraklesthat heute noch die Muskeln fehlen, und daß ihr das Vertrauen im Volke dazu fehlt. Ich weiß, daß zu allem Unglück nicht sowohl die niederen, als gerade die höchst gebildeten Volksschichten den Handlungen und Reden des Kaisers tiefen Argwohn entgegenbringen. Während häufig, zumal bei unserer Bauernschaft, bei unserem Kleinbürgerthum, erquicklich vernünftige Urtheile über den jungen Fürsten laut werden, hat sich in der Provinz bei der geistigen Elite fast durchgängig eine thörichte, mißtrauische Verbissenheit wider den Monarchen eingenistet, die nur schwer und nur in sehr vertrautem Gespräch auszujäten ist. Wir wissen alle, wodurch diese Zustände herbeigeführt worden sind. Des Kaisers prächtiger, jugendlicher Elan, der die Schäden der Zeit mit raschem Anlauf beseitigen wollte; sein stolzes, königliches Selbstgefühl, das uns Gewißheit von edlem und ernstem Wollen gibt — sie gerade waren es, die verletzten. Während der bedächtige Zuschauer sich all dieser Kraftäußerungen freute, in ihnen Vorboten späteren geistigen Heldenthums sah und darüber gern die Eigenartigkeit ihrer Form vergaß, ja, während ihm vielleicht just diese Form all in ihrer trutzigen, rischen Kraft gefiel, zerlegten die constitutionell Erzogenen sie in tausend kleine Bestandtheile und deutelten an jedem Einzelnen so lange herum, bis den Philistern und den Aengstlichen nicht nur heimlich im Busen bang wurde. So ward denn der Kaiser für all diese Vorsichtigen und Langsamen ein Mann, dem sie nicht in Liebe und bedingungloser Hingabe vertrauen, nein, dem sie kühl zweifelnd und voll Furcht in's Auge blicken. Dem Monarchen ist das kaum lange verborgen geblieben; es schmerzte ihn, seine redlichsten Absichten so verkannt zu sehen, und unwillkürlich klang von nun an ein scharfer Ton aus all seinen Worten heraus. Zum Unheile des Vaterlandes bessert sich das gegenseitig gespannte Verhältniß nur langsam . . .

Darum thut der Monarch Recht, wenn er auf eine Proclamation „als Bundesfeldherr" an die Bevölkerung verzichtet, und darum darf man den gelegentlichen Ansprachen, die er aus redlichem Herzen heraus, für das Glück der Militärvorlage wie jeder Patriot besorgt, an seine nähere Umgebung richtet, nicht das Gewicht „einer entschiedenen Parteinahme" beilegen wollen. Weit weniger als sonst wann ist jetzt die Zeit, das Ansehen und den Namen des Kaisers für den Entwurf auszuspielen. Dieser Entwurf wird Gesetz werden, denn er muß es, wir bedürfen seiner wie wir des täglichen Brotes für unsere Existenz bedürfen; aber vor dem ersehnten Ziele wird er noch schwere Niederlagen erleiden. Die Wahlqual endet keineswegs mit dem 15. Juni. Und Pflicht jedes Freundes von Thron und Vaterland ist es, dafür zu sorgen, daß der böse Eindruck dieser unvermeidlichen Schläge gegen die Regierung nicht auch des Kaisers Majestät schädigt. Sie kann aus all dem Gewirr nur dann unverletzt hervorgehen, wenn sie einstweilen in strenger Neutralität verharrt. Caliban.

Digitized by Google

Die Berliner Kunstausstellung.

II.

Unlängst saß ich gegen Abend beim Festessen in einem Saale, als dessen Oberlichtfenster plötzlich die Aufmerksamkeit auf sich zogen: Woher kam das märchenhaft tiefe Blau, in welchem sie leuchteten, ein Blau von so reiner, voller Tönung, wie es selbst die Glasmalerei kaum herzustellen vermag? Im Saale brannte schon das Gas. Draußen, jenseits der Fenster konnte kaum etwas Anderes sich befinden, als der abendliche Himmel. Entwickelte dieser heute die gewaltige Farbenpracht, welche die Grotte von Capri überblaute? Man trat auf den Balcon hinaus. Die Sonne war längst untergegangen, verdrießliche graue Wolken deckten den Himmel. Die Stimmung in der Natur hatte nichts ungewöhnliches. Man sah zu den Fenstern auf: Sie strahlten freundlich das gelbe Licht des Gases in die Dämmerung hinaus.

Nur der Toncontrast hatte die Fenster so blau erscheinen lassen — darüber war man sich bald klar. Neben dem Gelb des künstlichen Lichtes erschien das Graublau der Natur doppelt farbig. Man ging hin und wider, um die Wirkung zu prüfen. Man öffnete die bisher verhängten Fenster und schaute vom Zimmer aus in die Landschaft: Mit der Ausdehnung der Fläche schwand die Entschiedenheit der Färbung. Aber selbst die im Sehen weniger Geübten waren über den wunderbaren Blauduft erstaunt, der auch jetzt noch die Bäume und Häuser, die Wolken und das Wasser umfärbten. Wieder erschien es, als spannte sich vor die Fensteröffnungen ein farbiges Glas, welches alle verschiedenartigen Töne in der Natur auf einen einzigen hin umwerthet.

Es waren starke Mittel der Natur, durch welche diese hier ihr Wesen offenbarte. Neben mir saß ein Mann, der mich schon oft mit der Frage gelangweilt hatte, ob es denn eigentlich mein voller Ernst sei, wenn ich meist die verrücktesten Bilder am meisten lobe. Diesem bemühte ich mich die Erscheinung des Abends in's Gedächtniß einzuprägen. Ich hoffte, daß ihm die ganze Gewalt des Tones, die er, im Bilde gesehen, bespöttelt haben würde, einmal an diesem Beispiele klar werde. Und sichtlich gab er sich Mühe zu sehen, er erkannte wie eine Offenbarung, daß hier wirklich die Bäume und die Dächer blau erschienen, daß es nicht eine Phantasterei der Maler sei, sie so zu malen, sondern ein Ergebniß scharfer Beobachtung. Mit Staunen empfand er, wie wenig er bisher die Natur gesehen habe!

Ich traf den halb Gewonnenen wieder vor einem der „verrücktesten" Bilder der Ausstellung, vor Peter Behrens' „Gegen Morgen". Ein Kaffeehaus, ein einzelner Zecher; das Local ist noch erleuchtet, tonmächtiger ist aber schon das blaue Dämmerlicht durch die großen Scheiben hereingebrochen, mit Gewalt den gelbrothen Gasschein verdrängend. Und ich erkannte meinen Freund kaum wieder: Er vertheidigte das Bild gegen die Lacher, er verschwor sich, es sei wahr — obgleich jene nun ihn für verrückt oder mindestens für farbenblind erklärten; ja er behauptete kecklich, das Bild sei sehr schön — bis ihn jene kopfschüttelnd stehen ließen. Und dann wendete er sich zu mir und sagte: „Wenn die Kerls nur die Augen aufmachen wollten!"

Und wir traten vor Max Klinger's Bild „L'heure bleue".

„Noch lange nicht blau genug!" sagte mein Freund im Eifer jungen Wissens und Erkennens, „das müßte noch viel blauer sein. Ich habe es ja gesehen — in der Natur; in jener schönen Abendstunde, wie die Welt so farbig ist — das malt mir kein Maler . . ."

Auch in Klinger's Bild ist derselbe koloristische Conflict: Ein Feuer brennt am Meere im Dämmerlicht der Nacht, von Steinen dem Beschauer verdeckt, und bescheint drei Menschen. Sie thun nichts, diese Menschen, als sich bescheinen lassen; sie sind nichts als Menschen. Es wird keine Anekdote im Bild erzählt, es besteht keine geistreich angedeutete Wechselbeziehung zwischen dem kauernden Jüngling, dem liegenden oder dem aufrecht stehenden Weibe; sie sind alle drei nackt, aber trotzdem „reizlos", d. h. sie haben keinen Zug, welcher ihre Sinnlichkeit verräth und fremde Sinnlichkeit anzuregen bemüht ist; aber sie sind lebendige Wesen in voller Kraft, Menschen, geboren zu leben und zu lieben, Menschen mit gesunden Sinnen, denen es nicht an Muskel und Nerv zur Leidenschaft fehlt.

Klinger hat seine Arbeit eine „Studie" genannt. Sie ist mehr als eine solche, sie ist ein fertiges Bild. Der Gegenstand ist zwar sehr einfach, aber er ist reich durch die Entschiedenheit, mit der er erfaßt, und die Deutlichkeit, mit der er zum Ausdruck gebracht ist. Es liegt System darin, daß die drei Figuren jede für sich so gesondert im Raum steht, keine die andere nach der Regel der Composition überschneidet, ein zur Plastik hindrängendes System, welches die Mitglieder der neurömischen Schule gemeinsam haben, das Marées wohl dem Botticelli absah, vielleicht sogar unbewußt von ihm entlehnte. Das Ziel der Bilder aller dieser Maler ist, daß es aus sich selbst heraus wirke, ohne Mithilfe des „Sujets" oder der Embleme. Ein einfaches Naturobject soll unter den besonderen Umständen, in welchen es gesehen wurde, völlig deutlich in die Erscheinung treten. Die Eindrücke, welche draußen nicht geschlossen auf uns wirken und daher auch nicht rein empfinden, sollen im Bilde gesondert zur deutlichen Einheit gefaßt werden, so daß das Bild die Natur in ihrem Stimmungswerthe uns erklärt, daß der einzelne Mensch als Ganzes begriffen werde. Klinger hat selbst die Forderung aufgestellt, das Bild solle überphantastische, allegorische oder novellistische Zuthaten vermeiden, dagegen Vollendung der Darstellung in Form, Farbe, Ausdruck und Stimmung suchen. Es soll sich nach innen concentriren, ein Ausschnitt der Welt, aber als solcher einheitlich sein. Und es werde den höchsten Ansprüchen genügen, wenn es dem Maler gelingt, die Erscheinung der Welt durch seine Augen dem Beschauer glaubwürdig zu zeigen.

Ich will gleich vorausschicken, daß sich mancherlei sagen läßt gegen diese Ansichten, die Klinger in seiner Broschüre „Malerei und Zeichnung" (München, Ulrich Putze) näher entwickelte. So wenig wie ein zünftiger Aesthetiker hat er, der Künstler, ein Bildgesetz gefunden, dem Jeder sich zu fügen hat. Es war wohl auch nicht seine Absicht, ein solches Gesetz zu geben. Aber er zeichnete sich selbst das Gesetz vor. Er lehrte der Welt erkennen, was er will, und ließ ihr die Prüfung, ob das Gewollte gut und ob es erreicht sei.

Es ist hier nicht der Ort, das genauer zu untersuchen. Es soll hier Kritik getrieben werden, nicht Aesthetik. Kritik aber ist der Vergleich zwischen den vom Künstler im Kunstwerk dargestellten Anschauungen und jenen des Beschauers. Bei diesem Vergleich kann das Kunstwerk sich als minderwerthig erweisen, vielleicht aber auch der Beschauer. Es ist daher in unserer kritisch gestimmten Zeit wohl erlaubt, einmal das Kunstwerk den Kunstschreiber kritisiren zu lassen, das heißt, vor einem Bilde den Werth dessen, was über dieses gesagt wurde, zu prüfen. Es wird dies zur Pflicht, wenn das Bild ein wahrhaft bedeutendes Werk ist. Wer Klinger's Arbeit sah, wer den Mann in seinen Werken suchte, wer sein Streben beobachtete, der weiß, daß er einer der ernstesten deutschen Künstler ist. Er mag fehlen, es mag sein Können dem Wollen nicht genügen, aber er ist zweifellos ein Mann, dem man die öffentliche Achtung nicht versagen darf. Ihm nicht und nicht seinem Bilde.

Hören wir nun, wie ihn die Kritik in Berlin behandelt! Ludwig Pietsch findet zunächst, daß er „mit den Tendenzen der Modernen nicht das Mindeste gemein habe." Adolf Rosenberg erklärt dagegen, er sei „ein Nachahmer der modernen Franzosen im Stil eines Besnard." Die beiden Herren mögen den Streit unter sich ausfechten, wer von ihnen das minder Verkehrte gesehen habe. Die Urtheile beweisen nur, daß Pietsch glaubt, es gebe ein Rezept, wie man modern zu sein habe und daß er den nicht für modern hält, der dies Rezept nicht befolgt, und daß Rosenberg die von ihm schon zur Genüge bewiesene Eigenschaft der sachlichen Verständnißlosigkeit noch einmal feierlich zu bestätigen sich verpflichtet fühlte. Pietsch schreibt weiter: „Klinger's wunderliches großes Bild, das den entsprechend wunderlich gewählten und gesuchten Titel „L'heure bleue" führt, läßt gar zu sehr die vergeblich gebliebene Qual und Mühe des Malers bei der Ausführung, bei der Verwirklichung seines sonderbaren Traumgesichts erkennen. Anscheinend in der eben beginnenden ersten Morgendämmerung sieht man am Meeresufer drei nackte lebensgroße Menschengestalten um ein hinter großen Steinblöcken entzündetes, von letzteren halb verborgenes Feuer gruppirt. Die nicht vom Gluthschein getroffenen, sich scharf davon abgrenzenden Parthien sind von der beginnenden Morgendämmerung, dem Schein der „blauen Stunde" bläulich angehaucht; wo diese Bläue noch ein wenig über die Schattengrenze hinüberstreift, bilden sich grünliche Töne, die eine fatale Aehnlichkeit mit dem von der Verwesung erzeugten haben. Mußte denn aber diese ganze nackte Gestalt, an welcher der Maler sein Beleuchtungsexperiment strenger noch als an den anderen beiden durchzuführen bemüht gewesen ist, darum nothwendig ein solches „corpus vile", so kläglich und unglücklich gewachsen, mit zwei so „kort' Aermche", so welken Brüsten, so schwammigen wulstigen Hüft- und Leibparthien, so häßlichen Füßen und Beinen begabt sein, wie diese sonderbare Nachtschwärmerin? — Nicht besser ist die ebenso hüllenlose, aber in vollem Tageslicht am Meeresufer ausgestreckt ruhende angebliche „Nymphe" Klinger's von der Natur oder ihrem Maler ausgestattet. Angesichts dieser Zeichnung, Modellirung, Farbe und Behandlung eines Werks von einem so mächtig und hoch begabten Meister wie Klinger, fragt man sich nur immer: „wie ist es möglich?!" — und findet keine Antwort darauf."

Es ist kein Wunder, daß Herr Pietsch keine Antwort findet. Bei Rosenberg würde er sich auch vergeblich Rath holen. Aber er empfindet doch, daß das Bild ernst ist. Es gibt nun ein sehr gutes Mittel, über Dinge, die man nicht versteht, anständig hinweg zu kommen, bis man sie begreifen gelernt hat, nämlich das Schweigen. Ehe er schweigt, beweist Pietsch lieber mit seiner kindlichen und doch boshaften, immer aber gleichmäßig flachen und allem Mittelmäßigen holden Kritik so recht deutlich, daß er nicht zu sehen gelernt habe. Er hält das Bild für ein Traumgesicht, während es ein Stück Natur ist, ein sorgfältig unter besonders schwierigen Verhältnissen treu beobachteter Menschenkörper, welcher freilich anders ausschaut, als ihn Ludwig Pietsch sieht, wenn er auf die Fleischbeschau geht, und die Natur im Korsett decolletirter Commerzienräthinnen und Bühnengrößen sucht. Ihm erscheint dieser Körper mißbildet, weil er nicht zu erkennen vermag, wie die ihn umspielenden Lichtbrechungen jede Schwingung der Haut hervorheben; er spricht von welken Brüsten, weil diese, von unten beleuchtet, nicht die ihm gewohnte Abtönung zeigen, er versteht das weiche Leben um Hüfte und Leib nicht, weil die Streiflichter der Formen stärker hervorheben, er fragt: „Wie ist das möglich?" weil sein gänzlich verbildeter Geschmack ihn unfähig macht, einen Künstler wie Klinger zu begreifen. Aber er läßt das Witzeln nicht, obgleich er sehr wohl fühlt, daß er hier einem Manne gegenüber steht, dem er in keiner Weise geistig gewachsen ist. Gerade der Umstand, daß die ruhige Kraft Klinger's sein Irrlichteriren so gründlich überragt, reizt den Kritiker, sich mit Bosheiten zu rächen, gerade der gründliche Ernst lockt seine geschwätzige Flüchtigkeit zu ein paar besonders gewagten Bocksprüngen hervor.

Der Bildhauer Hähnel pflegte von solcher Kritik zu sagen, sie wirke nach der Art der Fliegen, welche unsere Stubendecken beschmutzen: Sie spritzen ihren Mist nach oben! Man könnte wohl vornehm zu dieser Fliegenkritik die Achsel zucken, wäre Pietsch nicht früher, als er noch das Streben der Künstler verstand, noch in der damals jungen Kunst als ein geistig Junger lebte, ein Besserer gewesen, und wäre seine Art zu urtheilen nicht typisch für Berlin und er nicht der Mann, welcher das Geschick hat, heute zu sagen, was Berlin morgen denkt; wäre es nicht die ganze Berliner Kunstbarbarei, welche aus solchen Kritiken traurig hervorschaut!

Digitized by Google

Sehr bezeichnend ist Pietsch's Bemerkung, daß die grünlichen Töne der stehenden Figur eine fatale Aehnlichkeit mit dem von Verwesung haben. Man sieht sehr deutlich, wo das hinaus will. Wo sich Blau und Gelb mischen, da gibt es Grün. Das weiß auch Pietsch. Aber damit die satten Beschauer nicht an den Ernst des Todes gemahnt werden, was ihre Verdauung stören könnte, würde Pietsch als Maler sicher etwas Anderes statt des allein richtigen Grün dorhin gesetzt haben, was nach seiner Ansicht schöner ist als die Natur, was also nicht die Natur, sondern „Idealismus" ist!

Ich weiß es sehr wohl, daß in der „L'heure bleue" wie in der „Pietà" Klinger's noch nicht Alles klappt. Man sieht den Bildern noch den Schweiß der Arbeit an. Sie sind nichts weniger als virtuos, sie sind Studien in dem Sinn, als der Maler an ihnen zu lernen sich eifrig bemüht zeigt. Man sieht hinter der Leinwand den Mann, der sie schuf: Einen sorgenden, ernsten, kämpfenden, zweifelnden, hoffenden Mann. Einen, der nicht rasch mit sich fertig wird, sondern der unermüdlich an sich arbeitet, der zu verstehen sucht und sich verständlich zu machen sucht; eine einsame Seele, deshalb einsam, weil sie in sich abgeschlossen ist und es bleiben will; ein Mann, der Auge und Hand mit heißem Bemühen übt, um zur Natur in ein unmittelbares Verhältniß zu treten und der alle bequemen Hilfsmittel ablehnt, alle Vermittler aus alter und neuer Zeit; ein Künstler, der dauernd ein Lernender zu bleiben sich entschloß, weil kein Meister sein Ziel ist, sondern er aus sich selbst heraus in der Unendlichkeit das Ziel sucht. Ein Denker, nicht ein Erzähler; ein Bildner, nicht ein Illustrator; ein Maler, nicht ein Colorist; ein ganzer Mensch mit vielen Gaben und manchen Mängeln, aber doch vor Allem ein Mensch, ein in sich geschlossenes um seiner selbst willen beachtenswerthes Wesen, nicht das Mitglied einer Schule, Gilde, Zunft. Den Mann muß man verstehen lernen, sich ihm einordnen, will man sein Werk verstehen. Und darum verhöhnen ihn die Pietsche, welche sich nicht vorstellen können, daß man einen Menschen vertragen könne, der anders denkt und wirkt, als eben die Pietsche.

Die Dresdner Gallerie hat Klinger's „Pietà" gekauft. Ich gratulire dem Director Woermann aufrichtig zur Wahl und zum Muth der Wahl. Jeder — mit Ausnahme natürlich von dem unaussprechlichen Rosenberg — sieht's, daß es ein sehr ernstes Bild ist, welches vor uns steht, selbst Pietsch verging das Lächeln der Ueberlegenheit auf einige Augenblicke, auch er konnte sich vor dem Bilde für zehn Zeilen zum Ernst sammeln. Wenn er später wieder in jenes Witzchenmachen verfiel, mit dem sich der innerlich Ergriffene aus der ihn bewältigenden Stimmung herausreißt, so beweist doch schon die kurze Wirkung auf den des Haltes Entbehrenden, daß hier tiefe Wahrheiten gepredigt werden. Es ist schwer, das in einfacheren Worten zu thun. Wer z. B. die Schrift der verschränkten Hände der Mutter Gottes und des Apostel Johannes bis auf den Grund verstehen lernt, der weiß von Bitte um Trost und gewährender Liebe zu erzählen. Wer den stummen Schmerz der Mutter Gottes sieht, in dem die Kraft zum Abschiede sich in einem tiefen, den Kopf zurückwerfenden Aufathmen gesucht wird, der empfindet, daß hier der Trost von innen kommt, der Trost, welchen der Zweck von Christi Tod in sich birgt — er müßte denn ein zünftiger Kritiker sein. Pietsch sagt freilich, es sei in diesem Gesicht das „Schnüffeln" dargestellt. Und er hat Recht: der „seltsame Ausdruck ist mit ungeschminkter Wahrheit wiedergegeben, den Gesichter nach vielem Weinen, wenn die Thränen versiegen, annehmen." Wer den Schmerz kennt, kennt auch diesen Zug. Aber wer Witze über ihn macht, den pflegt man nicht gern um sich zu dulden.

Es ist ein gewaltiges, ernstes Bild, welches in Deutschlands vornehmste Gallerie kommt. Es wird neben den Werken der größten Meister hängen. Es wird dort für alle Zeiten bekunden, daß wir 1893 ein Stil in der Malerei hatten, der unabhängig von den Alten seine Quellen in der Natur suchte, daß wir Maler hatten, welche nicht nach den Recepten früherer Kunstgerichte suchten, sondern selbst ihren Brei sich zu bereiten verstanden, und daß es unserer Zeit nicht an dem Ernst gebrach, welcher zum Göttlichen sich hindrängt und das Menschenthum zum Unendlichen, das Leid zur Liebe in Beziehung bringen will.

Die „Pietà" ist ein Bild, welches allezeit kunstgeschichtlichen Werth behalten wird. Ob es allezeit als Kunstwerk so hoch geschätzt werden wird, wie ich es schätze — wer weiß dies mit Sicherheit zu sagen, wer will die Zukunft vorauszubestimmen sich unterfangen? Aber es wird nie in die Rumpelkammer verschwinden, in der alle jene Werke wandeln, die einst dem mittleren Geschmacke der Menge behagten. Es wird bestehen in jener Achtung, welche ernste Menschen ernstem Streben nie versagen werden.

Cornelius Gurlitt.

Notizen.

Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit. Von Heinrich Düntzer. (Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger). Von allen Goetheforschern ist Professor Düntzer ohne Zweifel der genauste Kenner wenigstens des äußeren Lebens des Dichters und der in's Endlose wachsenden Goethe-Literatur. Darum haben wir erwartungsvoll nach dem obigen Buche gegriffen, das in der alten und nicht mehr aus der Welt zu schaffenden Friederikenfrage viel Neues und Wichtiges mittheilen würde, wenn es auch, wie wir zum Voraus wußten, nur den bekannten Standpunkt Düntzer's vertheidigen sollte. Nachdem wir uns nicht ohne Mühe durch die 150 Seiten der Schrift hindurchgearbeitet, können wir unser Gefühl der Enttäuschung nicht unterdrücken. Die „vorurtheilsfrei eindringende Untersuchung", auf die sich der Verfasser so viel zu gute thut, ist nichts weiter, als eine sehr willkürliche Interpretation von Goethe's Lebensbeschreibung und Briefen, und die Friederikens Unschuld „schmunzelnd verdächtigenden" Gegner werden fast nur durch grobe Kraftworte, wie „Unwahrheit", „Fälschung" ꝛc. bekämpft, was wohl die Schwäche der Beweisführung verdecken soll. Düntzer macht es sich auch gar zu bequem. Was Froitzheim erkundet hat, ist vorweg haltlos, Friederike und Goethe bleiben ein rein ideales Liebespaar, die Zeugnisse der Sesenheimer u. s. w. sind schändliche Verleumdung. Die Leser der „Gegenwart" werden sich erinnern, daß wir in Nr. 50 v. J. auf das Altweibergeschwätz der Elsässer und auf Froitzheim's Entdeckung des mythischen Straßburger Pastetenbäckers wenig Gewicht gelegt hatten, weil uns Friederikens Mutterschaft in diesem Falle noch nicht erwiesen schien. Das Zeugniß des ehrwürdigen Predigers Gambs über seine Studentenliebschaft mit Goethe's „Braut" scheint uns aber auch heute noch so gewichtig, daß wir Düntzer nicht um die Leichtherzigkeit beneiden, womit er das Tagebuch einfach als Renommisterei, den jungen Theologen als Bruder Liederlich und die für seine Söhne geschriebenen Bekenntnisse als das Gefasel eines goethefeindlichen Muckers verdächtigt. Wenn es seine Gründe zu stützen gilt, ist Düntzer überhaupt in seinen Mitteln wenig wählerisch. Um die leider undatirten Briefe Goethe's an Salzmann recht harmlos erscheinen zu lassen, stellt Düntzer ihre herkömmliche Reihenfolge um, so daß die verzweiflungsvollen Zettel an den Anfang zu stehen kommen und Goethe's Abreise von Straßburg als ein ganz geordneter Rückzug erscheint. Wenn am 5. October Goethe an Salzmann verdächtige Anspielungen macht, so decretirt Düntzer, daß beileibe nicht von Friederiken die Rede sei, sondern bloß von den Freunden Jung und Lerse. Und wenn der Dichter sich in Selbstanklagen gefällt, so gilt dessen eigenes Wort dem Professor plötzlich gar nichts mehr, denn „Goethe hat mancherlei nicht zutreffende Bemerkungen über seine Werke gemacht, wie daß Weislingen das Ergebniß seiner eigenen selbstquälerischen Büßung sei." Das muß Düntzer natürlich viel besser wissen. Selbstverständlich ist auch Lenz ein Narr und Lügner. Düntzer leugnet, daß Lenz Eifersucht als Grund seines Bruches mit der Sesenheimerin angegeben habe, und ebenso falsch ist unsere Annahme, das Gedicht von dem Candidaten ziele auf Friederike u. s. w. Als ob Goethe die Handschrift jenes Gedichtes nicht von Friederike oder Schlosser hätte bekommen können! Kurz, die „auf Kosten Goethe's erdichtenden Gegner" haben da einen Widersacher gefunden, der sie im Erdichten weit übertrifft, aber seine Phantasien kommen uns doch nicht entfernt so wahrscheinlich vor, wie die Hypothesen Froitzheim's und seiner sich mehrenden Anhänger. Düntzer klagt am Schlusse seines Buches, daß sogar Woldemar von Biedermann zu ihnen übergegangen sei; nun, in einigen Jahren wird er mit seiner Idealisirung der Elsässer Idylle wohl ebenso vereinsamt dastehen, wie schon heute mit seiner platonischen Auffassung von Goethe's Verhältniß zu Frau v. Stein. Es ist wirklich schade, daß die Leipziger Briefe an den liederlichen Genossen Behrisch nicht todtgeschwiegen werden können, daß gewisse Römische Elegien sich nicht als fremde Interpolationen erweisen lassen und daß die verspätete Heirath der Vulpius, zu deren Hochzeit der „frühreife" August das Hochzeitcarmen hätten schreiben können (wie H. v. Kleist spottet), so gar nicht mehr als grobe Unwahrheit zu brandmarken ist, denn die Düntzer, Erich Schmidt, Bielschowsky ꝛc. würden sonst auch diese Kunststücke fertig bringen. Düntzer's Streitschrift ist ein neuer Beweis, daß Goethe nur dem Geiste gleichen darf, den jene Herren begreifen, und daß er nun einmal durchaus auch ein Philister sein soll. z.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

J. B. Metzlerscher Verlag, Stuttgart.

Erinnerungen alter und neuer Zeit
von Ferdinand Graf Eckbrecht
Dürckheim.
2 Bde., eleg. geb. M. 12.—

Carl Heymanns Verlag, Berlin W.
Rechts- u. Staatswissenschaftlicher Verlag.

Soeben erschien:
Der Rechtsschutz
gegen
zu hohe Steuern und Steuereinschätzungen.
Von
Dr. Karl Walcker,
Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.
Preis ℳ 0,60 bar, postfreie Zusendung ℳ 0,65.

Die Gegenwart
Nr. 15.
Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:
Caliban:
Die beleidigte Majestät,
haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.
Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Verlag von C. L. Hirschfeld in Leipzig.
Soeben ist erschienen:
Drückt die Militärlast?
Eine zeitgemäße Frage
besprochen von
Dr. J. Jastrow,
Privatdozent an der Universität Berlin.
Preis ℳ —.50.

Verlag von E. Pierson in Dresden u. Leipzig.
Rudolf Lothar.
Der Werth des Lebens. Ein Mysterium. M. 2,—.
Der verschleierte König. Ein Bühnenmärchen. Zweite Aufl. M. 1,—, geb. M. 2,—.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.
Soeben erschien:
Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen
von
Dr. Emil Reich.
18 Bogen 8°. **Preis brosch. Mk. 2,—.**
Ein ganz einzig dastehendes Buch, das gleich bei seinem Erscheinen überall das allergrößte Aufsehen erregte!

Der Verfasser weist nach, wie seit der französischen Revolution die früher, unter dem Adelsregime die höchsten Fragen der Menschheit behandelnde Kunst von ihrer Höhe herabgesunken und in den Banden des Bürgertums gefesselt blieb, wo sie im „Genre" in Kleinlichkeit und Alltäglichkeit unterzugehen drohte. Erst dadurch, daß in neuester Zeit einzelne Künstler die großen sozialen Ideen unserer Zeit aufgreifen, kann die Kunst die ihr gebührende Stellung und damit die wahre Volkstümlichkeit wieder gewinnen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet Emil Reich die bildenden Künste, die Musik und die Dichtkunst unseres Jahrhunderts und sucht das Heraufdämmern einer neuen künstlerischen Ära — einer Kunst aus dem Volke und für das Volk zu dokumentieren. Giebt es aber eine Kunst für das Volk, so soll sie dem Volke nicht — wie bis jetzt — vorenthalten werden. Reich fordert leichteste Zugänglichkeit aller Kunstschöpfungen für das Volk. Das Buch Reichs ist eine epochemachende Arbeit, die das höchste Interesse aller Klassen wachrufen muß.

Reichstagswahl.
Niemand versäume jetzt zu lesen das
Programm der neuen social-monarchischen Partei,
das in folgenden hochbedeutenden Schriften niedergelegt ist:
Wendel Hipler, Ehe denn die Schlacht beginnt. Ein Mahnruf an die deutsche Jugend und ihren Kaiser. Preis ℳ 1.—.
Wendel Hipler, Der Ruin des Volksgewissens. Preis ℳ 1.—.
Unser Militär und seine Zukunft. Allerlei Gedanken und Bedenken als ein Beitrag zur Socialpolitik. Preis ℳ —.80.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und von der Verlagsbuchh. Carl Jacobsen in Leipzig.
Für jeden Wähler hochwichtig.

Bekannte Glückscollecte A. Gerloff, Nauen b. Berlin
Für **nur 1 Mk.** kann man **obige Bezeichnung erproben.**
Freiburger Geldlotterie schon 8. u. 9. Juni
1 Orign.-L. 3 M., Anth. ½ 1 M. 60 Pf., ¼ 85 Pf., P. u. L. 20 Pf.
Gstgw. 215 000 M. Hptgw. 50 000, 20 000, 10 000 M. etc.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.
Busch, E., Ursprung und Wesen der wirtschaftlichen Krisis mit Angabe der Mittel ihrer Beseitigung. Preis 1 M. 50 Pf.
Mühlhausen, K., Goethe ein Sozialist?! Preis 60 Pf.
Bobert, F., Zur Herrschaft der Seele. Freie Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Preis 1 M. 50 Pf.
Staehely, J. A., Thales erwacht! Eine Erklärung des Wesens der Naturkräfte. Cart. Preis 2 M.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.
Bad Pyrmont.
Pferdebahn zum Salzbade u. Bahnhof 5 Minuten.
Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.
Bestellungen von Stahl- und Salzwasser sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt
Fürstl. Brunnen-Direction.

Hierzu eine Beilage: Gustav Grimm in Budapest.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 10. Juni 1898. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Vor den Wahlen. Von Archivar Georg Winter-Magdeburg. — Jacob Moleschott. Von Albert Albu. — August Comte und Herbert Spencer. Von Otto Gaupp (London). — Carl Baron Torresani. Von Josef Ettlinger. — **Feuilleton:** Ein reeller Spekulant. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** An Deutschlands Rekrutenmütter! Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. Von Heinrich Ehrlich. — Die Berliner Kunstausstellung. III. Von Cornelius Gurlitt. — Abseits von der großen Kunstausstellung. Von Franz Servaes. — Offene Briefe und Antworten. Von Dr. W. — Anzeigen.

Vor den Wahlen.

Von Archivar Georg Winter-Magdeburg.

Als die Entscheidung über die Militärvorlage in dem verflossenen Reichstage noch nicht gefallen, aber mit Sicherheit vorauszusehen war, daß sie in negativem Sinne erfolgen werde, da sind von den verschiedensten Seiten von patriotisch empfindenden Männern, welche die Nothwendigkeit der von den verbündeten Regierungen vorgeschlagenen Maßregel völlig klar erkannten, in banger Besorgniß vor den Folgen eines Conflicts die mannigfachsten Vorschläge gemacht worden, wie ohne Verfassungsbruch und ohne verhängnißvolles Zusammenprallen der gesetzgebenden Gewalten das als nothwendig Erkannte doch durchgeführt werden könne. Von einer Neuwahl versprach sich eigentlich Niemand einen erfreulichen Erfolg; eine wesentliche Verschiebung innerhalb der alten Parteien schien ausgeschlossen, und neue Parteien waren erst in einem unklaren und gährenden Werdeprozesse begriffen, der es nicht gestattete, sichere Combinationen auf sie zu begründen. Die Möglichkeit, den Parteien, welche geschlossen für die Militärvorlage bezw. den Huene'schen Antrag gestimmt hatten, den conservativen Fractionen und den Nationalliberalen, im neuen Reichstage die Mehrheit zu erringen, erschien verzweifelt gering. Hätte doch dazu gehört, daß den bisherigen Mehrheitsparteien, Centrum, Sozialdemokratie und Freisinnigen nebst ihren particularistischen Anhängen etwa 40 Mandate entrissen wurden. In dieser Verlegenheit ist ein Mitarbeiter dieser Zeitschrift sogar auf den naheliegenden, aber doch keineswegs unbedenklichen Gedanken gekommen, eigens zur Entscheidung über die Militärvorlage einen Plebiscit-Reichstag vorzuschlagen, der sofort nach Bewilligung derselben wieder zu entlassen wäre.

Sehen wir zunächst einmal von den bedenklichen Folgen, die eine solche ungewöhnliche Maßregel als Präcedenzfall hätte haben können, ab und fragen nur, in wie fern der Vorschlagende berechtigt war anzunehmen, auf diesem Wege das erstrebte Endergebniß, die Annahme der Vorlage durch diesen Plebiscit-Reichstag, zu erreichen. Offenbar lag dem Vorschlage die Beobachtung und Ueberzeugung zu Grunde, daß innerhalb der Wählermassen der zur negirenden Mehrheit gehörigen Parteien zahlreiche Elemente vorhanden seien, welche an sich trotz im Ganzen mit ihren Vertretern übereinstimmender politischer Gesinnung doch in dieser einzelnen Frage anderer Meinung, d. h. bereit seien, die Militärvorlage zu bewilligen. War diese Beobachtung richtig, so war in der That anzunehmen, daß diese Elemente bei der Wahl zu einem Reichstage ad hoc auch einem Candidaten ihre Stimmen geben würden, der sonst nicht mit ihnen übereinstimmte, sofern er nur für die Militärvorlage zu stimmen bereit war; daß also z. B. ein freisinniger Wähler, der sonst fest zur freisinnigen Partei stand, aber die Militärvorlage zu bewilligen bereit war, in diesem besonderen Falle nicht für den freisinnigen, sondern für den nationalliberalen, ja selbst für den conservativen Candidaten stimmen werde. Auf diese Weise konnte in der That bei einem Plebiscit-Reichstage durch Unterstützung von freisinniger und katholischer Seite — denn auf sozialdemokratischer war eine solche Geneigtheit nicht vorauszusetzen — eine Mehrheit für die Militärvorlage gewonnen werden. Dieser Vortheil aber mußte naturgemäß bei der Wahl zu einem gewöhnlichen Reichstage fortfallen, weil dann die freisinnigen oder die katholischen Wähler nicht bereit gewesen wären, dem Candidaten einer anderen, ihnen feindlichen Partei ihre Stimmen zu geben, da sie dann fürchten mußten, daß derselbe in anderen wichtigen Fragen ihrer politischen Auffassung entgegenhandeln werde. Aus diesem Gedankengange ist jener Vorschlag eines Plebiscit-Reichstags hervorgegangen.

Ohne Frage aber war diese ganze Auffassung nur so lange gerechtfertigt, als jene unzweifelhaft zu Tage getretene Neigung zur Bewilligung der Militärvorlage auf freisinniger und katholischer Seite nur auf die Wählermassen beschränkt blieb und in den parlamentarischen Vertretungen der Oppositionsparteien keinen Widerhall fand. Die letzten Tage der Berathungen zeigten aber deutlich, daß dies nicht der Fall sei. Thatsächlich hat ein Theil der Freisinnigen und ein Theil des Centrums für die Vorlage gestimmt, und die weiteren Vorgänge innerhalb der freisinnigen Partei haben gezeigt, daß dieser Theil sich erheblich vergrößert haben würde, wenn sich die Dinge hätten ausreifen können. Denn mit den nur sechs Freisinnigen, welche für die Militärvorlage gestimmt haben, sind dann noch eine ganze Reihe anderer Männer bei dieser Gelegenheit aus der Fraction ausgeschieden, welche, wenn die Verhandlungen fortgesetzt worden wären, auch noch für den Huene'schen Vermittelungsantrag gestimmt haben würden.

Es liegt nun auf der Hand, daß alle die Momente, welche für den Plebiscit-Reichstag sprechen, nunmehr diesen aus den Oppositionsparteien ausgetretenen Elementen zu Gute kommen müssen, daß die oben bezeichneten Möglichkeiten jetzt ohne den bedenklichen Ausweg eines Plebiscit-Reichstages eintreten können. Die freisinnigen Anhänger der Militärvorlage brauchen jetzt eben nur für eines der ausgeschiedenen Mitglieder der früheren freisinnigen Partei zu stimmen; sie geben dann ihr Votum für die Militärvorlage ab, ohne besorgen zu müssen, in anderen Fragen mit ihrem Vertreter in Gegensatz

Digitized by Google

zu gerathen. Je umfassender also in den freisinnigen Wählerkreisen die Neigung zur Annahme der Militärvorlage ist, um so mehr von jenen ausgeschiedenen Mitgliedern werden gewählt, um so schwächer wird der Richter'sche Flügel der alten freisinnigen Partei werden. Es liegt auf der Hand, daß dies für jene Reseceſſioniſten — denn es sind zumeist die ehemaligen Secessionisten aus der nationalliberalen Partei — eine außerordentlich günstige Lage ist, die, wenn gehörig ausgenutzt, ihnen zu einer einflußreichen Stellung im neuen Reichstag verhelfen kann, zumal sie sich unter dem Namen, den sie vor der Vereinigung mit der alten Fortschrittspartei hatten, wiederum zu einer Partei zusammengeschlossen haben. Die Männer, die sich gegenüber dem terroristischen, von Richter ausgeübten Fractionszwange zu dieser patriotischen That aufgerafft haben, stehen vor einer großen und bedeutsamen Wendung, die hoffentlich nicht allein zu ihrem, sondern auch zum Segen des Vaterlandes ausschlagen wird. Denn es liegt auf der Hand, daß der Ausfall der Neuwahlen in erster Linie davon abhängt, in wie weit es gelingt, diese „freisinnige Vereinigung" gegenüber der Richter-Payer'schen freisinnigen Volkspartei zu stärken. Nur auf diesem Wege ist eine Mehrheit für die Vorlage zu gewinnen. Wir kommen darauf sogleich noch zurück.

Weniger hoffnungsvoll erscheint uns die Secession, welche in derselben Frage in der Centrumspartei stattgefunden hat, weil hier die patriotischen Männer, welche trotz des Fractionszwanges für die Vorlage gestimmt haben, in ihrer überwiegenden Mehrzahl den bedauerlichen Entschluß gefaßt haben, in Folge dessen sich vom politischen Leben zurückzuziehen und das Feld der intransigenten demagogisch-particularistischen Mehrheit ihrer Fraction zu räumen. Ansätze zur Neubildung einer Partei aus diesen Elementen im Gegensatz zu der offiziellen Centrumsfraction sind daher bis jetzt so gut wie gar nicht vorhanden. Möglich ist es ja allerdings, daß in den altpreußischen Provinzen — namentlich in Westfalen und in einigen Bezirken in Schlesien und am Rhein scheint sich das anzubahnen — einige bisher vom Centrum innegehabte Mandate an solche Katholiken übergehen, welche für die Militärvorlage sind, aber diese Aussicht ist doch vorläufig noch eine zu unsichere, als daß sie für bestimmte Wahrscheinlichkeitsrechnungen und für die Entschlüsse der anderen Parteien in Bezug auf die Wahlen wesentlich in Frage kommen könnten. Klar ist in dieser Beziehung nur das Eine, daß die Parteien, welche für die Militärvorlage eintreten, in den Bezirken, in welchen im Gegensatz zum Centrum ein katholischer Anhänger der Militärvorlage aufgestellt wird, von vornherein für diesen mit Eifer eintreten müssen, wenn sie selbst keine oder nur geringe Aussicht haben, den eigenen Candidaten durchzubringen.

In erhöhtem Maße aber gilt das gegenüber der „freisinnigen Vereinigung". Neben der Aufrechterhaltung oder Vermehrung der eigenen Mandate kann es für die bisherigen Minderheitsparteien keine wichtigere Aufgabe geben als die, die „freisinnige Vereinigung" gegenüber der „freisinnigen Volkspartei" zu unterstützen; das wird selbst der geschätzte Caliban-Mitarbeiter dieser Zeitschrift, der von den Aussichten der „freisinnigen Vereinigung" eine sehr ungünstige Vorstellung hat, zugeben müssen. Im Gegensatz zu ihm aber möchten wir glauben, daß die Aussichten dieser Partei an sich durchaus nicht schlecht sind. Vor Allem wird die bloße Existenz derselben in vielen Fällen ein Zusammengehen aller Liberalen gegenüber der Sozialdemokratie ermöglichen, wie sich das in Stettin und den Hansastädten schon gezeigt hat. Es ist nicht unmöglich, daß gerade dadurch in mehreren Wahlkreisen die bisherigen sozialdemokratischen Vertreter verdrängt werden, die gar nicht selten durch die schroffe Feindseligkeit der Nationalliberalen und Freisinnigen unter einander gewählt worden sind. Jetzt bildet die „freisinnige Vereinigung" eine natürliche Brücke zwischen den beiden anderen liberalen Parteien. Insofern darf der Zerfall der freisinnigen Partei in die beiden Hälften, die für jeden Kundigen schon längst deutlich von einander zu unterscheiden waren, als ein Glück bei dem Unglück der Reichstagsauflösung betrachtet werden.

Aber selbst zur dauernden Klärung unserer nur zu sehr verworrenen Parteiverhältnisse kann diese Scheidung innerhalb der freisinnigen Partei erheblich beitragen. Diejenigen unserer Leser, welche sich unserer früheren Ausführungen über unsere politischen Parteien und die Nothwendigkeit der Begründung einer großen nationalen Verfassungspartei noch erinnern, wissen, mit welcher Bestimmtheit ich gerade die Männer, welche jetzt als „freisinnige Vereinigung" sich zusammengeschlossen haben, namentlich als solche bezeichnet habe, welche für die Mitarbeit an den großen nationalen Aufgaben gewonnen werden müßten, wenn das große Ziel einer gleichartigen und constanten Parlamentsmehrheit und damit der Sicherheit und Stetigkeit unserer ganzen politischen Entwickelung erreicht werden sollte. Immer und immer wieder habe ich darauf hingewiesen, daß es unbedingt nothwendig sei, die ehemaligen Mitglieder der nationalliberalen Partei und von der alten Fortschrittspartei Professor Haenel mit seinem Anhange von dem verhängnißvollen Einflusse Richter's zu befreien und zu den positiv mitarbeitenden nationalen Mittelparteien herüberzuziehen, die nur dadurch zu einer Mehrheit ergänzt werden könnten, nicht aber durch einen Anschluß an die conservativen Ultras, wie er im Kartell dereinst versucht worden ist. Nur so ist der alte Lieblingswunsch des Fürsten Bismarck, die Mittelparteien zum bestimmenden Element unseres Verfassungslebens zu machen, erreichbar. Der negative Theil dieser von uns bezeichneten Aufgabe ist mit dem Ausscheiden der ehemaligen Secessionisten und der Fraction Haenel aus der freisinnigen Partei gelöst. Die Rückkehr dieser Elemente zu den alten Fahnen des nationalen Liberalismus ist nur eine Frage der Zeit. Ist sie aber erfolgt, dann wird die Vereinigung dieser verstärkten nationalliberalen Partei mit der in allen Lebensfragen mit ihr einverstandenen freiconservativen keine allzugroßen Schwierigkeiten mehr haben und damit das Zustandekommen einer großen, echt nationalen, stramm staatlichen, gemäßigten Mittelpartei endlich gesichert sein. Die Wahlreden, welche Brömel in Stettin, Alexander Meyer in Halle vor ihren Wählern gehalten haben, zeigen deutlich, daß diese Männer schon jetzt, kurz nach der Trennung, der nationalliberalen Partei näher stehen als den früheren Fractionsgenossen. Sollte der neue Reichstag nicht nur die Bewilligung der Militärvorlage, sondern auch eine Weiterförderung dieser für das Vaterland gegenüber dem Radicalismus rechts und links dringend nothwendigen Entwickelung zu Stande bringen, so wäre dieses Resultat mit der Auflösung des vorigen Reichstages und den Unruhen und Aufregungen der Neuwahlen nicht zu theuer erkauft.

Jacob Moleschott.

Von Albert Albu.

Jenseits der Alpen hat vor einem Menschenalter ein Forscher eine Freistatt gefunden, die ihm sein geistiges Heimathland versagt hat. Der besten Einer, die deutscher Geist erzogen hat, wurzelte er, ein Ausländer, mit seinem ganzen Empfinden und Denken tief in deutschem Wesen, und der Schmerz wühlte deshalb seine Seele auf, als er einst an der Geburtsstätte seines Ruhmes fast auf der Höhe seiner geistigen Entwickelung Deutschlands Staub von seinen Füßen schütteln mußte. Es war eine Zeit, da Ministerworte der Wissenschaft „umzukehren" befahlen, da die Freiheit des Denkens verboten war und die öffentliche Meinung unter dem Drucke einer geisttödtenden Reaction seufzte. Die Zeit ist zum Glücke Deutschlands längst entschwunden, fast in Vergessenheit gerathen, und wir können heute mit gerechtem, freiem Blick einen Mann beurtheilen, der einst einer der Führer des geistigen Lebens in Deutschland war, der unsere Anschauungen über die reellen Erscheinungen dieser Welt geklärt und unsere philosophische Erkenntniß wesentlich vertieft hat.

Nur wenige der Lebenden vermögen sich noch jener Zeit

Digitized by Google

zu erinnern, da die Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaft, deren Fortschritte sich fast überstürzten, in's Volk drangen und auf das Geistesleben einen Einfluß ausübten, wie er bisher beispiellos in der Geschichte der Wissenschaften gewesen ist. Neue Vorstellungen, neue Begriffe, eine neue geistige Welt entwickelten sich vor dem Auge des lauschenden Beobachters, und wenn auch noch wenig geklärt, übten diese neuen Anschauungen auf das gesammte Empfinden der Zeit ihren nachhaltigen Einfluß aus. Es entstand wieder eine „Naturphilosophie", aber weit verschieden von jener, die einst Schelling und Hegel, jeder von ihnen nach seiner Art, inaugurirt hatten, und unter deren Einwirkung die Naturwissenschaften und die Medizin Jahrzehnte hindurch brach lagen. Aus dem Lager der mit des Meisters Ende in sich zerfallenden Hegel'schen Schule erfolgte die Reaction, wie sie auf jedes Extrem folgt, und nun allerdings auch sogleich wieder in's entgegengesetzte Extrem umschlug. Ludwig Feuerbach ist es gewesen, der an die Stelle der Vergeistigung der Naturprozesse ihre Materialisirung setzte; Schulter an Schulter mit ihm reformirte David Friedrich Strauß, der Verfasser des „alten und neuen Glaubens." Es schien, als ob die ganze denkende Welt eine Umwandlung von der spekulativ-theologischen Anschauung zur naturwissenschaftlich-naturalistischen durchmachte. Der ideale Radicalismus bethörte die Köpfe. Der gewaltige Erfolg war dadurch fest basirt, daß die Abstractionen der Philosophen eine kräftige Stütze in einigen der hervorragendsten deutschen Naturforschern fand, welche die Meinung zu verbreiten suchten, daß die materialistische Weltanschauung eine nothwendige Consequenz der modernen exacten naturwissenschaftlichen Forschung sei. In erster Reihe standen Carl Vogt, damals in Gießen, und der junge Jacob Moleschott in Heidelberg. Als dritter gesellte sich Ludwig Büchner hinzu, dessen Büchlein „Kraft und Stoff" zu den gelesensten in Deutschland gehörte. Es wurde für das große Publikum der Katechismus seiner Weltanschauung. Der Materialismus war durchaus nichts Neues; schon Lucrez huldigte ihm und in Frankreich haben die berühmtesten Encyklopädisten Diderot, Holbach, D'Alembert u. A. ihn vertreten. Fast nirgends aber ist er consequenter durchgeführt worden als in Deutschland. Hier schuf man das radicale Schlagwort: „Der Mensch ist, was er ißt", das einst Feuerbach in der berühmt gewordenen Recension von Moleschott's „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk" (1850) hingeworfen hatte. Alles geistige Leben wurde durch die Materialistenschule so in Abhängigkeit von der sicht- und wägbaren Substanz gebracht, daß man es am treffendsten in dem Satze „Kein Gedanke ohne Phosphor" zu analysiren glaubte. Heute, nach 40 Jahren, ist die große Mehrheit des „Volkes der Denker" von dieser extrem radicalen Auffassung des Lebens und der Welt zurückgekommen, aber der naturwissenschaftliche Materialismus bleibt doch eine der interessantesten Epochen in der neueren Geschichte des deutschen Geisteslebens, und der Name Jacob Moleschott ist mit ihr auf das Innigste verknüpft, man kann auch sagen: auf das Rühmlichste, denn wenn er auch in seinen Schlußfolgerungen zuweilen über das Ziel hinausschoß, seine Grundlagen und Voraussetzungen waren sehr solide. Sie bestanden in unantastbaren Ergebnissen der exacten Forschungen, an denen er selbst einen erheblichen Antheil hatte.

Der Lebenslauf Moleschott's unterschied sich vortheilhaft von der Lebensgeschichte eines zünftigen deutschen Professors, der, von einer Universität zur anderen wandernd, eine Rangstufe nach der anderen mühsam erklimmen muß. Wenngleich Holländer von Geburt und seit zwei Jahrzehnten naturalisirter Italiener, war Moleschott doch seiner ganzen Bildungs- und Denkart nach durch und durch Deutscher, und er hätte wohl auch niemals der ihm lieb gewordenen zweiten Heimath den Rücken gekehrt, wenn man ihn nicht daraus vertrieben hätte. Er ist am 9. August 1822 zu Herzogenbusch in Holland geboren, wo sein Vater Arzt war. Dieser ließ ihm eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil werden und schickte ihn zum Studium nach Deutschland. Neunzehn Jahre alt bezog Jacob Moleschott die Universität Heidelberg, die der Schauplatz seiner ihn frühzeitig berühmt machenden Thätigkeit wurde. Er studirte offiziell Naturwissenschaften (Physik und Chemie) und von der Medizin besonders die Physiologie. Er nennt als diejenigen Lehrer, welche den größten Einfluß auf ihn ausgeübt haben: Henle, Bischoff, Tiedemann, Gmelin, Chelius, Nägele u. A. Nebenher vertiefte sich der junge Student sehr eifrig in die Hegel'sche Philosophie, die damals en vogue war. Von Hegel hat er sich dann später zu Feuerbach gewendet. Noch als Student eröffnete er seine wissenschaftliche Laufbahn mit einem glänzenden Debüt: „Kritische Betrachtung von Liebig's Theorie der Pflanzenernährung", 1845. Die von umfassendem Wissen und ätzendem Scharfsinn zeugende Abhandlung erhielt den Preis der Akademie in Harlem. Nach dem bald darauf in Heidelberg absolvirten Doctorexamen kehrte er nach Holland zurück und ließ sich in Utrecht als practischer Arzt nieder. In seiner Mußezeit beschäftigte er sich aber mit Vorliebe mit physiologischen Studien, er arbeitete in Mulder's Laboratorium und verband sich mit seinen Landsleuten, dem später weit berühmt gewordenen Augenarzt Donders und van Deen zur Herausgabe der „Holländischen Beiträge zu den anatomischen und physiologischen Wissenschaften". 1847 kehrte er schon nach dem ihm lieb gewordenen Heidelberg zurück, habilitirte sich als Privatdocent und entfaltete eine sehr umfangreiche Lehrthätigkeit, er las über menschliche und vergleichende Anatomie, Physiologie und Anthropologie und hielt auch practische Uebungskurse in der physiologischen Chemie ab, die sein eigenstes Arbeitsfeld wurde. Unter seinen ersten Zuhörern befand sich der spätere Rostocker Physiologe Aubert, der Zoologe Krohn, der Anatom Berlin, später gehörten dazu Männer von weitem Rufe in der Wissenschaft, wie Roscoe, Wislicenus, De Filippi, Hayem u. A. Sein Auditorium war immer international. In Heidelberg machte Moleschott die „Sturm- und Drangperiode" seiner wissenschaftlichen Entwickelung durch. Er fand einen gleichgesinnten, treuen Freund in dem Literarhistoriker Hermann Hettner, später Professor in Jena. Ihr Empfinden und Denken in jener Jugendzeit hat Moleschott nach Hettner's Tode in dem ergreifenden Büchlein „Hermann Hettner's Morgenroth" in einer für jene politisch so bedeutsame Aera der Entwickelung Deutschlands recht charakteristischen Weise geschildert. Moleschott's Bedeutung wurde in den Heidelberger Gelehrtenkreisen schnell erkannt. Der Altmeister Tiedemann beauftragte ihn, den dritten Band zu seiner unvollendet gebliebenen Physiologie „Untersuchung über das Nahrungsbedürfniß, den Nahrungstrieb und die Nahrungsmittel des Menschen" zu schreiben. Moleschott nahm den ehrenvollen Auftrag an, der Gestaltung gewann in der von ihm selbständig herausgegebenen „Physiologie der Nahrungsmittel" (1850), die als „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk" in allgemein-verständlicher Form erschien. Wie das erstere Werk die Fachmänner in Erstaunen setzte, so wirkte das zweite verblüffend auf das große Publikum. Moleschott's Namen wurde populär. Alle seine späteren Werke bringen nur den weiteren Ausbau der in jenem Erstlingswerk niedergelegten Grundanschauungen. Moleschott war einer der ersten, der damit begann, die Physiologie in Physik und Chemie der Lebensprozesse aufzulösen. Das Experiment gab das Mittel dazu her. Er war ein sehr exakter Experimentator, ein scharfer Beobachter und streng logischer denkender Forscher. In einem neuen Lichte erschienen ihm die physiologischen Thatsachen, er heftete seinen Blick nicht auf das zu Ergänzende, sondern auf das positiv Nachweisbare, und aus den Erscheinungen des Materiellen leitete er die Erklärung für die Functionen des Lebenden und Geistigen ab. Die Physiologie der Ernährung betraf ein drittes, wiederum populär geschriebenes Büchlein „über den Volksgeist im Verhältniß zur Volksernährung", worin er z. B. das Zurückgehen der Thatkraft des holländischen Volkes, das einst in der Weltgeschichte von sich reden gemacht, auf die überwiegende, mangelhafte Kartoffelnahrung zurückführte und dagegen die politische Regsamkeit der Engländer aus dem Saft der Beefsteaks herleitete. Wer Moleschott noch nicht kennt, kann aus diesen Stichproben einen Begriff seiner Anschauungsweise bekommen. Die Hauptsätze seiner Logik wird Niemand antasten können, nur die Schlußfolgerung ist oftmals geradezu

Digitized by Google

eine Vergewaltigung des logischen Denkens. Im Jahre 1851 erschien die Physiologie des Stoffwechsels in Pflanzen und Thieren, und 1852 der „Kreislauf des Lebens", das Grundbuch und der Leitfaden des modernen Materialismus. Es hat fünf oder sechs Auflagen erlebt und bildet jedenfalls eine hoch interessante Lectüre, auch für solche, welche dem kühnen Fluge materialistischer Ideen nicht zu folgen vermögen. Nach Moleschott besteht ein ewiger Kreislauf des Stoffes zwischen der gesammten todten und lebenden Welt. „Der Bergmann, der im Schweiße seines Angesichtes seinem lebensgefährlichen Beruf nachgeht, weiß nicht, ob ntcht der Stoff des besten Kopfes durch seine Hände gleitet, er setzt mit seiner verborgenen Arbeit vielleicht Jahrhunderte in Bewegung." Der Mensch ist ein vollkommenes Product der Stoffe, aus denen er besteht. Er ergänzt seine körperliche und geistige Kraft ständig aus dem, was er zu sich nimmt und verarbeitet. Aber nicht nur im Menschen geht ein Stoffwechsel unaufhörlich vor sich, in dem ein und derselbe Stoff in verschiedenen Erscheinungsformen immer wiederkehrt, sondern die Materie bildet sich von Todten zu Lebenden, von Organischen zu Unorganischen und auch in umgekehrter Richtung unmerklich um, so daß zwischen diesen scheinbar verschiedenen Dingen kein wesentlicher Unterschied besteht. Das Leben ist nicht nur Einfluß einer besonderen Kraft, sondern nur ein Zustand des Stoffes, der durch die ihm eigenthümlichen mannigfachen Bewegungserscheinungen, Mischungen und Organisationen einen sehr verschiedenen Ausdruck gewinnt.

Trotz dieser radicalen Auffassungen ist Moleschott niemals jenem krassen Materialismus verfallen, der alles Geistige leugnet. Stoff und Geist ist ihm beides nur eins, beide sind unzertrennlich mit einander verbunden und existiren selbständig nicht. Der Geist ist ihm eine Erscheinungsform des Stoffes, der unbeseelt unwirksam wäre. Moleschott kennt weder einen unbegeisteten Stoff, noch einen immateriellen Geist. Die in sich beseelte Kraft regiert die Welt. Daß diese Auffassung Moleschott's auch sittlich ist, beweist wohl folgende gelegentliche Aeußerung über die Religion: „So sind wir doch endlich einmal über die Zeit hinaus, wo das Wort „Religion" für die große Mehrheit ein Glaubensbekenntniß bezeichnete. Was ist religiöser als Faust's Zweifel, wie er sie Gretchen beichtet, und doch wie entschieden ist da ein Glaubensbekenntniß zurückgewiesen. Nein, unabhängig von jedem Glaubensbekenntniß lebt in jeder Menschenbrust ein Etwas, das ihm heilig ist, das ihm die höchste Pflicht, die seeligste Neigung, die wärmste Ueberzeugung, das reinste Gut bedeutet, für das der Edle lebt und stirbt, dem der Zaghafte lebend entsagt, das der Gemeine ruchlos zu verrathen im Stande ist."

Als Moleschott's naturwissenschaftliche Lehren der im Aufsteigen begriffenen materialistischen Bewegung in Deutschland immer neuen Nährzunder zuführten, glaubte der Senat der Heidelberger Hochschule die Jugend vor diesen Irrlehren schützen zu müssen und ertheilte Moleschott eine „socratische" Verwarnung. Er antwortete sofort, daß er freiwillig der Lehrthätigkeit an einer Hochschule entsage, an der die Lehrfreiheit nur dem Worte nach bestehe. Er zog sich in's Privatleben zurück, bis er 1856 einen Ruf als Professor der Physiologie an das eidgenössische Polytechnikum in Zürich erhielt. Die Schweiz war in der Mitte dieses Jahrhunderts das Land, welches den in Deutschland unmöglich gewordenen Gelehrten einen herzlichen Empfang bereitete. Von Zürich siedelte Moleschott 1861 nach Turin über, seit 1878 schließlich wirkt er in Rom. Italien war ein äußerst fruchtbarer Boden für seine Thätigkeit geworden, er hat hier eine Schule von Physiologen herangebildet (Montegazza, Lombroso, Mosso, Aducco), die jetzt in der Wissenschaft eine eigene angesehene Stellung einnimmt. Er genoß dort großes Ansehen bei Volk und Regierung, er trug sogar die Würde eines Senators. Von Zeit zu Zeit besuchte er noch Deutschland, schrieb für deutsche Zeitungen und Zeitschriften und gab stets seinen Antheil an dem geistigen Leben Deutschlands zu erkennen. In dem „tollen Jahre" 1848 wurde auch Moleschott in dem engen Kreise seiner Heidelberger Freunde von der politischen Bewegung tief ergriffen. Er war einer von Denen, welche am lautesten ein einiges großes Deutschland forderten, dem er selbst sein Heimathland einverleibt wissen wollte. „Von dem Wunsche beseelt, in Deutschland mit der Freiheit auch die Macht erblühen zu sehen, wünschte ich ihm vor Allem eine Seemacht, und für Holland, ohne daß es die Freiheit verlöre, die Verschmelzung mit einer großen Macht, mit der es stammverwandt die Bildungswege und viele ideale und praktische Lebens- und Weltbedürfnisse theilt." Seine Landsleute haben ihm diese großdeutsche Idee stark verübelt.

Mit den oben genannten hervorragendsten Werken ist Moleschott's literarische Thätigkeit bei Weitem noch nicht erschöpft. In Fachzeitschriften sind seine zahllosen physiologischen Beobachtungen und Entdeckungen in der Lehre vom Blut, von der Athmung, von der Bildung der Milch, der Galle, vom Bau der Horngebilde, über den Einfluß des Lichtes auf die Athmung, über die Innervation des Herzens u. a. zerstreut. Als einer der Ersten hat Moleschott den Werth des Jodoforms erkannt.

Kein Zweiter hat zur Verbreitung physiologischer Kenntnisse im Volke so viel beigetragen als er. Wir nennen nur einzelne seiner meisterhaft geschriebenen populären Vorträge: Die Einheit des Lebens, Licht und Leben, Natur- und Heilkunde, Physiologie und Pathologie u. a. Seine „Kleinen Schriften" umfassen viele Bände, sie sind Muster allgemeinverständlicher Darstellung wissenschaftlicher Fragen. Ein fließender Stil, eine klare Uebersichtlichkeit, eine gewandte, geistreiche Dialektik zeichnet sie aus, und dabei zeugen alle seine Auseinandersetzungen von einer tiefen, philosophischen Denkweise. Können wir auch den Verstorbenen nicht strikt zu den Unsrigen zählen, so können wir doch stolz darauf sein, daß sich in ihm, einem der ruhmvollsten Vertreter der modernen Naturwissenschaft, ein gut Stück deutscher Geistesart wiederspiegelt. Wer einst die Geschichte der Entwickelung des deutschen Geisteslebens schreiben will, wird den Namen Moleschott an den Beginn einer neuen Zeit stellen müssen, unter deren Nachwehen wir gegenwärtig noch stehen.

August Comte und Herbert Spencer.

Von Otto Gaupp (London).

Comte und Spencer sind unbestreitbar Erscheinungen von europäischer Bedeutung in demselben Sinne, wie ein Kant und ein Schopenhauer. Ihre Werke sind in die meisten Culturssprachen übersetzt, ihre Gedanken haben das Denken unserer Zeit auf das Vielseitigste befruchtet und Wahrheiten, die der Welt noch vor 50 Jahren fremd und abstoßend erschienen, zum Gemeingut der Gebildeten gemacht. Merkwürdiger Weise ist ihr Einfluß auf das geistige Leben vielleicht am schwächsten in Deutschland gewesen, demselben Deutschland, das man so gerne das Land der Denker nennt. Sollte dies daher kommen, daß wir, reich an eigenen Gedankenschätzen, nichts von jenen Männern zu lernen hätten? Ich glaube kaum; es scheinen mir andere, weniger schmeichelhafte Gründe hier mit zu spielen. —

Die Hauptwerke, in denen Comte und Spencer ihre Gedanken niedergelegt haben, führen beide im Titel das Wort „Philosophie", und, so seltsam dies klingt, dies kleine Wort „Philosophie" stand ihrer Einwirkung auf Deutschland am meisten entgegen. Ganz einfach! Wir leiden noch immer an dem Katzenjammer, der auf den Rausch der tollgewordenen idealistischen Philosophie zu Beginn dieses Jahrhunderts folgte. Der Mann der exacten Wissenschaft ist bei uns noch heute von einem unbesiegbaren Mißtrauen gegen alles, was sich Philosophie nennt, erfüllt. Er glaubt von solchen Werken nichts lernen zu können, er sieht in ihnen im besten Fall geistreiche Träumereien; der Begriff einer Philosophie, die gleich der Comte's und Spencer's sich streng auf den Resultaten der exacten Wissenschaften aufbaut und die niemals versucht, diese zu meistern, liegt ihm noch ganz fern.

Digitized by Google

Und der Fachphilosoph? Ich glaube, in ihm wirkt immer noch die Geringschätzung nach, mit der die idealistische Periode deutscher Philosophie auf den „lahmen und rohen" englischen Empirismus herabsah. Was sollten wir Deutsche, das philosophische Volk par excellence, von einem Engländer oder Franzosen lernen können! Es kommt dazu ein zweiter Umstand. Die deutsche Philosophie ist Professorenphilosophie — ich sage dies ohne jeden Nebengedanken à la Schopenhauer; ich constatire einfach die Thatsache. Eine Eigenthümlichkeit des Professor aber, zum mindesten des deutschen ist es, daß für ihn ein Mensch erst zu existiren anfängt, wenn er einige Zeit todt ist; ja man kann sagen, daß er für ihn um so interessanter wird, je länger er todt ist. An diesem Maßstab gemessen, sind allerdings Comte und Spencer gar nicht interessant!

Eine Bestätigung zu den obigen Ausführungen bildet gewiß die Thatsache, daß die einzige gute und ausführliche Darstellung der Lehre Comte's und der an ihn anknüpfenden Schulen, die wir im Deutschen besitzen, aus der Feder eines katholischen Priesters, Hermann Gruber's S. J. *) stammt. Der Bericht, den Pater Gruber von Comte's Leben und Lehre gibt, sowie von den von ihm ausgehenden hochinteressanten Bestrebungen, die in der Gründung einer neuen Menschheitsreligion gipfeln, ist durchaus zuverlässig, klar und übersichtlich. Von der Kritik allerdings, die er Comte und dem Positivismus angedeihen läßt, will ich nur sagen, daß sie durchaus vom orthodox katholischen Standpunkt ausgeht. Sapienti sat! Nur gegen einen falschen Eindruck, den man aus der Lectüre von Gruber's Buch gewinnt, möchte ich protestiren, zumal da er eine weit verbreitete falsche Ansicht verstärkt. Er betrifft das Verhältniß Spencer's und Comte's. Nach Grubers Darstellung muß man unwillkürlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß wir, hätte es keinen Comte gegeben, auch nie von einem Spencer etwas gehört hätten. Ich glaube, es ist leicht, die Grundlosigkeit dieser Ansicht nachzuweisen! August Comte hat zum ersten mal das Wort positiv mit dem Wort Philosophie in Verbindung gebracht. Welche bestimmte Eigenthümlichkeit seiner Philosophie wollte er mit diesem Prädicat bezeichnen? Nun, positive Philosophie bedeutet nichts anderes als wissenschaftliche Phiosophie, d. h. eine Philosophie, deren Methode die der Wissenschaften ist. Wir können nicht eigentlich von positiven Wissenschaften sprechen; das wäre ein Pleonasmus. Denn jede Wissenschaft ist als solche positiv, d. h. sie beruht auf der Beobachtung von Thatsachen und ihr einziges Ziel ist es, in ihrem Gebiet constante Gleichzeitigkeiten und Folgen fest zu stellen, die sie Gesetze nennt. Jede Wissenschaft knüpft zugleich an ein Gegebenes an, das sie als solches hinnimmt, und keine versucht es, das innere Wesen, die ersten und letzten Gründe ihrer speziellen Phänomene zu erforschen. In dieser Beschränkung besteht ihre Stärke, ihre Bestimmtheit und ihre Sicherheit, kurz ihre Positivität. Diese Bescheidenheit hat sich nun nach Comte auch die Philosophie anzugewöhnen, auch sie muß positiv werden. Ist sie dem dann aber überhaupt noch nöthig? Wird nicht ihre Aufgabe schon von den sogenannten Wissenschaften erfüllt? Nein; denn diese Wissenschaften beruhen auf dem Prinzip der Arbeitstheilung — sie verfolgen ihre Ziele einseitig und mehr oder weniger unbekümmert um einander. Diesem Uebelstand muß die positive Philosophie abhelfen. Sie enthält allerdings nichts, was nicht schon die Einzelwissenschaften enthalten — und ist deshalb positiv; sie faßt aber die Einzelerkenntnisse zu einem einheitlichen Weltbilde zusammen, um so gleich der alten Metaphysik dem unausrottbaren Einheitstrieb der menschlichen Vernunft zu genügen — und sie ist deshalb Philosophie. —

Das unsterbliche Verdienst Comte's ist es, als erster nicht nur den Begriff einer solchen Philosophie klar erfaßt und fest definirt, sondern auch einen Versuch zur Ausführung eines solchen Riesenwerkes unternommen zu haben. Sind nun aber die Grundgedanken, auf die er diesen Begriff einer positiven Philosophie stützt, Wahrheiten, die er zuerst erfaßt hat, oder hat er sie mit anderen von früheren Denkern als ein gemeinsames Erbstück überkommen? Wir werden sehen, daß das letztere der Fall ist. So gleich wenn wir jenen ersten Hauptsatz der positiven Philosophie in's Auge fassen, der lautet: Alles Wissen beruht auf Erfahrung. Die Wahrheit dieses Satzes ist der Tod aller Theologie und Metaphysik, die etwa mit Hülfe einer „Offenbarung", „einer intellectuellen Anschauung" und was dergleichen Kunstgriffe mehr sind, auch über das, was unsere Erfahrung übersteigt, etwas wissen wollen. In Betreff dieses Satzes gibt nun Comte selbst zu: „Alle guten Köpfe seit Bacon wiederholen, daß nur das Wissen ein wirkliches ist, das auf der Beobachtung von Thatsachen beruht". Und gerade die englische Philosophie hat im Gegensatz zur deutschen, die trotz Kant's machtvoller Kritik luftiger Spekulation nicht zu entsagen vermochte und in einem Hegel und Schelling die „grobe Empirie" durch ein „höheres Wissen" corrigiren zu können glaubte, immer an dieser Lehre festgehalten und sich um ihre nähere Begründung durch die Ausbildung ihrer Associationspsychologie große Verdienste erworben. In diesem Punkte ist Spencer ein treuer Schüler Bacon's und Hume's.

In engem Zusammenhang mit diesem ersten Grundsatz aller wissenschaftlichen Philosophie steht der zweite, der besagt, daß alle unsere Erkenntniß phänomenal oder relativ ist. Wir kennen die Dinge nur, wie sie uns erscheinen, wissen aber nicht, was sie an und für sich sind. Die Erkenntniß des Absoluten ist uns daher verschlossen. Auch diese Wahrheit ist keine neue Entdeckung Comte's. Seit Protagora's Zeiten waren die meisten bedeutenden Denker ihrer mehr oder weniger deutlich bewußt. Ihre volle Erfassung hat die Nichtigkeit jener metaphysischen Weisheit enthüllt, die meint, das innere Wesen einer Erscheinung erfaßt zu haben, wenn sie eine metaphysische Entität als ihre Ursache bezeichnet; gleich Molière's Arzt, der die einschläfernde Wirkung des Opiums dadurch erklärte, daß er ihm eine vis dormitiva zuschrieb.

Dies sind die negativen Wahrheiten, die einer wissenschaftlichen Philosophie als Grundlage dienen; ihre positive Grundlage hat sie in dem Glauben an die Unwandelbarkeit der Naturgesetze, das heißt, in der durch keinen widersprechenden Fall widerlegten Voraussetzung, daß alle Erscheinungen, denen der menschliche Verstand sich zuwendet, unwandelbare Gleichförmigkeiten der Beziehungen aufweisen. Daß aber dieser Glaube an die Allgemeingültigkeit des Causalgesetzes bereits vor Comte Eigenthum der Wissenschaft war, darüber kann wohl kein Streit bestehen. —

Diese Wahrheiten, die das Nettoresultat alles Philosophirens und Spekulirens darstellen, hat Comte zur selbstverständlichen, keines weiteren Beweises bedürftigen Grundlage seiner Philosophie gemacht. Indem er sich voll und ganz zu ihnen bekennt, hat er eine strenge Grenzlinie zwischen seiner positiven und aller theologischen und metaphysischen Philosophie gezogen und er hat diesen Unterschied in markanten Worten festgestellt. Kein Wunder daher, daß der Theologe, der Comte's Philsophie studirt, gerade durch diese, all seinen Denkgewohnheiten widersprechenden Wahrheiten auf das stärkste erregt wird! kein Wunder, daß er allmählich diese Wahrheiten, die er nirgends als so selbstverständlich hingestellt sah und nirgends sonst in ihrer Einheit als Grundlage einer Philosophie kennen gelernt hat, mit dem Namen Comte's indentificirt. Dasselbe wird dem Kritiker, der in der Geschichte des menschlichen Denkens wenig bewandert ist, begegnen; dasselbe dem begeisterten Schüler, den Comte's Philosophie zuerst in die Wissenschaften eingeführt hat. Und so bildet sich bei ihnen allen dann die Meinung heraus, daß alle Männer, die sich ebenso unumwunden zu diesen Lehren bekennen, auch Comte's Schüler sein müssen. Niemand hat unter diesem Irrthum mehr zu leiden gehabt als gerade Herbert Spencer. Ich könnte für diese falsche Classificirung Spencer's zahlreiche Beispiele anführen; ich begnüge mich aber mit dem Hinweis auf das genannte Buch Gruber's.

Gruber sieht in der Spencer'schen Philosophie wesentlich einen Ableger der Comte'schen, und begründet diese Auffassung

*) 1) Hermann Gruber, August Comte; sein Leben und seine Lehre, 1889. — 2) Der Positivismus vom Tode August Comte's bis auf unsere Tage, 1891. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshandlung.

Digitized by Google

gerade durch den Nachweis, daß Spencer mit Comte die oben erläuterten Ansichten theile. Dies ist nun vollständig richtig; wir können sogar hinzufügen, daß Spencer viel gethan hat, ihre Beweiskraft zu erhöhen, während Comte sie einfach hinnahm, wie er sie vorfand, da seine Idiosynkrasie gegen alle Psychologie ihm den Weg zu ihrer Kritik und zu ihrem Beweis verschloß. Selbstverständlich, Spencer's Philosophie ist eben keine Metaphysik, sondern wissenschaftliche Philosophie.

Es ist weiter wahr, daß Spencer gleich Comte bestrebt ist, die Schäden, die aus der Zersplitterung der Wissenschaften entstanden, dadurch zu heilen, daß er sie zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfaßt. Während aber Comte's Synthese, d. h. Zusammenfassung der Wissenschaften eine rein encyklopädische und logische ist, ist die Spencer's eine kosmische. Er bringt alle Wahrheiten, die in Bezug auf Coexistenz und Succession der Erscheinungen bekannt sind, in engste gegenseitige Verbindung dadurch, daß er sie als Corrolarsätze einer einzigen ersten Wahrheit darstellt, die für die ganze Fülle der Phänomene gilt, in denen sich die allgegenwärtige unerkennbare Kraft offenbart. Diese Synthese bringt er aber zu Stande, ohne ontologische Data, ohne Kräfte, die außercosmisch sind, zu Hülfe zu nehmen, und dies bildet den entscheidenden Unterschied gegen die ähnlichen Versuche eines Hegel's oder Schelling's. Wenn Riehl meint, Spencer's Philosophie sei nicht viel besser als Hegel's Naturphilosophie, so übersieht er, daß Spencer's Denksymbole in Ausdrücke sinnlicher Erfahrung übersetzbar sind, während dies von denen Hegel's nicht gesagt werden kann. Spencer's Lehre läßt daher eine Verification zu, sie kann bewiesen oder widerlegt werden, was wiederum von rein metaphysischen Spekulationen gleich denen Hegel's nicht möglich ist.

Man mag von der erkenntnißtheoretischen Grundlage der Spencer'schen Philosophie denken, was man will, man mag seine Lehre vom „Unerkennbaren" verwerfen, und seinen Versuch einer Versöhnung von Religion und Wissenschaft illusorisch finden, das große Verdienst wird man ihm nicht bestreiten können, daß er als erster das Gesetz der Entwickelung als ein ebenso universelles Weltgesetz, als das der Gravitation erkannte, daß er es zuerst in klaren und präzisen Worten formulirte, daß er seine Allgemeingültigkeit nicht nur empirisch nachwies, sondern als eine nothwendige Folge aus dem Gesetz der Erhaltung der Kraft und dem Wesen der Vertheilung der Materie und Bewegung feststellte. Hier liegt der entscheidende Punkt, den man bei einer gerechten Würdigung der Spencer'schen Philosophie fest im Auge zu behalten hat. Von hier aus hat Spencer dann auch in alle einzelnen Wissenschaften umgestaltend eingegriffen.

Gerade in diesem Punkte nun konnte Spencer von Comte nichts lernen; denn dieser war ein abgesagter Feind aller auf die Feststellung der Evolutionstheorie gerichteten Bestrebungen, die „den unwissenschaftlichen Geistern zu überlassen seien". Er verwahrte sich auch ausdrücklich gegen die Evolutionstheorie Lamark's, in der ein guter Kern Wahrheit steckte. —

Angeregt zur Entwickelung dieser Gedankenreihen wurde Spencer vielmehr durch von Baer, der zuerst die von Harvey geahnte, von Wolff schon bestimmt aufgefaßte Formel, die das Gesetz der Entwickelung des individuellen Organismus ausdrückt, aufgestellt hatte. Aber auch jene Lehren von der Relativität der Erkenntniß, von der Erfahrung als einziger Quelle des Wissens u. s. w., die Spencer mit Comte gemein hat und die er bei ihm hätte finden können, hat er nicht von ihm übernommen. Sie verdankt er, soweit sie nicht Werk seines eigenen Denkens sind, nach seinem eigenen Zeugnisse dem schottischen Philosophen Hamilton, der seinerseits wieder auf das stärkste von Kant und der deutschen Philosophie beeinflußt war. Im Allgemeinen hat aber gewiß John Stuart Mill recht, wenn er von Spencer sagt: „Keines Denkers Schlüssen kann man so deutlich anmerken, daß sie das Ergebniß einer fortschreitenden Entwickelung seiner eigenen ursprünglichen Gedanken sind." — Wenn wir so nachgewiesen haben, daß Spencer die Lehren, die er mit Comte gemeinsam lehrt, nicht von diesem, sondern aus einer anderen Quelle hat, wenn wir weiter gezeigt haben, daß gerade von der Lehre, auf der der Werth und die Originalität seines Gedankensystems beruht, bei Comte nichts zu finden ist, so bleibt uns nur noch übrig, zu zeigen, daß Spencer die Lehren, die ihrerseits ausschließliches Eigenthum Comte's sind, und auf deren Originalität er sich viel zu gute thut, ausdrücklich verwirft. Dann dürfte der Beweis für die Unabhängigkeit Spencer's von Comte vollständig geführt sein. Es kommen hier insbesondere Comte's Lehre von der sogenannten Hierarchie der Wissenschaften und sein großes soziologisches Gesetz, das für jede menschliche Entwickelung das naturnothwendige Durchlaufen dreier Stadien, des theologischen, des metaphysischen und des positiven behauptet, in Betracht. Wie Spencer diese zwei Lehren im einzelnen bekämpft und verwirft, kann ich hier nicht ausführen; ich verweise dafür auf seine Schrift: „Reasons for dissenting from the Philosophy of M. Comte", die sich im zweiten Band seiner Essays findet.

Zum Schluß noch ein Wort über das Verhältniß unserer beiden Philosophen, zu dem was man im weitesten Sinn die soziale Frage nennen kann. Es ist ungemein charakteristisch für die alles überschattende Stellung, die diese Frage im Bewußtsein unserer Zeit einnimmt, daß es Interesse für ihre Probleme war, das die zwei ersten Philosophen unseres Jahrhunderts zur Ausgestaltung ihrer Philosophie bewog. Alle Erkenntnisse zu einem einheitlichen Ganzen zusammen zu fassen, um so eine sichere Basis für den Aufbau einer gesunden Ethik und Politik zu gewinnen, das war das ausgesprochene Ziel und die treibende Kraft im Denken Comte's und Spencer's. —

Die erste bedeutende Schrift Comte's führte den Titel: „Prospectus des travaux scientifiques nécessaires pour réorganiser la société" und wir haben es aus seinem eigenen Munde, daß er die Ausarbeitung der positiven Philosophie nur in die Hand nahm, um für sein politisches System die nöthige wissenschaftliche Grundlage zu gewinnen. Ganz ähnlich Spencer. Die erste Schrift, die er als 22jähriger junger Mann veröffentlichte lautet: „The proper sphere of government". Er erkannte bald, daß die Frage nach der Natur, den Zielen und Grenzen der Staatsthätigkeit eminent ethische Probleme in sich schließe. Was für Prinzipien sollen jene höchste Autorität — den Staat — binden, die Gesetze über Recht und Unrecht erläßt und erzwingt? Die Ueberzeugung, daß die Basis, auf die die Moral gegründet zu werden pflegt, ungenügend ist, und wissenschaftlicher Kraft entbehrt, trieb ihn zu seinen umfassenden Studien, als deren krönendes Endergebniß die Aufstellung einer wissenschaftlichen evolutionären Ethik anzusehen ist. —

Diese Gemeinsamkeit des Ausgangspunktes ist aber auch hier alles, was die beiden Denker theilen; in ihren Resultaten gingen sie dann zu entgegengesetzten Extremen aus einander. Während Spencer auf seine Philosophie eine streng individualistische Ethik gründete, während er alles Heil in einer Steigerung der Freiheit und Selbständigkeit der Individuen erblickt, wird Comte ein Apostel des Sozialismus und der Begründer eines Systems, das man nicht mit Unrecht „Katholicismus minus Christenthum" genannt hat. Eines zum wenigsten scheint diese Differenz sicher zu beweisen, daß wir nämlich noch weit von dem Ideal einer positiven Soziologie entfernt sind, dessen Verwirklichung Comte bereits erreicht zu haben glaubte. Denn gewiß, positiv ist eine Wissenschaft erst dann, wenn sie die Zukunft voraussagen kann, d. h. wenn sie mit Bestimmtheit anzugeben weiß, „wenn das und das geschieht, muß das und das folgen, wenn wir also das und das erreichen wollen, haben wir das und das zu thun". Wer aber wird behaupten wollen, daß die Soziologie heute einer solchen Anforderung entsprechen kann?

Digitized by Google

Carl Baron Torresani.

Von Josef Ettlinger.

Einer der Goncourt hat gelegentlich die Forderung gestellt, kein Autor solle einen modernen Roman schreiben dürfen, er habe denn zuvor ein Mindestalter von vierzig Jahren erreicht. Das mag ein hartes Gebot sein, sonderlich für die nicht geringe Zahl derer, die bis zum absolvirten Schwabenalter auch nicht von Luft und rosigem Licht allein zu leben in der beneidenswerthen Lage sind; aber von seiner materiellen Unmöglichkeit abgesehen, ist es nur gerecht und billig und richtet sich vor Allem an die frühreife Schnellfertigkeit unserer literarischen Homunculi, bei denen das knapp bestandene Abiturientenexamen meist schon das Signal zur eigenen frisch-frei-fröhlichen Production zu geben pflegt. Gerade der Roman, der den modernen Menschen in seinen unendlich mannigfaltigen Spielarten zeigen, der den geistigen und sittlichen Unterströmungen des modernen Culturlebens nachgehen und dabei doch in Form und Sprache stets vornehm und vollendet sein soll, der Roman von heute, wie er von Zahllosen erstrebt und von den Wenigsten erreicht wird, verlangt von allen Arten und Gattungen der Dichtung die reifste Menschenkenntniß, die größte Formbeherrschung und vor Allem die gründlichste Verstandes- und Herzensbildung. Während darum in Lyrik, Drama und Novelle schon ganz junge, kaum flügge gewordene Talente wirklich Großes und Bleibendes geschaffen haben, sind die wenigen wirklichen Muster- und Meisterromane, die wir besitzen, fast alle erst zu einer Zeit entstanden, da ihre Verfasser jene Altersgrenze schon erreicht oder überschritten hatten. Flaubert, der uns Allen nicht so sehr durch seine geniale Gestaltungskraft, als durch die peinvolle Gewissenhaftigkeit seiner Arbeitsmethode ein vielbewundertes Vorbild geworden ist, war vierzig Jahre alt, als er „Madame Bovary" zu schreiben begann. Gustav Freytag stand im gleichen Alter, als „Soll und Haben" erschien. Heyse's „Kinder der Welt" waren das Werk eines Vierzigers, und Fontane gar stand schon an der Schwelle des Greisenalters, als er die Reihe seiner prachtvollen Romanschöpfungen eröffnete. An diesen und zahlreichen ähnlichen Beispielen erläutert sich das Goncourt'sche Wort, zeigt es sich, daß ein vollgültiges Kunstwerk der in Rede stehenden Gattung nur von dem geschaffen zu werden pflegt, der die Mittagshöhe des Lebens, so wie der Psalmist es uns zumißt, bereits erklommen hat und von dieser Höhe herab das Leben und den ganzen Jahrmarkt der Eitelkeiten, der es erfüllt, zu überschauen vermag.

Ungleich seltener, vielleicht einzigartig ist der Fall, daß ein von Haus aus reich begabter Autor überhaupt erst in so vorgerücktem Lebensalter seiner Berufung inne wird, wie der Oesterreicher Carl Torresani, der erst vor ganz wenigen Jahren und so verspätet zum literarischen Ringelstechen auf dem Kampfplatze der Oeffentlichkeit erschien, daß er noch heute dem gebildeten Lesepublikum von Norddeutschland eine nahezu unbekannte Größe ist, während in Oesterreich der Kreis seiner Leser und Verehrer — was beinahe dasselbe heißt — sich von Tag zu Tag erweitert. Gleich so manchem begabten Zeitgenossen, gl ich Detlev von Liliencron, Georg von Ompteda u. A. ist er von Haus aus Militär. Als der Sohn italienischer Eltern kam er zu Mailand 1846 zur Welt, lernte im Heranwachsen deutsche Sprache und Dichtung kennen und lieben und ward nach einander Zögling des Wiener Theresianums und des Jesuitengymnasiums zu Feldkirch. Er war zum Offizier bestimmt und erhielt nach vierjährigem Aufenthalt in der Wiener Neustädter Militärakademie 1865 sein Patent als Cavallerielieutenant, mit dem er im folgenden Jahre an dem Feldzug in Italien theilnahm. Nach weiteren zehn Jahren war er des Kasernenlebens überdrüssig, nahm als Oberlieutenant den Abschied und kaufte sich irgendwo in Steiermark an, um sich ganz seiner inzwischen begründeten Familie und der edlen Landwirthschaft zu widmen.

Bis dahin — er stand im 31. Lebensjahre — war ihm niemals der Gedanke gekommen, eine Feder zu anderen als den Zwecken des alltäglichen Lebens in die Hand zu nehmen. Das eigene, reich bewegte Dasein hatte ihn vollauf beschäftigt und absorbirt, und seine temperamentvolle, genußfrohe Natur fand begreiflicherweise mehr Freude daran, Romane zu leben, als sie zu schreiben. Dann reizte ihn eines Tages die Lectüre von Edmondo de Amicis' „Bozetti militari" dazu, dieses Werk seines italienischen Lieblingsautors zu übersetzen, um es dem österreichischen Lesepublikum zugänglich zu machen. Der Absicht folgte die Ausführung, eine einheimische militärische Zeitschrift übernahm die Veröffentlichung, und die naive, jedem schriftstellernden Menschen wohlerinnerliche Freude, sich gedruckt zu sehen, gab dem glücklichen Uebersetzer den entscheidenden Anstoß dazu, sich auch als Original zu versuchen . . . Einmal, mitten in der Nacht, kam ihn der Einfall an, eine eigene Erzählung zu beginnen: er stand auf, begann zu arbeiten und schrieb in einem Zuge, ohne nur abzusetzen, die drei ersten Kapitel des Romans „Aus der schönen, wilden Lieutenantszeit" nieder — ein respectables Stück von vierzig Druckseiten. Aus den drei Kapiteln wurden im Handumdrehen drei Bände, und als das Erstlingsopus fertig war, wanderte es gleichfalls auf die Redaction jener Militärzeitung, die es für ihr Feuilleton erwarb und dafür ein Honorar von 400 fl. zu zahlen sich verpflichtete. Aber wie so oft kleine Ursachen unverhältnißmäßig große Wirkungen nach sich ziehen, so auch hier: der Umstand, daß das Werk in einem obscuren Blatte zuerst erschien, hat die literarische Carrière seines Autors um volle zwölf Jahre aufgehalten. Das vereinbarte Honorar nämlich wurde ihm niemals ausbezahlt; und dieser erste große Verdruß, den er nicht als materiellen Verlust, sondern als persönliche Kränkung empfand, übte auf ihn eine derartige Depression, daß ihm im Nu die ganze Schriftstellerei wieder entleidet war. Eine durch und durch ehrliche Natur, schloß er von der entwürdigenden Behandlung, die ihm und seinem Werke widerfahren war, ohne Weiteres auf dieses selbst und versenkte, von seiner Talentlosigkeit völlig überzeugt, das Bündel Feuilletons in sein Schreibpult, da wo es am tiefsten war.

Zwölf Jahre waren seit diesem ersten Debüt in's Land gegangen und Torresani hatte bereits sein Dreiundvierzigstes angetreten, als gelegentlich einer seiner Freunde, der zufällig von seinem schriftstellerischen Debüt gehört hatte, sich das verstaubte Convolut zur Lectüre ausbat. Erst nach längerem Widerstreben ward ihm willfahrt: aber schon anderen Tages war der Besuch von Neuem zur Stelle, schalt den Freund gewissenlos, weil er sein großes Talent so gänzlich brach liegen lasse und ruhte nicht eher, bis ihm die Ermächtigung ertheilt ward, dem Buche einen Verleger zu suchen und es zu veröffentlichen. Sein Erscheinen erregte in der österreichischen Lesewelt auch wirklich so lebhaftes Aufsehen, daß eine zweite Auflage innerhalb weniger Wochen nöthig ward, und dieser überraschende Erfolg erweckte in Torresani mit einem Schlage die alte Schaffenskraft wieder, wie sie ihn bei der Abfassung seines Erstlinges befeuert hatte. Er ging mit frischem Muth von Neuem an die Arbeit und hat seit jener Zeit — es sind erst wenige Jahre inzwischen verflossen — einer ansehnlichen Zahl neuer Werke das Leben geschenkt, von denen zumal die später erschienenen ihn in der allgemeinen Beliebtheit und Hochschätzung seiner Landsleute rasch eine hohe Stufe haben erreichen lassen.

Die Entwickelung dieses eigenartigen Talentes zu verfolgen, hat für den Kenner einen ganz besonderen Reiz, deshalb, weil Torresani zu den wenigen seines Berufes gehört, die mit rastlosem Ergeiz an der eigenen Vervollkommung arbeiten und bei denen jedes folgende Werk deutlich die neuen Schossen und Sprossen erkennen läßt, die der Baum jeweils seit seiner letzten Blüthe getrieben hat. Seine ersten Arbeiten zeigen noch die ganze Unsicherheit des begabten Anfängers: auf der einen Seite eine wahnsinnige Stoffverschwendung, wie in der „schönen, wilden Lieutenantszeit", auf der anderen ein völliges Vergreifen in der Wahl des Gegenstandes, wie in dem kleinen Roman „Mit tausend Masten" und seiner Fortsetzung „Auf gerettetem Kahn", den beiden schwächsten Arbeiten des Verfassers. Dazwischen wieder eine Novellenschöpfung von entzückender Feinheit und Poesie, die Erzählung „Drei Tage für ein Leben"

Digitized by Google

in dem Sammelbande „Schwarzgelbe Reitergeschichten", die ich schlechthin dem Besten an die Seite stelle, was unsere gewiß nicht arme Novellenliteratur aufzuweisen hat. Aber erst mit der vor zwei Jahren erschienenen „Juckercomtesse", die unbegreiflicher Weise im katholischen Oesterreich ihrer angeblich antiklerikalen Tendenz wegen eine Zeitlang verboten werden konnte, hat Torresani sich auf den richtigen Weg gefunden, der ihn wahrhaft künstlerischen Zielen zuführt und auf dem er seither unbeirrt weiter gegangen ist.

Es ist ein eigenartiges und neues Genre von Roman, in dem er seine Werkstatt aufgeschlagen hat, und eine schlechtweg treffende Bezeichnung dafür gibt es nicht. In der Mischung verschiedener und zum Theil ganz heterogener Elemente liegt sein schwer definirbarer Reiz. Eine ungewöhnlich plastische Darstellung fällt zunächst an allem auf, was er schreibt. Namentlich in der Kunst, die Personen durch ihre Redeweise und deren Eigenthümlichkeit nach Dialect, Wortwahl, Satzbau, und insbesondere nach der Aussprache zu charakterisiren, hat er die Vollendung eines schreibenden Imitators erreicht; man hört oft mehr als man liest. Damit in Zusammenhang steht eine starke Gabe, die Menschen und Dinge von ihrer komischen Seite zu nehmen, so weit es sich mit dem Ernst des Stoffes verträgt. Mit dem Scharfblick des geborenen Caricaturisten versteht er mit drei, vier Strichen irgend eine Nebenfigur charakteristisch herauszuheben und mit Vorliebe pflegt er die Umgebung seiner Hauptpersonen mit einer ganzen Comparserie solcher humoristisch erfaßter Typen zu bevölkern. Die „schöne wilde Lieutenantszeit", die nur lose in den Rahmen einer geschlossenen Handlung gefaßt erscheint, ist zumeist aus Einzelbildern dieser Art zusammengereiht, und so wahl- und planlos die Arbeit als Ganzes sich gibt, so kostbar in seiner erheiternden Wirkung ist das fast überreichlich eingestreute Episodenwerk, dessen lachender, saftiger und häufig grotesker Humor stellenweise eines Dickens und Thackeray fast würdig wäre. Als die Arbeit eines Anfängers kennzeichnet sich gerade dieses Buch noch durch die tolle Vergeudung einer Anzahl dankbarer Stoffe, die bei einigermaßen öconomischer Verwendung zu einem halben Dutzend Romane und der doppelten Zahl Novellen ausgereicht hätten, hier aber mit verschwenderischer Nonchalance in allerhand Intermezzi verzettelt sind. Die Vorliebe des Autors für das Anekdotische, die hier zweifellos weit über die erlaubten Grenzen geht, tritt auch in seinen sämmtlichen späteren Arbeiten, jedoch maßvoller hervor.

Die „Juckercomtesse" leitete die zweite Phase in Torresani's Entwickelung ein. Mit ihr war die geschlossene und gerundete Form, die künstlerische Gliederung des Stoffes und die einheitliche, lückenlose Durchführung der psychologischen Vorgänge gewonnen, die den Roman zum Kunstwerk erst erhebt. So originell der Stoff als Ganzes, so frisch und plastisch im Einzelnen die Ausführung. Die Comteß Jella Zagradsky, ein bildhübscher, kluger Strudelkopf von zwanzig Jahren, hat mit der ihr gegebenen geistigen Ueberlegenheit frühe schon die hohle Scheinwelt ihrer einheimischen Aristokratie erkannt — die eigenen Angehörigen nicht ausgenommen — und den fixen Vorsatz gefaßt, sobald sie majorenn geworden, in das Kloster einzutreten, in dem sie erzogen worden ist. Da alle Anstrengungen der Familie, sie von diesem Vorhaben abzubringen, nichts fruchten, verfällt man, dem Rathe eines Hausfreundes gemäß, darauf, in dem jungen Harry von Proch, einem vermögenslosen Lieutenant, einen heimlichen Bundesgenossen anzuwerben, der die eigensinnige Klostercandidatin durch Hymens Bande vor der selbstgewählten Verbannung bewahren soll. Harry ist seit Langem einer der treuesten Verehrer Jellas, und diese mag ihn gleichfalls gerne, so daß der klüglich spintisirte Familienplan wohl Aussicht auf Gelingen hat. Aber die superkluge Jella dreht Allen eine Nase an. Sie sagt dem betroffenen Harry gleich beim ersten tête-à-tête auf den Kopf zu, daß er nur der Lockspitzel ihrer Familie sei, zwingt ihn aber, als er in brennender Beschämung auf sie verzichten will, die ganze Komödie vor den Ihrigen weiter zu spielen, um sich selbst dadurch vor deren fernerem Bohren und Miniren zu sichern, bis sie ihre Mündigkeit und damit die Verfügung über ihre Zukunft erlangt hat. Nun entwickelt sich ein an drolligen Seiten reiches, geschwisterlich-kameradschaftliches Verhältniß zwischen den Beiden, in dessen Verlaufe die Liebe auch bei ihr lichterloh aufschlägt, ohne daß sie es vor sich selber Wort haben will. Sie bleibt sich und ihrem Entschlusse treu, und trotz einiger erhitzter Scenen, in dem sich ihr Inneres blitzartig verräth, zieht sie am Tage ihrer Majorität in's Kloster ein. Aber im letztmöglichen Moment siegt doch die zwangsweise niedergehaltene Leidenschaft über Eigensinn und Religiosität, und aus der dem Irdischen schon halb entrückten Gottesbraut und dem armen Corydon im Waffenrock wird zum guten Ende noch ein glückstrahlendes Paar.

Mit dieser profanen Wendung der Dinge waren jedenfalls die Leser des Buches mehr einverstanden, als der österreichische Clerus, der es durchsetzte, das das harmlos-fröhliche Werk eine Zeitlang auf den Index der Censur gesetzt ward. Geschadet hat ihm die kleine Reclame gewiß nicht, aber nöthig hat es sie auch nicht gehabt. Man braucht nicht gleich so weit zu gehen, den Roman an den schweren, stilvollen Werken unserer neueren Erzählungsklassiker zu messen: dazu ist er wohl von zu leichtem Karat und nicht tiefgründig genug in der Wahl und Behandlung der psychischen Probleme. Aber gerade in der keck sprudelnden, flotten Art, wie er sich gibt, liegt sein unverfälschter Reiz. Alles ist springend und klingend, hell und heiter und mit so viel gesundem und derbem Humor versetzt, daß man sich förmlich daran erfrischen muß in einer Literaturepoche, die für nüchtern-trübe Werkeltagsschilderungen so viel und für Licht und Lachen gar so wenig übrig hat

Auf ein erheblich höheres Gebiet begibt sich Torresani's nächster, zweibändiger Roman „Der beschleunigte Fall", in dem sein Talent zu psychologischer Analyse in voller Breite zur Geltung kommt. Es ist die Geschichte eines jungen, lebensfrohen Offiziers, den eine jähe Leidenschaft für eine bestrickend reizende Frau erfaßt und in stetigem Wachsen und Steigen mehr und mehr zermorscht und zermürbt, bis er der völligen Willenlosigkeit, der geistigen Umnachtung verfällt. Der unheilvolle, parasitische Einfluß des Weibes in seiner gefährlichen, lächelnden und verführerischen Gestalt, seine verheerende und entnervende Wirkung selbst auf einen robusten und willensstarken Charakter, der unheilbare Feminismus als Form moderner Entartung überhaupt, wie ihn in der französischen Literatur beispielsweise Graf Muffat oder Bourget's Claude Larchet repräsentiren, ist thatsächlich von einem deutschen Autor mit gleicher Consequenz und Eindringlichkeit bislang noch nicht dargestellt worden, zum mindesten noch nicht mit einer so intimen Kenntniß der weiblichen Psyche, ihrer ewig unlösbaren Räthsel und Widersprüche. Den Verlauf dieses bis zur Rapidität „beschleunigten Fall"-Prozesses begleitet, wie stets, ein vielfarbiges Beiwerk von Neben- und Episodenhandlungen meist ergötzlicher und parodistischer Natur; dabei macht sich denn freilich hier gerade mehr noch als sonst die Neigung zum Scurrilen, Carikirten machmal bedenklich bemerkbar und stört die einheitliche Stimmung. Charakteristisch für diesen Zug ist schon das sonderbare Motto, das den Titel des Buches ziert! die mathematische Formel von der Beschleunigung der Schwerkraft $g = \frac{v-c}{t}$! Wie es Leute gibt, die lieber einen Freund verlieren, als einen Witz, so möchte man Torresani vorwerfen, daß er manchmal lieber auf die ganze einheitliche Wirkung verzichtet, als auf eine komische Nuance oder Situation, die sich ihm just in die Feder drängt. Auch die allzu weit gehende Vorliebe für auffallende und entlegene Vergleiche tritt hier stärker als zuvor zu Tage. Von seiner Originalität jedoch vermögen diese unleugbaren Schwächen dem Romane nichts zu nehmen, und diese besteht eben neben dem stofflichen Reichthum zum guten Theil in der eigenartigen Mischung der Farben und Töne: es ist gewissermaßen ein Amalgam von Leidenschaftsdrama und Vaudeville, von Salvini und Girardi, von Bourget und Wilhelm Busch.

Torresani ist durch und durch ein Schwarzgelber, mit Leib und Seele. Seine Heimath dies- und jenseits der Leitha kennt er Fleck für Fleck und liebt sie mit dem guten Stolze eines

Digitized by Google

Mannes, der die Welt gesehen und ein eigenes Urtheil hat. Seine Erzählungen spielen alle auf k. k. Reichsboden, theils in der Garnisonstadt Erzburg (Pseudonym für Oedenburg), theils sonst im Lande. Nach Wien selbst hat er sich jedoch erst mit seinem neuesten, dem Wiener Künstlerroman „Oberlicht" gewagt, den die letzte Weihnacht gebracht hat, und der zwar eine fortschreitende Beherrschung der Technik, doch aber nicht die Fülle sprudelnden, vielgestaltigen Lebens und glücklich ersonnener Situationen aufweist, wie der vorangehende. Zum ersten Male ist nicht mehr das eigentliche high-life der Hintergrund der Darstellung. Die glücklich-unglückliche Ehe eines grundguten und genialen, aber charakterschwachen und moralisch haltlosen Bildhauer mit einem leidenschaftlichen, tief empfindenden Mädchen, das den berühmten Gatten abwechselnd vergöttert und haßt, ist der Gegenstand der Erzählung — ein Thema für Daudet's variations sérieuses der „Künstlerehe". Zu diesen beiden Hauptpersonen tritt als unvermeidlicher Dritter ein junger französischer Diplomat, der die schöne Frau vom ersten Tage an, da er sie gesehen, liebt und begehrt und dem sie sich par dépit an den Hals werfen will, als sie ihren Gatten zum ersten Male auf Abwegen von der ehelichen Treue ertappt hat. Er aber verschmäht das Opfer in solcher, ihm peinlicher Form und fesselt sie gerade durch diesen Zug von Hochsinn zu glühender Dankbarkeit und Freundschaft an sich, die sich allmählich in Liebe wandelt und zuletzt doch zur Katastrophe führt. Den fesselnden Mittelpunkt bildet auch hier die weibliche Hauptfigur und die seelischen Conflicte, die sie, eine großherzige, feinfühlige Natur, den abschüssigen Weg von der wunschlosen Freundschaft bis zum Ehebruch zurücklegen lassen. Wie im „beschleunigten Fall" geht ein blühendes Menschenleben in dieser Krise zu Grunde; aber hier ist es das reine Weib, das unterliegt, dort war der Mann vernichtet worden und die schöne Bohémienne, die ihn in's Verderben geführt, hatte rasch getröstet weiter leben und genießen dürfen.

Man mag nach alledem immerhin so Manches an Torresani und der Art seines Schaffens auszustellen haben, und der Einzelne mag vielleicht im Tadel gewisser Eigenheiten und Auswüchse weiter gehen wollen, als es hier geschehen ist. Was er ist, das bleibt er trotz alledem: eine sympathische und interessante Erscheinung und vor Allem — eine Individualität, die sich ihr eigenes Gebiet geschaffen hat. Seine impulsive Kunst zu erzählen, seine reiche, nirgends versiegende Kraft zu fabuliren und sein unverwüstlicher, warmblütiger Humor sind die besonderen Qualitäten, die ihm seine Beliebtheit in Süddeutschland verschafft haben und in dem kühleren Norddeutschland hoffentlich noch verschaffen werden. Es sind dieselben Eigenschaften, deren beschleunigte Abnahme bei unserer gegenwärtigen, brillentragenden, literarischen Generation am deutlichsten wahrzunehmen und zu verfolgen ist.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein reeller Spekulant.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.
Aus dem Schwedischen von M. C. Larochelle.

Herr Josephus Janzohn hat ein Comptoir mit gravirtem Porzellanschild in einem der hübschesten Häuser nahe bei dem Bahnhof von Svälta, ein Comptoir mit bequemer Dürftigkeit und kluger Berechnung möblirt, so daß kein hülfesuchender kleinerer Landwirth durch zu großen Luxus und Furcht vor zu hohen Provisionen abgeschreckt wird.

Herr Josephus selbst geht in sauberer, aber einfacher Kleidung einher. Seine Nägel, Stiefel, Rock und Hut werden mindestens einmal an jedem Tage gebürstet, der Rock sogar zweimal, wenn Josephus an einem einsamen Orte zufällig mit einem alten vormaligen Clienten mit Ingrimm im Herzen und spanischem Rohr in der Hand zusammentrifft.

Herrn Josephus' Weise im Umgang ist bieder und angenehm. Hätte unser Herr ihn nur mit Brillengläsern und dem hinterlistigen Ausdruck im Gesicht verschont, so hätten ihn selbst halbwegs weltkluge Leute in der Eile und bei mangelhafter Beleuchtung für einen ehrlichen Kerl halten können; aber der Schöpfer, welcher der gefährlichsten des Schlangengeschlechtes ihre Klapper gegeben, konnte nicht erlauben, daß Herr Josephus unter anderen harmlosen Menschen ganz ungezeichnet umherging.

Das erste, worüber man erstaunt, wenn man zu dem Herrn Agenten kommt, ist, daß es noch solch einfältige Leute gibt, welche ihr Geld in Aktien, Sparbanken und Renten anlegen, oder es auf erste Hypothek verleihen, so lange Herr Josephus ihnen solche Geschäfte in Grundbesitz anbieten kann.

Da gibt es Karten, geschriebene und gedruckte Beschreibungen und Zeichnungen über Landsitze, welche zu einem so geringen Bruchtheil des wirklichen Werthes käuflich sind, daß dieser nur als Preis für das Loos zu betrachten ist, auf welches man in der Hamburger Lotterie das große Loos gewinnen kann.

„Ein alter Herrensitz an einer der schönsten Buchten des Mälarsees" wird für 30,000 Kronen verkauft, „großartige, schloßähnliche Gebäude, 500 Tonnland besten Ackerbodens, 9000 Tage Frohndienst, reiche Jagd und Fischerei und Wald zum Abholzen in mehr als doppeltem Werth der Kaufsumme."

„Ob der Eigenthümer ein Idiot ist?" nein, Gott bewahre, das ist ist er gewiß nicht.

„Warum er da nicht lieber die Hälfte seines Waldes verkauft und sein Gut behält, das er dann umsonst hat?"

Ja, da liegt der Haken! So viele Köpfe, so viele Sinne. Der Mann hat das Gut „von seinem Vater ererbt; beide Herren haben immer den Wald geschont, und es würde den alten Herrn betrüben, ihn verwüsten zu müssen. Wenn er einen reellen Käufer finden kann, will er am liebsten das Ganze los sein. Hätte nie das Gut verkauft, wenn nicht der plötzliche Tod eines geliebten Sohnes . . . traurige Erinnerungen . . . Ach, mein Gott, wir sind alle schwache Menschen . . ."

Ihr müßtet Herrn Josephus hören und sehen, wenn er einem Spekulanten die Freuden des geselligen Lebens in der Gegend schildert, wo das zu verkaufende Gut liegt. „Prächtige Nachbarn, lebensfrische Menschen . . . gemüthlicher Ton, frisch, froh, lebenslustig" . . . (Sieht eine Ecke des »Stadtmissionars« aus der Ueberrocktasche des Spekulanten hervorstecken) „Ja . . . Hm . . . das heißt, so war es in der Gemeinde, aber dann ließ der Herr aus dem Munde eines jungen Pfarradjuncten einen kräftigen Gnadenwind wehen, und nun . . ."

Das Leben der Riesenschlange hat zwei Phasen: wenn sie auf ihre Mahlzeit spekulirt und wenn sie dieselbe verdaut; das des Herrn Janzohn nur eine: wenn er auf Raub lauert.

* * *

Im Personenzuge, der sich Svälta's Station nähert, sitzt der frühere Student Petterquist, das Dasein Gottes bezweifelnd, das Universum verfluchend und die Menschheit verachtend.

Unter den Wissenschaften hat er sich vorzüglich mit practischer Mathematik beschäftigt: „Neun von Null geht nicht, borge ich einen." Und borgen that er, so lange er das sehr relative Maß von Kredit genoß, welches einem in höheren Semestern stehenden Studenten gewährt wird während er noch einen guten Rock und heile Stiefel besitzt. Dann bettelte er. Würde vielleicht auch gestohlen haben, wenn es nicht so umständlich gewesen wäre. Dank seiner Faulheit war er noch ein ehrlicher Mann.

Der Zug hielt, und auf dem Perron stand Herr Josephus Janzohn, Herrn Petterquist von früher von einem Punschabend her bekannt. Dies gab Veranlassung zum Anpumpen um eine kleine Reiseunterstützung. Herr Petterquist war auf dem Wege zu seiner Vaterstadt. Bislang hatten die Almosen seiner Mitreisenden ihn in den Stand gesetzt, die Eisenbahn zu benutzen; wo sie aufhörte, mußte der Fußgängersport beginnen.

Der Herr Agent hatte nie etwas für nichts und wieder nichts fortgegeben, aber jetzt fuhr ein schneller Gedanke durch seine Hirnmolekülе.

„Können Sie sich für einige Tage frei machen?"

„Nun ja; ich glaube nicht, daß die Welt untergeht, wenn ich ein wenig Ferien mache. Um was handelt es sich?"

Ja, das bekam er draußen auf dem Perron nicht zu hören; das sollte im Vertrauen im Comptoir ausgemacht werden. — — —

Einige Tage später reiste Herr Josephus mit der Eisenbahn in Gesellschaft eines feingekleideten Herrn von respectablem Aeußern und sympathischem Gesicht, das aussah, als wäre es höchstens 35 Jahre in Gebrauch. Dieser Herr war der frühere Student Petterquist.

* * *

Auf der Veranda von Torgargina saß Patron Hohnsson mit Frau und drei blühenden Töchtern und seufzte und wartete, ob nicht der freundliche Agent mit dem auf Treu und Glauben verheißenen „reellen" Spekulanten auf das Gut kommen wollte. Bekam er einigermaßen gut bezahlt, so konnten noch einige Tausend Kronen übrig bleiben, wo nicht, so mußte er Bankerott machen, wie alle seine Vorgänger auf dem Platze, denn Torgargina war eins dieser ausgezeichneten Landgüter, die niemals etwas Anderes abwerfen, als den Eigenthümer, nachdem er einige Jahre im Sattel gesessen.

Nun, da kam der Agent und Herr Petterquist, der als ein sehr reeller Spekulant auf das Gut vorgestellt wurde.

Herr Petterquist war ein wenig verlegen bei all den ausgesuchten Artigkeiten, welche einem „reellen" Spekulanten gewöhnlich erwiesen werden von Seiten eines armen Gutsbesitzers, der in ihm seine einzige Rettung erblickt; aber er sah bescheiden, gutmüthig und vor allen Dingen solide aus, wie er im neuen Ueberrock einherging und die Wirthschaftsgebäude inspicirte.

Und die Familie auf Torgargina hätte Herrn Josephus fast in Stücke gerissen, um recht viel über den interessanten jungen Mann zu erfahren. „Ob er auch ganz solide ist?" wollte der Patron wissen. „Ja, freilich; er bezahlt ja 15,000 Kronen baar beim Antritt, und der Rest steht ja auf Hypotheken."

Digitized by Google

„Ob er einer von den Uddavalla Petterquisten ist?“ fragte Mama, der viel daran gelegen zu sein schien, daß ihr neuer Bekannter „aus guter Familie“ stammte. „Ja gewiß, und ein Verwandter sogar vom Consul Petterquist selbst in Uddavalla.“ Ob er verlobt sei? interessirte das älteste Fräulein zu erfahren. Verlobt? Nein. Er hatte Herrn Josephus soeben auf der Reise erzählt, daß ihm vor vierzehn Tagen seine Braut gestorben.

Und Herr Petterquist nahm die Familie mit Sturm, ehe der Abend hereinbrach. Er kaufte das Besitzthum von Papa und handelte nur 2000 Kronen von dem verlangten sehr hohen Preise ab, und er ließ Mama verstehen, wenn es der Familie schwer würde, bis zum 14. März auszuziehen, so könnten sie den Sommer über wohnen bleiben, und er wolle sich bei ihnen in Pension geben. Er sprach mit den Mädchen zart und rührend von der Trübseligkeit des Junggesellenlebens und er spielte mit dem kleinen Bruder eine halbe Stunde auf dem Gutshofe Crocket.

Der benachbarte Bauer, welcher bei Ausfertigung des Kaufcontractes als Zeuge zugezogen war, fragte freilich, ob der Käufer keine Sicherheit für Zahlung stellen sollte, wurde aber von der Frage des Agenten unterbrochen, wozu das nöthig sei, da er ja am Tage des Antritts alles bezahle, was nicht auf das Gut eingetragen sei.

Bevor die Herren abreisten, acceptirte der überglückliche Verkäufer einen vom Agenten gezogenen Wechsel auf 1500 Kronen. Das war Herrn Janzohn's Provision, deren Auszahlung ja nichts im Wege stand, da der Handel rechtsgültig abgeschlossen war.

Den Mädchen standen die Thränen in den Augen, als Herr Petterquist bei der Abreise mit der Peitsche auf einen kleinen Hügel neben dem Hause deutete und sagte:

„Dort werde ich einen kleinen Tempel in gothischem Stil bauen. — Einen Tempel der Liebe,“ fügte er mit gedämpfter Stimme zu Fräulein Julia gewandt hinzu. — — —

Je mehr sich der Zug dem Bahnhof von Svälta näherte, desto weniger ehrerbietig wurde das Benehmen des Agenten gegen den Käufer, und als sie in's Comptoir gelangt waren, äußerte er in kurzem Geschäftston:

„Frei Station und fünfzig Oere pro Tag war ja wohl unser Uebereinkommen. Hier sind 4,50 und noch eine Kleinigkeit überher zum Nachtlogis.“

„Halt, mein Herr; so haben wir nicht gewettet. Wenn Sie Ihre baaren Tausend bei dem Handel verdienen, so kann ich wohl noch lumpige fünf Kronen überdies verlangen, und Sie könnten mir dazu meine Spekulantenkleider lassen.“

„Meinetwegen“, lachte der Agent, denn er besaß ein wenig Herz für seine Mitmenschen, wenn sie volle sechs Fuß hoch und im Besitz von zwei tüchtigen Fäusten waren.

* * *

Brief des vormaligen Studenten Petterquist an Herrn Patron Olof Johnsson auf Torgargina:

Trossa, denn 29. März 188*.

Bester Herr Patron!

Nach vielen Irrfahrten und mehrmals retournirt hat Ihr geehrtes Schreiben mich zuletzt am Ende der Welt aufgefunden, und ich danke Ihnen herzlich für dasselbe, da es mich an einige der glücklichsten Stunden erinnerte, die ich in den letzten Jahren zugebracht.

Sie fragen, warum ich nicht zu bestimmter Zeit, am 14. d. M. mein Eigenthum angetreten habe? Bester Herr Johnsson, seien Sie überzeugt, daß niemand so sehr wie ich die Freuden des Landlebens zu schätzen weiß; an der Seite einer geliebten Gattin würde ich als Herr auf Torgargina alle anderen Zukunftspläne haben fahren lassen. Aber leider habe ich von den 15,000 Kronen, welche beim Antritt erlegt werden sollten, noch nicht mehr zusammenscharren können, als 50 Oere, welche ich gestern Abend von freundlichen Menschen erhielt. Im Uebrigen hatte ich mit größter Sicherheit auf eine größere ausländische Erbschaft von meinem schwindsüchtigen Vetter Kalle Pettersson gerechnet, welcher mir im vorigen Frühling, als wir zusammen unter einer Tanne im Solnawalde logirten, sagte, daß er nach Amerika gehen und dort ein Vermögen erwerben wollte, da ihn daheim die Polizei doch niemals in Frieden ließe. Jetzt erfahre ich jedoch zu meinem Schrecken, daß Kalle nicht allein noch lebt, sondern auch gänzlich versäumt hat, sich nach Amerika zu begeben. So ist es denn ganz unnütz, an unser kleines Geschäft zu denken, sofern Sie noch auf der Form des „Kaufes“ bestehen und nicht die Zahlungsbestimmungen ein wenig zu meinen Gunsten ändern wollen.

Sollten Sie hingegen geneigt sein, mir das Gut in Pacht zu lassen und mir einige Jahre Credit auf das Inventar zu geben, so stehe ich jederzeit zu Diensten.

Um nochmaligen herzlichen Dank und hochachtungsvollen Gruß an Ihre Damen bittet

Ihr ergebenster Emanuel Petterquist.

P. P. Ich bin durch Nachdenken zu dem Resultat gelangt, daß gothischer Stil zu dem Tempel auf dem Hügel nicht passen würde; lassen Sie ihn lieber in Renaissance aufführen. D. O.

Als dieser Brief in dem stillen Wohnzimmer auf Torgargina vorgelesen wurde, bekam Mama Convulsionen, die beiden jüngsten Töchter sahen verschüchtert aus, Fräulein Julia zerdrückte eine große Thräne zwischen den Lidern, und Papa that Gott und sich selbst das heilige Gelübde, niemals wieder einen Agenten zuzulassen.

Dasselbe sollte jeder Grundbesitzer unter meinen Lesern thun.

Aus der Hauptstadt.

An Deutschlands Rekrutenmütter!

Ich lebte so über die Maßen glücklich, glücklicher jedenfalls, als ein Berliner außerhalb der Reichshauptstadt anständiger Weise eigentlich leben darf; ich arbeitete wie ein Actienbank-Director — auf dem Sopha hingestreckt, that ich den ganzen lieben Tag lang absolut nichts. Keine Majestät der fünf Welttheile, Serbien einbegriffen, vermochte sich mir, was Herrschermilde und Leutseligkeit anbetrifft, zu vergleichen; denn während sie doch immer nur an einigen Stunden des Tages, in der vorschriftmäßigen Regierungzeit, allerlei Orden, Hofrathtitel, Standeserhöhungen und andere kleidsame Livréen gnädigst zu verleihen geruht, konnte ich mich Abends rühmen, den ganzen Tag über gnädigst geruht zu haben. Indem ich nun mein Loos mit dem der Erdengewaltigen verglich und dabei die trostreiche Entdeckung machte, daß es mir bis auf die knappere Civilliste doch recht bedeutend besser ging als ihnen, nistete sich langsam ein früher nie gekanntes Hochgefühl in meinem Busen ein, und . . . ja, schon um der Ehre Willen, nunmehr von der triumphirenden „Freisinnigen Zeitung“ definitiv in die Liste ihrer politischen Geisteskranken aufgenommen zu werden, will ich's sagen . . . und etwas wie Größenwahn überschlich mich. „Wie“, sagte ich mir, „Du liegst nach einem recht comfortablen Mittagbrot anmuthig auf dem Canapée ausgebreitet, siehst gedankenlos wie ein Unterstaatssecretär durch das offene Fenster in all die Buchenherrlichkeit, in das wehende Sonnenlicht, in die entschieden sozialistisch angehauchten Blumenbeete, beobachtest eine Blüthenpracht, die üppiger noch als seiner Zeit der famose Herr Pickenbach wuchert — und Du hast jemals den Caprivi um seine 56,000 Mark jährlich, mit Pensionsberechtigung, beneiden können? Darfst Du nicht pharisäisch an Deine Brust schlagen und Gott danken, daß Du nicht bist wie dieser, keines Menschen Sommerfreude aufgelöst hast, von keinem Berliner Bankcomité politisch unterstützt wirst und kein Preßbureau besoldest, dessen Geistesdürre auch mit der momentan herrschenden großen Hitze kaum entschuldigt werden kann?“ Unter solchen gotteslästerlichen Reden entging es mir zunächst, daß mein schlichtes Gartenzimmer sich plötzlich in einen hochgewölbten, glänzenden Raum verwandelt hatte, darin außer einem wenig gebrauchten Papierkorb keinerlei Möbel vorhanden waren, die irgend welchen Schluß auf besonders angestrengte schriftstellerische Thätigkeit ihres Besitzers zuließen.

„Sie entschuldigen, Herr Doctor,“ wandte ich mich nach dem ersten Erstaunen an einen neben mir stehenden Gentleman, den ich seiner Lakaientracht wegen für einen bevorzugten Mitarbeiter der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ hielt, „es thut mir riesig leid, aber ich bin ganz ohne meine Schuld in diese fremde Umgebung gekommen — ich will nicht länger stören —“

„Excellenz scherzen geistreichst,“ erwiderte der Lakai. „Sie befinden sich ja in Ihrem eigenen Arbeitszimmer, Herr Reichstagswahl-Minister.“

„Aber das ist ja so ein Unsinn, wie ihn Lubliner nicht ärger erdichten kann!“ rief ich wüthend und erhob mich von meiner Bärenhaut. „Ich muß Sie bitten, keine unpassenden Scherze mit mir zu treiben. Sie sind nicht Alexander Meyer, und ich bin kein Reichstag. Auch bekümmere ich mich den Kuckuk um die Reichstagswahl. Ich —“

„Schon recht,“ unterbrach mich der Betreßte. „Das verlangt ja auch kein Mensch. Die anderen Herren Minister bekümmern sich zumeist auch nicht um ihre Ressorts. Sie sind nun 'mal zum Reichstagswahl-Minister ernannt, Sie haben wie Caprivi der Subordination wegen angenommen, und damit basta.“

„Aber um Alles in der Welt,“ jammerte ich, „das kann ja gar nicht sein. Mein Name ist Caliban, ich muß heute noch für die »Gegenwart« schreiben —“

„Eugen Richter hat also doch Recht!“ murmelte der Diener tief erschüttert in seinen Bart. „Wenn Sie so etwas behaupten, dann sind Sie irre!“ Und er hielt mir die letzte Mitternacht-Ausgabe der „Freisinnigen“ entgegen, worin die Behauptung aufgestellt und erwiesen wurde, daß der neue Reichstagswahl-Minister mit einem anno 1758 aus der Kaltwasser-Heilanstalt zu ** in Klein-Asien entsprungenen Unglücklichen identisch

Digitized by Google

wäre. Ganz ungezwungen erklärten sich alle seine bisherigen Reden, Verordnungen und Handlungen aus dieser tieftraurigen Thatsache. So großes, menschliches Mitleid mit dem armen Narren und seiner schwergeprüften Familie auch jeder Anhänger der F.VP. (Freisinnigen Volkspartei) empfinden müsse, so bedauerlich sei es andererseits und so grelle Streiflichter werfe es auf den Stumpfsinn der F. Vg. (Freisinnigen Vereinigung), daß ihre Presse noch keine einzige Injurienklage von diesem Auch-Minister zugestellt erhalten hätte.

Ich erschrak, denn ich hatte schon von den zartesten Kindesbeinen an vor Eugen's Zorn schaudern gelernt und mußte befürchten, von ihm auch noch als Morphinist, Opiumraucher und Gewohnheitiäufer entlarvt, dann aber aus meinem Scatclub ausgestoßen zu werden. Demzufolge beschloß ich, dem Lakaien meinen Geisteszustand zu verbergen, warf mich in die Brust und sagte:

„Gewiß, gewiß, natürlich — nun erinnere ich mich auch wieder — ich habe gestern Rubinstein's „Kinder der Haide" gehört — mir ist noch ganz dumm und confus davon im Kopf. Aber das bleibt unter uns, verstehen Sie? Hier haben Sie einen Orden für sich, und den anderen nehmen Sie Ihrem Jüngsten mit. Sollen auch Commissionsrath werden! — — Fünf Groschen wären Ihnen lieber? Das will ich gern glauben, aber ich bin jetzt Minister und muß mich einschränken. — Wenn Jemand im Wartezimmer sitzt, herein damit!"

Mein Excellenzfrack saß mir wie angegossen, ich fühlte es mit freudigem Stolz und gewann der Rolle schon einigen Geschmack ab. Und als gleich darauf ein untersetzter Elegant in's Zimmer trat, der auf den Namen Gröning hörte und nächstens zu Caprivi's Wirkl. Geh.-Rath ernannt werden sollte, ging ich ihm würdevoll zwei Schritte entgegen, klopfte ihm auf die Schulter und meinte:

„Sie sehen heute ganz vorzüglich aus! Gut geschlafen, was?"

„O ja — ich komme von einer dreistündigen Unterhaltung mit dem Herrn Reichskanzler und Herrn von Bötticher. Excellenz sollten wirklich suchen, mit diesen beiden hervorragenden Männern intimer bekannt zu werden; ist doch ihren Namen ewiger Ruhm und ewige Dauer sicher.

„Wenn schon nicht ihren Namen — denn Einer von ihnen ist Junggesell — so doch ihrem Reden", pflichtete ich begeistert bei. „Diese Reden scheinen mir schon jetzt jedes Mal, wenn ich sie anhören muß, von ewiger Dauer. Was führt Sie übrigens zu mir? Bitte rasch, denn ich muß heute Nachmittag noch für die „Gegenwart" schreiben."

„Eugen Richter scheint wieder Recht zu haben", bemerkte Gröning schaudernd ad spectatores. „Ich komme", fuhr er mit erhobener Stimme fort, „Eurer Excellenz ein paar neue Vorschläge zu machen, die vielleicht auf den Ausgang der Reichstagswahlen —"

„Man zu", stöhnte ich gebrochen auf.

„In der Hauptsache gilt es, die Spaltung des Freisinns weiter zu betreiben und ihn so lange zu spalten, bis Eugen ganz allein steht, einen Oberbürgermeisterposten im Kamerun'schen annimmt oder unter die Klassiker geht", flüsterte Gröning. „Da hab' ich ein paar famose Ideen, ohne Uebertreibung. So erlaubt' ich mir gestern, Herrn Baumbach, der ja sehr für ein bischen Französisch ist, den kleinen Plötz zu dediciren, behufs gründlicher Repetition der regelmäßigen Verba, und ich hoffe, dies wird ihn versöhnlicher stimmen; über Knörcke, dies Naturtalent, schreib' ich eine ästhetische Broschüre: „Confucius, Goethe und Knörcke, oder die Entwickelung der Menschheit"; Hermes kriegt Doré's Prachtbibel, mit dem hübsch illustrirten Märchen von Christus, und Pachnicke soll einen Marmor-Sockel empfangen, der in Mecklenburg-Schwerin irgendwo hingestellt wird und auf dem er jeden Tag, Mittags zwischen elf und eins, Platz nehmen muß, durchreisenden Fremden zur Seelenspeise. Zum wirklichen Denkmal langt's Geld nämlich nicht, aber Pachnicke wird es zu würdigen wissen, daß wir ihn wenigstens in dieser Weise vor Bismarck verewigen. Solchermaßen hoffen wir ihn ganz zu isoliren, den streit- und schimpflustigen linken Flügel der freisinnigen Volkspartei —"

„Sie meinen den linken Flegel der freisinnigen Volkspartei —"

„Bitte, Excellenz, keine Personennamen! — Noch ist aber mein Programm nicht erschöpft. Zweifellos erinnern Sie sich aus dem Anfang dieser langjährigen Wahlbewegung, daß ein Comité von Berliner Bankiers für die Militärvorlage eintrat, und in selbstlosester Weise andere Leute aufforderte, das nöthige Geld dafür herzugeben und mit ihren Mitteln den Zweck zu heiligen. Die Regierung bedauerte aufrichtig den Mißerfolg dieses Schrittes, denn wenn sich schon achtzehn erwachsene Leute todesmuthig blamiren, sollen sie doch später auch wissen, wofür; und wir leben der festen Ueberzeugung, ganz Deutschland wird einst, wenn er nicht mehr ist, von Herzen bedauern, seinen Rothschild so ausgelacht zu haben."

„Man erkennt immer zu spät, wieviel man an seinem Bankier verloren hat," bemerkte ich feierlich.

Gröning nickte. „Ich will nicht, gerade wie die neuerdings bei uns Offiziösen beliebt gewordene ausländische Presse, will nicht wie das vormalige Organ der befreundeten englischen Regierung behaupten, daß die Deutschen das feigste und niederträchtigst Volk der Welt seien, obwohl ihre feige Furcht vor 60 Millionen jährlichen Mehrausgaben und die Niedertracht, womit sie noch immer den Dilettanten Bismarck über das Stout Porter-Genie Gladstone stellen, einen solchen Vorwurf hinreichend substantiiren würde, aber das börsenfeindlichste Volk der Welt muß ich uns nennen, so leid es mir thut. Nun habe ich überlegt, ob man denn bei uns barbarisch und ungalant genug denke, das, was Wirkl. Geh. Commerzienräthen hartherzig verweigert worden sei, auch Wirkl. Geh. Commerzienräthinnen und ihren mehr oder minder unschuldigen Töchtern abzuschlagen. Den rührenden Bitten holdester Weiblichkeit, die sich dazu durch rundliche Körperformen vorteilhaft von glatzköpfigen und spitzbäuchigen Comptoiraristokraten auszeichnet .... Aber was ist Ihnen denn? Sie schlafen ja ein?"

„Ich thu' nur so," entgegnete ich erschreckt. „Es ist das eine Finte von mir, die ich dem vergangenen Reichstag abgesehen habe."

„Wie rasch Sie alle Gewohnheiten eines Ministers angenommen haben, Excellenz!" rief Herr Gröning bewundernd aus. „Ich bin überzeugt, Sie bringen's weiter als Miquel! — Was mir nun das Originellste, ich darf wohl in aller Bescheidenheit sagen, das Geistreichste an meinem Plane scheint, das ist der Umstand, daß besagter Aufruf sich nicht an die rohen Massen männlichen Geschlechtes, sondern an die zarter empfindenden Frauen, an die Rekrutenmütter wenden soll. Auch hier sind Jungfrauen nicht ausgeschlossen. Wenn Ew. Excellenz mir nur noch einige Minuten schenken und wenn Sie vielleicht inzwischen das Taschentuch vom Munde wegnehmen wollten —"

Ich nickte huldreichst Gewährung, wie mir überhaupt das Einnicken diesem begabten Manne gegenüber kinderleicht wurde.

„Für den Aufruf sind, wie ich ohne Uebertreibung behaupten darf, die »angesehensten« Damen bereits gewonnen," setzte Gröning seinen Vortrag fort, „sie pflegen nämlich alle auf Bällen und bei Diners besonders tief ausgeschnitten zu erscheinen, um dadurch die sozialistische Lüge zu entkräften, wonach das Fleisch mit jedem Jahre seltener wird und sich den Blicken des Volkes immer mehr entzieht. Die Namen der unterzeichneten Ehefrauen sind in weitesten Kreisen bekannt; ich nenne ihnen nur einige: Mayer, Isaacsohn, Lehmann und noch 'mal Meyer, diesmal aber mit »e«. Hören Sie nun in Kürze der Wortlaut des Aufrufes:

„Mitbürgerinnen! Rekrutenmütter!

Die unterzeichneten Mitglieder der Berliner Bank- und Handelskreise sind auf ihrem letzten Kaffeeklatsch nach reiflicher Erwägung zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Verstärkung von Deutschlands Wehrmacht eine gebieterische, wirthschaftliche Nothwendigkeit geworden ist, welche [folgt erster Relativsatz], welche [folgt zweiter, eingeschachtelter Relativsatz], welche [kann in beliebig plumper Weise fortgesetzt werden]. Wir haben im Laufe dieses Jahres mehrere Töchter zu verheirathen, deren Mitgift im Kriegsfall vergrößert werden müßte, sind doch die jungen Leute schon in Friedenszeiten kaum noch zur Verlobung zu bewegen; wir fürchten ferner, daß unsere Männer aus den Wetterwolken am politischen Horizont Anlaß nehmen möchten, uns etwas vom Wirtschaftsgelde abzuknapsen; an Gründen dafür fehlt's den Drückebergern ja nie.

Wir sind deshalb entschlossen, voll und ganz diejenigen liberalen Parteien zu unterstützen, welche zielbewußt für eine Vermehrung der Lieutenantsstellen und damit für die Erleichterung standesgemäßer Heirathen eintreten; indessen bemerken wir schon an dieser Stelle, daß uns reelle

Digitized by Google

Anträge und Bewerber aus allen Fraktionen genehm sind, mit alleiniger Ausnahme jener Antisemiten und Sozialisten, die über weniger als 40,000 Mark Rente verfügen.

Sehr im Gegensatz zu unsern Eheherren (vergleiche den Aufruf männlicher Mitglieder der Berliner Bank-, Börsen- und Handelskreise), sind wir entschlossen, nicht nur Beiträge aller Art von Anderen anzunehmen, sondern auch selbst unser Bestes zu thun; es werden also in nächster Woche mehrere Gartenfeste, Diners, Bälle, Bazare und Ausverkäufe abgelegter Kleider zu Gunsten der Militärvorlage abgehalten werden; ferner hat sich eine töchterreiche, leider durch die tactlose Zudringlichkeit der Depotgläubiger völlig verarmte Bankierswittwe entschlossen, ihre beiden ältesten Kinder öffentlich auskegeln zu lassen, bezw. an den Bewerber zu verheirathen, der die neue lex Huene am feurigsten zu vertheidigen weiß.

(Hier die Unterschriften.)"

„Eine schöne Proclamation," konnte ich mich nicht enthalten auszurufen. In diesem Augenblick sah ich am Fenster zwei ältliche Damen vorübergehen, denen die mehrfache Rekrutenmutterschaft auf den Gesichtern geschrieben stand. Trotz meiner amtlichen Stellung blitzte ein guter Gedanke in mir auf und mit einem Sprunge war ich, aller ministeriellen Würde vergessend, bei ihnen draußen. Herr Gröning folgte mir auf dem Fuße.

„Patriotinnen," schrie ich ihnen entgegen, „Ihr, die uns ein Gott in den Weg gesandt, sollt zwischen mir und Eugen Richter sein. Gröning, lesen Sie ihnen Ihren Aufruf der vereinigten Commerzienräthinnen Berlins vor, geben Sie ihnen auch das Flugblatt des offiziösen Preßbureaus zu kosten, darin die Reden Caprivi's auszugsweise so schön gedruckt sind, daß man das Fehlende absolut nicht vermißt und das Vorhandene nicht versteht."

Die beiden Damen lauschten dem Vortrage Gröning's gespannt. Sie konnten es ruhigen Herzens thun, denn die eine war mit dem Bacillus B (Hoffmann), der Flacherie oder Schlafsucht hervorbringt, schon in frühester Kindheit erfolgreich geimpft worden; die Andere aber versah Nachtwachdienste in einem städtischen Krankenhause und brauchte deshalb nicht bei Tage zu schlafen.

„Wie finden Sie das Flugblatt?" fragte Herr Gröning. „Und wie wirkt der Aufruf auf edle Weiberseelen?"

„Von dem Flugblatt können Sie mir dreitausend ablassen," sagte die Aeltere wohlwollend; „ich bin 'ne Schlächterfrau, und das bedruckte Papier wird ja billiger sein als reines weißes; der Wurst aber ist es Wurst, worin man sie wickelt. Was jedoch den Aufruf anbelangt —"

„Schäbig nenn' ich ihn," fiel die Nachtwächterin ein. „Denn entweder, wenn ich mich mausig machen will, spendir' ich selbst das nöthige Geld, oder aber ich halt' den Mund. Beiträge geben ist seliger denn welche entgegennehmen. Und unter den Männern findet sich vielleicht ein Dummer, der auf so 'was 'reinfällt; wir Weiber sind zu helle dazu."

Herr Gröning schien die wenig rentable Absicht zu hegen, zur Salzsäule zu erstarren, trotzdem die Erzeugung dieses nützlichen Gewürzes streng Staats-Monopol ist; ich selbst schnitt eine Grimasse, wie weiland das preußische Staatsministerium, als ihm die Zurückziehung der Schulgesetz-Vorlage gemeldet wurde. Nur verfuhr ich consequenter und reichte unverzüglich meine Demission ein.

Ehe aber noch das abschlägige „Niemals!" eingetroffen war, stand schon der Kaffee auf dem Tisch, hatte mich schon das Fräulein in der rothen Blouse, von dem ich meinen sommerlichen Lesern allbereits gemeldet habe, vom Schlaf erweckt.

Und wir tranken auf das Wohl der militärfrommen liberalen Parteien, die mit Sr. Erlaucht dem Herrn Grafen Caprivi kein Huenchen zu pflücken haben und die ihre glorreiche Niederlage bei der kommenden Wahl allein dem Opfermuthe der Bankiers und Bankiéren aus Berlin W. verdanken werden . . .

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Falstaff", Commedia lyrica von Verdi, Text von Arrigo Boito. Aufgeführt im Königl. Opernhause von den Mitgliedern des Mailänder Scala-Theaters.*)

Den allgemeinen Betrachtungen über die komische Oper überhaupt muß der Ausdruck zweifacher Bewunderung für Verdi vorausgehen: für die geistige und körperliche Frische des Achtzigjährigen, der ein solches Werk ausführte, und für die vielen großen Schönheiten, und geistvollen, feinen Einzelzüge, die er in dem Werke geschaffen hat. Von diesen wird noch die Rede sein, jetzt wollen wir der komischen Oper und ihrer Entwickelung einige Worte widmen.

Das Schicksal der komischen Oper ist fast ein tragisches zu nennen. Denn die Gattung Text und Musik, welche den Begriff „komische Oper" kennzeichnend darstellte, existirt nicht mehr, kann nicht mehr existiren, wie wir gleich beweisen werden; alle die Versuche neuer Formen, die Mischungen alter Ueberlieferung mit neuen Zuthaten haben zu keinem günstigen, allgemeingültigen, dauernden Resultate geführt; sie haben viel Geistreiches, Interessantes, auch künstlerisch Bedeutendes zu Tage gefördert, aber keine echte komische Oper, die sowohl den Kenner wie den Laien in gleichem Maße befriedigt. Von allen im neunzehnten Jahrhundert componirten komischen Opern sind nur Rossini's „Barbier" und Nicolai's „Lustige Weiber", dauernd auf den Bühnen geblieben; aus dem verflossenen Jahrhundert strahlt noch Mozart's Wunderwerk „Figaro's Hochzeit" für alle Zeiten. Alle anderen bedeutenden Erfolge gehören der französischen Conversations-Oper und zuletzt der Operette, deren Emporkommen am besten den Verfall der wahren Komik kennzeichnete.

Denn die Ursache der Wirkung des wahrhaft Komischen liegt nicht im Verhöhnen des Sittlichen oder Anständigen, im geschickten Handhaben des Schlüpfrigen, Zweideutigen, Lüsternen, das der übergroßen Mehrzahl der Operetten**) den Hauptreiz verleiht, sondern einerseits in dem lustigen Vergnügen am Spaß, am liebenswürdigen Lachen über Irrthümer und Verkehrtheiten, das der romanischen Rasse, ganz besonders den Italienern so gut stand, andererseits in der Darstellung der Gegensätze im gleichartig Scheinenden, der Aehnlichkeiten im äußerlich Gegensätzlichen, im Schaffen humoristischer Gestalten, das den Dichtern germanischen Stammes am besten gelang. Solche humoristische Gestalten belebten auch das gute, alte, deutsche, heute allerdings ungenießbare Singspiel***), sie walteten noch in den von wahrem poetischen Geiste erfüllten Zauberpossen Raimund's („Die gefesselte Phantasie", „Diamant des Geisterkönigs", „Bauer als Millionär", „Verschwender") und in den ersten Anfängen Nestroy's (z. B. im „Lumpaci vagabundus"). Der alte Wenzel Müller schrieb damals seine gemüthlichen Melodien zu den meisten dieser Stücke, das Lied des Jugendgenius im „Bauer als Millionär"

„Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergeh'n"

war einst auf allen Straßen und in vielen Salons von Wien zu hören. Die Musik zum „Verschwender" hat Conradin Kreuzer geschrieben.

Zwischen den beiden eben beschriebenen Urelementen wahrhafter Komik erscheinen die französischen Conversationsopern des verflossenen und des ersten Drittels unseres Jahrhunderts als ein Mittelding mit angenehmer Mischung von Lustigkeit und graziöser Empfindsamkeit. Monsigny, Gretry, D'Alayrac, Isouard sind Hauptvertreter dieser „Opéra comique"; auch Auber's frühere Werke („Maurer und Schlosser") und besonders Boieldieu's „Weiße Dame" und „Johann von Paris" sind Muster der Gattung; man kann sie als den in Musik gesetzten Gesprächston der guten Gesellschaft bezeichnen. Aber schon gegen Ende der dreißiger Jahre zeigten sich in dieser Gesellschaft die bedenklichen Aenderungen, den heiter-empfindsamen Opern folgten die pikant-schlüpfrigen („Schwarzer Domino", „Krondiamanten", „Postillon", „Glöckchen" ꝛc.); und unter dem Kaiserreiche entsprachen die Offenbach'schen Operetten und zuletzt die Chansons der Theresa den gesellschaftlichen Zuständen am besten; hat doch die kunstbegeisterte Fürstin Metternich „Theresa's" „rien n'est sacré pour un sapeur" in den Tuillerien gesungen!

Die Romanische Lust am Spaße und am graziös-leichtfertigen, die in Serva padrona, Matrimonio segreto, Nozze die figaro, barbiere, in den oben angedeuteten französischen Opern selbst noch der späteren Periode vorherrschte, sie ist verschwunden; zuchtlose Ausgelassenheit, trunkene Schwelgersucht waren die Grundlagen der neueren Texte („Schöne Helene", „Pariser Leben", „Girofle", „Mamselle Nitouche u. s. w.). Ebenso wenig ist in den deutschen Operetten irgend etwas von der ehemaligen humoristischen Richtung der Zauberposse zu finden. Der einst so überreiche Born des Humors, der aus dem Volksleben hervorquoll, ist versiegt, dieses

*) Herr Professor Heinrich Ehrlich hat die Besprechung des „Falstaff" für uns ganz ausnahmsweise übernommen, um damit einige Bemerkungen über die komische Oper überhaupt zu verbinden und mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er sich absolut nicht mehr mit ständiger Tageskritik befassen will. Die Red.

**) Auch der französischen Lustspiele, welche den Hauptstock für das Repertoire der deutschen Unterhaltungsbühnen bilden. Siehe die Berliner Theaterzettel.

***) Der Verfasser hat in früheren Zeiten für Dittersdorf's „Doctor und Apotheker" geschwärmt, und bei öfteren Gelegenheiten die Aufführung empfohlen. Als sein Wunsch erfüllt ward, das Singspiel erst bruchstückweise in der Friedrich-Wilhelmstadt, dann ganz vollständig im Königl. Opernhause zur Aufführung kam, da sah er ein, daß jetzige Sänger, Raumverhältnisse und gesellschaftliche Gewohnheiten dieser Art von Bühnenmusik durchaus nicht anzupassen sind.

Digitized by Google

bietet nur mehr Anregung zu trüben Betrachtungen. So ist es denn leicht erklärlich, daß die Textdichter für deutsche Operetten ebenfalls alle möglichen prickelnden Reizmittel anwenden, um die Componisten anzuregen, und das Publikum anzulocken. Aber dieses Mittel will auch nicht mehr wirken. Die Besucher der Unterhaltungs-Theater verlangen immer neue, schärfer gewürzte Kost, wie sie nur die französischen Bühnenköche zubereiten. Ein geschickter Komödiendichter neuen Stils wird nun immer neue amüsante Unanständigkeiten, schlüpfrige Scenen, sehr bedenkliche Situationen erfinden können; aber neue, unanständige und doch gefällige Musik zu schreiben, ist eine schwierige Aufgabe. Die abgebrauchten Formen und abgestandenen „pikanten" Melodien ziehen gar nicht mehr, und neue Formen zu schaffen darf man den Componisten, die sich an solchen Texten begeistern doch nicht zumuthen. Aber um ganz gerecht zu sein, müssen wir hier betonen, daß auch das „gebildete" Publikum, das der Operette gegenüber sittsame Zurückhaltung beobachtet, für feinere komische Oper keine Empfänglichkeit besitzt. Dies beweist das fast tragische Schicksal der beiden besten komischen Opern, die seit dem „Barbiere di Seviglia" componirt worden sind: „Don Pasquale" von Donizetti und „Der Widerspänstigen Zähmung" von Götz. Beide sind Meisterwerke, das eine der italienischen, das andere der deutschen heitern Musik, beide sind als solche von den Kennern sofort anerkannt worden, beide enthalten viele Nummern, die bei der Aufführung immer den größten Beifall hervorrufen; und beide werden außerordentlich selten gegeben, weil sie keine Anziehungskraft ausüben, weil sie nicht „packen". *) Und auch die Mehrzahl des „gebildeten" Publikums will jetzt „gepackt" sein, durch Gewaltiges oder Ueberlustiges. Es ist hier auch zu bemerken, daß wahrhaft Tragisches (nicht empfindsam Trauriges) zu allen Zeiten wirksam bleibt, während daß selbst die echte Komik bei jeder Aenderung in den Zeitstimmungen und gesellschaftlichen Verhältnissen an Wirkung verliert. Die Lustspiele Molière's werden viel gepriesen, wenig gegeben. Beaumarchais „Mariage de figaro" ist nur mehr durch Mozart's himmlische Musik bekannt; wo sind die Komödien Kotzebue's? wo die reizenden, einst mit allgemeinem Entzücken aufgenommenen Lustspiele Bauernfeld's „Bekenntnisse", „Bürgerlich und Romantisch" u. s. w. Ja selbst Falstaff, dieser wahre Vertreter des old merry England erscheint im Schauspiel auf der Bühne nur im Heinrich IV. als Gegensatz zu den ernsthaften Gestalten; der Falstaff der „lustigen Weiber" ist immer nur eine Opernfigur. Shakespeare's Lustspiel ist im Königl. Schauspielhause vom Jahre 1825 bis 1827 vier Mal gegeben worden; aber Nicolai's Oper kam seit 1849 bis heute wenigstens 200 Mal zur Aufführung.

So viele Vorstellungen wird Verdi's „Falstaff" nicht erzielen, obwohl das Werk in künstlerischem Werthe jenes von Nicolai berghoch überragt. Der Text Rosenthal's ist vielleicht lustiger, packender als der Boito's, der ja bisher auch nur tragische Stoffe behandelt hat, Mephistopheles für seine eigene Oper, Gioconda für Ponchielli, Othello für Verdi. Auch ist Falstaff's Wesenheit der deutschen Komik näher stehend, als der italienischen. Dagegen sind Fenton und Anna von Boito ganz meisterhaft gezeichnet, ebenso auch Bardolph und Pistol.

Verdi's Musik wird in Einheitlichkeit des Stils, in vornehmer Haltung, in feiner Charakteristik, in künstlerisch vollendeter Instrumentation und Stimmführung überall als ein ganz ausgezeichnetes Werk anerkannt werden; einzelne Nummern wie das entzückende Frauenquartett im ersten Acte, das herrliche Duett Fenton's und Nanetta's, die Korbscene, der Monolog Falstaff's im zweiten Acte und manche andere werden auch überall unmittelbaren Erfolg finden; das letzte Finale, eine achtstimmige Fuge mit Chor, in der ein ungemein glücklich erfundenes, lustiges Thema mit großer Meisterschaft durchgeführt ist, wird wohl nur von dem aufmerksam zuhörenden Kenner gleich gewürdigt werden; es gibt aber ein herrliches Zeugniß für den hohen Ernst, mit dem der greise Meister seine Aufgabe erfaßt hat, wie er den momentanen Effect der künstlerischen Eingebung ganz unterordnet; und darum riefen wir aus vollem Herzen: Es lebe Verdi!

Die Aufführung war in Bezug auf die Solisten eine solche, daß man sich verwundert fragen mußte: Sind das die Künstler des ersten Operntheaters von Italien? In Bezug auf Zusammenwirken dagegen ließ sie nichts zu wünschen übrig; auch zeigte sich der italienische Dirigent Edoardo Mascheroni als ein durchwegs sicherer und feuriger Meister seines Faches. Der Erfolg war ein ehrenvoller, aber kein solcher, wie ihn der Unternehmer dieser Vorführungen für seine zukünftigen Einnahmen wünschen mochte.

Ein sonderbarer Zufall wollte, daß im Krolltheater am Tage vor „Falstaff" der „Barbier von Sevilla" und zwei Tage nach Falstaff „Die lustigen Weiber" gegeben wurden, beide Opern mit der unvergleichlichen Marcella Sembrich, die nie schöner, mit herrlicherer Stimme und vollendeterer Kunst gesungen hat, dabei ganz entzückend spielte, und das Publikum immerwährend begeisterte. Rossini's geniale komische Oper, die bedeutendste nach Mozart's himmlischer „Hochzeit", zeigte, wie eben ein Genie das Derbste künstlerisch zu gestalten vermag. Nicolai's Oper bewies, daß melodiöse Stillosigkeit, wenn sie nur den Sängern recht dankbare Parthien bringt, immer auf Erfolge rechnen kann. Unsere Verehrung und Bewunderung für „Falstaff" stieg noch höher nach der glänzenden Aufführung der „Lustigen Weiber" und wir rufen nochmals: Es lebe Verdi!

Heinrich Ehrlich.

*) Auch Cornelius' geistvoller „Barbier von Bagdad" findet mehr Hochachtung als Theatererfolge.

Die Berliner Kunstausstellung.

III.

Zwei Einladungen zu Ausstellungseröffnungen gingen mir in dieser Woche zu: am 6. Juni erschließt sich die „Freie Berliner Kunstausstellung" dem Besuch der Schaulustigen, am 10. Juli wird der „Verein bildender Künstler Münchens", die „Secession", ihr neues Heim zugänglich machen. In Düsseldorf, Weimar, Dresden haben sich die Jungen von den Alten getrennt. Der Riß in der deutschen Künstlerschaft ist tief und scheinbar nicht wieder zu flicken.

Ich sprach hierüber mit einem Kunsthistoriker von anerkanntem Namen. Er sagte mir sehr richtig: „Das Merkwürdige an der Lage ist, daß alle jene meiner Fachgenossen, welche ein ernstes Verhältniß zur älteren Kunst haben, alle, welche die alten Meister wirklich genau kennen, und nicht bloß sie anschwärmen, auf der Seite der modernen Künstler stehen. Sehen Sie auf Bodo Lippmann in Berlin, Woermann, Lehrs und Seydlitz in Dresden, Fiedler, Mayer, Beyersdorfer, Muther in München — Sie werden überall die wissenschaftliche Intelligenz dort finden, wo sie das Fortschreiten bemerkt. Diese Männer wissen eben, daß die Helllichtmalerei eine so großartige Entdeckung im Gebiet der Malerei ist, wie sie seit dem 15. Jahrhundert, seit der Entdeckung der Perspective nicht gemacht wurde. Es ist aber allen Jenen, welche von diesem Fund sich nicht berühren lassen, unmöglich, zu erkennen, daß Andere sie plötzlich mit Recht so mächtig überflügeln. Das Alte wehrt sich seiner Haut, das Neue überbietet sich im Ausbilden des jungen Wissens bis an seine letzten Grenzen! Stärkere Verkürzungen, als die Italiener des 15. Jahrhunderts oft noch mit geringem Geschick ausführten, sind in späterer Zeit auch nicht wieder gemacht worden!"

Und doch sind die Maler jener Zeit uns nicht bloß kunsthistorisch lieb und werth. Auf Melozzo da Forli, Bramantino oder Borgognone und ihre Kunstgenossen wird sich immer unser Blick lenken, nicht bloß weil sie es wagten, starke Verkürzungen anzuwenden, sondern weil man ihren Werken die frische Lust anmerkt, das Gebiet der Darstellung zu erweitern und zu vertiefen. Weil sie also als Personen in die Kunst eintreten, als Bildner des Neuen, als Mehrer ihres Reiches.

Unlängst ist bei Bruckmann in München ein sehr merkwürdiges Buch durch W. v. Seydlitz herausgegeben worden: „Handzeichnungen deutscher Meister von Carstens bis Menzel." Ein Buch, das den Wandel der Anschauungen wunderbar illustrirt. Nicht ein Blatt ist darunter, welches den betreffenden Meister als fertig darstellt, nicht eines, welches die eigentlichen Klassicisten unserer Zeit, die Schwärmer für die klassische Schönheit gewählt hätten. Seydlitz sah und sieht modern, ihn interessirt das Werdende und er stellt der ihren alten Göttern den Dienst auffagenden deutschen Kunst diese in der Größe vor, die sie einst hatten, ehe sie Nachahmer der Italiener wurden. Es ist eine wunderbare Welt, in die uns Seydlitz einführt, eine knorrige, aber ernste, anstrebende, aber aller Regelrichtigkeit feindselige Welt, eine Zeit des Ringens nach individuellem Ausdruck in der Zeichnung, welches jenem von heute nach Bethätigung in der Farbe gleicht. Leider endete diese Kunst in der Manier, in der entlehnten Schönheit — möge der neue Ansatz der Nation sich ihrer selbst zu besinnen lehren, sie zum Stil, zur selbständig entwickelten, von innen heraus wirkenden Schönheit führen! Der Weg ist in beiden Fällen der gleiche: Es müssen erst Kunstmenschen an die Stelle der Kunstschulen treten, damit eine neue Kunst entstehe. Ist sie aber da, dann muß man der Jugend die Freiheit lassen, sie wieder umzustoßen, immer neue Kunst zu schaffen für neue Menschen und neue Zeiten.

Wer die Ausstellungen der letzten Jahre kennt, wird kaum einen ganz neuen Namen in Berlin antreffen. In den vorderen Sälen der Ausstellung mag sich ja manches finden, was in alten Bahnen gut gebildet ist. Aber auf der Suche nach Menschen findet man dort wenig noch Unbekanntes. Die zu eröffnende „freie" Ausstellung wird uns erst zeigen, ob die Jury wirklich Schuld daran trägt, daß keine originellen Kräfte auf der Bildfläche erschienen.

Ich weiß sehr wohl, daß mein Suchen nach Eigenart nicht die allein richtige Form der Kunstbetrachtung ist. Es gibt eine Kunst, die die Erfüllung einer von der Zeit gestellten Aufgabe erstrebt und eine zweite, die Vielen eine Freude, eine Anregung und eine Belehrung bieten soll; eine Kunst, die nur auf das Empfinden des Meisters selbst Rücksicht nimmt und eine andere, die dazu da ist, Vielen zu behagen; eine Malerei, die neue schönheitliche Werthe zu schaffen sich müht, und eine andere, welche der Menge die alten in neuer Umgestaltung zum Genusse darbietet.

Die eine Kunst fließt sehr spärlich, die andere strömt breit daher. Die eine arbeitet für alle Zeiten, die andere für heute. Die eine wird von Wenigen, die andere von Vielen verstanden, die eine spricht die Sprache der Zukunft, die andere erzählt uns Vergangenes. Selbst wenn ein so ausgezeichneter Künstler wie Peter Janssen eine riesige Leinwand bemalt, so sagt er uns damit nichts, aber auch gar nichts Neues. Der Mönch Walther Dodde sammt der Schlacht bei Worringen ist mir völlig Wurscht, ich glaube sogar, sie wären mir beide nicht interessanter, wenn ich als Düsseldorfer das Licht der Welt erblickt hätte. Ich lese leidlich viel, Gutes und Schlechtes, aber ich habe mich noch nicht entschließen können, die halbe Seite Text im Katalog durchzufliegen, welche wahrscheinlich nur erklärt, wer denn der Dodde und seine Schaar seien. Ich sehe nur ein Bild, in welchem große Arbeit steckt, einen Maler, der sich eine gewaltige Aufgabe stellte, einen Künstler, der die Natur zu studiren eifrig beflissen ist. Aber bei allem guten Willen, seinem Bilde gerecht zu werden, glaube ich doch, daß auch Peter Janssen im Grunde der Mönch Dodde ziemlich gleichgültig ist. Wenn ein Kunstfreund ihn bäte, lieber den Peter von Amiens aus ihm zu machen, für den ich ihn vor Ausgabe des Kataloges

Digitized by Google

hielt, so würde sich mit ein paar Kreuzen und Muscheln auf den Kleidern der den berittenen Prediger Umgebenden viel machen lassen! Ich sehe eben durch die redliche Arbeit überall die gemalte Phrase, Helden nach der Art der Gothen des Felix Dahn, von denen zwar erzählt wird, daß jeder für sich in der Schlacht mit einem Streich fünfhundert Römer niedermetzelt, denen man aber sehr anmerkt, daß sie eigentlich nur in der Einbildung existiren und was schlimmer ist, in Wirklichkeit anders existirten. Wir haben einen Verein für historische Kunst und viel Patriotismus, der sich früher, wo es noch keine geschichtliche Gegenwart gab, sehr verständiger Weise mit Barbarossa und anderen nationalen Helden der Vergangenheit beschäftigte. Heute liegt unsere Aufgabe vor uns. Und wie nie ein wahrhaft künstlerisch denkendes und vorwärts strebendes Volk seine Geschichte malte in dem Gedanken, dadurch sich und seine Ahnen künstlerisch zu ehren und der Kunst eine würdige Aufgabe zu geben, so sollten auch wir das endlich auf sich nehmen. Ich kenne wenigstens keinen Fries von Phidias, welcher darstellt: „Solon bekämpft den Beschluß der Adelsregierung, Salamis dem Feind zu überlassen", oder kein Bild von Michelangelo, „Graf Walter de Brienne ändert mit Hülfe der Arbeiter die Verfassung von Florenz" oder sonst eine der historischen Witzchen, deren Zweck ist, mit viel Kostümkenntniß und meinetwegen auch Actstudium ein „lebendes Bild" zusammen zu bringen. Wahre Kunstzeiten suchten nicht nach geschichtlichen, sondern nach malerischen oder plastischen Vorwürfen. Die Historienmalerei, erfunden in der Zeit des unkünstlerischen Aesthetisirens über die Kunst, wird mit der romantischen Aesthetik verschwinden. Und Deutschland kann sich freuen, wenn es ihm zuerst gelingen sollte, sie über Bord zu werfen. Sie hat Werth als biblia pauperum, man mag für den geschichtlich Ungebildeten durch sie Anschauungsunterricht ertheilen, man mag ihren Kunstsinn heben. Aber diese Kunst steht zur echten, wie die Thätigkeit des Lehrers zum Gelehrten: Jener verbreitet Bekanntes, dieser findet Neues! Sehr brav und höchst achtbar, wenn ein wackerer Mann die Menge über die Fortschritte der geistigen Entwickelung belehrt, sehr ehrenwerth, wenn ein Maler Wände schmückt und dabei den Schaulustigen etwas von den Geschehnissen vergangener Zeiten erzählt, wie einst die mittelalterlichen Künstler von den Wundern der Heiligen an den Kirchenwänden berichteten! Aber nicht die Wunder, welche sie darstellten, machen ihre Bilder bedeutend, sondern allein die Wunder einer ganz unbefangen, für jene Zeit ganz modern empfundenen Darstellung. Michelangelo zeichnete zwar den Karton für ein Schlachtbild: Aber man hat darüber gestritten, welche Schlacht er gemeint habe! Der „historische Inhalt" des Kartons ist gleich Null, der Künstlerwerth durch die Fülle an nackten Gestalten unvergleichlich!

Und so lockt mich denn mein Schritt immer wieder zu den Secessionisten, in die hinteren Säle. Da hat es mir unter Anderen ein Schwabe, Otto Reiniger, dadurch angethan, daß er so ganz des Gegenstandes sich zu begeben weiß. Schon 1891 fiel er in München auf, 1892 schien er dort nicht so gut vertreten. Aber in Berlin sah ich, daß ich dem Manne Unrecht gethan habe. Seine Bilder wollen Licht, sehr viel Licht, das er dort nicht im vollen Maße hatte. Es sind trockene, rauhe, derbe Werke, die er schafft. Ein Stück Feld nach Sonnenuntergang, Winter oder doch nur eine Ahnung des Frühjahrs, der Schnee ist eben geschmolzen, die Welt sieht graubraun und eintönig aus. Eine große, leere Leinwand.

Ich erinnere mich, wie ich vor drei Monaten etwa in Thüringen, von einem Freunde geführt, durch die Landschaft strich. Jener wollte mir die Herrlichkeiten der Gegend zeigen und beklagte vielfach, daß sie noch nicht grün sei. Ich aber sah den sonderbar grauen Duft aus den Feldern hervorsteigen, ich sah die kalten Reflexe des schon ergrauenden Abendhimmels auf jeder feuchten Scholle, das eigenthümliche innere Erglühen in röthlichem Gelb, das den Wiesen wie eine Nachahmung des Abends so lange anhaftet, ich sah mich in die Düsterniß der Hügellehne hinein, und später den ganzen mystischen Schauer, der um jedes Stück unserer alten Mutter Erde die Dämmerung webt. Und entzückt sagte ich meinem Freunde, es sei herrlich hier.

„Wenn es nur grün wäre!" antwortete er, ohne sich umzusehen. „Es ist noch nicht weit genug im Frühjahr. Wenn es erst grün ist — dann sollst Du sehen!"

Ich bemerkte bescheiden, ich finde den Abend auch jetzt schon schön.

„Das ist Unsinn," antwortete er freundlich belehrend. „Erst muß es grün sein!"

Ich kenne die Menschen genug, um einen Mann, der nun einmal nur die grüne Welt liebt, von anderer Schönheit belehren zu wollen und ging schweigsamer neben ihm her. Das sich auf die Landschaft senkende Dunkel beschäftigte mich fast allein. Nun wurden die Nebel stärker, ein kaltes Grau deckte sich über die Thäler, die Wolken hatten nur noch einen leichten rothbraunen Schein. Die Hügel aber, die gegen den Westhimmel in kräftiger Linie abstachen, färbten sich in ein wunderbares, purpurnes Violett, aus dem ein Streifen früh erwachter Saat in einem sonderbar kalten Grün hervorblickte.

Ich blieb stehen und schaute voll innersten Glückes an dem tiefen Reichthum des Tones in die Halbnacht.

„Was guckst Du denn?" sagte mein Freund. „Man sieht ja nichts mehr. Komme in sechs Wochen wieder, dann wirst Du hier eine schöne Aussicht haben. Man sieht von hier den Inselberg! Ungefähr dort kommt er 'raus. Aber jetzt sieht man ja nichts mehr!"

Vor Reiniger's Bildern fiel mir der Thüringer Spaziergang ein. Man sieht nichts auf seinen Bildern, Tausende gehen ohne Achtung und Beachtung an ihnen vorbei. Sie wollen viel Licht und viel Naturliebe, diese Bilder. Aber wer sich in sie hineinsah, der lernt als Sonntagskind durch die Welt gehen. Es braucht für ihn nicht die Sonne zu scheinen und nicht erst frühlingsgrün zu werden. Er findet die Schönheit am dürren Feldrain reichlich genug ausgestreut, um ihn mit Glück zu erfüllen. Er ist ein reicherer Mensch geworden, denn er empfindet als schön, wo Andere nicht mehr sehen, seinem Schauen geht die Sonne niemals unter!

Cornelius Gurlitt.

Abseits von der großen Kunstausstellung.

Während die Massenneugier unserer Kunstbedürftigen dem Moabiter Park zustrebt, wo man so hübsch Frühjahrstoiletten studiren und, zwischen zwei Orchestern sitzend, sich an einer Tasse Kaffees oder einem Glas „Echten" erlaben kann, ist auch an stilleren Orten Kunst zu sehen, und bessere sogar, als man sie für die Regel geboten erhält. Da ist zunächst das Architectenhaus, das officielle Ausstellungslocal des „Vereins Berliner Künstler" und in Folge dessen ein altbeliebter Sammelpunkt für pinselnde Nullitäten und Mediocritäten. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß dieses Etablissement, mitten während es seinem überlieferten Berufe mit rührender Redlichkeit treu bleibt, sich einen Gast geladen hat, der beinahe seine Mauern sprengt. Es ist ein in München, zuletzt unter Uhde ausgebildeter junger Russe, namens Wladimir Schereschewski, der uns mit seinem Erstlingswerk in Staunen und Erschütterung versetzt. Das Bild stellt eine Etappe auf einem nach Sibirien gerichteten Verbrechertransport dar und giebt uns Einblick in eine dumpfe Halle oder vielmehr Steinhöhle, wo ein Trupp dieser Unglücklichen sein Nachtlager erhalten hat und von einem Soldaten bewacht wird. Vorwürfe dieser Art sind in der russischen Malerei wie Litteratur nichts Neues und oft mit unverhüllter anklägerischer Tendenz behandelt worden. Dem Bilde von Schereschewski gereicht es zum Lobe, daß es aus solcher Tendenz kein billiges Kapital schlägt, sondern seine ganze Wucht auf die künstlerische Durcharbeitung und psychologische Erfassung des gewählten Themas geworfen hat. Da dadurch auch die Anklage, weit schärfer und eindringlicher als es durch dickes Auftragen hätte geschehen können, zum Ausdruck gebracht wird, so ist dies eben ein ein neues Zeugniß dafür, daß man in der Kunst getrost der Kunst vertrauen darf und sich von keinerlei außerhalb liegenden Absichten ablenken lassen sollte.

Es ist ein Stück Völkertragödie, das Schereschewski vor uns entrollt. Alle diese Menschen, die da in düsterer Stimmung beisammen hocken, haben Strich unter ihr Leben gemacht. Sie werden entweder gar nicht oder gebrochen, wie Dostojewski, in ihre Heimath zurückkehren. Und das Bewußtsein dieses Schicksals malt sich auf ihren Gesichtern, spricht sich in ihrem Verhalten mit ergreifender Selbstverständlichkeit aus. Da gibt es keine theatralische Wuth, keine knirschende Verzweiflung. Man hat sich an das Unerträgliche durch harte Leiden und Entbehrungen bereits gewöhnt und nimmt es hin wie etwas Alltägliches. Aber gerade in dieser Abgestumpftheit liegt die Tiefe der Tragik. Nicht nur die Körper dieser Menschen sind gebeugt, auch ihre Seelen werden gemordet. Nur vereinzelte Krampfzuckungen des fliehenden Bewußtseins sind noch zu bemerken. Da ist ein Mädchen, kaum dreizehn oder vierzehn Jahre alt, wie in epileptischem Anfall zusammengebrochen: die zu tausend Hoffnungen berufene Jugend kann sich am schwersten an das harte Schicksal gewöhnen und wird am leichtesten von Verzweiflungswallungen übermannt. Matt beugt sich die Mutter, mit ihrem bleichen von blutrünstigen Augen entstellten Antlitz, über das zusammenbrechende junge Leben und sucht es mit selbst nicht geglaubten Tröstungen wieder aufzurichten. Vergebens: die Ohnmächtige liegt wie leblos in ihren Armen. Bei den Leidensgefährten erregt dieser Vorgang nur geringe Antheilnahme. Man hat derartiges zu oft schon miterlebt und wundert sich höchstens, daß es immer wieder vorkommt. Am ergriffensten erscheint noch der dicht neben der Gruppe stehende wachehabende Soldat, wiewohl er sich nichts anmerken lassen will. Er pafft wie in nervösem Ingrimm aus seiner Pfeife und nimmt eine eigenthümlich gebeugte Körperhaltung an, fast als ob er sich zwingen müsse, nicht beizuspringen, indem er das bajonnetirte Gewehr schräg absetzt. Er ist offenbar von Natur ein weichherziger Russe, der aber hier den Harten spielen muß, wofern er nicht das Schicksal seiner „Schützlinge" theilen will. Nur Geduld, er wird schon hart gesotten werden und selbst dereinst die Knute, die er jetzt fürchtet, genugthuungsvoll schwingen. Auf ihm ruhen die Augen der Gefangenen, soweit diese nicht gänzlich theilnahmlos da sitzen, den Kopf in den Händen vergraben, oder vor Uebermüdung eingenickt sind, wie jene andere Mutter mit ihrem neugeborenen Kinde oder der junge Bursche dort an der Erde, der die Beine soweit spreizt, als es die schmale Fußkette eben zuläßt Aber da sind im Hintergrund ein paar haßerfüllte Augen in einem gemeinen Kopf, der einem echten Verbrecher von der gefährlichsten Sorte angehört. Auch dieser Bursche steht völlig regungslos da, doch man liest es auf seinem Gesicht, daß er vor nichts zurückschreckt und bei erster Gelegenheit entfliehen wird. Aber noch ein zweites Augenpaar ist groß und durchdringend auf den Soldaten und die zu seinen Füßen niedergesunkene Gruppe gerichtet. Auf der Seitenbank, eingezwängt unter andere Verurtheilte, sitzt ein hagerer langbärtiger Mann, leicht ergraut, und ballt lose die Fäuste im Schooß über dem härenen Kittel, den er gleich den anderen trägt. Es liegt keine Erregung auf dem geistig durchgearbeiteten Asketengesicht, aber ein aufmerksames Beobachten und tiefes Einätzen in's Gedächtniß, und ein furchtbares, entschlossenes Schweigen. Es ist vielleicht ein liberaler Professor oder oppositioneller Publicist oder auch nur ein unvorsichtiger Künstler, der hier unter einer Gesellschaft von allerlei Auswurf und Elend gerathen ist, und der mit ganzer glühender Seelenstärke den furchtbaren Kampf wider die ihm drohende geistige Austrocknung aufzunehmen gewillt ist. Nach außen kann er nichts von sich geben; er frißt alles in sich hinein, um es in blanker Münze auf den

Digitized by Google

Tisch zu legen am Tage der großen Abrechnung. Wohl möglich, daß er niemals kommt, dieser Tag, ja nur allzuwahrscheinlich! Aber der schwache Hoffnungsschimmer muß den Geist aufrecht erhalten, unter all dem Druck von Trübsal und Erniedrigung.

Noch eine zweite Kammer, von trüber Oelfunzel schlecht erleuchtet, öffnet sich nebenan. Soweit man hineinblicken kann, liegen und kauern dort die Menschen gerade so wie in dem vorderen Gelaß, das von oben durch eine winzige, dick vergitterte Fensteröffnung sein Licht erhält. Graugrün ist die Atmosphäre in dieser Höhle, feucht und stickig. Auf der grauen Hinterwand liegen löschende Schatten, kahl und freudlos stehen die Wände. Nur aus einer dunklen Ecke schimmert etwas wie ein kleines Heiligenbild herüber. Es ist offenbar dazu bestimmt, in den dem Leben geraubten Herzen die Tröstungen der Religion wachzurufen . . . .

Ein anderes Bild, greuelvoller noch als dieses, aber doch zugleich auch erhebend und stählend: das Panorama der Schlacht von Rezonville (Gravelotte), gemalt von den beiden Franzosen Edouard Detaille und Alphonse de Neuville und neuerdings ausgestellt in Berlin in der Herwarthstraße. Eine Schlacht, sie sei auch noch so blutig, ist doch immer noch ein Messen zweier lebendiger Kräfte, eine Anspannung der menschlichen Energien, eine Erweckerin hoher männlicher Tugenden, nicht eine langsame Abtödtung des Geistes, eine schleichende Vergiftung aller Lebenssäfte, eine öde und brutale Vergewaltigung Wehrloser und Schutzloser. Für die Kunst ist das freilich gleichgültig. Sie ist souverän wie das Leben selbst. Sie schöpft Goldwasser aus Pfützen und Lebenskeime aus Blutlachen. Wo sie ihre Kraft bethätigen kann, da wirkt sie, auch wenn man ihr hundert Mal den Boden unter den Füßen wegziehen will.

Schereschewski's Gefangenentransport ist zweifellos ein ganzes Kunstwerk, ein Panorama, auch wenn es von zwei hochtalentvollen französischen Meistern gemalt ist, bleibt immer nur ein halbes. Ich meine damit nicht bloß, daß es stets auf rein mechanische, handwerkliche Beihülfe angewiesen ist, sondern mehr noch, daß es auf eine Art der Illusion ausgeht, die ihrem Wesen nach unkünstlerisch ist und einen Widerspruch in sich selbst enthält. Der Beschauer soll nicht glauben, vor einem Bilde, sondern vor einer Wirklichkeit zu stehen. Alles was direct das Bild zum Bewußtsein bringt, wie Begrenzung und Rahmen, ist aufgehoben, und der Beginn der gemalten Leinwandfläche wird dem Beschauer sorgfältig verborgen. Je mehr aber dieser grobe Wirklichkeitseindruck angestrebt wird, desto todter müssen die in Bewegung dargestellten Figuren erscheinen. Wenn das eine wirkliche Landschaft ist, die sich da vor uns ausbreitet, warum sind die darin handelnden Menschen mitten in der heftigsten Bewegung erstarrt? Wie kommt es, daß sie die begonnene Bewegung nicht zu Ende führen? Und ist ein derartiges Inderschwebehalten der Bewegung nicht die unmöglichste der Unmöglichkeiten, und deshalb in ihrer Darstellung die absurdeste der Absurditäten?

Es sind dies Einwände, die jedes Panorama treffen, die aber schließlich durch Gewöhnung an nachhaltiger Kraft verlieren, sodaß auch ein kritischeres und feinfühligeres Auge bei der Betrachtung zum Genuß kommen kann. Das Werk der Herren Detaille und de Neuville ist aber zweifellos eine ungewöhnlich hervorragende Leistung und muthet an wie der letzte Satz einer großen tragischen Symphonie. Es ist Abend, sieben Uhr vorüber. Das Feuern beinahe ganz eingestellt. Bloß hinter einem niedrigen Gemäuer liegt noch eine Abtheilung französischer Grenadiere und wechselt Schüsse mit den bei Mars-la-Tour liegenden Preußen. Sonst werden überall Abrüstungen getroffen, und man schickt sich an, das Facit des blutigen Tages zu ziehen. Verwundete Soldaten wanken gestützt auf ihre Kameraden ins Dorf, Offiziere werden auf Bahren getragen, Krankenträger legen an einem improvisirten Lazareth ihre traurige Last nieder. Die stark reducirten Compagnien kauern sich auf der Erde ermüdet zusammen. Einzelne stehen und schauen prüfend aufs Schlachtfeld. Andere eilen an die Pumpe und bewegen eifrig den Schwengel nach Wasser. Durch die Dorfstraße aber sprengt ein Trupp reitender Jäger, die Escorte des Generals Bourbaki, der mit seinen Stabsoffizieren zur Begrüßung des Marschalls Canrobert reitet, um mit ihm Beobachtungen und Ansichten über die geschlagene Schlacht auszutauschen. Auf freiem Felde werden preußische Gefangene durch Gardecürassiere bewacht. In der Nähe ist der sanft ansteigende Weg nach Villers-aux-Bois, über und über bedeckt mit den Leichen preußischer Cürassiere und Ulanen, die vor wenigen Stunden unter Führung des Majors von Bredow ihren berühmten Todesritt gemacht haben. Aber das Morden und Metzeln liegt schon in der Vergangenheit. Der gegenwärtige Augenblick ist beinahe friedlich. Doch indem man erleichtert aufathmet, fällt das Auge mit Grauen auf die stummen Zeugen begangener Greuel.

In wunderbar herrlichem Gegensatz zum schweren Ernst dieser Stunde steht die umgebende Natur, das leidlich verschont gebliebene Dorf Rezonville mit seinem breiten kurzdachigen Kirchthurm und der alles mit rosigem Glanz überhauchende, lufthelle Sonnenuntergang. Wie mit idyllischem Festglanz ist alles übergossen, und der kleine Dorfteich glitzert und schimmert in hundertfältigen Farben. Discret und vornehm ist dieser auflösende Gegensatz von den Künstlern zum Ausdruck gebracht, und gerade dadurch erfüllt er seinen Zweck einer wohlthuenden Milderung.

Zum Schluß noch, nach den ausländischen Malern, sei auch ein deutscher Meister erwähnt: der ewig unerschöpfliche Lenbach, der im Schulte'schen Kunstsalon, mitten in die klägliche Ausstellung der Eschke-Schüler hinein, eine Sammlung seiner vorzüglichsten Porträts und Pastellstudien entsandt hat. Was soll man über Lenbach heute noch sagen, wo schon so vielfach der Versuch gemacht worden ist, das Wesen seiner Schöpferkunst mit Worten zu umschreiben? Bleibt er doch immer der Alte! Aber wenn man auch zuerst, nach einem flüchtig schweifenden Blick, glaubt sagen zu können: „Alles schon einmal dagewesen!" — bei Lenbach nämlich, bei keinem anderen! — so muß man doch nach eingehender Prüfung aufrichtig gestehen: „Noch nichts jemals dagewesen!" Alles voll unversieglicher Kraft, voller Lebensodem und voller Besonderheit. Alles auch mit souveräner Leichtigkeit und Treffsicherheit hingeworfen, als könnte es nicht anders sein. Männerwucht und Frauengrazie, ja gerade den Gegensatz der beiden Geschlechter, sowie er sich in der allerverfeinertsten Culturschicht herausgearbeitet hat, drückt er mit wundersam ursprünglicher Sinneskraft aus. Gleich Pflanzen keimen die Frauen empor, gleich saftpochenden Stengeln, an denen wunderfarbige Blumen schwer und üppig schwanken und wie aus stumm verlangenden und doch strengen Augen in den sie umtanzenden Lebenswirbel blicken. Da ist Madame Tallandière mit ihrem reizenden Strampelwicht, in goldbraunem Sepiaton aus einem Medaillon hervorwachsend, da ist neben mancher Anderen vor allem des Künstlers Gattin, eine geborene Gräfin Moltke, ein Muster von vornehmer Pikanterie: volle geistreiche Lippen, schwere Augenlider und die Fülle tiefwelligen goldrothen Haares um die schmale Klytiastirn. Und dann dieser selbstbewußte sprühende Stolz, der so fern ist von Sterre wie von Hochmuth! Es ist dies der Zug der auf allen Lenbach'schen Porträts wiederkehrt, den männlichen wie den weiblichen, und der nur aus des Künstlers Seele stammen kann. Derselbe Stolz ist's, der sich auch in der Machart dieser Bilder ausprägt, in der entschiedenen Herausarbeitung der geistigen Persönlichkeit und in der geringschätzenden Behandlung aller Nebendinge, besonders der Kleidung. Darin etwas Tadelnswerthes zu finden, ist mir nicht gegeben. Denn die andeutende Behandlung, die Lenbach den Nebendingen zutheil werden läßt, genügt vollständig, um die Illusion in die richtigen Wege zu leiten, und mehr sollte hier kein Künstler anstreben wollen, der zu stolz ist, für Modejournale zu arbeiten. Den Menschen aber sieht man bei Lenbach stets in seiner ganzen seelischen Existenz erfaßt. Sei es nun Bülow oder Liszt, Gladstone oder Moltke, Bethmann-Hollweg oder Baron Tucher oder ein bayerischer Staatsminister, stets tritt die Eigenart der Persönlichkeit mit völliger Unzweifelhaftigkeit vor uns. Und weil man denn das doch von Leubach mit Sicherheit erwartet, so fehlt auch in dieser Ausstellung der Altreichskanzler nicht. Auf zwei meisterlichen Pastellstudien ist er vertreten und sie bringen entgegengesetzte Stimmungen des Mannes zum Ausdruck, wie um anzudeuten, daß auch diesem übermenschlichen Heros nichts wahrhaft Menschliches fremd ist. Das eine Bild zeigt gleichsam den Melancholiker, den Menschenverächter, den sorgenvollen Staatsmann, das andere den Choleriker voll dämonischer Naturkraft: wild will er auffahren gegen einen Feind und ihn rücksichtslos zerschmettern.

Franz Servaes.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Im „Flensburgschen Wochenblat für Jedermann" vom 18. October 1788 findet sich von einem ungenannten Verfasser folgende hübsche Anweisung zum Studiren, die auch heute, nach mehr als 100 Jahren, noch nicht veraltet und Ihren Lesern willkommen sein dürfte. Sie lautet:

Studenti methodus.

Wilt du studiren recht mit Grund,
so merke dir, was ich thu kund.
Die Logik hast du schon zur Noth
von deiner Amme, tröst sie Gott.
Matthesin schau beym billard,
Psychologiam bey der Kart,
Geschichten leihst du allerhand
um einen Schilling für den Band.
Steig oft zu Dorf, und ohne Müh
kopirst du die Geographie,
und wenn du Schulden machst wie Heu,
so lernst du bald, quid juris sey.
Anatomie begreifen wirst,
wenn du dich fleißig duellirst —
Und wenn du säufst als wie ein Held
Und alles thust was dir gefällt,
so wirst du bald ein Medikus —
Das Uebrige sich finden muß.
Am Ende weiß doch jeder Christ,
daß unser Wissen Stückwerk ist!

Hochachtungsvoll Dr. W.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlag **Wilhelm Friedrich, Leipzig,** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen sowie die Verlagshandlung zu beziehen:

Raubzeug.

Novellen von M. G. Conrad.

8°. broch. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.—

„Raubzeug" betitelt M. G. Conrad den soeben erschienenen Band seiner neuesten Novellen. Der Dichter hat hier Seelenzustände künstlerisch analysirt, wie es mit gleicher Kraft und Schärfe selten geschehen ist in unserm neuen Schriftthum. Der Titel „Raubzeug" läßt errathen, daß wir in diesem merkwürdigen Buche in keine still gesittete froh genießende Welt geführt werden. Dennoch fehlt es nicht bei allem Peinlichen und Schrecklichen an versöhnenden Momenten. Das Buch ist ein kunstvoll geschliffener Moralspiegel unserer erregten Uebergangszeit.

Die Gegenwart
Nr. 15.

Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:

Die beleidigte Majestät,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In der **Schlüter'schen** Buchhandlung in **Altona** a. d. Elbe erschien und ist in fast allen Buchhandlungen zu haben:

Das Burschenfest

von

Christian Kirchhoff.

Mark 2.—

Das Buch ist ein Bild aus dem Studentenleben des Jahres 1844, der Zeit der deutschen Hoffnung. Tiefer deutscher Sinn und freudiger Humor besiegen Spott und einfache und niedrige Gesinnung.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Robert Schumann.

Gesammelte Schriften über Musik und Musiker.

4. Aufl. Neue kritische Ausgabe.

(Erste vollständige Ausgabe.)

Von **F. Gustav Jansen.**

2 Bde. gr. 8° geh. ℳ 12.—, fein geb. ℳ 15.—.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W. 64.

Soeben erschien:

Briefwechsel

des Generals

Leopold von Gerlach

mit dem Bundestags-Gesandten

Otto von Bismarck.

Geh. 5 M., geb. in Leinw. 6,20 M., geb. in Halbfranzband 6,50 M. — 22 Bogen Lex. Oct.

Reichstagswahl.

Niemand versäume jetzt zu lesen das

Programm der neuen social-monarchischen Partei,

das in folgenden hochbedeutenden Schriften niedergelegt ist:

Wendel Hipler, Ehe denn die Schlacht beginnt. Ein Mahnruf an die deutsche Jugend und ihren Kaiser. Preis ℳ 1.—.

Wendel Hipler, Der Ruin des Volksgewissens. Preis ℳ 1.—.

Unser Militär und seine Zukunft. Allerlei Gedanken und Bedenken als ein Beitrag zur Socialpolitik. Preis ℳ —.80.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und von der Verlagsbuchh. **Carl Jacobsen** in **Leipzig.**

Für jeden Wähler hochwichtig.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Drei Jahre im hohen Norden.

Die Lady-Franklin-Bai-Expedition in den Jahren 1881—1884.

von

Adolph W. Greely.

Ein starker Band Groß 8. Mit zahlreichen Illustrationen, Karten und Plänen.

Einzig autorisirte Ausgabe.

Zweite Auflage. Eleg. Broch. 7 M., eleg. geb. 9 M.

Die berühmte **Greely'sche Reise** erweitert unsere Kenntnisse durch Entdeckung ganz neuer Landstriche an der **Nordwestküste Grönlands bis Kap Washington** und eines breiten, an Pflanzen und Thieren reichen, eisfreien Gürtels quer durch Grinell-Land. Die Geschichte dieser Expedition, bei welcher von vierundzwanzig jungen, kräftigen Männern achtzehn durch Hunger und Kälte elend umkamen, ist **hochtragisch** und voll der **schrecklichsten** und **aufregendsten Erlebnisse** und Scenen, wie sie die wildeste Phantasie kaum zu erfinden vermag.

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bilder aus der neueren Geschichte

von

Wilhelm Müller, Verfasser der „Politischen Geschichte der Gegenwart".

350 S. groß Oktav. — Geheftet Mark 4.—, elegant gebunden Mark 5.—

Eine Reihe hochinteressanter Charakterzeichnungen und Schilderungen bedeutsamer geschichtlicher Momente; ein Buch für Erwachsene und für die reifere Jugend und als Geschenk vorzüglich geeignet.

Stuttgart. **Ad. Bonz & Comp.**

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 17. Juni 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Valutaregulirung in Rußland. Von N. Syrkin. — Erbgut und Lehngut in unserer Muttersprache. Von Ernst Wasserzieher. — Skeptische Politik in Frankreich. Von Ludwig Jacobowski. — Die Entwickelungsgeschichte der Sozialidee. Von Conrad Dohany. — **Literatur und Kunst:** Wartburggedanken. Von Ernst Georg Zimmermann. — Buchkritik. Von Alfred Stoeßel. — Moderne Lyrik. Ein Beitrag zur Beurtheilung moderner Literaturströmungen. Von Hans Schacht. — **Feuilleton:** Das Sacrament. Von Magdalena Thoresen. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. R. — Anzeigen.

Die Valutaregulirung in Rußland.

Von N. Syrkin.

Seit einer Reihe von Jahren ist die russische Regierung unaufhörlich bemüht, ihre Goldvorräthe zu vergrößern und Goldreserven im Lande zu schaffen, welche im günstigen Augenblick von einer weitgehenden wirthschaftlichen Bedeutung für das gesammte Land werden könnten. Die Aufspeicherung von Gold steht in engem Zusammenhang mit der Einführung einer Metallvaluta in Rußland, welche eine nothwendige Bedingung jedes nach wirthschaftlich geregelten Zuständen strebenden Landes ist. Auch für politische Zwecke sind Rußland seine Goldvorräthe von ungeheurer Wichtigkeit, indem durch die Höhe derselben die Kriegsfähigkeit des Zarenreiches bedingt wird. Ganz Europa hat daher die Thätigkeit des russischen Finanzministeriums, besonders unter Wyschnegradski, mit gespanntem Interesse verfolgt, denn die Erfolge Rußlands auf diesem Gebiete sind überaus groß. Der Gesammtvorrath an Gold in den verschiedenen Fonds bezifferte sich Ende des Jahres auf:

	1892	1891	1890	1889
Millionen Mark	1536,0	1213,6	893,6	842,4

Während die Bank von Frankreich nach ihrem letzten Ausweise über einen Goldbestand von circa 1339 Millionen Mark, die deutsche Reichsbank über einen solchen von 871 Millionen Mark verfügt und die Bank von England ungefähr 500 Millionen Mark besitzt, erheben sich die russischen Goldbestände auf rund 1536 Millionen Mark.

Die Goldreserven, welche der russischen Regierung gegenwärtig zur Verfügung stehen, setzen sich aus mehreren Fonds zusammen, von welchen jeder nominell eine besondere Bestimmung hat. In erster Reihe müssen die Goldfonds der Reichsbank erwähnt werden, unter welchen der Einlösungsfonds die erste Stelle einnimmt, der bei seiner Begründung die Bestimmung hatte, den Notenumlauf allmählich durch Metall zu ersetzen. Dazu verfügt die Reichsbank über einen gegenwärtig beträchtlichen Vorrath an Gold und Silber in ihrer Betriebskasse und über ein jederzeit kündbares Contocorrentguthaben bei ihren ausländischen Correspondenten, welches jederzeit in Geld umgesetzt werden kann. „Das Depositum der Reichsrentei" ist ein weiterer Goldfonds der Regierung bei der Reichsbank, welcher aus den Zolleinkünften zusammengesetzt ist. Ferner hat die Regierung unabhängig von der Reichsbank ein eigenes Contocorrent bei verschiedenen ausländischen Bankiers, welches oft einen sehr bedeutenden Kreditsaldo aufweist. Ein kleiner Goldfonds im Münzhof zu St. Petersburg ist noch zu erwähnen, welcher wie das Depositum der Reichsrentei ebenfalls in unmittelbarer Verwaltung der Reichsrentei steht. Alle diese Fonds sind in den letzten Jahren so sehr angewachsen, daß Rußland gegenwärtig, wie erwähnt, sehr bedeutende Goldreserven in seinem Besitze hat.

Um mit dem Einlösungsfonds in der Notenabtheilung zu beginnen, so beträgt er nach dem Ausweis der Reichsbank vom 1. April 1893:

310,379,349.95 Rubel nominal in Gold
1,125,682.14 „ „ „ Silber

insgesammt: 311,505,032.09 Rubel nominal.

Dieser Fonds ist im Jahre 1843 geschaffen worden, als die jetzt circulirenden Kreditbillet die Assignaten ersetzten, wobei seine Bestimmung darin bestand, die stete Einlösbarkeit des Papiergeldes zu ermöglichen. Aber schon im Jahre 1854 betrug der Notenumlauf 333 Millionen, der Einlösungsfonds dagegen nur 161 Millionen Rubel, worauf im Jahre 1857 das Verhältniß sich noch ungünstiger gestaltet hat, indem die Notenmenge auf 700 Millionen gestiegen und der Einlösungsfonds auf 147 Millionen gesunken war, und somit nur 21,3 % der Noten ausmachte. Im nächsten Jahre wurde daher die Einlösung gänzlich eingestellt und das Metallgeld verschwand aus dem Verkehr. Die „Papierwährung" trat alsdann in Rußland ein. Im Laufe des russisch-türkischen Krieges ist der Notenumlauf um 400 Millionen Kreditrubel vermehrt worden, während der Einlösungsfonds auf 180 Millionen Rubel sank. Am 1. Januar 1885 betrug der Einlösungsfonds nur noch 171 Millionen Rubel und verminderte sich somit um neun Millionen Rubel.

Seit dieser Zeit aber beginnt die russische Regierung den Einlösungsfonds zu vergrößern und verordnete im Jahre 1887 laut dem Ukas vom 10. Juli einen Zuschlag von 40 Millionen Rubeln. Im Laufe des Jahres 1891 sind dem Einlösungsfonds noch 100 Millionen Rubel beigefügt worden, namentlich als Garantie für die letzten Notenemissionen im gleichen Betrag, so daß dieser Fonds nominell 311½ Millionen Rubel beträgt.

Kein geringer Geldfonds ist gegenwärtig in der Reichsbankkasse zu Petersburg aufgespeichert. Bis zum Jahre 1885 erhob sich der Bestand der Reichsbankkasse nicht über fünf Millionen, seitdem aber begann ein rasches Steigen dieses Fonds. Eine Zusammenstellung der Goldbestände der Reichsbankkasse an dem ersten jedes Monats in den Jahren 1885 und 1891 wird das rasche Steigen dieses Goldfonds am besten beweisen.

Digitized by Google

	1885	1889		1885	1889
	Mill. Rubel Kredit			Mill. Rubel Kredit	
Januar	29,7	49,9	Juli	46,7	103,9
Februar	30,0	53,2	August	46,7	172,5
März	30,1	60,7	September	47,0	100,5
April	29,8	67,6	October	46,9	70,2
Mai	30,0	94,9	November	56,9	81,6
Juni	39,4	95,1	December	69,6	89,2

Nach diesem Goldfonds folgt das Depositum der Reichsrentei, welches ebenfalls in den letzten Jahren sehr wesentlich angewachsen ist. Die folgende Tabelle gibt über die Höhe dieses Fonds in den Jahren 1887 und 1891 Aufschluß.

	1887	1891		1887	1891
	Mill. Rubel Metall			Mill. Rubel Metall	
1. Januar	8,9	35,7	1. Juli	16,5	41,6
1. Februar	10,4	36,7	1. August	17,7	24,3
1. März	10,7	38,2	1. Septbr.	19,4	11,6
1. April	12,2	40,2	1. October	19,3	18,2
1. Mai	13,5	28,2	1. Novbr.	19,0	25,7
1. Juni	14,9	40,6	1. Decbr.	18,2	30,6

Die Goldvorräthe des Depositums der Reichsrentei sind dadurch erklärlich, daß die seit dem Jahre 1877 in Gold und Goldeswerth eingehenden Zolleinkünfte meist in die Reichsbank zur Aufbewahrung wandern und dort aufgespeichert werden. Die Zollabgaben werden in Goldmünzen, noch mehr aber in Goldwerthen entrichtet, und zwar in sogenannten Assignowken, d. h. Anweisungen der staatlichen Bergwerksverwaltungen auf den Petersburger Münzhof gegen an sie eingeliefertes Gold, in Depositalquittungen der russischen Reichsbank über bei ihr deponirtes Gold, in Coupons und amortisirten Obligationen von Goldanleihen und endlich in ausländischen Banknoten, durch welche die Regierung zum Gläubiger ausländischer Banken wird. Um sich eine Vorstellung zu machen, wie weit die Zolleingänge der russischen Regierung angewachsen sind, wollen wir dieselben im Jahre 1877 und 1889 vergleichen. In 1000 Rubeln ausgedrückt, flossen in den genannten Jahren ein:

	Goldmünzen	Silbermünzen	Assignowken	Deposital-Quittungen	Ausländische Banknoten
1877	13,032	370	197	5,249	8
1889	10,054	92	21,937	2,685	20,194

Zu den Baarvorräthen an Gold müssen noch diejenigen im Münzhof zu St. Petersburg gezählt werden, welche letzthin aber sehr wesentlich zurückgegangen sind, indem sie im Jahre 1884 8,950,000 Rubel Gold betrugen, im Jahre 1891 aber nur 3,373,591 Rubel ausmachten.

Einem baaren Goldbesitz sind die Guthaben der russischen Regierung, sowie der Reichsbank bei ausländischen Bankiers und Banken gleichzusetzen. Diese Guthaben können nämlich bei einer Realisation in Gold umgesetzt werden und befähigen die Regierung zu denselben Operationen, welche sie durch ihre Baarbestände an Gold hinsichtlich des Valutakurses vornimmt. Das Guthaben der russischen Regierung bei den ausländischen Bankiers hat sich in den letzten acht Jahren fast verdoppelt, indem es im Jahre 1884 58,451,600 Rubel Metall, im Jahre 1881 dagegen 101,761,000 Rubel Metall ausmachte. Die Reichsbank hat ebenfalls beträchtliche Guthaben bei ihren ausländischen Correspondenten, welche im letzten Jahre sehr wesentlich gestiegen sind. Aus der unten folgenden Tabelle über die Höhe der Guthaben am ersten jeden Monats in den Jahren 1888 und 1891 ist das Anwachsen dieser Guthaben sehr deutlich zu ersehen.

	1888	1891		1888	1891
	Mill. Rubel Kredit			Mill. Rubel Kredit	
1. Januar	23,4	146,5	1. Juli	40,7	130,3
1. Februar	24,2	149,2	1. August	42,9	92,5
1. März	21,1	145,4	1. Septbr.	36,0	108,0
1. April	21,3	147,6	1. October	27,2	107,2
1. Mai	29,4	132,6	1. Novbr.	13,3	81,9
1. Juni	35,8	135,9	1. Decbr.	8,2	59,7

In der letzten Zeit hat die russische Regierung zahlreiche Guthaben vom Auslande zurückgezogen, so daß dieselben nunmehr nach dem Ausweis vom 1. April d. J. nur 28,155,467 Rubel ausmachen. Dagegen stieg erheblich der Goldfonds des Depots der Reichsrentei, indem er gegenwärtig 151,955,288 Rubel beträgt. Im Ganzen belaufen sich die russischen Goldvorräthe auf 550,802,800 Rubel Gold, welche Summe in Kreditvaluta umgerechnet zwischen 800—900 Millionen Rubel schwankt.

Dieser außerordentlichen Vermehrung der Goldbestände tritt zwar eine verstärkte Notenausgabe zur Seite. Insbesondere im Nothstandsjahre sah sich die Regierung gezwungen, den Notenumlauf zu vergrößern. Aus der ursprünglichen Ziffer von 780 Millionen Rubel Noten ist eine solche von ca. 1000 Millionen Rubel geworden. Die Deckung derselben in Gold erhebt sich somit auf über 52 Procent. Rußland könnte folglich ohne allzu große Schwierigkeiten die Goldwährung im Lande einführen.

Von den verschiedenen Vorschlägen über die Einführung einer Goldvaluta in Rußland wollen wir hier einen hervorheben, wie er von dem bekannten Kenner des Münzwesens Ottomar Haupt in einem russischen Blatte gemacht worden ist. In seinen Aufsätzen wird die Art der Valutaregulirung bis auf die kleinsten Einzelheiten ausgeführt und der Verfasser glaubt, daß diese Operation sich in Rußland selbst ohne die Schwierigkeiten vollziehen ließe, denen die gleiche Operation in Oesterreich begegnet. Es sei ein Goldrubel zu kreiren, und zwar auf der Basis des Durchschnittskurses unserer Jahre, wie er sich aus den Kursbewegungen an der Berliner Börse ergibt, der nach Berechnung Haupt's sich auf etwa 2,25 Mark für den Rubel stellt. Dieser Goldrubel („Ruß" genannt) hätte einfach an die Stelle der alten Rubel zu treten, ohne daß auch nur im Geringsten sich etwas in den Rechnungen ändern würde. Der Gewinn aus der Prägung von Scheidemünze, etwa 3 Ruß pro Kopf, also 340 Millionen Ruß, würde die Kosten der Operation decken. Zur Schaffung von 340 Millionen „Silberruß" gebraucht man 75 Millionen „Goldruß", und es bliebe für die Herstellung der Goldmünzen der Rest des Goldbestandes in den Kassen der Reichsrentei, deren Haupt mit 700 Millionen Ruß Gold berechnet. Dieser Betrag genügt gegenüber einem Restbetrag von nicht zurückgezogenen 5-Rubelnoten von 100 Millionen Rubel, 455 Millionen in 25- und 100-Rubelnoten, zusammen also von 555 Millionen Ruß.

Es ist dies zwar ein etwas zu kühner Phantasieschwung, eine umfangreiche finanzielle und wirthschaftliche Reform auf diese Weise mit einem Schlag über Nacht zu vollziehen, indessen muß man zugeben, daß währungstechnische Schwierigkeiten hier nicht entstehen dürften. Noch in einer anderen Beziehung ist für Rußland die Conjunctur günstig. Es hätte nicht nöthig, eine solch umfassende Zinsverkürzung seiner fremden Anleihen durchzuführen, wie Oesterreich-Ungarn dies als Vorbedingung für die Durchführung seiner Valutareform thun mußte, da ein sehr großer Theil russischer Anleihebeträge, die sich im Auslande befinden, bereits auf 4 Procent convertirt worden ist. Die 4 procentigen Goldanleihen nehmen seit geraumer Zeit schon annähernd den Paristand ein, beispielsweise notirte die 1889er 4procentige Goldanleihe I. zu höchst:

	Gegenwärtig	1892	1891	1890	1889
Procent	99,10	98,00	100,50	99,25	95,50

Trotz all' diesen günstigen Umständen muß es bezweifelt werden, daß Rußland jetzt schon die Einführung der Goldwährung plane, oder daß eine solche Reform für die nächste Zukunft schon bevorstehe. Für ein ackerbautreibendes Land mit dünner Bevölkerung und geringem Verkehr ist eine Goldwährung nur wenig angebracht und ist eine Silberwährung in solchem Falle vorzuziehen. Die asiatischen Reiche zeichnen sich alle durch ihre Silberwährung aus, dagegen hat sich die Goldwährung in Europa eingebürgert. In Bezug auf seinen Verkehr erinnert Rußland viel eher an Asien, als an Europa. Es bestehen überhaupt mehrfache Besorgnisse für eine Metall-

Digitized by Google

valuta in Rußland, indem das Papiergeld dort wohl leicht für Metall eingetauscht, von der trägen Bevölkerung aber alsdann thesaurirt und dem Verkehr nicht zurückgegeben werden kann. Das Geld wird von der landwirthschaftlichen Bevölkerung leicht absorbirt werden, während der Verkehr aus Mangel an Münze in's Stocken gerathen kann.

Ein weit erheblicherer Zweifel an der Einführung einer Metallvaluta in Rußland entsteht aber jetzt schon, wenn man bedenkt, daß Rußlands Goldschatz mehr für politische Zwecke bestimmt ist, als für wirthschaftliche. Mit dem Augenblick, wo Rußland seine Goldreserven für die Goldwährung verwendet, wird es auch kriegsunfähig und muß eine andere Politik einschlagen, als jetzt. Für den Augenblick strebt daher das russische Finanzministerium, die Papiervaluta möglichst zu stabilisiren. Das will man durch die Erschwerung der Agiotage mit russischer Valuta erzielen. Man will sich in Petersburg beim Ankauf von Devisen von der Vermittelung der Berliner Börse emancipiren und ebenso von dem Verkaufe von Kreditrubeln in Berlin für russische Rechnung, und alle diese Operationen in Petersburg concentriren. Das sollen auch die Maßnahmen bezwecken, welche gegen die Ausfuhr von Rubeln getroffen wurden. Man sieht, daß das russische Finanzministerium noch in dem alten Irrthum steckt, als ob der Rubelkurs nur deswegen Schwankungen unterworfen ist, weil er einen Gegenstand der Speculation bildet. Dies ist aber eine Verwechselung von Ursache und Wirkung. Nur Reformen, gerichtet auf die wirthschaftlichen Verhältnisse, in erster Reihe aber die Verbesserung der deutsch-russischen politischen und Handelsbeziehungen würden die Speculation mit dem russischen Rubel wesentlich beschränken und den russischen Wechselkurs möglichst stabilisiren.

Erbgut und Lehngut in unserer Muttersprache.

Von Ernst Wasserzieher.

Wie verschieden auch die Bedingungen zur Bildung und Entwickelung der Sprachen sein mögen, immer sind es zwei Elemente, die den Stoff hergeben: Ererbtes von den Vätern und Entlehntes von Fremden. Verfolgt man diese beiden Elemente, die für den unbefangenen, naiven Blick des sprachlich nicht Geschulten friedlich neben und ineinander laufen, so bietet sich ein eigenthümliches, höchst interessantes Bild dar. Schichtenweise, wie in einem Bergwerke die einzelnen Formationen, sind hier die einzelnen Elemente des Sprachstoffes gelagert, und zwar in der Reihenfolge ihrer Aufnahme in den Sprachschatz. Bleiben wir beim Deutschen, das völlig ausreicht, um einen Einblick in das Getriebe solcher Entwickelung zu gewinnen, so bezeichnen Wörter wie Hund, Hand, sechs, Mutter, Vater die erste, tiefste, und festest gegründete Schicht; arg, gut die zweite. Hanf und Silber führen uns schon vom Erbgut zum Lehngut, deren älteste Vertreter sie sind. Amt und reich mögen an zweiter, Kaiser, Mauer, Pflaume, Pfeil, Arzt an dritter, fein, Manier, Palast an vierter Stelle genannt sein. Damit wäre die älteste Zeit und das Mittelalter durchlaufen, und wenn wir noch Armee, Blockade, Lärm aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges hinzunehmen, so überschreiten wir damit schon die Grenze, die wir im Interesse der Durchsichtigkeit und Uebersichtlichkeit des ungeheuren Gebietes uns gesteckt haben. Sowohl die Massenhaftigkeit dessen, was seit dem 17. Jahrhundert von allen Seiten in unsere Muttersprache eingeflossen ist, als auch die verhältnißmäßig geringen Schwierigkeiten, die gerade die neuere Zeit bietet, lassen eine Ausschließung der genannten Periode gerechtfertigt erscheinen.

Die vergleichende Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts hat mit völliger Gewißheit festgestellt, daß Inder und Perser, Griechen und Italiker, Slawen, Kelten und Germanen in uralter Zeit Ein Volk gebildet haben, gleich in Sprache und Sitte. Wann die Einheit dieses Volkes, dessen Wohnsitz nicht mit Sicherheit angegeben werden kann, zerstört wurde, und wie sie zerstört wurde, entzieht sich der Beurtheilung. Man nimmt an, daß entweder Uebervölkerung oder feindliche Angriffe, oder die den meisten Menschen angeborene Wanderlust, der Trieb nach Neuem, die Indogermanen oder Arier — so nennt man das ungetrennte Urvolk — von ihrem Heimathlande in Hochasien oder Nordeuropa vertrieben haben. Sie zogen gen Westen, und unterwegs blieben Theile desselben sitzen, andere schwenkten ab; so Inder und Iranier (Perser). Dem Anscheine nach setzten die Anderen ihren Marsch um den Kaspisee herum fort und kamen nach der weit vorspringenden Halbinsel Asiens, die später Europa genannt wurde. Während ein Theil des wandernden Volkes in die Balkanhalbinsel, ein anderer nach Italien sich wandte, ließ sich ein dritter im heutigen Rußland, ein vierter im heutigen Süddeutschland, Frankreich und Großbritannien nieder, und der Rest breitete sich im ganzen Norden Europas aus. Griechen und Römer nannte man später die ersten beiden, Slawen, Kelten, Germanen die dritte, vierte und fünfte Gruppe. Die alte Muttersprache hatten sie alle mitgenommen; aber was ist daraus geworden im Laufe der Jahrtausende, unter dem Einfluß neuer Umgebung, anderer Naturerzeugnisse, fremder Völker, verschiedenen Klimas! Manches Wort ging verloren, alle erlitten starke Umbildungen, neue wurden aufgenommen. Immerhin bleibt die Zahl der Wörter, welche in allen oder mehreren der genannten Sprachen aus der Urzeit her bewahrt sind, ziemlich groß: sie bilden das eigentliche Erbgut, an dem wir mit Römern und Griechen, Iren und Indern gemeinsam Antheil haben.

Wie sieht dieses Erbgut nun im Deutschen aus?

Noch eins sei vorausgeschickt. Die Chemie lehrt, daß innere Verwandtschaft und äußere Aehnlichkeit nicht immer, ja in seltenen Fällen verbunden sind. Der rothe Zinnober und das weiße flüssige Quecksilber, das körnige mineralische Salz und das luftförmige grün-gelbe Chlor — ähnlich sind sie sich wahrlich nicht, und doch nahe verwandt. Denn Zinnober ist nichts anderes als Quecksilber in Verbindung mit einem anderen Stoff, und Kochsalz besteht aus einem Metall (Natrium) und aus dem Chlorgase. — Aehnlich verhält es sich mit Spracherscheinungen. Nicht äußerer Gleichklang oder ähnliche Schreibweise entscheiden, sondern die lautgesetzlich wohl zu verfolgende Zusammengehörigkeit. Deutsch Kopf und lateinisch caput haben trotz der gleichen Bedeutung nichts mit einander zu schaffen, und haben und habere sind zunächst nicht mit einander in Verbindung zu bringen, obwohl von höherem Gesichtspunkte aus sich in letzterem Falle Beziehungen erweisen lassen. Dagegen sind canis und Hund, cantor und Hahn verschieden fortentwickelte Bildungen desselben zu Grunde liegenden Etymons, obschon die Wörter äußerlich weniger Aehnlichkeit zeigen als die vorher erwähnten. Der Laie könnte auf sprachlichem Gebiete das Wort des Kirchenvaters sich merken: Credo, quia absurdum!

Das älteste Erbgut, den edelsten Adel bilden jene Wörter, die in möglichst vielen arischen Sprachen ihr Dasein fortführen. Je mehr Parallelformen, um so verbriefter und unwidersprochener die Herkunft aus der indogermanischen Urzeit. Welche Wörter sind das?

Bei Hirten und Ackerbauern, als welche wir uns das ungetrennte Indogermanenvolk vorzustellen haben, sind die Vorstellungen und Anschauungen beschränkt. Sie umfassen das Nächstliegende, das Sinnlichwahrnehmbare; abgezogene Begriffe liegen fern. Körpertheile, Hausthiere, die gewöhnlich vorkommenden wilden Thiere und einige Waldbäume, Verwandtschaftsnamen, ein kleiner Kreis von Zahlen — das sind Gruppen, die sich in mehr als einer indogermanischen Sprache wiederfinden. Kaum dürfte es ein Wort geben, das in allen bewahrt geblieben wäre; bald sind es indisch, persisch, griechisch, bald griechisch, lateinisch, deutsch, bald deutsch, littauisch, keltisch, bald auch andere, aus mehr oder weniger als drei Sprachen bestehende Zusammenstellungen. Deutsch Fuß, im Mittelalter vuoz, fuoz, gothisch fôtus, entspricht lateinisch ped- (Nominativ pes; wir geben hier

Digitized by Google

womöglich die Wurzeln), griechisch pod-, indisch pâd-. Das Vorhandensein derselben Wurzel im Indischen, Griechischen, Lateinischen und Deutschen erbringt den überwältigenden Beweis, daß alle vier aus derselben Quelle geschöpft sind, daß es sich also um Urverwandte handelt. Wenig kommt darauf an, ob sie auch im Slawo-Littauischen, Keltischen und Persischen bezeugt sind oder nicht; noch viel weniger ist es von Belang, daß andere germanische Sprachen die parallelen Entwickelungen zeigen; so altnordisch fotr, angelsächsisch fot, englisch foot, altsächsisch fôt, niederländisch voet. Gleichgültig aber und für unseren Zweck ganz unwesentlich ist die Existenz der indogermanischen Wurzel pôd- im Französischen (pied), Italienischen (piede) und anderen, erst in jüngerer Zeit entstandenen secundären Sprachzweigen; sie kommen hier gar nicht in Betracht.

Als Beispiel der Verwandtschaftsnamen diene „Vater", althochdeutsch fater, gothisch fadar (neben atta) und altsächsisch fadar, altnordisch fadher, angelsächsisch faeder, niederländisch vader und vaar, lateinisch und griechisch pater, indisch pitr; Ableitung davon ist Vetter. Man bringt Vater mit sanskritisch pa = schützen in Verbindung, so daß es der Schützende hieße. Allein diese Erklärung steht ebenso wenig fest, wie Tochter = die Melkende und Mutter = die Zutheilerin. Näher läge es, Entstehung aus einem Naturlaut pa anzunehmen; schon bei Homer kommt Pappa vor; von einer Entlehnung unseres Papa aus dem Französischen kann also keine Rede sein.

Auch die gewöhnlichen Waldbäume haben vorgermanisches Alter. Der Buche entspricht lautlich angelsächsisch boc, buck, englisch beech, altnordisch bok, altslowenisch buky, lateinisch fagus, griechisch phegos oder phagos. Dieses bedeutet nun freilich „Eiche", was man aus dem Wechsel der Vegetation, der Aufeinanderfolge einer Eichen- und einer Buchenperiode erklärt. Auch sonst weicht die Bedeutung gerade bei uralten Erbwörtern ab, während die lautlichen Verhältnisse stimmen; z. B. bei den Farben. Von dem Gebrauch der Buchen als Schreibmaterial, worauf unser „Buchstabe" jetzt noch hinweist, kann hier nicht weiter gehandelt werden.

Wissen wir, welche Hausthiere bei Indern, Griechen, Italikern und Germanen heute noch urverwandte Bezeichnungen tragen, so kennen wir damit diejenigen Thiere, welche das indogermanische Urvolk zu zähmen und zu benutzen verstand. Es sind: Vieh, Kuh, Ochse, Schaf, Fohlen, Roß und Hund. Statt vieler diene das erste als Beispiel. Im frühen Mittelalter fihu, fehu, gothisch faihu (gesprochen fächu), angelsächsisch feoh, niederländisch vee, entspricht das germanische Wort dem lateinischen pecu, indisch paçu. Besonders interessant wird das Wort noch dadurch, daß es ein Licht wirft auf die Art des Handels bei den Ariern; Vieh diente anstatt des Geldes als Tauschmittel, und lateinisch pecunia, gothisch faihu, angelsächsisch feoh bedeutet neben „Vieh" geradezu Geld, Vermögen; das neuenglische fee hat sogar die ursprüngliche Bedeutung verloren und heißt nur noch so viel als „Lohn, Trinkgeld".

Von wilden Thieren lassen sich nur wenige, wie Wolf, Bär, Biber, Hase, Maus in mehr als einer indogermanischen Sprache zugleich nachweisen; von Vögeln Aar, Kranich. Bei Aar hat das Germanische die Bedeutung eingeschränkt; es bezeichnet eine ganz bestimmte Vogelart, während das urverwandte griechische ornis Vogel überhaupt meint.

Die Entstehung der Zahlen entzieht sich gänzlich unserer Beurtheilung. So viel ist sicher, daß ihrer ursprünglich sehr wenige waren, daß von zehn ab alle durch Zusammensetzung gebildet und daß bis 999 die Zahlen allen indogermanischen Völkern gemeinsam sind. Lateinisch decem, griechisch deka, deutsch zehn, indisch daçan entsprechen sich; es ist überflüssig, den Beweis auch für die anderen zu führen. Tausend dagegen scheinen die Einzelvölker jedes für sich gebildet zu haben; weiter als bis 999 konnte das Urvolk also nicht zählen, will man nicht annehmen, daß die Bezeichnung dafür verloren gegangen sei; griechisch chilioi, lateinisch mille. Uebrigens sind vielleicht schon Zahlen unter zehn Zusammensetzungen; bei acht, lateinisch und griechisch octo, altirisch ocht, sanskrit ashtan hat man das t der Endung für Ueberrest von zwei, griechisch dyo, sanskrit dva, englisch two gehalten, während der erste Bestandtheil „flache Hand" (vier Finger) sein soll. Diese Ansicht, die ich bei Weber in Berlin hörte, scheint sehr unsicher und wurde z. B. von Delbrück in Jena nicht getheilt.

Damit haben wir die urältesten Erbworte noch nicht erschöpft. Es treten hinzu die einfachsten Lebensäußerungen, einfache Thätigkeiten und Eigenschaften, wie stehen, gehen, decken; süß, voll, dürr, nackt; von moralischen Begriffen: lieben und hassen, Freund und Feind. Betrachten wir beispielsweise die gesperrt gedruckten.

Decken erscheint im Indischen als sthagami, littauisch stegti, lateinisch tegere; dem Substantiv Dach entspricht griechisch tegos, littauisch stogas, lateinisch toga. Dieses beweist, daß die ursprüngliche Bedeutung eine umfassendere war; das Deckende, Bedeckende überhaupt, sowohl an der Hütte wie am eigenen Körper. Lateinisch tugurium Hütte zeigt eine neben toga laufende Entwickelung. Gedackte Pfeifen, das Deck, die Decke, das Gedeck, der Deckhengst, Detective, Ziegel (von tegula), die Protection stammen alle von derselben indogermanischen Wurzel teg; im letzten Beispiel ist die geistige Bedeutung, der Schutz, überwiegend geworden. Englisch thatch heißt Strohdach.

Das Vorhandensein eines Wortes für decken, bedecken beweist, daß sowohl der Hütten- oder Häuserbau, als auch Kleidung bei dem Urvolke bekannt war. Unterstützt wird letzteres noch durch nackt, welches den Gegensatz des nicht Nackten, d. h. Bekleideten enthält; altslowenisch nagu, littauisch nugas, vielleicht auch lateinisch nudus, sicher indisch nagna stehen dem deutschen nackt (gothisch naquaths) zur Seite. Ursprünglich ist nackt Particip, wie auch zart, kalt, traut und andere auf -t.

Eine weitverzweigte Sippe hat der Begriff „lieben" erzeugt. Indisch priyas lieb, beliebt, von prî erfreuen, stimmt zu gothisch frija, wovon freis = frei, althochdeutsch frî, mittelhochdeutsch vrî. Das dazu gehörige Substantiv lautet im Gothischen frijathwa, angelsächsisch frigu = Liebe. Nimmt man an, daß die germanische Wurzel frî hegen, schonend behandeln bedeutet, so ergibt sich für frei = liebend, geliebt, geschont. So erklärt sich auch sanskrit priya als Gattin, auch Tochter; ebenso altsächsisch frî, angelsächsisch frêo Weib, und unser freien = als Weib heimführen. Von freien, gothisch frijôn, lautet das Particip Präsentis frijônds, althochdeutsch friunt, angelsächsisch freond, englisch friend, niederländisch vriend = der Liebende, der Freund. Die berühmte Schauspielerfamilie Devrient, die wir französisch auszusprechen gewohnt sind, trägt den holländischen Namen de vrient. Aehnlich ist Feind (gothisch fijands) = der Hassende gebildet. Eine Reihe anderer Ableitungen sind: Friede = Schonung, Zustand der Liebe; ferner Friedhof = eingehegter Ort, Ort der Schonung· Friedrich = Fürst der Liebe (gothisch Frithareiks), Freitag = Tag der Freia, der Göttin der Liebe, lateinisch dies Veneris. Erwähnt sei, daß Friede erst eine spätere Bildung des Germanischen ist. — Eine zweite Stufe der Sprachbildung trat ein nach der Spaltung des Urvolks. Die Germanen verloren einerseits manche alte Wurzel, andererseits bildeten sie, den Verlust zu decken, neue. Was jene betrifft, so genüge es, po (trinken) und do (geben) anzuführen, die beide in anderen indogermanischen Sprechen, z. B. dem Lateinischen und Griechischen, reich entwickelt erscheinen. Während von diesen keine Spur mehr bei uns erhalten ist, lassen sich von anderen solche noch verfolgen. Was ist z. B. Acker ursprünglich andres, als der Ort, wohin das Vieh getrieben wurde? Noch im vorigen Jahrhundert wird diese Bedeutung in der Schweiz bezeugt. Wie sich aber treiben zu Trift verhält, so lateinisch agere zu ager, griechisch agros, deutsch Acker; zugleich ein neuer Beweis für die Annahme, daß die Indogermanen früher ein Viehzucht treibendes als ackerbauendes Volk waren; Acker = Weideland nahm allmählich mit fortschreitender Cultur den Sinn „bebautes Feld" an.

Die Neubildungen betreffen meist ethische Begriffe, wie gut, arg, hold, treu, Ehe, oder religiöse Vorstellungen, wie Gott, Himmel, Hölle; den Indogermanen, als unge-

Digitized by Google

trenntem Volk, müssen diese Begriffe fremd gewesen sein; nur innerhalb der germanischen Sprachen finden sich Verwandte. Gegen den Beginn der christlichen Zeitrechnung setzt man den Abschluß dieser zweiten Periode, den Abschluß zugleich der Wanderung der Germanen und ihre Ansiedelung in dem von Kelten und anderen Völkern bewohnten Gebiet zwischen Weichsel, Alpen und Rhein.

Hiermit haben wir die Uebersicht über das Erbgut der Indogermanen und der Germanen beendet.

Der Hanf und das Silber führen uns auf die Stufe des Lehnguts; sind es doch die ältesten bezeugten Wörter, die dem Erbgut nicht angehören können. Aber woher stammen sie?

Im späteren Mittelalter hanef, hanf, im früheren hanaf, hanof lautend, fehlt die gothische Bezeichnung zufällig, die hanaps heißen würde. Dagegen zeigt das Angelsächsische die Form haenep, woraus sich englisch hemp entwickelt hat. Früher war man geneigt, den Hanf wie unzählige andere Wörter aus den klassischen Sprachen herzuleiten, mochten lautliche Verhältnisse und sachliche Bedenken noch so sehr dagegen sprechen. Was ersteres betrifft, so gibt es kein Beispiel, daß ein Lehnwort aus dem Griechischen oder Lateinischen die Lautverschiebung vollständig erlitten hätte; aus griechisch kannabis, lateinisch cannabis kann Hanf sich nicht gebildet haben. Gerade diese Lautverschiebung beweist ferner, daß das Wort bei den Germanen schon im 2. Jahrhundert v. Chr. eingebürgert war. Die Griechen lernten den Hanf erst zu Herodot's Zeit kennen; er stammt aus der Gegend des Kaspischen Sees, wo er noch jetzt üppig wuchern soll. Auf ihrem Durchzuge durch Südrußland mögen die Germanen Pflanze und Wort kennen gelernt haben, und zwar von demselben Volk wie die Griechen; auch bei diesen ist kannabis Lehnwort. Eine ähnliche, freilich auch nicht schlagende Beweisführung verlangt das Silber. Wir treten jetzt in historische Zeiten ein und haben sicheren Boden unter den Füßen.

Cäsar erwähnt in seinen Memoiren über den Krieg in Gallien einmal einen „ambactus" = Dienstmann. Ein römisches Wort ist das nicht; und gegen den germanischen Ursprung spricht das Zeugniß des Festus: „ambactus lingua gallica servus appellatur", ambactus heißt in gallischer Sprache Diener. Es ist in alle germanischen Sprachen übergegangen und begegnet z. B. im Gothischen als andbahts, im Althochdeutschen als ambaht, im Altsächsischen als ambahtman, im Angelsächsischen als ambiht; ähnlich lautet die Bezeichnung für das Abstractum „der Dienst". Im späteren Mittelalter erscheint es stark zusammengezogen: ammet, und in neuerer Zeit ist es gar einsilbig geworden: Amt, wovon Ableitungen wie Amtmann, Ammann (in der Schweiz), Beamter, amtiren. In den romanischen Sprachen hat das altkeltische ambactus eine andere Entwickelung genommen; italienisch ambasciatore der Gesandte, ambasciata Gesandtschaft, Auftrag; französisch ambassadeur, ambassade.

Obwohl im Sprachbewußtsein weit auseinander gehalten, verrathen sich die sämmtlichen Ableitungen als verwandt, und auch in der Bedeutung hat trotz der zwei Jahrtausende kein großer Wandel stattgefunden; die Grundbedeutung beauftragt, gesandt, geschickt läßt sich deutlich erkennen.

Das zweite Wort, das unser Sprachschatz keltischem Einfluß in vorchristlicher Zeit verdankt, ist Reich, reich. Mittelhochdeutsches rîche, althochdeutsches rîhhi, entsprechend gothischem reiki, angelsächsischem rîce, bedeutet Reich, Land, aber auch Reichsoberhaupt, Herrscher. In Eigennamen wie Friedrich (= Friedensfürst) und anderen lebt die zweite Bedeutung fort. Zu Grunde liegt keltisches rîg = Herrscher, das im lateinischen rex (reg-is) und im sanskritischen râjan = König Urverwandte hat. Allen diesen wäre vorauszusetzen die indogermanische Wurzel reg, als deren directe Ableitungen auch unser recht, gerecht, richtig gelten müssen. Jenes oben erwähnte Reich aber hat das Adjectiv reich erzeugt, das ursprünglich königlich, mächtig bedeutet; so noch im Nibelungenliede, wo Günther als „rîcher künec" bezeichnet wird. Aus dem Germanischen (gothisch reiks) schöpfte das Romanische; italienisch ricco, französisch riche. Englisch rich dagegen stammt aus erster Quelle gleich dem Deutschen.

Das sind die beiden einzigen nachgewiesenen Entlehnungen aus dem Keltischen; abgesehen haben wir hier von späteren, durch Vermittelung anderer Sprachen geschehenen Entlehnungen; abgesehen ferner auch von Gebirgs-, Fluß- und Ortsnamen, wie Taunus, Main, Rhein, Worms, die uns die Kelten hinterließen, als sie uns die Rheingegend preisgaben.

Es ist bezeichnend, daß Kaiser und Reich, die Mittelpunkte des mittelalterlichen Lebens und der Hauptinteressen außer dem Papstthum, beides nichtdeutsche Wörter sind. Wie dieses keltischen, ist jenes römischen Ursprungs, wie ja auch die Sache selber als römisch galten muß: Heiliges römisches Reich! Der größte römische Feldherr Caesar, griechisch kaisar, gab die Bezeichnung für die höchste weltliche Würde her. Im frühen Mittelalter keisar, im späteren keiser, wurde unter Maximilian I. das ei in ai verwandelt, nach der Schreibung der bayerisch-österreichischen Kanzlei; die Angelsachsen sagten cāsêre. Eigenthümlich ist es, daß die Romanen, die doch dem Latinismus viel näher stehen, keinen Caesar kennen; sie haben „imperator" zum Ausgangspunkt ihrer Bildungen genommen; französisch z. B. empereur. Auch die Engländer haben keiser, das noch bei Chaucer vorkommt, in der Neuzeit gegen emperor umgetauscht; die Slawen dagegen nahmen durch deutsche Vermittelung Caesar an; russisch verkürzt zu Car oder Czar. Unser Karl der Große hat den Slawen übrigens die Bezeichnung für König geliehen; russisch koroli, altslowenisch kralji, littauisch karalius ist unser Karl oder Kerl.

Verdanken wir so einen Ausdruck für König den Kelten, so schenkte uns das Römerreich den Kaiser, und es ist gewiß kein Zufall, daß dies das erste nachweisbare lateinische Lehnwort in deutscher Sprache überhaupt ist. Das Herrschervolk gibt als erstes Geschenk den Caesar, und 2000 Jahre später ist uns Neudeutschen der Kaiser noch ebenso hoch und hehr als jenen Völkern der Vorzeit.

Damit sind wir eingetreten in die Periode der näheren Berührung der Deutschen und Römer. Flossen bisher die Lehnwörter sehr spärlich — wir konnten erst fünf aufzählen —, so ergießt sich jetzt ein Strom von Italien nach Nordeuropa. Nie empfand ein Volk die überlegene Cultur eines anderen so stark und so tief als unsere Vorfahren diejenige der Römer! Vergebliche Mühe wäre es, das Material hier nur annähernd vollständig zusammenzutragen; nur andeuten läßt sich Art und Menge der Entlehnungen. Die römische Baukunst brachte uns Wörter wie Mauer, Kammmer, Pfeiler, Söller, Ziegel; die römische Verkehrs- und Handelssprache: Straße, Meile, Kiste, Sack, Pfund, Münze; der römische Garten-, Obst- und Weinbau Wörter wie Pflanze, Pflaume, Pfirsich, Rettig, Kohl, Wein, Kelter, Most; die römische Kochkunst: Koch, Küche, Kessel, Schüssel. Die eindringenden Wörter verdrängten entweder deutsche oder sie traten in Lücken, wo nichts war. Letzteres ist der Fall mit den südlichen Pflanzen, die die Römer nach Dentschland brachten, z. B. die Obstbäume und den Wein; nur ein einziger Obstbaum, der Apfel, scheint einen deutschen Namen zu haben, und selbst dieser ist der Entlehnung verdächtig. Aber die Germanen ließen auch alte, einheimische Wörter in Vergessenheit gerathen über den fremden, modischen; so wurden Spiegel und Tafel von Rom, Tisch von Griechenland eingeführt (speculum, tabula, diskus). Im Englischen hat dish sich noch weiter von der ursprünglichen Bedeutung „Scheibe" entfernt; es bezeichnet das in der Scheibe oder Schüssel Befindliche: das Gericht.

Mit Einführung des Christenthums nahm die Entlehnung römischer und griechischer Wörter immer an Ausdehnung zu. Fast alle Ausdrücke der Kirche und Schule, des Schreibens und Lebens, kurz alles Geistigen, Wissenschaftlichen sind, wie bei anderen europäischen Völkern, so auch bei uns Lehngut, das im 10. und 11. Jahrhundert schon als eingebürgert gelten kann.

Den lateinischen Einfluß löst von jener Zeit an der französische ab; das erste nachweisbare französische Lehnwort

Digitized by Google

ist — fein! Ist das Zufall oder hat es eine tiefere Bedeutung? Ihm folgen andere höfische und kriegerische Wörter, wie Soldat, Palast, Turnier, Manier, Abenteuer, Lanze. Latein und Französisch stürmen seit zwei oder einem Jahrtausend auf unsere Sprache ein; bald hat dieses, bald jenes größeren Einfluß; und nur allzuwillig haben wir uns beiden stets hingegeben. Im 16. Jahrhundert überwog lateinischer Einfluß, im 17. und 18. französischer; im 19. sind beide vielleicht gleich stark; nur kommen noch eine ganze Reihe Sprachen hinzu, und es ist fast ein Wunder zu nennen, daß die deutsche Sprache noch besteht. Das Erbgut hat sich bisher stärker erwiesen als alles Lehngut; es bildet immer noch die Grundmauern des Sprachpalastes; das Lehngut dient nur als Schmuck, Zierrath. Sorgen wir dafür, daß es den stolzen Bau nicht überwuchere, entstelle, unsichtbar mache; streben wir danach, den Spruch zu beherzigen, der nirgends besser paßt als gerade hier:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!

Skeptische Politik in Frankreich.

Von Ludwig Jacobowski.

Die gute, alte aristotelische Eintheilung der Staatsformen hat noch heute ihren vollen Werth in der Geschichte behalten. Noch immer gelten die monarchischen, aristokratischen und demokratischen Staaten als die einzig möglichen Modificationen des Staatslebens. Der Verfechter des einen Staatsprinzips schwört auf die „absolute" Bedeutung der von ihm geschätzten Staatsform, die Verfechter der anderen nehmen den gleichen „absoluten" Werth für die anderen Staatsformen in Anspruch. So lange sich diese Kämpfe auf dem dürren Boden der Theorie abspielen, haben sie nur für den Staatsphilosophen eine mehr oder minder starke Bedeutung. Aber die Politik ist nicht nur eine Wissenschaft, die in Büchern ihre Schlachten schlägt, sondern die Millionen Menschen, die gestorben, die Ströme Blutes, die in Jahrtausenden geflossen, beweisen, daß sie nach „blutvollem" Leben ringt, daß sie ihre Theorien mit unvergleichlicher Gewalt in die Wirklichkeit zu übertragen sucht.

Ja, wer die Wahrheit finden könnte in diesem Labyrinth! Wer da sagen könnte, welche Staatsform am reinsten und meisten Menschenglück auf Erden verbreiten kann! Aber Niemand wagt die Entscheidung so zu treffen, daß der Widerspruch der Gegner vor der siegreichen Gewalt der Argumente schweigt. Ein Jahrhundert gibt eine andere Antwort als das zweite, ein Land gibt in derselben Zeit eine andere als sein Nachbarland, ein Stamm trifft eine andere Entscheidung als ein ihm befreundeter oder befeindeter, ein Erdtheil hat eine andere Antwort als die anderen u. s. f.

Europa wird seit Jahrhunderten von dem monarchischen Staatsideal geleitet. Mit geringen Ausnahmen repräsentirt der an Culturarbeit fortgeschrittenste Erdtheil das monarchische Element der Erde. Aber mit den beiden Ausnahmen: Schweiz und Frankreich! Namentlich ist Frankreich durch seinen republikanischen Elan das Schmerzenskind der guten Mutter Europa. In keinem Lande sind die republikanischen Ideale Rom's mit so enthusiastischer Vorliebe gehegt und gepflegt worden. Von Montesquieu an, der mit leiser Melancholie den Ursachen über den Verfall der Römergröße nachspürte, von „Gracchus" Babeuf an bis zum zeitgenössischen Frankreich ist der Cultus der römischen Republik wach geblieben, und Robespierre, als er behauptete, die „Tugend sei stets in der Minorität auf Erden", und Thiers, als er sich Napoleon III. männlich widersetzte, da glaubten beide im Namen der „römischen Tugend" gesprochen zu haben.

Da ist es charakteristisch, wenn mitten aus dem republikanischen Lager heraus sich eine Stimme bemerkbar macht, welche den ganzen Republikanismus für einen politischen Sophismus ersten Ranges erklärt. Charles Benoist, der bekannte Verfasser von „L'Etat et l'Eglise", „La politique du roi Charles V." u. s. f., veröffentlichte soeben im Verlage von Perrin & Co. seine „Sophismes politiques de ce temps". Sein Werk geht weit über den Rahmen einer kritischen Studie über die Regierungsformen und -prinzipien hinaus; es ist eine ungemein geistreiche Analyse einer durch und durch — skeptischen Politik.

Nicht nur in der Kunst ist „alles eitel". Benoist weist nach, daß auch in der Politik keine absoluten Werthe und Wahrheiten zu finden sind, daß alles nur schwankende und wankende Relation ist. Er befürchtet, daß seine Ideen in seinem eigenen republikanischen Lager als unerhört verschrieen werden. Und doch will er selbst nichts weiter als einige Ketzereien des republikanischen Katechismus und ein paar Sophismen in der republikanischen Dialektik aufdecken, trotzdem er sich selber Republikaner aus Ueberzeugung nennt.

Bentham ist eine Art Vorläufer von Benoist. Während ersterer aber nur einzelne parlamentarische Sophismen analysirte, will Benoist das ganze Gewebe der politischen Theorien bloßlegen, welche irrige politische Meinungen erzeugen. Zuerst widerlegt er die Folgerung aus der aristotelischen Eintheilung, daß es eine reine Monarchie und eine reine („absolute") Demokratie geben könnte. Darin begegnet er sich mit dem Nationalökonomen Roscher, der auch behauptet: „Die einzelnen Elemente des Staats kann die Wissenschaft mit voller Schärfe in monarchische, aristokratische und demokratische eintheilen; daß aber in der Wirklichkeit ein ganzer Staat aus bloß monarchischen, bloß aristokratischen oder bloß demokratischen Elementen bestanden hätte, davon ist mir wenigstens kein Beispiel vorgekommen."

Einen zweiten Sophismus, der echt französisch ist, erblickt Benoist darin, daß man alle „Tugenden" nur der demokratischen Regierungsform zuschreibt. Montesquieu hatte in seinem „Geist der Gesetze" würdevoll behauptet, in einem demokratischen Staate bedürfe man eines „Ressorts, das weniger in der Monarchie zu finden sei, nämlich der — Tugend! Dieses Wort, halb mißverstandenes Römerthum, halb allzu gut verstandenes Rousseauthum, besticht mit seinem Glanze das ganze republikanische Frankreich. Und doch zerpflückt es der unbarmherzige Skeptizismus Benoist's, dieses politischen Analytikers, und nennt es boshaft das „letzte Hülfsmittel der Redner, die nichts mehr zu sagen wissen". In der That, die besten Beispiele dafür gibt ihm die Geschichte seines eigenen Landes. Wie schrieb doch Heine 1849 von den Franzosen: „Die Republik ist nichts weiter als ein Namenswechsel, ein revolutionärer Titel. Wie könnte sich diese corrupte, weichliche Gesellschaft so schnell verwandeln? Geld machen, Aemter erhaschen, vierspännig fahren, eine Theaterloge besitzen, aus einem Vergnügen in's andere jagen, war bisher ihr Ideal. Wo hätten diese Menschen ihren Vorrath von bürgerlichen Tugenden bisher so sorgfältig versteckt?"

Ebenso schlimm wie die „demokratische Tugend" kommen bei Benoist die Schlagworte der Jahre der großen Revolution weg, die schon zu heiligen Fetischen versteint sind. „Menschenrechte, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit," Worte, welche die Herzen von Millionen einst höher schlagen ließen, zerpflückt ein Urenkel dieser revolutionären Generation mit der lächelnden Miene eines Jongleurs, der sich seiner eigenen Kunststücke freut. Die Erklärung der Menschenrechte, einst das Entzücken des ganzen rationalistisch gesinnten Europas, ist ihm ein einziger Irrthum, ein „Mißtrauensvotum gegen die Vergangenheit, ein Protest, ein Kriegsruf", aber kein Regierungsprogramm — im Gegentheil, diese berühmte Erklärung der Menschenrechte enthält nach seiner geistvollen Auseinandersetzung die energischsten Keime zur — Anarchie. Der Begriff der Freiheit, wie ihn die Republik vertritt, dieses „ewige Naturrecht", ist ihm eine metaphysische Null, der Ausdruck einer lächerlichen Phraseologie. Die Revolution des vorigen Jahrhunderts decretirte: „Die Freiheit hat zum Prinzip die Natur (Was ist das? fragt Benoist), zur Regel die Gerechtigkeit (Was ist das? fragt Benoist), zum Schutz das Gesetz." (Bloß zum Schutz? fragt Benoist.) So hängt sich der Skeptizismus dieses furchtlosen Franzosen wie ein Bleigewicht an alle Phrasen und Formeln,

Digitized by Google

an alle Schlagworte und Prinzipien des Demokratismus. Gerade im Gesetze, diesem Phantom der Revolution, erblickt Benoist mit Recht eine Schwächung der persönlichen Freiheit. Mit Bentham sagt er: „Was die Beherrscher der Menschen nicht zu wissen scheinen, ist, daß alle Rechte auf Kosten der Freiheit fixirt sind!“ Deshalb kann keine Regierung auf „Freiheit“ basirt sein, jede Regierung ist die Negation der Freiheit, dieser „alten Guitarre, auf der man unaufhörlich in Frankreich alte Arien spielt!“ . . .

Schlimmer noch erscheint ihm der Sophismus von der Gleichheit. Er lächelt über die Phrase, die französische Parlamentarier so oft gebraucht haben: „Das Volk dürstet nach Gleichheit.“ „Ach nein,“ sagt Benoist. Und wie die römischen Imperatoren, die dem Volke „panem et circenses“ boten, wie Napoleon mit seiner kalten Verachtung der Volksmasse, so sagt auch er, daß das Volk Zerstreuung und Abwechselung liebt, Titel, Ordensbänder u. a. m., d. h. Zeichen, welche ein Individuum vor dem anderen auszeichnen und abheben, also ungleich machen! In den drei Republiken der Welt, Nordamerika, Schweiz und Frankreich lieben Alle das Geld (Benoist nimmt die Franzosen aus; denken Sie an Panama, Monsieur!), der Franzose liebt dazu noch Titel und Würden. Und Geld, Titel und Würden schaffen doch nur Ungleichheit, vernichten sie aber nicht! Zumal bei den Franzosen, dieser hierarchischen Rasse aus Instinkt! Deshalb ist ihm die Ungleichheit ein durchaus lobenswürdiges Regierungsprinzip. Hat ihm doch Herbert Spencer, der große Soziologe, bewiesen, daß nur durch Differenzirung, d. h. durch Ungleichheit und Vertheilung der Arbeit innerhalb eines kleinen Gemeinwesens, eine günstige Entwickelung erzielt werden kann.

Die „Brüderlichkeit“ der französischen Revolution schlägt Benoist durch die Selectionstheorie Darwins auf etwas dilettantische Weise aus dem Felde, ohne den Namen dieses großen Briten zu nennen. Gewiß, gibt er zu, sei auf dem Prinzip der Brüderlichkeit eine Religionsgemeinschaft zu gründen, aber keine Regierung. Dieser Angriff auf die Brüderlichkeit ist aber nur das Präludium zu dem großen Angriff, der sich direct gegen das Herz der Republik richtet, gegen die „Souveränität des Volkes“. Mit einer gewissen „diabolischen“ Freude wendet sich Benoist gegen dieses Fundamentaldogma der Politik der Neuzeit. Aus der Anschauung, daß die Majorität eines Volkes die Wahrheit besitzt, daß es souverän ist, ist die parlamentarische Regierungsform mit seinen zahlreichen Wahlsystemen entstanden. Zerstört der Skeptizismus Benoist diese Voraussetzungen, dann ist er am Ende aller Regierungsformen angelangt, wo er mit seinem großen Vorläufer, dem Skeptiker Montaigne sagen kann: „Que sais-je?“ Was weiß ich? —

Deshalb ist Benoist hier sehr vorsichtig. Er will die Souveränität des Volkes corrigiren, nicht aufheben. So wendet er sich gegen alle Scheinerklärungen des Wortes „Souveränität“; er läßt die Constituante vom Jahre 1795 sprechen, die Constitution vom Jahre 1848 aufmarschiren, Lamartine gegen Rousseau eifern u. s. f., und bei den inneren Widersprüchen dieser verschiedenen Erklärungen schüttelt er vergnügt den Kopf und constatirt, daß die Idee der Souveränität an und für sich falsch, veraltet und unnütz ist. Damit hat er bereits einen Schlag gegen das große Palladium des allgemeinen Wahlrechts gethan. Ihm folgen andere, welche alltäglicher Natur sind, z. B. daß Frauen und Kinder vom „allgemeinen“ Wahlrecht ausgeschlossen sind, daß ein großer Theil des Volkes zu unwissend ist, um in wichtigen politischen Fragen mitsprechen zu können u. a. m. Diese Gründe erscheinen Benoist so überzeugend, daß er mit Napoleon III. sagt: „Das allgemeine Wahlrecht ist eine Dummheit, die aber die Runde um die Welt machen wird.“ Nächst dem Wahlrecht bedarf das parlamentarische System einer gründlichen Erneuerung. Die Art und Weise, wie Gesetze mechanisch angenommen, die wichtigsten unerhört schnell „durchgepeitscht“ werden, wie private Interessen die großen politischen Interessen verdrängen, wie ein ungeheurer Berg von Gesetzen sich aufthürmt, die modificirt und theilweise wieder abgeschafft werden, all das ist ihm ein Beweis, daß die Parlamentsmaschine sehr verbesserungsfähig ist. Nicht minder aber das Material derselben, das Volk der Franzosen! Offen gesteht Benoist ein, daß vom Auftreten der französischen Nation in der Geschichte an bis zur Gegenwart, in Frankreich mit dem öffentlichen Wort Mißbrauch getrieben worden ist! „Wir sind,“ sagt er, „im Grunde Barbaren geblieben, welche die langen, unnützen Reden lieben und mit Händeklatschen den Flötenspielern folgen.“

Nun, Benoist beweist, daß er „den Flötenspielern nicht folgt.“ Er hat den Muth, eine eigene Meinung zu besitzen, er hat den Muth, sie auch auszusprechen. Aber sein Buch machte den Eindruck eines großen Trümmerhaufens, auf dem ein skeptischer Franzose hockt, wenn er nicht positive Vorschläge gemacht hätte. Freilich gibt er mehr Winke als Vorschläge, weil er diese sich für ein neues Werk vorbehält. Auch er, der Skeptiker der Politik, geht von einem — Prinzip aus (Montaigne würde ihn dafür lachend bei den Ohren fassen), obschon Skeptizismus als einziges Prinzip die Prinziplosigkeit besitzt. „Das Leben“, das „nationale Leben“ fördern, das ist der Ausgangspunkt, der Zweck und das Ende der von ihm angestrebten Regierungsform. Unzweifelhaft erscheint ihm die Demokratie als für Frankreich am besten passend; wenn er aber alles in ihr fördern will, was am meisten sich dem gegenwärtigen Zustand der französischen Nation anschließt, wenn er die freie Concurrenz für das Wesen des „nationalen Lebens“ erklärt, so ist damit nichts Positives gegeben, sondern ein Wort durch ein anderes ersetzt. Was ist „nationales Leben“? — Klarer ist sein Vorschlag betreffs Erneuerung des politischen Lebens. Guizot schließt er sich an, der gesagt hat: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk!“ Das Stimmrecht des Einzelnen will er zu Gunsten eines Plural-Stimmrechts abgeschafft wissen; dieses wird den Minoritäten, welche nach Ibsen und Nietzsche immer die Wahrheit besitzen sollen, mehr gerecht, als es das allgemeine Stimmrecht ist. Dieses Plural-Stimmrecht wird den localen Vereinigungen gegeben, welche ihrerseits Deputirte zu entsenden haben. Auf diese Art hofft Benoist, wird der zukünftige Senat ein Abbild des gesammten nationalen Lebens sein.

Gewiß steckt viel Unklarheit in diesem Programm. Aber das Buch selber ist trotzdem als ein Symptom der Gesundung zu begrüßen, welche das politische Leben Frankreichs so lange entbehrt hat. Nicht ohne Besorgniß scheint Benoist sein Werk herausgegeben zu haben. An mehreren Stellen klingt sie vernehmbar hindurch. Kennt er doch seine Landsleute allzu gut! „Sie sind im Grunde Barbaren geblieben, welche die langen, unnützen Reden lieben, und mit Händeklatschen den Flötenspielern folgen . . .“ Und Benoist hat doch kein Flötenspieler sein wollen!

Die Entwickelungsgeschichte der Sozialidee.

Von Conrad Dohany.

Die wirthschaftlichen Aufgaben des Einzelnen, wie des Staates, wurden erst spät als Gegenstand der Wissenschaft anerkannt und bearbeitet. Denn nur diejenigen Dinge im Leben wurden stets der Geistesarbeit werth erachtet, welche in irgend einem Sinne einen höheren, erstrebenswerthen Endzweck ahnen ließen. In den Fragen des Erwerbslebens jedoch konnte eine solche Bedeutung anfänglich weder erkannt noch geglaubt werden, sie wurden besterdings als nothwendiges Uebel angesehen, und erschienen der wahren, hohen, menschlichen Bemühung und Bestimmung nicht würdig. Es bestand deshalb auch zu jener Zeit im Allgemeinen die sittliche Auffassung, daß den materiellen Zwecken nur im dringendsten Maße zu dienen sei, um alles Schaffen und Streben den eigentlichen Menschheitszwecken widmen zu können. Bekannt sind ja auch jene ergreifenden Gestalten aus dem klassischen Alterthume, welche in hochedelstem Eifer und voller Aufopferung für das Ideale, Beweise von Entsagung und Enthaltsamkeit glaubten üben zu sollen — wie Diogenes — welche ein beispielloses Zeugniß menschlicher Selbstverleugnung darstellen.

Digitized by Google

Der erhoffte glückliche Zustand des Menschengeschlechtes ist aber doch nicht eingetreten bei all diesen höchsten und schönsten Ideen. Und je weiter in dieser Auffassung fortgeschritten wurde, desto entschiedener ist stets ein innerer Widerspruch fühlbar geworden. Darüber täuschten sich die Philosophen der alten Zeit auch nicht; denn manche schwermüthige Untersuchung haben sie angesichts dieser ihnen unbegreiflichen Erscheinung angestellt, wenn sie auch keine Erklärung noch zu finden wußten. Die heutige Wissenschaft befindet sich nun nach den großen Lehrjahren weltgeschichtlicher Erfahrung darüber in keinem Zweifel mehr. Es zeigte sich nämlich unwiderleglich, daß in dem Besitze irdischer Güter auch eine gewisse ideale Bedeutung gelegen sei, und daß die Ermangelung solcher Güter den Fortschritt daher auch erschweren oder gar unmöglich machen könne. Diese neu entdeckte problematische Eigenschaft der materiellen Dinge hat eine wahre Geistesrevolution hervorgerufen, denn es traten nun zwei Weltanschauungen einander gegenüber, welche die größten Menschenopfer durch ihre beiderseitigen Irrthümer und Verblendungen forderten.

Die Alten behaupteten weiter, daß das ideale Streben des Menschen besseres Theil sei. Es könne nicht begriffen werden, daß das hab- und genußsüchtige Treiben, durch welches die unedelsten und verächtlichsten Leidenschaften zumeist hervorgerufen werden für die Entwickelung der Cultur nützlich oder gar nothwendig sei. Die entgegengesetzte Richtung hingegen deutete mit teuflischem Triumph auf die Hülflosigkeit und Unzulänglichkeit der Idealisten im Leben der Wirklichkeit.

Durch die weltbewegenden Ereignisse, die diese sich bekämpfenden Ideen hervorriefen, ist die moderne Forschung allmählich in der Erkenntniß dieser Probleme weiter gelangt. Es zeigte sich nämlich in Wahrheit, daß den irdischen Gütern eine hohe moralische und intellectuelle Wirkungsfähigkeit verliehen sei, daß diese daher gleichfalls, wie jedes andere Geistesmittel, berufen seien, den Zwecken der Menschheit zu dienen. Demnach sei es sowohl Recht als Pflicht jedes Menschen, nach Erwerb und Besitz zu streben, um seine Entwickelung herbeiführen zu können. Aber es wurde auch erkannt, daß die Gesammtheit dieses Streben niemals ganz in dem vorgezeichneten Sinne und um des schönen Zweckes willen gepflegt hat. Es artete immer bald in einen lüsternen Kampf um gleißenden Besitz selbst aus. Die wahre Bestimmung des Erwerbslebens war also nur stets verkannt worden. Die besseren oder höheren Naturen glaubten daher ein solches Streben, dessen häßliche Seite sie meistens nur sahen, verschmähen zu müssen und zu können und warnten auch ihre Mitmenschen davor. Und am allerwenigsten hätten sie es noch für richtig erachten können, den Besitzlosen zu einem solchen Streben aus Gründen der Liebe und Gerechtigkeit noch zu verhelfen.

Denn betrachtet man kritisch die Ursache des wechselnden Glückes der sozialen Bewegung aller Zeiten, dann ist wohl zu erkennen, daß diejenigen wirthschaftlichen Forderungen, welche zum Dienste der Intelligenz erhoben wurden, theils erfüllt werden mußten oder immer siegreicher sich behaupten, während die nur auf Gewinn von Hab und Gut gerichteten Bestrebungen trotz angewandter Gewaltsmittel keine Idee der Zukunft darstellen.

In dem großen Vornehmen, die soziale Geschichte des 19. Jahrhunderts zu bearbeiten, hat Prof. Warschauer nun eine Studie über die beiden ersten Vertreter der sozialen Reform Saint Simon und Fourier veröffentlicht. In dieser wissenschaftlichen Ausarbeitung ist gezeigt, daß, als nach der großen französischen Revolution die Verkehrsmittel sich erleichterten und vereinfachten und die wirthschaftliche Betriebsamkeit frei und uneingeschränkt sich entfalten konnte, allmählich erkannt wurde, welch hoher Culturfactor die wirthschaftlichen Güter zugleich sind. Die Erscheinung, daß wohlhabende Völker wie Einzelpersonen gleichzeitig auch in der Intelligenz entwickelter sich erwiesen, während die Mittellosen zurückgeblieben waren, führte bald dazu, wissenschaftlich den Werth und die Wirkung der wirthschaftlichen Fragen für die Menschheitszwecke zu ergründen. Daß also die wirthschaftlichen Interessen auch eine hohe erziehliche Bedeutung in sich bergen, davon war man nun überzeugt und fühlte sich verpflichtet, dieselben gleichfalls als eine Frage der Cultur zu beachten und zu behandeln. Aber über Umfang, Maß und Ziel dieser neuentdeckten Idee konnte man anfangs gewiß noch nicht klar sein, nachdem wir doch noch heute in dieser Sache den verwickeltsten Erscheinungen gegenüber uns befinden. In dem heißen Drange nun, der unschuldig leidenden Menschheit rasch zu helfen, wurden daher die verzweifeltsten, abenteuerlichsten und geistlosesten Vorschläge und Behauptungen gemacht, welche aber der Menschheit das erstrebenswerthe Heil nicht brachten, weil sie Wahres mit Unwahrem, Richtiges mit Unrichtigem vereinten, die Natur aber niemals Vergewaltigung duldet, sondern stets ihre eigenen hohen Gesetze unerbittlich fordert und zur Geltung bringt. Die Träger dieser erfolglosen Systeme stellen die ergreifendsten Opferbilder in der Entwickelungsgeschichte dar. Da sie über ihre begangenen entschuldbaren Irrthümer nicht aufgeklärt wurden, hielten einige mit übermenschlichem Trotz die Richtigkeit ihrer Idee aufrecht, bei aller Vernachlässigung und Demüthigung durch die Gesammtheit; andere wieder verloren den Glauben an das mögliche Glück der Menschheit überhaupt. Sie wußten nicht, daß sie dennoch zu einer großen Sache beigetragen haben und daß nicht die Grundidee an sich, sondern nur die Art ihrer Ausführung fehlerhaft sei. Saint Simon, der Sprößling eines erlauchten französischen Adelsgeschlechtes, war der Erste, welcher die neu offenbarten Ideen praktisch ausgestalten wollte. Er verlangte die Uebertragung der Regierungsgewalt an diejenigen, die durch Arbeit und Wissenschaft die menschliche Gesittung fördern und die Entfernung des Adels und des Klerus. Er forderte die Einführung eines Dreikammersystems, in welchem nur Gelehrte, Künstler, Fabrikanten, Industrielle und Arbeiter über alle Fragen der Verwaltung berathen und entscheiden sollten. Er hoffte, daß eine solche aus allen Berufsständen zusammengesetzte Obrigkeit jedem Individuum verhelfen könne, seine Zwecke zu erreichen und zu erfüllen. Bemerkenswerth ist auch, daß Saint Simon diesen Zustand nicht nur mit der Monarchie und dem Christenthum vereinbar, sondern diese beiden für nothwendig und nützlich hielt. Er meinte nämlich, daß die von ihm gelehrte höchste Gerechtigkeit und gleiche Liebe für alle Menschen doch auch das vornehmste Gebot der Religion sei, und ferner, daß eine Monarchie auf einem solchen Fundamente am besten gegründet sei.

Saint Simon forderte natürlich sofortige Umgestaltung und glaubte mit einem Zauberschlage das glückliche Zeitalter schaffen zu können. Nun konnte ihm die große Enttäuschung nicht erspart bleiben. Er, als erster Reformator hatte das langsame Gesetz der Entwickelung noch nicht aus der Erfahrung wissen können oder in dem berauschenden Jubel über das neue Heil es ganz übersehen. Die gesammte Menschheit hätte unmöglich die Reife und Fähigkeit beweisen können, aus der gewordenen bestehenden Entwickelungsphase in ganz neue veränderte Verhältnisse unvermittelt überzutreten, selbst wenn diese neuen Dinge wirklich die besten und glücklichsten gewesen wären, was schließlich auch noch nicht endgültig und unbedingt bewiesen ist. Eine allmähliche und allseitige Fort- und Umbildung ist der Werdegang alles materiellen und geistigen Seins. Die Menge stand ihm daher verständnißlos und ungläubig gegenüber. Er aber beharrte auf seiner Sache, denn er konnte begreiflicher Weise nicht glauben, daß seine aus edelstem und besten Gefühle hervorgegangenen Ideen eine Thorheit oder eine Schlechtigkeit wären. Endlich stand er ganz allein und gerieth in eine solche Verlassenheit, daß die größte Lebensnoth über ihn kam. Er, welcher die höchsten militärischen und staatlichen Würden einst bekleidete, mußte im höchsten Alter Unterstützungsgesuche an seine ehemaligen Freunde wie Talleyrand, Cuvier, Carnot richten, welche mit den Worten beginnen: „Monsieur, soyez mon sauveur, je meurs de faim.

Das Auftreten Saint Simon's und die stets wachsende Unzufriedenheit hatte aber bei der leidenschaftlichen Menschennatur zur Folge, daß der Wahn sich nur steigerte und eine vernunftmäßige Besonnenheit immer weniger beachtet wurde. Es erschienen Enfantin und Bazard, welche bereits den ver-

Digitized by Google

zweifelten Plan faßten, die Gesellschaft mit Gewalt zu den von ihnen gebotenen neuen Wohlthaten zu zwingen, da sie diese freiwillig nicht annehmen wollten. Sie forderten Abschaffung des Erbrechtes mit der Bestimmung, daß der Staat alle angesammelten Güter zu übernehmen habe, um damit die Bürger nach Verdienst zu belohnen. Es werde dann nicht mehr der Zufall der Geburt, sondern die persönliche Leistung über Besitz und Vermögen entscheiden. In diesen Auffassungen allein ist bereits zu erkennen, daß die Nachfolger nur noch verblendeter waren als der Urheber. Sie entfernten sich immer verhängnißvoller von der ursprünglichen Auffassung des sozialen Zweckes. Indem sie Recht und Pflicht des Einzelnen sichern wollten, hoben sie die hierzu so nothwendige und förderliche Freiheit auf. Nachdem diese Begriffe aber zu den ewig bestehenden Schöpfungsgesetzen nicht stimmen konnten, war es nun auch nothwendig, den Kosmos umzuschaffen, nach ihrer eigenen Weisheit. Daher kommt es, daß diese Nationalökonomen auch neue philosophische Weltsysteme zugleich hervorbrachten und sich mit Fragen und Problemen befaßten, die zu der eigentlichen sozialen Idee, von welcher anfangs ausgegangen war, in gar keiner Beziehung mehr standen. Beispielsweise Abschaffung der Ehe, freie Liebe und dergleichen. Gegen diese Verirrungen bewies sich aber wieder die Natur des wahren Lebens. Wie sehr auch die Gesellschaft nach Verschönerung und Veredelung des Daseins schmachtete, von diesen Heilversuchen wandte sie sich doch ab, sie fühlte wohl, daß sie von ihnen nicht das erwarten kann, wessen sie eigentlich bedarf. Schließlich mußte sogar die Regierung einschreiten, wegen der Unruhe und Unordnung, welche diese Bewegung im öffentlichen Leben anrichtete.

Hochbedeutsam ist hier, daß aber diejenigen Ideen des Saint Simonismus, welche entwickelungsfähig waren, weil sie im wahren sozialen Geist abgefaßt waren, thatsächlich zum Wohle Aller sich entfalteten. Die bedeutendsten Männer wie Michel Chevalier, Emile Pereire, Begründer des Suez-Kanal-Unternehmens, Adolph Garnier, Leon Halévy und der Unterrichtsminister Carnot, Liszt, Berlioz ergriffen die fortschrittlichen Ideen und strebten sie praktisch zu verwirklichen.

Aber auch die nun einmal entfesselten Utopien nahmen ihren Fortgang. Die Ungeduld der Masse auf Verbesserung des Lebens bot hinlänglich Nahrung dazu. Es stand Fourier auf, welcher wieder die ganze Natur umbilden wollte nach einem philosophischen Plan, den er sich ganz selbständig nach eigener Phantasie gestaltete, um dann seine Allheilsideen darauf begründen zu können. Er behauptete gar, daß das unendliche Streben der Menschheit nur auf einfache drei Grundtriebe zurückzuführen sei und kam zum ersten Male auf den Gedanken ein großes Haus, Phalanstere genannt, zu errichten, in welchem für alle drei Triebe gesorgt werden soll, wodurch sich dann alle Menschen befriedigt sehen würden.

Dieser Höhepunkt sozialer Wunderkur hat sogar die anhaltendste Wirkung geübt und die höchste Aufopferung gefunden, gerade aber auch dadurch am überzeugendsten erkennen lassen, daß die Menschen eigenmächtig nichts gegen das Universum vermögen.

Victor Considerant durfte sogar in der Deputirtenkammer zu Paris im Jahre 1848 die Ideenwelt Fouriers entwickeln und allen Ernstes eine Verwirklichung derselben empfehlen. Es wurden ungeheuere Summen durch freiwillige Spenden gesammelt, um Phalansteren in Brasilien und Afrika zu gründen. Das bedeutendste und denkwürdigste Ereigniß ist die Gründung der Phalansteren in Texas im Jahre 1854. Eine Million Dollars wurden aufgebracht und 1200 Personen bildeten die Expedition. Die Blicke aller Sozialisten richteten sich auf dieses Werk, aber das riesige Unternehmen, welches sich verwegen auf einer falschen Weltanschauung gestellt hatte, scheiterte in erschütternder Weise. Und Considerant, welcher noch heute am Leben, ist nach dieser für ihn so trostlosen Enttäuschung nicht mehr in die Oeffentlichkeit getreten.

Je mehr aber die naturwidrigen und phantastischen Ideen sich als illusorisch zeigten, um so herrlicher und mächtiger bewähren sich stets diejenigen, welche in schöpferischem Geiste die Erziehung des Menschen zu wahrer Freiheit und Hoheit erstreben. Auf diese Weise haben demnach alle vorangegangenen Epochen auch beigetragen zur Aufklärung und zum Fortschritt. Denn in dem großen Mißerfolg derselben ist eher eine Hoffnung als ein Zweifel für die Zukunft zu erblicken.

Literatur und Kunst.

Wartburggedanken.

Bin nun der lauten Stadt entronnen
Und der Parteien wildem Streit,
Hier quillt der Felsschlucht frischer Bronnen,
Hier grünt des Waldes Herrlichkeit.

Dies sind der Wartburg stolze Mauern,
Wo Kraft mit zierem Schmuck sich paart,
In diesen Hallen überdauern
Erinnerungen großer Art.

Hier stritt vor eines Fürsten Throne
Einst eine edle Sängerschaar,
Und sie gewann die erste Krone,
Die deutschem Lied beschieden war.

Wo aus des Ostens dunstger Ferne
Der Ettersberg herüberblaut,
Dort strahlten Deutschlands größte Sterne,
Dort klang der Sprache schönster Laut.

Vergangen sind der Künste Zeiten,
Und unsre Zeit füllt Waffenklang,
Errungen ward in blut'gem Streiten,
Was heißt ersehnt jahrhundertlang.

Des deutschen Volkes neue Größe
Ist Kunst nicht, sondern Kraft und Macht,
Ein Panzer schütze jede Blöße,
Denn Feinde lauern Tag und Nacht.

Nicht jeder Zeit ist es verstattet,
Daß Kunst und Wissen erste That,
Wo düstre Sorge uns umschattet,
Da werde sie zu lindern Rath.

Mit festem Blick und starkem Wollen
Drückt Euch den Stachel in das Herz,
Und übertönet ohne Grollen
Der Laute Klang durch Stahl und Erz.

Fürwahr, ein Großes ist zu schirmen,
Der Väter That, das neue Reich,
Nichts Größres war, das mög' uns firmen
Und mach' uns jenen Helden gleich.

Als heilge Pflicht ist uns vererbet
Mit ihrem Werk sein starker Schutz,
Noch gilt's nicht, daß Ihr dafür sterbet,
Doch drauf zu stehn, bereit zum Trutz.

Einst stand hier auf der Wartburg Zinnen
Ein Mönch mit schwertesscharfem Wort,
Der Seele wollte er gewinnen
Den Frieden in des Glaubens Hort.

Drum hat er also hart gestritten,
Wie kaum ein Mensch noch jemals rang,
Der Friede läßt sich nicht erbitten,
Er wächst allein aus Kampf und Drang.

Digitized by Google

Und wollt auch Ihr des Friedens Segen,
Der Kunst und Wissen Euch bescheert,
Ihr müßt die Brust mit Erz belegen
Und schärfen Euer gutes Schwert.

Eisenach, Juni 1893.

Ernst Georg Zimmermann.

Buchkritik.

Von Alfred Stoeßel.

Bergehoch thürmen sich die zu einer „geneigten Besprechung" bei den Zeitungsredactionen einlaufenden Bücher. Gedichtsammlungen, für die, trotz der entschiedensten Abneigung des Publikums, sie zu kaufen, sich immer noch leichtsinnige Autoren finden, die ihr Geld an die Publikation ihrer lyrischen Ergüsse verschwenden; Romane und Novellen, Tragödien und Lustspiele, Gereimtes und Ungereimtes, Lieferungswerke und Broschüren, und was sonst der deutsche Buchhandel in schier unbegreiflicher Menge alljährlich auf den Markt bringt, das alles wird prompt den geehrten Redactionen zugesandt. Mir ist kein Zeitungskatalog zur Hand, und ich weiß nicht, in wie viel Tausenden von Blättern die deutsche Nation aus der von neuen, weltbewegenden Gedanken und den profundesten Weisheiten stets vollgepfropften Brieftasche ihrer Literaten heraus gefüttert wird; das aber weiß ich, es ist kein Blättchen so klein, daß auf seinem Redactionstische sich nicht Recensionsexemplare häuften. Es ließen sich ergötzliche Geschichten darüber schreiben, wie z. B. philosophische Schriften etwa einem Fachorgane für Lederindustrie zur „freundlichen Beurtheilung" übersendet werden, und ein ausführliches Werk über eine neue Behandlung von Ziegenfellen an ein literarisches Blatt geräth, und man wäre danach manchmal wahrhaftig geneigt, die ganze geehrte deutsche Verlegerwelt für eine Collection der ausbündigsten Narren zu halten, würde neben der geistlosen Schablonenarbeit, wie sie freilich nirgends ärger als gerade im Buchhandel betrieben wird, und die in ihrer Gedankenlosigkeit ähnliche heitere Episoden oftmals ja verschuldet, nicht doch auch eine Geschäftspolitik sich bemerkbar machen, die nur zu deutlich zeigt, wie richtig im Grunde der Verleger trotz der anscheinenden Widersinnigkeit seines Verfahrens manipulirt.

Er steht zur Kritik in einem rein geschäftlichen Verhältnisse. Sie kommt für ihn, der mehr noch als der bekannte Mime auf lobende Zeitungsausschnitte zu reisen pflegt, nur in so fern in Betracht, als sie seine Waare anpreist und Reklame für sie macht, und warum sollen sich unter den Lederindustriellen nicht auch schließlich speculative Köpfe finden, die sich für Philosophie interessiren, und die durch eine Besprechung in ihrem Fachblatte auf die neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete aufmerksam gemacht werden? Im umgekehrten Falle dürfte freilich kaum ein Redacteur eines Literaturblattes anzutreffen sein, der den Fachschriften über Lederindustrie ein genügendes Verständniß entgegenbrächte, wohl aber eine ganze Reihe gewiegter Kaufleute, die wissen, daß ein Buch immerhin einen gewissen Marktwerth hat, und die in Folge guter Verbindungen mit Antiquaren ꝛc. einen möglichst großen Theil dieses Marktwerthes in couranter Münze für sich herauszuschlagen verstehen. Wenn sie dann als Gegenleistung die vom Verleger selbst gelieferte Kritik, den sogenannten „Waschzettel" in ihr Blatt hineinschmuggeln, so ist dieser vollständig befriedigt und druckt der nächsten Ankündigung des von ihm edirten Werkes mit stolzer Genugthuung das lobende Urtheil vor, das die „Literarische Post" unter vielen anderen Blättern über das neue Buch gebracht, und das er sich selbst so klingend zurechtgedrechselt hat.

Und leider sind es nicht nur vereinzelte Fälle, wo mit Recensionsexemplaren ein schwungvoller Handel getrieben wird. Mir ist ein Beispiel bekannt, wo bei einem sehr angesehenen Blatte die Summen für den Erlös von Recensionsexemplaren in dem Budget des Blattes, wo sie von dem Verleger stets sorgsam geführt wurden, als ein nicht unbeträchtlicher Posten figurirten; ein anderes, wo zwischen Verleger und Redacteur eine heftige Fehde darüber entbrannt war, wem von den Beiden das Recht zustände, die Recensionsexemplare zu verkaufen, und in einem dritten Falle wurden Recensionsexemplare an die Kritiker des Blattes nur mit der höflichen, aber sehr durchsichtigen Bitte verschickt, das Buch nach erfolgter Besprechung an die Redaction wieder zurücksenden zu wollen.

Die Buchverleger wissen dieses alles sehr wohl, wenn sie sich auch häufig so anstellen, als merkten sie nichts; und wahrlich nicht die geschäftlich Klügsten unter ihnen — obwohl geschäftsklug und anständig sich nicht immer decken — sind es, die dagegen Protest erheben und sich zu schützen versuchen, indem sie, ähnlich wie die Besitzer von Leihbibliotheken dies mit ihrem Geschäftsstempel zu thun pflegen, auf das Titelblatt und an zahlreichen und auffälligen Stellen des Buches den Stempel drücken: „Recensionsexemplar". Der ernsthafte Kritiker nimmt ein solcher Art gezeichnetes Buch nicht ohne tiefe Beschämung darüber zur Hand, daß man es ihm auch nur zumuthen kann, er würde ein Buch ohne Weiteres wieder verschachern, das ihm zur Besprechung übergeben worden ist; der unanständige aber ärgert sich, daß ihm die Möglichkeit benommen worden, in seiner Weise Vortheil aus dem Buche zu ziehen; und jener Verleger kommt schließlich doch noch besser weg, der sich nicht darum kümmert, ob seine Recensionsexemplare versilbert werden oder nicht, und der seinen Büchern stets fein säuberlich die „Waschzettel" beilegt, die von hunderten von Redacteuren, ohne daß sie ein Gefühl zu haben scheinen dafür, wie wenig Schmeichelhaftes ihnen die bloße Zusendung desselben schon zumuthet, willig abgedruckt werden, theils weil man doch unmöglich Zeit hat, Alles zu lesen, was einem in's Haus geschickt wird, und dann, weil durch das Lesen die Bücher ja verdorben werden und beim Antiquar nicht mehr den Anwerth finden, wie neue, unbenutzte.

In einem geistvollen Aufsatze in der Wiener „Deutschen Zeitung" hat Hermann Bahr jüngst ein Langes und Breites über den augenblicklichen Zustand der Kunstkritik geschrieben, von dem gar Vieles auch für die Buchkritik zur Beherzigung sich sagen ließe. Aber nur ganz nebenbei hat er es gestreift, wie die Kritik zu so großem Theile leider zur reinen Geschäftssache geworden ist, die mit ideellen Zielen und Bestrebungen nichts, rein gar nichts meist zu thun hat. „Man hat immer Leute zu versorgen," hatte Bahr einst, wie er erzählt, in köstlicher Naivität ein großer Berliner Zeitungsverleger gestanden, „Neffen oder Waisen; wenn da einer zu gar nichts taugt, gibt man ihm die Kritik der Theater; ist er aber dafür auch zu dumm, so läßt man ihn in Gottes Namen über Malerei und solche Sachen schreiben." Der „große" Verleger hätte ruhig hinzufügen können: „Wenn er aber selbst dafür als unbrauchbar sich erweist, dann bleibt einem freilich weiter nichts übrig, als ihn Bücher recensiren zu lassen."

Du lieber Himmel! Was heutzutage nicht Alles Bücher recensirt! Eine große illustrirte Zeitung, die von sich behauptet, das beste illustrirte Blatt Deutschlands zu sein, gibt die Bücher, welche ihr zur Besprechung eingesandt werden, zum großen Theile den Commis ihrer Expedition zur Beurtheilung. Aber da diese Herren gar oft dringende Abhaltungen durch allerhand Tanzvergnügungen haben und auf diversen öffentlichen Balllocalen mit Dienstmädchen und Ladenmamsells sich im Kreise drehen müssen, so überlassen sie das langweilige Geschäft häufig noch gefälligen Freunden von ähnlichem Bildungsgrade und gleicher Urtheilsfähigkeit, die gegen die unentgeltliche Lectüre des Buches gern bereit sind, einige Worte über dasselbe zu schreiben, die dann, so unglaublich das auch klingt, thatsächlich ihren Eingang in jene Zeitung und damit den Weg zu Tausenden von Lesern finden!

Und nun stelle man sich vor, daß ein ernsthafter Autor, der sein bestes Können vielleicht und die emsigste, angestrengteste Arbeit vieler Monate oder Jahre gar an ein Werk gewendet, es sich gefallen lassen muß, sich von irgend einem dummen Jungen, der mit Mühe und Noth einen Jambus von einem Trochäus zu unterscheiden vermag, in einem in vielen

Digitized by Google

Tausenden von Exemplaren verbreiteten Blatte darüber belehren zu lassen, wie er die Sache hätte anfangen müssen!

Ja die Buchkritik ist zum großen Theile das purste Geschäft geworden. Und weil Geschäfte doch meistens etwas einzubringen pflegen, drum drängen Männlein und Weiblein in Scharen sich heran, einen Bissen davon wenigstens zu erhaschen. Im Theater hat man als Recensent den freien Eintritt, und die Theaterbillets lassen sich ja auch sonst noch, wie Beispiele gezeigt haben, verwerthen; der Buchkritiker aber hat das Buch, aus dem man gleichfalls unter Umständen noch einen anderen Gewinn ziehen kann, wie wir gesehen haben, als einen rein geistigen, und den Nimbus und das Prestige, das Jeden, der ein kritisches Richteramt übt, mehr oder weniger umgibt, nimmt man als angenehme Zugabe gern noch mit in den Handel.

Es würde zu weit führen, wollte man alle Zweige dieses Geschäftsbetriebes bloßlegen, der in der Buchkritik sich breit gemacht hat, wo es sich, Gott sei Dank, ja nicht immer nur um die schlimmste Seite der Sache, um den Bücherschacher handelt. Aber da gibt es noch jene Schar von Literaten, die von der Massenabschlachtung leben, und die sich gegenseitig das Wild abzujagen suchen, die es fertig bringen, in einer halben Stunde ein dreibändiges Buch durchzufliegen, um in weiteren zehn Minuten ihre Besprechung fix und fertig der Redaction zu übersenden, damit ihnen ja kein Anderer dort zuvorkomme und sie die ersten am Platze seien. Das sind die Urheber jener berüchtigten Urtheile à la minute, die nach einer durch vielfache Uebung erworbenen Routine in den bekannten allgemeinsten Redensarten sich ergehen und sich ängstlich hüten, dem Wesen der Sache, von der man gar oft ja auch nicht mehr kennt, als die Außenseite, den Titel, die Vorrede, und wenn es gut geht, noch zwei, drei Seiten dazu, ja nicht zu nahe zu kommen; jene Marodeure, die ihrer Beute schon von Weitem auflauern, schon im Buchhändlerbörsenblatte aufspüren, um sie wo möglich, noch ehe sie auf dem Markte erschienen, in einer jener famosen Notizen zu erjagen, wo die Inhaltlosigkeit nach der Zeile honorirt zu werden pflegt. Das sind die Erfinder aller jener Phrasen von orakelhafter Sinnlosigkeit, an deren Wohllaut aber der Bildungsphilister, in dessen Hirn „alles Mögliche, nur nicht Klarheit und Ehrlichkeit einer gesunden Logik phosphorescirt", mit wahrer Wollust sich zu berauschen liebt, jene Penny-a-liners, die überall Worte statt Begriffe bringen, halbverstandene Redensarten, bei denen sich gar nichts oder doch nur das denken läßt, was durchaus nicht zur Sache gehört, jene „Schmierlinge", wie Gerhard von Amyntor sie frei nach Johannes Scherr einmal genannt hat, und die er vor just 15 Jahren einmal folgendermaßen charakterisirte: „Es gibt eine impotente kritische Zudringlichkeit, die ihre Publikationen mit dem Brandmal gewerbsmäßiger Hast und Hetze, der Oberflächlichkeit des Urtheils und der geistreich scheinen wollenden Unzulänglichkeit zeichnet. Ob sie je eine Dichtung genießt mit der heiteren, unbefangenen Stimmung des Empfänglichen, des nur empfangen Wollenden? Oder ist ihr die Schöpfung auch des größten Genius nichts als ein willkommenes Object, an dem sie ihren Witz üben und die Kartoffelfrage kritischer Lohnarbeit lösen kann?, Aehnelt sie nur entfernt jener ausschließlich materielle Ziele verfolgenden, aber fleißigen, redlichen Thätigkeit des Diggers in den südafrikanischen Minendistricten, der den Boden durchwühlt, um Diamanten zu suchen, oder späht sie mit der Ausdauer jenes grauen Vierfüßlers in der geistigen Flora nur nach den Disteln, deren Klassificirung ihr am geläufigsten ist und deren häufiges Vorkommen ihre ästhetische Empfindlichkeit durchaus nicht verletzt, da dieses congeniale Gewächs ihr den meisten Nahrungswerth garantirt? Daß es aber auch solche Käuze geben muß, wer möchte sich darüber ereifern? Sie sind im großen Reiche der zweihändigen Geschöpfe gewiß ebenso nothwendig und natürlich berechtigt, als es im Thierreiche die Wanzen sind, wenngleich auch die haarspaltendste Teleologie nie im Stande sein dürfte, deren Zweckmäßigkeit nachzuweisen."

Und dann die gewerbsmäßigen Entdecker angeblicher literarischer Größen, die Kritiker nach dem Geschäftsprinzip der wechselseitigen Versicherung und was es an ähnlichen Scherzen mehr noch gibt!

Die Buchkritik ist Geschäft geworden, und kein sehr wohl accreditirtes dazu, und immer größer wird deshalb das Maß von Opferfreudigkeit und Selbstverleugnung, das an diejenigen gestellt wird, die aus einem anderen Gesichtspunkte an das schwere Werk gehen, die von dem Glauben nicht lassen wollen, daß die Kritik noch andere Aufgaben zu erfüllen habe, als bloß die ihren Mann zu ernähren. „Die Kritik," sagt Wilbrandt, „soll dem Schriftsteller die höchste Schule werden, die ihn reif werden lehrt. Sie soll in ihm diese Doppelnatur zur Entfaltung bringen, ohne die kein wahres Künstlerthum möglich ist: die Geschmeidigkeit des Intellects, die, wie eine weise Pflanze, auch aus dem rauhesten Sturmwinde der Kritik den edlen Sauerstoff der Kritik in sich aufnimmt, und die Festigkeit des Charakters, die, wie ein gutes Metall, unter dem Eisenhammer des Vorurtheils oder des Mißerfolgs nicht schmilzt, sondern sich härtet."

Aber wäre sie dann auch noch „modern", wenn sie inmitten unserer von großkapitalistischen Interessen durchtränkten Zeit allein eigensinnig auf so veralteten, so philiströsen Anschauungen verharrte, und ist „Modernsein" heutzutage, wenigstens nach der Ansicht aller derjenigen, die es ja wissen müssen, nicht das einzige und beste Mittel, vorwärts zu kommen, das Schiboleth des Erfolges?

Von den großen Verlagsgesellschaften aus, die die letzten Jahre gezeitigt, wird mit Hülfe großer Kapitalien der freilich wenig Erfolg versprechende Versuch gemacht, die ganze deutsche Literatur womöglich zu monopolisiren und Alles, was da kreucht und fleucht an literarisch Nutzbringendem und Gewinnverheißendem unter einen Hut zu bringen; und so würde es uns wirklich nicht groß Wunder nehmen, würden wir eines schönen Tages eine Aktiengesellschaft erstehen sehen, deren Zweck die „geschäftlich einheitliche und bessere Ausbeutung der Buchkritik" wäre, mit Zweigniederlassungen in allen größeren Hauptstädten und Zeitungsredactionen. Vielleicht fällt die gegebene Anregung auf fruchtbaren Boden; auf unseren Gründerantheil wollen wir im Voraus großmüthig verzichten.

Moderne Lyrik.

Ein Beitrag zur Beurtheilung moderner Literaturströmungen.

Von Hans Schacht.

Den neuen und neuesten Erzeugnissen der Lyrik steht das Publikum meist rathlos gegenüber, eine allgemeine Würdigung derselben ist noch nicht durchgedrungen, und mehr denn anderswo richten die bekannten Schlagwörter hier Unheil an, verwirren Geschmack und Urtheil. Vielfach wird der Niedergang dieser Literaturgattung als eine ausgemachte, vielleicht nicht einmal bedauernswerthe Thatsache hingestellt. Es will scheinen, als ob der Roman und das Theater bestimmt seien, die Erbschaft aller schöpferischen Thätigkeit auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften anzutreten, den alleinigen Tummelplatz widerstreitender Ideen abzugeben. Man ist deshalb geneigt, das Versemachen als eine dilettantische Spielerei anzusehen, und selbst die jüngsten, kräftigen Triebe am Baume der Dichtkunst sind für ängstliche Gemüther erst recht ein Zeichen unaufhaltsamen Verfalles. Und doch regt es sich mächtig im Reiche der Dichter, es gährt und keimt, und nur wer verkennt, wie eng das Wesen der Poesie mit der Sprache, mit den Gemüthsäußerungen des Menschen verknüpft ist, kann ihr eine untergeordnete Stelle zuschieben wollen. Freilich hat sich die Stellung der Lyrik sehr verschoben, im Kampfe der Ideen ist der Prosa der Löwenantheil zugefallen. Es zieht kein begeisterter Sänger mehr den Kriegern vorauf in die Schlacht, die Bardenklänge eines Westarp zur Rückberufung Bismarck's haben kein weites Echo gefunden, die Wirkung gereimter Gedanken hat aufgehört, eine unmittelbare zu sein. Aber, wenn auch beschränkt auf dem Gebiete ihrer Wirksamkeit, in einer Beziehung

Digitized by Google

ist sie geblieben, was sie war, der getreue Spiegel der Zeiten, denn alles, was die Menschenbrust bewegt, tönt in ihr aus. Sie wird deshalb immer unser volles Interesse beanspruchen dürfen. Soll sie nicht nur subjectiven Zwecken dienen, so wird sie als reine Kunstform um so höheren Forderungen gerecht werden müssen. Dann ist sie keine müßige Spielerei, sie ist als eine Aeußerungsform des Kunstbedürfnisses so ewig und nöthig, wie die Religion oder die Philosophie. Wir legen besonderen Nachdruck auf die Lyrik als eine reine Kunstform, denn nur bei einem strengen Festhalten einer ästhetischen Beurtheilung vermögen wir uns durch die dilettantische Ueberwucherung auf dem lyrischen Gebiete hindurch zu arbeiten. Die Lyrik darf nicht der Willkür herrschender Strömungen führerlos preisgegeben werden; sie davon befreien heißt nicht, ihr eine Zwangsjacke anlegen, sondern sie erheben. Nirgends hält es schwerer, dilettantische Versuche von wahrer Kunst zu unterscheiden, wenn Regellosigkeit zum Gesetz erhoben wird, deshalb glauben wir, daß, je strengere Anforderungen an die Kunstform der Lyrik gestellt werden, um so eher müßten das Mißtrauen und die Mißachtung schwinden, welche im Publikum dieser Kunstgattung noch vielfach entgegengebracht werden. Man wird uns darum nicht mißverstehen und glauben, daß wir die Polizeiaufsicht eines begrabenen Klassizismus wieder heraufbeschwören möchten. Unsere Forderung einer strengen Selbstcontrole des Dichters an der Hand alt erprobter Gesetze des Schönen ist eine Schutzwehr gegenüber den Anmaßungen einiger Moderner, welche gern jede Schranke beseitigt sähen, um für ihre zügellose Phantasie und die Sprünge ihres schlecht zugerittenen Pegasus freie Bahn zu bekommen. Sie gleichen Sonntagsreitern, die der gaffenden Menge ihre ungeschickte Haltung als echte Reitkunst vorführen wollten, nur mit dem Unterschiede, daß diese schwerlich jemand täuschen. Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß durch solche Ankündigungen, wie sie ein modern sein wollender Dichter seinen modernen Liedern vorauszuschicken für gut fand, leicht Mancher irre geführt wird und in Versuchung geräth, das, was ihm geboten wird, für eine neue Offenbarung des Schönen zu halten.

Karl Foy hält es nämlich für angebracht, seine Leser zu versichern:

„Es hat der Reim uns nie behext,
Die Phrasen sind uns Possen.
Wir dichten herzgebornen Text,
Wir dichten keine Glossen."

und was uns dann in den der Sammlung „Deutsche Lyrik von 1891" einverleibten Musterstücken vorgeführt wird, beweist allerdings, daß aus seinen Phrasen Possen geworden sind, zu denen wir uns die Glossen sparen können.

Die soeben erwähnte Sammlung, zu welcher ein Aufruf an Deutschlands Lyriker erlassen worden war, um zu zeigen, daß Deutschland nach wie vor das Land der Lyriker heißen dürfe, ist überhaupt charakteristisch für die herrschende Strömung in der Dichtkunst. Nicht, daß sie dieselbe erschöpfte, da aber doch eine Sammlung des Besten unter dem zahlreich Eingesandten veranstaltet wurde mit möglichster Unparteilichkeit, so darf man sich immerhin ein allgemeines Urtheil danach bilden. Das so erstandene Bild müßte allerdings mit der Brille der Herausgeber angesehen werden, soll der Eindruck ein durchwegs erfreulicher sein. Glücklicherweise beseelte das Streben nach Originalität die Herausgeber der Anthologie nicht minder als viele der Dichter, und so bekommen wir oft wunderliche Producte zu Gesicht. Es soll mit der Vergangenheit gebrochen werden, neue Bahnen soll der Dichter wandeln. Einmal muß der Mensch doch heraus aus dem todten Wust, er soll aufhören Leichenduft zu athmen. Hinein drum, in die frische, fröhliche Gegenwart! Aber wie wird uns da? Gleich beim ersten Schritt gerathen wir in einen Anatomiesaal. Da hat ein Dichter sein Liebchen ausgescharrt und mit dem Gerippe sein Zimmer ausstaffirt. Der kühne Gedanke muß den Herausgebern der „Deutschen Lyrik von 1891" sehr imponirt haben, denn es ist nicht Jedermanns Sache, sich Nachts ein Gerippe auszuscharren, und wenn es die Herzallerliebste wäre! Da haben wir die Originalität! Das Uebrige freilich, die Todtenbeine', 'das süße, todte Lieb, der bleiche Mondschein und der noch bleichere Mann sind Requisiten aus Heine's Rüstkammer. Heine hat überhaupt noch die meisten, wenn auch nicht immer glücklichen Nachahmer unter den originellen jungen Dichtern gefunden. Daß der Fuselduft nicht fehlt, ist für eine moderne Gedichtsammlung selbstverständlich. Und so hat denn der vielgefeierte Detlev von Liliencron ein Gedicht geliefert, „Betrunken", worin das Unglaublichste geleistet wird. Sogar die Originalität des Versmaßes ist gewahrt; es besteht nur für das Auge. Man wird keinerlei Kniffe anzuwenden haben, um die Geschichte wie Prosa zu lesen. Darin erblicken ja viele den höchsten Triumph der Dichtkunst. Es soll ja Dichter geben, die Reim und Versmaß für eine hemmende Schranke erklären, eine Zwangsform, in die sich ihre gewichtigen Gedanken nur schwer gießen lassen. Als Probestück feiner Beobachtung ist diese Schilderung meisterhaft zu nennen, bloß, daß sie in einer Sammlung lyrischer Dichtungen Aufnahme gefunden, scheint uns eben charakteristisch! Die Dichter von heutzutage wollen Naturdichter sein, Naturdichter in Behandlung und Wahl ihres Stoffes. Die Kunst soll damit nichts zu thun haben, der Dichter soll alles seiner angeborenen Gabe, seinem Auge, seinem Beobachtungssinn, der Kunst nichts zu verdanken haben. Es ist dies eine von der antiken wesentlich verschiedene Auffassung. Bei der alten war es zwar der göttliche Hauch ebenfalls, welcher den Dichter antrieb, aber — er war doch vor Allem ein Künstler. Die moderne Anschauungsweise drückt sich sehr gut aus in Cäsar Flaischlen's Herbstspott: „Im Waldmoos wollt' ich träumend liegen — und Kind einmal und Dichter sein." Und doch, gerade die gelungensten unter den neueren Gedichten, Meisterstücke einer durchdringenden Betrachtung der Umgebung des Dichters, stimmungsvolle kleine Gemälde, zeugen von einer ausgesuchten Künstelei. Man lese nur: „Ein Abschied" von Arno Holz, einem überzeugten Repräsentanten der sogenannten naturalistischen Richtung. Freilich, Künstelei ist noch keine Kunst!

Es liegt eben viel jugendlicher Uebermuth, den wir gerne verzeihen, aber auch ein gut Theil Anmaßung, die eine Zurückweisung hervorruft, in der Art, wie sich die neuen Bestrebungen der jungen Dichter Geltung verschaffen wollen. Sie lieben es allerdings, sich oft schlechter zu stellen, als sie im Grunde sind; die Selbstironie ist ein starker Zug in ihrem Wesen. Es wird dabei auch etwas Tüchtiges geleistet, nur werden wir den orakelhaften Ton nicht allzu ernst nehmen. Wenn die jungen Dichter mit genialer Freigebigkeit ihre Hucke vor uns ausschütten, als wollten sie sagen: da seht, was man in dieser Lumpenwelt zusammenliest, so werden wir mit den Lumpensammlern eher Mitleid fühlen.

Arno Holz fand es einmal für angezeigt, ein Frühlingslied in anderer als der gewöhnlichen Manier zu dichten, ohne Sonnenschein und Maiglöckchen, ohne Vogelsang und Maienluft, sintemal es doch im Frühjahr der regnerischen, windigen, kalten Tage sehr viele gibt, an denen man sich am allerwahrscheinlichsten einen Schnupfen holt, sonst nichts. Diese Wahrnehmung haben vor ihm gewiß schon viele Andere gemacht, haben sie genügend an sich erfahren; sie haben sie aber nicht dichterisch verwerthet, denn sie haben gerne zehn schlechte Tage über einen sonnigen vergessen und haben geglaubt, daß die Kunst da sei, um des Menschen Herz zu erfreuen.

Solche Gedichte dürfen aber nicht als einer Kunstrichtung angehörig betrachtet werden; sie sind nicht so ernst gemeint. Sie sind ein Ausfluß schlechter Laune, und die schlechte Laune ist mittheilbarer als die gute, und beides ist das Recht eines Dichters. Oder nicht? Wir brauchen uns ja nicht anstecken zu lassen.

Der pessimistische Zug, der durch die neue Lyrik geht, entspricht dieser Stimmung. Zum Theil auch entstammt er einer bewußten Auflehnung gegen die in der Poesie bislang vorherrschende ideale Auffassung der Welt und des Lebens. Es ist die Auflehnung des in's Leben eintretenden Jünglings gegen ihm gepredigte Ansichten. Aber das ist ja alles falsch! ruft er in heiliger Entrüstung aus, da nun wirklich so vieles nicht schön aussieht, und er predigt nun selber mit dem Eifer

Digitized by Google

eines Proselyten über bekannte Erscheinungen als über etwas Neues, ihm Offenbartes, das die Alten der Beachtung nicht werth gehalten hätten. Aus dieser Stimmung heraus wollen viele Erscheinungen der modernen Lyrik erklärt werden. Es berührt ganz eigenthümlich, wenn wir Jünglinge, die kaum in der Mitte der Zwanziger stehen, von ihren bitteren, mannigfachen Erfahrungen reden hören, von den Enttäuschungen des Lebens, der Nichtigkeit, Leerheit, Fäulniß der Welt. Man glaubt sich von einer Generation junger Werther umgeben.

Aber diese moderne Auflage der Weltschmerzlyrik äußert sich nicht sentimental, nicht elegisch wehmüthig, sondern sarkastisch, beißend, sie ist voll herben Hohnes. Bezeichnend genug dafür wird in dem Vereinsblatte einer der zahlreichen, zur Förderung der Dichtkunst und Literatur in Berlin bestehenden Vereinigungen die heitere, lebensfrohe, tändelnde Lyrik Baumbachs eine Butzenscheibenlyrik gescholten.

Der Dichter von heutzutage scheint es ernst, sehr ernst mit seiner Rolle als Aufklärer zu nehmen, der das Gewissen der Gesellschaft aufrütteln will. Ihn kümmert wenig, ob er gefalle, er will erstaunen, überraschen, erschüttern; mit grausamer Hand packt er das Herz an, wenn es auch weh thut. Wir müssen diese Berechtigung dem Dichter zugestehen, obgleich wir nicht jedes Mittel gut heißen können.

Es ist dies glücklicherweise nur ein Zug, wenn auch ein hervorstechender, in der modernen Lyrik.

Nach all dem Gesagten erscheint es selbstverständlich, daß die sozialen Fragen auch in der Lyrik behandelt werden. Uns interessirt hiervon besonders eine, da sie ein Lebenselement der Lyrik berührt, die Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander, ihre verschiedene Stellung in der modernen Gesellschaft. Auch hier wirft sich die Lyrik zur Trägerin neuer, wir müssen gestehen, oft fruchtbarer Gedanken auf.

Die soziale Stellung der Frau, eine Frage, die schon das Theater unsicher macht, aber auch da meist unconsequent behandelt oder falsch gestellt wird, beschäftigt auch lebhaft unsere Dichter. Allerdings modificirt sich das Problem ein wenig, denn in's Lyrische übersetzt, heißt es nicht mehr: gleiche Erwerbsfreiheit, gleiche sittliche Stellung der Frau mit dem Manne; es heißt jetzt: unbeschränktes Recht auf Liebe, besonders auf Seite des Mannes.

Die Lyrik hat von jeher auf dieses Recht Anspruch erhoben, sie hatte es aber bisher unterlassen, dieses Recht so zu sagen wissenschaftlich zu begründen. Die Gesellschaft der lyrischen Dichtung war stets eine andere, als die wirklich bestehende; was die Zeit ersehnte, erstrebte, wurde da zur Wirklichkeit. Ihre Anschauungen als allein gültige hinzustellen, sie gewissermaßen in Wirklichkeit umzusetzen, ist das Bestreben der modernen Lyrik. Dadurch verdient sie den Namen realistisch.

Daß durch die lyrische Behandlung der Frauenfrage die Frau selbst an innerem Werthe gewonnen habe, konnten wir leider nicht feststellen. Die persönliche Empfindung tritt hier naturgemäß zu sehr in den Vordergrund, der Wunsch ist hier immer Vater des Gedankens, das physische Moment drängt sich überall hervor. Die Folge davon ist, daß vielfach die Dirne in poetischer Verklärung erscheint. Sie wird zum umworbenen Gegenstand, dessen Besitz beglückt, dessen Verlust schmerzliche Sehnsucht erweckt. Das wird für eine kühne Neuerung gehalten und die Kraftgenies thun sich auf diesen Griff in's volle Menschenleben nicht wenig zu gute.

Ist nun diese — kühne Darstellung des Liebeslebens wirklich so neu? Die ganze Liebeslyrik der Griechen und Römer hat es mit der Dirne zu thun; auf dieser Voraussetzung baut sie sich auf, aus ihr heraus will sie verstanden und aufgefaßt sein. Als die Stellung der Frau sich hob, mußte auch die Lyrik sich verändern. Nicht zum mindesten der geachteteren Stellung des Weibes verdankt die römische Liebespoesie ihre größere Blüthe, ihren Vorzug vor der griechischen, die uns fremdartig anmuthet.

Auf germanischem Boden entwickelte sich der deutsche Minnesang, welcher der Frau einen Ehrenplatz in der Dichtung anwies, den sie bis heute bewahrt hat, der aber auch den Dichter in geziemende Schranken weist. Erst die krankhaft überreizte Nervenpoesie unserer Jungen nnd Jüngsten kehrt das Verhältniß wieder um und wird — klassisch!

Man komme uns ja nicht mit Goethe, daß er z. B. die römischen Elegien gedichtet habe. Hier wird nirgends die Dirne als solche verherrlicht, nie hat Goethe ihr irgend welche Sentimentalität entgegen gebracht. Wenn er es that, geschah es in mythischem Gewande und mit viel Zartgefühl, wie z. B. in dem Gedichte: Der Gott und die Bajadere. Was Heine betrifft, so war allerdings seine Muse ein leichtgeschürztes und wechselndes Ding, aber man vergleiche einmal sein tiefgefühltes Gedicht: „Die Erinnerung", Buch der Lieder, Romanze 25, mit z. B. Hans Weber's „Und naht die Nacht", aus „Deutsche Lyrik von 1891", Seite 156. Beiden Gedichten gemeinsam ist die Erinnerung an vergangenen Liebesgenuß, aber hier sinnlich grob, dort ethisch verklärt.

Die Sprache der modernen Lyrik leidet unter dem Streben nach Originalität, unter der Sucht nach Neuem, noch nie Dagewesenem. Sie erweckt oft das Gefühl, als ob dem heutigen Geschlecht der Sinn für Wohllaut und Sprachrichtigkeit verloren gehe; gar zu oft fehlt die Achtung vor der Sprache. Und wenn geneuert wird, so geschieht es in unsinnigen Zusammensetzungen, die den schwerfälligen Compositis der Inder wenig nachgeben. Da kommen vor: Mondsilberhuschestrahl, Purpurlebensmeer, rosenbuschumdunkelt, goldlockenschön, nichtsthun-schöne Rast.

Von einem Beitrag zur Würdigung der modernen Literaturströmungen kann ein abschließendes, allgemeines Urtheil nicht gefordert werden. Kam es doch hauptsächlich darauf an, die charakteristischen Merkmale der neuen Richtung aufzusuchen und zu beleuchten, wobei wir uns allerdings am gegebenen Orte der Mißbilligung, wenn sie geboten schien, nicht enthalten haben. Sie war, wo die Neigung zur Ueberhebung so stark hervortritt, um so eher am Platze und mußte unser Vorhaben, einen nützlichen Beitrag zur Beurtheilung zu liefern, wirksamer unterstützen. Dadurch wird die Anerkennung, daß die moderne Lyrik auch Treffliches aufweist, daß ihr ausgebildeter Beobachtungssinn Vorzügliches besonders auf dem Gebiete der Stimmungsmalerei hervor zu bringen vermag, keineswegs ausgeschlossen. Ihr Gebiet ist zu mannigfaltig, als daß zu befürchten stehe, sie könne in einseitiger Bahn verlaufen. Jede exclusive Richtung trägt ihr Correctiv in sich; sie wird nicht weiter können und andere Wege einschlagen müssen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Sacrament.

Von Magdalena Thoresen.

Einzig autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter.

Es war an einem regnerischen Tag im Anfang des April. Abwechselnd regnete und schneite es und bisweilen kam beides durcheinander, sodaß es einen reinen Veitstanz abgab und jeder froh sein mußte, der von demselben verschont bleiben konnte.

Unten an der Meeresbucht lag ein schmales Gebäude, dessen Rückseite bis zum Hafen hinunterreichte. Das war eine Krämerbude. Der Raum war eng, niedrig und dumpfig, und die Gestalten, welche in derselben herumstanden, sahen nicht sehr zahlungsfähig aus, während ein älterer und ein jüngerer Handlungsgehülfe hinter dem Ladentisch nicht danach ausschauten, daß sie geneigt wären, Credit zu geben.

Da kam ein schlotteriger, elender, alter Mann hinzu. Er konnte nur mit Anstrengung die Thüre öffnen; aber gleichwohl fiel es niemand ein, ihm zu helfen. Jeder hatte genug mit sich selbst und seinem Elend zu thun.

Als der Mann hineingekommen war und die Thür hinter sich geschlossen hatte, taumelte er gegen die Thüre zurück und schnappte schwer nach Luft. Auch das rührte niemand.

Digitized by Google

„Was willst Du, Claus?“ fragt der ältere Ladendiener.

„Meine Abrechnung will ich haben!“

„Deine Abrechnung? Hast Du nicht Dein Contrabuch —?“

„Das — ja — aber das ist keine Abrechnung. Das ist nur etwas was Du eingeschrieben hast — und das versteh' ich nicht. Zu Hause bei mir aber — da steht es und das ist klar. Nun mußt Du mit mir kommen, denn ich bin nahe dem Tode.“

„Unsinn! Meinst Du, ich hätte nichts Anderes zu thun?“

„O ja, das schon — denn gaunern und betrügen geht flink von der Hand!“

„Hinaus mit Dir, Kerl!“ schrie jener.

„Still, still! Nimm es nur nicht so scharf. Als ich ein wohlhabender Mann war und mein Boot hatte, da hieß es: komm nur her, lieber Claus! — Geld? — Das eilt nicht. Du hast Credit bei uns — nimm nur was Du brauchst!

„Ich meine, das war ein gutes Angebot!“ brummte der Ladendiener und sah sich zwischen einzelnen neuen Kunden um, die sich am Ladentisch aufgestellt hatten.

„O ja — das war ein schöner Köder — und der Fisch biß an, sodaß es lohnte,“ fuhr der Mann mit kurzem Lachen fort. „Aber hinter dem Köder ist ein Haken! Ich aß und trank so lange auf Credit, bis der Hunger kam, aber der bekam keinen Credit!“

„Mein Laden ist kein Armenhaus!“ brummte der Ladendiener.

„Nein — so verrückt bist Du nicht, daß Du nach einem hungrigen Mann fischest, das wäre schlimmer, als todte Fische.“

„Mach' jetzt, daß Du fort kommst oder ich werfe Dich hinaus.“

„Meine Abrechnung will ich haben!“ schrie der Mann, und schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch, sodaß eine Flasche nnd ein paar Gläser herunterfielen.

Im selben Augenblick schwang sich der Ladendiener über den Tisch, packte den Claus bei der Brust und drängte ihn mit solcher Gewalt aus dem Laden heraus, daß er rücklings in eine Pfütze von geschmolzenem Schnee und Schmutz fiel.

Hier blieb er eine Weile besinnungslos liegen, bis ein paar Arbeiter es übernahmen, ihn heimzuschaffen. Er hatte einst in einem ordentlichen Hause gewohnt, nun hielt er sich in einer verfallenen Erdhütte auf, deren Bewohner an einer ansteckenden Krankheit ausgestorben waren und welche daher unbewohnt war.

Am Morgen des folgenden Tages hatten Vorübergehende in der Hütte Stöhnen und Rufen gehört, aber niemand hatte sich hineingewagt. „Nun kämpft der alte Claus mit dem Bösen,“ sagte man, und dann ging jeder seines Weges; denn Claus war nicht beliebt — er that weder Gutes noch nahm er es von jemand an. Und doch gab es Leute, welche sich seiner aus seiner Jugend her entsinnen konnten. Erst auf dem Meere und dann im Hafen, immer volles Boot. Ging es nicht mit dem Netz, so ging es mit der Angel, niemals war er in Verlegenheit. Er hatte ein hübsches Weib und hielt sie wie eine Madame! Auch seine Kinder gingen wohlgekleidet. Dann kamen Mißjahre, und viele litten Hunger, aber Claus bekam auf Borg, was er haben wollte. Dann fischte er wieder ganz gut; aber der Niedergang hatte begonnen, und wie er auch stritt, wie er sich plagte, es ging bergab. Da wurde er schwermüthig — Noth und Tod kam in sein Haus — der Kaufmann verweigerte ihm weiteren Credit und verlangte erst Zahlung. Das konnte er nicht, denn er besaß nicht das Geringste, und er würde es auch nicht gethan haben, weil er behauptete, besser mit seiner Schuld Bescheid zu wissen, als der Krämer. Aber das behaupteten ja alle Fischer, vermochten es aber nicht zu beweisen. Die meisten schwiegen, versanken in Armuth und starben. Aber Claus war klüger und streitbarer, als die meisten und darum wollte er Abrechnung haben. Er bekam sie aber nicht.

Zwei Tage lag er in Fieberphantasien und stritt für sein Recht, stritt mit Hunger, Krankheit und Tod, und so lange hieß es unter den Leuten, er ringe mit dem Teufel.

Am dritten Tage kam der Pfarrer auf Vardö*) an. Seit die „lange Nacht“*) anbrach, war er nicht dort gewesen, darum gab es für ihn hier eine Menge zu thun. Eine Stunde nach seiner Ankunft sah man ihn aber trotzdem mit dem Küster zu Claus' gefürchtetem Aufenthaltsorte wandern und durch die niedrige Thür eintreten.

Claus lag völlig angekleidet auf dem Boden. Der Rest einer alten Felldecke lag zusammengerollt unter seinem Kopfe, und es sah aus, als hätte er sich gerade zu einem Mittagsschlaf niedergeworfen. Seine Augen waren geschlossen, und jeder Zug war wie im Zorn erstarrt. Selbst die Hände hielt er zum Kampfe geballt.

Der Pfarrer stand still und wartete. Schlief der Mann, wollte er seine letzte Lebensruhe nicht um einen Athemzug verkürzen; und war es der Tod, kam es ihm nicht zu, das fliehende Bewußtsein zurückzurufen.

Aber plötzlich öffnete der Kranke die Augen — zwei Abgründe voll Schreck und Verzweiflung. „Wer bist Du?“ fragte er.

„Ich bin der Pfarrer.“

„Was willst Du?,“

„Ich will Dich trösten und Dir Linderung verschaffen, so gut ich kann.“

„Schaff' mir Essen — Essen — Essen!“ schrie der Alte.

Der Pfarrer wandte sich zum Küster und sprach heimlich mit ihm, worauf dieser schnell davoneilte. „Nun sollst Du Essen bekommen“, sagte der Pfarrer und strich ihm über die Hände. „Aber Lieber! ich habe Dir noch etwas Besseres zu bieten — ich habe Speise und Trank vom Gnadentische des Herrn, und bist Du mit Deiner Lebensabrechnung fertig —“

„Räuber! Dieb! — bist Du da!“ schrie Claus und schlug mit geballten Fäusten in die Luft hinaus. „Abrechnung will ich haben. Der Teufel hole das Contrabuch, das ist Alles Schwindel. Dort steht die Abrechnung — dort auf der Wand — zehn Striche und einer quer, das macht hundert — einhundert, zweihundert, dreihundert —“

Zuerst war der Pfarrer vor dem wahnsinnigen Menschen zurückgewichen, der genug Kraft zu besitzen schien, einem Jeden Gewalt anzuthun, der ihm nahe kam. Aber als er dann seiner Handbewegung folgte, wurde er eine Menge Kreidestriche gewahr, welche mehr oder minder verwischt die ganze Hinterwand der Hütte bedeckten, und er verstand, daß das mit dem Wahnsinn des Kranken zusammenhängen mußte.

Nach einiger Zeit kam der Mann wieder zu sich, und als der Pfarrer ein paar Fragen über die Striche an ihn richtete, erzählte er ziemlich ordentlich seine traurige Geschichte. Hätte er sie früher in solchem Zusammenhang vor dem Richter erzählen können, hätte er vielleicht Recht bekommen. Erst jetzt, in dem zusammengedrängten Licht an der Thüre des Todes bekam er recht Augen dafür, aber damit war die Abrechnung auch vollzogen.

Nach einer Pause wandte er sich wieder an den Pfarrer. „Und Du bist der Pfarrer,“ sagte er. Der Geistliche nickte zustimmend. „Was hast Du einem sterbenden Manne Gutes zu sagen?“

„Erstens,“ erwiderte der Geistliche, „daß Du nach meiner ehrlichen Meinung als ein schuldenloser Mann stirbst. Und sollte es kein Anderer bezeugen, werde ich dafür einstehen.“

„Ich zeuge für mich selbst,“ unterbrach ihn Claus. Und gleichzeitig richtete er sich auf den Knien auf, und indem er nach der Wand zeigte, ging er noch einmal seine Rechnung durch. Ab und zu ward er von einem Beben ergriffen und fiel auf das Lager zurück; aber er erhob sich wieder und fuhr genau da fort, wo er aufgehört hatte. Kürzer und kürzer wurden seine Athemzüge; er zerrte an seiner Brust, er stöhnte und rang mit dem Tode um jede Handbreit Leben. Schließlich hörte der Kampf auf und er sank auf dem Lager um.

Da kehrte der Küster mit einer Schale Milchsuppe in der Hand zurück.

„Hier ist Essen,“ sagte er rasch und lebhaft. Der Pfarrer winkte ihm, zu schweigen.

„Essen!“ schrie der Mann und richtete sich wieder empor. Eine wilde Gier flammte über sein Gesicht hin, er streckte beide Hände nach der Schüssel aus und erbebte am ganzen Leibe. Ein anderes Wort hätte

*) Insel an der Nordspitze Europas.

*) Vom 19. November bis 17. Januar geht für Vardö die Sonne nicht auf.

Digitized by Google

er in dieser Welt nicht mehr gehört, aber dieses hörte und verstand er. Aus der Ruhe des Todes kehrte er noch einmal zum Kampfplatz des Lebens zurück, um sich eine Speise zu erobern, deren er nicht mehr bedurfte.

Aber schnell trat der Pfarrer zwischen sie.

„Du sterbender Mann," sagte er, „Du bedarfst nicht mehr der leiblichen Speise, sondern der Labung vom Gnadentische des Herrn, und die habe ich Dir hier zu bieten."

„Essen!" stöhnte Claus. „Essen!" schrie er und versuchte den Pfarrer bei Seite zu schieben.

Der Geistliche stand entsetzt da; verschied der hungergepeinigte Mensch unter diesem Kampfe, so starb er nach seiner Meinung ja wie ein Thier! Hier war also kein Augenblick zu verlieren; was geschehen sollte, mußte gleich geschehen. So ergriff er die Schale mit der Suppe: „Höre mich, Du Unglücksmensch," rief er und trat dicht zu dem Sterbenden hin, der die Schale mit wilden Augen verfolgte. „Hier reiche ich Dir die Speise, deren Du bedarfst, und ich segne sie im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

Der Mann ließ die Arme ruhig sinken und trank aus der Schale in des Pfarrers Hand. Dann sank er zurück, ein sanftes Lächeln glitt über sein vertrocknetes Gesicht und er war todt.

Der Pfarrer kniete bei dem Todten nieder, legte seine Hände zurecht und faltete sie über der Brust — dann betete er das Vater Unser und der Küster sagte Amen.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Die Kroll'sche Opernbühne hat im Verlaufe des verflossenen Jahres eine erstaunlich rührige Thätigkeit entwickelt. Eine Anzahl alter vergessener Opern, darunter Donizetti's liebenswürdiger „Don Pasquale", wurden wieder aufgenommen, und nicht weniger als zwanzig neue Opern kamen auf die Bretter, die meisten freilich, um bald wieder von ihnen — zu verschwinden. Nur wenige unter ihnen, vor Allem Tasca's A Santa Lucia, werden dauernde Bestandtheile des Repertoirs bleiben. Zum ersten Male hat sich die Kroll'sche Opernbühne den Fährlichkeiten einer Wintercampagne ausgesetzt und sie mit ziemlichem künstlerischen Erfolge überstanden. Der schwerfällige Apparat, mit dem unsere große Oper arbeitet, läßt weder ein besonders abwechselungsvolles Repertoire aufkommen, noch ermöglicht er — ohne die erheblichsten Anstrengungen für das Personal und Anforderungen an die Zahlungsfähigkeit des Publikums — umfangreichere und häufigere Gastspiele. Die kleine Kroll'sche Bühne ist daher eine willkommene Ergänzung unserer großen Oper, und es wäre im Interesse des Berliner Kunstlebens durchaus wünschenswerth, wenn auch im kommenden Winter die Pforten des Kunsttempels am Königsplatz geöffnet — bleiben könnten!

Der verflossene Winter- und ebenso der Frühlingsanfang dieses Jahres gehörte den italienischen Gästen. Der weitverbreitete Ruf des Tenoristen Stagno war der Anlaß zum Abschluß eines Gastspielvertrages mit der Kroll'schen Bühne. Zu gleicher Zeit wurde auf ausdrücklichen Wunsch des Künstlers ein gleichzeitiges Gastspiel der noch ganz unbekannten Gemma Bellincioni vereinbart. Der Erfolg zeigte, daß der berühmte Tenorist nicht viel mehr als ein echter italienischer „Quetschtenor", und die Anfangs nur als nothwendiges Uebel angesehene Bellincioni eine Künstlerin ersten Ranges war. Nicht Stagno, sondern Bellincioni wurde der „nom célèbre", der Berlin in einen Enthusiasmus versetzte, wie seit der Etelka Gerster ihn höchstens noch d'Andrade erregt hatte. Die Violetta (in Verdi's „Traviata"), die Rosella (in Tasca's „A Santa Lucia"), die Cristina (in Giordani's „Mala vita"), die Santuzza und endlich — im Königl. Opernhause am 2. Juni d. J. — die Carmen waren die hauptsächlichsten Rollen, in denen sie auftrat. Daneben machte sie — strana ingiunzion, um mit Verdi's „Falstaff" zu reden — den Versuch, die Hauptpartie in Rossini's lustigem „Figaro" auf das Gebiet des Contra alto im Sinne der alten Oper zu übertragen — ein Versuch, der indessen zur Beurtheilung ihrer künstlerischen Eigenart keinen neuen Beitrag liefern konnte. Sie fand sich mit dieser Partie (Straßenscene), ebenso wie mit der Schlußscene aus Rossini's „Othello" (als Desdemona) so ab, wie man es von einer genial veranlagten Schauspielerin zum mindesten erwarten konnte. Ihr Bestes gab sie unstreitig als Rosella. Hier zeigte sich in Gesang und Spiel eine vollendete Harmonie, beides als der Ausdruck einer tief empfindenden Künstlerseele, die sich aber zugleich der Mittel auf das Genaueste bewußt ist, wodurch ihrem Empfinden die packendste und ergreifendste Wirkung auf das Publikum verliehen werden kann. Es ist jene Art Schauspielkunst, die sich nicht blindlings dem Affect überläßt, sondern mit dem Effect rechnet: danach Alles, jede Geberde, jede Geste, jede Körperwendung, jeden Accent der gesungenen Rede wohl erwägt und mit dem Verstande abmißt, ohne darum die Stimme des Herzens völlig zu ersticken. So gelingt es ihr, als Violetta die Sterbescene mit derselben ergreifenden Wirkung auszustatten wie die Spottscene im zweiten Act der „A Santa Lucia", die beiden dramatischen Scenen in Mascagni's „Cavalleria" und die Schlußscene in „Carmen". Ueberall zeigt sie sich in erster Reihe als denkende Künstlerin; sie will so erscheinen, und um diese ihre Eigenart recht augenfällig zu machen, sich auf das allerstrengste von alle dem zu sondern, was Bühnenpraxis und herkömmliche Auffassung heißt, thut sie mitunter des „Verständigen" zu viel. Daß sie die Carmen als Zigeunermädchen unterster Sorte spielt, wird ihr Jeder dankbar nachempfinden, der jemals eine Carmen im rothen, blitzsaubern Atlasröckchen aus der Coulisse treten sah. Wenn aber die Bellincioni ihrer Carmen nicht bloß im ersten, sondern namentlich im zweiten und dritten Acte, wo mächtigere und höhere Impulse auf sie einwirken, einen frech-cynischen Zug verleiht, so weiß ich nicht, wie das der Verstand selbst der verständigsten Künstlerin rechtfertigen will. Die entschieden schwächste Seite der Bellincioni ist übrigens ihr etwas starres, ungefüges (allerdings sehr wohlklingendes) Stimmmaterial. Nur spröde und widerspenstig fügt sich ihr Organ dem Coloraturenzwange älterer Bel-Canto-Partien; hier lassen die Prevosti, die Sembrich ihre Kollegin weit hinter sich. Die Prevosti scheint mir überhaupt das Negativ der Bellincioni zu sein: jene veridealisirt, diese entidealisirt. Leider sind die äußeren Mittel zur Lösung ihrer so entgegengesetzten Aufgaben allzu ungleich vertheilt; die Bellincioni ist ein Krösus gegen die Prevosti. Und die dritte der illustren Gastinnen der Kroll'schen Bühne, Frau Sembrich? Sie thut weder das eine, noch das andere; sie spielt und singt stets — sich selbst, gleichviel ob sie als Violetta, Frau Fluth, Rosine oder Regimentstochter auf der Bühne erscheint. Immer dieselben liebenswürdigen, graziösen Bewegungen, dasselbe freundliche Spiel mit „ihrem" Publikum, dieselbe süße, schmelzende, glockenreine Stimme, dieselbe musikalische Sicherheit und Genauigkeit, dasselbe einmüthige Entzücken der großen Sembrich-Gemeinde, minutenlanger Applaus, Blumenregen und was sonst noch als der Ausdruck „intimster" Begeisterung gelten kann!

Welcher von den drei Sängerinnen der Preis gebühre? Unhöflich wäre es, zu antworten: „Keiner", also seien wir recht höflich und entscheiden: „Allen drei!" „Un pajodi tre!" Jede hat ihre Vorzüge, jede ihre Partei, jede ist schließlich von ihrer ausschließlichen Würdigkeit für den ersten Preis überzeugt! — Und doch, käme noch Jemand in Frage, ein Künstler freilich, keine Künstlerin, wir würden nicht so zögern, sondern ihm als dem ersten und besten Künstler unter allen Italienern, die da kamen und gingen, den Vorrang zuerkennen: Es ist Signor de Padilla. Er ist der unerschöpfliche, geniale Meister der Darstellung und zugleich ein unerreichter Meister des Gesanges. Wer ihn, noch vor zwanzig Jahren, als „Don Juan" gesehen hat, weiß, daß er auch heute noch keinen Rivalen hat. Freilich sind ihm Manche an Stimmmitteln „über", keiner aber kommt ihm auch nur annähernd gleich an künstlerischer Vollendung in Gesang und Spiel. Er hat kein spezielles Fach, das ihm auf den Leib geschrieben wäre; tragische wie komische Rollen liegen ihm gleich gut — um im Künstlerjargon zu sprechen! Das Ergötzlichste, was er bei seinem diesmaligen Gastspiel bot, war sein Dottore Malatesta in Donizetti's „Don Pasquale". Demnächst der Barbier; die abgedroschenen Melodien des Germont in der „Traviata" erhielten neuen, ungeahnten Glanz, ja, sie erzielten sogar eine tiefgehende dramatische Wirkung; sein „Don Juan" war nach wie vor im Vergleich mit den berühmtesten deutschen und italienischen „Don Juans" die einzig annehmbare und wirklich allseitig vollendete Darstellung dieser Rolle. Wohl hat die Stimme nicht mehr die volle, frühere Kraft, aber der Schmelz und der Wohlklang ist ihr geblieben. Mag das noch lange so bleiben, damit die kommende Generation an einem lebendigen Beispiele und nicht aus Büchern lerne, war wirklicher „bel canto" ist! Noch eines hervorragenden Künstlers muß ich Erwähnung thun: des Baßbuffo Merly, dessen Pasquale und Bartolo Meister- und Musterleistungen waren!

H. R.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Soeben erschienen, in allen Buchhandlungen zu haben:

De Wilhelmshäger Köſterlüd.

Plattdeutscher Roman

von

Felix Stillfried.

2 Bände.

Preis geh. M. 5.40. Eleg. geb. M. 7.—

In seiner Frische der Darstellung, seiner originellen Charakterzeichnung, und in seinem anheimelnden gemüthswarmen Humor erinnert dieser Familienroman vielfach an **Reuter's Stromtid.**

Frauenleben in der Vorzeit

von Prof. **F. Bernhöft.**

Eleg. brosch. M. 2.—

Ein interessantes Büchelchen, welches das Brautwerben und das Eheleben der alten Culturvölker schildert und es in fesselnde Parallelen zu dem Liebesleben halbcivilisirter Völkerschaften stellt.

Wismar.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung
Verlags-Conto.

Die Gegenwart Nr. 15.

Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:

Die beleidigte Majestät,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verlag von **Karl J. Trübner** in **Straßburg.**

Soeben erschien:

Mirèio.

Provençalische Dichtung

von **Frederi Mistral.**

Deutsch von August Bertuch.

Mit einer Einleitung von Ed. Boehmer.

8°. XV u. 292 S. brosch. M. 5,—, geb. in Leinw. M. 6,—

Früher erschien:

Nerto.

Provençalische Erzählung

von **Frederi Mistral.**

Deutsch von August Bertuch.

8°. 182 S. 1891. br. M. 3,—, geb. in Leinw. M. 4,—.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W. 64.

Soeben erschien:

Briefwechsel

des Generals

Leopold von Gerlach

mit dem Bundestags-Gesandten

Otto von Bismarck.

Geh. 5 M., geb. in Leinw. 6,20 M., geb. in Halbfranzband 6,50 M. | 22 Bogen Lex. Oct.

Romane von Theophil Zolling.

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

2 Theile in einem Bande.

Vierte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

Frau Minne.

Ein Künstler-Roman.

2 Theile in einem Bande.

Dritte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—

Coulissengeister.

Ein Theater-Roman.

2 Theile in einem Bande.

Dritte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

☞ **In allen größeren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung durch den Verlag H. Haessel in Leipzig.**

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Busch, E., Ursprung und Wesen der wirtschaftlichen Krisis mit Angabe der Mittel ihrer Beseitigung. Preis 1 M. 50 Pf.

Mühlhausen, A., Goethe ein Sozialist?! Preis 60 Pf.

Robert, Y., Zur Herrschaft der Seele. Freie Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Preis 1 M. 50 Pf.

Staehely, J. A., Thales erwacht! Eine Erklärung des Wesens der Naturkräfte. Cart. Preis 2 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bekannte Glückscollecte A. Gerloff, Nauen b. Berlin.

Grosse Weimar-Lotterie schon 17. u. 19. Juni.
1 Original-Loos **1 M. für beide Klassen** gültig.
Porto und Liste **nur 20 Pf. — 1700 Gewinne.**
Ges.-Werth 200 000 M. — Hauptgew. 1. Kl. 20 000 M.
2. Klasse 50 000 M. W.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 24. Juni 1893. Band XLIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Fortschritte der Technik. Von Eduard von Hartmann. — **Literatur und Kunst:** Erinnerungen an Gottfried Keller. Von W. P. — Die Sammlung Spitzer. Von Ernst Zimmermann (Paris). — **Feuilleton:** Post festum. Von Karl Gjellerup (Dresden). — **Aus der Hauptstadt:** „Ja — also!" Von Caliban. — Von der „freien" Kunstausstellung. Von Franz Servaes. — Die Berliner Kunstausstellung. IV. Von Cornelius Gurlitt. — Notizen. — Anzeigen.

Die Fortschritte der Technik.

Von Eduard von Hartmann.

Wenn wir die heutige Bevölkerung Deutschlands mit derjenigen nach den Befreiungskriegen vergleichen, so finden wir, daß die vom Ackerbau lebende Landbevölkerung und die Zahl der Handwerker ungefähr sich gleich geblieben ist. Der ganze Bevölkerungszuwachs seit jener Zeit entfällt auf die Industrie und den aus ihr emporgeblühten Handel. Auch auf dem Lande können jetzt mehr Menschen leben, weil sich eine ländliche Industrie entwickelt hat, wo vorher keine war. Der landwirthschaftliche Betrieb ist bedeutend intensiver geworden, so daß die gleiche Bodenfläche für mehr Menschen Nahrungsmittel liefert; aber es sind für diesen intensiveren landwirthschaftlichen Betrieb nicht mehr Arbeitskräfte erforderlich wie früher, weil er rationeller geworden ist und direct und indirect von den Fortschritten der Technik Nutzen zieht (durch landwirthschaftliche Maschinen und rationelle Amelirationen). Daß das deutsche Volk sich in kaum drei Menschenaltern nahezu verdoppeln konnte, verdankt es wesentlich den Fortschritten der Technik, die neben und über dem Handwerk eine großartige Maschinenindustrie geschaffen haben; dann ohne einen bedeutenden Mehrertrag des eigenen Bodens und ohne die Befähigung, eingeführte Nahrungsmittel mit ausgeführten Industrieproducten zu bezahlen, würde der Volkszuwachs Hungers gestorben sein.

Mit der Zahl der Bevölkerung ist aber auch die durchschnittliche Lebenshaltung gestiegen. Das Elend und die Noth der ärmsten Schichten ist freilich nicht geringer geworden; aber erstens ist die in diesem Elend lebende ärmste Schicht zu einem relativ kleineren Bruchtheil des Volkes geworden, und zweitens fällt das Elend derselben gerade darum jetzt stärker auf, weil es mit einer durchschnittlich besseren Lebenshaltung in Contrast steht. Wir sehen alle mehr oder weniger von der gegenwärtigen Noth und nichts von der vergangenen; wir hören und lesen sehr viel von der gegenwärtigen, weil sie das Tagesgespräch ist, und wenig von der vergangenen, theils weil man früher weniger Aufhebens von ihr machte, theils weil nur Wenige sich um Wirthschaftsgeschichte kümmern. Die Löhne der Fabrikarbeiter, seit es solche gibt, sind etwa auf das Doppelte gestiegen, jedenfalls in rascherer Progression als der Preis der nothwendigen Lebensmittel. Die Lebenshaltung der heutigen Fabrikarbeiter können wir freilich nicht unmittelbar mit derjenigen am Anfang dieses oder am Ende des vorigen Jahrhunderts vergleichen, weil es damals bei uns noch keine gab. Wir wissen indessen erstens, daß die ländlichen Arbeiter heute zwar massenhaft in die Fabriken strömen, daß aber fast gar kein Rückstrom stattfindet, und zweitens, daß die Lebenshaltung der heutigen ländlichen Arbeiter bedeutend besser ist, als die der früheren. In allen Nahrungsmitteln, Genußmitteln, Beleuchtungs- und Erwärmungsmaterialien und Bekleidungsstoffen ist der Durchschnittsverbrauch auf den Kopf geradezu kolossal gestiegen, so daß man mit Recht sagen kann, daß der Mann aus dem Volke durchschnittlich jetzt sehr viel besser, behaglicher und angenehmer lebt als im Anfang dieses Jahrhunderts. Auch die übel berufenen Wohnungsverhältnisse haben sich in allen Ständen gegen früher ganz ungeheuer verbessert; sie waren eben früher noch unglaublich viel elender als jetzt. Ebenso haben die Hungersnöthe abgenommen und die Durchschnittsmenge der jährlichen Nahrungsmittel für den Kopf zugenommen. Während die ländlichen Vergnügungen ungefähr auf demselben Stande geblieben sind, haben sich die städtischen in's Unglaubliche vermehrt, wie ein Blick auf die Vergnügungsanzeigen der Tagesblätter und auf die pilzgleich aufgeschossenen Vergnügungslocale lehrt. Auch der Luxus der Zeitungen und Unterhaltungblätter, der früher nur von den oberen Ständen gepflegt werden konnte, hat sich bis tief in die Arbeiterkreise hinein verbreitet.

Die Fortschritte der Technik, die durch Gründung der Industrie und Verbesserung der Landwirthschaft dem deutschen Volke die Möglichkeit eröffnet haben, sich nahezu zu verdoppeln, haben ihm also auch gleichzeitig die Mittel zugeführt, um trotz der Verdoppelung seine durchschnittliche Lebenshaltung beträchtlich zu erhöhen. Der nationale Arbeitsertrag hat sich mithin in dieser Zeit so erhöht, daß er nicht nur proportional der Zahl der Arbeitenden gewachsen ist, sondern weit darüber hinaus, trotzdem das Naturkapital der Nation, die Bodenfläche, unverändert geblieben ist. Dieselbe Bodenfläche, von derselben Arbeiterzahl wie früher bearbeitet, bringt doch jetzt, ohne Steigerung der durchschnittlichen Arbeitszeit, einen sehr viel höheren Ertrag als früher, so daß sehr viel mehr Menschen als früher von ihr leben können, wenn auch freilich nicht alle, die seitdem der Bevölkerung zugewachsen sind. Dieser Mehrertrag des Bodens ohne Vermehrung der auf ihn verwandten Menschenarbeit ist wesentlich den Forschritten der Technik zu verdanken. Denn sie hat uns gelehrt, die Menschenarbeit in fortschreitendem Maß durch den Gebrauch landwirthschaftlicher Maschinen zu befruchten, die vorhandenen Mineralien als künstlichen Dünger für jede besondere Bodenart zu mischen, die Abfallstoffe aller Art besser zu verwerthen, die rationelle Bewässerung und Entwässerung auf eine höhere Stufe zu heben, Moor und Haide, die früher allen Culturversuchen trotzten, dem Anbau zugänglich zu machen, und auf dem schon bebauten

Digitized by Google

Boden den Betrieb um vieles intensiver zu gestalten. Alle Nahrungs- und Genußmittel, welche der nationale Boden dem Volke jetzt mehr liefert als früher, verdanken wir also unmittelbar den Fortschritten der landwirthschaftlichen Maschinentechnik, Agriculturchemie und Cultivationstechnik. Alle Gebrauchs- und Verbrauchsgegenstände, die wir jetzt mehr als früher für den inländischen Bedarf herstellen können, verdanken wir ebenfalls unmittelbar den Fortschritten der Technik. Alle Nahrungs- und Genußmittel, Gebrauchs- und Verbrauchsgegenstände und Rohstoffe oder Halbfabrikate zu solchen, die wir jetzt mehr als früher einführen, d. h. dem Auslande abkaufen können, verdanken wir mittelbar ebenfalls den Fortschritten der Technik, weil wir diesen unmittelbar das Mehr an Ausfuhrproducten verdanken, mit den wir die eingeführten Güter bezahlen.

Es mag zweifelhaft sein, ob die Vermehrung der Menschenzahl an und für sich irgend welchen Werth hat, obschon eine providentielle Auffassung des Weltprozesses nicht umhin können wird, anzunehmen, daß die Vorsehung auch mit der Vermehrung der Menschheit irgend welchen Zweck verfolge. Aber es kann nicht zweifelhaft sein, daß es für jedes Volk mit den größten Leiden und sittlichen Gefahren verknüpft ist, wenn seine natürliche Vermehrungstendenz durch die Unzulänglichkeit der Nahrungsgelegenheit eingeschränkt wird. Diese Leiden, die aus dem Mißverhältniß der natürlichen Vermehrungstendenz zu der vorhandenen Ernährungsmöglichkeit entspringen, sind unserem Volke in den letzten Menschenaltern immerhin ganz oder doch zum großen Theil erspart geblieben, und diese Leidersparniß verdankt es ebenso wie die Verbesserung der Lebenshaltung den Fortschritten der Technik.

Die Technik ersetzt die menschliche Muskelkraft und die Muskelkraft der vom Menschen gezüchteten Hausthiere durch unorganische Naturkräfte, die sie in den Dienst der menschlichen Zwecke nimmt; sie ersetzt andererseits die menschliche Handgeschicklichkeit und Kunstfertigkeit durch maschinelle Vorkehrungen, die dasselbe mit noch viel größerer Genauigkeit und Gleichmäßigkeit vollbringen. Die Kraftmaschinen, die gegenwärtig hauptsächlich durch Steinkohlenverbrennung getrieben werden, und die Arbeitsmaschinen, die von den Kraftmaschinen getrieben werden, ersetzen in der modernen Gesellschaft die Sklaven, und sind gegenwärtig schon so verbreitet, daß auf jeden freien Staatsbürger weit mehr maschinelle Menschenkräfte kommen, als im Alterthum auf jeden Sklaven kamen. Da ist es kein Wunder, wenn der heutige Staatsbürger sich im Durchschnitt einer besseren Lebenshaltung erfreut als der des Alterthums, trotz seiner menschlichen Sklaven. Die Maschinenindustrie vermehrt eben den nationalen Arbeitsertrag so in's Ungeheure, daß auf jeden Kopf durchschnittlich ein viel größerer Antheil von diesem Gesammtarbeitsertrage kommen muß. Auch die Reichen können nicht mehr als sich satt essen, und ihren Körper mit Bekleidungsstoffen bedecken; sie können höchstens die besseren Speisen und Stoffe vorweg nehmen und häufiger neue Kleider anziehen, wo dann die abgelegten doch auf irgend welchen Umwegen den Aermeren zu Gute kommen müssen. Gerade diejenige Kunstindustrie, die vorzugsweise für die wohlhabenden und reichen Stände arbeitet, ist noch nicht ganz zur Maschinenindustie geworden; die eigentliche Maschinenindustrie aber, die nur für den Massenabsatz fabriciren kann, muß auch in der breiten Masse des Volkes ihr Absatzgebiet suchen, also der Masse zu Gute kommen.

Nun wächst aber von Jahr zu Jahr die Zahl und Größe der Kraftmaschinen, und ebenso die Feinheit und Leistungsfähigkeit der Arbeitsmaschinen. Es wächst also auch von Jahr zu Jahr der nationale Arbeitsertrag oder die Menge der Güter, die in der Hauptsache zur Vertheilung an das Volk gelangen. Jeder neue Fortschritt der Technik, der die Leistungsfähigkeit der Arbeitsmaschinen steigert, beschleunigt das Wachsthum des nationalen Arbeitsertrages, indem er wiederum einen Theil der bisher von Menschen geleisteten Arbeit auf die Maschinen abwälzt und die Arbeit der die Maschinen bauenden, in Stand haltenden und bedienenden Menschen fruchtbarer macht. Jeder Fortschritt der Technik, jede Erfindung einer neuen Arbeitsmaschine und jede Verbesserung einer vorhandenen verbessert die Lage der Nation in doppelter Hinsicht, einerseits indem sie den gesammten Arbeitsertrag und den auf den Kopf entfallenden Antheil desselben erhöht, und andererseits indem sie die Arbeitsgelegenheit vermehrt. Das erstere dürfte im Allgemeinen willig zugestanden werden; denn wo sollte der vermehrte Arbeitsertrag bleiben, wenn er nicht unter das Volk wieder vertheilt würde? Das letztere aber, die Behauptung, daß die Arbeitsgelegenheit erhöht werde, begegnet immer und überall dem Widerspruch der Arbeiter, die sich noch stets der Einführung maschineller Vorrichtungen zum Ersatz der unmittelbaren Arbeitsleistung nach Kräften widersetzt haben.

Es ist klar, daß jede Umwälzung in der Production zunächst eine Menge von Arbeitern brodlos macht, die der bisherigen Art und Weise der Production dienten, und daß diese Arbeiter persönlich allen Grund haben, solche Umwälzung zu beklagen. Dies gilt nicht bloß bei solchen Umwälzungen der Production, die durch Fortschritte der Technik, sondern auch bei solchen, die durch geographische Verschiebungen der Production und des Handels, durch Verschluß bisheriger Absatzmärkte und Absatzwege, durch Entdeckung neuer Rohstofflager, durch Zollveränderungen u. s. w. hervorgerufen werden. Wie die bisherigen Arbeiter selten im Stande sind, der geographischen Verlegung der Production und des Absatzes durch Auswanderung sammt Familien nachzufolgen, so sind sie in der Regel auch außer Stande, sich einer Umwälzung der Production durch technische Fortschritte sofort anzupassen. Die neue Productionsweise erfordert oft eine ganz andere Vorbildung, in der Regel mehr Intelligenz und Geschicklichkeit als Kraft, und manchmal eine intellectuelle Bildung und Fertigkeit in ganz anderer Richtung als zuvor. Die Arbeitgeber, die genöthigt sind, die alte Productionsweise aufzugeben, sind dann bisweilen ebenso genöthigt, die alten Arbeiter aufzugeben und neue zu suchen, die den neuen Anforderungen besser entsprechen. Sind diese unter den Männern nicht zu finden, so vielleicht unter Weibern und Kindern; deshalb kann es vorkommen, daß zunächst ein technischer Fortschritt (wie z. B. der Uebergang von der Handspinnerei zur Maschinenspinnerei) die Männer brodlos macht und an ihrer statt die Weiber und Kinder in die Fabriken treibt.

Es kommt hinzu, daß der technische Fortschritt dem bisherigen Bedarf mit viel weniger Arbeitskräften als bisher Genüge leistet, also zunächst einen Theil der bisherigen Arbeiterzahl entbehrlich macht, d. h. die Nachfrage nach Arbeitern verringert und den Arbeitslohn herabdrückt. Alles zusammen macht es erklärlich, daß jeder tief einschneidende technische Fortschritt eine Krisis in der von ihm betroffenen Arbeiterschaft hervorruft, das bestehende Anpassungsgleichgewicht zwischen Arbeitsgelegenheit und Arbeitsangebot stört, und Noth und Elend unter den Arbeitern erwachsen läßt. Es ist ebenso begreiflich, daß die Arbeiter auf die Ursache ihres Elends, d. h. auf den technischen Fortschritt, beziehungsweise auf die ihn verkörpernden Maschinen mit Groll und Erbitterung blicken, daß sie die Arbeitgeber wo möglich zur Beibehaltung der alten Productionsweise zu zwingen suchen, und daß sie bei diesem Bestreben die Sympathien warm fühlender und nicht allzuweit hinaus denkender Menschenfreunde finden.

Ohne Zweifel liegt in der schuldlosen Unterwerfung der Arbeit unter solche über sie plötzlich hereinbrechenden Krisen eine billige Begründung des Anspruches, daß die Arbeitgeber, die Gemeinde, der Staat und die Vereinswohlthätigkeit, jeder an seinem Theil Hand anlegen zur Milderung und schnelleren Ueberwindung solcher Krisen. Aber aus der Noth der Krisen ist niemals der Schluß zu ziehen, daß der technische Fortschritt abzuweisen sei. Man darf niemals den Zustand während der Krise mit dem Zustand vor derselben vergleichen, um daraus festzustellen, welche Art und Weise der Production im Ganzen den Vorzug aus sozialem Gesichtspunkt verdiene; sondern man muß den Zustand eines wiedererlangten neuen Anpassungsgleichgewichts nach Ueberwindung der Krise mit dem vor der Krise vergleichen, um den vorzüglicheren zu erkennen. Verdient dann das spätere soziale Anpassungsgleichgewicht den Vorzug

Digitized by Google

vor dem früheren, so darf man sich nicht durch den Hinblick auf die Schrecken der Krisis beirren lassen, weil die Krisis als ein vorübergehender Zustand gegen das dauernde aus ihr folgende neue Anpassungsgleichgewicht nur wenig Bedeutung hat.

Solche Fehler werden aber von allen den Menschenfreunden begangen, die uns die Schrecken der Uebergangskrisen in ihren oft haarsträubenden Einzelheiten ausmalen und uns dadurch überreden wollen, daß der aus den technischen Fortschritten folgende Nutzen nicht werth sein könne, mit solchen Opfern erkauft zu werden. Gerade die englische Wirthschaftsgeschichte, aus der solche Gräuelschilderungen gewöhnlich entlehnt sind, zeigt auf das Deutlichste, daß die Uebergangskrisen nur darum so abschreckende Gestalt annehmen konnten, weil Arbeitgeber und Regierung, Private und Behörden keine Ahnung von den ihnen obliegenden Pflichten besaßen, in die Krisen mildernd einzugreifen und die Herstellung eines neuen menschenwürdigen Anpassungsgleichgewichts erziehlich zu beschleunigen. In der Schärfe jener Krisen kommt also in der That Vieles auf Rechnung menschlicher Hartherzigkeit und Unklugheit, was zunächst als unausbleibliche Folge der technischen Fortschritte erscheint. Eine Kurzsichtigkeit in der Beurtheilung der Krise, die bei den betroffenen Arbeitern höchst entschuldbar ist, scheint nicht im gleichen Maße entschuldbar bei Geschichtsschreibern, Volkswirthen und Sozialpolitikern der Gegenwart, wenn sie aus diesen Krisen Anklagen gegen die soziale Wirksamkeit der technischen Fortschritte zu schmieden versuchen.

Der technische Fortschritt heilt selbst die Wunden, die er schlägt, und eröffnet dann allemal eine neue Phase sozialen Aufschwunges. Durch die Verbilligung der Productionskosten, die er mit sich bringt, verbilligt er die Producte und macht sie dadurch einem Kreise von Consumenten zugänglich, dem sie vorher unerreichbar, oder doch nur in viel beschränkterem Maße erreichbar waren. Die Folge davon ist wachsende Nachfrage nach den Producten, die mit Erweiterung der Production beantwortet wird. Die Erweiterung der Production macht dann eine Anstellung von mehr Arbeitern erforderlich, so daß die Verminderung der Arbeiterzahl, die anfangs durch den technischen Fortschritt eingetreten war, zunächst sich ausgleicht und dann in eine Vermehrung der Arbeiterzahl über den früheren Bestand umschlägt. Es kommt hinzu, daß die technischen Fortschritte auch immer neue Zweige der Production aus dem Nichts erwachsen lassen und für diese immer neue Nachfrage nach Arbeitern hervorrufen; wenn also auch einmal ausnahmsweise in einem bestimmten Productionszweige die frühere Arbeiterzahl nach Beendigung der Krise nicht überschritten oder selbst nicht ganz erreicht sein sollte, so würden doch die inzwischen durch anderweitige technische Fortschritte eröffneten neuen Arbeitszweige hinreichende Unterkunft für eine wachsende Zahl von Arbeitern dargeboten haben.

Die technischen Fortschritte dienen aber auch noch in einem ganz anderen Sinne dem Arbeiterstande. Sie setzen nämlich mehr und mehr an Stelle der rohen, unqualificirten Arbeit die feinere qualificirtere Arbeit, an Stelle der Kraft die Geschicklichkeit, an Stelle der Handarbeit die Kopfarbeit, an Stelle der muskelkräftigen Handhabung des Werkzeugs die umsichtige Beaufsichtigung und Bedienung der Maschine. Sie fördern also die Qualifikation der Arbeit durch Erziehung der Arbeiter zu immer höherer Intelligenz und Geschicklichkeit, heben das Culturniveau des Arbeiterstandes und erhöhen damit seinen Anspruch auf angemessene Entlohnung seiner höher qualificirten Leistungen. Sie sind nur hart für diejenigen Arbeiterindividuen, die zu alt oder sonst unfähig sind, sich rechtzeitig auf dieses höhere Culturniveau zu erheben, und bringen diese genau in dieselbe Lage, in der sich eine niedere Race beim Zusammentreffen mit einer höher cultivirten, kolonisatorisch andringenden befindet. Aber sie bringen nur diese Individuen in die Lage, zum geschichtlichen alten Eisen geworfen zu werden, während sie ihren Kindern und Enkeln eine bessere Zukunft eröffnen; darin also wirken sie milder, wie das Zusammentreffen verschieden cultivirter Stämme, wo nur zu oft der niedere von Geschlecht zu Geschlecht dem gänzlichen Untergange näher rückt, wie z. B. die Eingeborenen von Nordamerika und Australien.

Es ist über das Verhältniß der unmittelbaren und mittelbaren Wirkungen der technischen Fortschritte schon viel gestritten worden; aber das Ergebniß kann doch nur denen zweifelhaft scheinen, die den Blick auf zu eng begrenzte Zeiträume richten und damit Gefahr laufen, die Krisen und die ihnen nachfolgenden Zustände eines neuen Anpassungsgleichgewichts mehr oder weniger ineinanderfließen zu lassen. Man vermindert diese Gefahr um so sicherer, je weiter auseinander liegende Zustände man vergleicht, wie dies z. B. hier mit den Zuständen Deutschlands jetzt und nach den Freiheitskriegen geschehen ist. Dann ist es leicht, die ganz neu hinzugekommenen Industriezweige von den technischen Umbildungen schon früher bestandener zu unterscheiden, und sich zu überzeugen, daß auch in den letzteren fast ausnahmslos die Zahl der jetzigen Arbeiter gegen die der früher beschäftigten sehr viel rascher gestiegen ist als die Bevölkerungsziffer im Allgemeinen. Von einer Verminderung der Arbeitsgelegenheit durch die technischen Fortschritte zu reden, heißt die Thatsachen auf den Kopf stellen; denn nur durch die Maschinenindustrie hat der Zuwachs des deutschen Volkes um einige zwanzig Millionen die Arbeitsgelegenheit gefunden, die ihm die Landwirthschaft und das Handwerk schlechterdings versagt hätten.

Nur ein Stand ist durch die technischen Fortschritte schwer und dauernd geschädigt worden, derjenige der Kunsthandwerker, der früher den erfindenden Künstler und ausführenden Handwerker in sich vereinigte. Diese im Mittelalter allgemein durchgeführte Vereinigung von Kunst und Handwerk hatte sich im Kunstgewerbe bis in die neuere Zeit hinein erhalten, obwohl in ziemlich kümmerlicher Gestalt, weil das Kunstgewerbe im Ganzen darniederlag. Jetzt scheint sich auch dieser Rest in seine gesonderten Bestandtheile aufzulösen: die Kunst nimmt das Vorrecht des Entwurfs und der Erfindung auch in Betreff des Kunstgewerbes für sich zurück, das sie früher in thörichter Ueberhebung als unter ihrer Würde stehend verschmäht hatte, und überläßt der maschinellen Technik die Ausführung, die nun gleich in zahlreichen congruenten Exemplaren erfolgt. Die ausnahmsweise Erhebung des talentirten Handwerkers zum entwerfenden Künstler ist damit natürlich ebenso wenig ausgeschlossen, als die gelegentliche eigenhändige Betheiligung des Künstlers an der Ausführung von Mustern; aber im Princip schreitet die Trennung fort, wie dies in der Baukunst schon längst sich vollzogen hat, und selbst in der Bildhauerei und Erzgießerei mehr und mehr der Fall ist. Man mag darüber trauern, daß der heutige Handwerker nicht mehr so häufig wie der frühere die Freude des gestaltenden Künstlers an seinem Werke genießt. Dafür sind aber auch erstens diejenigen Künstler viel zahlreicher als früher, die sich ganz oder vorzugsweise kunstgewerblichen Entwürfen widmen; es stehen zweitens die Arbeiter, die in der Kunstindustrie thätig sind, auf höherer Stufe als die früheren von der Meisterschaft ausgeschlossenen Handwerksgesellen, und die kunstgewerblichen Producte gelangen drittens in viel größerer Zahl und zu viel billigerem Preise unter den erweiterten Kreis der Consumenten. Die Vortheile und Nachtheile der Vergangenheit und Gegenwart gleichen sich also auch auf diesem Gebiete mindestens aus, wenngleich die fortschreitende Arbeitstheilung demjenigen immer unlieb sein wird, dem die ausschließliche Verrichtung der niederen Leistungen zufällt.

Wir sind berechtigt, von einem weiteren Fortschritt der Technik dieselben Wirkungen zu erwarten, wie ihre bisherigen Fortschritte sie zu Tage gefördert haben. Die Fortschritte der Technik stellen eine der wichtigsten Gestalten dar, in denen das wachsende Kapital die Arbeit befruchtet. Dann freilich helfen alle Erfindungen der prachtvollsten Arbeitsmaschinen nichts, wenn es an dem Kapital fehlt, sie zu beschaffen, oder doch in ausreichender Zahl für eine Umwälzung der ganzen Produktion zu beschaffen. Alle Ausblicke in eine bessere wirthschaftliche Zukunft der Menschheit rechnen ausdrücklich oder stillschweigend mit weiteren, großartigen, bisher zum Theil noch gar nicht geahnten Fortschritten der Technik. Und in der

Digitized by Google

That sind solche hoffnungsvollen Erwartungen nicht unberechtigt; wir dürfen uns der Zuversicht hingeben, daß die Naturwissenschaften dem Menschen immer mehr den Einblick in den gesetzlichen Zusammenhang der Kräfte und Erscheinungen aufschließen, und daß die technischen Erfindungen ihm immer mehr die Herrschaft über die Natur in die Hände spielen werden, so daß seine Arbeit immer fruchtbarer und sein Arbeitsertrag in gleicher Arbeitszeit immer größer wird. Immer mehr wird die ländliche Arbeit durch Maschinen, künstlichen Dünger und Bodenamoliorationen befruchtet werden und immer reichere Erträge wird sie auf diesem Wege dem nationalen Boden entlocken, sobald nur die nöthigen Kapitalien dazu aufgespeichert und zu hinreichend niedrigem Zinsfuße dafür verfügbar sind. Immer mehr wird auch die Kleidung, Wohnung und Locomotionsfähigkeit der niederen Schichten des Volkes dasjenige Maß von Annehmlichkeiten überschreiten, das früher den höchsten erreichbar war, und immer größer wird die Bevölkerungszahl aller Länder werden, die an dieser wachsenden Fülle der Güter theilnehmen.

Dieser Proceß wird um so mehr beschleunigt werden, je mehr hervorragende Geister mit gründlicher naturwissenschaftlicher und technischer Schulung sich bemühen, durch Verbesserungen und neue Erfindungen die Technik zu vervollkommnen, und je größere Kapitalien ihnen zu Versuchen im großem Maßstabe zur Verfügung stehen. Der Anreiz, sich der Technik zu widmen, wird wiederum um so größer sein, je größere Vortheile dem glücklichen Erfinder zufallen, je mehr er sich durch reiche Früchte seiner Bemühungen über die Zahl der ebenso fleißigen, aber minder talentvollen Concurrenten und über die große Masse erheben kann. Die Kapitalien, die auf technische Versuche verwendet werden müssen, werden ebenfalls nur dann verfügbar sein, wenn die gelungene Erfindung zu einem unverhältnißmäßig großen Unternehmergewinn führt, da die meisten Versuche praktisch ergebnißlos bleiben und die aufgewandten Kapitalien spurlos vernichten.

In der bisherigen Wirthschaftsordnung sind diese Bedingungen des technischen Fortschritts zweifellos in ausreichendem Maße gegeben gewesen, um die bisherigen technischen Fortschritte zu erzeugen. Immer mehr Söhne reicher Fabrikanten und Kaufleute widmen sich dem naturwissenschaftlichen und technischen Studium und immer mehr Techniker werden dadurch befähigt, eigne Kapitalien auf Versuche zu verwenden, deren Ausbeutung im Fall des Gelingens durch einen immer mehr verfeinerten und durchgebildeten Patentschutz gewährleistet wird. In immer wachsendem Maße finden die mittellosen aber geschulten Techniker Gelegenheit, als Angestellte in technischen Großbetrieben durch Erfindungen sich eine glänzende Laufbahn zu sichern und von den Großbetrieben die zu den Versuchen erforderlichen Mittel bereitgestellt zu erhalten, allerdings unter der Bedingung, daß das wirthschaftliche Eigenthum der Erfindungen und ihre kapitalistische Ausbeutung den Unternehmern zufällt, so lange sie in ihrem Dienste stehend Erfindungen machen. Die mittellosen Erfinder müssen dabei freilich auf unmittelbaren Unternehmergewinn verzichten, aber sie laufen auch keine Gefahr eines Verlustes und steigen rasch zu angesehenen und reich dotirten Stellungen auf, bis sie endlich in derselben oder anderen Unternehmungen Directoren und Theilhaber werden. Dieser Lohn scheint als Anreiz des Erfindungsgeistes genügend; denn er befähigt den mittellos Beginnenden, im Laufe des Lebens in immer hervorragendere Stellungen aufzurücken und ein Vermögen zu sammeln, das er seiner Familie hinterläßt. In den Directoren der Großbetriebe, bei denen er als junger Beamter angestellt ist, findet er sachverständige und interessirte Beurtheiler seiner Ideen, Pläne und Entwürfe, die auf etwas Aussichtsvolles gern eingehen und über die Mittel zu Versuchen verfügen können. Bedingung ist dabei allerdings, daß dem technischen Großunternehmen die Möglichkeit offen steht, durch kapitalistische Ausbeutung gelungener Erfindungen anderen Concurrenten einen Vorsprung abzugewinnen.

Alle diese Bedingungen des technischen Fortschritts würden in einer rein sozialistischen Wirthschaftsordnung theils unbedingt wegfallen, theils in Frage gestellt werden. Der Besitz eigener Kapitalien zur Anstellung von Versuchen, der jetzt so überaus befruchtend auf den Fortschritt der Technik wirkt, und überall da als letztes Mittel eintreten muß, wo die Idee eines Erfinders zu ungewöhnlich und genial ist, um von gewöhnlichen Sterblichen, auch wenn sie noch so sachverständig sind, gewürdigt werden zu können, dieser private Kapitalbesitz hört in der rein sozialistischen Wirthschaftsordnung auf. Alle Erfinder sind alsdann in der Lage wie jetzt die mittellosen. Sie müssen sich an die staatlichen Betriebsdirectoren oder Prüfungsinstanzen wenden, und diesen ihre unreifen Ideen so plausibel zu machen verstehen, daß ihnen von Staats wegen die Mittel zu Versuchen überwiesen werden. Diese staatlichen Betriebsdirectoren sind aber gar nicht persönlich interessirt bei dem Zustandekommen der Erfindungen, noch weniger die Bureaubeamten der Prüfungsinstanzen für unreife Projecte; auch wenn sie sachverständig genug sind, machen sie die Sache doch mit bureaukratischer Suffisance und Ennuirtheit ab, so daß eine wohlwollende Förderung unbequemer Talente von ihnen zu erwarten geradezu unbillig wäre. Das sozialistische Wirthschaftsgetriebe kann ja auch so wie es gerade ist weiter gehen, und etwaige technische Fortschritte mögen der Gesammtheit zu Gute kommen, aber nicht den staatlichen Beamten. Die zu solchen Zwecken im Budget ausgeworfenen Mittel wurden auf die banalsten Dinge, sofern sie von gut empfohlenen Personen ausgehen, vergeudet, und für die wirklichen Talente oder gar Genies würden niemals Mittel vorhanden sein. Sind nun gar die Directoren und Prüfungsbeamten demokratisch von den Arbeitern gewählt, so sind sie nicht einmal als Sachverständige im höheren Sinne zu betrachten.

Aber gesetzt auch, der Erfinder überwindet die Schwierigkeit, Mittel zu Versuchen von den staatlichen Behörden zu erlangen, und bringt mit Hilfe derselben eine werthvolle Erfindung zu Stande, so fragt es sich wiederum, ob die am grünen Tische sitzende Weisheit den Werth der Erfindung auch anerkennt. Wenn nicht, so ist sie todtgeboren, denn es gibt ja keine Concurrenz mehr, in welcher ein Großbetrieb dem anderen vermittelst technischer Verbesserungen einen wirthschaftlichen Vorsprung abzugewinnen trachtet. Indessen die Erfindung möge angenommen werden, so fehlt doch jedes persönliche Interesse, den Erfinder warm zu halten und zu neuen Erfindungen anzuspornen; wohl aber kann die Furcht in Betracht kommen, daß dieser lästige Streber einen der bisherigen Decernenten von seinem bequemen Platz am grünen Tische verdrängen möchte, wenn sein Name bekannt wird. Man wird ihn also zurückdrängen und zu verheimlichen suchen; andere werden sich seine Erfindung mit leicht vorzunehmenden Abänderungen aneignen und den Ruhm derselben für sich in Anspruch nehmen. Der Erfinder wird nur Aerger, Verdruß, vergebliche Kämpfe, vielleicht Bestrafung wegen Querulanz, schwerlich aber auch nur die geringste Befriedigung seines Ehrgeizes oder seiner Eitelkeit davon haben.

Und wenn es ihm selbst gelingt, seinen Namen mit der Erfindung zu verknüpfen, so kann er doch kein Patent auf dieselbe nehmen, keine kapitalistische Ausbeutung erzielen, überhaupt keinen materiellen Vortheil dadurch erreichen; denn in der rein sozialistischen Wirthschaftsordnung gibt es keinen Unternehmergewinn, also auch keine monopolistische Ausbeutung auf Grund von Patenten. In dem sozialdemokratischen Gesellschaftsideal gibt es nicht einmal eine Verschiedenheit der Arbeitszeit und der Entlohnung. Auch der genialste Erfinder bleibt sein Leben lang dasselbe, was jeder unqualificirte Arbeiter neben ihm ist; er kann höchstens den Vortheil haben, sich auch ferner mit der Erfinderei, d. h. mit einer ihm mehr als Erdekarren zusagenden Arbeit zu beschäftigen. Man braucht kein großer Menschenkenner zu sein, um einzusehen, daß die rein sozialistische Wirthschaftsordnung die wichtigsten Motive aufhebt, die jetzt zu Bestrebungen technischer Vervollkommnung anspornen, und daß sie nur Motive übrig läßt, die wenn sie sich nicht mit verrücktem Fanatismus verbinden, unzulänglich sind, um alle die verstärkten und gehäuften Gegenmotive zu überwinden. Die

Digitized by Google

verrückten Dilettanten, die als vermeintliche oder wirkliche Erfinder theils in den Irrenhäusern wohnen, theils als unschädliche Narren frei herumlaufen, die allein würden übrig bleiben; die geschulten, sachkundigen systematischen Erfinder aber würden so gut wie aussterben, und doch sind es diese allein, die die wirklich praktischen und bedeutenden Fortschritte der Technik hervorbringen. Die Technik würde in der rein sozialistischen Wirthschaftsordnung nicht nur zum Stillstand kommen, sondern durch verkehrte und unpraktische Neuerungen sowie durch schnellen Verfall der Präzisionsmechanik eine rückgängige Bewegung einschlagen, die je länger desto rascher werden müßte. Die sozialistischen Utopien haben demnach kein Recht, die weiteren Fortschritte der Technik als eine Voraussetzung in ihre Zukunftsideale mit aufzunehmen; sie haben noch weniger das Recht, eine auf Grund dieser Voraussetzung angenommene künftige Productionssteigerung ihrem sozialistischen Ideal gutzuschreiben, welches vielmehr dieser Voraussetzung den Boden entzieht.

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an Gottfried Keller.

Im Frühjahr 1875 hielt ich mich einige Wochen in den Bädern von Bormio auf. Da ich täglich fast eine Stunde in der Badewanne sitzen mußte, sah ich mich in der viersprachigen Bibliothek nach einem leichtunterhaltenden Buche um. Ich wählte ein Buch, welches den Titel führte: Der grüne Heinrich von Gottfried Keller, indem ich mir sagte, daß dieses mir unbekannte Buch mit dem seltsamen Titel wahrscheinlich das richtige sein werde. Nun las ich Tag für Tag bald eigen ergriffen, bald durch gewisse Längen und allzu ausgedehnte Betrachtungen ermüdet. Das Jahr verging mir ziemlich unruhig, so daß ich nicht einmal dazu kam, mich in der Literaturgeschichte nach dem Buche umzusehen. Als ich im Frühjahr 1876 wiederum nach Bormio pilgerte, merkte ich, daß das Buch tief in mir fortgewirkt hatte: ich empfand eine lebhafte Sehnsucht nach ihm, und als ich im Bade angelangt mein Abendessen bestellt hatte, ging ich in die Bibliothek, holte den Grünen Heinrich und erwartete lesend das Abendessen. Nun las ich Tag für Tag und war so erfüllt von dem Zauber des Buches, daß ich am letzten Tage meines Aufenthaltes in Bormio mich entschloß, dem Verfasser mein Herz auszuschütten und ihn schließlich bat, das Buch durch Umarbeitung einem größeren Lesekreise verständlich zu machen und es nicht dem sonst wahrscheinlichen Vergessen preis zu geben.

Auf der Heimreise verweilte ich in Meran und verkehrte in dem gastlichen Hause von Emil Kuh. Als ich das Gespräch auf das Buch brachte, sagte die Professorin lächelnd: „Seltsam, daß Sie von dem Buche reden! Als Sie von Ihrer Reise erzählten und uns Ihre Skizzen zeigten, dachte ich unwillkürlich an den grünen Heinrich.“ Wir alle lachten, ich wurde aber wieder ernst, als Kuh mir die Persönlichkeit Keller's schilderte und u. A. bemerkte, daß er recht reizbar sei und seinen Gefühlen oft einen derben Ausdruck gebe. Ich verwünschte meinen unseligen Brief und wurde während der Heimreise ein gewisses Unbehagen nicht los. Mit Bangen öffnete ich zu Hause zuerst einen Brief aus Zürich; er war G. Keller unterzeichnet und lautete: — — „Sie sehen, daß ich mir nicht mit einer Postkarte behelfe, um Ihnen für Ihren freundlichen Brief zu danken. Wenn ich auch von Ihrer Ueberschätzung des Grünen Heinrich alle billigen Abzüge mache, so bleibt doch genug für eine erfreuliche Ueberraschung übrig, welcher man doch zugänglich ist, wenn sie von berufener Seite zu kommen scheint, was man natürlich sofort constatirt. — — Wie Sie bemerken werden, mache ich mir Ihr wohlwollendes Interesse gleich zu nutze und gehe mit Ihnen um, wie mit einem Bekannten. So würde es mir auch nur angenehm sein, wenn Sie mir weitere Bemerkungen über das Problem, wenn Ihnen solche etwa einfallen sollten, mittheilen wollten. — — Ich habe selbst nach dreißigjährigem Unterbrechen neulich meine Leinwand aufspannen lassen, um dem Jugendheimweh zu fröhnen.“ — —

Freilich ging es nicht so eilig mit der Umarbeitung des Buches und eine wiederholte Mahnung wurde im August 1877 beantwortet: „Wegen des Grünen Heinrich brauchen Sie nicht besorgt zu sein. Da ich das Geld nöthig habe, was der faule Kerl noch erwerben soll, trotz seines trübseligen Absterbens, so wird die Sache nicht zu lange hinstehen.“ Und im December 1877: „Jetzt gehe ich unverweilt an die Wiedergeburt des grünen Tropfes, genannt Heinrich.“

Als ich nach der Rückkehr von Bormio Theodor Storm besuchte, um meine Erlebnisse zu berichten und Grüße von Kuh zu bestellen, ward mir der lebhafte Vorwurf, jenes Buch nicht gekannt zu haben, welches er in jedem Jahre bis zur Auswanderung der Judith wieder lese, stets neuen Genuß aus ihm schöpfend.

Als Keller im Sommer 1876 sein Amt als Staatsschreiber niedergelegt hatte, schrieb er: „Ich habe auch erst in diesen Tagen das bureaumäßige Abwandeln der poetischen Arbeit ganz abgeschüttelt und das alte Gefühl des innerlichen Draufgehens und Auslebens wiedergefunden. Sollte Ihr guter Stern Sie im Frühjahr wieder auf Reisen und auch in die Schweiz führen, so werde ich Ihnen mit Freuden Stunden und Tage widmen, so viel Sie wollen.“ Ich folgte der Einladung im Mai 1877. Keller wohnte damals noch auf dem Bürgli in der Vorstadt Enge in Zürich. Ich wurde in einfacher Herzlichkeit empfangen, wir setzten uns auf das Sopha, die gewöhnlichen Fragen über Reise und Befinden wurden ausgetauscht, ich sprach des längeren über ich weiß nicht mehr was und wartete dann, daß Keller seinerseits die Unterhaltung fortführen werde. Da das nicht geschah, so nahm ich wiederholt das Wort, hatte dann die Empfindung, daß das Gesprochene besser ungesprochen geblieben wäre und erhob mich schließlich entschlossen zum Abschiede. Nun führte er mich an das Fenster. Ich sehe noch die kleine, aber starke Gestalt mit dem ausdrucksvollen Kopfe in einem langen, feinen grauen Hausrocke vor dem Fenster stehend, nachdenklich hinunterschauend auf die schöne Landschaft und mit Behagen die Cigarre rauchend. Er machte mich auf diesen und jenen Punkt der Landschaft aufmerksam, äußerte, daß die fruchtbaren Thäler mehr Reiz für ihn hätten, als das Hochgebirge und bedauerte dann, daß er mich nicht zu Tische einladen könne, weil er mit einer alten einfachen Schwester hause, welche durch eine solche Einladung in Verlegenheit gerathen würde. Aber zum Uetliberge möchte er am Nachmittage mich hinaufführen und mir etwas von Stadt und Umgegend zeigen. So fuhren wir denn am Nachmittage auf den Uetliberg, geriethen später in eine kleine Weinschenke außerhalb der Stadt, wo er als alter willkommener Gast begrüßt wurde, besuchten ein Bierhaus mit einem Kreise befreundeter Professoren und endeten in der Meise. In dem beredten Führer, der mir von der Vergangenheit Zürichs, vom römischen Castrum, von der Gesellschaft der Böcke, vom Thierbuch u. s. w. bald ernst, bald launig erzählte, vermochte ich den seltsamen Schweiger vom Vormittage kaum wieder zu erkennen. Ziemlich spät in der Nacht begleitete ich meinen neuen Freund trotz seines Sträubens nach seiner entfernten Wohnung, ich fühlte seinen starken Arm in dem meinigen ruhen und war sehr befriedigt über den Verlauf des Tages.

Als ich nach der Rückkehr, wie gewöhnlich, Storm besuchte, um ihm über die Reise zu berichten, wurde verabredet, daß er mit dem von ihm so hoch verehrten Züricher Genossen in Apollo zunächst brieflich in Beziehung treten müsse. So entstand zwischen den beiden Dichtern ein inhaltreicher Briefwechsel; sie tauschten, wie Keller bemerkte, ihre Briefe, wie zwei alte Kapuziner ihre Nelkensetzlinge austauschen. „Es ist mir sehr angenehm,“ schrieb mir Keller im Winter 1877, „auf meine alten Tage eine solche Doppelbeziehung zu dem achtbaren Norden erwischt zu haben.“

So oft ich nach Zürich kam, wurde ich von Keller mit einfacher Herzlichkeit, welcher ein mir so wohlthuender Zug

Digitized by Google

von Väterlichkeit beigemischt war, empfangen. Seinen Empfindungen Worte oder Geberden zu leihen, lag seinem Wesen fern. Diese Art Sprödigkeit und einer gewissen Verschämtheit ist in meiner Heimath häufig und mir von Jugend auf vertraut und lieb. Unter den Menschen mit der verhaltenen Empfindung kannte ich so viele von tiefgründigem Gemüthe und unwandelbarer Treue; nur in dem guten Blicke und im Tone der Stimme äußern sie sich. Ich freute mich wie ein Kind, wenn ich Keller wiedersah und war tiefbetrübt, wenn ich ihm zum Abschiede die Hand reichte. Wenn ich meinem Wesen entsprechend meinen Empfindungen unbefangen vollen Ausdruck gab, lächelte er freundlich und gütig dazu. Bei jedem Besuche beschenkte er mich, meistens mit einem Buche, aber auch sein feines Taufmützchen und ein Fallhütchen, welches er als Kind getragen, schenkte er mir für meine Sammlung alterthümlicher Dinge, und schließlich ließ er mir von seinem letzten Lager einen großen Karton, den er als Jüngling in München gezeichnet hatte, übersenden.

Am liebsten verweilte ich mit Keller in seinem Arbeitszimmer, weil hier die Unterhaltung geregelter und ausgiebiger war als auswärts. An das zeitweilige Schweigen in der Unterhaltung gewöhnte ich mich bald und schwieg mit, wenn es mir paßte. Dann aber war er zu Zeiten auch sehr gesprächig, ich brauchte ein Thema nur zu berühren und er sprach in seiner unmittelbaren, anschaulichen, oft launigen und drastischen Art über die Sache sich aus. Bemerkungen über seine Arbeiten verhandelte er mit so gelassener Sachlichkeit, als ob sie von einem dritten herrührten und gestand ohne Zögern die Richtigkeit einer Bemerkung zu. Im Herbste 1880 schrieb er mir bei Uebersendung „des retouchirten Heinrich“: „daß die Judith am Schlusse noch jung genug auftritt, statt als Matrone, wie beabsichtigt war, hat sie Ihren ihr so gewogenen Worten zu danken. Ich wollte mich selbst nochmals am Jugendglanze dieser unschuldigen, von keiner Wirklichkeit getrübten Phantasiegebilde erlustiren.“ Andererseits erwartete er auch, daß andere ein offenes Urtheil auch in kräftiger Fassung vertragen könnten. Eine auf Licht- und Farbenwirkung berechnete breitgehaltene Skizze von mir bezeichnete er als sehr kräftig und sogar leuchtend in gewissem Sinne, aber — wird hinzugefügt — „wenn Sie sich einmal daran gewöhnt haben, die charakteristischen Formen im Handgedächtniß zu besitzen, so ist es Ihnen gar nicht mehr möglich, die unter dem Namen des Skizzirens umlaufende Sudelei zu treiben.“ Das war deutlich.

Einmal hatte ich nachgegeben, als er meiner Bitte, die Studien aus seiner Malerzeit zu sehen, Schwierigkeiten entgegensetzte. Als ich einmal wiederkam, war ich entschlossen, wenn irgend möglich, die Erfüllung meines Wunsches zu erreichen. Sie seien unter altem Gerümpel verpackt und schwer zu finden. Suchen wir, bat ich, und es wurde gesucht und gefunden. Mich überkam eine gewisse Wehmuth bei der Betrachtung dieser Zeugen eines verfehlten heißen Strebens („mein Jugendheimweh“). Den kleineren Blättern folgte ein großer Karton 90:156 cm mit Bleistift und Rohrfeder kräftig gezeichnet, eine hochaufsteigende alterthümliche Stadt darstellend, in deren Gassen man hineinschaut; im Vordergrunde mächtige Bäume, Felstrümmer und ein Gehöft mit hölzernem Thor und eingezäumtem Garten — das ganze so phantasievoll, lebendig, lustig, voll köstlicher Einzelheiten, daß man nicht begreift, was Keller bewog, die geliebte Kunst aufzugeben. Es ist der Karton, der in Band 3 Kap. 11 des Grünen Heinrich beschrieben wird, jedoch ist er einfacher gehalten und enthält nicht alle dort erwähnten Dinge, die in der Beschreibung eines Bildes sich recht hübsch ausnehmen, im Bilde selbst aber schwierig unterzubringen sind. Das weitläufige Blatt wurde auf dem Fußboden auseinandergerollt, an den Enden mit Büchern beschwert und wir beide krochen auf den Knieen um das Blatt herum, um alle Einzelheiten zu betrachten, während der Meister dieses erklärte. Nachdem wir mit schmerzenden Knieen uns erhoben hatten, drang ich darauf, daß das schöne interessante Blatt nicht in seinem verwahrlosten Zustande wieder weggelegt, sondern einem Buchbinder zur geeigneten Behandlung alsbald übergeben werde. Es wurde zugesagt, aber niemals ausgeführt. Schon in dem ersten Briefe und später bei meinem ersten Besuche hatte Keller nur davon gesprochen, daß sein „altes Jugendheimweh“ ihn dazu treibe, zu größeren Entwürfen den Stift wieder zur Hand zu nehmen, er wollte sogar seine Wohnung mit eigenen Zeichnungen und Malereien ausschmücken. Storm und ich sollten jeder eine Zeichnung von ihm erhalten. Oefter kam er im Laufe der Zeit auf jenen Plan zurück, hat ihn aber ebensowenig ausgeführt, wie seine dramatischen Pläne und die Absicht, „Hesperien“ kennen zu lernen. „In puncto Unterlassungssünden kann ich redlich behaupten, daß mir nichts menschliches fremd sei,“ schreibt er in liebenswerther Offenheit. Als ich bei einem späteren Besuch an das Versprechen wegen des Cartons erinnerte, bat er mich, ihn mitzunehmen und für mich zu behalten, was ich ablehnte.

Die Schwester Regula wollte ich kennen lernen, sie wollte sich aber nicht sehen lassen, und der Bruder schien diesen Entschluß zu billigen. Da erblickte ich sie in einem Stübchen, dessen Thür offen stand, erkannte sie an der Aehnlichkeit mit dem Bruder, schritt unbefangen hinein, begrüßte sie, sagte ihr Scherzhaftes und Freundliches, und bald waren wir wie alte Bekannte. Das etwas scheue, verhaltene, verschämte Wesen täuschte mich nicht über die Güte und Freundlichkeit der Gesinnung, die aus ihren Augen strahlte. Unsere stille Freundschaft dauerte fort, bis sie am 6. October 1888 nach langer Krankheit und zuletzt schwerem Leiden zu ihrer wohlverdienten Ruhe eingegangen war.

Als ich 1888 wieder nach Zürich kam, war Keller ein leidender Mann. Krankheit und Tod der Schwester und eigenes Leiden hatten ihm stark zugesetzt. Der Geist war der alte, aber der Körper hatte sichtlich gelitten und namentlich waren die Beine schwach geworden und die kleine breite Gestalt im weiten Ueberrock und unter dem breitrandigen Schlapphut schob sich mit den kleinsten Schritten nur sehr langsam vorwärts. Die nicht ganz kurzen Wege vom Zeltwege in der Vorstadt Hottingen in die innere Stadt oder zu Böcklin's Atelier nahmen jedesmal viel Zeit in Anspruch. Ich wurde aufgefordert, allein voranzugehen und erwiderte scherzend: „Mit Euch, Herr Doctor, zu spazieren ist ehrenvoll und bringt Gewinn!“ — „Schöne Gesellschaft,“ murrte er, „so eine alte corrupte Bestie, wie ich.“ Er hatte allerlei Beschwerden über Freunde und Feinde vorzubringen, was früher nicht seine Art war, während er im Uebrigen heiter und gesprächig war.

Dann folgte der letzte Besuch. Im April 1890 erfuhr ich, daß Keller bedenklich erkrankt sei, und erhielt von Böcklin auf meine Anfrage eine wenig tröstliche Nachricht und sodann nach einigen Tagen die Mittheilung, daß Keller durch meine Erkundigung sehr bewegt worden sei. „Thränen traten ihm in die Augen, als er den Wunsch aussprach, Sie zu sehen. Er hat mir eine alte Zeichnung (den erwähnten Carton) übergeben, die ich Ihnen schicken soll. Das wird bald besorgt werden. Zweck dieser Zeilen ist aber Sie zu bitten, unseren lieben guten Freund, wenn irgend möglich, bald zu besuchen.“ Tief erschüttert erbat ich selbigen Tages Urlaub, reiste am Abend nach Zürich ab, geschüttelt von Influenza, und erreichte am nächsten Abend den 29. April die Stadt mit Mühe und Noth. Als ich am nächsten Morgen sein Schlafzimmer betrat, fand ich den Kranken im Bette liegend mit geschlossenen Augen, die weißen rundlichen Hände auf der weißen Decke ruhend. Sobald er die Augen aufschlagend, mich erkannte, packte ihn ein krampfhaftes Weinen, das jedoch bald nachließ, er reichte mir die Hände und dankte mit mehr Worten, als er sonst für solche Dinge zu haben pflegte, für mein Kommen. Dann sprach er von dem Verlaufe der Krankheit, besonders von dem Aufenthalte in Selisberg und schloß mit der Klage, daß er ein alter zählebiger Mensch sei, der nicht sterben könne. Es gelang mir leidlich, ihn zu beruhigen, indem ich die abscheuliche Grippe, die ja aber einmal ein Ende haben müsse, für alles verantwortlich machte. Nun saß ich während der drei Tage, die mir vergönnt waren, die meiste Zeit an seinem Bette, und wir sprachen über alles, was ihn interessiren konnte. Bisweilen schlief er ein, und ich erwartete lesend das Erwachen. Einigemale erfaßten ihn traumhafte wirre Vorstellungen, deren

Digitized by Google

Inhalt ich nur unklar aus seinen Reden errathen konnte. Sonst war er geistig unverändert, sprach über die verschiedensten Gegenstände mit Lebhaftigkeit und Laune. Mit Rührung erzählte er von der treuen Sorge, mit welcher Böcklin und der Professor A. Stadler ihn umgaben, begehrte auf, als die Rede auf die Rolle der Probleme in der neueren Literatur kam: „Wenn sie keine Probleme mehr auftreiben können, sollen sie in Gottes Namen schweigen" — und erzählte dann wieder drollige Geschichten und „Schnurren". Niemals habe ich ihn in gesunden Tagen so aufgeräumt gesehen, als er Wesen und Lebenslauf eines ihm nicht angenehmen Mannes erzählte. Die Lust des Schilderns packte ihn so lebhaft, daß er sich im Bette aufrichtete, um auch gesticuliren zu können. Der Mann hatte ihn einmal besucht und war die Hände in den Taschen und eine Weise pfeifend, im Zimmer auf- und abgegangen. Der Kranke ahmte nun die Stellung und den Gesichtsausdruck nach und pfiff mit unendlich drolliger Miene die Weise. In dramatischer Form wurde die Unterhaltung wiedergegeben, wie der Erzähler mit derben Worten das unpassende Benehmen sich verbeten und der andere mit: Aber lieber Vetter — — sich entschuldigend nun ein Lied zu trällern begonnen hatte (auch dies wurde singend wiedergegeben), bis ihm auch dies Vergnügen untersagt wurde.

Der Kranke fürchtete die Nächte, weil ein unruhiger traumvoller Schlaf ihn quälte. Eines Morgens fragte er mich sehr angelegentlich, ob ich in Begleitung Böcklin's in der Nacht bei ihm gewesen sei. Als ich verneinte, wiederholte er nochmals dringlich die Frage: er habe uns doch so leibhaftig gesehen und mit uns gesprochen, sah mich prüfend an, ob ich vielleicht es ihm verheimlichen wolle und beruhigte sich erst, als ich über meinen Verbleib während der Nacht genaue Auskunft gab.

Eines anderen Morgens erzählte er mir, wie zwei ganz in gediegenem geschmiedeten Golde gepanzerte Ritter die ganze Nacht dort vor dem Schränkchen zwischen den Fenstern regungslos gestanden und ihn unverwandt angeschaut hatten. Die Erscheinung war ihm offenbar unheimlich gewesen wegen des Anstarrens und hatten ihn wiederum entzückt durch die prächtigen Rüstungen. Er schilderte umständlich und anschaulich, wie die Helme das obere Gesicht in tiefen Schatten gestellt, und wie die Glanzlichter auf dem feinen Golde geblitzt hatten. Immer wieder kam er auf diese glänzende Erscheinung zurück und konnte sich nicht genug thun in der Schilderung des wunderbaren Glanzes. Dann schloß er lachend: „Hätte die Pauline (die Haushälterin) die Kerle gesehen, die hätte sie sofort in's Leihhaus geschleppt."

An einem Nachmittage fand ich den Kranken im Lehnstuhle neben dem Bette am Fenster sitzend. Wir tranken ein Glas Wein und plauderten wie gewöhnlich. Als die Sonne sich zu neigen begann, schwieg er, und sein Blick ruhte verloren auf den sonnenbeglänzten Dächern und Baumwipfeln, in denen Vögel sangen. Auch ich schwieg und dachte an die wunderbare Strophe des Abendliedes:

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt.
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Ueberfluß der Welt.

Nach langem Schweigen begann er leise wie im Traum zu reden, den Blick in's Unendliche gerichtet. Er wandelte im Abendscheine in seligen Gefilden, in einer wundersamen glanzerfüllten Unendlichkeit. Ich horchte mit verhaltenem Athem in feierlicher Stimmung und fühlte mich selbst in das Reich dieser verzückten Phantasie hineingezogen. Da trat die Haushälterin in das Zimmer und mahnte zur Rückkehr in das Bett. Mit verlorenem Blicke wandte der Kranke das Haupt, und nur zögernd begann sein Geist auf die Wirklichkeit sich wieder zu besinnen.

Dann kam der Tag des Abschiedes. Ich äußerte am Vormittage, daß ich fort müsse, aber der Kranke sah mich nur mit einem eigenen Ausdrucke an und erwiderte nicht. Am Nachmittage brachte ich die Rede auf die Feier seines 70. Geburtstages und auf die zahlreichen Festgaben, die im Arbeitszimmer aufgehäuft lagen. In der Erinnerung an diese Feier überwogen peinliche Empfindungen, jedoch pries er mit heiterem Lächeln eine Weinsendung aus Oesterreich und fragte dann, ob ich die Berliner Adresse gesehen habe. Diese sei ihm besonders dadurch werthvoll, daß Moltke's Name an der Spitze der Unterzeichneten stehe. Ich mußte dann die schwere Mappe herbeitragen, die Adresse und die Namen der Unterzeichner lesen und die Aquarelle, die sein Berliner Wohnhaus und den Tegelsee darstellten, ihm zeigen. Er wurde sehr lebhaft, sprach von seinem Aufenthalte in Berlin, von Moltke, vom Tegelsee und wünschte schließlich, daß ich sein Gedicht „Am Tegelsee" vorlesen möge. Die Strophe:

Und auf dem Walde wandeln sacht
Die weißen Wolkenfrauen,
Die in der Fluth krystallner Nacht,
Ihr klares Bild beschauen —

mußte ich wiederholt lesen, er betrachtete das den Tegelsee darstellende Aquarell aufmerksam und meinte dann, daß der Maler seine Absicht wohlverstanden habe. Dann sann er eine Zeit lang und äußerte endlich mit lebhafter Wärme, daß er Lust habe, in einem Gedichte seinen Dank auszusprechen, begann auch sofort den Inhalt zu skizziren.

Inzwischen bewegte immer mehr der Gedanke an den Abschied, den Abschied für immer, mir die Brust. Ich kam wiederholt schüchtern darauf zurück, aber der Kranke mochte nicht davon hören. So schleppte das Gespräch etwas mühsam sich dahin, bis ich entschlossen mich erhob, auf die Uhr sah und ausrief: „Es muß sein, ich kann nicht länger bleiben." Nun tröstete ich so gut ich konnte, hoffte auf baldiges Wiedersehen bei guter Gesundheit, aber er schüttelte traurig den Kopf und beklagte nur seine Zählebigkeit, die ihm die gute Ruhe vorenthielt. Ich faßte seine Hände, schaute ihm noch einmal, zum letzten Male, voll in die Augen, drückte einen Kuß auf die hohe bleiche Stirn, preßte nochmals beide Hände und wandte mich rasch zum Gehen. Als ich vor der Thür noch einmal mich umwandte, sah ich in ein weinendes Antlitz mit traurigen trostlosen, fast entsetzten Augen, welche mich zu fragen schienen, ob ich es über das Herz bringen könne, ihn einsam auf seinem letzten Lager zu lassen. Während ich im Vorzimmer noch verweilte, um meine Bewegung zu beruhigen, empfand ich, daß diese Stunde zu den traurigsten meines Lebens gehörte. Der 15. Juli 1890 war der Todestag.

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh;
Tastend streift sie ab die Wanderschuh,
Legt sich auch in ihre finst're Truh.

W. P.

Die Sammlung Spitzer.

Von Ernst Zimmermann (Paris).

Ein geistreicher Franzose hat einmal gesagt: Wer sammelt ist nicht glücklich. Mit größerem Rechte darf man vielleicht noch behaupten: Eine Zeit, die sammelt, ist nicht glücklich. Dann freilich wären wir es gewiß nicht; denn es hat ja kaum eine Zeit gegeben, in welcher wie heute gesammelt und wieder gesammelt wurde. Man trägt heute alles zusammen, was sich nur irgend zusammentragen läßt. Werthloses und Werthvolles, man handelt so in allen Lebenslagen, in allen Lebensaltern, vom Kinde bis zum Greise. Das Sammeln scheint so recht die Manie des wunderlichen neunzehnten Jahrhunderts geworden zu sein.

Und sind wir denn, im Grunde genommen, wirklich glücklich? Ist nicht das Sammeln vieler Dinge und vor allem der edelsten, der Kunstwerke, mit denen überhaupt diese ganze Bewegung ihren Ausgang genommen hat, das stillschweigende

Digitized by Google

Eingeständniß, daß wir, in dem unbehaglichen Bewußtsein, wieder einmal an einem Wendepunkte der Weltgeschichte angelangt zu sein, trauernden Herzens Abschied nehmen von einer alten, in ihren Ausgängen, in ihren Früchten klar vor uns liegenden Zeit, um unsicher, fast zaghaft und muthlos, einer noch in dichtem Nebel ruhenden Zukunft entgegenzusteuern? Wir suchen bei diesem scheinbar ziellosen Weitertreiben zu halten, zu retten, was es noch irgendwie aus alten Tagen zu retten gibt; wir greifen, um nichts uns entgehen zu lassen, frisch und beherzt zu, unbekümmert, ob, was wir ergattert, wirklich in Zukunft Nutzen bringen wird, oder nur eitel Plunder ist.

Privatleute sind in unserem Jahrhundert zuerst zu dieser Erkenntniß gekommen; sie haben den Anfang dieses typischen Sammelns gemacht. Neben unmittelbarem Genießen und Lernen gingen sie vor Allem auf die Erhaltung der Denkmäler aus, welche eine culturlose und kunstblöde Zeit verkommen und verderben ließ. Es sind zuerst vor Allem die Werke der Kunst gewesen, welcher sich einzelne Geister, die ihrer Zeit vorauf waren, liebevoll annahmen; es waren vor Allem Paris und London, von wo diese Bewegung ihren Ausgang nahm. Dort ist noch heute der klassische Boden alles Kunstsammelns, das Eldorado aller Kunstamateure. Die anderen Länder Europas kommen daneben kaum in Betracht.

Wie bei allen grundlegenden Neuerungen ist der Staat auch hier nur nachgehinkt. Er hat sich vielfach nur zu Nutze gemacht, was jene Privatsammler bereits vorgearbeitet hatten. Aber auch dies nicht immer, und manche stolze, weltberühmte Sammlung, welche die Mühe und der Schweiß eines ganzen Menschenlebens zusammengebracht hat, ist schon in wenigen Tagen durch die Schläge des Hammers wieder in ihre Atome zerspaltet und weit über den Erdkreis zerstreut worden. Der Heimath beraubte Kunstwerke, welche noch einmal ein liebevolles Asyl gefunden hatten, werden dann vollends heimathlos, ein Schauspiel, das den denkenden Beobachter zu den traurigsten Betrachtungen stimmen muß. „Verlorene Liebesmüh" möchte man es taufen, und viele Wiederholungen kann man davon bis zum Ueberdruß sehen.

Und augenblicklich schon wieder eine und eine traurigere denn je! Die weltberühmte, in ihrer Art einzige Sammlung Spitzer wird, wie alle Tagesblätter melden, zur Zeit in Paris bei ungeheurer Betheiligung, gewaltiger Kauflust und phänomenalen Preisen versteigert. Die bedeutendste und schönste Sammlung kunstgewerblicher Alterthümer, die je ein Privatmann zu Stande gebracht und jemals zu Stande bringen konnte, geht für immer verloren. La plus grande vente du siècle nennt der Auctionskatalog diese Versteigerung. Mit Recht: Aehnliches ward in der That noch kaum gesehen!

Spitzer gehörte nicht zu den Allerersten, die in Paris sich auf das Sammeln kunstgewerblicher Gegenstände legten. Revoil, Sommerard, Sauvageot, der Fürst Soltykoff u. A. waren ihm bereits vorausgegangen. Er kam auch nicht mehr in die goldene Zeit des Sammelns, da man ein kostbares Möbel der Renaissance für 100 Sous, einen herrlichen Degen, den einst der Narr Heinrich's II. besessen hatte, für sechs Francs erwerben konnte. Es waren jetzt neben den ältern Sammlern zahlreiche junge heraufgekommen, die schon mit ganz anderen Summen sich Concurrenz machten. Aber Spitzer, ein geborener Wiener, der bereits Deutschland, England, Belgien und Holland bereist hatte, brachte, als er sich 1852 in Paris dauernd als Kunsthändler niederließ, eine größere Erfahrung mit, die ein angeborenes Gefühl für das wahrhaft Künstlerische, sowie wunderbar begabte Augen, ein wahres Geschenk des Himmels, auf das Vortheilhafteste unterstützten. Seine Sammlung, die er begann, als ihm die Einkünfte seines Kunsthandels die nöthigen Mittel an die Hand gaben, wuchs rapide; bis in die letzten Jahre seines Lebens pflegte er noch allen wichtigen Auctionen beizuwohnen und fast jeden Monat eine neue Nummer, meist ein Prachtstück, den alten hinzuzufügen. Als er im Jahre 1890 starb, umfaßte seine Sammlung circa 4000 Nummern, die in vierzig Serien vertheilt waren.

Was Spitzer vor den meisten Privatsammlern seiner Zeit auszeichnete und, im Grunde genommen, das war, was seine Sammlung einzig in ihrer Art machte, war, wie es bei einem Privatsammler eben erlaubt ist, sein persönlicher individueller Geschmack, der ihn verhinderte, gleich modernen Museen, aus allen Zeiten, aus allen Culturstätten für sich zusammenzuraffen, was dort an Kunst sich dem Suchenden bot. In richtiger Erkenntniß der ihm als Privatmann zu Gebote stehenden Mittel wählte er sich seine Spezialität, an der er mit großer Zähigkeit festhielt. Zwar eine solche, die als die denkbar reichste und für unsere Zeit dankbarste bezeichnet werden muß: die Renaissance, daneben das Mittelalter. Das Mittelalter ist im Kunstgewerbe mehr noch, als in der hohen Kunst die Vorschule der Renaissance. In langjähriger Thätigkeit liefert es dieser mit Hülfe der Tradition vervollkommnete Technik, die dieser erst den Weg zur vollsten Reife ermöglichte. So gehören diese beiden Zeiten in den Kleinkünsten enger zu einander, als in der Architektur, der Malerei und der Plastik. Spitzer hat sich in diesen Perioden unermüdlich umgethan; und alle Zweige der Kleinkunst, welche damals in Blüthe standen, mit gleicher Liebe und ihrer künstlerischen Bedeutung voll entsprechend, berücksichtigt. Die Antike lag ihm von Anfang an ferner; sie fand erst in den letzten Jahren mit einigen jetzt stark angezweifelten Terrakotten und einigen Bronzen Eingang in seine Sammlung. Der langsame Ausgang der Renaissance mit seinen mannigfachen Phasen war nur durch einige wenige Perlen in seinen dem täglichen Gebrauch gewidmeten Wohnräumen vertreten.

Daher der einheitliche Eindruck, die künstlerische Abrundung dieser Sammlung; daher das nirgends wo sonst in dieser Abgeschlossenheit zu erlangende Bild einer Zeit, die im Großen wie im Kleinen gleich productiv und gestaltungsfähig war. Hier sah man, daß man einseitig, ja einseitig bis zur Ungerechtigkeit ist, wenn man, wie es Dank der heutigen, thörichten Trennung von Groß- und Kleinkunst so oft geschieht und namentlich von Seiten der Universitätsprofessoren, jene Zeit, in der die Keime der Kunst emporsprießten und Früchte trugen, wie niemals seit den Tagen des Alterthums und niemals seit jener Zeit wieder, nur nach dem beurtheilt, was diese Zeit in der hohen Kunst, d. h. in der Architektur, der Malerei und Plastik, Hohes und Vollendetes zu Wege brachte und jene Kleinkünste, die eben auch Künste sind, dabei ganz außer Acht läßt. Es standen in den guten Zeiten der Kunst immer beide, hohe Kunst und Kleinkunst, im ursächlichen Zusammenhang mit einander: die eine ging voran, die andere folgte. Die Blüthe der einen ward auch die Blüthe der anderen. So halfen sie sich gegenseitig zu beider Vortheil. Heute sind wir leider noch nicht allgemein zu dieser Erkenntniß wieder gelangt und doch ist dieses vielleicht allein der Ausgangspunkt für ein erneutes Aufblühen beider.

Da Spitzer in Paris lebte und sammelte und damit Frankreich in seiner Sammlung zu einer relativ starken Vertretung bringen konnte, so erhielt diese neben dem einheitlich zeitlichen Charakter auch in gewisser Weise einen einheitlich localen. Das Beste und Wichtigste, was Frankreichs Kunst hervorgebracht hatte, war hier zusammengetragen und zum Theil in einem großen Saale vereinigt, so zu einem beredten Zeugniß seiner bedeutenden künstlerischen Vergangenheit werdend. Voran die großartige, nur noch vom Louvre überbotene Collection Emaillen von Limoges, eine echt französische Spezialität, die einst ohne Concurrenz dastand und sich fast die ganze damalige Culturwelt erobert hatte. Die Geschichte dieser so dauerhaften, in ihrer Farbenwirkung so unveränderlichen Kunstweise im 15. und 16. Jahrhundert lag hier vor Aller Augen offen in 170 trefflich gewählten Beispielen. Es folgten die allbekannten Fayencen Bernard Palissy's, des berühmten, unentwegten Töpfers von Chapelle-Biron, der, obwohl er eben nur ein schlichter Töpfer war, den nationalstolzen Franzosen dennoch für fast gleichberechtigt mit ihren größten Baumeistern, Bildhauern und Malern gilt. Zwei Denkmale setzte ihm allein die Stadt Paris! Hier war er mit 75 Stücken vertreten, unter denen die schönsten und seltensten, die diese Auszeichnung in gewisser Weise berechtigt erscheinen ließen. Dann schließlich ein neiderregender oder herzerfreuender Anblick für Jeden, je nach-

Digitized by Google

dem er Sammler oder nur Kunstfreund war — sieben Prachtexemplare der heute über alles geschätzten Fayence Henri II. von Biron oder Portchaise, jene reizend zarten, orientalisch leicht decorirten kleinen Gefäße mit ihrer warmen, elfenbeinfarbigen Glasur, welche einst Helene de Hangest, dann de Boisy, die Erzieherin Heinrich's II. von Frankreich, in ihren Mußestunden schuf. Nur wenige sind davon überhaupt erhalten, so wenige, daß man sie zu zählen vermag. Mit ihrem ästhetischen Werthe mischt sich so der ihrer Seltenheit. Unglaubliche Preise wurden bereits schon für diese kleinen Dinger bezahlt. 100,000 Francs erzielte eins derselben 1891 in London. Zu welchen Unsummen wird sich hier das zahlreiche, buntgemischte, zu allen Opfern bereite, sich gegenseitig den Rang ablaufende Publikum versteigen!

Dies alles war indessen nur das allerwichtigste von dem, was hier von Frankreichs Kleinkunst zusammengebracht war, nur das, was seine eigentlichen Spezialitäten ausmachte. Die übrigen Kunstzweige waren nicht vergessen, auch nicht die anderen Stätten der Renaissancekunst, Italien und Deutschland. Es war eben Alles vertreten aus diesen Zeiten, was Kleinkunst hieß, meist in den besten Exemplaren, in der höchsten Vollendung, daß man erkennen konnte, bis zu welcher künstlerischen Höhe diese Zeit es überall gebracht hatte. Denn das war der Entstehung dieser Privatsammlung so sehr zu Gute gekommen, daß ihr Begründer nicht nur einen persönlichen Geschmack hatte, sondern daß er überhaupt Geschmack besaß und mit diesem die ausreichenden Mittel, ihm nach Herzenslust zu fröhnen. Es war hier alles gewählt, oder vielmehr ausgewählt unter der unendlichen Masse von Kunstwerken, welche Spitzer, dem Kunsthändler, während seines langen Lebens unter die Finger gekommen war. Kein bedeutendes Kunstwerk aber, das seinen Besitzer zu seiner Zeit wechselte, und nicht unter seine Finger kam!

Und nun dies Ende! Der, welcher einst dies alles so liebevoll zusammengebracht, stirbt und die Erben lieben, wie so oft, Münzsammlungen mehr als solche der Kunst. So kommt es zur Versteigerung, eine lange Versteigerung, welche Monate in Anspruch nimmt, und bei der die Gelder nur so rollen. Eine Schaar gieriger Reflectanten findet sich in Paris in dem Hause der Rue de Villyuste, wo Spitzer wohnte, zusammen; aus aller Herren Länder kommen sie gezogen, aus den verschiedensten Motiven, edlen und unedlen, alle aber mit reichlich gespicktem Säckel und rabiater Entschlossenheit. Nur die Vertreter der öffentlichen Museen kommen sich dort meist vor, wie Waisenknaben. Von den zwölf Millionen Francs, die der „Figaro" als voraussichtliches Ergebniß angekündigt hat, haben die ersten zwanzig Verkaufstage allerdings nur die Hälfte ergeben, freilich immerhin die respectable Summe von 6,307,590 Francs. Es wurde bisher für jedes gekaufte Stück eine Durchschnittsumme von 3644 Francs erzielt. Dem stehen aber wieder außerordentliche Spesen gegenüber; so kostete der große Katalog in sechs Bänden, den Spitzer herausgab, wegen der beigegebenen Zeichnungen und Stiche 750,000 Francs, und der kleinere Auctionskatalog 60,000 Francs. Spitzer selbst hat von 1878 bis 1890 alljährlich eine halbe Million an den Einkauf seiner Sammlung verwendet! Und nun erfolgt, was nimmer geschehen sollte: die herrliche Sammlung geht auseinander, nach allen Himmelsrichtungen, nach allen Ländern bis über den Ocean hinaus. Vieles verschwindet, um vielleicht bald wieder aufzutauchen, vieles verkriecht sich vielleicht für immer, weniges nur bleibt sichtbar in den Händen des Staats. Das neunzehnte Jahrhundert aber, das des typischen Sammelns, schließt, Dank der anderen Mächte, die es gleichfalls gezeitigt oder wenigstens gekräftigt, mit einem schreienden Widerspruch!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Post festum.

Von Karl Gjellerup (Dresden).

I.

Es waren nicht viele Plätze mehr frei, als der Intendant des kgl. Hoftheaters zu Dresden, Se. Excellenz Graf Stollberg, in den Schillergarten trat. Obgleich die Aufmerksamkeit von ganz Blasewitz in diesem Augenblick gen Loschwitz gerichtet war, wo die beflaggten Böte bereit lagen, um Schiller und die Körner'sche Familie über die Elbe zu setzen, weckte doch die wohlbekannte, hohe Gestalt mit dem geneigten Kopfe und dem schlendernden Gange loyale Aufmerksamkeit bei den Nächstsitzenden, und mancher ehrerbietige Gruß nöthigte Se. Excellenz, den Hut zu lüften.

Bei der alten Schillerlinde ereilte ihn das Schicksal in Gestalt des Redacteurs der „Dresdner Nachrichten", der mit ehrfurchtsvollem Eifer den Cylinder von der Stirne riß, auf der große Tropfen perlten.

„Willkommen, Excellenz — ganz ergebenst willkommen! Wir haben uns erlaubt, am ersten Tische rechts einen Platz zu reserviren. Welch' wunderschönes Festwetter, aber warm. Erlauben Excellenz mir bei der Gelegenheit noch einmal den Dank des Comités für Ihr Wohlwollen beziehentlich der Kostüme auszusprechen."

„Oh! nicht der Rede werth."

„Wenn also Excellenz —" — der Redacteur machte eine einladende Handbewegung nach dem Concert-Pavillon, der in eine festliche Bühne umgewandelt war. Da unten wimmelte es von weißen Halsbinden und bebänderten Fräcken. — „Wie gesagt, der erste Tisch, gerade vor der Bühne — Excellenz werden übrigens dort einen guten Bekannten treffen, Oberforstmeister v. Einsiedeln."

In demselben Augenblick knallte der erste Schuß vom Loschwitzer Ufer herüber, und gerade neben ihnen fingen die Glocken an zu läuten, lärmend und aufgescheucht, in einem Dur-Klange, während ein Schuß schnell dem anderen folgte.

„Ah! drüben stoßen sie schon vom Lande ab!" rief der Redacteur überrascht. Es fiel ihm plötzlich ein, daß noch kein Souffleur für den Kapellmeister Naumann besorgt war, der den Willkommengruß bringen sollte, und er wußte noch nicht, ob der alte Szegedin, der Vater Gustels von Blasewitz, seinen langen Stock wiedergefunden hatte, ein echter Stock vom vorigen Jahrhundert mit Goldknopf, ein wahres Effectstück für die gegenwärtige Feier.

„Würden Excellenz entschuldigen — es gibt noch so manches —"

Aber seine Excellenz hatte schon das runde Hütchen wieder aufgesetzt und schlenderte weiter zwischen die dichtbesetzten Tische hin, wo Alles sich erhoben hatte, um das Schauspiel auf dem Flusse zu betrachten. Viele waren auf die Stühle gestiegen, Kinder standen auf den Tischen zwischen den Biergläsern — zum nicht geringen Aergerniß kleinerer Leute, denen die Aussicht dadurch genommen wurde. Aber die Excellenz gehörte nicht zu diesen; übrigens war er auch nicht besonders schaulustig.

Unter dem beschnittenen Laubdach des Gartens sah man nach dem hohen Loschwitzer Ufer hinüber mit seinen zusammengedrängten Häusern, ein buntes Nebeneinander moderner Sandsteinvillen, von denen hier und da hohe Ziegeldächer mit augenförmigen Fenstern oder ein kleiner Weinbergsthurm alterthümlich abstachen. Das Laub der Gärten fing schon an, sich in fahlbunten Massen herauszuheben, mauergestützte Weinterrassen bauten sich unregelmäßig auf, und ganz oben bedeckte bläulich dunkler Nadelwald die flachen Bergwellen. In der durchsichtigen Luft und der niedrigstehenden Herbstsonne traten all diese Einzelheiten wie auf einer zierlich ausgeführten Malerei hervor. Mehrere zerstreute Fenster glühten auf wie zu einer angehenden Illumination; auch in den Schillergarten schlich sich die Sonne von hinten unter das Laub hindurch, in Biergläsern und Brillen blinkend. Warme Reflexlichter vom Wasser spielten im Schatten und zwischen dem Laube. Das Glockengeläute dauerte ununterbrochen fort. Drüben schoß — bald auf dem einen Weinberg, bald auf dem anderen — ein weißes Wölkchen hervor und eine Weile darauf krachte der Schuß. Die kleine Bootsflotille mit den bunten Gestalten schaukelte mitten auf dem unruhig glitzernden Strom, der von den Dampfschifferädern aufgerührt war. Die Leute zeigten schon auf den jungen Mann unter dem Dache der Festgondel, welcher Friedrich Schiller vorstellen sollte.

„Nun, ich dachte mir wohl, daß diese Gelegenheit Sie aus Ihrer Einsiedelei hervorlocken würde, Herr Oberforstmeister," sagte der Intendant zu einem graubärtigen Manne, der sich erhob, um ihn zu begrüßen.

„Ja, bei einem Schillerfest fehle ich nicht, wenn ich dabei sein kann. Anno neunundfünfzig ging ich doch drum bis nach Marbach hinunter; — ja, das waren andere Zeiten!"

„Immer noch der alte Idealist!" scherzte der Intendant herablassend und klopfte dem Oberforstmeister auf die Schulter, die fast bis an seine eigene hinaufreichte.

„Ja, ja, und da haben wir noch einen," antwortete der Oberforstmeister von Einsiedeln, indem er den Director des Körnermuseums grüßte.

Die drei Herren hatten kaum einige Bemerkungen mit einander gewechselt, als der kostümirte Festzug mit der Musik an der Spitze auf dem schmalen Gange zwischen den Tischreihen heranrückte und die ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Digitized by Google

„Schade," meinte der Museumsdirector, „daß man dem Schiller nicht statt des braunen Rockes einen blauen gegeben hat, wie auf Graff's Bild im Museum; — das beste aller Schillerportraits! wundervoll!"

„Er könnte übrigens Schiller schon ähnlich sehen," brummte der Oberforstmeister, „wenn er nur nicht so süßlich thun wollte; das Haar müßte auch röthlicher sein."

„Aber die Nase," wandte der Intendant ein.

„Ja, da haben Excellenz Recht!" rief der Director. „Die Nase, die gibt's nichts zum zweiten Mal in der Welt, in diesem Stück thut's Niemand unserem großen Dichter gleich. Aber Gustel von Blasewitz ist ausgezeichnet, nicht wahr? Wenn Sie sich auf die kleine Silhouette besinnen im Museum — Frau Bollmann's Profil ist ganz wie danach geschnitten. Ich war's der darauf kam, und wie das hübsch paßt: achten Sie auf den Ring, den sie am Finger hat; es ist Haar von der Gustel selbst darinnen, faktisch!"

„Alles Mögliche!"

„Nicht wahr!" Ein altes Familienkleinod. Gustel von Blasewitz, oder vielmehr Fräulein Szegedin, wurde ja später zur Senatorin Renner — nicht von der Familie, die die „Drei Raben" hat, sondern von dem Kaufmann Renner auf dem Altmarkt. Frau Bollmann ist nun, wie Sie vielleicht wissen, eine geborene Wagenknecht, und der alte Wagenknecht und der Senator Renner waren Stiefbrüder."

„Ah, das ist ja sehr interessant," murmelte der Intendant, und zog anerkennend die Augenbrauen in die Höhe, worauf das Gespräch vorläufig einschlief. Der Zug war jetzt auf der kleinen Bühne angekommen, wo Schiller's und Körner's Zeitgenosse, Kapellmeister Naumann, eine panegyrische Willkommrede an den jungen Dichter hielt, der mit angemessener Verlegenheit über seinen großen Kragen zu Boden starrte.

Es wurde allmählich dunkel, während das Fest mit allerlei Vorführungen und Musiknummern, Declamationen und Tableaux seinen Fortgang nahm, und bald strahlte der Garten im bunten Licht der farbigen Laternenguirlanden. Das Loschwitzer Gelände, dessen Berglinien sich im blassen Mondscheine deutlich von dem dunkeln Sternenhimmel abhoben, wurde reicher und immer reicher illuminirt. Unten längs des Ufers spannten sich weite Lichtfestons, die das Strommasser weit hinaus entflammten, und rings herum traten die Villen aus der Dunkelheit hervor, hier mit tausend Flämmchen ihre Umrisse punktirend, dort im bunt wechselnden Feuer erglühend, das einige Baumgruppen magisch beleuchtete. Hier und da sprang plötzlich eine Sprühfontaine in die Höhe, oder eine kleine karmoisinrothe Kaskade ergoß sich zwischen die Büsche; vereinzelte Raketen stiegen auf.

„Nun, Herr Oberforstmeister, womit vertreiben Sie sich denn die Zeit in Ihrer Waldeinsamkeit?" frug der Intendant in seinem Gönnertone und schenkte auf's Neue Rüdesheimer in die Gläser. „Philosophiren Sie, wie immer?"

„So gut sich es machen läßt oder vielmehr: so schlecht wie man es nicht unterlassen kann. Sie, Herr Graf, der Sie sich immer mit Schauspielern und Schauspielerinnen herumschlagen, Sie können sich leicht die Philosophie vom Leibe halten; aber bei uns Einsiedlern, die beständig die Natur vor Augen haben, steht das anders! Was gibt sie uns nicht für Nüsse zu knacken! Nur im Frühling alles hervorkeimen zu sehen — die Eichel sprießt, die Eiche wächst drauf los — aber von wem hat die Eiche ihre Krone? Sehen Sie, da sitzen wir schon mitten drin!"

„Ist es denn immer noch Schopenhauer oder sind Ihre Ansichten mittlerweile heiterer geworden?"

„Schopenhauer ist noch immer mein Lieblingsautor, aber zur Zeit bin ich von einem neuen anonymen Buche »Die Mystik der Träume« in Anspruch genommen."

„Hm, das klingt ja recht apart in unseren Tagen, aber Sie sind ja selbst immer ein Mystiker gewesen — übrigens haben Sie auch etwas von einem Träumer, ja — Sie nehmen mir es wohl nicht übel?"

„Oh, ich will das nicht leugnen, ich bin überzeugt davon, daß es Kräfte gibt, sowohl in uns, als in der Natur, die weit über unsere Sinnenwelt hinausreichen. Dieses Buch interessirt mich besonders durch seine höchst merkwürdige Traumtheorie, die übrigens auch von Schopenhauer angedeutet ist."

„Ach gehen Sie mir mit Träumen — Träume sind Schäume — oder wie Schiller sagt: Träume kommen vom Bauche."

„Nicht Schiller, sondern Franz Moor," verbesserte der Oberforstmeister.

„Nein, nein, Excellenz," rief der Museumdirector, „das dürfen wir nicht so ohne Weiteres sagen; ich habe selbst Beispiele in meiner Familie gehabt. Durch Träume und Ahnungen kann man nicht so ohne Weiteres einen Strich machen. Ich habe auch von dem Buche gehört, Herr Oberforstmeister. Es soll werthvolle Beiträge zur Unterstützung der idealistischen Weltanschauung bringen, und dergleichen muß man in unseren Zeiten mit Freuden begrüßen, das dürfen wir hier beim Feste unseres großen Idealisten am wenigsten vergessen."

„Ja, da haben Sie vollkommen Recht, Herr Doctor — der Idealismus — natürlich in unseren materialistischen Zeiten — und all die destructiven Tendenzen — das sage ich auch," meinte der Intendant zustimmend, indem er sein Glas leerte und die Feuchtigkeit aus seinem herabhängenden Schnurrbart saugte. „Aber was die Träume betrifft, da finde ich allerdings, daß die meinigen meist nur aus fürchterlichem Unsinn bestehen."

„Die meisten wohl," entgegnete der Oberforstmeister, „aber das ist so, weil wir uns nur an die Träume des leichten Schlummers erinnern, kurz nachdem wir eingeschlafen sind oder gerade bevor wir erwachen; in diese spielen allerlei zufällige Wahrnehmungen mit herein, so daß das Traumorgan gar nicht dazu kommt, ungestört zu functioniren. Das geschieht erst im tiefen Schlafe und darum kommen uns solche Träume auch nur selten zum Bewußtsein. Sie sind nicht mehr zufällige Combinationen, sondern Offenbarungen unseres eigenen transcendentalen Wesens in symbolischer Form, welches seine Wurzeln tief im Unbewußten hat . . ."

Und der eifrige Oberforstmeister fuhr fort, mit gedämpfter Stimme seine Traumtheorien zu entwickeln und zu illustriren, bis das Apotheosetableau den Dichter gedankenvoll zwischen seinen Helden und Heldinnen stehend zeigte und das Orchester die Hymne zur „Freude" intonirte. Da vergaß der Oberforstmeister alle Mystik und stimmte trotz seiner Schopenhauerschwärmerei mit einem rauhen Basse an „Freude, schöner Götterfunken" im alten Volkston, der mit naiver Energie den ganzen Vers verkehrt skandirt.

Das Lied war kaum beendet, als drüben auf dem Körner'schen Weinberge das Schlußfeuerwerk zu sprühen und zu knattern anfing. Alles stieg auf Stühle und Tische, um besser den diamantenen Sprühregen durch das Laub und so viel wie möglich von der Spiegelung im Flusse zu sehen; der Intendant bückte sich schäkernd ein wenig, um nach den zierlichen Füßchen einer jungen Dame zu schielen. Störend kam ihm der Oberforstmeister mit einem Händedruck dazwischen, er wollte sich nun sputen, um nach dem Schiffe hinunterzukommen, das ihn stromaufwärts noch spät in der Nacht nach seiner Einsiedelei in der sächsischen Schweiz bringen sollte.

„Es hat mich sehr gefreut, Sie zu sehen, Herr Oberforstmeister. Kommen Sie wohl nach Hause. Ich wünschte, ich könnte mich auch zurückziehen."

„Ein schönes Fest! wirklich ein schöner Abend! Gute Nacht, Excellenz, und weil wir gerade davon sprachen — träumen Sie angenehm!"

„Wenn Sie uns die Ehre geben wollen," sagte der Museumsdirector, „ich glaube, 's ist Zeit. Ein geistvoller Mann, der Oberforstmeister von Einsiedeln."

„Gewiß, aber ein Phantast, ein eingefleischter Phantast," antwortete der Intendant und folgte ihm schlendernd, um als Ehrengast an dem Festessen des Comités theilzunehmen.

Es war spät in der Nacht, als der Intendant sich in seinem eleganten Junggesellenschlafzimmer zur Ruhe begab, und während er sich auszog, genoß er im Stillen noch einmal all den Weihrauch, der ihm zu Ehren abgebrannt worden war. Der Redacteur hatte ihn in gebundener Rede als einen würdigen Hohenpriester im Tempel der Kunst begrüßt, und der Museumsdirector hatte ihn als den Mann gepriesen, der in materialistischen Zeiten die Fahne des Idealen hoch halte, indem er die großen Klassiker der Nation den kleinlichen Zeitgenossen gegenüberstellte. Er vergaß auch nicht, als er sich die gesteppte Seidendecke übergezogen hatte, in der Erinnerung bei seinen eigenen warmen Worten zu verweilen, die an die Kämpfe und Täuschungen erinnert hatten, welche auch dem idealsten aller deutschen Dichter nicht erspart geblieben waren. Dann mußte er lächeln, als er an den Oberforstmeister mit seinen Träumen dachte; flüchtig streifte die Erinnerung noch einmal das schöne Wädchen und bald schlief er den Schlaf der Gerechten.

II.

„Das ist aber doch merkwürdig," dachte der Intendant, indem er seine große Hemdkrause und seinen violetten Sammetrock anstarrte. — „Ah, jetzt erinnere ich mich, wir waren ja gestern zum Schillerfeste im Kostüm. Aber warum habe ich es eigentlich im Bureau anbehalten?"

Und er sah sich forschend in der alten leeren Stube um. Sein Blick schweifte von der verräucherten Decke über den thorartigen, vermauerten Kamin, auf dessen Console Dannecker's Schillerbüste stand, monumental barsch, mit dem Gypsprofil von der blaßrothen Wand sich abhebend.

„Was! Pietsch auch in Kostüm," dachte er, auf's höchste erstaunt, als der Secretär mit einem Pack Scripturen zur Unterschrift eintrat. — „Das verdient doch eine gehörige Nase." — Indessen er fühlte sich zu träge, die Nase zu ertheilen.

„Es ist gut, Pietsch, gibt es sonst was?" Aber Pietsch war schon wieder verschwunden.

„Wie die Leute doch heutzutage insubordinirt werden!" brummte er, während er sich an das Unterschreiben machte. „Das sind die Mißverständnisse des Freiheits-Ideals — wahrscheinlich weil wir ein Fest für diesen „Freiheits-Dichter" Schiller . . . Na, wen haben wir denn da? Herein!"

Die Thüre ging auf; eine hohe Gestalt trat mit einer linkischen Verbeugung herein.

„Nein, das wird aber doch zu bunt," dachte der Intendant. „Stellen sich nun sogar die Supplikanten hier in Maskeradentracht ein."

Der junge Mann stak wirklich ebenfalls in einem alterthümlichen Anzuge. Der lange Rock mit breitem Kragen war aus hübschem blauen Tuch, stammte aber offenbar aus der Werkstatt eines Provinzschneiders.

„Ein junger Drammatiker, natürlich," sann der Intendant weiter. „Ich besinne mich schon auf ihn von gestern Abend. Er hat natürlich im Vorgenuß der Feste geschwelgt, die man in hundert Jahren für ihn selbst abhalten wird. So sind ja derartige Leute!"

Der Intendant hatte sich erhoben und räusperte sich ehrfurchtgebietend.

„Ich bitte um Entschuldigung, Excellenz — ich war so frei — es war ein Manuscript — eingeliefert," hub der junge Mann in stark süddeutschem Dialekt an, ein leises Zittern im Ton der Stimme.

„Ganz richtig . . . hm . . . entschuldigen Sie, aber Ihr werthester Name?"

„Schiller."

Digitized by Google

Die Excellenz versuchte, so wenig als möglich erstaunt dreinzuschauen.

„Schiller, hm, ja — aber Sie führen vermuthlich auch einen Taufnamen?“

„Friedrich Schiller.“

„Was sie sagen! . . . Ja, das heißt, mißverstehen Sie mich nicht, der Name thut ja an und für sich nichts zur Sache, aber Sie müssen zugeben, für einen Dramatiker . . . hm — kurios — Na, bitte, mein Herr.“

Der Intendant lud ihn mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen. Mit kleineren Leuten liebte er sich stehend zu unterhalten und seine Worte an sie gleichsam an dem Schnurrbart hinab zu verlieren. Aber der Fremde war gerade so hoch wie er selbst, obgleich er sich nicht ganz aufrecht hielt.

Der Intendant kramte in den Papierstößen auf dem Tische. Als er an ein sehr dickes, blaues Heft gerieth, offenbarte ein furchtsam väterliches Lächeln in dem bleichen Gesichte ihm gegenüber, daß er das Rechte getroffen hatte. Er blätterte einen Augenblick nachlässig in dem Manuscripte und reichte es dann dem jungen Verfasser.

„Ja — ich gebe Ihnen also Ihren Don Carlos, Trauerspiel in vier Acten . . .“

„Fünf Acten!“ fuhr es aus dem Verfasser heraus.

„In fünf Acten — hiermit zurück.“

„Excellenz meinen also nicht, daß das Theater —?“ frug der junge Mann mit etwas unsicherer, bebender Stimme. Das Blut schoß ihm in die Wangen, er fuhr sich nervös mit der linken Hand durch das lange, roth-blonde Haar, während die andere, gleichwie rathlos, das Manuscript hielt.

„Nein, Herr Schiller — ich bedaure sehr, aber — gewiß, Ihre Arbeit zeugt von Talent, aber ein eigentliches Theaterstück . . . Ihre Begabung scheint mir eher in der Richtung des Epischen oder Lyrischen zu liegen. — Es ist wohl noch kein Drama von Ihnen aufgeführt worden?“

„O ja, Excellenz — in Mannheim.“

„Nun ja — kleinere Bühnen, die Provinzen — da wäre es ja auch schon möglich . . .“

Seine Excellenz fühlte sich jetzt ganz beruhigt. Es war sein Prinzip, einem Debutanten gegenüber etwas vorsichtig zu sein: man konnte ja nie wissen — es konnte ja alles mögliche aus ihm werden. Aber wenn schon Stücke von ihm aufgeführt und durchgefallen waren — und er hatte nie von einer Aufführung in Mannheim gehört, der Name des Verfassers war zu auffallend, als daß er ihn hätte vergessen können. Er war nun seiner Sache ganz gewiß.

„Erlauben mir Excellenz zu fragen,“ fing der junge Mann an, „ob möglicherweise eine Umarbeitung“ —

„Ja, eine Umarbeitung,“ sagte der Intendant gleichgültig, „o ja, natürlich —“

„Wenn Excellenz mir vielleicht ein wenig bestimmter andeuten wollten, an welchen Stellen — was es ist, das Ihnen besonders —“

„Ja, lieber Herr,“ unterbrach ihn der Intendant im näselnden Hoftone und mit einer herablassenden Handbewegung, „die Aufgabe des Theaters ist es ja, die Stücke aufzuführen, nicht die Schriftsteller zu belehren, wie sie ihre Stücke schreiben müssen.“

„Ohne Zweifel, es fällt mir auch nicht ein, zu verlangen, daß Excellenz mir sagen sollen, wie ein Drama zu schreiben ist, sondern nur wie ein Drama sein muß, damit Excellenz es aufführen würden.“

Der Intendant, der auf die rissige Decke gestarrt hatte, senkte erstaunt den Blick. Was war denn das! Das klang ja fast wie Hohn! Und des Fremden Gesicht hatte wirklich einen trotzigeren Ausdruck angenommen; die Unterlippe hatte sich noch weiter vorgeschoben. — Aber es wäre ja unmöglich, ein zu lächerlicher Gedanke. Die jungen Menschen verstehen nur heutzutage nicht sich auszudrücken; man muß Nachsicht mit ihnen haben. Und in gedankenloser Höflichkeit warf er hin, indem er an seiner Tabakdose klopfte:

„Sie schnupfen wohl nicht, Herr Schiller?“

Doch zu seiner Ueberraschung steckte der Fremde mit einem „wenn ich bitten darf“ ganz ungenirt seine langen Finger in den braunen Staub hinein und führte die Prise an die Nase, deren große bewegliche Flügel sie mit wollüstigem Zittern einsaugte, als ob sie lange Zeit mit dem gröbsten Rappé hätten vorlieb nehmen müssen. Diese Nase zog jetzt seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Sie war ganz ungewöhnlich groß und vorspringend, mit scharfem Rücken, jäh nach der Spitze hinausgebogen wie ein Adlerschnabel, eine Form, die beim Schnupfen noch stärker hervortrat. — Das ist ja eine unverschämte Nase — „ein verwünschter Rüssel“, der elegante Mann ertappte sich bei diesem Gedanken. Aber was ist das für eine Nase — ich habe sie doch irgendwo gesehen? Es ist eine berühmte Nase, eine historische Nase, ganz sicher eine Nase, die nur einmal in der Welt existirt, aber wem gehörte sie. Zufällig fiel sein Blick auf die Schillerbüste über dem Kamin. Jetzt hatte er's! Wo waren nur seine Gedanken gewesen! Goethe — ganz und gar Goethe's Nase! Eine Copie, vielleicht ein Bischen übertrieben, aber doch nicht zu verkennen. Schiller's Namen und Goethe's Nase, das war fast anstößig.

Der junge, nichts ahnende Dieb blätterte immer noch im Manuscript, ohne Miene zum Gehen zu machen. Und der Intendant hob mit müder, näselnder Stimme an:

„Schon der Titel: Don Carlos ist nicht sehr lockend für das Publikum. Es sind ihrer sehr wenig, die wissen, wer überhaupt Don Carlos war.“

„Aber dann erfahren sie es ja! Und außerdem könnte man ja einen Nebentitel hinzufügen, z. B.: „Infant von Spanien“.

„Nun — warum nicht,“ näselte der Intendant und nagte an seinem Schnurrbart, „aber“ (er kannte jetzt plötzlich den Inhalt dieses Manuscripts, welches er vorhin nie gelesen zu haben glaubte) „aber, dann ist ja auch so etwas von der Inquisition und Sie stellen die katholische Geistlichkeit da in ein schlimmes Licht — das macht wirklich das Stück zu einer Unmöglichkeit, das können wir hier unmöglich aufführen!“

„Wenn es ein conditio sine qua non wäre, so würde ich mich nicht absolut dagegen versteifen, daß etwas gemildert, gestrichen —“

„Und dann der Stoff,“ unterbrach ihn mit scharfer und schneller Stimme der Intendant, der bei dieser Nachgiebigkeit die Geduld verlor, „der Stoff — können Sie den auch ändern? Ein Sohn, der halb und halb in einem Liebesverhältniß zu seiner Mutter steht —“

„Stiefmutter, — die ja außerdem zuerst —“

„Ja, ja, und der aufrührerisch gegen seinen Vater wird, den regierenden König! Das ist ja abscheulich, empörend für das moralische Bewußtsein. Ich verstehe wirklich nicht, wie Sie einem anständigen Hoftheater ein solches Sujet anbieten können.“

Der Fremde hatte sich bei dieser Explosion erhoben und verbeugte sich jetzt mit dem Manuscript unter dem Arm.

„Nun — dann empfehle ich mich.“

Indem er nach der Thür ging, befand sich sein Gesicht gerade gegenüber der Schiller-Büste.

„Vollständig die Nase Goethe's,“ murmelte der Intendant, „frappant!“ Und als der Fremde in demselben Augenblick die Thüre aufmachte, fügte er ärgerlich hinzu: „Kein Hut! Das soll nun auch wieder genial sein.“

Der Intendant befragte seine Uhr und fand, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen.

Es war in der ersten Morgendämmerung und die Straßen waren menschenleer. Das Georgenthor wurde von einer einzelnen Laterne erleuchtet. Als der Graf in die lange Thorwölbung trat, sich unwillkürlich ein wenig duckend, wurde er unangenehm überrascht durch den Anblick des Schriftstellers, der, ein Theaterplakat lesend, dastand. Der Schatten seiner Nase silhouettirte sich grotesk an der getünchten Wand, und wies mit der Spitze gerade auf den Titel des Stückes. Beim Knarren der kammerherrlichen Stiefeln, die sich in der widerhallenden Wölbung producirten, sah er mit einem sonderbaren Lächeln zurück und ging darauf ruhig weiter. Der Intendant warf im Vorübergehen den Blick auf das Plakat und stockte unwillkürlich mit einem Ausbruche der Ueberraschung: Don Carlos, Lessing's Don Carlos! Wo hatte er seine Gedanken gehabt! Schiller's Name, Goethe's Nase und Lessing's Titel — was war das nur für ein Mensch! Eine solche Unoriginalität grenzte an das Originelle.

Auf dem offenen Platz sah er nur die einsame, hohe Gestalt in dem langen Rock und mit den dünnen Strumpfbeinen. Sie ging etwa halbhundert Schritte vor ihm nach der Elbe zu.

„Er wird sich doch nicht ein Leid anthun wollen,“ dachte der Intendant. „Es ist gefährlich mit dergleichen verunglückten Talenten. Man möchte es doch nicht gern auf seinem Gewissen haben!“

Aber der Fremde beruhigte ihn, indem er links abbog.

„Sollte er etwa im Hotel Bellevue logiren? Man kann es ja nie wissen. Dergleichen haben auch ihr point-d'honneur, und vielleicht ist er gar nicht so schlecht situirt . . . Nein, er geht nach dem Theater. Natürlich! Sich in der Phantasie an den Triumphen zu berauschen, die er darin würde gefeiert haben, hätte nicht eine stupide Direction ihm die Thüren verschlossen. Denn so sind ja die Leute.“

Der Intendant hatte seine beschleunigten Schritte nach der Richtung des Fremden hin gelenkt, von einem unbewußten Interesse getrieben. Und plötzlich stieg ihm der Gedanke auf, daß das Stück vielleicht doch zu gebrauchen sei. Ein anderer Titel — etwas mildern hier und da — die schlimmsten Unbehülflichkeiten durch einen Routine-Dramatiker entfernen lassen — es könnte vielleicht sogar ein Kassenstück werden. Und ehe es ihm recht zum Bewußtsein kam, hatte er schon gerufen: „Holla, Herr Schiller!“

Aber obgleich der Abstand zwischen ihnen kaum ein halbhundert Schritte betrug, schien der Fremde nichts gehört zu haben; er ging mit vornübergebeugtem Kopfe und langen Schritten auf die große Nische zu unter der Quadrige.

Der Intendant fühlte ein sonderbares Gruseln. Er lief beinahe. Er wollte wieder rufen, als er bemerkte, daß der Fremde den Kopf erhob und nach Goethe's sitzender Statue hinauf grüßte. Es kam ihm auch vor, als ob dieser nickte. Sein Blick suchte die entsprechende Schillerstatue auf der anderen Seite der Nische: ein leerer Sessel stand auf dem Postament, und der Fremde mit dem Manuscript unter dem Arm steuerte gerade darauf zu, schnell aber ruhig, wie ein Professor, der nach seinem Katheder geht.

Dem Intendanten wurde es schwindlig; er fühlte kaum noch seine Beine, die ihn in langen Sprüngen forttrugen, während er verzweifelt schrie:

„Das Manuscript, Herr Schiller, das Manuscript!“

Schon glaubte er einen der langen Schöße erhaschen zu können — aber vergebens. Herr Schiller bestieg das Piedestal wie auf unsichtbaren Stufen. Mit übermenschlicher Anstrengung, gleich einem Verfolgten, dem eine Felswand entgegenstarrt, kletterte der Intendant die rauhen Granitquadern hinauf, faßte festen Fuß an einer vorspringenden Kante, ergriff Schiller's Bein und schwang sich mit dem einen Knie auf den Sockel hinauf.

„Das Manuscript!“ stöhnte er, und griff mit der freien Hand danach, um es von Schiller's Schoß zu reißen, wo es aufgeschlagen lag.

Aber das Manuscript war schon versteinert.

* * *

Digitized by Google

Der Intendant erwachte. Seine rechte Hand lag auf der Marmorplatte des Nachttisches, deren Kälte noch seinen Puls durchschauerte. Er zündete das Licht an und sah nach der Uhr; es war zwei, er hatte kaum eine halbe Stunde geschlafen. Es war schwül im Zimmer, und es saß ihm wie ein Knäuel im Halse.

„Was war das alles für ein Unsinn, was ich da träumte? Natürlich der Lößnitzer Champagner, den wir da draußen kriegten," brummte der Intendant und nahm aus einer schmalen Schachtel ein Stückchen englischer Lakrize, um der Trockenheit und dem schlechten Geschmack entgegenzuwirken. Mittlerweile wurde ihm der Traum in seinen Hauptzügen, in der Erinnerung wieder lebendig.

„Es ist klar, das Ganze kommt davon, daß meine Hand die Steinplatte berührte — man soll ja so schnell träumen," dachte Se. Excellenz, indem er das Licht auslöschte — „Einsiedeln war ja ganz erfüllt mit Traumgeschichten, wo die Ursache nach den Wirkungen zu kommen schien — es sollte beweisen, daß die Zeitvorstellung subjectiv ist, oder was es war, das er fabelte — etwas mit Kant — er ist nun so verteufelt gelehrt ... He, — es würde mich amüsiren, wenn wir, zum November vielleicht, dahinauskommen — — obgleich, wer weiß, was seine spitze Zunge aus dem Unsinn machen könnte; — 's ist vielleicht besser nichts zu sagen."

Und Se. Excellenz schliefen weiter.

Aus der Hauptstadt.

„Ja — also!"

Wollte man den Betheuerungen der von sich selbst sogenannten vornehmen Blätter Glauben schenken, so war es diesmal auch noch wenige Tage vor der Wahl ein pures Räthsel, wohin die Entscheidung fallen würde; niemals, behauptete man, wären die Parteiverhältnisse verworrener, niemals ein Rückschluß auf die Stimmung der Wählermassen schwieriger gewesen. Nun, wir für unser Theil haben uns an dieser Stelle oft genug über das voraussichtliche Ergebniß lächelnd unterhalten, und dem fröhlichen Menschen will von Noah's Zeiten her das Schicksal wohl: es hat die Wahlfrage genau in dem hier mit aller Schärfe dargelegten Sinne beantwortet. Die Mehrheit des deutschen Volkes hat sich bedauerlicher, aber nur zu erklärlicher Weise mit aller Entschiedenheit gegen die auf Ritter Huene's Namen getaufte Militärvorlage ausgesprochen; die freisinnigen Parteien, besonders das Rickert'sche Fähnlein, sind aufgerieben — Eugen Richter rettet vielleicht die Trümmer der großen Armee —, und die Radicalen rechts wie links haben erschrecklich riesige Fortschritte gemacht. Dies Resultat des ersten Wahlganges steht fest, und daß die von blinden Sehern vortrefflich geleitete „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" es muthvoll ableugnet, daß sie es mit herzergreifender Einsichtlosigkeit dem Grafen Caprivi günstig nennt, erhöht noch bedeutend seinen inneren Werth.

Freilich steht uns der Stichwahlschacher noch bevor, und es ist den geschlagenen Herren vielleicht möglich, dank dieser epochalen Erfindung zur Fälschung der Volksstimmung und anderer geistiger Lebensmittel ihre Niederlage wenigstens in etwas zu verbergen. Auf der ganzen Linie wird bereits nach allen Regeln der Kunst gehandelt und unterhandelt, und wenn schon für keine andere, für diese Art der Kunst haben unsere Berufsparlamentarier von jeher ungemein viel Interesse und Verständniß an den Tag gelegt. Die wunderschönen Tage, wo Mann gegen Mann erbittert schimpfte, just als läge Hellas, um drei Jahrtausende in der Kriegsführung zurück, noch vor Troja; wo die zehn — oder sind es dreizehn? — allein seligmachenden Parteien nicht sowohl um die Palme des Sieges, als um die der Flegelei rangen — sie sind vorüber. Mit anderen politisch erregten Zeiten verglichen, macht die zwischen Haupt- und Stichwahl fast den Eindruck einer Vossischen Idylle. Ist doch jedes fractionelle Heerlager von jedem anderen mindestens in einem halben Dutzend Wahlkreise abhängig; ersehnt man doch, verschämt oder unverschämt, von dem erbittert gehaßten Gegner Hülfe gegen den noch erbitterter Gehaßten. Wem man aber Gefälligkeiten zumuthet, den darf man öffentlich nicht „krummer Hund!" schelten, wenigstens nicht, bevor er nach Mohrenart seine Schuldigkeit gethan hat. So kommt denn in der seligen, fröhlichen Stichwahlzeit etwas wie Weihnachtsstimmung über alle Parteien, wir verspüren Taaffe'schen Geistes der Versöhnlichkeit einen Hauch. Eugen Richter selbst würgt mannhaft seine gerechte Wuth hinunter und blinzelt freundlich zu den abtrünnigen Buben aus der Freisinnigen Vereinigung hinüber; den abscheulichen Antisemiten sogar macht hier und da, wo ihr „mannhaftes und geschlossenes Auftreten gegen den Erbfeind der Gesellschaft" aus Mandatsgründen erwünscht wäre, ein toleranter Manchestermann süße Augen. Zu Halle hat Alexander Meyer in Stichwahlwehen seinen conservativen Geburtshelfern das Blaue vom Himmel versprochen und er muß ein sehr gutes Gedächtniß haben, wenn er alle seine Versprechungen wieder — vergessen will. Aber nicht nur derer, die von fremder Güte, in den Nöthen der Stichwahl, eine Complettirung ihres arg zusammengeschrumpften Vertreter-Bestandes erhoffen, auch der rettunglos Geschlagenen hat sich eine melancholisch sanfte Stimmung bemächtigt, so daß sie den allgemeinen Landfrieden nicht brechen mögen. Fehlt ihnen auch für Angebot und Nachfrage im Wahlkreis-Termingeschäft das lebhaftere, höhere Interesse, so wissen sie doch die paar Waffenstillstands-Tage in anderer, angenehmer Weise todt zu schlagen. Das Wort Sapieha's, der unconstitutionell und antiliberal genug zu behaupten wagte, man müsse die Stimmen wägen und nicht zählen, dieser schöne, trostreiche Spruch auf dem Abreißkalender Graf Caprivi's kommt voll zur Geltung und wird wie ein funkelnagelneues Bonmot bewundert; auch von „Pyrrhussiegen" und „imposanten, ja erdrückenden Minoritäten" geht gedämpften Tones die Rede. Schon um sich recht bald wieder am Genuß einer so friedfertigen, injurienlosen Zeit erquicken zu können, möchte man dem commandirenden Herrn Reichskanzler die schleunige abermalige Auflösung des Reichstages anrathen.

Doch auch die schönste Stichwahlperiode findet schließlich mit dem amtlichen Wahlresultat ihr trauriges Ende. Und was heuer im wesenlosen Scheine hinter ihr liegt, muß jedes von den so oft berufenen patriotischen Gemüthern mit tiefem Entsetzen erfüllen. Mag immerhin der Appell an die stark machende Einigkeit, die der Begründer der „Freisinnigen Zeitung" dank seinen schon ohnehin gesegneten Leibesumständen freilich entbehren kann, mag der laute Mahnruf zur Vertheidigung von „Bildung und Besitz" auch seine Wirkung nicht verfehlen, so daß es gelingt, die Sozialdemokratie in fünfzig von achtzig Stichwahlschlachten zu besiegen — den niederschmetternden Eindruck des ersten Wahlganges bringt das nobelste Compromiß nicht mehr aus der Welt. Mit ihm muß gerechnet, aus ihm muß die Moral gezogen werden; hier hilft es nicht mehr, den Kopf im Sande zu verstecken, und verbrecherisch wäre es, in aller Gemüthlichkeit die Dinge ihren Lauf nehmen zu lassen oder gar „Besserung von der naturnothwendigen Verbürgerlichung des Sozialismus" zu erhoffen. Der Wähler, ursprünglich nur befragt, ob er eine Heeresverstärkung für nothwendig erachte, ist über diese bescheidene Frage einfach zur Tagesordnung übergegangen; kein Funke vaterländischer Begeisterung lohte wie 1887 in den Massen auf. Um so entschiedener und bereitwilliger aber haben sie auf eine andere Frage geantwortet, die ihnen Seitens der wirthschaftlichen Reform-Parteien, seitens der Sozialdemokraten, der Antisemiten und vielleicht seitens des Bundes der Landwirthe vorgelegt wurde. „Seid Ihr Willens, mit den Männern aus Manchester, mit ihren verschwommenen, unchristlichen und volksfeindlichen Ideen endlich aufzuräumen; seid Ihr Willens, dafür einzutreten, daß hinfort dem Arbeiter der volle, der gerechte Lohn seines Fleißes werde, daß der Staat seine schwachen, nicht mehr seine starken Bürger an's Herz nehme und liebkose?" Und von Rügen bis Partenkirchen, von Metz bis Wongrowitz scholl ein „Ja!" aus fast dreier Millionen Männer Kehlen. Vor nicht langer Zeit hat der Kaiser in einem hübschen Wort getadelt, daß wir Deutschen jedem Ja das Aber folgen lassen, und er hat hinzugefügt, seinem Geschmack entspräche viel mehr das entschlossene „Also!" Volk und Fürst sind eins, patriotische Dichter zum mindesten behaupten dies noch immer an jedem irgendwie besingbaren Gedenktage, und ich glaube nicht, daß nur chronisches Reimweh solche Aussprüche verschuldet; so hoffen wir, nun das Volk „Ja" gesagt hat, sein Herr und König werde mit dem „Also" nicht auf sich warten lassen.

Es mangelt an braven Männern nicht, die im Vollgefühl ihrer Tertiabildung auf das Votum des „Gesindels" höhnisch herabsehen und als einziges Heilmittel die Abschaffung des bestehenden Wahlrechtes oder seine Aenderung nach belgischem Muster befürworten. Es erübrigt eigentlich, diesen Guten gegenüber die Autorität Bismarck's und sein geistreiches Bild anzuführen, wonach die Reichstagswahl wie ein Sicherheitsventil bei überhitztem Kessel wirkt; so unendlich viele und grelle Schäden das bestehende Wahlrecht auch gezeitigt, so durchgreifend es in öder Gleichmacherei die individuelle Macht der Stimme, ihr sittliches Gewicht erstickt hat, so bedenklich große Gewalt es den Urtheilslosen einräumt gerade in Bezug auf Dinge, deren Namen und Art sie nicht einmal verstehen: als reiner, unverfälschter Ausdruck des — mag sein, irregeleiteten — Volkswillens ist es doch unschätzbar. Der Regierende kann ja nicht gezwungen werden, diesem Volkswillen nun auch blindlings Folge zu leisten; ernst und ehrlich soll er vorher die Zeichen der Zeit prüfen, soll, wenn höhere Einsicht ihn dazu befähigt, einen ganz anderen Weg einschlagen als die Millionen verlangen. Außerdem aber corrigirt auch unser Reichstagwahlrecht sich selbst; der im guten Sinne conservative Dorfwähler übt auf die Ernennung der Abgeordneten einen weit größeren Einfluß aus als der neuerungs- und umsturzsüchtige Stadtbewohner. 20,000 ländliche Wahlstimmen, mitunter noch weit wenige,r schicken einen Vertreter in die Kammer, der sich genau derselben Rechte erfreut wie sein Nachbar, der Vertrauensmann des sechsten Berliner Bezirkes und Repräsentant von 123,000 Männern. Was in den von der anarchischen Demokratie verseuchten Großstädten durch Verhetzung und Erregung der Leidenschaften gesündigt wird, machen die braven Junker, macht die schwerfällige Gewissenhaftigkeit unseres Bauernthums wieder gut; so lange die politisch Unreifen nicht ausschließlich gegen Krone und Staat, sondern zum großen Theil noch für sie an die Urne treten, darf der liberale Bourgeois ruhig schlafen. Wenn aber endlich der Tag der Aufklärung gekommen ist, wenn der letzte Fabrikbengel weiß, daß nicht Christenthum, Kaiser und Staat seine Feinde sind, er ihn vielmehr einzig und allein im würgenden Kapitalismus zu suchen hat; wenn der letzte Wasserpolack klar erkennt, daß Niemand seinen Heiland vom Altare stürzen, Niemand die blutig rothe Republik aufrichten will, vor der ihm so fürchterlich graut, daß es sich einzig und allein darum handelt, ihm sein schweres Loos zu erleichtern und ihm von den Freuden der Welt sein ehrlich gerüttelt Maß zuzuertheilen — an dem Tage wird man voraussichtlich die Kammer- und Jammerschwätzerei lange überwunden haben.

Niemand, dem es ernstlich zu thun ist um die Heilung unserer sozialen Gebresten, und Niemand, der die politischen Kämpfe der nächsten Zukunft hauptsächlich für wirthschaftpolitische hält, würde dem Untergange der parlamentarischen Institutionen von heute eine Thräne nachweinen;

Digitized by Google

waren sie doch nur so lange gerechtfertigt, als die Menschheit an das Dogma von der Nothwendigkeit der Armuth und des Reichthums glaubte, als sie den glücklichen Mammonrittern, den herrschenden Klassen demüthig das Privilegium einräumte, immer strengere Gesetze zum Schutze des Eigenthums, zur Sicherung des Ausbeuters zu geben und nebenher geistige Interessenfragen im kapitalistischen Sinne zu lösen. Seitdem der vierte Stand, sagen wir ganz ruhig, die Gesammtheit der wirthschaftlich Versklavten, sich zu emanzipiren anschickt, verschwinden all die Verfassungs- und Culturkampf-Katzbalgereien von selbst; kaum noch mit halbem Ohr hört man auf die einst so tönenden, zündenden Schlagworte, und unrettbar verschwinden alle Parteien von der Oberfläche, die immer noch nichts Besseres zu thun wissen, als das zerschlissene Banner politischer Freiheit zu schwenken. In dem wüsten Gelärm des Feldzuges wider Junker, Pfaffen und Tyrannei war es dem Kapital gelungen, fast unbemerkt eine weit schlimmere, mörderischere Despotie zu errichten; vortrefflich hatte ihm der entschiedene Liberalismus Schergendienste dabei geleistet, die Aufmerksamkeit der klein' und großen Welt von ihm abgelenkt. Nun kommt unser Volk zur Einsicht. Nun regt es sich allenthalben. Von den conservativen, in Sonderheit den antisemitischen Wählern gehören reichlich zwei Drittel zu den radikalen Gegnern der kapitalistischen Mißwirthschaft. Unter den Millionen Sozialisten sind nicht fünfhundert, die für Bebel's wirre Hirngespinnste mehr als ein Achselzucken haben; allein der Wunsch, auch mit seiner Wahlstimme dem Kapital und der Ausbeutung einen Schlag in's Gesicht zu versetzen, ist es, der jeden Genossen zur Urne treibt. Und vergessen wir nicht, meine Freunde, daß wir uns in diesem Wunsche eins mit ihm gewußt haben und noch wissen. Wie wir haßt die deutsche Sozialdemokratie vor Allem den Geldsack; ihr Vater Lassalle neigte staatssozialistisch Jahre lang zum Cäsarismus hinüber. Nur weil sie Religion und Thron für die Helfershelfer des Kapitals hielt, wandte sie sich in zorniger Wuth auch gegen sie. Beweisen wir ihr durch die That, daß sie sich irrte, daß sie, nicht unberechtigt zwar, aber mit Kinderlogik Ursache und Wirkung verwechselte. Noch ist es ja an der Zeit, den reißenden Strom einzudämmen oder seine Ueberschwemmung fruchtbar und segensreich zu machen. Klüfte trennen uns von August Bebel, aber sie werden zu überbrücken sein; endlose Meere, Wüsten liegen zwischen dem manchesterlichen Freisinn, der Partei des „ungehinderten Spiels der Kräfte", und uns, die wir christlich dem schwachen Bruder beispringen wollen.

Selbst in klugen Köpfen malt sich heute seltsam noch die neue, kommende Welt, und ungern nur zieht man den alten Adam des Fractionsgeistes aus. Wer aber das Vaterland liebt und in Wahrheit beitragen will zu seiner Ehre, seinem Glücke, darf unter keinen Umständen für die Wahl eines Mannes thätig sein, der geharnischt gegen die kaiserlichen Erlasse von 1881 steht und ein geschworener Feind des wirthschaftlichen Ausgleiches ist. Alle anderen Fragen treten hiergegen zurück. Ob die Apostel Cobdens mit volksparteilicher Plumpheit oder mit hofdemokratischer Eleganz ihr Ziel zu erreichen suchen, ob sie geschmeidig genug sind, um dem regierenden Grafen auch 'mal einen kleinen Gefallen erweisen und für seine Militärvorlage stimmen zu können, oder ob sie sich alle Aussichten auf Ministerportefeuilles heldenmüthig abschneiden — es gilt gleich. Die Sanften und Zarten sind eher noch gefährlicher als die Kratzbürstigen, besonders heute, in den Tagen des Caprivi'schen Compromißregimes.

So hat auch das Volk gedacht, so hat es votirt, und nur wer in Wolkenkuckuksheim unverantwortliche Privatpolitik treibt, darf verächtlich auf die Stimmzettelmassen des „Gesindels" herabsehen. Wir treiben nun mit reißender Schnelligkeit flußabwärts, Herr Bebel wird jetzt kaum noch geneigt sein, der „absterbenden Gesellschaft" bis zum Jahre 1910 Galgenfrist zu geben; statt der vor vier Monaten im Redetournier vernichteten Sozialdemokratie liegt der Vernichter Richter auf der Wahlstatt. Hier gibt es kein Besinnen mehr, nicht Redner, handelnde Helden thun hier noth.

Kaiser der Bauern und der Armen, heran!

„Ja — also!" Caliban.

Von der „freien" Kunstausstellung.

Ein Bischen Revolution ist mitunter gar nicht übel. Und manchmal wünscht man sogar, es wäre ein Bischen mehr. Durch Bohrwürmer werden keine Säulen umgestürzt, und wenn sie auch noch so wacklig stehen. Dazu ist schon eine Portion Sprengstoff nöthig. Aber mit Sprengstoff muß man umzugehen wissen. Zuweilen fliegt man selber damit in die Luft.

Der kürzlich eröffneten „Freien Berliner Kunstausstellung" kann der Vorwurf nicht gemacht werden, daß sie zu eifrig mit Sprengstoff hantirt hat. Ich weiß nicht: trug der genius loci der asylgewährenden „Hohenzollern-Gallerie" daran die Schuld? Die Hohenzollern verstanden bekanntlich im Punkte der Revolution von jeher eigenthümlich wenig Spaß. Daher war denn auch das Panorama, das zu ihrer Verherrlichung vor ein paar Jahren dort entstand, von einem so zahmen Charakter, daß selbst ein Ludwig Pietsch mit der ganzen herzbezwingenden Gewalt seines ironischen Lächelns von den geschäftskundigen Malern aufgeboten werden konnte, um in der Schaar der „berühmten Männer" an den Stufen des Thrones schützend Wache zu halten. Vor diesem dräuenden Paradieseswächter mögen sich denn wohl die armen Ausgestoßenen und Zurückgewiesenen gefürchtet haben. Sie boten nur ein mageres Häuflein auf und zogen „in bester Ordnung" und mit sanftmüthigen Geberden in die schirmenden Hallen ein.

Nein, es sind nicht die großen Umsturzgeister, die der Fürst des ewigen Widerspruches daselbst um sein Banner geschaart hat. Mit huldreicher Miene blickt er auf seine Kindlein herab und spricht wie Mephisto:

„Das sind die Kleinen
Von den Meinen.
Höret, wie zu Muth und Thaten
Altklug sie rathen."

Als ein Rath zur That mag denn auch diese „freie" Ausstellung gelten. Die That selbst wird hoffentlich später, und womöglich im nächsten Jahre schon, nachfolgen.

Dann freilich wird allmählich die Zeit zu Thaten reif. Für jeden, „der nicht Knöpfe auf den Augen hat", hat die Münchner Abtheilung der diesjährigen „großen" Ausstellung den zwingenden Beweis erbracht, daß in Berlin etwas geschehen muß, wenn nicht gänzliche Versumpfung aller Kunstverhältnisse eintreten soll. Die systematische Niederhaltung aller eigenartigen und wagemuthigen Individualitäten, die klägliche Zusammensetzung der Ausstellungscommission und Aufnahmejury und das ganze kurzsichtige und engherzige Zopf- und Stockregiment, das in Brandenburg-Preußen immer noch beliebt wird, machen jeden frischen Aufschwung der Kunst unmöglich. Die paar ansehnlichen Künstler, die die deutsche Reichshauptstadt ihr eigen nennt, sind völlig isolirt und nehmen sich mit ihren vorgeschrittenen Bildern unter der dichtgedrängten Schaar von Herdenviehwaare geradezu melancholisch aus. Es ist, als ob man sie mit bittenden Augen nach den Münchner Sälen hinüberschielen sähe, weil dort eigentlich ihre Heimstätte sei. Entweder sollten daher diese modern gesinnten und zu neuschöpferischem Wirken befähigten Künstler Bild an Bild mit ihren Münchner secessionistischen Kollegen zusammen ausstellen dürfen, statt durch lange Säle von ihnen getrennt zu sein, oder sie sollten sich sammt und sonders zu einer Protestgruppe zusammenthun und eine „freie" Kunstausstellung veranstalten: frei, nicht in dem Sinne, daß jeder Stümper, der Oel auf Leinwand fleckt, mit offenen Armen aufgenommen wird, sondern in jenem anderen und höheren, daß unbedingt die Freiheit der Persönlichkeit und der künstlerischen Fortbewegung gewahrt bleibt.

Die diesjährige „freie" Ausstellung ist mehr im ersteren als im letzteren Sinne veranstaltet worden. Es war dies das Ergebniß einer Zwangslage, wie offen eingestanden werden muß. Denn da den Anlaß zur Gründung die Unzufriedenheit über die Zurückweisungen der Aufnahmejury bot, so mußten die Leidensgefährten unter einander gleiche Rechte haben, und was dem Einen recht war, mußte dem Anderen billig sein. Außerdem aber war die Zeit drängend und viel zu knapp, um umsichtig und weitschichtig alles angreifen und vorbereiten zu können. Es konnte daher nicht fehlen, daß ein gewisses Mißtrauen gegen das Unternehmen herrschte, und daß gerade von den tüchtigsten Künstlern der Protestlergruppe — ich nenne nur Ury, von Hofmann und Leistikow — sich Manche zurückzogen, weil sie ihren Ruf nicht auf's Spiel bringen und bessere Gelegenheiten zu nachdrücklicher Kundgebung abwarten wollten. Andererseits waren gerade die geringeren Talente flink bei der Hand, und da ja, auch nicht einmal von dieser Jury, lauter Meisterwerke zurückgewiesen sein konnten, so fand sich denn, unausbleiblicher Weise, ein Kaffeekränzchen von Mittelmäßigkeiten zusammen, die sich neben den wenigen besseren Begabungen als Vertreter der „freien" Kunstübung in ihrer buntscheckigen Zusammensetzung leidlich komisch ausnahmen. Man suchte sich nun allerdings dadurch zu helfen, daß man nicht die Zurückweisung der Jury zur conditio sine qua non für die Betheiligung machte, sondern daß man auch anderen Künstlern und anderen Kunstwerken, die mit der Tendenz übereinstimmten, den Anschluß gestattete. Damit konnte natürlich nicht alles gut gemacht werden. Aber es wurde doch in sofern besser gemacht, als die Zahl der annehmbaren Werke dadurch erhöht wurde. Mit jugendlichem Enthusiasmus nahm sich namentlich Normann der Sache an und steuerte eine Anzahl Oelbilder und Pastelle bei, die indeß nicht wesentlich „radicaler" sind als seine Sachen auf der großen Ausstellung, dafür aber zum Theil von einer nicht mehr ganz naiven Farbenbuntheit. Auch konnte der „Glücksfall" ausgenutzt werden, daß gerade Meckel durch seinen sensationellen Selbstmord die Stimmung gegen die Jury stark geschürt hatte und aus seinem Nachlaß eine Anzahl tüchtiger Bilder zur Verfügung standen. Doch auch einen Nachtheil hatte die freiere Beschickung der freien Ausstellung, und fast könnte man sagen, daß sich die Zurückgewiesenen durch die Aufnahme ihrer Gesinnungsfreunde ein Kuckuksei in's Nest gelegt haben. Meist wenn man ein etwas selbständigeres oder braveres Werk gefunden hatte, dann vermißte man daran den Zettel „Zurückgewiesen", und ich sah einen Kritiker, der mit einem ganzen Stachelwald gegen die diesjährige Jury losgezogen war, mit humorvoller Verzweiflung in den kleinen Sälen herumlaufen, weil er so wenig gute Bilder finden konnte, die diese mit allen Bannflüchen belegte Jury refüsirt hatte. So blieb denn für den Jurygegner meist nur der eine Zug- und Haupttrost, daß doch in der offiziellen Ausstellung stellenweise noch ärgerer Schund hängt als hier gleichfalls stellenweise, daß also die Jury, wenn sie den einen Schund genommen hat, auch den anderen noch hätte mitnehmen können, oder daß, wenn sie beide nicht gewollt hätte, sie doch wenigstens einige Arbeiten der Zurückgewiesenen sich getrost hätte gefallen lassen dürfen.

Soll ich nun eine spezielle Heerschau der Aussteller hier veranstalten? Ich verspüre wenig Lust dazu. Denn gerade heraus: die Leute sind mir nicht interessant genug. Da ist das zurückgewiesene Denkmal des alten Kaisers von Max Klein. Ich finde es zweifellos höchst ungerecht, daß man es zurückgewiesen hat, da man soviel andere, die meist nur ihre Colossalität vor dem Klein'schen voraus haben, ohne es in der Sorgfalt der

Digitized by Google

Arbeit zu erreichen, angenommen hat. Aber ich habe nun einmal das ganz generelle Pech, mich für Kaiser-Denkmale überhaupt nicht begeistern zu können, weil ich nicht abzusehen vermag, welchen Dienst sie unserer Kunstentwickelung leisten. Da ich hier nicht als Patriot, sondern als Kunstschriftsteller zu reden habe, so darf ich mir wohl dieses Bekenntniß erlauben, ohne mich dadurch zum „krummen Hund" zu degradiren. Da ist ferner Eduard Munch mit einigen sehr blauen und unglaublich verwischten, aber ganz entschieden stimmungsvollen Pastellen. O ja, ich lasse sie gelten, ich halte sie trotz der Entrüstung des Herrn Dielitz für Werke eines künstlerisch schaffenden und künstlerisch empfindenden Menschen. Aber ehrlich gestanden: ich habe genug davon. Ich weiß jetzt, was Munch kann und auch vielleicht, was er nicht kann. Ich möchte jetzt gerne sehen, was er noch hinzu lernt. Da ist ferner eine ganze Anzahl landschaftlicher Bilder und Studien eines Herrn Schmidt-Herboth. Der Mann hat es dadurch gut bei bei mir getroffen, daß er mir unbekannt war, und ich stehe nicht an, ihm Anerkennung und Aufmunterung auszusprechen. Ich wünsche wirklich mit voller Aufrichtigkeit, daß noch etwas recht Tüchtiges aus ihm werde. Nur einen Hauch, einen Hauch von Neuheit, den habe ich nicht bei ihm verspürt. Aehnliches haben schon Andere gemacht und werden noch Andere machen: aber das war freilich kein Grund ihn zurückzuweisen, da Bilder angenommen wurden, wie sie hoffentlich nie wieder gemacht werden, z. B. ein Portrait von Dielitz. Da ist dann auch eine Radirung der Sixtinischen Madonna von Max Horte, und ich will dem Künstler glauben, daß Autoritäten ihm bezeugt haben, daß keine frühere dem Original so nahe gekommen sei. Aber Sixtinischer Madonnen sah ich, ach, schon so viele, daß mich nach einer neuen längst nicht mehr gelüstet hat. Da sind gar auch einige Seestücke von Strindberg, wirklich vom „Weiberfresser — bald aus Haß, bald aus Liebe Weiberfresser — Strindberg, und eines betitelt sich gar, fast wie sein herrlicher Roman: „Auf offener See". Aber wenn ich an seine Romane und Dramen denke, dann will ich seine Bilder lieber nicht sehen, wenigstens nicht in einer öffentlichen Ausstellung; wenn er sie mir in seiner Privatwohnung zeigte, würde ich mich freuen und den Umfang seines Dilettantismus bewundern. Endlich — dies „Endlich!" gilt bloß für meinen Bericht, leider nicht für Ausstellung — gibt es da auch noch einen Edmund Edel, der es sich an anderer Leute Tafel hat wohl sein lassen, und der zweifellos einen guten Magen hat, weil er fast sämmtliche Modeströmungen hat verschlucken können. Edel ist einer der gefährlichen Menschen, die sich deshalb „modern" nennen, weil sie etwa Ury, Skarbina und Munch einige Griffe abgeguckt haben, die sie dann geflissentlich anwenden. Dies hat aber mit Modernität nichts zu thun, und mit Kunst schon gar nichts!

So bleibt denn als künstlerisch schönste Leistung, die wir der „freien" Ausstellung zu verdanken haben — das von Ludwig von Hofmann entworfene Plakat. Es war beim Concurrenzausschreiben für die große Ausstellung unterlegen gegen einen Entwurf, der an eigener und neuer Kunstempfindung nichts bot, aber eben deshalb vor den Augen der akademischen Juroren Gnade finden mußte. Vom Hofmann'schen Plakat dagegen braucht zur Empfehlung nur das Eine gesagt zu werden, daß es den Unwillen der wohllöblichen Polizei dermaßen erregt hatte, daß es zuerst aus Sittlichkeitsbedenken verboten worden war — was erst nachträglich wieder rückgängig gemacht werden konnte. Es enthält nämlich als Hauptfigur ein entzückend unschuldiges nacktes Knäblein, von jener keuschen Magerkeit der Gliedmaßen, die das Epheberalter charakterisirt. Welch sonderbare Bedenken müssen maßgebend gewesen sein, um von dieser unberührten Jugend Anstößigkeiten zu befürchten!

Bin ich nun verdammenswerth, weil ich mich der Zurückgewiesenen nicht wärmer angenommen habe? War es nicht, von „Mitleid", „Entrüstung" und anderen moralischen Qualitäten ganz abgesehen, geradezu ein taktischer Fehler? Ich muß gestehen, daß mir in Kunstfragen alle Taktik zuwider ist. Ich mag nicht ein mittelmäßiges Bild loben, um einer Bewegung zu nützen, noch ein gelungenes tadeln, um einer Gegenbewegung damit zu schaden. Und was ich meinen Freunden sage, das will ich auch vor den Gegnern bekennen. Auch betonte ich ja: es handelt sich in diesem Jahre bloß um einen Anfang. Die Folgezeit erst kann uns Vollgültiges bringen, und hoffentlich nicht bloß eine freie Kunstausstellung, sondern eine Ausstellung — von freien Künstlern. Franz Servaes.

Die Berliner Kunstausstellung.

IV.

Mit großem Befremden hat man in Berlin Hubert Herkomer's weibliches Bildniß aufgenommen. Der Maler der „Dame in Weiß", der „Dame in Schwarz" scheint sich ganz „verworfen" zu haben. Sein Bild ist in hellen, leichten, duftigen Goldtönen gemalt und stellt die feine vornehme Erscheinung in dem Kostüm dar, welches unlängst über Nordamerika zu uns zurück kam: Denn dort trug man vor einer Reihe von Jahren schon jenes „Mother Hubbart" genannte hochgeschnürte Kleid, welches wir nach der Königin Luise zu bezeichnen gewohnt sind.

Herkomer hat bisher stets den Deutschen eine besondere Freude bereitet, ebenso wie sein Londoner Genosse Alma Tadema. Neben den „verrückten" Engländern stellten sie, nach Ansicht unserer Kunstgelehrten, die verständige, weil auf Deutschland sich stützende Kunstweise dar. Das ist nun nicht ganz richtig. Alma Tadema ist Niederländer und Schüler von Leys. In Antwerpen wurde auch Pauwel's gebildet, ehe er Professor in Weimar und Hofrath in Dresden wurde. Des Pauwel's Schüler aber sind Thumann, Gussow, Graf Harrach u. A. Die glatte saubere Malweise, jene blitzblanke Farbigkeit, haben alle diese mit ihrem Lehrer gemein. Sie sind Verwandte von Tadema, wenn auch zweiten Grades. Bei uns legten sich diese Maler der Leysschule auf die Darstellung des „Gemüthes", in England legte sie sich auf das was dort vor Allem beliebt ist, auf die Vollendung, the finishing. Tadema ist der Beweis hierfür. Er hat bei hohem malerischen Können das Ausdüfteln auf die höchste Stufe gebracht und viel wackere Leute in London dadurch verführt, zu glauben, daß hierin die höchste Kunstleistung besteht. Ruskin nennt ihn in seinen 1887 gehaltenen Vorträgen klassisch, aber ausdrücklich in the sense of senatorial, academic and autoritative. Er stellt diesem Klassicismus jugendfrischer Kunst entgegen und nennt ihn greisenhaft, den Weg zum raschen Verfall, eine Kunst die nicht vorwärts kann, die Kunst einer dem Tode und der Schande verfallenden Nation! Das ist zwar der außerordentlichen Begabung Tadema's gegenüber nicht höflich, aber es ist wenigstens verständlich.

Weiter stellte Ruskin dem Tadema einen zweiten Klassicisten gegenüber, Sir Leighton. In ihm findet er ein unnennbares Etwas, was Anglo — Sächsisch sei. Dieser male seine klassischen Gestalten für Engländer, mit einem gerade ihnen eigenen sanften Reiz, mit der Zauberkraft und Wundermacht ihrer Jugend. Und er hat Recht. Uns Deutschen mißbehagt Vieles an Leighton. Auch er ist mit den Jahren der Manier verfallen, aber er hat eine internationale Schulung: Er studirte erst in Rom, dann in Berlin, dann in Florenz, in Frankfurt a. M. und malte sein erstes zweites großes Bild in Brüssel, das zweite nach einem Studium in Paris, in Frankfurt: Von Steinle hatte er die Composition, von Leys und den Franzosen die Farbe erlernt. Das Gute an Leighton, was uns mißfällt, ist national englisch, doch es tritt nur insoweit hervor, als etwa bei Piloty das Deutsche und bei Fortuni das Spanische. Er suchte das Fremde in seinem englischen Künstlergeist zu verarbeiten. Ebenso steht es um die anderen Londoner Klassicisten, um Poynter, Edwin Long, Marcus Stone, Val. Princep, Waterhouse, Calderon und wie sie alle heißen mögen, diese höchstbezahlten Maler, von welchen wir in Deutschland nur hin und wieder einen Stich, eine Photographie nach einem Bild, nie aber dies selbst zu sehen bekommen. Sie sind international und daher nicht volle ganze Künstler. Nur wie unversehens bricht das Volksthum in ihren Werken durch.

Sie gefallen dem deutschen Publikum in dem Maßstabe, in welchem sie akademisch sind, das heißt in dem sie ihre Nationalität, ihre Persönlichkeit aufgaben. Bougnereau und Cabanel, Gérôme und Couture haben ja auch bei uns gefallen, sobald sie den „ewigen Regeln der Schönheit" entsprechend akademisch malten. Und auch Herkomer gefiel uns, sobald er international schuf. Es ist sehr bezeichnend, daß seine „Dame in Weiß" in London wenig Aufsehen machte, während sie in Berlin entzückte. Die klassische Schönheit war es, die zwischen dem englischen Maler und dem deutschen Beschauer die Brücke schlug. Gleichzeitig ausgestellte Bilder von Millais, die man in London erheblich über jenes Frauenportrait stellte, blieben unberücksichtigt, unbewundert.

Herkomer ist kein Deutscher, wenigstens nicht seiner Kunst nach. Er ist ganz in England gebildet, Schüler Walker's und durch diesen hauptsächlich von Millais abhängig. Man muß seine in Bayern gemalten Bilder sehen, wie den „Bittgang", „die Verhaftung des Schmugglers", beides Darstellungen oberbayerischen Volkes, um zu sehen, wie sehr er Engländer ist. Oder sein „Enkelkind", ein Mädchen, dem Defregger malerisch Pathe gestanden hat: Alle sind verkleidete Engländer, spielen ihre bayerische Rolle vortrefflich, sodaß jener, welcher nicht deutsch bis in die Wurzel ist, sie für echt nimmt. Aber wer Walker's herrliche Werke kennt, der sieht sie aus Herkomer's Schöpfungen deutlich hervorlugen — male er nun, welche Nation er wolle!

Langsam scheint aber diese Schule aus Herkomer's Schaffen zu schwinden. Sein lebhaftes, starken Einflüssen ausgesetztes Temperament wirft ihn sichtlich hin und her. Jenes Frauenbildniß von der Berliner Ausstellung zeigt ihn in Bahnen, welche schon auf seinen letzten Arbeiten sich vorbereiteten. Der Ton wird leichter, feiner, graziöser. Er sucht die schweren, tiefen Farben zu überwinden. Und da greift er zur Schule der Schotten: Orchardson hats ihm — und manchem Anderen in London — entschieden angethan; jener feinste unter den Vertretern der Edinburger Schule, welche älter und in England reicher an Erfolgen ist, als jene von Glasgow. Es ist das Bildniß in einem hellen Gelb gebadet, wie wenn es hinter Crêmestores gemalt sei — man verzeihe das abscheuliche Fremdwort. Man ist jetzt sehr fein in London und fängt an viel Gefallen an diesem Ton zu finden: Er neigt zu Watteau und seiner Zeit hinüber, er fordert eine starke Selbstbeschränkung, gute sichere Form, er ist in Orchardson selbst zur erstaunlichen Zartheit ausgebildet, denn dessen Bilder, von denen eines der schönsten die Hamburger Kunsthalle besitzt, sind wie ein Eiertanz zwischen den Gefährdungen der Farbe, aber sie sind so sicher ausgeführt, daß Wenige die Schwierigkeit beachten, wenigstens alle die nicht, welche nicht wissen, daß ein falscher Ton die feine Harmonie ganz über den Haufen stürzen würde.

Es beginnt eben auch Herkomer „klassisch" zu werden. Schon bei „Unser Dorf" konnte man das kommen sehen, bei „Der Streik", welchen er zur Aufnahme in die Akademie malte, trat es noch deutlicher hervor. Nun ist er ein Mitglied des Londoner Unsterblichkeits-Vereins — und malt eben dementsprechend.

Der Vorgang in England ist lehrreich, weil er der stets sich wiederholende ist: es zeigte sich dort vor vierzig Jahren ein starkes nationales Wollen, das zwar von Deutschland angeregt, aber echt britisch war, der Präraffelitismus. Nur einer der damals jungen Künstler ging selbst nach Deutschland, Leigthon. Die anderen alle waren starre Realisten, entwickelten sich als solche national, weil sie den Grundsatz hatten, nur malen zu wollen was sie sahen. Nach manchem Kampf fan-

Digitized by Google

den sie ihren Platz in der Nation. Der junge Nachwuchs suchte sie nachzuahmen. Aber er erkannte bald, daß die Originalität nicht nachgeahmt werden könne und daher liefen sie der „Technik" in die Arme. Sie suchten Hülfe bei der Regel, beim Kunstgesetz, sie flüchteten vor der Wahrheit zur Schönheit. Und nun entstand wieder auf neuem Grunde eine akademische Kunst. Die Schönheit wurde immer schöner, immer erhabener über die Natur; nach anderer Leute Meinung immer einseitiger, immer unwahrer. Und damit ist England bald wieder so weit, daß seine Akademie vor lauter Schönheit ganz flach wird, daß diese seine hohe Kunst zerstört, daß sie tüchtigen Leuten wie Herkomer die eigentliche Frische und den gesunden Blick nimmt. Neben seinem Bilde stehen die Bildnisse des Kaisers von Ferdinand Keller, einem akademisirten Makart, und von Frau Parlaghy, einem akademisirten Lenbach. In Deutschland gefallen sie der Mehrzahl. In England würde man über sie den Kopf schütteln wie wir über den leider allzuschönen Herkomer. Aber wir haben kein Recht, die Briten der Verbildung zu zeihen: wir leiden genau ebenso daran. Und wenn wir uns erstaunt vor Herkomer fragen, warum er einen so unwahren Ton gewählt habe, so muß ich dem das Urtheil der englischen Maler auf der deutschen Ausstellung in London entgegenhalten, welche die ganze deutsche Nation für farbenblind erklärten, da fast alle ihre Maler die Welt unter einem bestimmten Ockerton sähen, als trügen sie gefärbte Brillen.

Das ist eben der „senatoriale, akademische, autoritative Klassicismus", von welchem Ruskin sprach, die unpersönliche Kunst, vor der sich jede Nation zu hüten hat, denn sie ist der Weg zum Verfall!

Jugendfrische Kunst ist es, nach der man ausschauen soll: darum halt ich's lieber mit den Glasgowern und Nordamerikanern als mit den Londoner Akademikern. Mir will eben scheinen, daß kein Nichtdeutscher bessere Bilder nach Berlin sendete, als eben diese „Jungen"!

Alexander Harrison schickte nur „Studien". Wiederholt denselben Gegenstand, nämlich einen nackten Menschenkörper im Freien und zwar einen solchen, auf dem sich alle möglichen grünen Streiflichter mit den fleckenartigen Schatten des von der Sonne durchbrochenen Laubes begegnen. Man sieht deutlich, worauf es dem Maler ankam und man sieht es noch klarer, wenn man sich ältere Arbeiten von ihm vergegenwärtigt: Ich denke zunächst an sein großes Bild auf der vorjährigen Münchner Ausstellung „Im Bade". Das Thema war etwas anders gestellt: Abend, ein eintöniges, helles, gelbes Zwielicht, ein flacher Meeresstrand mit spiegelglattem Wasser. Darin drei badende Mädchen. Das ganze Bild, welches zu jenen gehörte, vor denen man den Schreckensschrei: „Abscheulich" am Oftesten hören konnte, war gleichmäßig hell, eintönig, ohne Tiefe, fast ohne Farbe. Es war ein Versuch, ein koloristisches Rebus: Wie weit kann man in der Eintönigkeit gehen, um doch dabei die Raumwirkung sich zu erhalten. Meer, Luft, Frauenkörper — Alles ein Ton. Und doch der Blick in die weiteste Tiefe, die volle Rundung der Körper, die perspektivische Wirkung selbst ohne alle zeichnerischen Mittel. Das war mit einer Nervenfeinheit gemalt, welche die Maler in Entzücken versetzte. Es gehört dazu eine Beherrschung der feinsten Tonschwingungen wie eine Sicherheit des Striches, eine Klangfülle der Farbe, wie zum vollendetsten Geigenspiel auf einer Saite, die innigste Verbindung von feiner Empfindung mit höchster Sicherheit und Kraft der Hand.

Ebenso ist's mit seinen in Berlin ausgestellten Studien. Als die alten Venetianer sich ihrer koloristischen Kraft bewußt wurden, malten sie einen schönen, weißen Frauenkörper auf weißem Tuch liegend. Es reizte sie gerade die Feinheit der Tonschwankung, sie verzichteten auf die Gegensätze des Pigments und starker einseitig Beleuchtung, weil sie mit zarteren Mitteln gleiche Wirkung zu erzielen vermochten. Ueber diese Kunst hinaus geht das was die modernen Koloristen leisten wollen und auch leisten. Sie bringen auf die Haut des Menschen starke Lichtspiele, Schatten, Reflexe. Sie sind nicht zufrieden mit der Aufgabe in zerstreutem, ruhigen Licht die Körperlichkeit jedes Gliedes herausmodellirt zu haben, sie setzen den Trumpf auf, daß die Rundung und der blühende Ton noch zur Erscheinung trete, trotz Schatten und bunter Reflexe. Der nackte Mensch erscheint in der Umgebung besonnter grüner Flächen selbst grün. In jeder Laube können wir am Gesicht des Freundes dieses koloristische Exempel prüfen. Aber wir empfinden ihn nicht als Grun, weil wir unwillkürlich, die Reflex-Töne von der realen Erscheinung abziehend, die gewohnte rosige Farbe erkennen. Harrison will den, der sich in sein Bild wirklich hineinsieht, zwingen, daß er aus den kalten Halbtönen heraus die weiche zarte Hautfarbe seiner Gestalten erkenne, daß sie ihm nicht fleckig, grün erscheinen, sondern daß sie leuchtend in Licht und Schatten dastehen, wie eben die Menschenhaut im Freien fast wie von innerem Licht erhellt hervorleuchtet!

Sind das Virtuosenstücke? Ist's echte Kunst? Mir will scheinen, daß Harrison recht that, seine Bilder „Studien" zu nennen, obgleich sie thatsächlich mehr ein Bild sind, wie manches Schlachtenstück von so und soviel Meter Länge: Denn ein Bild ist doch ein malerisches Ganzes! Man sieht es den Arbeiten an, daß Harrison noch nicht mit sich selbst fertig ist, daß er immer von neuem ansetzt, um zu lernen, von der Natur sich Rath und Schaffenskraft zu suchen. Aber es ist wahre Kunst, auf welche die mit emsigem Fleiß errungene Sicherheit von Aug' und Hand hinstrebt: Nämlich das Uebertragen eines Natureindruckes durch das Mittel eines selbständig beobachtenden Künstlerauges auf die Leinwand.

Und das ist genug! Es ist mehr oder doch mindestens gleichwertig, mit dem Uebertragen eines Gedankens auf die Leinwand, was man einst allein für Kunst hielt! **Cornelius Gurlitt.**

Notizen.

Alraunwurzeln. Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein von Josef Wichner. (Wien, Hch. Kirsch). An den Fingern kann man sie zählen, die echten und unverfälschten Volksschriftsteller, die in ihren Geschichten den Volkston treffen und so zu sagen Volkslieder in Prosa zu schreiben verstehen. So Mancher, der sich einbildet, zum Herzen der Nation zu reden, ist nur trivial; Andere sind zu schulmeisterlich lehrhaft, wieder andere von gemachter Naivetät, die nach der Studirstube riecht und voller Herablassung zum Volke niedersteigt oder es zu sich emporzuheben bemüht, statt sein Leben mit zu leben, mit ihm zu denken, zu lieben und zu leiden. Der köstliche Matthias Claudius war ein solcher Schriftsteller nach dem Herzen des Volkes, naiv, tief fromm und voll ungekünstelter Poesie. Dann haben wir den herrlichen Joh. Peter Hebel und in neuer Zeit etwa Anzengruber in seinen Kalendergeschichten. In Josef Wichert, dem Verfasser dieses prächtigen Büchleins, ist ein neuer Kalendermann entstanden, der naiv ist wie Hebel, gesund wie Anzengruber und mitunter poetisch wie Claudius. Es ist ein kerngesunder Erzähler voller Frische und Ursprünglichkeit, unerschöpflich in seinen Schnurren, ein Spaßmacher und noch mehr als das, nämlich ein Moralist von einer prachtvollen Urwüchsigkeit und sinnvollen Unbefangenheit. Seine Bauern sind lustige Oberösterreicher, aber auch aus der Wienerstadt und dem Schwabenlande holt er sich seine Originale, und weil er ein durch und durch moderner Mensch ist, weiß er sogar Eisenbahngeschichten zu erzählen und von der Kneippkur und anderen Narretheien unserer Zeit. Ganz augenscheinlich ist Hebel sein Vorbild, dem er des öfteren nacherzählt, und das er mehr als einmal commentirt und all in seiner Vortrefflichkeit erreicht, obgleich ihm eine so wunderbar philosophische Geschichte wie der herrliche „Kannitverstan" noch nicht eingefallen ist. Es wäre denn etwa die gelungene Schnurre von dem „in Gedanken stehen gebliebenen" Regenschirm des Einbrechers, der von dem Zuchthäusler nach Verbüßung seiner Strafe zurückgefordert wird und von dem armen Schulmeister baar vergütet werden muß, dieweil er ihn mittlerweile verkauft hat. So bleibt er also nicht nur der Bestohlene, sondern muß noch froh sein, zu seinem Schaden auch noch den Spott zu tragen, daß das „Recht" nicht nur den ehrlichen Leuten hilft, sondern auch den Spitzbuben. Kurz, überall finden wir eine schalkhafte Weltanschauung und eine derb gesunde Moral, die uns in Frohsinn und Trauer gemüthlich anregt und fesselt. Josef Wichner und sein Volksfreund stellen sich mit diesem Büchlein in eine Reihe neben Hebel und Claudius, neben Schatzkästlein und Wandsbecker Boten.

Guhl & Koner, Leben der Griechen und Römer. (Berlin, Weidmann). Ein lieber alter Freund unserer Gymnasial- und Studentenzeit kommt uns in einem stattlichen neuen Gewande zu, zeitgemäß erweitert, ganz auf der Höhe der heutigen Forschung und mit einem bereicherten Bilderschmuck, der alles hinter sich läßt, was ähnliche Nachschlagebücher in dieser Hinsicht bieten. Und doch ist es der alte, treffliche „Guhl und Koner" geblieben, ein geradezu klassisches Vademecum für antike Cultur, zuverlässig und klar und nirgend doctrinär und langweilig. Die renommirte Verlagshandlung hat sich um das prächtige Buch verdient gemacht und sich dieses werthvollen Besitzes auf's neue würdig gezeigt.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuer Verlag
von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

A. Hausrath,
Arnold von Brescia.
8. geh. 3 M.

Der geistvolle Heidelberger Theologe zeichnet das merkwürdige Leben des Propheten von Brescia auf dem geschichtlichen Hintergrunde seiner Zeit; das Bild dieses Helden der Geistesfreiheit ist dennoch ein heiliges Bild das bis in die jüngste Zeit noch Wunder wirkte, und schon darum sollte es Gemeindebesitz aller bleiben. Der Verfasser dieses fein durchgeführten Kabinetbildes ist der Meinung, daß sich aus der Geschichte des zwölften Jahrhunderts viel lernen lasse für das neunzehnte.

Die Gegenwart
Nr. 15.

Von dieser bereits **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:

Die beleidigte Majestät,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Carl Heymanns Verlag, Berlin W.
Rechts- u. Staatswissenschaftlicher Verlag.

Soeben erschien:

Der Rechtsschutz
gegen
zu hohe Steuern und Steuereinschätzungen.
Von
Dr. **Karl Walcker,**
Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.
Preis M 0,60 bar, postfreie Zusendung M 0,65.

Unterzeichnete Verlagsbuchhandlung empfiehlt allen Freunden einer guten heiteren Lectüre:

„Alraunwurzeln."
Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein.
von **Josef Wichner.**
2. Aufl. 304 Seiten. Preis 1 M 60 Pf broſch., 2 M 40 Pf gebd.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, eventuell auch vom Verleger **Heinrich Kirsch,**
Wien I., Singerstraße 7.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON
Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.
= Soeben erscheint =
in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:
17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.
152 Chromotafeln.
272 Hefte zu je 50 Pf. 17 Bände zu je 8 Mk.
17,500 Seiten Text.
Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.
Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

Das Leben der Sprache
und ihre Weltstellung
von
Dr. Rudolf Kleinpaul.

Drei Bände gr.-8°. Preis brosch. M. 24.—, geb. M. 30.—.

Dieses grosse sprachphilosophische Werk liegt jetzt komplett vor. Wie der Haupttitel anzeigt, ist es dem Verfasser nicht um grammatische Tifteleien, nicht um eine Sprache, sondern um die Weltbeziehungen und um die Weltverhältnisse der Sprache als solcher zu thun gewesen, und er hat damit einer Betrachtungsweise des Volkssprachlebens, namentlich der unbewussten Hälfte desselben, Bahn gebrochen, wie sie bisher noch niemals auch nur annähernd versucht worden ist.

Neuer Verlag von OTTO WIGAND in Leipzig.

Wollny, **Dr. Fr., In Sachen der Hypnose und Suggestion.** Ein Vademecum für Herrn **Professor Wundt.** Preis 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bekannte Glückscollecte A. Gerloff, Nauen b. Berlin.
Grosse Hannoversche Silber-Lotterie am 4. Juli.
1 Original-Loos **nur 1 M.**
3223 Gew. — Hauptgew. 10 000 M. W. — 90% baar.
Jede Liste **15 Pf.** — Porto **10 Pf.**

Abonnement
auf das
III. Quartal 1898.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit Nummer 26 beginnt das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

8901211990

Digitized by Google

Digitized by Google

89012117990

b89012117990a